ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE:

E. HAULER, L. RADERMACHER, H. SCHENKL.

ACHTUNDSECHZIGSTER BAND.

JAHRGANG 1917/18.

WIEN, 1919.
ALFRED HÖLDER,
Universitäts-Buchhändler,
Buchhändler der Akademie der Wissenschaften.

Nachwort.

Da der Jahrgang 1916 (Band LXVII) sich erst am 27. März 1917 zum Abschluß bringen ließ, konnte die Schriftleitung das erste Doppelheft des neuen Bandes infolge der zahlreichen Kriegshemmungen nicht vor dem 5. Juni 1917 erledigen. Die Fortführung dieses für 1917 berechneten Bandes begegnete aber noch gesteigerten Schwierigkeiten durch die wachsende Papiernot, den erhöhten Mangel an geschulten Setzern und die starke Verzögerung der Korrekturen, da mehrere Mitarbeiter neu einberufen worden, andere durch die Post nur verspätet oder gar nicht erreichbar waren. So kam es, daß die letzten Hefte trotz alles Drängens unsererseits über den Schluß des Jahres 1918 hinaus in Korrektur standen und erst vor kurzem abgeschlossen werden konnten. Es lag nun nahe, nach dem Vorgange der Redaktionen anderer Zeitschriften auch die auf die beiden Jahre 1917 und 1918 sich erstreckenden 12 Hefte in einen Band (LXVIII) mit der Bezeichnung 1917/18 zusammenzuziehen. So entfällt zwar äußerlich ein Jahrgang, aber in der Tat nimmt dieser Band auf die Erscheinungen und Ereignisse beider Jahre bereits Rücksicht. Auf diese Weise wird für die Folge der unliebsame Zeitrückstand wohl beseitigt. Der neue, LXIX. Jahrgang, an dem bereits gedruckt wird, soll demnach die Jahreszahl 1919 tragen und mit einer von der Verlagshandlung gewünschten geringen Einschränkung des Umfanges 48 Bogen umfassen, ohne daß der alte Bezugspreis erhöht würde. Den veränderten staatlichen Verhältnissen entsprechend werden die Bände ferner den zeitgemäß leicht abgeänderten Titel „Zeitschrift für die deutschösterreichischen Gymnasien“ führen. Selbstverständlich werden wir fürderhin den Abhandlungen und Anzeigen von Mitarbeitern aus Deutschösterreich und dem Deutschen Reiche ganz besondere Aufmerksamkeit widmen. Doch wollen wir nicht nur in der „Zeitschriftenschau“ auf die pädagogische Literatur der früheren österreichischen Kronländer weiter Rücksicht nehmen, sondern auch die sonstige Literatur, die uns zugesandt wird, vorurteilslos begutachten. Wir hegen dabei die Hoffnung, daß die bisherigen Mitarbeiter und Leser unserer Zeitschrift auch unter den veränderten Verhältnissen ihr treu bleiben werden.

Wien im März 1919. **Die Schriftleitung.**

Nachwort.

r Jahrgang 1916 (Band LXVII) sich erst am 27. März
Abschluß bringen ließ, konnte die Schriftleitung das
elheft des neuen Bandes infolge der zahlreichen
nungen nicht vor dem 5. Juni 1917 erledigen. Die
dieses für 1917 berechneten Bandes begegnete
gesteigerten Schwierigkeiten durch die wachsende
den erhöhten Mangel an geschulten Setzern und die
zögerung der Korrekturen, da mehrere Mitarbeiter
ufen worden, andere durch die Post nur verspätet
icht erreichbar waren. So kam es, daß die letzten
alles Drängens unsererseits über den Schluß des
8 hinaus in Korrektur standen und erst vor kurzem
en werden konnten. Es lag nun nahe, nach dem
der Redaktionen anderer Zeitschriften auch die auf
Jahre 1917 und 1918 sich erstreckenden 12 Hefte
Band (LXVIII) mit der Bezeichnung 1917/18 zusam-
n. So entfällt zwar äußerlich ein Jahrgang, aber in
mmt dieser Band auf die Erscheinungen und Ereig-
r Jahre bereits Rücksicht. Auf diese Weise wird für
der unliebsame Zeitrückstand wohl beseitigt. Der
X. Jahrgang, an dem bereits gedruckt wird, soll
lie Jahreszahl 1919 tragen und mit einer von der
dlung gewünschten geringen Einschränkung des Um-
Bogen umfassen, ohne daß der alte Bezugspreis
rde. Den veränderten staatlichen Verhältnissen ent-
werden die Bände ferner den zeitgemäß leicht ab-
Titel „Zeitschrift für die deutschösterreichischen
“ führen. Selbstverständlich werden wir fürderhin den
gen und Anzeigen von Mitarbeitern aus Deutsch-
und dem Deutschen Reiche ganz besondere Aufmerk-
dmen. Doch wollen wir nicht nur in der „Zeitschriften-
die pädagogische Literatur der früheren österreichischen
r weiter Rücksicht nehmen, sondern auch die sonstige
die uns zugesandt wird, vorurteilslos begutachten.
dabei die Hoffnung, daß die bisherigen Mitarbeiter
unserer Zeitschrift auch unter den veränderten Ver-
ihr treu bleiben werden.

Die Schriftleitung.

im März 1919.

Inhalt des achtundsechzigsten Bandes

der

„Zeitschrift für die österr. Gymnasien“

1917/18.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Seite

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Seite

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Programmschau.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Eingesendet: Seite

det:

Seite

Zeitschrift

für die

österreichischen Gymnasien.

Verantwortliche Schriftleiter:

E. Hauler, L. Radermacher, H. Schenkl.

Achtundsechzigster Jahrgang 1917.

Erstes und zweites Heft.

Erscheint zwölfmal jährlich.

WIEN, 1917.

ALFRED HÖLDER,

k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,

Buchhändler der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Beiträge zur Zeitschrift bittet man an Prof. Dr. **E. Hauler** (IX., Währinger Gürtel 88), an Prof. Dr. **L. Radermacher** (XVIII., Hermann Pachergasse 7) oder an Prof. Dr. **H. Schenkl** (I. Universität, philologisches Seminar) zu senden.

Die Schriftleitung.

Bezugspreis für ein Jahr K 24·—.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zur homerischen Presbeia.

„Der Versuch, den Phoinix auszuscheiden, bricht den Edelstein aus der Krone dieser jungen Dichtung ersten Ranges.“ So Wilamowitz in seinem großen Rechenschaftsbericht über eine heroische Lebensarbeit, soweit sie dem Homer gegolten hat (Die Ilias und Homer, S. 64). Die Äußerung über die Unentbehrlichkeit des Phoinix sagt nichts Neues, aber jeder wird ihr zustimmen, der einmal für sich das Experiment gemacht hat, den Gesang ohne die Phoinixrede und Achills Antwort zu lesen; der ganze Bau stürzt da zusammen. Auf Odysseus' klug zurückhaltende Worte der hinreißend leidenschaftliche Ausbruch der heißen Seele des Helden; auf Phoinix näher zum Herzen Achills dringende Rede ein gelasseneres Ablehnen, das schon die Frage der Abfahrt offen läßt; und dann zum wirkungsvollen Abschluß, ohne das zweite Redepaar ganz undenkbar, auf Aias' wortkarge, mit schweren kurzen Sätzen ein Gewicht ums andere in die Wagschale werfende, fast widerwillig an Achill gerichtete Mahnung die kurze Antwort des Helden, die doch in aller Entschlossenheit ein gutes Wort aus alter Achtung vor dem Redlichen vorausschickt und auf die Drohungen der ersten Rede nicht mehr zurückfindet — das ist wie Strophe, Gegenstrophe, Epodos. Man könnte es epodische Komposition heißen und den Begriff mit noch größerem Recht auf Odysseus' Wiedersehen mit den Waffengefährten in der Nekyia anwenden: erst Agamemnon und Achill, die so deutlich gegensätzlich wirken sollen, nicht bloß in ihrer Frage nach dem Sohne, und dann als unvergleichlicher Abschluß Aias' Schweigen „erhabener als jede Rede“.

Aber die Anstöße in der Presbeia? „Die rätselhaften Duale 182 vermag ich nicht aufzuklären,“ sagt Wilamowitz. Ist das wirklich so unmöglich? Es ist von den Alten und den Neueren mancherlei zur Aufhellung gesagt worden, aber es klingt doch immer fast wie eine Ausrede. Daß der Dichter selbst den Dual

nicht sonderlich wichtig nahm, ist leicht zu erkennen: wenn nichts anderes, so verweist darauf schon der Umstand, daß er fortgesetzt auch mit dem Plural dazwischenkommt und bei der Heimkehr der Gesandten, unter Zurücklassung des Phoinix, nicht daran denkt, nun, wo der Dual besser am Platz wäre, ihn anzuwenden. Daß Odysseus und Aias mit den „zweien" gemeint sind, als die eigentlichen Gesandten des Agamemnon und des Heeres, daran hat wohl noch niemand gezweifelt; aber wie kommt der Dichter auf den Dual, wenn er dann doch dreie gleichberechtigt reden und sogar nicht bloß drei, sondern fünf (nämlich die beiden Herolde dazu) am Strand zu Achill gehen läßt?

Die sehr simple Tatsache, auf die ich im folgenden hinweisen möchte, habe ich bei den Erklärern, die ich eingesehen habe, von Heyne bis Bethe, nirgendwo erwähnt gefunden: also mag sie doch wohl übersehen worden sein, so sehr sie sich aufzudrängen scheint und so leicht mir ein Hinweis entgangen sein kann. Der erste der anstößigen Duale, dem dann bis v. 199, also ausschließlich in dieser Partie von ganzen 17 Versen, noch sieben weitere folgen, steht 182:

Τὼ δὲ βάτην παρὰ θῖνα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης.

Die Erklärer, auch der Schmidtsche Parallel-Homer, notieren dazu lediglich A 34: aber das gilt nur für die zweite Vershälfte. Aber auch die erste stammt aus A, v. 327:

Τὼ δ᾽ ἀέκοντε βάτην παρὰ θῖν᾽ ἁλὸς ἀτρυγέτοιο.

Man sieht, unter dem Zwang, das ἀέκοντε hier wegzulassen, ist die zweite Hälfte des Verses geändert, aber wieder in Anlehnung an A.

Damit scheint nun freilich etwas an sich höchst Nebensächliches festgestellt zu sein. Aber die Tatsache löst sich bei näherem Zusehen sogleich aus ihrer Vereinzelung. Kein Buch knüpft so unmittelbar, so intim an das A an als eben die Presbeia. Die ganze Situation gerade der Verse, in denen die Duale vorkommen, ist das genaue und beabsichtigte Gegenstück zu der von dem Dichter ausdrücklich v. 106 f. berührten Szene im A: dort die zwei Herolde des Agamemnon, die dem Achill die Schmach antun, die Briseis aus seinem Zelt zu holen; hier die sorgsam ausgewählten Bittgesandten des Heeres und des Königs, die mit reichsten Gaben den grollenden Helden versöhnen sollen. Alles verläuft parallel und mit der gleichen Situation kommen von selbst die gleichen Verse, und damit der vielbesprochene Dual. Er wiederholt sich dann, aus dem gleichen Grunde, nochmals I 185:

Μυρμιδόνων δ᾽ ἐπί τε κλισίας καὶ νῆας ἱκέσθην.
Τὸν δ᾽ εὗρον . .

— wörtlich = A 329 f.; der erste Vers ist auch noch 652 mit einer kleinen Änderung verwertet.

Einige Verse später bringt die unmittelbare Hindeutung auf A eine Kürze mit sich, die den Ausdruck unverständlich zu machen droht, I 197, in Achills Begrüßung:

> χαίρετον· ἦ φίλοι ἄνδρες ἱκάνετον, **ἦ τι μάλα χρεώ,**
> οἵ μοι σκυζομένῳ περ Ἀχαιῶν φιλτάτω ἐστόν.

Die hier hervorgehobenen Worte sind wirklich dunkel und haben auch jetzt noch keine übereinstimmende Deutung gefunden: man bezieht sie entweder auf die Not der Achäer oder auf das Bedürfnis des Achill, seine Freunde zu sehen, ja man hat sogar schon im Altertum eine andere von Parmeniskos vielleicht im Einklang mit Aristarch bevorzugte Lesung gehabt (ἡμέτερόνδε[1]). Aber wenn man die Anlehnung an A auch hier beachtet, zeigt sich, daß wiederum Gedanke und Wort aus ganz der gleichen kurzen Stelle in A vorschwebt[2]), 334 ff.:

> χαίρετε, κήρυκες . . . .
> 338 . . . . τὼ δ' αὐτὼ μάρτυροι ἔστων
> πρός τε θεῶν μακάρων πρός τε θνητῶν ἀνθρώπων
> καὶ πρὸς τοῦ βασιλῆος ἀπηνέος, εἴ ποτε δ' αὖτε
> χρειὼ ἐμεῖο γένηται ἀεικέα λοιγὸν ἀμῦναι
> τοῖς ἄλλοις.

Wie zu χρειώ der Genitiv ἐμεῖο tritt, ebenso kann, wie I 75 zeigt: μάλα δὲ χρεὼ πάντας Ἀχαιοὺς ἐσθλῆς καὶ πυκινῆς oder I 607 f.: οὔ τί με ταύτης χρεὼ τιμῆς, zu μάλα δὲ χρεώ ein ἐμεῖο gedacht sein; Λ 606 steht es ja wirklich (τί δέ σε χρεὼ ἐμεῖο;). Aber dieser Genitiv ist absichtlich von Achill unterdrückt, wie Leaf treffend zu der Stelle bemerkt: *Two thoughts spring to his lips; first, sincere pleasure at a visit from his friends — from whom perhaps he has been separated for a fortnight; and next, gratified pride at what he sees is the object of their visit — a confession of their sore need for him* (ἦ τι μάλα χρεώ). *This latter he checks, with his native courtesy, the instant he has uttered it, and returns directly to his first expression.*

Ähnlich arbeitet der Dichter der Presbeia auch an anderen Stellen mit dem Gesang A. Schon die Scholien (A Gen. Eust.)

---

1) Vgl. zu dieser Variante Breithaupt, *De Parmen. gramm.* (= Stoicheia, Heft IV, 1915), S. 4 f., der jedoch der jetzt gewöhnlichen Auslegung zustimmt. Daß χρειώ und χρεώ nicht mit Ahrens als verschiedene Gebilde aus einer Wurzel, sondern nur als ältere und jüngere Form anzusehen sind, zeigt Wackernagel, Verm. Beiträge S. 57 ff.

2) Auch eine antike Auslegung bei Eust. zu I 170 hat das schon empfunden: Ὅτι καὶ κήρυκας ἐπιλέγονται . . . ἵνα ὡς ἐν τῇ ἀφαιρέσει τῆς Βρισηΐδος μάρτυροι ἦσαν πρός τε θεῶν πρός τ' ἀνθρώπων τοῦ ἀδικήματος εἴ ποτε παραπέσῃ χρεία, οὕτω κἀνταῦθα τῆς καὶ ἐλλόγου καὶ ἐνδόξου πρεσβείας, εἰ περιορασθήσεται. Vgl. auch Schol. A zu diesem Vers: Talthybios wird nicht wieder mitgesandt zu Achill ἐπεὶ κἂν ἐξωργίσθη, τῆς δι' αὐτοῦ γενομένης ἀφαιρέσεως ὑπομνησθείς.

haben mit einiger Spitzfindigkeit sogar den Grund für die Beauftragung von Aias und Odysseus mit der Gesandtschaft eben im A gefunden: auch sie hatte dort Agamemnon mitbeleidigt (v. 145), aber sie hatten es ihm nicht nachgetragen. Römer[1]) hat I 346 f. richtig auf A 174 f. bezogen, und Bethe bemerkt, daß der Dichter das Motiv der Abfahrt Achills in die Heimat aus A 169 wieder aufnimmt, und daß Nestor I 108 auf seine Rede A 275 zurückweist. Man kann hinzufügen, daß Nestor hier wie dort den Vermittler spielt, hier zwischen Agamemnon und Diomedes wie dort zwischen Agamemnon und Achill; auch daß Agamemnons gedemütigtes Zugeständnis I 116 ff., daß Zeus jetzt seinen Feind geehrt habe — vgl. auch 110 und 608 — ein herbes Gegenbild zu seiner Prahlerei A 175 sein soll; vielleicht ist selbst das Wort des Achill, daß Hektor vor seinem Zelt Respekt haben werde (I 654 f.), durch den Gedanken an Agamemnon veranlaßt, von dem er sich im A sogar gewalttätiger Beraubung versehen hatte (298—303). Der nur bei Athenäus aus dem Isokrateer Dioskurides überlieferte Vers in Agamemnons Schuldbekenntnis I 119 a ἢ οἴνῳ μεθύων ἢ μ' ἔβλαψαν θεοὶ αὐτοί, der klärlich auf οἰνοβαρές A 225 zurückgeht, würde sich diesen Rückbeziehungen auf A gut anreihen und von hier aus als echte Überlieferung anerkannt werden können[2]), wäre nicht doch die Energie des Ausdrucks ohne den Vers höher, und wäre nicht zu bedenken, daß auch ein Nachahmer sich gerade hier unmittelbar auf A gewiesen sah.

Man wird wohl nicht mehr ausdrücklich sagen müssen, daß keinem homerischen Dichter zu nahe geschieht, wenn man von ihm zeigt, daß er formell und auch in der Gedankenführung von früheren Schöpfungen in dem Grade abhängt, daß er selbst

---

[1]) Homerische Aufsätze S. 44 ff. Einen irgendwie greifbaren Beweis, daß umgekehrt A unter der Voraussetzung von I geschrieben sei, wie Römer annimmt, wird man bei ihm vergeblich suchen. Seltsam ist die Partie über das ἤπια εἰδέναι S. 51 ff. Wahrscheinlich hatte sich Achill im I eine Liebeserklärung des Agamemnon erwartet und ist daher enttäuscht, daß er „nur“ Geschenke bekommen soll. So sind nun einmal die homerischen (und die nordischen) Helden! Man kann den Satz εἴ μοι κρείων Ἀγαμέμνων ἤπια εἰδείη wohl mit Monro und Leaf z. St. (etwas anders Cauer, Grundfragen² S. 503) als einen allgemeinen Hinweis auf die üble Gesinnung des Agamemnon gegen Achill verstehen und dann, so für sich allein angesehen, nicht im unbedingten Widerspruch zu I finden; aber etwas anderes ist es, mit Römer den Achill in bewußtem Hinblick auf die Gesandtschaft der eben vergangenen Nacht diese Worte sagen zu lassen, als ablehnende Kritik der unermeßlichen Geschenke und Verpflichtungen, die Agamemnon gegen ihn auf sich genommen hat. Bethe (Homer I 72 f.) hat sicherlich recht, daß er sich den unversöhnlichen Widerspruch zwischen I und Λ Π nicht wegreden läßt; über Λ 609 und Π 84 ist nicht hinwegzukommen.

[2]) Vgl. Wilamowitz' zweifelndes Urteil S. 66, 2 und was er über die sonstigen starken Varianten in I dort anführt.

it einiger Spitzfindigkeit sogar den Grund für die Be-
ng von Aias und Odysseus mit der Gesandtschaft eben
efunden: auch sie hatte dort Agamemnon mitbeleidigt
), aber sie hatten es ihm nicht nachgetragen. Römer[1])
46 f. richtig auf A 174 f. bezogen, und Bethe bemerkt,
Dichter das Motiv der Abfahrt Achills in die Heimat
169 wieder aufnimmt, und daß Nestor I 108 auf seine
275 zurückweist. Man kann hinzufügen, daß Nestor
dort den Vermittler spielt, hier zwischen Agamemnon
medes wie dort zwischen Agamemnon und Achill; auch
amemnons gedemütigtes Zugeständnis I 116 ff., daß Zeus
inen Feind geehrt habe — vgl. auch 110 und 608 —
es Gegenbild zu seiner Prahlerei A 175 sein soll; viel-
t selbst das Wort des Achill, daß Hektor vor seinem
pekt haben werde (I 654 f.), durch den Gedanken an
non veranlaßt, von dem er sich im A sogar gewalt-
Beraubung versehen hatte (298—303). Der nur bei
s aus dem Isokrateer Dioskurides überlieferte Vers in
nons Schuldbekenntnis I 119 a ἢ οἴνῳ μεθύων ἢ μ' ἔβλαψ-
οί, der klärlich auf οἰνοβαρές A 225 zurückgeht, würde
sen *Rückbeziehungen* auf A gut anreihen und von hier
chte Überlieferung anerkannt werden können[2]), wäre nicht
Energie des Ausdrucks ohne den Vers höher, und wäre
bedenken, daß auch ein Nachahmer sich gerade hier
ar auf A gewiesen sah.
wird wohl nicht mehr ausdrücklich sagen müssen,
em homerischen Dichter zu nahe geschieht, wenn man
zeigt, daß er formell und auch in der Gedankenführung
ren Schöpfungen in dem Grade abhängt, daß er selbst

merische Aufsätze S. 44 ff. Einen irgendwie greifbaren Be-
mgekehrt A unter der Voraussetzung von I geschrieben sei,
annimmt, wird man bei ihm vergeblich suchen. Seltsam
ie über das ἤπια εἰδέναι S. 51 ff. Wahrscheinlich hatte sich
eine Liebeserklärung des Agamemnon erwartet und ist
scht, daß er „nur" Geschenke bekommen soll. So sind
die homerischen (und die nordischen) Helden! Man kann
κρείων Ἀγαμέμνων ἤπια εἰδείη wohl mit Monro und Leaf z. St.
s Cauer, Grundfragen² S. 503) als einen allgemeinen
die üble Gesinnung des Agamemnon gegen Achill ver-
ann, so für sich allein angesehen, nicht im unbedingten
u I finden; aber etwas anderes ist es, mit Römer den
ußtem Hinblick auf die Gesandtschaft der eben ver-
t diese Worte sagen zu lassen, als ablehnende Kritik
hen Geschenke und Verpflichtungen, die Agamemnon
sich genommen hat. Bethe (Homer I 72 f.) hat sicher-
er sich den unversöhnlichen Widerspruch zwischen I
egreden läßt; über A 609 und Π 84 ist nicht hin-

lamowitz' zweifelndes Urteil S. 66, 2 und was er
starken Varianten in I dort anführt.

eine leise Unkorrektheit wie jenen Dual ohne langes Bedenken zuläßt; weder der Dichter des I noch der des Ω verlieren durch solchen Hinweis auf die Art, wie sie mit dem zum Teil schon konventionell gewordenen Material des epischen Gesanges Neues schaffen, das Geringste von ihrem hohen Rang[1]). Daran ändert auch die Gleichgültigkeit nichts, mit der der Dichter es dem Hörer überläßt, sich etwa aus den Versen 427 ff. und 611 ff. die Gründe von Phoinix' Verweilen bei Agamemnon aufzuhellen. Ob selbst darin das Vorbild der Empfangsszene des A nachschwingen mag, wo eben einzig Patroklos, stumme Person dort wie hier, nicht auch Phoinix an Achills Seite erschienen war? Es ließe sich leicht, etwa mit dem Scholion B T (zu I 168), weiter phantasieren, aber eine sichere Antwort kann man sich auf diese Frage schwerlich geben.

Ein anderer Einwand gegen die Ursprünglichkeit des Phoinix in der Presbeia geht von v. 223 aus:

νεῦσ' Αἴας Φοίνικι, νόησε δὲ δῖος Ὀδυσσεύς.

An dem Vers haben besonders Bergk, dann Christ, Erhardt, Leaf Anstoß genommen. Und doch gehört gerade die zierliche Kleinmalerei, die hier ein solches artiges Detail zum besten gibt, recht eigentlich zur Art des Dichters. In der nämlichen flinken Manier findet er v. 179 f. Gelegenheit, die Geschäftigkeit des Nestor: δενδίλλων[2]) ἐς ἕκαστον zu zeichnen und mit dem Zusatz Ὀδυσσῆι δὲ μάλιστα schon dem Prinzipat des Odysseus in der Verhandlung mit Achill zu präludieren. Das Motiv des Winkes, der in v. 223 die Handlung nicht des Angeredeten, sondern eines Dritten auslöst, wiederholt sich später noch einmal v. 620:

ἦ καὶ Πατρόκλῳ ὅ γ' ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε σιωπῇ,

worauf unmittelbar nicht sowohl Patroklos als Aias mit der Aufforderung zum Gehen an Odysseus reagiert, was auch Achills eigentliche Absicht ist (ὄφρα τάχιστα ἐκ κλισίης νόστοιο μεδοίατο).

Es ist ganz im Zusammenhange unserer Betrachtung, daß v. 620 wieder fast Wort für Wort an eine der berühmtesten Stellen des A (528 ἦ καὶ κυανέῃσιν ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων) angelehnt ist. Besonders stark aber zeigt sich die Liebe zu solcher sinnvollen Ausmalung im Kleinen in der Erzählung des Phoinix v. 485 ff., vor allem 490 f.; auch die singuläre Allegorie von den Litai darf man wohl in den gleichen Zusammenhang rücken.

Die höchste Bewunderung verdient der Dichter freilich nicht in diesen kleinen Zügen, sondern in der zwingenden Kraft, mit der er seine Gestalten in dramatischer Gegenrede uns vor Augen führt; vor allem die Figur des Helden selbst. Bethe

[1]) Vgl. zu diesem Thema die schönen Bemerkungen von O. Immisch, Die innere Entwicklung des griechischen Epos (1904).

[2]) διανεύων τοῖς ὀφθαλμοῖς sagt der Schol. A zur Erklärung des seltenen Wortes.

hat den Achill der Presbeia in lebendiger Weise nachzuzeichnen versucht; aber ganz kann ich ihm doch nicht beistimmen. Es ist doch nicht so, daß der Held wirklich in seiner Kampffreudigkeit, also in seinem innersten Wesen gebrochen wäre; wenn er sich zu dem Äußersten versteigt, von Abfahrt und ruhmlosem Verliegen zu sprechen, und in der Tat unwillig alles wegzuwerfen scheint, was er wie kein anderer besitzt, so muß man das als den hemmungslosen Ausbruch seines tief beleidigten Heldenstolzes auffassen, aber nicht als den Ausdruck eines wirklichen Willens zum Verzicht, wenn man diesen Achill nicht verkennen soll[1]. Er malt sich in der leidenschaftlichen Erschütterung seiner Seele Heimkehr und dunkle Zukunft aus, wie — man wird den Vergleich nicht mißverstehen und verzerren wollen — in stärker sentimentaler Dichtung Goethes „Tasso" (V, 4), und er wird das vermeintlich Wohlbedachte und Beschlossene genau so im Augenblick vergessen wie dieser.

[1]) Den Gedanken an die Abfahrt will Bethe selbst S. 76, 6 durch den Dichter „nicht ernst genommen" wissen.

Heidelberg. F. Boll.

Die Erforschung des byzantinischen Hymnengesanges.

Die Verbindung von Wort und Ton bei der Gesangsmusik bringt es mit sich, daß Arbeiten auf diesem Gebiete zu einem Zusammenwirken des Musikhistorikers mit dem Literarhistoriker und, für die ältere Zeit, mit dem Philologen führen müssen. So wie es den Musikhistoriker von seinen Arbeiten ablenken würde, wollte er sich mit der literarischen Seite der Fragen beschäftigen, kann auch der Philologe nicht der fachlichen Hilfe des Musikhistorikers entraten, da für ihn das Einarbeiten in die theoretisch recht komplizierte Welt alter und mittelalterlicher Musik eine bedeutende Ablenkung erfordern würde. Ein solches Zusammenwirken erheischt vor allem die altgriechische Musik. Es sind bekanntlich nur wenige Bruchstücke von ihr erhalten, aber eine größere Zahl theoretischer Schriften über sie, so daß diesbezügliche Arbeiten günstiger von philologischer Seite in Angriff genommen werden. Ähnlich verhält es sich mit der frühchristlichen und frühmittelalterlichen Kirchenmusik im Orient und im Abendlande; da aber von dieser zahlreiche musikalische Denkmäler erhalten sind, verschiebt sich das Schwergewicht der Forschung allmählich von der philologischen auf die musikhistorische Seite.

Und nicht viel anders verhält es sich bei den Liedern der Troubadoure und der Minnesänger, beim Meistergesang und beim protestantischen Choral; überall dort also, wo Wort und Ton

entweder von einem Dichter-Musiker geschaffen sind oder doch völlig gleichwertig nebeneinander stehen. Das Verständnis des Aufbaues der Melodie erleichtert das Verständnis des dichterischen Aufbaues, und die Entwicklung der melodischen Linie kann oft erst aus der poetischen Anlage erschlossen werden.

Die Musikforschung hat in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens als Wissenschaft ihr Ziel vorwiegend in der Weise zu erreichen gesucht, daß sie sich vom Näheren zum Ferneren bewegte. Über die neuere Zeit und das spätere Mittelalter sind wir daher recht gut unterwiesen, dagegen liegt über die frühmittelalterliche und die orientalische Musik nur das Allerdürftigste vor.

Eine Ausnahme macht das Gebiet des lateinischen Chorals, welches von musikpaläographischer Seite dank der durch Papst Pius X. eingeführten Reform des Kirchengesanges in umfassender Weise bearbeitet wurde. Aber man tat dies, ohne auf die Zusammenhänge zu achten, durch welche dieser lateinische Choralgesang mit den Gesängen der orientalischen Kirchen verknüpft war. Erst die letzten Jahre sollten da einigermaßen Wandel schaffen.

Beschäftigte man sich mit der Kirchenmusik im Orient, so wurde eine solche Forschung in das Gebiet der primitiven oder exotischen Musik eingereiht, während man die byzantinische Kirchenmusik in diesen Kreis nicht einbezog, da sie irrigerweise als eine Fortsetzung der altgriechischen angesehen wurde, von der man aber, da ihre Tonschrift nicht entziffert war, kein Beispiel besaß und nicht auf den Gedanken kam, ihre Spuren in der gegenwärtig in Übung stehenden griechischen und orientalischen Kirchenmusik zu suchen.

Da es sich, wie man jetzt mehr und mehr erkennen kann, bei der byzantinischen Musik um eine Kunst von außerordentlicher Kraft und Schönheit, um eine Gewalt der Empfindung handelt, der man nur die Größe und den Reichtum des architektonischen Gestaltens dieser Zeit an die Seite zu stellen vermag, möchte ich in Kürze darstellen, was bisher in schrittweiser, mühevoller Arbeit geleistet wurde, um diese Kunst aus den allmählich unverständlich gewordenen Schriftzeichen herauszulösen und lebendig zu machen.

Abgesehen von Kircher, der in seiner *Musurgia universalis* (1650) die byzantinische Musik in einer unzulänglichen Art streifte, und von Montfaucon, der in der *Palaeographia Graeca* (1708) diese Musikzeichen abbildete, war der erste, der sich eingehender mit der griechischen Kirchenmusik befaßte, der Fürstabt Gerbert im zweiten Bande seines Werkes *De cantu et musica sacra* (1774), der sogar behauptete, eine Anzahl derartiger Gesänge entziffert zu haben. Da von diesen Entzifferungen aber nichts erhalten ist, sind wir nicht in der

Lage, diese Behauptung zu kontrollieren. Ferner findet sich in einem Werke, in dem man derartige Abhandlungen nicht anzutreffen vermuten würde, in der „Geschichte des transalpinen Daciens, das ist der Walachey, Moldau und Bessarabiens" (1781 bis 1783) von Franz Joseph Sulzer, Auditeur in der österreichischen Armee, eine Theorie der türkischen und griechischen Tonkunst, welche auf Grund spätmittelgriechischer Lehrbücher, aber ohne völliges Erfassen des Inhaltes dieser Vorschriften, geschrieben ist.

Alle diese Darstellungen werden aber durch die großangelegte Abhandlung übertroffen, die Villoteau im XIV. Bande des Sammelwerkes *Description de l'Égypte* (1799) auf Grund genauer Studien von dieser Musik gibt. Wenn es ihm auch nicht gelang, die völlige Entzifferung der Zeichen zu erreichen, so bedeutet doch seine Darstellung einen Schritt vorwärts zur Lösung dieser schwierigen Aufgaben, und nichts kennzeichnet die Wichtigkeit seiner Studien besser als die Art und Weise, wie die Musikgeschichten des 19. Jahrhunderts ihn ausschrieben, ohne aus eigenem etwas Wesentliches hinzuzufügen[1]).

So blieb es bis in die neueste Zeit. Zwar setzte gerade zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Reformbewegung zur Verbesserung der griechischen Tonschrift in Griechenland selbst ein; die Führer dieser Bewegung gingen aber leider bei ihren Bestrebungen, die Tonschrift zu vereinfachen, ganz unwissenschaftlich und unhistorisch vor. Sie entnahmen der bisher geltenden Schrift eine Anzahl von Zeichen, änderten teilweise deren Bedeutung und schufen durch dieses Vorgehen eine fast schwerer zu überwindende Kluft zwischen der alten und der neuen Praxis, als wenn sie zu einer völlig anderen Tonschrift gegriffen hätten. Den theoretischen Niederschlag fand die Reform der griechischen Tonschrift in dem Werke des Chrysantos von Madytos Εἰσαγωγὴ εἰς τὸν θεωρητικὸν καὶ πρακτικὸν τῆς ἐκκλησιαστικῆς μουσικῆς (Konstantinopel 1821), welches die Grundlage einer ganzen Reihe neuerer Werke über die griechische Tonkunst ist. Ein ähnliches reformatorisches Vorgehen läßt sich auch bei den Armeniern verfolgen, wo durch Baba Hampartsun mit Zuhilfenahme der alten Zeichen eine neue Notenschrift geschaffen wird.

Der Anstoß, sich neuerdings mit den byzantinischen Kirchengesängen zu beschäftigen, ging nicht von musikhistorischer, sondern von philologischer Seite aus. Es ist bekanntlich das große Verdienst des Kardinals Pitra in seiner *Hymnographie de l'église grecque* (1867) zum ersten Male mit allem Nachdruck

---

[1]) Ich habe in einer kritischen Studie über die äthiopische Kirchenmusik, welche demnächst im *Oriens Christianus*, herausgegeben von A. Baumstark, erscheinen wird, gezeigt, daß alles, was in neuerer Zeit über dieses Thema geschrieben wurde, sich auf Villoteaus diesbezügliches Kapitel zurückführen läßt.

Behauptung zu kontrollieren. Ferner findet sich in
e, in dem man derartige Abhandlungen nicht anzu-
muten würde, in der „Geschichte des transalpinen
ist der Walachey, Moldau und Bessarabiens" (1781
von Franz Joseph Sulzer, Auditeur in der öster-
Armee, eine Theorie der türkischen und griechischen
welche auf Grund spätmittelgriechischer Lehrbücher,
völliges Erfassen des Inhaltes dieser Vorschriften,
n ist.

iese Darstellungen werden aber durch die groß-
Abhandlung übertroffen, die Villoteau im XIV. Bande
lwerkes *Description de l'Égypte* (1799) auf Grund
dien von dieser Musik gibt. Wenn es ihm auch nicht
völlige Entzifferung der Zeichen zu erreichen, so be-
n seine Darstellung einen Schritt vorwärts zur Lösung
vierigen Aufgaben, und nichts kennzeichnet die Wich-
ner Studien besser als die Art und Weise, wie die
ichten des 19. Jahrhunderts ihn ausschrieben, ohne
m etwas Wesentliches hinzuzufügen[1]).
ieb es bis in die neueste Zeit. Zwar setzte gerade zu
s 19. Jahrhunderts eine Reformbewegung zur Ver-
der griechischen Tonschrift in Griechenland selbst
ührer dieser Bewegung gingen aber leider bei ihren
en, die Tonschrift zu vereinfachen, ganz unwissen-
und unhistorisch vor. Sie entnahmen der bisher gel-
rift eine Anzahl von Zeichen, änderten teilweise deren
und schufen durch dieses Vorgehen eine fast schwerer
lende Kluft zwischen der alten und der neuen Praxis,
e zu einer völlig anderen Tonschrift gegriffen hätten.
ischen Niederschlag fand die Reform der griechischen
in dem Werke des **Chrysantos** von Madytos
ς τὸν θεωρητικὸν καὶ πρακτικὸν τῆς ἐκκλησιαστικῆς
Constantinopel 1821), welches die Grundlage einer
ne neuerer Werke über die griechische Tonkunst ist.
es reformatorisches Vorgehen läßt sich auch bei den
erfolgen, wo durch **Baba Hampartsun** mit Zuhilfe-
alten Zeichen eine neue Notenschrift geschaffen wird.
stoß, sich neuerdings mit den byzantinischen Kirchen-
beschäftigen, ging nicht von musikhistorischer,
philologischer Seite aus. Es ist bekanntlich das
nst des **Kardinals Pitra** in seiner *Hymnographie*
rque (1867) zum ersten Male mit allem Nachdruck

in einer kritischen Studie über die äthiopische Kirchen-
demnächst im *Oriens Christianus*, herausgegeben von
scheinen wird, gezeigt, daß alles, was in neuerer Zeit
na geschrieben wurde, sich auf Villoteaus diesbezügliche
hren läßt.

darauf hingewiesen zu haben, daß die Hymnen der griechischen Kirche **strophische Form mit bestimmten Metren** hätten.

Alles, was vor Pitra über dieses Thema geschrieben wurde, hat für uns nur mehr historisches Interesse, da es durch dessen glückliche Entdeckung überholt erscheint[1]). Man hatte zwar bisher eine dunkle Vorstellung, daß die Hymnen der Byzantiner in einer poetischen Form geschrieben waren; da man aber vermeinte, sie müßten nach Analogie der klassischen griechischen Dichtungen in einem quantitierenden Rhythmus abgefaßt sein, hielt man nur drei Kanons des heiligen Johannes von Damaskus, die für Ostern, das Fest der Epiphanie und Pfingsten bestimmt waren, für richtige Dichtungen. Betreffs der übrigen Hymnen, die man kannte, herrschte die Meinung vor, daß die Hymnen nur so hießen, weil man sie sang und in Strophen teilte, im übrigen seien sie in reiner Prosa geschrieben. (Simon Wagnereck: Pietas Mariana.) Die einzige Regel, nach der sich die Hymnendichter richteten, meint tadelnd der Jesuit Gretser (*De cruce tom.* II p. 283), sei die Laune, besonders was die Messung und Quantität der Silben beträfe. Ein anderer, Hyppolit (so!) Maracci, der die vorgenannte Äußerung Wagnerecks in seinem Werke *Mariale S. Josephi hymnographi* (p. 401), das 1661 in Rom erschien, wiederholt, schreibt, daß die unzähligen Oden der Menäen, in denen man keine Spur eines Iambus finden könne, zweifelsohne rein in Prosa geschrieben seien.

Aber auch den Forschern des 18. Jahrhunderts, dem Kardinal Querini, der die griechischen Dichtungen des Triodions übersetzte, Kennern der griechischen Kirche wie Goar und Du Cange entging der architektonische Bau der Hymnen. Ein Zufall führte die Entdeckung herbei; Pitra schildert ihn in der „Hymnographie". Er war aus wissenschaftlichen Gründen in Petersburg, wo er gegen Ende seines Aufenthaltes ein Manuskript fand, das die Lobpreisung eines wundertätigen Marienbildes enthielt, dem zu Ehren ein Festtag mit feierlichem Gottesdienst eingesetzt wurde. Pitras Aufmerksamkeit wurde durch rote Punkte gefesselt, welche nicht nur die Strophen trennten, sondern auch Verse von verschiedener Form. Die Punkte fanden sich in gleichen Intervallen in jeder Strophe und umfaßten jeweils die gleiche Zahl von Silben. Weitere Nachforschungen förderten eine zweite prunkvolle Niederschrift dieses Gedichtes mit goldenen Punkten zu Tage; sie bestätigten den Fund, dessen Trag-

---

[1]) W. Meyer (Speier) führt in seiner Abhandlung „Pitra, Mone und die byzantinische Strophik" zwar aus, daß Mone in seinem Hauptwerke „Lateinische Hymnen des Mittelalters" bereits 14 Jahre vor Pitra einen rhythmischen Aufbau mit strophischer Gliederung der hier mitgeteilten griechischen Hymnen vorgenommen habe, muß aber zugeben, daß diese Tatsache unbeachtet blieb und Pitra diese Entdeckung selbständig ein zweitesmal gemacht und aus ihr wichtige Folgerungen gezogen habe.

weite Pitra sogleich mit großem Scharfsinne erfaßt hatte und woraus er das Gesetz ableitete, daß die Hymnen in einem Rhythmus abgefaßt seien, bei dem die Quantität der Silben nicht berücksichtigt werde, sondern bei dem der Versakzent jedesmal mit dem Wortakzente zusammentreffe und die Versbildung auf dem Prinzipe der Silbenzählung beruhe. Hier spricht Pitra aber bereits die Vermutung aus, daß diese silbenzählende Dichtung in Judäa und Syrien ihren Ursprung gehabt haben müsse, daß die Hymnen mit Akrostichen und syllabischen Versen ein Erbe der Synagoge gewesen seien, „welche sie selbst seit der Zeit der ältesten Patriarchen besaß und daß dies im ganzen Orient — ausgenommen vielleicht Arabien — die einzige feststehende Tradition gewesen sei". Er hält es für notwendig, vergleichende Studien anzustellen, weist darauf hin, daß die Orientalen vor der bekannten griechischen Hochblüte der Hymnendichtung eine Blüte der Kanondichtung hatten, und hält es für wichtig, die Hymnographie der Syrer, Chaldäer, Armenier und Kopten zu studieren, die, wenn sie auch den Byzantinern nicht vorangingen, doch in ursprünglicherer Weise die alten Kirchengesänge konserviert hatten. „Wer weiß, ob nicht die Wissenschaft unter den Trümmern der nestorianischen und jakobitischen Liturgien ursprüngliche Melodien entdecken wird, die unter der dicken Schicht fünfzehn Jahrhunderte alter Häresien begraben sind. S. Ephraem ist sicher nicht der einzige noch der erste, welcher sich der Hymnen des Bardesanes und Epiphanes bedient hat, um ihnen in gleichem Metrum und in gleicher Form seine poetischen Apologien entgegenzustellen. Man müßte sich endlich Rechenschaft von der biblischen Hymnographie geben, von den Gesängen des alten Israel, bei denen unsere ersten Meloden mehr als eine Anleihe machten. Kommen nicht von daher die Akrostichen, die alphabetischen Strophen, die Refraine, die Wechselgesänge, die Parallelismen, ja alle die Geheimnisse dieser Prosodie, von denen wir gesprochen haben? Ist dies nicht unser ursprünglicher Boden, dessen starke Fundamente von den Makkabäern zu den Propheten, von den Propheten zu David, zu Moses, zu den Patriarchen sich senken? Und gab es nicht schon vor den Liedern des Pentateuch Hymnen und Psalmen?"

In diesen wenigen Zeilen ist ein Arbeitsprogramm für Generationen aufgestellt und mit hellseherischem Blicke der Kern der Problemstellung getroffen, die Zusammengehörigkeit der poetischen Gesetze des semitischen Orients und ihr Einfluß auf die griechisch-christliche Dichtung. Es wird im folgenden auf einzelne der hier gestellten Probleme Pitras zurückgegriffen werden. Es sei hier nur darauf hingewiesen, wie die Forschung das, was Pitra intuitiv erfaßt hat, nachträglich bestätigte. D. H. Müller hat die Grundgesetze der ursemitischen Poesie an den Propheten entwickelt und ihr Vorhandensein bereits in der Keil-

schriftliteratur nachgewiesen[1]), Grimme, W. Meyer, Wehofer, P. Maas[2]) u. a. m. wiesen den Einfluß der syrischen Dichtung in der byzantinischen Hymnendichtung nach, Strzygowski, Diehl, Dalton und Wulff für kunstgeschichtliche Tatsachen, Baumstark für liturgische, Kaufmann für die christliche Archäologie[3]). Syrische, koptische und äthiopische Handschriften weisen eine aus gemeinsamer Wurzel stammende Zeichenschrift auf, die sich wiederum mit der frühesten Phase der byzantinischen Zeichen in engste Verbindung bringen läßt; ja selbst bis nach Zentralasien lassen sich die Spuren dieser mit dem Nestorianismus hinverpflanzten Kantillationszeichen verfolgen[4]).

Man sieht, mit welcher Genialität Pitra die ganzen Zusammenhänge zu einer Zeit durchschaut hat, in der es noch keine Möglichkeit gab, quellenmäßig alle diese Probleme zu beantworten, von denen ein Teil erst in unseren Tagen spruchreif und von den Tatsachen erhärtet worden ist.

In eben so klarer Weise sucht Pitra den Umstand zu erklären, daß die Gesetze der neuen Dichtung in keinem Traktate überliefert sind. Sie sind seiner Meinung nach zur Zeit der Hochblüte des Hymnengesanges dermaßen allgemein bekannt gewesen, daß man es für überflüssig hielt, sie ausdrücklich zu erwähnen. Das Schwergewicht lag auf der Musik. Diese war das prävalierende, vom Texte nicht zu trennende Element. Die gleiche Silbenzahl ergibt sich aus der Notwendigkeit, alle Strophen einer Melodie anzupassen. Diese Melodie hat aber eine gewisse rhythmische Freiheit und Freizügigkeit; die Längen und Kürzen sind untereinander nicht von gleicher Dauer, sondern je nach der Entwicklung des Melismas variabel. Die Melodien lassen sich auch keinem taktischen Schema — wie man dies besonders in letzter Zeit von verschiedenen Seiten anzunehmen

---

[1]) Dav. Heinr. Müller, Die Propheten in ihrer ursprünglichen Form (1896).

[2]) Hubert Grimme, Der Strophenbau in den Gedichten Ephraems des Syrers (1893). — Wilhelm Meyer, Anfang und Ursprung der lateinischen und griechischen rhythmischen Dichtung (1885). — Thomas M. Wehofer, Untersuchungen zur altchristlichen Epistolographie (1901). — Untersuchungen zum Lied des Romanos auf die Wiederkunft des Herrn (1907), Sitzungsber. d. Kais. Akad. d. Wissenschaften in Wien. — P. Maas, Das Kontakion, Byzantinische Zeitschrift XIX 285 ff. Genaue Literaturnachweise in der Byzantinischen Zeitschrift und im *Oriens Christianus.*

[3]) Strzygowski, Orient oder Rom (1901); Kleinasien (1903); Amida (1910). — Diehl, *Manuel d'art byzantin* (1910). — Dalton, *Byzant. art and archeology* (1911). — Wulff, Altchristliche und byzant. Kunst — Baumstark, Abhandlungen im *Oriens Christianus.* — Kaufmann, Handbuch d. christl. Archäologie (1913). Literatur in den oben genannten Zeitschriften und bei Wulff.

[4]) F. W. K. Müller, Handschriftenreste in Estrangelo-Schrift aus Turfan. Sitzungsber. d. Berliner Akademie d. Wissenschaften 1904. — C. Salemann, Manichaica I—IV. St. Petersburger Akademie 1907—1912.

versucht hat — unterordnen, sondern folgen den Sinnakzenten. Bei dieser flüchtigen Aufzeichnung war es also gar nicht notwendig und auch technisch kaum möglich, im Texte der Dichtung auf eine genauere Gliederung hinzuweisen; diese ergab sich aus den Melodien. Die ersten Manuskripte von Hymnen ohne Musikzeichen muß man sich so entstanden denken, daß die Texte der Kürze halber, aus Raumersparnis, ohne Noten aufgezeichnet wurden; im Laufe der Zeit bürgerte sich dieser Gebrauch allgemeiner ein und mit dem Anwachsen der Hymnendichtung, mit dem Aufkommen des Brauches, daß nicht mehr Dichter und Komponist in einer Person vereinigt waren, vergaß man allmählich, daß es sich um Gesangstexte handelte. So kam immer mehr der Sinn dafür, daß diese Texte Dichtungen seien, abhanden, und man hielt sie teilweise für gesungene Prosa, teilweise — und das war bei der Menge der Hymnen nicht verwunderlich — kam die Gesangsmelodie gänzlich in Vergessenheit und man hielt diese Stücke für ekstatische Prosa etwa im Sinne der Psalmen, deren dichterische Struktur ja ebenfalls in Vergessenheit geraten war. Dazu kommt noch, daß die Griechen im Gegensatze zur römischen Kirche nur wenige Gesangsbücher anfertigten und meist alles in mündlicher Tradition aufbewahrten. Dadurch entstand eine große Willkür in der Ausführung und viele Strophen der Gedichte fielen aus, wie man aus den Lücken der Akrostichen leicht ersehen kann. Dies ist nicht etwa in neuerer Zeit eingetreten, sondern scheint außerordentlich weit zurückzureichen, da schon Goar im Euchologium 1647 (S. 434) schreibt:

Libros notis musicis exaratos inter cantandum rarissime conspiciunt vel etiam habent Graeci: communesque ideo et verbis et cantu memoriae tenaciter infigunt hymnos, ad quorum normam alios pari syllabarum numero constantes cantando inflectunt, quorum ideo primordia canticis aliis inscribunt, ut ad eorum regulam sequentes indicent esse decantandos. Hi vocantur Εἱρμοὶ *sive tractus, ut qui sequentes modulos ad suam musicam inflexionem trahant.*

Während Pitra in der „Hymnographie“ von liturgischen Untersuchungen ausgehend durch einen glücklichen Fund zur Aufstellung seiner These kam, fand gleichzeitig und unabhängig von ihm Wilhelm Christ, der, von der antiken griechischen Metrik ausgehend, sich der christlichen Epoche zugewandt hatte, daß der Schlüssel der rhythmischen Struktur in der Silbenzahlung und im akzentuierenden Rhythmus zu suchen sei. Durch seinen Mitarbeiter Paranikas lernte er die Melodien der heute noch in Gebrauch stehenden Hymnen kennen und fand darin die vollkommene Bestätigung der metrischen Theorien im Bau der Melodien, indem sich metrische und musikalische Perioden deckten. *Alta iam voce celeberrima carmina cantare excrsus recte*

cola ac periodos me diremisse, et quid accentuum concentus in melodia valeret, luculentissime demonstravit[1]). (Praef. p. V.)

Christ geht nur innerhalb der Verse weiter als Pitra und weist dem Wortakzent eine ähnliche Rolle zu wie in der klassischen Poesie dem metrischen Akzent. Auf diese Weise gewinnt er im Kapitel *De rhythmicis regulis carminum Byzantinorum*[2]) ein überaus kompliziertes System von Versfüßen, als ob es sich um die kunstvollsten Produkte attischer Dichtkunst handeln würde und nicht um volkstümlich gläubig erfundene Lieder nach oder zu einer Melodie. Er meint, daß die Byzantiner in ihren Gedichten *non rhythmum, sed rhythmi quandam umbram consecuti sint*[3]). Sie hätten, wenn sie auch die Quantität der Silben vernachlässigten, die Akzente beim Dichten der Verse derart angelegt, daß die Versabschnitte eine Ähnlichkeit mit den antiken Versteilen aufwiesen, so daß man alle lyrischen und dramatischen Versmaße den byzantinischen Formen unterlegen könne. Er nimmt sogar an, daß die Meloden die Versmaße der antiken Dichter in ihren Hymnen nachgeahmt hätten.

Mit dieser Auffassung, die, anscheinend nach der Anlage des Kapitels über die Rhythmik zu urteilen, die Überzeugung Christs gewesen ist, stimmt die gewundene Erklärung nicht überein, die er anscheinend Pitra entnommen hat, die Ursache des Aufgebens der Quantitätsgesetze sei im Beispiel der hebräischen Psalmen zu suchen. Er stützt sich dabei auf Delitzsch: Zur Geschichte der jüdischen Poesie, in der es heißt: „Das musikalische Element der hebräischen Grammatik ist das akzentuologische. . . . . Jeder Vers des alttestamentarischen Textes bildet eine durch die Tonzeichen geregelte, aus Vorder- und Nachsatz mit ihren Kadenzen bestehende musikalische Periode."

Christ scheint auch das Richtige gefühlt zu haben, aber nicht im stande gewesen zu sein, die klassische Metrik ganz bei Seite zu schieben. So bringt er ein System von anapästischen, daktylischen, glykoneischen, pherekrateischen, logaödischen, iambischen und trochäischen Versabschnitten zu stande, das an und für sich ja richtig ist, aber unsere Einsicht in das Wesen der byzantinischen Dichtung nicht fördert, weil die byzantinisch christlichen Dichter gar nicht beabsichtigt, sogar wohl vermieden haben werden, die klassischen Metren nachzuahmen, sondern alles Dichterische aus der Musik heraus konzipierten.

Abgesehen davon bietet aber Christs Anthologie eine Fülle von Belehrung und ist mit der Exaktheit eines gewissenhaften Forschers gearbeitet, der auf einem ihm teilweise fremden Gebiete nichts außer acht lassen will. So stellt die 140 Seiten um-

[1]) *Anthologia Graeca carminum Christianorum*, Praefatio. p. V.
[2]) ibid. p. LXXIII ff.
[3]) ibid. p. LXXXVIII.

fassende Einleitung nach jeder Richtung hin eine vortreffliche Einführung in das gesamte Gebiet der Hymnendichtung dar. Der Textteil enthält eine größere Sammlung von Dichtungen der bedeutendsten griechischen Meloden.

Wenige Jahre später, 1876, erschien das Hauptwerk des Kardinals Pitra über die Hymnendichtung und bis zur Gegenwart die umfassendste Publikation auf diesem Gebiet, die *Analecta sacra spicilegio Solesmensi parata* (Bd. 1), eine Sammlung von Gesängen, die in den byzantinischen Tropologien zu finden war. Pitras Sammlung weist die Namen von 25 Meloden und eine große Anzahl anonymer Dichtungen auf, genug, um über die ganze Gattung ein anschauliches Bild zu gewinnen. In einer Einleitung von 94 Seiten Umfang ist unter dem Titel *De re rhythmica melodorum in Tropologio* eine gegenüber der „Hymnographie" erweiterte und an Christs Anthologie gereifte Darstellung der Metrik in den Hymnen gegeben. Die griechischen Texte sind mit einer lateinischen Übersetzung und ausführlichem textkritischen Kommentar versehen. Am Schlusse der Einleitung hat Pitra 16 Regeln aufgestellt, welche er aus den erhaltenen Dichtungen ableitete. Die wichtigsten davon enthalten folgendes:

Die Lieder richten sich in der Zahl der Silben und im Zusammenklang von Vers- und Wortakzent nach einem Hirmos, einer Modellstrophe, welche alle Strophen des Liedes nach dem Proömium, der Einleitung, beherrscht. Ob der Akzent ein Akut oder Zirkumflex sei, ist für den rhythmischen Wert der ihm zugehörenden Silbe gleichgültig. Ist in einem Worte die drittletzte Silbe betont, so ist im rhythmischen Gebrauche die Betonung der letzten zulässig. Einsilbige Wörter, auch wenn sie akzentlos sind, können je nach rhythmischem Bedarf betont und unbetont gebraucht werden.

Die Publikation von Pitra erregte gleich nach ihrem Erscheinen großes Aufsehen in Kreisen der Metriker und Liturgiker, weniger in denen der Philologen, und diese Aufmerksamkeit wandte sich auch Christs Anthologie zu. So entstand noch im Jahre 1876 ein ausführliches Referat über die Werke von Pitra und Christ, das selbst den Wert einer wissenschaftlichen Arbeit besitzt: Henri Stevensons Abhandlung *L'hymnographie de l'église grecque* in der Revue des *Questions historiques* und im Jahre 1882 eines von L. Jacobi „Zur Geschichte des griechischen Kirchenliedes" in der Zeitschrift für Kirchengeschichte.

Von Wichtigkeit war es aber, daß angeregt durch Pitra und seine erwähnte Hypothese die Orientalistik sich mit der Frage nach dem Ursprung der griechischen Hymnen zu beschättigen begann. Bickell schrieb in den *Regulae metrices Biblicae* (Innsbruck 1879) S. 3: *Rectam viam odas Graecorum ecclesiasticas metris constare et a madraschis Syrorum*

derivatas esse probabat, has ipsas e sacra Hebraeorum poesi ortum habere coniectavit, und führte dieses Thema in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft (1881) weiter aus.

Diese Forschungen regten wieder Wilhelm Meyer zur Theorie des syrischen Ursprunges der Hymnen an, welche er in einer Abhandlung der bayrischen Akademie „Anfang und Ursprung der lateinischen und griechischen rhythmischen Dichtung" (München 1885) vertrat. Meyer geht von den Anfängen der lateinischen rhythmischen Dichtung aus, bespricht besonders den rhythmischen Hexameter und geht von da zu den Anfängen der rhythmischen Dichtung der Griechen über. An Hand der Werke von Christ und Pitra bespricht er die frühesten Dichtungen und behandelt den Versbau innerhalb der einzelnen Strophen, besonders das Verhältnis der Kurzzeilen zu den Langzeilen.

Er verwirft Christs Annahme, daß der Ursprung der christlichen Strophen in den lyrischen Strophen der alten quantitierenden Poesie zu suchen sei, findet aber auch Pitras Hypothese vom orientalischen Ursprung der Hymnen zu schwächlich formuliert, da Pitra in den Analecta eine Einschränkung der in der Hymnographie aufgestellten These mache. Meyer wird hier Pitra gegenüber nicht ganz gerecht; wie dem auch sei, jedenfalls hat Meyer das große Verdienst erworben, auf Grund eingehender Untersuchungen auf den syrischen Ursprung geschlossen zu haben. Er findet das Vorbild der griechischen Hymnen in den syrischen des Ephraem, dessen Versbau im 6. Jahrhundert aber ein so kühner und doch wohlerwogener sei, daß man auf eine allmähliche Heranbildung dieser Kunst schließen müsse. „Von den semitischen Christen," dies ist der Kernpunkt der Untersuchung, „welche der Quelle des Christentums näher standen als die Griechen und Lateiner, ist mit dem Christentum die rhythmische Dichtungsform zu den lateinischen und griechischen Christen gewandert."

Meyers Abhandlung begegnete von manchen Seiten heftigem Widerspruch, da er als Nichtorientalist in rein orientalistischen Fragen mitgesprochen hatte. Besonders Dreves, der Sammler und Herausgeber mittelalterlicher lateinischer Kirchengesänge, griff ihn in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (1886) aufs heftigste an. Eine starke Unterstützung fand aber Meyer in dem Buche Hubert Grimmes: „Der Strophenbau in den Gedichten Ephraem des Syrers" (*Collectanea Friburgensia 1893*), in welchem die Metrik der Syrer und besonders Ephraems genau untersucht und in einem Anhange der Zusammenhang zwischen syrischer und byzantinischer Hymnenform festgestellt wird. Grimme wendet sich nur gegen die starke Unterteilung der Langverse in Kurzverse, weil diese etwas dem Geiste der orientalischen Poesie Entgegenlaufendes sei, und begründet dies auch für die

griechisch christliche Dichtungsart. Seine Auffassung findet eine Bestätigung in den Regeln D. H. Müllers über die semitische Architektonik: „Die Strophe besteht aus einem Komplex von Versen, die sich zu einer größeren Einheit verbinden, sie enthält ein Bündel Gedanken, die **einen** Gedanken repräsentieren."

In dieser Frage wird die Untersuchung der melodischen Struktur leicht völlige Klarheit schaffen, wenn eine genügend große Zahl von Gesängen übertragen sein wird; es wird dabei selbstverständlich viel darauf ankommen, möglichst alte Überlieferungen der Melodien den Analysen zu grunde zu legen, da in spätmittelgriechischer Zeit mit dem starken Eindringen islamischer Elemente zu rechnen ist, deren Einfluß wir heute noch gar nicht abzugrenzen in der Lage sind.

Um diese Ausführungen an einem Beispiele zu verdeutlichen, wähle ich das bekannte Weihnachtslied des Romanos[1]). Pitra und Christ fassen in ihren Sammlungen die Struktur folgendermaßen auf:

Pitra: *Analecta sacra.* S. 1.	Christ: *Anthologia Graeca.* S. 91.
Ἡ παρθένος σήμερον	Ἡ παρθένος σήμερον
τὸν ὑπερούσιον τίκτει ·	τὸν ὑπερούσιον τίκτει,
καὶ ἡ γῆ τὸ σπήλαιον	καὶ ἡ γῆ τὸ σπήλαιον
τῷ ἀπροσίτῳ προσάγει.	τῷ ἀπροσίτῳ προσάγει ·
Ἄγγελοι μετὰ ποιμένων	ἄγγελοι μετὰ ποιμένων
δοξολογοῦσιν,	δοξολογοῦσι ·
Μάγοι δὲ μετὰ ἀστέρος	μάγοι δὲ μετὰ ἀστέρος
ὁδοιποροῦσιν.	ὁδοιποροῦσι ·
δι᾽ ἡμᾶς γὰρ ἐγεννήθη	δι᾽ ἡμᾶς γὰρ ἐγεννήθη
παιδίον νέον, ὁ πρὸ αἰώνων Θεός.	παιδίον νέον | ὁ πρὸ αἰώνων θεός.

Beide Herausgeber stimmen, wie man sieht, in der Auffassung der Struktur überein, nur daß bei Christ, um die Zusammengehörigkeit je zweier Kurzverse zu einem Langverse hervorzuheben, der zweite Halbvers hereingerückt ist; ferner gibt der Trennungsstrich in der letzten Zeile bei Christ zu erkennen, daß er das Gedanklich-Trennende (in der letzten Zeile) für kräftig genug hält, um den Langvers in zwei Kurzverse zu teilen. Dieser Endvers, der sich als Abschluß jeder Strophe refrainartig wiederholt — nur ὁ πρὸ αἰώνων θεός wechselt mit τὸν πρὸ αἰώνων θεόν. —, entspricht dem Responsorium (Unitha) der syrischen Madrascha-Strophe, das den Umfang von einem bis sechs Verse haben kann[2]), meist aber einen bis zwei umfaßt.

Meyer, der den Aufbau der Strophen auf die Struktur der Kurzzeilen hin untersucht und findet, daß, von geringen Abweichungen abgesehen, an denselben Stellen innerhalb der ein-

[1]) Μηνὸς δεκεμβρίου κε΄, κοντάκιον τῆς Χριστοῦ γεννήσεως ,ἦχος γ΄, φέρον ἀκροστιχίδα. Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ [ὁ] ὕμνος. Cf. Pitra „Hymnographie" S. 47. Analecta Sacra I. S. 1

[2]) H. Grimme, Der Strophenbau, S. 12.

hristliche Dichtungsart. Seine Auffassung findet eine
in den Regeln D. H. Müllers über die semitische
ik: „Die Strophe besteht aus einem Komplex von
sich zu einer größeren Einheit verbinden, sie enthält
Gedanken, die einen Gedanken repräsentieren."
ser Frage wird die Untersuchung der melodischen
icht völlige Klarheit schaffen, wenn eine genügend
l von Gesängen übertragen sein wird; es wird dabei
ändlich viel darauf ankommen, möglichst alte Über-
n der Melodien den Analysen zu grunde zu legen, da
ttelgriechischer Zeit mit dem starken Eindringen isla-
Elemente zu rechnen ist, deren Einfluß wir heute noch
abzugrenzen in der Lage sind.
diese Ausführungen an einem Beispiele zu verdeutlichen
n das bekannte Weihnachtslied des Romanos[1]). Pitra
st fassen in ihren Sammlungen die Struktur folgender-
uf:

Analecta sacra. S. 1.

ς σήμερον
ιον τίκτει·
ὸ σπήλαιον
ῳ προσάγει.
ετὰ ποιμένων
ετὰ ἀστέρος
ρ ἐγεννήθη,
ὁ πρὸ αἰώνων θεός.

Christ: *Anthologia Graeca.* S. 91.

Ἡ παρθένος σήμερον
τὸν ὑπερούσιον τίκτει,
καὶ ἡ γῆ τὸ σπήλαιον
τῷ ἀπροσίτῳ προσάγει·
ἄγγελοι μετὰ ποιμένων
δοξολογοῦσι·
μάγοι δὲ μετὰ ἀστέρος
ὁδοιποροῦσι·
δι' ἡμᾶς γὰρ ἐγεννήθη,
παιδίον νέον | ὁ πρὸ αἰώνων θεός.

Herausgeber stimmen, wie man sieht, in der Auf-
er Struktur überein, nur daß bei Christ, um die Zu-
hörigkeit je zweier Kurzverse zu einem Langverse
ben, der zweite Halbvers hereingerückt ist; ferner
Trennungsstrich in der letzten Zeile bei Christ zu er-
ß er das Gedanklich-Trennende (in der letzten Zeile)
genug hält, um den Langvers in zwei Kurzverse zu
eser Endvers, der sich als Abschluß jeder Strophe
g wiederholt — nur ὁ πρὸ αἰώνων θεός wechselt mit
ώνων θεόν. —, entspricht dem Responsorium (Unitha)
hen Madrascha-Strophe, das den Umfang von einem bis
se haben kann[2]), meist aber einen bis zwei umfaßt.
r, der den Aufbau der Strophen auf die Struktur der
hin untersucht und findet, daß, von geringen Ab-
n abgesehen, an denselben Stellen innerhalb der ein-

ὸς δεκεμβρίου κε', κοντάκιον τῆς Χριστοῦ γεννήσεως ἦχος γ'.
ιγίδα. Τοῦ ταπεινοῦ Ῥωμανοῦ [ὁ] ὕμνος. Cf. Pitra „Hymno-
47. Analecta Sacra I. S. 1.
Grimme, Der Strophenbau, S. 12.

zelnen Strophen Wortende eintritt, gelangt zu folgender Gliederung[1]).

1 Ἡ παρθένος	1 ◡ ◡ ⊥ ◡	a	A
σήμερον	⊥ ◡ ⊥	b	
τὸν ὑπερούσιον τίκτει	⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡ ◡ ⊥ ◡	c	
4 Καὶ ἡ γῆ	4 ◡ ◡ —	d	B
τὸ σπήλαιον	◡ ⊥ ◡ ⊥	e	
τῷ ἀπροσίτῳ προσάγει	⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡ ◡ ⊥ ◡	c	
7 Ἄγγελοι	7 ⊥ ◡ ⊥	f	C
μετὰ ποιμένων	⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡	g	
δοξολογοῦσιν	⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡	g	
10 Μάγοι δὲ	10 ⊥ ◡ ⊥	f	C
μετὰ ἀστέρος	⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡	g	
ὁδοιποροῦσιν	⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡	g	
13 Δι' ἡμᾶς γὰρ	13 ◡ ◡ ⊥ ◡	a	D
ἐγεννήθη	◡ ◡ ⊥ ◡	a	
παιδίον νέον	◡ ⊥ ◡ ⊥ ◡	h	
ὁ πρὸ αἰώνων θεός.	◡ ⊥ ◡ ⊥ ◡ ◡ ⊥	i	

Auffallend ist an dieser Strophe die große Ähnlichkeit der Kurzverse von A und B, wobei die Ähnlichkeit zur Identität wird, wenn man nicht die von Meyer angewandte Unterteilung befolgt. Er selbst entwickelt S. 334 das Schema der Strophe nach Langversen, wobei die Stellung der Cäsuren, je nach ihrer Bedeutung mit *, ⁑ und *⁎* angegeben wird, eine Bezeichnung, die sich auch bei Pitra dort findet, wo er aus Raumersparnis den Text fortlaufend, gleichsam nach Art der Handschriften, in Prosa wiedergibt.

1 Ἡ παρθένος * σήμερον ⁎ τὸν ὑπερούσιον τίκτει ⁑
4 Καὶ ἡ γῆ * τὸ σπήλαιον * τῷ ἀπροσίτῳ προσάγει *⁎*
7 Ἄγγελοι * μετὰ ποιμένων * δοξολογοῦσιν ⁑
10 Μάγοι δὲ * μετὰ ἀστέρος * ὁδοιποροῦσιν *⁎*
13 Δι' ἡμᾶς γὰρ * ἐγεννήθη * παιδίον νέον * ὁ πρὸ αἰώνων θεός.

1	◡ ◡ ⊥ ◡, ⊥ ◡ ⊥, ⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡ ◡ ⊥ ◡	a
4	◡ ◡ ⊥, ◡ ⊥ ◡ ⊥, ⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡ ◡ ⊥ ◡	a
7	⊥ ◡ ⊥, ⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡, ⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡	b
10	⊥ ◡ ⊥, ⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡, ⊥ ⊥ ◡ ⊥ ◡	b
13	◡ ◡ ⊥ ◡, ◡ ◡ ⊥ ◡, ◡ ⊥ ◡ ⊥ ◡, ◡ ⊥ ◡ ⊥ ◡ ◡ ⊥	c

[1]) Meyer, Anfang und Ursprung, Abhandl. XVII. Bd., II. Abt., S. 333. In gleicher Weise eingeteilt, nur graphisch durch verschiedenartige Einrückungen etwas verändert, findet sich diese Strophe auch bei K. Krumbacher, Miscellen zu Romanos. Abh. d. k. Bayr. Akad. d. Wissensch. I. Kl., XXIV. Bd., III. Abt. S. 117. Krumbacher spricht sich hier gegen die Verwendung von * und | aus ästhetischen Rücksichten aus.

Während Christ, Meyer und ihnen folgend Krumbacher in den metrischen Schemen zwischen kurzen und langen Silben noch in Anlehnung an die Theorie der Antike zu unterscheiden suchen, machen Pitra, Grimme und Wehofer nur mehr den Unterschied zwischen betonten und unbetonten Silben. Grimme bringt bei der Besprechung des Weihnachtskontakions nicht den griechischen Text, sondern, wie er es bei den syrischen Liedern befolgt, das rhythmische Schema und die deutsche Umdichtung bei Einhaltung der gleichen Silbenzahl und Betonungsverhältnisse wie beim Original. Es genügt, das rhythmische Schema zu geben und diesem zum Schlusse die Wehofersche Auffassung gegenüberzustellen.

H. Grimme [1]).

```
! . ! . ! . .
! . . ! . . ! .
      —
! . ! . ! . .
! . . ! . . ! .
      —
! . .
! . . ! .
! . . ! .
      —
! . .
! . .
! . . ! .
      —
. . ! . ! . ! .
. ! . ! .
! . . ! . . !
```

Wehofer [2]).

ἡ παρθένος σήμερον
τὸν ὑπερούσιον τίκτει,
καὶ ἡ γῆ τὸ σπήλαιον
τῷ ἀπροσίτῳ προσάγει.
ἄγγελοι μετὰ ποιμένων
δοξολογοῦσιν,
μάγοι δὲ μετὰ ἀστέρος
ὁδοιποροῦσιν·
δι᾽ ἡμᾶς γὰρ
ἐγεννήθη
παιδίον νέον
ὁ πρὸ αἰώνων θεός.

```
[:   × × ×́ ×          ×́ × × :]  |
  × × × ×́ × ×         ×́ ×     ]  } a

[:  × × ×   × × × ×́ × :]  |
    × × × ×́ × ×         ]  } b

[:  × × ×́ ×   :]

        × ×́ ×           ×́ ×   |
    × × × ×́ ×          × ×́    }
```

1) Der Strophenbau in den Gedichten Ephraems des Syrers S. 89. Ein in der Vizant. Cronaca V. erschienener metrischer Lösungsversuch von Paranikas schließt sich am ehesten Grimme an, bietet aber sonst nichts Bemerkenswertes.

2) Untersuchungen zum Lied des Romanos auf die Wiederkunft des Herrn S. 29. Im Sinne des W. Meyerschen Satzschlußgesetzes, dessen Bestehen bei Romanos Wehofer nachzuweisen sucht, „daß nämlich die Silben, die einer Sinnespause vorangehen, einen bestimmten Tonfall haben sollen, wobei nicht die Länge oder Kürze der Silben in Betracht kommt, sondern der Wortakzent, und daß vor der letzten Hebung der Art mindestens zwei Senkungen stehen", sind die Meyerschen Satzschlüsse von Wehofer unterstrichen. Das Zeichen × ist gewählt, um dadurch die bezüglich der Quantität indifferenten Silben zu bezeichnen.

Nachdem nun die wichtigsten rhythmischen Lösungsversuche angeführt wurden, entsteht die Frage, welcher die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat und ob das Heranziehen der Musik, wenn eine zu diesem Kontakion erhalten ist, die Frage zu entscheiden vermag. So wie verschiedene Lesarten bei den Dichtungen herangezogen werden müssen, ebenso und in noch viel höherem Maße ist es erforderlich, möglichst viele Aufzeichnungen desselben Liedes heranzuziehen, da eine große Zahl von Liedern in späterer Zeit umgeändert oder gänzlich neu komponiert wurden. Leider kann ich gegenwärtig von diesem Liede nur eine Version geben, die aber so charakteristisch ist, daß sie in diesem Falle — nur prinzipiell als Beispiel, wie man mit Hilfe der Musik derartige Fragen zu behandeln hat — gut herangezogen werden kann. Ich entnehme sie einem in der Tribune de St. Gervais erschienenen Artikel des um die Entzifferung der byzantinischen Tonschriften hochverdienten J. Thibaut[1]):

Ἡ παρ - θέ - νος σή - με - ρον τὸν ὑ - πε - ρού - σι - ον τί - - κτει,

καὶ ἡ γῆ τὸ σπή - λαι - ον τῷ ἀ - προ - σί - τῳ προσ - ά - γει.

Ἄγ - γε - λοι με - τὰ ποι - μέ - - νων δο - ξο - λο - γοῦ - - σι·

μά - γοι δὲ με - τὰ ἀ - στέ - - ρος ὁ - δοι - πο - ροῦ - - σι·

δι' ἡ - μᾶς γὰρ ἐ - γεν - νή - θη

παι - δί - ον νέ - ον

ὁ πρὸ αἰ - ώ - νων θε - ό - - - - ς.

1) *La musique byzantine*, 1898, S. 275.

Das Original ist fortlaufend und im $^5/_4$-Takt notiert; ich habe die den logischen Fluß der Melodie verhüllende, sinnstörende Takteinteilung weggelassen und die Melodie derart aufgeschrieben, daß jedes selbständige Melodieglied in einer gesonderten Zeile aufgezeichnet ist.

Betrachtet man nun die melodische Linie zu den Worten Ἡ παρθένος σήμερον, so merkt man, daß die Entwicklung des melodischen Bogens unmöglich eine Cäsur vor der Silbe ση zuläßt, sondern daß gerade bei dieser Silbe der Höhepunkt des melodischen Bogens erreicht ist, was man förmlich graphisch darstellen könnte. Wie man sieht, ist auch melodisch der zweite Langvers ganz nach dem Muster des ersten gebaut, ebenso bis auf zwei ganz geringe Abweichungen der dritte und vierte. Dagegen ist von da an jedes Melodieglied ebenso wie jeder Kurzvers selbständig gebaut. Die Meyersche rhythmische Auffassung erweist sich also nach dem Vergleiche mit der Musik als unhaltbar, hingegen deckt sich die Wehofersche Lösung genau mit dem musikalischen Aufbau und muß daher als maßgebend angesehen werden.

Nach diesen etwas umständlichen Ausführungen, die zeigen sollten, in welcher Weise die musikalische Erschließung der Hymnen der metrischen in die Hände zu arbeiten vermag, setzen wir die Besprechung der Arbeiten über die Hymnendichtung fort.

Gleichzeitig mit Meyers „Ursprung und Anfang" erschien in Frankreich ein für die Geschichte der Hymnendichtung wertvolles Buch von einem Augustinerpater Edmond Bouvy, *Poètes et mélodes. Etude sur les origines du rhythme tonique dans l'hymnographie de l'église grecque* (1886). Das Buch enthält eine literarhistorische Darstellung der frühen christlichen Dichtung als Einleitung und als Hauptteil eine Darstellung des wachsenden Einflusses des akzentuierenden Rhythmus und des Unterganges des quantitierenden. Dann wird das Verhältnis der Musik zur Dichtung und die Rolle des Hirmus, der Modellstrophe, in der neuen Dichtungsart behandelt. Das Buch ist eine nützliche Einführung in das Gebiet der griechischen Kirchendichtung und leidet nur unter der etwas umständlichen und nicht immer ganz klaren Form der Darstellung.

Jetzt tritt wieder auf diesem Forschungsgebiet ein längerer Stillstand ein; das anfängliche Interesse war verflogen und aus den Untersuchungen von Christ, Pitra und Meyer wurden keine Konsequenzen für die Byzantinistik gezogen. Nur die Orientalistik ließ die aufgegriffenen Fragen nicht ruhen und behandelte sie weiter, bis sich die Folgen in D. H. Müllers „Die Propheten" (1896) und dem durch dieses Buch angeregten Schriftenkreis zeigten.

Erst in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde es anders. Karl Krumbacher, der Erneuerer der byzan-

tinistischen Studien in Deutschland, hatte in seiner byzantinischen Literaturgeschichte (1891) einen Überblick über die Kirchendichtung gegeben und in der zweiten Auflage (1897) ergänzt; dann folgten eine Reihe von Abhandlungen, die in den Sitzungsberichten der bayrischen Akademie der Wissenschaften erschienen und im Detail den von Pitra vorgelegten Stoff durcharbeiteten. Begreiflicherweise zeigte es sich, da Krumbacher das handschriftliche Material in viel reicherer Weise heranzog, als es Pitra und Christ getan hatten, daß vieles philologisch ungenau ediert war. Es begannen auch um diese Zeit die sprachlichen byzantinischen Forschungen stark gefördert zu werden, so daß sich ein ganz anderer Standpunkt für die Edierung ergab, der sogleich offenkundig wird, wenn man ein von Pitra veröffentlichtes Lied mit der Herausgabe des gleichen Liedes durch Krumbacher vergleicht. Die hauptsächlichsten diesbezüglichen Arbeiten Krumbachers beschäftigen sich mit den Hymnen des Romanos („Studien zu Romanos“ 1898, „Umarbeitungen bei Romanos“ 1899, „Romanos und Kyriakos“ 1901). Seit der Veröffentlichung dieser Arbeiten ist in den verschiedenen byzantinischen Publikationen noch mancherlei über Romanos und die Metrik in den Kirchenliedern veröffentlicht worden. Vor allem verdienen zwei Abhandlungen, die bereits herangezogen wurden, von Thomas Wehofer, hervorgehoben zu werden: die in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie veröffentlichten „Untersuchungen zur altchristlichen Epistolographie“ und die „Untersuchungen zum Liede des Romanos auf die Wiederkunft des Herrn“, denen D. H. Müllers These über die semitische Poesie zu grunde liegt, wobei Wehofer deren Einfluß an Werken der sogenannten poetischen Prosa und den direkten Einfluß Ephraems auf Romanos nachzuweisen sucht.

Überblickt man die seit Krumbacher erschienenen Veröffentlichungen, so wird man feststellen können, daß sie in der Technik nicht über ihn hinausgeschritten sind, sondern unter Anwendung seiner Methode Neues aus unbekannten Quellen edieren. Die literarische Erforschung der Hymnen scheint jetzt insofern an einem toten Punkt angelangt zu sein, als sie jetzt dringend der Mitarbeit des Musikhistorikers bedarf, um die zahlreichen Rätsel, welche die Architektur der Texte noch birgt, von musikalischer Seite her zu lösen.

Es ist noch eines Faktors zu gedenken, der hemmend auf die Erschließung der byzantinischen Kirchenpoesie eingewirkt hat, der Abneigung gegen die ganze byzantinische Geisteswelt. Sie spiegelt sich in den Entschuldigungen wider, die fast alle Schriftsteller ihren Büchern voranzusetzen für notwendig finden. So beginnt die Anthologie von Christ mit den Worten: *Mirabundus audio meos amicos quaerentes, quo tandem pacto factum sit, ut a Graecorum Romanorumque poetarum tersa urbanitate*

veterumque scriptorum elegantia atque libertate ad Christianorum hymnorum gravitatem Byzantinorumque spinas atque acumina deferrer.

Die seit Gibbons Darstellung immer wiederkehrende Phrase vom Verfall des byzantinischen Reiches hat dazu geführt, daß man die Geschichte und Kultur eines der bedeutendsten Reiche der Weltgeschichte die längste Zeit unter einem falschen Gesichtswinkel betrachtet hat. In seiner nachgelassenen byzantinischen Kulturgeschichte tritt Heinrich Gelzer dieser irrigen Auffassung entgegen. „Ein Reich, das während 1000 Jahre Bestehens immer nur verfällt, muß doch etwas ganz Respektables gewesen sein; andere Länder und Reiche sind froh, wenn ihre Anfänge, ihre Blüte und ihr Ende zusammen 1000 Jahre ausfüllen."

Der Hauptfehler in der Beurteilung der byzantinischen Kultur war und ist zum Teil noch heute der, sie einerseits als eine Fortsetzung der antiken griechischen, anderseits als Glied einer von Rom ausgehenden „reichsrömischen" Kultur ansehen zu wollen, ohne das Hauptaugenmerk auf die immer mehr um sich greifende Rückorientalisierung, der nur auf die großen Zentren, die Küstenzonen und die Karawanenwege beschränkten Hellenisierung des vorderen Orients, zu richten.

Der Versuch, nachdem die neuen Forschungen und Funde die Unmöglichkeit der Annahme eines reichsrömischen Zentrums ergeben hatten, Byzanz nunmehr diese führende Rolle zuzusprechen, hat sich als ebenso unhaltbar erwiesen, da es sich immer deutlicher zeigt, daß Byzanz in seinen Mauern nur die allenthalben in den Nebenzentralen Antiochia, Edessa, Damaskus und Jerusalem blühende Kunst vereinigte und diese Städte wiederum aus dem orientalischen Hinterlande Nahrung empfingen[1]): Byzanz konnte auch, wohl zum großen Teil infolge der vielfachen Spaltung und Zersplitterung der östlichen Kirche trotz des stolzen Titels Neu-Rom nicht die gleiche überragende Bedeutung für das Morgenland gewinnen, wie sie Rom für das Abendland besaß. Es war dazu, rein wirtschaftlich genommen, eine zu junge Gründung, ohne die große Tradition Roms zu besitzen, und hatte neben sich eine Reihe von Provinzhauptstädten von großem Ansehen. Die Kirche der Armenier, der Kopten, der Abessynier, der Jakobiten, der Nestorianer und Thomaschristen hatte neben der orthodoxen anatolischen Kirche ihre Besonderheiten in der Liturgie, die auch im liturgischen Gesang ihren Ausdruck finden.

Byzanz war nicht ein Zentrum von innen nach außen strahlender Kräfte, sondern ein Sammelpunkt der verschiedenartigsten

[1]) Vgl. A. Harnack, Ausbreitung und Mission des Christentums, 2. Aufl., Bd. II, S. 110 und 117.

nur lose zusammenhängenden Faktoren, die durch den ringsum von außen auf sie wirkenden Druck zusammengehalten wurden. Je nach dem Wechsel der Dynastien und der Machthaber war bald der eine, bald der andere Volksstamm bevorzugt und gab dem Gesamtkomplex Byzanz seine kulturelle Färbung.

Wenn wir demnach von byzantinischer Musik sprechen, meinen wir nicht allein die in der Reichshauptstadt gepflegte Fest- und Kirchenmusik, sondern denken an die Musik des byzantinischen Reiches im allgemeinen, insoweit sie zu Dichtungen in griechischer Sprache verfaßt wurde. Als Hilfsmaterial dienen uns die heute noch in Übung stehenden syrischen, armenischen, koptischen, zum Teil auch die altslawischen Kirchengesänge. Bringt man bei den ersteren die islamische Beeinflussung in Abrechnung und sucht bei den letzteren hinter den späteren Umformungen die ursprüngliche Gestalt, dann ergeben sich oft erstaunliche Übereinstimmungen im wesentlichen Kerne der Melodie, die namentlich in der Lehre von den Tonarten wertvolle Aufschlüsse geben. Es zeigt sich nämlich, daß die Kluft zwischen dem mittelalterlichen Tonalitätsempfinden und dem neueren kirchlichen geringer ist als die zwischen dem der antiken Kunstmusik und der mittelalterlichen volkstümlichen Kirchenmusik, etwas, was von der gesamten Forschung bisher nicht nur übersehen wurde, sondern wovon man geradezu das Gegenteil annahm.

Wir haben demnach bei der byzantinischen Musik mit dem Eindringen fremder Elemente zu rechnen, die sich ebenso in Gegensatz zur klassisch griechischen Musik stellen wie die byzantinische Kirchenpoesie zur antiken. Es ist nach dem heutigen Stande der Forschung unmöglich, Form und Zeitpunkt des Eindringens dieses fremden Elementes genau festzulegen, da weder auf dem Gebiete der byzantinischen noch der orientalischen Musik mehr als die gröbsten Vorarbeiten geleistet worden sind. Einzelne Nachrichten bei den Schriftstellern, und vor allem — seitdem eine schriftliche Aufzeichnung besteht — paläographische Zusammenhänge, geben uns Andeutungen, wie wir uns den Gang der Entwicklung zu rekonstruieren haben.

Nach der herrschenden Theorie hat sich der Kirchengesang aus zwei Faktoren, aus dem jüdischen Tempelgesang und aus der altgriechischen Musik, entwickelt. Man ist bei dieser Theorie auf einem Standpunkt stehen geblieben, der von religionsgeschichtlicher und philologischer Seite[1]) längst überholt ist. Aus dem Umstande, daß das Griechische in Syrien und Palästina Amts- und Verkehrssprache war, darf nicht geschlossen werden, daß diejenigen, die sich dieser Sprache bedienten, Griechen gewesen seien.

[1]) L. Radermacher, Neutestamentliche Grammatik (1911). S. 9 ff.

Aber auch der von jüdischer Seite stammende Einfluß darf nicht als ungemischt semitischer betrachtet werden. Unter dem Einflusse der babylonischen Kultur hatten die Juden vieles aus dem Kult dieses Volkes aufgenommen und standen seither in einer steten Kulturberührung mit ihm, was sich z. B. in der Aufnahme der Apokalyptik und in den religiösen Gebräuchen der Essener widerspiegelt. Vor allem scheinen die babylonischen Hymnen von großem Einflusse auf die hebräischen gewesen zu sein.

Wie bei fast allen orientalischen Kulturproblemen sind die Tatsachen auch hier ungleich verwickelter, als sie nach oberflächlicher Betrachtung zu sein scheinen, und die Annahme, daß der altchristliche Gesang ein reines Produkt aus altgriechischer Musik und jüdisch-semitischem Tempelgesang gewesen sei, wird sich nicht aufrecht erhalten lassen. Er ist ein Produkt der gleichen synkretistischen Bewegung wie die ganze Kultur dieser Zeit. Altsemitischer Brauch scheint das Singen in Wechselchören gewesen zu sein, welche das Urchristentum aus der Synagoge übernahm, während sich der Ursprung der hymnenartigen Gesänge bis zu altakkadischen Liedern aus der Zeit Hammurabis zurückverfolgen läßt[1]). Welche Gesangsformen noch daneben wirksam waren, wie eine auf die andere einwirkte, läßt sich gegenwärtig noch nicht erschließen. Mit der fortschreitenden Aufdeckung der poetischen Literatur des alten vorderen Orients wächst zugleich unser Einblick in die musikalisch-dichterischen Erzeugnisse der frühchristlichen Zeit und deckt weitreichende Zusammenhänge auf. An der eben erwähnten Form des Wechselgesanges soll dies mit ein paar Strichen gezeigt werden.

Nach D. H. Müller stellen die Wechselchöre die älteste Form der Prophetie dar und sind bei den religiösen Kulten der Phöniker wie der Juden in Übung gewesen[2]). Zur Ausführung dieser Gesänge waren zahlreiche Sänger und Musiker erforderlich, die, in Chöre eingeteilt, sangen, spielten und tanzten. Bei dem Worte *sela* (διαψάλμα) erfolgte der Chorwechsel. Eine Miniature aus dem Vatikanischen Kosmas-Kodex (*Cod. Vat. Graec.* 699) gibt ein anschauliches Bild der Einteilung der Sänger in Chorgruppen[3]). Dieser bei dem feierlichen Gottesdienste der Israeliten geübte Brauch ging auch auf die christlichen Kultübungen über, sobald diese sich über eine stille Feier erheben durften. Die Kirchengeschichte schreibt die Einführung des Wechselgesanges dem Ignatius, Bischof von Antiochia, zu, der τρίτος ἀπὸ τοῦ ἀποστόλου Πέτρου ἐπίσκοπος, ὃς καὶ τοῖς ἀποστόλοις αὐτοῖς συνδιέτριψεν, ὀπτασίαν εἶδεν ἀγγέλων, διὰ τῶν ἀντιφώνων

[1]) H. Zimmern, Ištar und Saltu, ein altakkadisches Lied. Berichte der kgl. sächs. Ges. d. Wissensch., 68. Bd. (1916).
[2]) D. H. Müller, Die Propheten, S. 246.
[3]) Zenner, Die Chorgesänge im Buche der Psalmen.

ὕμνον τὴν ἁγίαν Τριάδα ὑμνούντων, καὶ τὸν τρόπον τοῦ ὁράματος τῇ ἐν Ἀντιοχείᾳ ἐκκλησίᾳ παρέδωκεν. Ὅθεν καὶ ἐν πάσαις ταῖς ἐκκλησίαις αὕτη ἡ παράδοσις διεδόθη (*Socrates, Historia ecclesiastica.* VI 8).

Aus diesem und anderen Berichten geht hervor, daß der Hauptsitz der syrischen Christenheit, Antiochia, schon in frühester Zeit den antiphonalen Gesang, das Singen in Wechselchören, kannte. Da nun die Bevölkerung von Syrien zur Zeit des Nero bei einer Einwohnerzahl von etwa sieben Millionen auf mehr als eine Million Juden geschätzt werden kann[1]) und speziell für Antiochia der größte Prozentsatz angenommen werden muß, erklärt sich die kultliche Übernahme dieses Brauches ganz ungezwungen.

Von Antiochia aus verbreitete sich diese Gesangsart nicht nur über Syrien, Kleinasien nach Byzanz, sondern auch auf den Seewegen nach dem ganzen westlichen Mittelmeergebiet[2]). Über Ravenna — um diese Zeit eine der Hauptpforten des Westens nach dem Orient — drang der syrisch-christliche Wechselgesang unter dem heiligen Ambrosius nach Mailand, der während seiner Verfolgung durch die Kaiserin Justina seiner Gemeinde den Gesang in Antiphonen lehrte (386). Von hier verbreitete er sich rasch in fast allen Kirchen des Abendlandes, wurde aber erst unter Papst Cölestin I. (422—432) in die römische Messe aufgenommen[3]). In späterer Zeit, als Venedig an Stelle Ravennas getreten war, fand eine neue Art der Doppelchörigkeit im Abendlande Eingang. In Venedig entstand die Markuskirche, eingeweiht am 8. Oktober 1094, nach dem Muster der Apostelkirche in Konstantinopel; beide sind in Europa isolierte Vertreterinnen einer im Orient gebräuchlichen Bauart. Wie bewußt das Anlehnen an den Orient geschah, beweist ein Gebot des Dogen Selvo, welches den venetianischen Schiffen auftrug, aus der Levante alles Erreichbare zur Ausschmückung des nationalen Heiligtums herbeizuschaffen[4]). Eine Besonderheit dieser Kirche ist nun, daß sie zwei Orgeln besitzt, neben denen sich der Platz für die Chorsänger befindet. Nun entstand angeblich um 1550 in Venedig die „doppelchörige" Schreibweise, welche zuerst von dem an der Markuskirche wirkenden Niederländer Adrian Willaert angewandt wurde. Man suchte dies damit zu begründen, daß das zufällige Vorhandensein zweier Orgeln Willaert die Anregung zu dieser Erfindung gegeben haben soll.

---

[1]) L. A. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, 1902, S. 5.

[2]) L. Brehier, *Les Colonies d'Orientaux en Occident.* Byzantinische Zeitschrift 1903, S. 8f. Ch. Diehl, *Ravenne* 1903, S. 107 ff.

[3]) P. Wagner, Ursprung und Entwicklung der liturgischen Gesangsformen, S. 26.

[4]) Ch. Diehl, *Venise, Une République Patricienne* (1916) S. 123.

Derartigen „Erfindungen“ begegnet der kritische Forscher mit berechtigtem Mißtrauen. Sie werden meist dort angenommen, wo eine unerwartete historische Erscheinung auftritt und die Durchforschung der Vorgeschichte dieser Erscheinung nicht weit genug gediehen ist, um ihre Spuren auch schon in früherer Zeit feststellen zu können. Blickt man der Sache tiefer auf den Grund, dann erweisen sich derartige Erfindungen gewöhnlich als stärker vortretendes Resultat einer schon lange Zeit geübten Praxis.

Man wird in dem Aufkommen der doppelchörigen Schreibweise in der Kunstmusik eine Übernahme aus der Praxis des liturgischen Gesanges zu erblicken haben, welche für die Errichtung zweier Chorpodien mit den im Abendlande zur Begleitung gehörenden Orgeln bestimmend war. Es ist kein Zufall, daß gerade von San Marco diese Bewegung ihren Ausgang nahm; dies hängt damit zusammen, daß San Marco gleichsam ein Exponent byzantinischer Kultur im Abendlande war. Bei den Hoffeiern in Byzanz waren im Festspeisesaal des kaiserlichen Palastes, dem Chrysotriklinium, Sänger aus der Apostelkirche und der Hagia Sophia aufgestellt, die hinter den Vorhängen, welche vor den Nischen herabfielen, sangen[1]). Wir haben also hier einen genauen Vorläufer der Praxis von San Marco.

So wurzelt die seit Willaert immer mehr zur Geltung kommende Doppelchörigkeit, die in der Folge eines der wichtigsten Kontrastmittel wird, das die ganze Barocke beherrscht und sich zur Drei-, Vier- und Acht-Chörigkeit steigert, nur durch wenige Zwischenglieder getrennt, in einer alten syrischen, beziehungsweise ursemitischen Kulttradition. Die Genialität der abendländischen Meister bestand darin, die für den einstimmigen Gesang erfundene Kunstform dem vier- bis sechsstimmigen Satze der A-Capella-Musik angepaßt zu haben.

Wir können in dieser hauptsächlich für große Räume gedachten plastischen Kunstübung ein Gegengewicht gegen den bisher gepflegten feinziselierten kontrapunktischen Satz erblicken. Die Doppelchörigkeit stützt sich auf breitangelegte Kontraste, sie unterbricht den fortlaufenden Gang eines kontrapunktischen Satzgewebes und bevorzugt akkordliche Wirkungen, deren Folgen sich dem Ohre leicht einprägen und bei der Wiederkehr im Wechselgesange schon als bekannt empfunden werden, wodurch beim Hörer das Gefühl von Symmetrie entsteht. In diesem Sinne fördert die von Venedig ausgehende Doppelchörigkeit den Sinn für die harmonische Führung der Stimmen an

[1]) Konstantin Porphyrogennetos, *De Ceremoniis*, Bonner-Ausgabe, S. 363. Ebenso ist das doppelchörige Singen bei anderen Gelegenheiten und im Zirkus bezeugt. Näheres darüber in meiner Abhandlung „Die Kirchenmusik im byzantinischen Reiche“. *Oriens Christianus*, 1916, S. 120 f.

Stelle der kontrapunktischen und wir können tatsächlich sehen, daß seit dem Aufkommen dieser Bewegung zusammen mit der ebenso unter orientalischem, jedoch vorwiegend arabisch-persischem Einflusse stehenden spanischen Schreibweise, die über Süditalien aufwärts dringt, sich der Charakter der italienischen Musik völlig ändert. Es verschwindet immer mehr die Kunst des Kontrapunktes und an dessen Stelle tritt die Herrschaft der Melodie und der Harmonie. Dies führt zu der großen Umwälzung, welche sich zwischen 1580 und 1600 vollzieht, und als deren sichtbarstes Zeichen man das Entstehen einer neuen Kunstform, der Oper, ersehen kann. Diese in den gröbsten Zügen entworfene Darstellung der Entwicklung des antiphonischen Gesanges zur Doppelchörigkeit im Kunstgesange vermag wohl einen Begriff von der Vielgestaltigkeit und Ausdehnung der Probleme zu geben, die sich eröffnen, wenn man den Fragen nach der Herkunft der Kunstformen wirklich auf den Grund geht und nicht vor einer künstlich errichteten Schranke Halt macht.

Dabei ist auf das größte Hindernis, das sich der Lösung aller diesbezüglichen Fragen entgegenstellt, noch nicht näher eingegangen worden; dieses liegt in der Schwierigkeit, die Zeichen, durch welche die Musik der Gesänge aufnotiert wurde, zu entziffern und, selbst wenn dies gelungen ist, mit unseren Tonzeichen wiederzugeben.

Die altgriechische Notation war bekanntlich eine Buchstabentonschrift. Man verwendete, um die einzelnen Töne festzulegen, Buchstaben und diesen nachgebildete Zeichen. Diese Schrift war ebenso wie die bei den Chinesen gebräuchliche Buchstabenschrift geeignet, Kunstgesänge wiederzugeben. Die Buchstabennotation, die wir auch in den alten Lautentabulaturen besitzen, eignet sich vortrefflich zur Wiedergabe von Gesangsmelodien, die nicht allzu reich melismatisch sind, d. h. bei denen eine oder nur wenige Noten auf eine Silbe kommen; sie versagt dort, wo eine größere Notengruppe auf eine Silbe kommt. Nun sind die byzantinischen Kirchengesänge ebenso wie die Dichtungen Produkte der hellenistisch-orientalischen Kultur, wobei seit dem Vordringen des Islam das orientalische Element immer mehr um sich greift. Waren auch die Gesänge im Anfange melodisch sparsam und zurückhaltend, so nahm später das melismatische Auszieren der Melodien immer größeren Umfang an, was ich am ehesten auf einen über Armenien kommenden Einfluß zurückführen möchte, dessen Wurzeln noch nicht klarliegen.

Für derartig reich entwickelte Melodien genügte eine Buchstabennotierung nicht, noch auch ein Akzentsystem, welches für die Lesung der heiligen Schrift ausreichte; es wurde eine Schrift ausgebildet, welche die Intervallbewegung zwischen den einzelnen

Noten ausdrückte und auch in einzelnen Zeichen ganze Gruppen von Noten zusammenfaßte. Diese byzantinische Notation entwickelte sich ganz allmählich zu einem immer reicheren und komplizierteren System von Zeichen, so daß mit dem Niedergang des griechischen Kirchengesanges im 18. Jahrhundert in deren Verständnis eine Verwirrung eintrat, der man mit den anfangs erwähnten Reformversuchen zu steuern suchte. Durch die Reform ging nun der Sinn der alten Zeichen völlig verloren; man beachtete die alten Handschriften nicht weiter, die sie enthielten, und erst mit dem Erwachen der musikgeschichtlichen Studien gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann man den byzantinischen Handschriften erneute Aufmerksamkeit zu schenken. Ich kann es mir hier versagen, auf die einzelnen Stadien fortschreitender Erkenntnis einzugehen, da ich eine kritische Darstellung der Erforschung der Notationen in der bereits erwähnten Abhandlung „Die Kirchenmusik im byzantinischen Reiche"[1]) gegeben habe, und führe nur die wichtigste Tatsache an, daß es Oskar Fleischer im III. Teile seiner „Neumenstudien" geglückt ist, die letzte Phase der byzantinischen Notationen im Wesen zu entziffern und daß seither von mehreren Seiten zum Teile geglückte Versuche gemacht wurden, auch die anderen Phasen aufzuhellen.

Um die einzelnen Entwicklungsstadien der byzantinischen Notationen in ihrem zeitlichen Ablaufe voneinander zu sondern, sind von den verschiedenen Forschern eine Reihe von Einteilungen gemacht worden; diese haben sie aber entweder hinsichtlich der Benennungen oder der Datierungen zu enge gefaßt, was bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung, wo alles noch im Flusse ist, gefährlich werden kann. Ich habe in der vorerwähnten Abhandlung eine Einteilung zu geben versucht, die nur den äußersten Rahmen abgibt; erst aus einer erschöpfenden Kenntnis der wichtigsten Handschriften und der darin vorkommenden Zeichentypen wird man eine mehr ins Detail gehende Gliederung gewinnen können. Diese Einteilung sondert vor allem die ekphonetischen Zeichen — welche zur Bezeichnung einer feierlichen, psalmodierenden Lesung der heiligen Schriften dienen — von der eigentlichen Intervall- und Tongruppenschrift der byzantinischen Gesangshandschriften.

Die ekphonetische Notation reicht ungefähr vom 5. bis zum 13. Jahrhundert. Daneben kommt ungefähr um das Jahr 1000 die neue Intervallschrift auf, die aber ihre Zeichen zum größten Teile der ekphonetischen Notation entnimmt und vorerst nur eine geringe Zahl eigener Zeichen hinzufügt; allmählich erst kommen neue Zeichen in größerer Zahl hinzu und geben seit dem 13. Jahrhundert der byzantinischen Notation ein von allen auf ähnlicher Basis beruhenden Tonschriften verschiedenes Aussehen.

---

[1]) *Oriens Christianus*, 1916, Neue Serie VI, S. 91—110.

Demnach ergibt sich folgende Einteilung:

I. Ekphonetische Zeichen. 5.—13. Jahrhundert.
II. Byzantinische Notationen.
   1. Frühbyzantinische Neumen, zirka 10.—13. Jahrh.
   2. Mittelbyzantinische (runde) Notation. 13.—14. Jahrh.
   3. Spätbyzantinische Notation (mit Hypostasen), 14.—19. Jahrh.

Die Erklärung und Systematisierung der ekphonetischen Notation ist zum großen Teil ein Verdienst des Augustinerpaters Jean Baptiste Thibaut, der nach mannigfachen Vorstudien in einem musikpaläographischen Werke, *Monuments de la Notation Ekphonétique et Hagiopolite de l'église Grecque* (St. Petersburg 1913), eine größere Zahl von Reproduktionen aus Petersburger Handschriften des 5.—12. Jahrhunderts gibt. Ekphonetisch nennt Thibaut[1]) nach Tzetzes[2]) jene Notation, die für die Lesung mit lauter Stimme (ἐκφώνησις) verwendet wird. Den Ursprung der ekphonetischen Zeichen sieht Thibaut in den griechischen prosodischen Zeichen und leitet, da sich ähnliche Zeichen bei den Syrern, Armeniern und Georgiern finden, die Entstehung dieser Zeichen auf Byzanz zurück.

O. Fleischer hat aber in seinen „Neumenstudien", I. Teil (1895), S. 49 ff., bereits auf die Ähnlichkeit des indischen musikalischen Akzentsystems mit dem Akzentuationssystem der Armenier und der Griechen hingewiesen, wodurch die Hypothese vom byzantinischen Ursprunge der Akzentneumen ins Wanken gerät. Vielmehr scheint es sich um einen im Oriente allgemein verbreiteten kultlichen Brauch gehandelt zu haben, daß der Vorbeter den Chorsängern die melodische Bewegung mit der Hand in der Luft vorzeichnete (Cheironomie[3]) und daß die schriftliche Fixierung dieser Bewegungen die Akzentzeichen hervorrief[4]). Durch das Christentum verbreitete sich dann die Cheironomie im Abendlande[5]), und wurde in der Form der lateinischen Neumen die Notation des Gregorianischen Chorals.

---

1) *Origine Byzantine de la Notation Neumatique de l'Église Latine* (1907).

2) Ἡ ἐπινόησις τῆς παρασημαντικῆς τῶν κατὰ τὸν μεσαιῶνα λειτουργικῶν καὶ ὑμνολογικῶν χειρογράφων τῶν ἀνατολικῶν ἐκκλησιῶν. Παρνασσος (1885. S. 413—493).

3) Nach den byzantinischen Traktaten geht die Cheironomie auf die beiden berühmten Meloden Kosmas und Iohannes Damascenus zurück. Χειρονομία ἐστὶ νόμος παραδεδομένος τῶν ἁγίων πατέρων, τοῦ τε ἁγίου Κοσμᾶ τοῦ ποιητοῦ, καὶ τοῦ ἁγίου Ἰωάννου τοῦ Δαμασκηνοῦ. Ἡνίκα γὰρ ἐξέρχεται ἡ φωνὴ τοῦ μέλλοντος ψάλλειν τι, παρευθὺς ἡ χειρονομία, ἵνα παραδεικνύοι ἡ χειρονομία τὸ μέλος. Cod. Petropol. CCXXXIX (Thibaut, Monuments S 87).

4) Πρὸς γὰρ τὴν τοῦ δομεστικοῦ χεῖρα ἅπαντες ἀποβλέποντες συμφωνοῦμεν, καὶ διὰ ταῦτα χρησιμωτάτη ἐστὶν ἡμῖν ἡ χειρονομία. Cod. 811 des Metochion d. hlg. Grabes. S. 181 (Thibaut, Origine byzantine, S. 56).

5) Fleischer, Neumenstudien I, S. 33.

Den Zusammenhang der prosodischen Zeichen mit den ekphonetischen und dieser wiederum mit den byzantinischen Notationen kann am besten eine Tabelle veranschaulichen, welche die allmähliche Entwicklung der Zeichen zeigt. Bemerkenswert ist hiebei, wie, parallel mit der Entwicklung der Schrift, der Duktus der Zeichen seinen Charakter ändert. Zuerst finden sich die ekphonetischen Zeichen nur vereinzelt in den Text eingestreut; sie sind bedeutend zarter und unscheinbarer als die Buchstaben gehalten (4.—6. Jahrhundert). Später beginnen sie an Zahl zuzunehmen und auch gleichzeitig kräftiger in gleicher Stärke wie die Buchstaben ausgeführt zu werden (6.—11. Jahrhundert).

Mit dem Auftreten der neuen Intervallnotation in den Hymnenhandschriften ändert sich das Bild völlig; es kommt nun auf jede Silbe des Textes mindestens ein Zeichen. Diese Zeichen sind ebenso groß wie die Buchstaben gehalten und haben den gleichen zierlichen Duktus wie die Schriftzeichen des 10. bis 12. Jahrhunderts. Im 13. Jahrhundert ändert sich wiederum die Notation. Die Bedeutung einzelner Zeichen verschiebt sich, andere kommen hinzu, die Zeichen werden kräftig und rund und dominieren über die Buchstaben. Im 14. Jahrhundert treten zu diesen runden Zeichen neue Zusatzzeichen hinzu, die sogenannten großen Hypostasen μεγάλα σημάδια, welche sich vornehmlich auf den Vortrag beziehen und zur Unterscheidung von den eigentlichen Tonzeichen rot ausgeführt sind. Die Tonzeichen dieser Notation, deren Erfindung dem Johannes Kukuzeles zugeschrieben wird, werden einerseits in S o m a t a und P n e u m a t a, anderseits in ἔμφωνα und ἄφωνα geschieden. Die Σώματα stehen für einen steigenden oder fallenden S e k u n d s c h r i t t, die Πνεύματα für einen steigenden oder fallenden I n t e r v a l l s p r u n g. Durch gewisse Übereinander- und Nebeneinanderstellung von σῶμα und πνεῦμα verliert ersteres seinen Zählwert (ἄφωνον γίγνεται).

So schwierig diese Notation anmutet, war es dem Scharfsinne O. Fleischers doch gelungen, sie zu entziffern, da sich genaue theoretische Anweisungen, die Aufschluß über die Tonkombinationen und die Intervallbedeutung der einzelnen Zeichen geben, erhalten haben. Diese haben meist folgenden Anfang[1]):

Ἀρχὴ σὺν θεῷ ἁγίῳ τῶν σημαδίων τῆς μουσικῆς [ψαλτικῆς] τέχνης τῶν ἀνιόντων καὶ κατιόντων, σωμάτων καὶ πνευμάτων, καὶ πάσης χειρονομίας τε καὶ ἀκολουθίας συντιθεμένης εἰς αὐτὴν παρὰ τῶν κατὰ καιροὺς ποιητῶν.

[1]) Fleischer gibt in den Neumenstudien, III. Teil, den Abdruck einer solchen theoretischen Unterweisung samt Faksimile, der Papadike — wie der allgemeine Titel dieser Schriften lautet — aus dem Cod. Graec. 154 der Universitätsbibliothek von Messina, mit folgender Übertragung der Übungsbeispiele, die dem theoretischen Teile angeschlossen zu werden pflegten und für die heutigen Entzifferungen wertvolle Hinweise enthalten.

Ἀρχή, μέση, τέλος καὶ σύστημα πάντων τῶν σημαδίων τῆς ψαλτικῆς τέχνης τὸ ἴσόν ἐστι· χωρὶς γὰρ τούτου οὐ κατορθοῦται φωνή . . . . .

In dieser spätbyzantinischen Notation dominieren die Tonzeichen über die Schrift. Es kommen fast regelmäßig mehrere Tonzeichen auf eine Silbe, die roten Hypostasen sind häufig in den Text hineingeschrieben, das Übereinandersetzen mehrerer Zeichen hat zur Folge, daß der Gesangstext mit kleinen, in die Breite gezogenen Buchstaben, die in unschönen Zwischenräumen voneinander stehen, geschrieben werden muß.

Es sollen nun in einer Tabelle die Zusammenhänge der einzelnen Zeichen und ihre Entwicklung gegeben werden sowie ein Überblick über die einzelnen Phasen der byzantinischen Schrift.

Tabelle I.

Ekphonetische Zeichen.

Indische	Griechische	Armenische	Koptische
Udâtta !	προσῳδία ὀξεῖα /	Sur /	/ // ///
Anudâtta —	" βαρεῖα \	Buth \	
Svarita (∪	" περισπωμένη ∩	Paruik ⌒	/
Zeichen d. Länge I	προσῳδία μακρά —	Ergar /	
" " Kürze O	" βραχεῖα ∪	Sugh o	
	" δασεῖα ⊢	harte Intonation ^	
	" ψιλή ⊣	Pusch ✓	
	ἀπόστροφος ɔ	Tsunk ɔ	
	ὑφέν ‿	Thasht ‿	
	διαστολή ɔ	Thur ɟ	
	Lektionszeichen	**Frühbyzantinische**	**Lateinische**
	Ὀξεῖα /	/	Virga /
	Συρματική ~	~	Torculus ∩
	Βαρεῖα \	\	Virga iacens —
	κεντήματα ‿	‿	Bistropha ››
	καθιστή ∽	∽	Porrectus N
	κρεμαστή ἐπίσω ✓	—	Podatus ✓
	" ἀπέξω ⟩	—	Flexa ^
	Ἀπόστροφος ɔ	ɔ	Apostrophus ɔ
	Συνέμβα ∪	‿	Epiphonus ‿
	Ὑπόκρισις ≷	≷	

Anmerkung. Die ekphonetischen Zeichen der einzelnen Gruppen sind nicht vollständig angeführt, sondern nur die prominentesten herausgegriffen. Wollte man die armenischen, byzantinischen und lateinischen

Neumen in ihrer Gesamtheit miteinander vergleichen, so würde sich eine noch bedeutend größere Zahl übereinstimmender Formen ergeben. Näheres darüber ist bei O. Fleischer, Neumenstudien I., zu ersehen.

Die ersten drei Beispiele byzantinischer Hymnennotationen sind Riemanns „Die byzantinische Notenschrift" entnommen, in der auch der Versuch gemacht wird, zur Entzifferung dieser Phasen der Notenschrift zu schreiten. Wenn auch die Übertragungen nicht als endgültig betrachtet werden können, sind sie doch der erste entschlossene Schritt zur Lösung des Rätsels der frühen byzantinischen Notationen.

Tabelle II.

1.) Frühbyzantinisch. Chartres. Sticher. fragm. X. Jht. Riemann. Die byzantinische Notenschrift S. 74.

Συν ταις αλλαις. ολοφυρομενη γυναιξιν

2.) Frühbyzantinisch. Cod. Cryptoferrata E γ III. (1281). Riemann S. 64

Πεζοπορων ο Ισραηλ της αβυσσου το περαμα θειω προσταγματι. ταφον δε τοις εναντιοις ταυτην ορων.

3) Runde Notierung Cod. Grotta ferrata E. γ. II (1281) Riemann S. 48

Ιδετε ιδετε οτι Θεος εγω ειμι. ο τον σταυρον προσκυνησας. τη ραβδω του σιτοδοτου ιωσηφ.

4.) Spätbyzantinische Notation. Cod. Palat. Vindob. phil. graec. 194 fol. 4v.

Ισον · διπλη παρακλητικη · κρατημα · κυλισμα αντικενοκυλισμα · τρομικον · εκστρεπτον · τρομικον συναγμα ψηφιστον · ψηφιστον συναγμα · γοργον · αργον · σταυρος · αντικενωμα · ομαλον · θεματισμος εσω · ετερος εξω επεγερμα.

Die letzte Schwierigkeit bietet dem Übertragenden die Frage der Tonarten und der Vorzeichen. Man ging bisher allzu selbst-

verständlich von der Annahme aus, daß die byzantinischen Tonarten als Fortsetzung der alten griechischen zu betrachten seien, und wurde hiebei auch durch die theoretischen Schriften unterstützt, welche eine Tonartenlehre im Sinne der Antike entwickelten. Gegen diese Annahme spricht aber folgendes:

Wie wir gesehen haben, sind die Melodien der byzantinischen Gesänge nicht als Fortsetzung der antiken Kunsttradition anzusehen, sondern als Produkte einer volkstümlichen Übung, wobei man annehmen muß, daß sie die Lokalfärbung der jeweiligen Gegend, aus der sie stammten, enthielten, wie dies ja bei Volksliedern allenthalben zutrifft. Im Laufe der Zeit mögen sie diese Eigentümlichkeiten teilweise abgeschliffen haben, das Wesentliche an der Tonalität kann sich aber nicht geändert haben, weil durch diese der Charakter der Melodie selbst bestimmt wird. Man kann häufig verfolgen, daß eine Melodie im Laufe der Zeit an Verzierungen zunimmt oder in Gegenden einer armen Kunstübung vereinfacht werden muß; dies ändert aber nicht das Wesen der Melodie, den Melodiekern. Es kann vorkommen, daß einzelne Tonnuancen, wie sie der Orient bevorzugt, Schwankungen zwischen Viertel- und Halbtönen, bald nach oben, bald nach unten zu ausgeglichen werden; allein das alles kann den Grundzug der Tonalität nicht ändern.

Übrigens gewährt uns eine Stelle in der Beschreibung der Apostelkirche in Konstantinopel von Nikolaos Mesarites, die Heisenberg in seinem Werke „Grabeskirche und Apostelkirche", II. Teil, herausgegeben hat, einen guten Einblick in die Praxis des Musikunterrichtes um die Wende des 12. Jahrhunderts und zeigt die Kluft, welche die lebendige Kunst von der antikisierenden Theorie trennt. In einem Peribolos, der die ganze Apostelkirche umgab, waren Unterrichtsanstalten untergebracht; wir finden den Überrest dieser altorientalischen Tradition heute noch im Islam, wo sich die Schulen in den Moscheen selbst befinden. In diesen Unterrichtsanstalten lernten die Jüngsten die Anfangsgründe der Grammatik, die Schüler einer höheren Altersstufe Dialektik und Rhetorik. Anschließend an diese Gruppen findet der musikalische Elementarunterricht statt.

Ἐκεῖθεν ἴδοις ὡς πρὸς δυσμὴν [ὑμνῳδοὺς] ψαλτῳδοὺς σὺν παισὶ νηπιάχοις σχεδὸν καὶ ὑποψελλίζουσιν καὶ τῆς θηλῆς ἀρτίως ἀποσπασθεῖσιν, οἳ καὶ ἀνοίγουσι στόμα καὶ λαλοῦσι σοφίαν καὶ καταρτίζουσιν αἶνον τῷ πάντων βασιλεῖ καὶ θεῷ καὶ τοῖς ἁγίοις αὐτοῦ τοῖς τὴν ἐκείνου πολιτείαν μιμησαμένοις καὶ τὰ παθήματα· μικρὸν παριὼν μειρακίοις ἐντύχοις σὺν νεανίσκοις ἄρτι τὸν μείρακα παραμείβουσιν, εὔρυθμον μέλος καὶ σύμφωνον ἁρμονίαν ἐκ φάρυγγος, ἐκ στόματος, ἐκ γλώττης, ἐκ χειλέων, ἐξ ὀδόντων προπέμπουσιν. νωμῶσιν οὗτοι καὶ χεῖρα πρὸς φωνῶν καὶ ἤχων ἐξίσωσιν τὸν ἀρτιμαθῆ χειραγωγοῦσαν οἷον τοῦ μὴ τοῦ συντόνου ἐξολισθαίνειν κἀκ τοῦ ῥυθμοῦ καταπίπτειν μηδ' ἐκ τῆς συμφωνίας ἐκνεύειν καὶ διαμαρτάνειν τοῦ ἐμμελοῦς.

Heisenberg übersetzt diese Stelle folgendermaßen: „Auf der andern Seite nach Westen hin sieht man Psalmensänger mit unmündigen Kindern, die beinahe noch lallen und eben erst von der Mutterbrust getrennt sind, die den Mund öffnen und Weisheit reden und Gott dem allmächtigen Könige Lob bereiten und seinen Heiligen, die seinen Wandel nachgeahmt haben und seine Leiden. Wenn du weitergehst, triffst du alsbald auf Knaben und auf Jünglinge, die eben dem Knabenalter entwachsen sind; ein wohlgefügtes Lied und schön zusammenklingende Harmonie lassen sie mit Kehle, Mund, Zunge, Lippen und Zähnen ertönen. Diese geben den Takt auch mit der Hand an, die den Anfänger gleichsam dahin führt, Stimme und Melodie in Einklang zu setzen, damit er nicht im Tone schwanke und aus dem Rhythmus falle, nicht die Konsonanz verfehle und den Wohlklang vernachlässige."

Den Ausdruck σύμφωνον ἁρμονίαν mit zusammenklingende Harmonie wiederzugeben, ist nicht ratsam. In unserem heutigen Sprachgebrauch haben beide Wörter ihre Bedeutung verschoben. Die Griechen kannten bekanntlich keine mehrstimmige Musik; ihre ganze Musiklehre bezieht sich auf ein sukzessives und nicht wie bei uns auf ein simultanes Erklingen. Die griechische Musiktheorie regelt den Aufbau der melodischen Entwicklung, die heutige Musiktheorie vernachlässigt den Melodiebau an sich vollkommen und erklärt die Struktur aus dem latenten harmonischen Sinn, den wir jeder Melodie unterzulegen gewohnt sind, auch wenn es sich — wie beim Gregorianischen Choral — um Melodien handelt, die ohne Rücksicht auf irgend welche harmonische Grundlage geschaffen sind.

Die ἁρμονικὴ ἐπιστήμη ist bei den klassischen Theoretikern nichts weiter als die musikalische Elementarlehre bezüglich der verschiedenen Systeme, Oktavengattungen und Transpositionsskalen[1]).

Sie ist die Lehre von den Tongeschlechtern, Intervallen, Tonsystemen, den Weisen, Transpositionsskalen und Modulationen, ohne aber auf den höheren kompositionstechnischen Bau der Melodie einzugehen und darüber Aufschluß zu geben[2]). Die

[1]) Vgl. Aristoxenos, Harmonische Fragmente ed. Macran S. 95: Τῆς περὶ μέλους ἐπιστήμης πολυμεροῦς οὔσης καὶ διῃρημένης εἰς πλείους ἰδέας μίαν τινὰ αὐτῶν ὑπολαβεῖν δεῖ τὴν ἁρμονικὴν καλουμένην εἶναι πραγματείαν, τῇ τε τάξει πρώτην οὖσαν ἔχουσάν τε δύναμιν στοιχειώδη . . . . τὰ δ' ἀνώτερον ὅσα θεωρεῖται χρωμένης ἤδη τῆς ποιητικῆς τοῖς τε συστήμασι καὶ τοῖς τόνοις οὐκέτι ταύτης ἐστίν, ἀλλὰ τῆς ταύτην τε καὶ τὰς ἄλλας περιεχούσης ἐπιστήμης δι' ὧν πάντα θεωρεῖται τὰ κατὰ μουσικήν.

[2]) *Plutarch de mus. cap. 33. ed. Westphal*: δῆλον γὰρ ὅτι ἡ μὲν ἁρμονικὴ γενῶν τε τῶν τοῦ ἡρμοσμένου καὶ διαστημάτων καὶ συστημάτων καὶ φθόγγων καὶ τόνων καὶ μεταβολῶν συστηματικῶν ἐστι γνωστική. πορρωτέρω δ' οὐκέτι ταύτῃ προελθεῖν οἷόντε, ὥστ' οὐδὲ ζητεῖν παρὰ ταύτης τὸ διαγνῶναι δύνασθαι, πότερον οἰκείως εἴληφεν ὁ ποιητής, ὡς οἷον εἰπεῖν εὐμούσως, τὸν ὑποδώριον τόνον ἐπὶ τὴν ἀρχήν, ἢ τὸν μιξολύδιόν τε καὶ δώριον ἐπὶ τὴν ἔκβασιν, ἢ τὸν ὑποφρύγιόν τε καὶ φρύγιον ἐπὶ τὸ μέσον, οὐ γὰρ διατείνει ἡ ἁρμονικὴ πραγματεία πρὸς τὰ τοιαῦτα . . . . . .

ἁρμονία ist die Ordnung der Klänge an sich, aus deren Anwendung auf die Tonfolgen das ἡρμοσμένον, das Harmonisierte, die Melodie erfolgt, wie aus einer Stelle bei Porphyrios hervorgeht: ⟨εἶναι⟩ τὸ ἡρμοσμένον ἁρμονίαν ἐν ὕλῃ ἢ σὺν ὕλῃ.

Der Begriff σύμφωνος wird technisch am besten mit konsonierend wiedergegeben; er bezieht sich aber nicht nur auf das konsonierende Zusammenklingen zweier Intervalle, sondern auch auf das gute Zusammenklingen zweier Stimmen, und dies letztere ist hier gemeint. Denn es handelt sich um das gemeinsame Singen einer Melodie durch einen Knabenchor, wobei der Lehrer darauf zu achten hat, daß der Rhythmus eingehalten wird und daß die Intonation rein ist. Demnach läßt sich die Stelle „εὔρυθμον μέλος καὶ σύμφωνον ἁρμονίαν" sinngemäß besser mit „ein gutrhythmisiertes Lied und eine reinklingende Tonfolge" wiedergeben. Damit ist die Gefahr einer Umdeutung des Begriffes ἁρμονία in unserem modernen Sinne vermieden.[1])

Ich möchte bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß die Übertragungen der wenigen erhaltenen Reste griechischer Musik in einen modernen, wohlharmonisierten Klaviersatz, wie wir sie nicht nur in populären musikgeschichtlichen Büchern, sondern auch in philologischen Arbeiten finden (Bellermann, Thierfelder, Macran usw.) im höchsten Maße irreführend wirken, indem sie eine nur für das 18.—19. Jahrhundert geltende Technik auf das Altertum übertragen.

Aus diesem Grunde darf man den Ausdruck νωμῶσιν οὗτοι χεῖρα nicht mit „sie geben den Takt mit der Hand" übersetzen, sondern einfach mit „sie bewegen die Hand". Denn diese Dirigierbewegung des Lehrers bezog sich zwar auf eine rhythmische, nicht aber eine taktmäßige Gliederung der Melodie.

Gänzlich getrennt von diesem Elementarunterricht im Singen ist der Unterricht in der Musiktheorie; er gehört zu den höheren Wissenschaften, die in den Vorhöfen der Kirche gelehrt werden, wie die Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Medizin, Arithmetik und Geometrie[2]). Anschließend an den Geometrieunterricht schildert Mesarites, wie sich Leute mit Tönen und Tonfolgen beschäftigen. κατακούσειας οὖν αὐτῶν πρὸς ἀλλήλους διαπορούντων, ἀσυνήθη τινα τοῖς πολλοῖς καὶ ἀκατακρόατα, νήτας ἀντὶ χορδῶν ὑπάτας τε καὶ παρυπάτας, μέσας καὶ παραμέσας προσφθεγγομένων ἀλλήλοις, καὶ πῶς ὁ μὲν διὰ τεσσάρων παρ' αὐτοῖς ἐπονομαζόμενος συμφώνως τοῖς ἀριθμητικοῖς ἐπίτριτος ὀνομάζεται, ὁ δὲ διὰ πέντε καλούμενος ἡμιόλιός τις εἶναι τούτοις δοκεῖ, τῷ τῶν ἀριθμητικῶν διὰ πέντε ἀπεναντίας ἱστάμενος. ἵνα τί τε ἡ ὀγδόη διὰ πασῶν ἐπικέκληται καὶ πῶς ὁ τῶν ἤχων πρῶτος ἐν αὐτῇ κυριώτατος ἐφευ-

---

[1]) συμφωνεῖν, συμφωνία, σύμφωνος vergl. das technische Lexikon zu Aristoxenos in L. Laloy, *Aristoxène de Tarente.*

[2]) Heisenberg, Grabeskirche und Apostelkirche S. 90.

ρίσκεται, καὶ ὅπως ἡ πεντεκαιδεκάτη τούτοις χορδὴ δισδιαπασῶν ἐπωνόμασται καὶ πεντεκαιδεκάχορδον ἐν ἑξκαιδεκαχόρδῳ τὸ σύμπαν ὄργανον ὀνομάζεται. „Du kannst nun hören, wie sie untereinander disputieren, gewisse den meisten ungewohnte und nie gehörte Namen gebrauchen, von Nete, Hypate und Parhypate, Mese und Paramese anstatt von Saiten miteinander sprechen und wie der bei ihnen Diatessaron genannte Ton übereinstimmend mit den Arithmetikern Epitritos genannt wird, der sogenannte Diapente aber Hemiolios zu sein scheint entsprechend dem Diapente bei den Arithmetikern; höre, weshalb die Oktave Diapason genannt wird und warum die erste Tonart in ihr am vollkommensten sich findet, weshalb die fünfzehnte Saite bei ihnen Disdiapason heißt und das ganze Instrument fünfzehnsaitig im sechzehnsaitigen genannt wird“[1]).

Wenn man diese, den Lehren der alten Theoretiker entnommenen Themen liest und sieht, wie Richtiges mit Falschem, Selbstverständliches mit Problematischem untermischt ist, gewinnt man den Eindruck, daß nicht nur Mesarites diesen ganzen Spekulationen fremd gegenübergestanden ist, sondern daß er wirklich ἀσυνήθη τινα τοῖς πολλοῖς καὶ ἀκαταχρόατα vorbrachte; Dinge, die längst nichts mehr mit dem lebendigen Leben der Kunst zu tun hatten und nur mehr als gelehrte Unterhaltung betrieben wurden. Dieser Gesichtspunkt muß bei einer Behandlung der byzantinischen Musiklehre Geltung finden; d. h. man darf sich ebensowenig wie bei den Schriftzügen der byzantinischen Codices von den archaisierenden Tendenzen der Schreiber verleiten lassen, etwas für älter anzunehmen, was jüngeren Ursprungs ist. Die auf die byzantinische Musik übertragene antike Theorie ist für uns ein Hindernis, die Umwandlung und Verjüngung der mittelgriechischen Musik verfolgen zu können. Eine gewissenhafte Forschung wird daher von der Gegenwart in die Vergangenheit hinabsteigen müssen, um zu sehen, in welcher Weise und seit wann die gegenwärtige Lehre entstanden ist. Diese Methode verspricht mehr Erfolg als die bisher versuchte, die byzantinische Musik aus der antiken griechischen abzuleiten, denn sie stützt sich auf eine lückenlose Kette von der Gegenwart bis zum 11. Jahrhundert, während zwischen Antike und Mittelalter ein bisher unüberbrückbarer Riß klafft.

Fast alle Forscher, die sich mit der Übertragung der byzantinischen Melodien beschäftigten, haben sich in der Frage der Tonalität vergriffen, am meisten Dom Gaisser in *Le Système musical de l'Église grecque* (1901) und der nach seinen Vorschriften übertragende Tillyard, dessen zahlreiche

[1]) Heisenberg ib. S. 93 und 94 weist die Herkunft dieser Stellen aus den Ps. Aristot. Problemen 19, 23 Gaudentios, Isagog. cap. 10, Nikomachos, enchirid. cap. 11 ed. Jan, Mus. script. gr. S. 91, 339, 255 nach.

Übertragungen durch die Art der Vorzeichnungen wertlos sind[1]).

Wir treffen heute noch in den verschiedenen orientalischen Liturgien Melodien, die derartige verwandte Züge aufweisen, daß wir auf einen gemeinsamen Ursprung dieser Melodien schließen können. Bei diesen Melodien herrscht auch überall das gleiche Tonalitätsempfinden, d. h. die ursprüngliche Tonart konnte trotz räumlicher und zeitlicher Trennung, trotz der Verschiedenheit des Milieus und der verschiedenartigen Einflüsse nicht verwandelt werden; sie ist aufs engste mit dem Kontinuitätsgefühl der Melodie verbunden.

Die Vorbedingung einer erfolgreichen Beschäftigung mit der byzantinischen Musik ist daher eine genaue Kenntnis der Musik und Theorie der gegenwärtigen griechischen Kirchenmusik, deren richtiges Bild man hinter dem Wust von Verderbnissen herausarbeiten muß. Damit werden wir dem Verständnis der Tonalität näherkommen und auch die rhythmischen Fragen besser entscheiden können.

Wie man sieht, sind die Probleme, welche die Beschäftigung mit unserem Gegenstande aufwirft, zahlreich und weittragend, und die Schwierigkeiten, welche sich ihrer Lösung entgegenstellen, recht bedeutend. Es handelt sich bei der Bewältigung dieser Aufgabe um nichts Geringeres als um die Erschließung einer Kunst, die während eines Jahrtausends täglich an Tausenden von Stätten innerhalb der weiten Grenzen des byzantinischen Weltreiches geübt wurde und über die Grenzen dieses Reiches im Osten bis nach Persien, Turkestan, ja selbst bis nach China wirkte, im Süden nach Ägypten und Abessynien, im Westen nach Italien und entlang der Küsten des Mittelmeeres bis nach Spanien[2]).

Die Zerstörung des Reiches durch die Türken konnte diese Kunstübung nur hemmen, aber nicht vernichten. Erst der allgemeine kulturelle Rückgang des Orients seit dem Beginne der Neuzeit hat auf die Verbreitung der Gesangskunst in der orientalischen Kirche lähmend eingewirkt und sie auf einige wenige Gegenden, wie z. B. die Athosklöster, eingeschränkt, von denen aus der Kirchengesang in eifrigem Kontakt mit dem Balkan und mit Rußland blieb[3]), und es bedarf keiner weiteren Worte, um darzulegen, von welcher Bedeutung für die Kultur der Balkan-

---

[1]) *A musical study of the Hymns of Casia.* Byzantinische Zeitschrift XX, S. 420. — *Greek Church Music. The musical Antiquary* II, S. 80—98, 154—170. *Studies in Byzantine Music.* ibid. IV, S. 202—222.

[2]) Vgl. meinen Artikel „Der Ursprung des altchristlichen Kirchengesanges". Österreich. Monatsschrift für den Orient, 41. Jahrgang, S. 302 ff.

[3]) Über die engen Beziehungen des russischen Kirchengesanges mit dem byzantinischen vgl. O. v. Riesemann, Die Notationen des altrussischen Kirchengesanges (1903).

länder und Rußlands die Bekanntschaft mit der byzantinischen Liturgie und dem Kirchengesange geworden ist. Vergleichende Studien über die Kirchenmusik bei den einzelnen Balkanvölkern mit der ruthenischen und russischen werden sicherlich höchst bedeutsame Resultate zu Tage fördern.

Ich hoffe, auch gezeigt zu haben, daß diese Studien nicht einseitig den Musikhistoriker angehen, sondern ebenso den Liturgiker und den Philologen betreffen und letzten Endes in das Gebiet der Kulturgeschichte führen. Ohne umfassende Vorbereitungen darf man sich jedenfalls an dieses Kapitel der Musikgeschichte nicht heranwagen, weil man sonst Gefahr läuft, irgendwo mit seiner Arbeit ins Stocken zu kommen. Es wäre auch noch mancherlei über Melodiebildung zu erwähnen, doch fürchte ich, dadurch ins Detail zu geraten und möchte nur wünschen, daß die vorliegende Studie eine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der Probleme erwecken konnte, die sich dem darbieten, der sich mit der byzantinischen Kirchenmusik beschäftigt, und daß die Augen der Philologen wieder auf das noch gänzlich brachliegende Feld der Hymnendichtung gelenkt werden. Was jetzt vor allem not täte, wäre die Fortsetzung der Arbeit Pitras mit der Methode Krumbachers. Es müßte, was nur immer von byzantinischen Hymnen vorhanden ist, gesammelt, verglichen und publiziert werden; damit wäre die Arbeit des Musikhistorikers bedeutend erleichtert und es bestünde die Aussicht, in absehbarer Zeit greifbare Resultate vorzulegen. Mögen diese Zeilen dazu angeregt haben!

Wien. Egon Wellesz.

Das Ende der Assoziationspsychologie[1]).

Seit der Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie sehen wir alles Geschehen in der Natur, in der organischen ebenso wie in der anorganischen, in einen festen Zusammenhang eingeordnet; jeder Naturvorgang ist in allen seinen Teilen vollkommen bestimmt. Dem Bewußtsein dagegen fehlt die Eindeutigkeit, seinen Änderungen die Stetigkeit und Einsinnigkeit; die Seele ist diskontinuierlich, aus sich selbst nicht zu begreifen. Den Veränderungen in unserer Umgebung, die ja zugleich psychische Vorgänge sind, stehen wir passiv, häufig hilflos gegenüber; die Wirklichkeit enttäuscht immer wieder die Erwartung,

[1]) Herr Prof. Höfler versprach uns, nachdem er diesen Titel vernommen hatte, sich in einem der nächsten Hefte unserer Zeitschrift zu diesem Gegenstand zu äußern und den Ersatz der Assoziationspsychologie durch eine Gestaltpsychologie anzuregen.

Die Schriftleitung.

die Erinnerung fälscht uns unsere Erlebnisse und auch dem strengsten logischen Denken, in der Mathematik, fehlt die Naturnotwendigkeit. Es gäbe ja keine wissenschaftlichen Probleme, wenn jeder Gedanke den nächsten festlegte, sondern mit den Prinzipien wären auch schon alle Antworten gegeben. Auch die strengste Wissenschaft verdankt ihre Fortschritte der ganz unberechenbaren, launischen Phantasie; unsere glücklichsten Einfälle kommen uns ganz überraschend. Jede Vorstellung kann sich mit jeder anderen oder auch mit jeder Wahrnehmung gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge verbinden; nichts anderes als diese Tatsache meinen wir ja, wenn wir von der Einheit des Bewußtseins reden[1]). Es gibt keine psychischen Gesetze; was man gemeinhin so nennt, sind im besten Falle Regeln, die Ausnahmen vertragen und die umgestoßen werden können, wenn sich die Ausnahmen als zu zahlreich herausstellen.

Nicht mehr als solche Regeln sind im besonderen (wie etwa die „Lautgesetze") die Assoziationsgesetze. Seit ihrer Aufstellung durch Hume (1739) haben sie die Hauptgrundlage der eigentlichen Psychologie gebildet, ja Herbart glaubte sogar, ihnen mit Benützung des widerspruchsvollen Begriffes der unbewußten Vorstellungen dieselbe Geltung verschaffen zu können, die den Gesetzen der Mathematik in Anwendung auf Statik und Mechanik zukommt. Die namentlich von H. Spencer und von Fechner entwickelte Theorie des psychophysischen Parallelismus schien sich mit den Assoziationsregeln gut zu vertragen; Benekes „Spuren", die die Reproduktion beeinflussen, bekamen erst durch die Übertragung aus dem Geistigen ins Physiologische einen Sinn und man begann auch alle anderen Rätsel der Vorstellungsverknüpfung durch Zurückführung auf vorausgegangene Änderungen in der Gehirnstruktur zu erklären. Immer mehr befestigte sich gegen Ende des Jahrhunderts die Überzeugung, daß nur von dieser Methode erheblichere Erfolge in der Analyse der seelischen Prozesse zu erwarten seien, und in den Jahren 1888 und 1890 trat Richard Avenarius mit den zwei Bänden seiner „Kritik der reinen Erfahrung" hervor, dem vollendeten System einer biologischen Psychologie, das ganz auf dem Gedanken des psychophysischen Parallelismus aufgebaut ist. An dem Schicksal dieses gewaltigen Werkes zeigte es sich wieder einmal, daß von dem ersten Aufdämmern einer Idee bis zu ihrer allgemeinen Annahme ein weiter Weg führt. Die „Kritik der reinen Erfahrung" wurde zuerst überhaupt nicht beachtet, was zum guten Teil die Künstlichkeit und Schwerfälligkeit ihrer neuen Terminologie verschuldet haben mag; dann veröffentlichte Wundt (in den „Philosophischen Studien", 1896 97) eine oberflächliche

[1]) Vgl. Joseph Petzoldt, Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung. I 76 fg., 302 fg.

Kritik und seine Schüler begnügten sich, statt selbst in den Gedankenbau von Avenarius einzudringen, meist damit, ihren Meister zu zitieren. Wohl gab 1900, nach dem Tode des Züricher Denkers, Joseph Petzoldt den ersten Band der oben genannten Einführung heraus, worin die Philosophie der reinen Erfahrung leichter faßlich gemacht und in wichtigen Punkten weitergebildet wird. Dabei fehlt es nicht an heftigen Angriffen gegen Wundt, ja gelegentlich (S. 22) fällt sogar die Bemerkung, für die Schule Wundts sei die Psychophysik nichts anderes als das naturwissenschaftliche Mäntelchen, das man der rückständigsten Metaphysik und Spekulation umhängt. Der zweite Band der Petzoldtschen Arbeit (1904), eine hochbedeutende selbständige Leistung, war noch mehr geeignet, die Aufmerksamkeit der philosophisch Interessierten auf Avenarius zu lenken und sie von der Tragweite der neuen Gedanken zu überzeugen. Doch das Vorurteil gegen den „Metaphysiker" Avenarius war nun einmal erregt und verlegte den Fachphilosophen den Zugang zu den gesicherten Ergebnissen seines Hauptwerkes. Sonst hätte man doch wenigstens die Lehre von den Vitalreihen annehmen müssen, da sie nur Tatsachen beschreibt, statt sich auf die veralteten Assoziationsregeln, deren Unzulänglichkeit selbst von manchen Psychologen älterer Richtungen erkannt worden war, zu versteifen[1]).

Nunmehr scheint indes der Assoziationspsychologie doch die letzte Stunde geschlagen zu haben. Ein neues Buch, dessen Hauptthema die Analyse der verwickelteren seelischen Erscheinungen auf Grund scharfer Selbstbeobachtung und kritischer Abwägung gegen fremde Ansichten bildet, läutet ihr Ende ein[2]). Der Verf., der sich durch eine zweibändige „Psychologie der Kunst", durch eine kleine „Poetik" (s. meine Anzeige in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1915, S. 767 fg.) und durch viele Aufsätze in Fachzeitschriften einen guten Namen gemacht hat, will sich nicht rühmen, etwas absolut Neues zu bringen, sondern ist sich dankbar bewußt, daß er fast überall an Vorgänger anknüpft. Seine Liste auf S. IV macht allerdings einen etwas kunterbunten Eindruck; denn ohne Avenarius und Mach, die mächtigen Anreger, wäre der größere Teil der von Müller-Freienfels angeführten Bücher und Abhandlungen ungeschrieben geblieben; jene beiden Genies hätten also vor den respektablen jüngeren Autoren stärker hervorgehoben werden sollen. Auch Petzoldt kann manche

[1]) Mit mehr oder weniger unwesentlichen Einschränkungen und Änderungen halten auch noch die neuesten Gesamtdarstellungen der Psychologie an der Assoziationslehre fest: Jodl, Ebbinghaus, Störring, Münsterberg, Cornelius, Ziehen, Semon („Die Mneme").

[2]) Richard Müller-Freienfels, Das Denken und die Phantasie. Psychologische Untersuchungen nebst Exkursen zur Psychopathologie, Ästhetik und Erkenntnistheorie. Leipzig 1916, J. A. Barth. XII und 341 Seiten. Preis 6 M.

Prioritätsansprüche erheben, die Müller-Freienfels nicht ausdrücklich anerkennt, so bei den Ausführungen über die Abstraktion (S. 172 fg.). Man hat hier und an anderen Stellen den Eindruck, daß sich der Verf. des eigentlichen Ursprungs der von ihm erörterten Gedanken nicht deutlich bewußt ist. Doch bestätige ich ihm gern, daß sein Werk keineswegs bloß eine „eklektische Zusammenstellung", sondern die „konsequente Durchführung eines einheitlichen Grundgedankens" ist (S. V). Müller-Freienfels hat nicht nur die an vielen Orten verstreuten Arbeiten der Psychologen, Psychiater und Neurologen überaus geschickt zusammengefaßt, sondern auch kräftig gefördert; so ist er denn über die beliebten Kompendien der Psychologie wesentlich hinausgekommen.

Ehe ich nun daran gehe, über den Hauptinhalt des Buches zu berichten, möchte ich mir drei Einwände methodischer Art gestatten, die sich aus den Anschauungen des Verf.s selbst ergeben. Zunächst einmal zeigt die Psychologie des wissenschaftlichen Denkens, daß wir bei jeder Untersuchung von Vorurteilen geleitet werden; gleichwohl lieben die „exakten" Forscher das bekannte Versteckspiel: sie gehen scheinbar von unbefangen geschauten Tatsachen aus und stellen die allgemeine Idee, von deren Richtigkeit sie von vornherein (auf Grund unvollständiger Induktion) überzeugt gewesen sind, als das aus der streng empirischen Forschung abgeleitete Resultat an den Schluß hin; es ist, als sei der Verf. während der ganzen Betrachtung selbst darauf gespannt, was denn zuletzt herauskommen werde, und als empfinde er sein Ergebnis als eine angenehme Überraschung. Die ganz Exakten, die nur eine Beschreibung der Tatsachen geben wollen, sehen sogar von allgemeinen Folgerungen ganz ab und überlassen sie dem Leser. Hieher gehört die bei den meisten Psychologen anzutreffende und von Müller-Freienfels (S. VI) wiederholte Behauptung, daß ihre Wissenschaft von aller Erkenntnistheorie unabhängig sei. In Wirklichkeit fußt jede Psychologie auf einer bestimmten erkenntnistheoretischen Meinung, im besonderen die Assoziationslehre auf der Vorstellung, daß das Denken eine möglichst vollständige Spiegelung der Wirklichkeit bezwecke — eine Ansicht, die vor Müller-Freienfels besonders wieder Petzoldt zurückgewiesen hat (a. a. O. II 92 fg.) —, unser Verf. auf der „instrumentalen" oder „pragmatischen" Anschauung vom Wesen der Erkenntnis: der Zweck des Denkens ist nur die Orientierung in der Außenwelt und ihre Beherrschung, niemals die Erkenntnis einer „objektiven" Welt. Die Darstellung hätte nun viel an Klarheit gewonnen, wenn Müller-Freienfels seine Leitidee an die Spitze seiner Untersuchung gestellt und immer wieder herangezogen hätte, statt sie erst gegen das Ende hin, namentlich in den „Erkenntnistheoretischen Schlußbemerkungen" (S. 332 fg.), vorzutragen.

Ein zweiter Mangel scheint mir darin zu liegen, daß der Verf. selbst in der ganzen Anlage seiner Arbeit nicht das beherzigt, was er S. 255/56 über das Verhältnis der „Psychologie von oben" zu der „Psychologie von unten" ausführt. Wie Mach[1]) und Avenarius ihre Hauptgedanken durch die Analyse der höchsten Denkprozesse gewonnen haben — wobei jener mehr die Entwicklung der Naturwissenschaft, dieser mehr die Naturgeschichte der philosophischen Probleme im Auge hatte —, so hätte es sich empfohlen, daß Müller-Freienfels mit der Betrachtung des entwickelten Denkens, das sich sozusagen ganz im Lichte des Bewußtseins abspielt, beginne und von da zu den einfachsten Begriffen und Urteilen hinabsteige, statt mit dem anzufangen, was dem „reinen" Psychologen schier unbegreiflich sein muß (den „automatischen Bewegungen", dem Wiedererkennen, dem „mechanischen" Denken usw.), und das zielstrebige Denken erst später zu behandeln.

Drittens schwebt die ganze Theorie des Denkens in der Luft, wenn man sich nicht entschließt, mit dem psychophysischen Parallelismus Ernst zu machen, die Lücken und Sprünge des psychischen Geschehens durch Vermutungen über die begleitenden physiologischen Vorgänge begreiflich zu machen. Wenn Wundt ein solches Verfahren für Metaphysik hält, so verwechselt er diese mit der Hypothese[2]) und man darf sich bei dieser Begriffsverwirrung nicht wundern, daß ein Nervenarzt wie P. J. Möbius die empirische Psychologie als eine hoffnungslose Wissenschaft bezeichnen konnte[3]). Neurologen und Psychologen sind dann auf einem toten Punkte angelangt und es entbehrt nicht der Komik, wenn diese von jenen und jene von diesen neue Anregungen für ihre Tätigkeit erwarten. Schon F. A. Lange, der Historiker des Materialismus, hat das unerfreuliche Verhältnis beklagt: „Die Unfruchtbarkeit der bisherigen Hirnforschungen beruht nur zum Teil auf der Schwierigkeit des Stoffes. Der Hauptgrund scheint der gänzliche Mangel einer irgendwie brauchbaren Hypothese oder auch nur einer ungefähren Idee von der Natur der Hirntätigkeit zu sein." Man hat sich eben noch nicht klar gemacht, daß es eine psychische Kausalität gar nicht gibt, ja nicht einmal geben **kann**, wie Petzoldt a. a. O. lichtvoll dargelegt hat, und daß deshalb ein wirkliches Verständnis der geistigen Phänomene ohne Hypothesen über die ihnen zugeordneten physiologischen Prozesse gar nicht möglich ist. Nie kommen wir über vage und unzuverlässige Regeln hinaus, wenn wir uns nicht zu ihrer Ergänzung physiologische **Gesetze** konstruieren. Während nun die Naturwissenschaft durch kühne und kühnste Hypothesen groß geworden ist — stellte man doch z. B.

[1]) Die Analyse der Empfindungen. 4. Aufl. S. 254.
[2]) Vgl. Petzoldt a. a. O. I 352.
[3]) Die Hoffnungslosigkeit der Psychologie. Halle 1907. S. 52.

manchen Stern fest, ehe man ihn im Fernrohr erblickte! —, wollen jetzt die Philosophen vielfach naturwissenschaftlicher, exakter sein als die Naturforscher; sie beruhigen sich bei den herkömmlichen Regeln, die uns ja für praktische Zwecke trotz ihrer Unvollkommenheit ausreichende Dienste leisten, und verschwenden in rastlosem Experimentieren ungeheure Mühe auf belanglose Einzelfragen. Von solchen Verirrungen hält sich nun Müller-Freienfels fern; sein Blick ist immer auf die Hauptprobleme gerichtet und er wendet sich ausdrücklich gegen die Übertreibungen und unwissenschaftlichen Formen der Experimentalpsychologie („Methodologische Vorbemerkungen", S. 27 bis 40). Auch ihn charakterisiert indes die Genügsamkeit der „reinen" Psychologen, die sich von der selbstverschuldeten Hoffnungslosigkeit ihrer Wissenschaft nicht angefochten fühlen und die Lösung der Rätsel teils den Neurologen, teils den Erkenntnistheoretikern überlassen, als wären diese nicht wieder ihrerseits auf die Psychologen angewiesen. Bezeichnend dafür ist die Bemerkung des Verf.s über Avenarius auf S. 252 („Beziehungen" [zwischen Körper und Geist], denen wir indessen hier nicht nachgehen wollen). Auch diese Unlust mußte Unklarheiten zur Folge haben, zumal da sich Müller-Freienfels meist hart an der Grenze zwischen Psychischem und Physiologischem bewegt; man weiß oft nicht, ob der Verf. noch von Bewußtseinszuständen oder nur von unbewußter, erst in ihren Resultaten zu Tage tretender Nerventätigkeit spricht. Natürlich kommt auch Müller-Freienfels nicht ohne gewisse physiologische Annahmen aus; er nennt dann besonders James und behauptet von Avenarius seltsamerweise, daß dieser die Bedeutung der motorischen Faktoren für das geistige Geschehen nicht beachtet habe (S. 254). Es genügt festzustellen, daß bei Avenarius die ganze „unabhängige Vitalreihe" (die nervösen Prozesse ohne begleitendes Bewußtsein) „Motion" ist und daß sich die Ausdrücke „Virtual", „Aktionskomplex", „Erwerbsnuance" damit decken, was Müller-Freienfels meint.

Trotz all dem besteht das Urteil zurecht, daß Müller-Freienfels tüchtige Arbeit getan hat und daß sein Buch als ein sehr erheblicher Fortschritt über die landläufigen Darstellungen der Psychologie hinaus zu bewerten ist; denn auch für die Erforschung der Nervenprozesse bleibt die Introspektion die allerwichtigste Quelle; auf keinem anderen Wege ist ja Avenarius zu seiner physiologischen Theorie gelangt und es ist ein wunderliches Mißverständnis, wenn man ihm das zum Vorwurf macht[1]). Müller-Freienfels ist gegen seine Vorgänger schon dadurch im Vorteil, daß er seine Analysen auf die beiden großen Entdeckun-

[1]) So z. B. Hans Cornelius (Einleitung in die Philosophie. 1. Aufl. 1903. S. 159) und Harald Höffding (Moderne Philosophen. 1. Aufl. 1905. S. 121 fg.).

gen von Avenarius gründet: auf die Zweiteilung der psychischen Phänomene in „Empfindungen“ und „Gefühle“ sowie auf die Vitalreihen, die der Beschreibung des Ablaufes unserer Vorstellungen ungleich besser dienen als die dürftigen Assoziationsschemata. Der neue Begriff des Gefühls (wofür Avenarius treffender das Wort „Charakter“ gebraucht) umfaßt nicht nur Lust und Leid, sondern auch die logischen Gefühle und die Willenserscheinungen. Gegenüber der unhaltbaren Ansicht, daß die Gefühle nur Intensitätsgrade von Lust und Unlust seien, wird energisch die spezifische Eigenart jedes Gefühls und die ungeheure Mannigfaltigkeit der Gefühle betont. Eine Zwischenform von Empfindung und Gefühl ist das Organbewußtsein, das keine Sonderung der subjektiven und der objektiven Faktoren ermöglicht. Auch den Gefühlen ist indes eine gewisse objektive Beziehung eigen, mag sie auch nicht so deutlich hervortreten wie bei den Empfindungen.

Die traditionelle intellektualistische Anschauung über die Funktion des Gedächtnisses geht dahin, daß unser Geist mit mehr oder weniger anschaulichen Erinnerungsbildern arbeitet. Demgegenüber weist der Verf. (S. 45 fg.) nach, daß die wenigsten Menschen zu einigermaßen klaren und deutlichen Reproduktionen von Geruchs-, Geschmacks-, Tast- und Temperatur- sowie Bewegungsempfindungen überhaupt fähig sind. Auch die vermeintlichen Gehörsvorstellungen erweisen sich in der Regel als bloße „Gedanken an die Musik“ und nur selten kommt es zu innerlichem Hören. Am häufigsten tauchen die „anschaulichen“ Elemente, wie schon die *denominatio a potiori* beweist, aus dem Gebiete des Gesichtssinnes auf. Aber auch bei ausgesprochen visuell veranlagten Menschen handelt es sich dabei keineswegs um Kopien der wirklichen Wahrnehmungen, sondern gewöhnlich nur um ganz schematische, höchst dürftige Andeutungen der Umrisse und beim abstrakten Denken fehlen auch diese oft vollständig. Für das ausgebildete Denken sind die Vorstellungen etwas ziemlich Überflüssiges. Sie sind Mittelglieder zwischen Wahrnehmung und abstrakter Sprache, die später ganz entbehrlich werden, Krücken, an denen das freie Denken sozusagen das Gehen lernt und die es später gar nicht mehr braucht (S. 182 fg.). Wie die Schrift ursprünglich bildliche Darstellung war und allmählich alle Ähnlichkeit mit dem Bezeichneten verlor, so beruht unser Wissen von den Dingen zum größten Teil auf einem symbolischen Ersatz, der mit der Wahrnehmung weder im Wesen noch auch nur in einem Teil der Qualitäten übereinstimmt. An lehrreichen Beispielen wird (S. 76 fg.) gezeigt, daß wir unendlich viele Dinge wissen, von denen wir nicht die geringste Reproduktion haben, und daß auch die angeblichen Erinnerungsbilder Konstruktionen sind, „teleologische Umformungen und Umbildungen, die oft gar keine Ähnlichkeit mit dem Original

haben und uns nur darum nicht völlig in die Irre führen, weil für uns eine getreue Abbildung der Außenwelt verhältnismäßig nur selten von zwingendem Werte ist" (S. 80). Da sie sehr oft ganz fehlen, müssen sie als sekundär angesehen werden und sind jedenfalls nicht geeignet, das Denken begreiflich zu machen. Die Assoziationspsychologie scheitert übrigens schon an der Frage: „Warum wird denn überhaupt gedacht?", worauf sie keine Antwort geben kann.

Da selbst die treueste Erinnerung das Erlebte irgendwie umbildet und umgekehrt manche Gebilde der bewußten Phantasie treue Abbilder von Wirklichkeitselementen sind — soweit dies überhaupt möglich ist —, lassen sich die Produkte der Phantasie (die sogenannten „Phantasievorstellungen") von den Erinnerungen nicht streng scheiden. Die aktive, schöpferische Phantasie des Künstlers, die von der passiven, spielerischen des Kindes, des Wilden, des Träumenden, Berauschten, Maniakalischen usw. aufs schärfste getrennt werden muß, ist dem Denken des wissenschaftlichen Forschers wesensgleich, nur durch das Ziel davon verschieden: das Denken im eigentlichen Sinne bezieht sich auf die Erkenntnis der Wirklichkeit und Wahrheit oder auf Konstruktionen von praktischem Werte, beim Phantasieren jedoch weichen wir bewußt von der Wirklichkeit ab. Eine Vorstufe sowohl zum freien Phantasieren als auch zum Wirklichkeitsdenken haben wir im mythologischen Denken, dem übrigens manche metaphysische Spekulationen (so die Naturphilosophie der Romantik) näher stehen, als es auf den ersten Blick scheint (S. 243—248).

Wie Avenarius gezeigt hat, verläuft alles geistige Geschehen in Reihen, die sich mehr oder weniger leicht voneinander trennen lassen und drei Abschnitte aufweisen: den Initialabschnitt, d. i. die Problemsetzung oder, wie Müller-Freienfels glücklicher sagt, der Denkanstoß, den Medialabschnitt, der die Konstituierung und Bearbeitung des Problems umfaßt, und den Finalabschnitt, der die Lösung des Problems bringt.

Am Anfang der Reihe steht ein mehr oder weniger starkes Gefühl der Unsicherheit, des Zweifels, des Ungehörigen, Bedrohlichen usw. Dieses Gefühl kann von außen erregt werden durch eine Wahrnehmung, durch eine Frage, durch Hindernisse, denen unsere Tätigkeit begegnet; es kann aber auch „spontan" entstehen, von innen kommen, sich aus Widersprüchen unseres geistigen Besitzes, Unklarheiten unserer Vorstellungen und Gedanken, aus unkontrollierbaren subjektiven Dispositionen ergeben. Die Genialität besteht vor allem in der Stellung und Formulierung von Fragen, in neuartigen Erlebnissen, die zur Gestaltung treiben. Je nachdem, ob die Denkanstöße mehr von außen kommen oder aus Gefühlen und Stimmungen erwachsen, können wir beim Forscher und beim Künstler einen objektiven und einen subjektiven Typus unterscheiden.

Den mittleren Abschnitt der Reihe bilden Versuche, die gesetzte Störung zu beheben; es ist ein Zustand der Spannung, des Suchens und Erstrebens. Das einmal erregte Gefühl hebt aus der Masse der geistigen Möglichkeiten alles hervor, was in Beziehung zu ihm steht, wie ein Magnet aus einem Haufen Staub die Eisenteilchen herauslöst. Mit der objektiven Ähnlichkeit, der zeitlichen und räumlichen Berührung kommen wir hier ganz und gar nicht aus: nicht einzelne Vorstellungen folgen einander, sondern immer werden ganze Massen von Möglichkeiten aufgewirbelt, die zur Befruchtung herandrängen und aus denen eine Auswahl erfolgt. Auch bei der Bearbeitung des Problems zeigt sich ein objektiver und ein subjektiver Typus, doch handelt es sich auch hier nur um einen Gradunterschied.

Im Schlußabschnitt der Reihe tritt die Lösung des Problems ein: plötzlich hat sich aus einem durcheinander wirbelnden Chaos von Gedanken etwas Festes, Neues gebildet, gleichsam kristallisiert, wobei sich die Gefühle der Evidenz, der Erleichterung, Befriedigung und Befreiung einstellen.

Müller-Freienfels knüpft an die Betrachtung der Vitalreihen viele kluge Bemerkungen und ergänzt die vorwiegend erkenntnistheoretischen Zwecken dienenden Ausführungen von Avenarius durch manche interessante Beobachtung (Kap. VII—IX, S. 243 bis 306). Hier kann nur die Gesamttendenz charakterisiert werden. Es ergibt sich, daß den Gefühlen beim Denken die entscheidende Bedeutung zukommt. Sie sind nicht mehr oder weniger zufällige und nur sporadisch auftretende Begleiter der Vorstellungen, sondern deren Lenker und Richter. Daß sie meist flüchtige und schwer faßbare Erscheinungen sind, berechtigt nicht dazu, sie zu vernachlässigen; ihre Analyse bildet vielmehr die Hauptaufgabe einer Theorie des Denkens. Wären nun die „logischen Gefühle" mit Lust und Unlust identisch, so müßten wir auf die Erklärung ihrer Wirksamkeit verzichten; denn dann wäre es gar nicht zu verstehen, warum etwa ein Unlustgefühl, das sich von anderen Unlustgefühlen nur nach Intensität, nicht nach Qualität unterscheidet, eine bestimmte Erinnerung wachruft, obwohl es ebenso fest mit einer Unzahl anderer Erinnerungen verknüpft ist. Unzweifelhaft haben nun an dem vielfältigen Gebilde, das die Assoziationspsychologie für „latente" oder „schwach bewußte" Vorstellungen hält, gewisse Lust- oder Unlustgefühle Anteil. Aber sie fließen zusammen mit Phänomenen anderer Art, die wir am besten als die Bewußtseinskomponente motorischer Vorgänge in unserem Organismus auffassen, da sie sich gar häufig in sinnlich wahrnehmbaren Bewegungen äußern. Wenn wir z. B. etwas suchen, wofür uns nicht einmal der Name zur Verfügung steht, so spüren wir nicht nur eine gewisse Unlust, sondern auch einen inneren Drang, der sich auf einen ganz bestimmten Inhalt bezieht. Negativ charakterisiert

sich dieses seelische Gerichtetsein dadurch, daß alles, was nicht dazu paßt, verworfen wird; das Richtungsgefühl tastet umher, bis plötzlich die motorische Reaktion „einschnappt", ohne daß wir selber wissen, wie es gekommen ist (S. 273). Mit Recht betont James die spezifische Eigenart dieses ganz konkreten Gefühls; es ist ein ganz anderer Bewußtseinszustand, wenn ich mir den Namen „Spalding" vergebens ins Gedächtnis zurückzurufen suche, als wenn ich mich umsonst bemühe, mich auf den Namen „Bowles" zu besinnen. Müller-Freienfels nennt nun dieses Phänomen treffend „Einstellung"; denn oft offenbart es sich deutlich in motorischen Vorgängen: in Akkommodationen der Sinnesorgane, in leisen Spannungen der Muskeln, Sehnen und Gelenke, in Einflüssen auf die Atem-, Herz- und Drüsentätigkeit, in allerlei Gebärden, von denen die Klanggebärden die wichtigsten sind; das Sprechen vollzieht sich in der Regel ganz mechanisch, ohne daß „Wortvorstellungen" vorausgehen. So können wir die motorische Reaktion auch für die meisten, wenn nicht für alle anderen Fälle, in denen sie nicht nachzuweisen ist, postulieren. Wir nehmen also an, daß dem seelischen Phänomen einer bestimmten Einstellung neben algedonischen Gefühlen auch bestimmte innerliche Bewegungen, Dispositionen zu einer bestimmten Art von Tätigkeit Anteil haben, und diese Tätigkeitsbereitschaften sind das, was die herkömmliche Psychologie für mitschwingende „latente" oder „schwach bewußte" Vorstellungen ausgibt. Sie können wohl Vorstellungen herbeiführen, sind aber keineswegs identisch damit. Da, wo sich das Phänomen der Einstellung nicht in Bewegungen kundgibt, ist es dem Gefühle ähnlich, das wir haben, wenn wir eine Handlung ausführen können, ohne es zu tun. In dieser Möglichkeit der Realisierung liegt das Wesen des Verständnisses; das Denken ist nicht ein rezeptives, sondern ein reaktives Phänomen, ein Handeln. Unser Geist bildet das Material, das ihm die Sinne zugeführt haben, um und verarbeitet es zu dem Zwecke, daß wir uns in der uns umgebenden Außenwelt zurecht finden und im Kampf ums Dasein behaupten können.

Die Betrachtung der komplizierten Denkvorgänge weist uns den Weg zum Begreifen des elementaren Denkens; wir erkennen in den höchsten Leistungen der Wissenschaft und der Kunst nur quantitative Steigerungen, nur Ausbildungen der Verfahrungsweisen des naiven Menschen, auch in dem bloßen Wahrnehmen und Wiedererkennen dasselbe Schema, dem das Nachdenken unterworfen ist. Freilich verlaufen die meisten Vitalreihen in den Nervenbahnen so schnell, daß sie psychisch auf ein einziges Glied zusammenschrumpfen, z. B. das Wiedererkennen einer Sinneswahrnehmung; wissen wir aber den Eindruck nicht sofort zu „deuten", dann wirkt er als Denkanstoß und die Mittelglieder stellen sich als eigene Phänomene ein.

Der Organismus verarbeitet also alle Reize und das Bewußtsein dieser Reaktion, die „Stellungsnahme“ macht das Wesen der Wahrnehmung gegenüber der bloßen Empfindung aus. Da diese und die subjektive Reaktion nur zwei Seiten desselben Vorganges sind, also nur *in abstracto* getrennt werden können[1]), besteht zwischen der willkürlichen und der unwillkürlichen Aufmerksamkeit kein prinzipieller Unterschied. Das Aktivitätsbewußtsein reduziert sich auf die Tatsache, daß auch den sinnlichen Wahrnehmungen eine innere Einstellung vorausgehen kann, das oben beschriebene Richtungsbewußtsein, das bei der „passiven“ Aufmerksamkeit fehlt: die Sinnesorgane werden zur Aufnahme der Reize vorher adaptiert und die Bewußtseinkomponente dieser Bewegungen nennen wir den Willen (S. 109 fg.).

Die subjektive Stellungsnahme ist einerseits Analyse (aufmerksames Fixieren), anderseits Synthese (Dingbildung, Typisierung, Generalisierung). Die Wahrnehmung enthält immer nur eine Auswahl aus dem Empfindungsmaterial, das uns die Sinne liefern; aber zugleich wird die Empfindung durch die gefühlsmäßige Einstellung herausgehoben, betont und geklärt. Auf der Einstellung unserer Augen beruht die Verdringlichung unserer Wahrnehmungen und ihre Einordnung in den Raum sowie das eigentümliche Gefühl, das den Kern unseres Objektivitätsbewußtseins ausmacht (S. 120 fg.). Von der subjektiven Reaktion hängt ferner die Verallgemeinerung unserer Wahrnehmungen ab. Das Generalisieren, das im Geistesleben von so durchgreifender Bedeutung ist, können wir, worauf bereits H. Spencer hingewiesen hat, schon im primitiven Reflex vorgebildet sehen, wie denn das Denken überhaupt als modifizierte Reflexe aufgefaßt werden muß. Unser Organismus ist ein höchst komplizierter Apparat, der die feinsten Reize beantwortet, aber nicht jeden Reiz in eigener Weise, sondern gleichförmig ganze Arten von Reizen. Die objektive Ähnlichkeit — ihr extremster Fall, der niemals rein vorkommt, ist die Gleichheit — schafft wohl günstige Bedingungen für die Generalisierung, entscheidend ist jedoch die Gleichheit des Gefühls, mit dem unser Organismus auf ganze „Gattungen“ von Reizen reagiert. Wo es ausbleibt, wird die Ähnlichkeit trotz objektiver Übereinstimmungen nicht bemerkt

[1]) In diesem Punkte verhält sich der Verf. nicht ganz konsequent: so ist S. 145 von reinen Empfindungen die Rede, als seien sie Realitäten. Unleugbar äußern auch unbeachtete Eindrücke psychische Wirkungen, aber sie selbst sind als bloße „Perzeptionen“ psychisch ein Nichts, „tote Werte“, um mit Avenarius zu reden. Wenn wir den Schlag der Wanduhr erst nach einigen Augenblicken vernehmen, so erinnern wir uns doch deutlich, daß wir ihn, als wir ihn hätten hören sollen, nicht gehört haben. Ebensowenig ist der unbemerkte Hintergrund eines Bildes ein psychischer Wert, auch wenn er die Wahrnehmung des Bildes beeinflußt. Solche Erscheinungen lassen sich nur physiologisch erklären (vgl. Petzoldt a. a. O., I, S. 137 fg., 281 fg.).

und umgekehrt werden durch die Gefühlsreaktion Dinge zusammengefaßt, die objektiv gar keine Ähnlichkeit haben. Das Gefühl also ist, mag es sich auch noch so schwach geltend machen, der Tatbestand, der den „Allgemeinvorstellungen" zu grunde liegt. Menschen mit lebhaftem Gefühlsleben, so Frauen und Kinder, neigen daher am meisten zum Verallgemeinern, auch zum falschen. Eine besondere Gefühlsnuance, die beim Wahrnehmen zuweilen auftritt, jedoch oft auch fehlt, ist das bewußte Wiedererkennen.

Mit dem Gefühl der Dasselbigkeit und Bekanntheit sind nun Tätigkeitsdispositionen verwachsen, die meist keimhaft bleiben und sich im Bewußtsein nicht deutlich repräsentieren, meist unter seiner Schwelle bleiben. Wie verschieden sind doch nach Form, Größe, Farbe usw. die Gesichtseindrücke, die dasselbe Wort in verschiedenen Alphabeten, stenographischen Systemen, Schriftzügen und Drucktypen darbietet! Es bleibt für uns immer dasselbe, weil wir es, laut oder für uns, lesen. Solche Gefühls- und Tätigkeitsbereitschaften bilden das Plus, das beim Wahrnehmen zum objektiven Empfindungsgehalt hinzukommt und seine Gliederung ermöglicht. Negativ äußert sich die Stellungsnahme in den Stimmungen der Unsicherheit, des Zweifels, der Gleichgültigkeit, deren Folgen undeutliche Wahrnehmungen sind.

Eine kräftige Stütze findet diese Theorie in den Trugwahrnehmungen. Nach der Assoziationslehre bestehen sie in der partiellen oder vollständigen Verdrängung von Wahrnehmungen durch lebhafte Vorstellungen. Doch abgesehen davon, daß wir uns meist nicht im geringsten Rechenschaft darüber ablegen können, welcher Art diese Vorstellungen gewesen sein sollen, scheitert die Erklärung durch Reproduktionen an der Tatsache, daß Motoriker und Menschen, die überhaupt nur wenige anschauliche Vorstellungen bilden können, an Trugwahrnehmungen nicht weniger leiden als Individuen von deutlich visuellem Typus. Die Beobachtung, daß Illusionen und Halluzinationen um so stärker auftreten, je mehr das Gemüt ergriffen ist, weist uns auf eine befriedigendere Erklärung hin: Unter dem Einfluß starker Gefühle stellt sich der Organismus falsch ein und die wahre Empfindung kann dagegen nicht aufkommen. Der dem Objekt unangemessene Gefühlston und die von innen erfolgte motorische Reaktion (Akkomodation der Sinneswerkzeuge) leiten uns irre: wir nehmen das an, was wir suchen, nicht das, was da ist. Nicht Vorstellungen, sondern Gedanken bleiben Sieger über die Objekte. Überdies läßt sich bei normaler Verfassung sehr oft annehmen, daß wir infolge mangelhafter Übung oder besonderer Erregungsverhältnisse den Reiz ungenau aufnehmen (S. 55, 74, 130—138). Wenn beim vergeblichen Suchen eines Namens die Einstellung allein den Inhalt des Bewußtseins bildet, so schließt sie sich bei Trugwahrnehmungen an einen ihr ganz und gar

nicht entsprechenden Empfindungskomplex an. Wichtiger ist, daß sie sich, losgelöst von ihrem Auslöser, auch an Gebärden und Worte heften kann, die dadurch Zeichen für ein bestimmtes Richtungsgefühl werden, eine Bedeutung empfangen.

Ihrem Ursprung nach ist die Sprache ein rein affektives Phänomen. Bei lebhafteren Eindrücken entschlüpfen dem Kinde unwillkürlich ganz individuelle Laute und eine beliebige Ähnlichkeit genügt, dieselbe Sprachreaktion auszulösen. In solchen Worten „materialisiert" sich gleichsam das dunkle Gefühl der inneren Stellungsnahme zu den Dingen, das den Kern des Ähnlichkeitsbewußtseins bildet. Durch die typische Artikulation der Sprachorgane erhält das Individuum feste Haltpunkte zur Fixierung der Wahrnehmung, was wieder eine beträchtliche Steigerung, Verdeutlichung, Klärung bedeutet. Die Keimzelle des Sprechdenkens ist der Einwortsatz, in seiner primitivsten Form nicht mehr als ein „Bekanntheitssymbol". Wie nun jede Wahrnehmung einerseits im Herausheben und Fixieren einer gewissen Auswahl aus dem Empfindungsmaterial, anderseits die Verallgemeinerung in sich schließt, so kann die klärende Wirkung des sprachlichen Formulierens entweder der analytischen oder der synthetischen Funktion im Wahrnehmungsakte zu gute kommen. In dem ersten Falle liegen reine Wahrnehmungs**urteile** vor („Dies ist rot"), in dem zweiten Wahrnehmungs**begriffe** („Dies ist ein Baum"): unser Gefühl ist nicht nur auf den unmittelbar gegebenen Empfindungskomplex, sondern auf eine ganze Anzahl von möglichen Wahrnehmungen gerichtet, deren jede dazu passen würde; wir sind uns bewußt, daß wir zu einer Vielzahl von Dingen dieselbe Stellung nehmen würden. Das Wesen des Urteils und des Begriffes liegt also in der symbolischen Bezeichnung, besonders durch Worte, in der sich entweder eine schärfere Fixierung oder ein geklärtes Ähnlichkeitsbewußtsein offenbart. Dieser Vorgang kann durch visuelle Vorstellungen unterstützt werden und wir erkennen dann in dem Prozeß alle drei Stadien der Vitalreihe; doch sind die Reproduktionen dem Denken entbehrlich; bei den meisten Wahrnehmungen z. B. vollzieht sich das bewußte Erkennen, also das Urteil, so rasch, daß nur das Resultat, eben die Benennung, bewußt wird. Im entwickelten Sprechdenken kommen übrigens Urteile niemals ohne Begriffe vor und jeder Begriff schließt schon ein Urteil ein, da die interindividuelle Bedeutung der Worte ausdrückliches, nicht nur „stillschweigendes" Wiedererkennen und Erkennen **voraussetzt**, mag auch die Dasselbigkeit und die Bekanntheit im Moment des Sprechens nicht **empfunden** werden. „Urteilen als Fixieren und Mitteilen ist stets ein Handeln, entweder ein reaktives, durch einen Affekt ausgelöstes oder ein vorher eingestelltes, von bestimmter Absicht begleitetes, also eine Willenshandlung" (S. 155). Die Analyse des abstrakten Denkens, bei dem wir uns noch in höherem Grade

als Handelnde fühlen als beim aufmerksamsten Wahrnehmen, macht dies noch verständlicher.

Was erleben wir beim Nachdenken über ein abstraktes Thema? Vielleicht tauchen ab und zu Erinnerungsbilder auf, die Zwischenräume sind aber von mehr oder weniger verschwommenen Wortvorstellungen ausgefüllt, die je nach der individuellen Anlage optischer, akustischer oder motorischer Art sein werden. Zusammengehalten werden alle diese Phänomene durch den inneren Drang, das vage Gefühl von geistiger Tätigkeit. Dabei sagt uns das Bewußtsein nichts davon, daß eine Vorstellung die andere hemmt oder fördert und daß die Vorstellungen miteinander „verschmelzen"; vielmehr sind wir uns bewußt, daß jenes Gefühl das treibende Moment ist, das aus der Masse der Möglichkeiten die Auswahl trifft. Es äußert sich oft in motorischen Innervationen, die in Vorstellungen von Worten und anderen Tönen (beim musikalischen Schaffen) oder von mimischen Gebärden (z. B. bei Taubstummen), sehr häufig unmittelbar in leises Sprechen, in Denkgebärden und Bewegungen unserer Glieder auslaufen; bei den meisten Beschäftigungen des alltäglichen Lebens vollziehen wir derartige „untersprachliche" Denkakte und der Instinkt der Tiere ist nicht anders zu beurteilen. Neben dem Wortdenken gibt es also ein Denken in Bewegungen. Es gibt aber auch ein „übersprachliches" Denken, für das eine sprachliche Formulierung noch nicht gefunden ist oder der Natur der Inhalte nach versagen muß. Gerade die kühnsten Denker sind die abstraktesten und ungelenke Sprecher und noch häufiger kehrt bei den Künstlern die Klage wieder, wie unzulänglich die Sprache zum Ausdruck ihres Erlebens sei. Das gilt indes von den Worten überhaupt: sie deuten wohl ungefähr eine Richtung des Denkens an, decken sich aber keineswegs mit den Begriffen, können nie die Fülle der im Begriff zusammengefaßten Beziehungen erschöpfen (S. 307 fg.).

Mögen diese knappen Hinweise genügen, bei den Freunden des philosophischen Denkens für die neue Lehre vom Denken[1]) Interesse zu erwecken und sie zu dem Buche selbst hinzuleiten! Sie werden darin die angedeuteten Gedanken an reichem Tatsachenmaterial erläutert und ins einzelne ausgeführt finden, sich von manchem Exkurs angesprochen und von den intellektuellen Unbehaglichkeiten, die die Assoziationspsychologie bei ihnen hinterlassen hat, zum guten Teil befreit fühlen, wenn auch die volle Befriedigung, wie sie etwa das System von Avenarius ge-

[1]) Ihre Grundlagen hat vor allen Mach geschaffen („Die Analyse der Empfindungen", „Wärmelehre", „Erkenntnis und Irrtum"). Neben Mach und **Avenarius** ist besonders Petzoldt zu nennen, der neuerdings (Zeitschrift für positivistische Philosophie, 1914, S. 161—190) die Allgemeinheit der Begriffe mit der an allen lebenden Substanzen zu beobachtenden Überkompensation des Reizes in Verbindung bringt.

währt, bei der rein psychologischen Einstellung des Verf.s nicht erreicht werden kann. Müller-Freienfels läßt freilich viele Rätsel stehen, aber er häuft wenigstens nicht eingebildete auf die wirklichen und darin liegt der große Fortschritt seiner Leistung. Seine Polemik gegen die Assoziationstheorien, die sich durch das ganze Buch hinzieht und im VI. Kapitel (S. 203—242) zu einem systematischen Angriff verdichtet, ist von so überzeugender Kraft, daß ihr die Vorurteile der traditionellen Psychologie schwerlich standhalten werden. Mannigfache Bestätigung findet die aktivistische Auffassung vom Denken in der pädagogischen Erfahrung und der Verf. hat es sich nicht entgehen lassen, aus seiner prinzipiellen Ansicht grundlegende Folgerungen für das Lehrverfahren zu ziehen. Vor allem gilt es, über den Anschauungsunterricht zum Arbeitsunterricht fortzuschreiten, den Schüler zu eigener Tätigkeit anzuregen. Nicht die Aufstapelung möglichst vielen Wissens, sondern die Ausbildung des motorischen Apparates sei das Ziel des Lehrers. Wenn wir erkennen, daß nicht die Reproduktionsmöglichkeiten die geistige Begabung ausmachen, sondern die Feinheit und Sicherheit der subjektiven Reaktion, und wenn wir bedenken, daß die angeborene Spontaneität viel weniger beeinflußt werden kann als die Rezeptivität, dann werden wir die wirklichen Leistungen der Lehrer gerechter beurteilen und den Wert der Lehrmethoden, die zumeist auf die gedächtnismäßige Einprägung abzielen, nicht überschätzen.

Wenig Gutes ist von der sprachlichen Form des Werkes zu sagen. Daß der Verf. einen Teil der Korrektur unter schwierigen Umständen in Polen und an der Westfront erledigt hat, entschuldigt ihn nur zum Teil; denn gewisse Mängel des Stils (besonders falsche Wortstellungen) finden sich zu häufig, und zwar nicht nur hier, sondern auch in den anderen Schriften des Verf.s. Vielleicht bedient sich Müller-Freienfels vor dem Druck einer Neuauflage, die das Buch vollauf verdienen würde, des Beistandes eines sprachsichereren Freundes.

Mauer bei Wien. Dr. Johann Černy.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Grundriß der indogermanischen Sprach- und Altertumskunde. herausgegeben von Karl Brugmann und Christian Bartholomae.

1. **Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft,** herausgegeben von Wilhelm Streitberg. II. Teil. I. Band: Griechisch, Italisch, Vulgärlatein, Keltisch. Straßburg 1916, Verlag von Karl I. Trübner. 8⁰. VIII, 312 S. Subskriptionspreis 9 M. geh., 10 M. geb., Einzelpreis 10 M. geh., 11 M. geb.

Franz Bopp, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, hat im Alter von 25 Jahren — 1791 wurde er in Mainz geboren und starb 1867 in Berlin — sein epochemachendes Erstlingswerk herausgegeben, das den Titel führt: „Franz Bopp, Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Nebst Episoden des Ramajan und Mahabharat in genauen metrischen Übersetzungen aus dem Originaltexte und einigen Abschnitten aus den Vedas. Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. K. I. Windischmann[1]), Frankfurt am Main 1816." In dieser Schrift hat Bopp durch Vergleichung der Verbalsysteme der genannten Sprachen ihre Verwandtschaft erwiesen und dadurch die Indogermanistik ins Leben gerufen. Gerade hundert Jahre sind es also in diesem dritten Jahre des großen und furchtbaren Weltkrieges, seitdem jene friedliche Geistestat vollbracht ward, die auf dem Gebiete der Erkenntnis und Forschung so reiche Früchte tragen sollte. Das Ende einer derartig langen und abgerundeten Zeitperiode voll regster Tätigkeit, emsigsten Forscherfleißes und fruchtbringendster Kämpfe auf dem Gebiete einer Wissenschaft lädt begreiflicherweise zur Rückschau ein. Und so hat der Münchner Sprachforscher Wilhelm Streitberg es unternommen, in einer „Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft seit ihrer Begründung durch Franz Bopp" im Verein mit einer Reihe anderer Sprachforscher

---

[1]) K. I. Windischmann war Bopps Lehrer auf dem Lyzeum zu Aschaffenburg und durch seine Vermittlung wurde es Bopp von der bayrischen Regierung ermöglicht, in Paris dem Studium des Arabischen, Persischen und Sanskrit nachzugehen.

darzustellen, was in den hundert Jahren seit 1816 auf dem Gebiete der Indogermanistik geleistet wurde. Diese Geschichte bildet den ersten Abschnitt eines großen Grundrisses der indogermanischen Sprach- und Altertumskunde. Sie wird in zwei Teilen erscheinen, einem allgemeinen und einem besonderen. Der allgemeine Teil, den Professor Streitberg selbst schreibt, soll über die Entwicklung der indogermanischen Sprachwissenschaft berichten, der besondere Teil die Erforschung der Einzelsprachen schildern. Dieser besondere Teil wird seinerseits wieder in vier Bände zerfallen, deren erster bisher allein erschienen ist und uns vorliegt. Er behandelt die Geschichte der Forschung auf dem Gebiete der griechischen, italischen und keltischen Sprachwissenschaft.

Aus Albert Thumbs Feder stammt das erste Kapitel: Die griechische Sprache. Thumb hat das Erscheinen seines Beitrages nicht mehr erlebt. Denn im Sommer 1915 raffte ihn in den besten Jahren eine Krankheit dahin und die Wissenschaft hat in ihm einen vielseitigen Gelehrten verloren, der in den Problemen der Grammatik des klassischen Griechisch Bescheid wußte und auf dem Gebiete der hellenistischen Gräzität einer der ersten Kenner war, der die neugriechische Sprache und ihre Dialekte ebenso gründlich kannte wie das neugriechische Volkstum, der dem Albanischen lebhaftes Interesse entgegenbrachte und nicht in letzter Linie ein tüchtiger Sprachpsychologe war. Auch sein Beitrag zu dieser Geschichte der Sprachwissenschaft zeugt davon, wie er über den Problemen stand. Meisterhaft weiß er die Entwicklungsgeschichte der griechisch-grammatikalischen Studien vor unserem Auge zu entrollen. Wir sehen zunächst die klassische Philologie das Erbe der Byzantiner antreten und von der Renaissance bis ins 19. Jahrhundert durch Beschaffung und Sichtung des Materials Bedeutendes leisten. Werke wie der *Thesaurus linguae Graecae* des Henricus Stephanus (1572) oder Ducanges *Glossarium ad scriptores mediae et infimae Graecitatis* (1688) sind bis heute nicht überboten. Irrwege, die in der Erklärung sprachlicher Erscheinungen beschritten wurden, fanden in Benfey, G. Bernhardy und Gottfried Hermann ihre Bekämpfer. Gottfried Hermanns Einfluß auf die philologische Behandlung der griechischen Grammatik äußert sich in der Vertiefung des empirischen Studiums der Sprache. Sehr wertvoll ist nun der Abschnitt in Thumbs Kapitel, wo er (S. 7 bis 12) die noch ausschließlich auf philologischem Boden stehenden griechischen Grammatiken (A. Matthiae, Rost, Thiersch, Ph. Buttmann, Burnouf, R. Kühner, F. Blass, K. W. Krüger, Ch. A. Lobeck) vorführt und sie als Marksteine auf dem Wege der Entwicklung der Forschung wertet.

So verdienstvoll aber auch die Tätigkeit der Philologie auf dem Gebiete der griechischen Sprachforschung war, so bedurfte

sie doch erst der Befruchtung durch die jugendliche vergleichende Sprachwissenschaft, um die alte logisierende Betrachtungsweise abzustreifen, mit der sie immer noch in den Fußstapfen der antiken Grammatiker einherschritt, und sich von den neuen durch Bopp in die Sprachbetrachtung eingeführten entwicklungsgeschichtlichen Ideen durchdringen zu lassen. Georg Curtius hat sich das nicht genug zu schätzende Verdienst erworben, die klassische Philologie mit der Sprachwissenschaft in lebendige Wechselwirkung gesetzt zu haben. Er wirkte darauf hin, daß der Sprachforscher seine Tätigkeit philologisch vertiefe und daß die klassische Philologie sich mit der Sprachwissenschaft vertraut mache, die keine Geheimlehre sei, wie er sich in seiner Antrittsvorlesung über Philologie und Sprachwissenschaft im Jahre 1862 ausdrückte. Eine Glanzstelle unseres Buches ist diese Zeichnung des Wesens und Wirkens des Altmeisters Georg Curtius durch Thumb (S. 23—31). Jeder Philologe muß sie gelesen haben. Wirkt doch Curtius' Geist noch direkt in unseren Gymnasien fort in seiner von sprachwissenschaftlichem Geiste durchtränkten griechischen Schulgrammatik, die in späteren Auflagen durch unseren gleichfalls philologisch wie sprachwissenschaftlich geschulten vaterländischen Philologen Hartel auf der Höhe der Forschung erhalten wurde. Was Thumb hier über Curtius schreibt, hat nur noch eine Parallele in dem glänzend geschriebenen, warmgefühlten Nekrologe, den der Grazer Sprachforscher Gustav Meyer in seinen Essais und Studien (II 12) im Jahre 1885 dem zu früh dahingeschiedenen Gelehrten widmete. Dort sagt er von Curtius' Schulgrammatik: „Die jüngere Generation, welche nach Curtius Griechisch gelernt hat, kann kaum mehr beurteilen, welch großer Schritt von den Grammatiken eines Buttmann oder Rost zu der von Curtius war. Ihr ist eine Fülle von sprachlichen Tatsachen von vornherein in der richtigen Beleuchtung vermittelt worden, die wir Älteren uns erst durch die Korrektur falscher Ansichten selbst schaffen mußten. Die Einführung dieses Buches in den Unterricht bedeutete einen Bruch mit der Vergangenheit, der, zur Ehre der damaligen österreichischen Unterrichtsverwaltung sei es gesagt, in Österreich viel eher sanktioniert wurde als in Deutschland."

Leider ist Curtius in seiner letzten Lebensperiode in einen gewissen Gegensatz zu der Mehrzahl der jüngeren Sprachforscher geraten, die in den Siebziger- und Achtzigerjahren in Leipzig in jugendlicher Begeisterung ihre Überzeugung von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze und der weitgehenden Wirksamkeit des psychologischen Faktors der Analogiebildung in der sprachlichen Entwicklung verfochten. Es waren dies die sogenannten Junggrammatiker, deren einer, August Leskien, der hervorragende Slawist, gründliche Kenner des Litauischen und Meister auf dem Gebiete baltoslawischer Volkskunde, erst vor wenigen Wochen

in hohem Alter aus dem Leben geschieden ist. So war es Georg Curtius nicht bestimmt, die fruchtbare und fördernde Tätigkeit dieser umwälzenden Bewegung der Philologie nutzbar zu machen, sondern Gustav Meyers Griechische Grammatik, ferner die Brugmanns und schließlich das Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre von Hermann Hirt sind die Bücher, die heute das vornehmste Rüstzeug des Philologen für sprachliche Studien auf dem Gebiete des Griechischen zu bilden haben. Jedes dieser drei Meisterwerke hat sein ausgesprochen individuelles Gepräge. Liegt der Schwerpunkt des Meyerschen Buches in der dokumentarisch gesicherten Schilderung der Entwicklung des Griechischen nach Ort und Zeit, so ist Brugmanns Interesse auf die Verknüpfung der urindogermanischen und griechischen Spracherscheinungen gerichtet, während Hirt das attische Griechisch in den Mittelpunkt seiner Betrachtung stellt und die Entwicklung seiner Laute und Formen aus der indogermanischen Grundsprache in leichtfaßlicher Weise dartut. Brugmanns Grammatik hat übrigens in Thumb selbst ihren verdienstlichen Neubearbeiter gefunden. So sind durch diese drei Bücher wieder neue Brücken zwischen der Philologie und dem sprachwissenschaftlichen Neuland der „Junggrammatiker“ geschlagen, denen sich nun eine neue in dieser wertvollen Arbeit Thumbs in unserem Buche selbst anreiht. Denn in den auf den Abriß der Geschichte der griechischen Sprachforschung folgenden Kapiteln über den Stand der Forschung in der Gegenwart, die Wortforschung und die Entwicklung der griechischen Sprache findet der Philologe wie der Indogermanist eine höchst anziehende und zum eindringenden Weiterstudium lockende Darstellung aller bedeutenderen Probleme der Aussprache des Griechischen, wie der griechischen Akzentlehre, ihrer Laut- wie Formenlehre und Syntax, der Etymologie und Bedeutungslehre, wie der Mundartenforschung. Daß Thumb es ebensowenig versäumt, die wichtigsten homerischen Probleme zu berühren, wie er zeigt, was auf dem Gebiete mittel- und neugriechischer Sprachforschung bisher geleistet wurde und noch zu leisten ist, ist von einem Gräzisten von der Weite des wissenschaftlichen Horizontes, wie der verstorbene Thumb ihn hatte, wohl nicht anders zu erwarten.

In glänzendem Stile und mit meisterhafter Klarheit, wie sie nur dem zu Gebote steht, der seine Materie vollauf beherrscht, behandelt Alois Walde im zweiten Kapitel die Forschung auf dem Gebiete der italischen Sprachen. Im Eingang betont er, wie die wissenschaftliche Großtat der neuen Zeit, die Einführung des Entwicklungsgedankens, auch die lateinische Grammatik aus ihrer bisherigen dienenden Stellung befreite und, indem sie nach den Gründen und dem Ursprung der sprachlichen Tatsachen zu fragen lehrte, erst die Grundlage für die Wissenschaft der lateinischen Sprache als Selbstzweck schuf. Und dann läßt Walde

in plastischer Charakteristik vor unserem Auge die ehrwürdigen Gestalten der großen Männer erstehen, die das reiche sprachliche Material, das die Inschriftenfunde, die Sichtung der Glossenliteratur, die neuen Textausgaben der antiken Autoren, die Beschäftigung mit der altlateinischen szenischen Dichtung neu boten, vom sprachgeschichtlichen Gesichtspunkt aus bearbeiteten. Friedrich Ritschls Begründung der altlateinischen Studien, Mommsens organisatorische Größe, die Bedeutung von Lachmanns Lucrezkommentar für die lateinische Sprachwissenschaft, Ribbecks, Jordans und Franz Büchelers unsterbliche Verdienste werden uns vorgeführt. Das Studium der antiken Grammatiker wird durch knappe Zeichnung von Keils, Funaiolis, Loewes, Götz' und Heraeus' Tätigkeit gezeichnet und schließlich der Weg der lateinischen Lexikographie beleuchtet, der über Forcellini, Georges u. a. bis zum Monumentalwerke des *Thesaurus linguae Latinae* führt. Vernünftig abwägend sind Waldes Bemerkungen über die Etymologie. Nicht nur der Nachweis lautlicher Untadeligkeit ist bei Begründung neuer Etymologien ganz selbstverständliche Voraussetzung, sondern auch sorgfältigste Feststellung der Bedeutungsentwicklung ist unerläßlich, wie sie z. B. für *deus* und *divus* jüngst noch der fürs Vaterland gestorbene Walther Schwering in vorbildlicher Weise gegeben hat (I F 34, 1 ff.). Es würde zu weit führen, wollte ich hier all die reichen Schätze vorlegen, die in Waldes Kapiteln über das Oskisch-Umbrische, Etruskische, Venetisch-Messapische, über die Aussprache und Betonung des Lateins, seinen Vokalismus und Konsonantismus, seine Stammbildungslehre und Deklination, seine Verbalflexion und Syntax niedergelegt sind. In all diesen Abschnitten liegen nicht etwa systematisch grammatische Darstellungen vor, sondern die Skizzierung des historischen Werdeganges der Erforschung dieser Gebiete sowie Darlegungen über den heutigen Stand der wichtigsten Probleme und der wissenschaftlichen Kämpfe, die zu den Resultaten von heute führten. Gerade auf dem Felde der lateinischen Sprachforschung wird bei dieser Betrachtungsweise besonders deutlich, wieviele Probleme hier noch einer Lösung harren. Aber das darf keinen Philologen abschrecken, es sich, wie Walde sagt, in dem Bau der lateinischen Sprachwissenschaft wohnlich zu machen. Er ist solide genug und ein neuerlicher Zusammenbruch nicht zu befürchten, wie er die klassischen Philologen zur Zeit von Curtius' letzten Lebensjahren so jäh aus der Sprachwissenschaft verscheucht hatte.

Im zweiten Teil des zweiten Kapitels behandelt Karl R. v. Ettmayer das Vulgärlatein, und zwar: I. Theorien und Quellen zum Vulgärlatein in den Abschnitten „Entstehung der Theorie vom 15. Jahrhundert bis Diez", „Die wichtigsten Arbeiten seit Diez", „Altlatein, Spätlatein und Vulgärlatein", „Inschriften- und Glossenlatein, *Grammatici latini*", „Vulgärlatein und Lehn-

wortforschung“, „Romanisierung und Dialektbildung im Vulgärlatein“; II. Die grammatische Forschung seit Fr. Diez in den Abschnitten „Lautlehre“, „Formenlehre“, „Syntax“. Das Kapitel orientiert über alle Fragen dieses weiten und interessanten Gebietes und ist infolge seiner überaus reichen Bibliographie ein gediegener Führer.

Das dritte Kapitel bringt die Skizzierung der keltischen Sprachforschung aus Rudolf Thurneysens Feder. Keltologen gibt es nur ganz wenige und auch die Zahl der Indogermanisten, die nebenbei Kenner des Keltischen sind, ist gering. So ist es eine höchst dankenswerte Leistung von Thurneysen, daß er die Geschichte der Forschung auf dem Gebiet der keltischen Sprachen so gefaßt hat, daß sie auch ohne irgend welche keltologische Vorkenntnisse ohneweiters lesbar ist und jedem Philologen eine genußreiche Lektüre sein wird. Besonders dem klassischen Philologen, der sich mit Cäsar zu beschäftigen hat, sei diese schöne Darstellung der keltischen Sprachforschung wärmstens empfohlen. Er wird darin orientiert über die heutige Dialektspaltung im Keltischen, über den eigentümlichen, fremd anmutenden Habitus des Keltischen, der die älteren Linguisten zu der Annahme verleitete, das Keltische müsse stark von nichtindogermanischen Elementen durchsetzt sein. Aber auch auf dem Gebiete des Keltischen war es Fr. Bopp, der im Jahre 1838 mit genialem Scharfblick das Richtige sah. In einer Abhandlung „Über die celtischen Sprachen vom Gesichtspunkte der vergleichenden Sprachforschung“ wies er nach, daß die scheinbar unindogermanischste Eigentümlichkeit der keltischen Sprachen gerade ihre Zugehörigkeit zu den indogermanischen Sprachen beweise. Allen neukeltischen Sprachen ist nämlich gemeinsam, daß die anlautenden Konsonanten der Wörter im Satze sich verändern, so daß dasselbe Wort mit verschiedenen Anfangslauten erscheint. Bopp erkannte nun, daß dieser Anlautswechsel durch den ursprünglichen Auslaut des vorhergehenden Wortes verursacht sei. Man kann somit aus dem Anlaut des Substantivs in den verschiedenen Kasus erschließen, ob der vorhergehende Artikel im selben Kasus auf einen Vokal, ein *s* oder einen Nasal ausging. Auf diese Weise rekonstruierte er die alten verlorenen Kasusendungen, die den indogermanischen Charakter des Keltischen erwiesen. An der Spitze der keltischen Sprachforschung steht Johann Caspar Zeuss mit seiner grundlegenden *Grammatica Celtica* aus dem Jahre 1853. Sie wurde 1871 neu herausgegeben von Hermann Ebel, kürzlich aber erneuert durch Holger Pedersens Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen (1909—1913). In der Erforschung des Altirischen ist ziemlich viel geschehen, weniger für das Mittel- und Neuirische. Interessant ist, was wir über die Erforschung des Gälischen, der Sprache von Man, des Kymrischen, Bretonischen und Kornischen erfahren. Die keltische

Forschung leidet an der geringen Zahl von Mitarbeitern, trotzdem sind wichtige Probleme bereits gelöst. Das Keltische steht von allen indogermanischen Sprachen dem italischen Sprachstamm am nächsten. Es hat mit ihm den Genetiv auf *-i*, das Abstraktsuffix *-tio*, die Superlativbildung auf kelt. *-isamos*, lat. *(i)sumus*, das *r*-Passiv, das periphrastische Präteritum mit dem Verbaladjektiv auf *-to* und den Konjunktiv mit *ā* gemein. Keine der inselkeltischen Sprachen hat die alte indogermanische Betonung bewahrt. Ursprüngliches *p* ist im Keltischen im Anlaut und zwischen Vokalen spurlos geschwunden, daher heißt es lat. *planum*, „die Ebene“, aber keltisch „*Medio-lanum*“, „die Stadt in der Mitte der Ebene“. Der Infinitiv ist im Keltischen ganz verloren gegangen und der Wortstellung des Inselkeltischen ist der Vorantritt des Verbums·finitum eigentümlich.

Ein Gelehrtenverzeichnis von H. Hartmann beschließt das Buch.

Zusammenfassend können wir nur sagen, daß schon dieser prächtige, inhaltsreiche und anregende, bisher allein erschienene Band des groß angelegten Grundrisses der indogermanischen Sprach- und Altertumskunde mit Sicherheit erwarten läßt, daß die deutsche Wissenschaft in diesem Werke der Welt wieder ein Geschenk darreicht, für das auch alle anderen Nationen werden dankbar sein müssen.

Mauer bei Wien. Max Lambertz.

Papiri Greci e Latini. *Volume terzo n^i. 157—279 Con una tavola fotocollografica. Pubblicazioni della società Italiana per la ricerca dei Papiri greci e latini in Egitto. Firenze tipografia Enrico Ariani 1914* (XIII, 176 S. 4⁰.) 25 L.

Dieser dritte Teil der Publikation der tatkräftigen papyrologischen Gesellschaft ist wieder ein Miszellenband wie der erste, enthaltend sowohl literarische als auch namentlich nichtliterarische Stücke aus der ptolemäischen, römischen und byzantinischen Zeit Ägyptens. Das einleitende Vorwort von Girolamo Vitelli teilt uns mit, daß auch schon ein Teil der durch Ausgrabungen Professors Pistelli gewonnenen Papyri aus Behnesa (Oxyrhynchus) im vorliegenden Bande zur Veröffentlichung gelangt ist. Die Mitarbeiter sind außer den schon erprobten Kräften Ermenegildo Pistelli, Eduardo Luigi De Stefani, Teresa Lodi, Medea Norsa als neu hinzugetretene Matilde Sansoni, Enrico und Raffaello Bianchi; die Indizes sind aus der Feder der unermüdlichen Medea Norsa. Beigesteuert hat auch Franz Boll (Heidelberg) mit seinen astrologischen Kenntnissen zur Lesung und Kommentierung von Nr. 157, 158. Erstere sind *Carminis astrologici Manethoniani fragmenta nova* (saec. III. p. Chr. aus Oxyrhynchus) in Pentametern und Hexametern, wegen der Übereinstimmung mit *Fir-*

micus Maternus diesem Autor zugeschrieben (vgl. darüber Berlin. philol. Wochenschrift 1898, 203 ff., Pauly-Wissowa VI, 2370). Nr. 158 *Operis astrologici de planetis fragmentum* (ebenfalls aus saec. III. und Oxyrhynchus) ist in Prosa. Das *Recto* trägt an der Spitze die Zahl 202, Paginabezeichnung (?). Die Sinnesabschnitte sind vielfach sowohl durch die Paragraphos als auch einen Doppelpunkt (:) im Texte, also zweimal bezeichnet. Die Worte τρίγωνον, τριγωνίζειν werden abgekürzt geschrieben, wobei die erste Silbe durch γ mit einem Strich darüber angezeigt wird; vgl. die Abkürzung γ̄κ'ω' für Τρικωμία in meiner Topographie des Faijums, Wiener Denkschriften L. 1904, p. 149. Βι[ο]θανασίας für βιαιοθ. in Z. 11 findet sein Analogon in dem βιοθάνατος der Zauberpapyri, vgl. Wiener Denkschriften XXXVI, 1888, p. 138 (162).

Nr. 159 (a. 151 n. Chr. aus *Medînet el Faijûm*) ist eine Note der Bankfirma Σαβείνου τράπεζα Ταμείων. Diese „Magazinstraße", später auch genannt „Untere Straße", ist aus den Papyri wohl bekannt (vgl. meine „Stadt Arsinoë", Wiener Sitzungsberichte 145, 4, p. 35), ebenso die obige Bankfirma (vgl. Grenfell 51 a. 143, Tebtynis 389, 4 a. 148). Sarapion, Sohn des Ischyrion, schuldete laut Urkunde vom Juli-August 147 an Theon und Sotas eine Summe, von der er 200 Drachmen zurückzahlt; davon verständigt die Bank am 31. März 151 mit vorliegendem Papyrus, den Theon eigenhändig unterschreibt und so quittiert, während Sotas selbständig eine Quittung ausstellt: Z. 13 τοῦ Σωτοῦ [δὲ] ἔχει ἔνγραπτον (dafür falsch -του). Durch diese Zahlung von 200 Drachmen erlischt die Gültigkeit des Schuldscheines vom Juli-August 147 in seiner vollen Geltung. Es ist also geschrieben oder wenigstens gemeint in Z. 12 (ὁμολογίαν) ἣν καὶ ἄκυρον εἶναι. — Nr. 160. Verrechnung der Geldeinläufe von der θήρα ἰχθυ(ι)α in der Zeit vom 21. bis 26. März 149 n. Chr. Diese untersteht denselben Epitereten, wie die ἱερατικαὶ ὠναί und ἡ ἄλλη ὑδατικὴ πρόσοδος (ich ergänze also in Z. 8 οἷς καὶ ὑποπίπτει καὶ θήρας ἰχθύας). Die hier genannten Epitereten sind für die Lokalitäten .... ων καὶ δρυμοῦ Θεαδελ(φείας) καὶ [Πο]λυδ(ευκίας). Sollte in .... ων der Rest eines Ortsnamens stecken, so möchte ich vorschlagen κώμης Ὀξυρύγχ]ων; denn letztere finden wir in Verbindung mit Theadelphia und Polydeukia, vgl. meine Topographie des Faijums, p. 114. — Nr. 161. Anmeldung eines Terrains von $2^1/_2$ Aruren vom Nil nicht benetzten Bodens a. 169 n. Chr. bei Aelius Eudaimon, der außer seiner Funktion als Stratege des Heraklides-Bezirkes im Arsinoites Nomus auch politische Behörde als Komogrammateus für Bacchias und Hephaistias ist. Auch diese beiden Komen sind wiederholt miteinander verbunden: Βακχιάδος [καὶ] Ἡφαιστιάδος, vgl. meine Topographie S. 68. In Z. 14 ist zu verbessern Αὐιλ[λί]ας. — Nr. 164. Eingabe an den συστάτης von Oxyrhynchos a. 286/7 n. Chr. von Seiten des

Αὐρήλιος Πατερμούθιος Εὐτυχῆτος μητρὸς Ζωϊδοῦτος (nicht (Ζωϊλοῦτος). Dieser meldet seinen Sohn an als (δωδεκάδραχμος) ἀπὸ γυμνασίου vgl. Oxyrh. Papyr. X 1267, Z. 15—19, γνήσιον υἱὸν Ὡρείωνα (δωδεκάδραχμον) ἀπὸ γ(υμνασίου) ὄντα . . . ἐτῶν τριῶν καὶ μηνῶν πέντε: Oxyrh. Papyr. II 258 und meine Auflösung der Abkürzung in Berlin. Urkunden 118 II: (δεκάδραχμος) in Epikrisis, Wiener Sitzungsberichte 142, 9, p. 10. — Nr. 165 ist eine Anweisung an den Pächter, lautend auf fünf Doppelmaß Wein für Arbeiter, die eine Zisterne glücklich ausgegraben haben, so daß sie auf Wasser stießen. Über das Formular mit παράσχου vergleiche meine Studien zur Paläographie und Papyruskunde VIII, Index p. 274. Wasser heißt hier in Z. 3 τὸν νιρόν, ebenso auch in dem Glossar saec. IV (Schrifttafeln zur älteren lateinischen Paläographie Nr. 20) *aqua nero.* — Nr. 166—174 saec. II a. Chr. stammen aus dem *Thinites Nomus*; es sind Klageeingaben, vielfach gerichtet an Ἀμμώνιος τῶν πρώτων φίλων καὶ ἱππάρχης ἐπ' ἀνδρῶν καὶ πρὸς τῆι στρατηγίαι τοῦ Θινίτου im Jahre 118 v. Chr. — Nr. 177 (aus Oxyrhynchos, 2.—3. Jahrh. n. Chr.). Dieser Brief zwischen den Geschwistern und wohl auch Ehegatten Hermias und Isidora berichtet über die Erkrankung des Kindes während der Abwesenheit des Vaters, Z. 4 τὸ[γὰρ τεκνί]ον νοσεῖ· λεπτὸν γέγον[εν, οὐκ ἔ]φαγε· (ἐξ) ἡμέρ(αι) δ' εἰσὶ . . . μάθε δὲ ὅτι ἐὰν ἀ[ποθάνῃ] σοῦ μὴ ὄντος ὧδε, φεῦ, [παραυτίκα] με εὑρήσῃ(ς) ἀπαγχομέ[νην]. — Nr. 181 (a. 91 n. Chr. aus Oxyrhynchus) bezieht sich auf die Bierauflage; dazu vgl. meine Schrift Zythos und Zythera, Progr. Hernals 1887. — Nr. 182 (a. 234 n. Chr. aus Oxyrhynchos) ist eine Urkunde, mittels deren der Ratsherr Aurelios Paulinos, 42 Jahre alt, ohne besonderes Kennzeichen (Z. 8 οὐλὴν οὐκ ἔχων) eine 25jährige Sklavin um 2200 Drachmen kauft; ihr Name ist in den zerstörten Resten der Z. 15—18 verloren gegangen, die etwa folgendes enthielten: τὴν ὑπάρχουσαν αὐτῇ δούλην (οἰκογενῆ oder dgl.) ὀνόματι Τάυριν . . . . . ἢ καὶ εἴ τινι ἄλλῳ ὀνόματι] κα[λεῖται ἢ κληθήσεται. Zu ἐπαφῆς ist Literatur verzeichnet in meiner Bibliographie, Studien zur Paläographie und Papyruskunde XIII, p. 30. — Nr. 183. Eine Quittung zwischen Geschwistern aus dem Herakleopolites vom Jahre 484 n. Chr., und zwar *Flavia Karteria* θυγάτη[ρ] τοῦ τῆς εὐλ[α]β[οῦ]ς μνήμης Αὐσονίου, und ihrem ὁμογνήσιος ἀδελφός; es ist also in Z. 4 zu lesen υ]ἱῷ τ(οῦ) αὐτ(οῦ) εὐλαβεστάτ[(ου), letzteres ist eben Ausonios. Z. 9. Ergänze: παρὰ οἵων[δήποτε προσώπων — Nr. 184 (a. 292 n. Chr. aus Busiris im Herakleopolites Nomus). Eine Selbstentzündung eines Heuschobers wird der Polizei angezeigt (dem δεκαδάρχῃ ἐπὶ εἰρήνης Ἡρακλεοπολίτου); hier wäre auf O. Hirschfeld in den Sitzungsberichten der Preuß. Akademie 1892, 815 ff. und N. Hohlwein im *Musée Belge* VI 1902, 159 ff., IX 1905, 187 ff., zu verweisen gewesen. In Z. 4 ist Β[ουσ]είρεως zu ergänzen, vgl. Griechische Texte zur Topographie Ägyptens,

Studien zur Paläographie und Papyruskunde X 1910, Nr. 233. — Nr. 185 (a. 425—455 n. Chr. aus *Hermopolis Magna*). Nichts war in dieser Stadt des Hermes häufiger als Namen nach dem Schutzgotte derselben; so werden wir auch in Z. 15 Ερ[μ zu ergänzen haben. — Nr. 186 (4. Jahrh. n. Chr. aus Oxyrhynchus). Beachtenswert ist hier unter den Problemen für Geometrie die Berechnung des Fassungsraumes eines Theaters auf 8400 Zuschauer. — Nr. 189 (aus 157—161 n. Chr., Arsinoë). Meldung bei der Bibliotheke Enkteseon. Ergänze in Z. 9 παρ]αχωρ[η]τικοῦ ἀργ(υρίου) (δραχμῶν) χειλίων. Z. 11 προγεγραμμένων ἐληλυθό[των εἰς αὐτὸν und Z. 21 ἐληλυθότων εἰ]ς αὐτήν. — Nr. 190 (2. bis 3. Jahrh. n. Chr., Arsinoë). Ein Auszug aus Kontrakten wie der Florentiner Papyrus 51 und Mittheilungen aus der Sammlung Papyrus Erzherzog Rainer V, 107 ff. — Nr. 199 (a. 203 n. Chr. Oxyrhynchus). Interessantes Dokument aus Antinoë, betreffend die Festfeier der Μεγάλα Ἀντινόεια. — Nr. 205 (a. 295 n. Chr. Oxyrhynchos). In dieser Anweisung auf Heu wiederholt sich auch ein Posten für Sarapodoros mit γόμος εἰς δέσμας εἴκοσι, (ersteres verschrieben für γόμον ἕνα) neben γόμον ἕνα δέσμας εἴκοσι. Es ist also εἰς nicht die Präposition εἰς, da δέσμη eine Unterabteilung des γόμος, der als Nominale eine Zahl im nachfolgenden erheischt. — Nr. 206 (3. Jahrh. Oxyrhynchos) enthält in Z. 9 das eingedrungene lateinische Fremdwort σόλια, *soleas.* — Nr. 225 (6. Jahrh.). In diesem Privatbriefe ist vor den Akkusativen, die vor ἀγοράσαι μο[ι stehen, zu ergänzen παρακαλῶ σε. Auch hier treffen wir ein lateinisches Fremdwort, ἀκκουβίτου Z. 5. — Nr. 229—235 (2. Jahrh. n. Chr.) stammen aus dem Mendes-Gaue. Die Papyri sind sehr lückenhaft (235, 29 ergänze φανερά (γένηται). Wir lernen aus ihnen, daß in Thmuis geradeso wie in Memphis die Amphoda mit Nummern bezeichnet waren; auch die Häuser scheinen numeriert gewesen zu sein, z. B. 230, 8 ἀναγρα(φόμενον) ἐπὶ α ἀμφό(δου) οἰκίαν ροη. — Nr. 237 (5.—6. Jahrh. n. Chr., Oxyrhynchus) stammt aus einer Korrespondenz, betreffend μόλιβδον καὶ κασιτήριν καὶ ὅσων ἐὰν (ἡ) λι(τρῶν); so zu lesen in Z. 2. — Nr. 238 (6.—7. Jahrh. n. Chr.). Auch dieser Brief endet mit dem üblichen Gruße ἀπὸ μικρῶν ἕως μεγάλων (Z. 11 cf. 13). — Nr. 239 (a. 601 n. Chr.) dürfte keine harmlose Quittung über zwei Solidi, für die zur Zeit der Mahd Heu zu liefern ist, sondern wohl als Terminspekulation aufzufassen sein. Z. 30 ist so zu verstehen, daß es sich um einen Natural-μισθὸς ἀγροφυλάκ(ων) handelt. — Die Nummern 242 (a. 575, Oxyrhynchos) und 243 (a. 577/8 Oxyrhynchos) liegen zeitlich noch beieinander und zeigen trotzdem eine interessante Variierung der chronologischen Angaben, obwohl beide nach den Regierungs- und Konsulatjahren Kaiser Justins II. datiert sind: nämlich 242 Φλαβίου Ἰουστίνου ἔτους ι ὑπατείας β', dagegen 243 Φλαουίου Ἰουστίνου ἔτους ιγ μετὰ τὴν δευτέραν ὑπατίαν τῆς αὐτῶν γαληνό[τητος] ἔτους ια. Sehr

späte Konsulate nennen auch Nr. 244 (a. 597) Φλαουΐου Μαυρικίου Τιβερίου ἔτους ιε ὑπατίας ἔ[το]υς ιδ XV. Indiktion, Nr. 248 (a. 584) Φλ. Τιβ[ε]ρίου Μαυρικίου ἔτους γ ὑπατίας ἔτους [β]. — Nr. 249 (a. 218 aus dem *Arsinoites Nomus*). Dieser Klage-Libell stammt aus der Ortschaft Theogonis, die uns aus ptolemäischer und römischer Zeit wohl bekannt ist und über die sich in meiner Topographie des Faijum (Wiener Denkschriften L 1904, S. 71 ff., Konträrindex, p. 176) so viele Daten vorfinden, daß es mir unbegreiflich ist, warum sich M. Sansoni hier noch fremder Nachhilfe bediente, wo sie nur nachzuschlagen brauchte. — Mit einer Pergamenthandschrift saec. V aus Oxyrhynchos, enthaltend Paulus, Galaterbrief 3, 16—25, einem kleinen medizinischen und verstümmelten epischen Fragmenten (Nr. 252 saec. III, Nr. 253 saec. V) schließt die Reihe der größeren Texte, an die sich Ostraka Nr. 254—279 aus dem 2. Jahrh. v. Chr. sowie dem 1. und 2. Jahrh. n. Chr. mit Steuertexten anreihen. Photographisch reproduziert ist nur Nr. 157.

Wien. Karl Wessely.

Johannes Tolkiehn, Philologische Streifzüge. Leipzig 1916, Dieterich (Theodor Weicher). 44 S. 8⁰. Preis 1 M. 50 Pf.

Tolkiehns Arbeit sollte ursprünglich in einem größeren Sammelbande Aufnahme finden, den eine Anzahl von Philologen ihrem Lehrer Arthur Ludwich zum goldenen Doktorjubiläum als Festschrift zu überreichen gedachte. Der Ausbruch des Krieges vereitelte den Plan. Da entschloß sich T., wenigstens seinen Beitrag, und zwar in etwas erweiterter Form als selbständige Schrift erscheinen zu lassen.

Die in den „Philologischen Streifzügen" vereinigten Abhandlungen bewegen sich auf dem dem Verfasser durch langjährige Studien vertrauten Gebiete der antiken Grammatik und werden durch die im Mittelpunkte der Untersuchung stehende Gestalt des Grammatikers Nikias verbunden, von dem wir in erster Linie durch Herodian Kunde erhalten, zu dessen Hauptquellen in der Schrift περὶ Ἰλιακῆς προσῳδίας er zählt. Die überlieferten Fragmente hatte R. Berndt, Berl. phil. Woch. 1910, 508 ff. und 540 ff., zusammengestellt und besprochen. T. vermehrt den Bestand um zwei, um ein von Berndt übersehenes, das *Scholion Genavense* zu Il. XXI 446 (ed. Nicole I 209), und um ein von ihm mit Buttmann (*Scholia ant. in Hom. Odyss., Berol.* 1871, 552, 1) auf Nikias von Mallos bezogenes und daher nicht aufgenommenes (*Schol. Od.* XXIII 218). T. macht es sehr wahrscheinlich, daß hier nicht von dem übrigens sehr fragwürdigen Malloten, sondern von dem Homeriker Nikias die Rede ist, womit sich die Zahl der Bruchstücke von 23 auf 25 erhöht. Da darin eine Ehrenrettung Helenas versucht wird, ergibt sich

zugleich, daß sich Nikias nicht auf prosodische Dinge beschränkte, sondern sich auch mit Sacherklärung befaßte. Der Name Nikias begegnet in der Literatur noch einige Male, ohne daß sich, wie die nochmalige Durchmusterung der betreffenden Stellen zeigt, ausmachen ließe, ob wir es überall mit derselben Person zu tun haben, und wenn dem so ist, ob diese mit dem Homeriker identisch ist. Hingegen tritt T. (mit Berndt, Berl. phil. Woch. 1915, 955ff.) für dessen Identität mit dem Freunde Ciceros, dem Grammatiker Curtius Nicias aus Kos ein, den Sueton *De gramm.* 14 allerdings nur als Verfasser von *De Lucilio libri* nennt. Aus Ciceros Briefen (besonders aus *Epist.* IX 10, 1) geht hervor, daß er sich auch mit Homerkritik beschäftigt hat. Die Gleichsetzung ist bei der Übereinstimmung des Namens und der Studienrichtung gewiß berechtigt, wenn auch nicht ganz sicher.

Dieser Nicias hat in der römischen Literatur Spuren hinterlassen, die T. zum Ausgangspunkt für die Aufstellung einer sehr interessanten Hypothese nimmt. Der Tatbestand ist folgender. Bei dem späten Grammatiker *Consentius* finden wir den Namen Nicias zugleich mit dem des *Pansa* (eigentlich *Crassicius Pasicles*) mehrmals als Paradigma verwendet; in gleicher Verwendung erscheinen auch *Cicero* und *Tullius*, ferner abweichend von der sonstigen grammatischen Überlieferung *scrōfa dolabella sura* als Beispiele für Nomina, die zugleich Propria und Appellativa sind. Nun war *Cn. Tremellius Scrofa*, einer der Richter im Prozesse des Verres, ein Freund des Cicero und Atticus, *Dolabella* war Ciceros Schwiegersohn, *P. Cornelius Lentulus Sura* endlich ein Mitverschworener Catilinas. In Erwägung der im Altertum weitverbreiteten Sitte, in grammatischen Schriften den eigenen Namen als Paradigma zu gebrauchen, dann des Umstandes, daß die in der *Ars* des *Consentius* begegnenden Beispiele auf die Zeit und den Kreis Ciceros führen, wagt T. die Vermutung, „daß *Nicias* der Verfasser einer *Ars* gewesen sei, die nachmals von dem jüngeren *Pansa* benutzt ward, unter dessen Einfluß wieder *Consentius* steht“ (S. 24). Damit wird ihm *Nicias* zum ältesten für uns greifbaren Verfasser eines für Unterrichtszwecke zusammengestellten Handbuches, während nach der herrschenden Ansicht *Remmius Palaemon* für den ersten unter den Römern gilt, der ein grammatisches Lehrgebäude nach Art der Τέχνη des Dionysios Thrax schuf. Anschließend folgt eine Reihe beachtenswerter Bemerkungen über die Beschaffenheit solcher selbstverfaßten Lehrmittel und ihre Bedeutung für die Geschichte der Grammatik. Es handelt sich nur um eine Vermutung; aber daß sie bestechend ist und daß sie ebenso wie die daran anknüpfenden Ausführungen bis zu einem gewissen Grad auch wahrscheinlich ist, wird man zugeben müssen.

Den Abschluß bildet eine Abhandlung über Herodian. Der *Codex miscellaneus Darmstadinus* 2773 hat unter dessen Namen σχηματισμοὶ Ὁμηρικοί erhalten. Daß sie nicht von Herodian herrühren, hat T. schlagend erwiesen. Sie stellen allem Anschein nach ein ziemlich spät aus einem glossographischen Werke für Schulzwecke zusammengerafftes Exzerpt dar, das als Ganzes und in vielen Einzelheiten mit Herodian nichts zu schaffen hat.

Die kleine, aber inhaltsreiche und nach mehr als einer Seite hin anregend wirkende Schrift ist sehr dankenswert.

Graz. J. Mesk.

Ciceronis orationum scholiastae. *Asconius. Scholia Bobiensia. Scholia Pseudasconii Sangallensia. Scholia Cluniacensia et recentiora Ambrosiana ac Vaticana. Scholia Lugdunensia sive Gronoviana et eorum excerpta Lugdunensia. Recensuit Thomas Stangl. Volumen II: Commentarios continens. Vindobonae in aedibus F. Tempsky. Lipsiae in aedibus G. Freytag, MCMXII.*

Die Gesamtausgabe der Scholien zu Ciceros Reden ist uns hiemit von kundiger Hand beschert worden. St. hat durch 27 Jahre den Stoff gesammelt und an ihm gearbeitet. Angenehm fällt die Zurückhaltung und Vorsicht auf, mit der er in den Angaben über die Handschriften, so auch über den Palimpsest für die *Scholia Bobiensia* vorgeht. Die eingehende Kenntnis der Latinität der Scholien hat ihn veranlaßt, den Text so weit als möglich nach den Handschriften zu geben. Nur da, wo die Überlieferung sichtlich verderbt ist und keinen oder einen schlechten Sinn gibt, weicht er von ihr ab und setzt Verbesserungen ein. Auch hierin ist er vorsichtig. Dabei zeigt sich, wie er die vorhandene Literatur beherrscht und die Vorschläge sorgfältig abwägt. Er zieht dann die Verbesserung vor, die dem Texte der Handschriften oder einer von ihnen am nächsten kommt, wie z. B. S. 186, 1, wo das *e* von *facundiae* zu *et* erweitert wird, was Petrus Danesius vorgeschlagen hatte. Die Vermutungen, die schon veröffentlicht sind, verweist er in den Apparat; er will damit auch verhüten, daß sie wieder als neu erdacht den Lesern vorgeführt werden. Er selbst aber setzt lieber einige Punkte in den Text, um eine Lücke anzudeuten, statt unsichere griechische Fachausdrücke oder anderes aufzunehmen, was bisher oft in den *Scholia Bobiensia* geschehen ist. Den eigentlichen Apparat hat St. nur für die Angaben über den Text der Handschriften und von Vermutungen benützt; dagegen hat er die *Auctores Textes, Notae variae* einem eigenen Absatz zugewiesen. Doch findet sich nicht selten im Apparat eine erwünschte Bemerkung über den Sprachgebrauch der betreffenden Scholienmasse, so 144, 16, daß *invidet*, nicht *deridet* dem Scholiasten entspreche.

Im Pseudasconius scheint die Überlieferung für *Vergilius* zu sein, wie die Angaben zu 191, 14, 207, 7, 209, 3, 211, 6, 217, 3, 13, 220, 23, ergeben, an anderen Stellen gibt aber der Text *Virgilius* ohne eine Bemerkung im Apparat, so 199, 30, 198, 17, 242, 30.

Mies. Johann Endt.

P. Theodor Mayr, O. S. B., Studien zu dem Paschale Carmen des christlichen Dichters Sedulius. *Inaugural-Dissertation* (München). Augsburg 1916, Pfeiffer.

M. will durch die vorliegende Dissertation dem Leser „einen Einblick in die Werkstätte eines christlichen Dichters des 5. Jahrhunderts verschaffen" (S. 97) und legt daher zunächst den Aufbau des *Paschale Carmen* dar (I. Kapitel). Das II. Kapitel (Sedulius und die Heilige Schrift) enthält im wesentlichen eine Nachlese von Schriftzitaten, die J. Huemer entgangen sind, und beleuchtet das Verhalten des Dichters gegenüber den evangelischen Quellen. Seine ausgebreitete Schriftkenntnis ermöglicht dem Verf. manche hübsche Beobachtung. Daß Sedulius außer seiner Hauptquelle auch die alten Kommentare, besonders Ambrosius und Augustinus, benützt hat, zeigt das III. Kapitel. Aber auch Profanschriftsteller sind oft verwertet (IV. Kapitel), vor allem Vergil, der ja bekanntlich bei den Kirchenvätern überhaupt in hoher Wertschätzung stand, dann Ovid, Lukan, Claudianus und selbstverständlich die christlichen Dichter. Doch dürfte m. E. bei mancher der angeführten Stellen eine Abhängigkeit des Sedulius mit Unrecht angenommen worden sein, eher ist wohl die gemeinsame Quelle oder die Gleichheit des Gedankens schuld an der Ähnlichkeit des Ausdrucks. Im V. Kapitel gibt der Verf. eine recht fleißige Zusammenstellung der Tropen und Figuren im *Paschale Carmen,* woran sich noch ein vom metrischen Standpunkt aus durchgeführter Vergleich zwischen dem Gedicht und dem Prosawerke (*Paschale opus*) und ein kurzer Exkurs über die Spuren der *versio antiqua* bei Sedulius anschließen. Alles in allem: eine fleißige, gewissenhafte Arbeit, wenn auch die Resultate nicht gerade viel Neues bieten.

Von Einzelheiten möchte ich die Auffassung des *senior* (S. 25) herausheben. Daß die Erklärung Leimbachs als *primus inter pares* willkürlich ist, bemerkt M. ganz richtig. Trotzdem scheint es auch mir, daß Petrus durch diesen Zusatz „nicht geehrt, sondern noch mehr belastet wird": der *senior* sollte wohl auch *constantior* sein. Dabei kann immerhin dem Dichter auch das traditionelle Petrusbild vorgeschwebt haben. Auf derselben Seite ist statt *colaphos* zu lesen *colaphis* (V, 97).

Oberhollabrunn. A. Lutz.

Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen. Gesammelt und herausgegeben von August Sauer. Wien, Verlag des Literarischen Vereines 1904 bis 1916.

In sechs Bänden liegt hier ein Sammelwerk des Literarischen Vereines vor, das ich als ein Geschenk zur Hundertjahrfeier des Eintrittes Grillparzers in die Literatur (1. Aufführung der Ahnfrau 31. Januar 1817) bezeichnen will. „Gespräche" nennt der Herausgeber in Kürze das Werk, obwohl es über die Anlage der Gespräche, wie solche von Goethe, Byron, Bismarck u. a. existieren, hinausgeht, vielmehr eine Sammlung von Zeugnissen über des Dichters Persönlichkeit bietet, wie Max Hecker eine ähnliche über Schiller herausgab (Bibliophilen, Weimar 1904 bis 1909).

Im ersten Bande ist in gehaltvoller Vorrede der Plan des Werkes entrollt und in den Vorreden der weiteren Bände sind die Kreise der in chronologischer Folge zu Wort kommenden Zeitgenossen des Dichters umgrenzt und deren Bedeutsamkeit für die Persönlichkeit Grillparzers gewürdigt. Anmerkungen, meist aufklärend über Personalfragen und über die Herkunft der Mitteilungen, bringen Textkritik, sowie auch noch Gespräche, die der Herausgeber wegen ihrer offensichtlich novellistischen Ausschmückung hieher verwies; zum letzten Bande sind die Anmerkungen mit Nachträgen und Gesamtregister in einem gesonderten Bändchen in Aussicht gestellt. Der Beschluß der Vereinsleitung, den fertigen eigentlichen Teil der Sammlung schon jetzt hinauszugeben, muß mit aufrichtigem Danke begrüßt werden, denn bis zur völligen Herstellung des erkrankten Herausgebers und bis zum Eintritte geregelter Druckverhältnisse wäre eine Verzögerung auf unbestimmte Zeit zu gewärtigen.

Der erste Band bringt 21 Biographien und allgemeine Charakteristiken aus verschiedenen Zeitschriften und Tagesblättern. Es kommen hier Laube dreimal, Bauernfeld zweimal, H. v. Levitschnigg, Hier. Lorm, Jos. Sam. Tauber, Otto Prechtler, Holtei, Eisler, Mor. Mandl, Emilie v. Binzer, B. Paoli, Mosenthal, Wilhelmine Gräfin Wickenburg, Aug. v. Littrow-Bischoff, Hipp. v. Sonnleithner, Gerhard v. Breuning, Adolf Foglar und Emil Franzos mit je einem Aufsatz zum Worte.

Mit Band II beginnen dann die Einzelcharakteristiken und die eigentlichen Gespräche und er umfaßt die Zeit von 1791 bis April 1831 (Aufführung der Hero), Band III setzt fort bis März 1848, Band IV bis zum Jahre 1863, Band V reicht vom Sturze des Dichters in Tüffer bis zur Feier des 80. Geburtstages, Band VI berichtet über das letzte Lebensjahr Grillparzers, zu zwei Dritteilen aber füllen diesen Band auch noch die seit den zehn Jahren des Erscheinens dieser „Gespräche" zu Tage getretenen datierten und undatierten Nachträge, denn

solch ein Sammelwerk, bemerkt der Herausgeber, kann niemals als vollständig abgeschlossen bezeichnet werden, gelang es doch beispielsweise bisher nicht, Mitteilungen über die Reise nach Frankreich und England aus diesen Ländern, obschon solche mindestens vorhanden waren, aufzufinden.

Hofrat Prof. Aug. Sauer hat mit der Herausgabe dieser „Gespräche" ein für die Grillparzerforschung verdienstvolles Werk geschaffen, er bezeichnet es im vierten Bande selbst als ein unerläßliches Fundament für die seit Januar 1909 vom Wiener Stadtrate beschlossene kritische Ausgabe der Werke des Dichters. Kein Forscher über Grillparzer wird diese Gespräche entbehren können. Wohl enthalten sie für den Kenner der Grillparzerliteratur sehr viel Bekanntes, sie bringen ja auch die in Buchform früher erschienenen Mitteilungen der Frau Aug. v. Littrow-Bischoff, Ad. Foglars, E. Kuhs, Warteneggs, Frankls, ziehen aus bereits gedruckten Tagebüchern (Schreyvogels, Costenobles, Bauernfelds u. a.) Stellen aus, aber ganz abgesehen von dem Vorteil des Überblickes über alles Zusammengehörige sind manche der genannten Bücher vergriffen oder nur schwer zu beschaffen. Wer verfügte gleich über eine dies alles umfassende Bibliothek und den Raum, eine solche unterzubringen, und sollte die Forschung auf so kleine Kreise beschränkt bleiben, wo die Grillparzergemeinde von Jahr zu Jahr wächst?

Ein Hauptverdienst des Werkes ist die streng chronologische, quellenmäßige und gerechte Wiedergabe der Charakteristiken. Diese sind nicht getrübt gewissermaßen durch das Farbglas einer Mittelsperson; dann finden wir beide Parteien, die das Lebensbild des Dichters zeichnen, vertreten, die Berichte sowohl der Licht- wie der Schwarzelben. Es sei mit Übergehung der literarischen Neider nur auf die Stichflammen des Hasses hingewiesen, deren Hervorbrechen durch Grillparzers politische Gedichte im Revolutionsjahr und seinen Dank für den Glückwunsch zu seinem 80. Geburtstage an die deutsche Kaiserin Augusta, die „Tochter Weimars", veranlaßt wurde.

Wollte ich ein anschauliches Bild von dem Verkehr des Dichters mit der Außenwelt, wie es sich aus diesen Bänden ergibt, hier vor Augen bringen, das Herandrängen der Literaten an den hellen in Wien so plötzlich aufsteigenden Stern, das Hervor- und Zurücktreten der Gruppen älterer und neuer Bekanntschaften, ich müßte die gehaltvollen Vorreden Sauers wiederholen. In einem besonderen Beispiel erinnert er, wie sehr der Aufenthalt Grillparzers in Weimar, bisher auf die Tagebuchnotizen Goethes und Grillparzers Mitteilungen beschränkt, erst durch das Hinzutreten der Äußerungen des ganzen Weimarschen Kreises an Leben und Farbe gewinnt. Besonders schön tritt auch zu Tage, daß die Frauen im allgemeinen von Anfang an des Dichters Wesen tiefer erfaßten, daß ihnen gegenüber im Guten

wie im Schlimmen seine Natur viel unverhüllter zu Tage trat, wie er denn auch von den Frauen Verehrung, hingebende Aufopferung und Treue bis zum Grabe erfuhr. Einer gescheiten Frau gelang, was Männer nicht vermochten, durch geschicktes Fortspinnen des Gesprächsfadens längst entschwundene Gedanken über den Plan der Esther zurückzurufen.

Schließlich sei mir gestattet, aus der Fülle des hier aufgespeicherten Materials einiges meine besonderen Neigungen Berührende vorzubringen. Nicht nur für die Person unseres Dichters liefern diese Gespräche unschätzbare Beiträge, auch für die Biographien anderer Zeitgenossen, wie Beethovens und Schuberts, um nur die hervorragendsten zu nennen, sind sie eine reiche Fundgrube. Der Wert der Mitteilungen Grillparzers über Beethoven ist allgemein bekannt. Das Verhältnis zwischen beiden wird in der Vorrede des zweiten Bandes eingehend erörtert, zahlreiche Lesungen Kalischers in Beethovens Konversationsheften konnte Sauer berichtigen, in einem Falle auch die Person des Schreibers. Man überblickt unseres Dichters Beziehungen zu Beethoven vollständiger und besser als bisher.

Über Schubert bringt der erste Band die ausgezeichnete auf den Mitteilungen der Schwestern Fröhlich fußende Schilderung des Tondichters durch Gerh. v. Breuning, dazu noch Grillparzers Erzählung über Schubert gegen die Deputierten des Schubertbundes (Nr. 1257, VI., vom 18. Januar 1871). Wie nahe stehen sich Schubert und Grillparzer darin, daß sie jeder in einem unvollendeten Werke ein so herrliches, vollkommenes Kunstwerk schufen: h-moll-Sinfonie, Esther! Die Rezension über die Papillons von Schumann, die dieser und seine Biographen Grillparzer zuschrieben, kann nach Sauer formell und inhaltlich nicht von Grillparzer herrühren.

Wohl tut es dem Verehrer der Werke Grillparzers, wenn er hier (II, S. 309) Heinrich Blümners Widmung seiner Euripideischen Medea „an den glücklichen Nebenbuhler des Euripides, dem trefflichen Dichter der Trilogie Medea mit wahrhafter Hochachtung“ liest gegenüber den Ausfällen Professors v. Wilamowitz (Griech. Trag. I 18 und III 164).

Über Grillparzerbildnisse finden wir manche Notiz, so den Bericht des Prof. Jul. Schmid über die Entstehung und Widmung des von ihm gezeichneten und dem Dichter persönlich überreichten Bildes (Nr. 1267), ferner über die Bilder von Dan. Penther (I, S. 303), von Frau Ella Lang (Nr. 1204), von Waldmüller (III, S. 502), von Ferd. Axmann (Nr. 1521), das letzte nach der Natur gemalte Bildnis und eines von Kriehuber (Nr. 931). Über die Datierung des hierauf bezugnehmenden Briefes bin ich nicht der Ansicht Sauers. Kriehuber schreibt (ohne Datum) an Grillparzer: „Endlich habe ich Zeit, Ihr Portrait anzufangen, auf das ich mich schon lange gefreut habe. Ich bin daher so

frei zu bitten, mir gütigst von Mittwoch angefangen, eine Stunde zu bestimmen oder, weil Herr Hofrat so gütig waren, mir zu sagen, ich möchte eine Stunde bestimmen, Sie hätten alle Tage Zeit, so bin ich so frei, gleich Mittwoch festzusetzen und bitte nur um die Stunde." Sauer setzt diesen Brief — wiewohl mit einem Fragezeichen — in das Jahr 1841: „Kriehubers bekanntes Grillparzer-Portrait stammt aus dem Jahre 1841. Jedoch ist die Anrede ‚Hofrat' für dieses Jahr immerhin auffällig." Der Herausgeber vergißt, daß es von Kriehuber zwei Bildnisse gibt, das erste, viel seltener vorkommende, allerdings vom Jahre 1841, das zweite vom Jahre 1858, unter das er die Verse schrieb:

Nur weiter geht das tolle Treiben,
Von vorwärts! vorwärts! erschallt das Land;
Ich möchte, wärs möglich, stehen bleiben
Wo Schiller und Göthe stand.

Den Hofratstitel erhielt Grillparzer im Jahre 1856. An eine Vorausnahme des Hofratstitels um 15 Jahre zu denken, scheint mir bei Kriehuber zu gewagt und so möchte ich den Brief in das Jahr 1858 setzen.

Über manches Bild schwebt noch Dunkel. Sollte sich von Heinr. Hollpein, Schriftsteller und Maler, über dessen treffliches Bildnis vom Jahre 1836 nicht irgendwo versteckt eine Notiz finden? Hat sich H. v. Angeli über sein Bild vom Jahre 1864 nie geäußert?

Herr Dr. Payer von Thurn entdeckte unlängst eine Notiz von C. Weidmann aus dem Jahre 1821 über eine Lithographie eines Grillparzerbildes, die sich wahrscheinlich auf die unbezeichnete Lithographie in der Sammlung im Wiener Rathause bezieht, die nach Herrn Payers Vermutung wieder direkt auf das Ölbild von Joh. N. Höfel vom Jahre 1817 hinweist.

Ein Überblick über die Zeugnisse der sechs Bände „Gespräche" rechtfertigt leider Grillparzers Äußerung Nr. 1184: „Ich habe die Menschen kennen gelernt — und sie haben sich nicht gut gegen mich gezeigt; Kränkungen, Rücksichtslosigkeiten, ungerechte Anfeindungen sind mir begegnet, wie jedem, der so alt wird, aber ich habe auch der guten, uneigennützigen, aufopfernden Menschen viele gefunden, und wer solche nicht findet, hat halt kein Auge sie zu sehen. Der Egoismus herrscht und beherrscht zwar die Massen; das lehrt uns ja schon die Weltgeschichte, und insbesondere die Heilige Schrift, das Alte Testament zeugen hinreichend dafür; aber es ist nicht wahr, daß bei den Einzelnen die Selbstsucht als einzige Triebfeder anzusehen sei; es ist nicht wahr, daß die Menschen nur dem Egoismus gehorchen, und selbst ich als Einsiedler habe noch Gelegenheit, solche Erfahrungen zu machen."

Wien. Anton Mayr.

Hermann Grimm, Aufsätze zur Literatur. Herausgegeben von Reinhold Steig. Gütersloh 1915, C. Bertelsmann. 272 S. 8°.

Seit langer Zeit fast ununterbrochen an Erforschung der jüngeren Romantik arbeitend, hat Prof. Steig seine Aufmerksamkeit auch dem hervorragendsten Nachfahren jenes Kreises zugewendet und sich bereits mehrmals an Schriften Hermann Grimms († 1901) als Herausgeber betätigt: so u. a. an dem vergessenen, aber kulturgeschichtlich wichtigen Roman „Unüberwindliche Mächte" und an den bekannten und oft neu aufgelegten Monographien über Michelangelo, Raffael und Goethe. Zu allerletzt nun hat er aus dem überreichen Schatze der „Essays"[1]) und sinn- wie formverwandter Schriften zwei Bände verhältnismäßig bescheidenen Umfangs ausgewählt, die „Aufsätze zur Kunst" (1915) und in gleichem Jahr und Verlag das vorliegende Werk. Die Titel vermeiden das durch Grimm selbst bei uns eingebürgerte Fremdwort und so beschränkt sich auch der Inhalt der „Aufsätze zur Literatur" auf deutsche Literatur, und zwar auf das Jahrhundert, dessen Eckpfeiler Goethe und Bismarck sind. Fast die Hälfte der Sammlung entfällt auf jenen; der glänzende Aufsatz über „Bismarcks Briefe an Johanna" macht den Schluß.

Steig hat im ganzen hier zwölf dieser kleinen Prosameisterstücke[2]) vereinigt, das Ergebnis einer Auswahl, über die wir natürlich mit keinem Herausgeber und am wenigsten mit ihm rechten würden, der in Grimms Lebenswerk am besten Bescheid wissen muß. Aber gerade ihn hätte es geringe Mühe gekostet, jedem der einzelnen Aufsätze gleichmäßig Entstehungsjahr, Ort des Erstdruckes usw. beizufügen; der Philologe vermißt solche Angaben schmerzlich, das große Publikum der Gebildeten, auf das die Auswahl ersichtlich berechnet ist, würden die paar Zeilen wahrhaftig nicht stören.

Das Subjektive der Auswahl läßt nicht wohl ein Werturteil über die durch sie zusammengebrachten Aufsätze zu, aber bedarf es überhaupt eines solchen? Gehört Grimm nicht schon lange der Geschichte zweier Wissenschaften, ja der Kulturgeschichte seines geliebten Volkes als festumrissene Gestalt an? Nicht blind gegen einzelne Schwächen wissen wir schon seit Jahrzehnten seine Vorzüge nach Verdienst zu würdigen: Zauber der Sprache, Klar-

---

[1]) Die Geschichte des Worts (Montaigne 1580 — Bacon 1597 — Macaulay 1825 — Grimm 1859) habe ich in Jahrgang VII, 310f., der Zeitschrift für deutsche Wortforschung untersucht; für die Geschichte des Begriffs in der deutschen Literatur käme natürlich noch Hillebrand, aber auch Gildemeister in Betracht.

[2]) Goethe. Goethe in Italien. Goethes Iphigenie. Goethes Leonore von Este. Goethe und Suleika. Die Brüder Grimm und die Kinder- und Hausmärchen. Uhlands . . Rückerts hundertjähriger Geburtstag. Curtius. Treitschke und Ranke. Heinrich und Heinrichs Geschlecht (von Wildenbruch). C. F. Meyers Dichterleben. Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin.

heit der Gedanken und der Darstellung, feinsten Kunstverstand, weltweite Bildung, über die von hoher Warte der Adlerblick des Meisters schweift. Dem Berichterstatter, der vor einem Vierteljahrhundert bei Hermann Grimm kunstgeschichtliche Vorlesungen hören durfte, hat die Steigsche Auswahl mehr als einmal die ehrwürdige Gestalt des Lehrers heraufbeschworen; auch jetzt sieht er sie greifbar vor sich, den schlanken, von des Alters Last nur wenig gebeugten Körper, das edle, von Silberhaar und -bart eingerahmte Haupt, in dessen Zügen wir die des großen Vaters und des größeren Oheims suchten und fanden — und auch jetzt noch tönt die freundliche Stimme, leuchten die hellen Augen.

Wien. Robert F. Arnold.

Dr. Friedrich Wild, Die sprachlichen Eigentümlichkeiten der wichtigeren Chaucer-Handschriften und die Sprache Chaucers. Wiener Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von J. Schipper, K. Luick u. a., 44. Band. Wien und Leipzig 1915. XVI und 373 S.

Das gediegene Werk eines der begabtesten Schüler Luicks, das mit dessen „Historischer Grammatik" in engstem Zusammenhange steht und als Preisarbeit bereits eine vollauf berechtigte Anerkennung gefunden hat, führt sowohl über ten Brinks grundlegende Darstellung „Chaucers Sprache und Verskunst" als auch über Frieshammers Buch „Die sprachliche Form der Chaucerschen Prosa; ihr Verhältnis zur Reimtechnik des Dichters sowie zur Sprache der ältesten Londoner Urkunden" (1910) weit hinaus. Ist erstere Untersuchung schon durch die erfolgreiche Erschließung neuer Chaucer-Handschriften seit 1884 notwendigerweise überholt, so zeigt letztere methodisch bedenkliche Gesichtspunkte, z. B. das Operieren mit „bloßen Reimformen" (deren Beschaffenheit erst Wild ins rechte Licht stellt) und die verfehlte Beurteilung der Beziehung zwischen Chaucers Sprache und derjenigen der Londoner Urkunden.

Wild versucht auf anderem Wege ein Bild — wenn auch, wie er sich nicht verhehlt, ein in den Farben schon verblaßtes Bild — von Chaucers Dichtersprache zu gewinnen und erblickt seine Aufgabe darin, „die einzelnen Hdss. im allgemeinen näher zu charakterisieren und dann jene Wörter aus Chaucers Sprachgut herauszugreifen, deren Wortform bei dem Dichter infolge der Überlieferung durch die Mss. nicht ohne weiteres klar ist" (S. 6). — Im I. Hauptteil (S. 7—39) zählt er die seinen Forschungen zu Grunde gelegten Mss. (z. B. 20 der *Canterbury Tales* allein) auf und charakterisiert die Eigentümlichkeiten jedes einzelnen, besonders hinsichtlich der orthographischen Regeln der betreffenden Schreiber. Hiebei schon wird die autoritative Stellung des meist anderen Sprachunter-

suchungen zu Grunde gelegten berühmten Ellesmere-Ms. der *Cant. Tales* stark erschüttert, weil seine Sprachformen eine jüngere Entwicklungsstufe des Londoner Dialektes darstellen.

Der II. Hauptteil, „Der Laut- und Formenbestand der einzelnen Mss., verglichen mit dem des Dichters“ (S. 40—357), will keine vollständige grammatische Zusammenstellung aller handschriftlichen Wörter und Wortformen geben: „es werden nur jene Formen gegeben, welche Abweichungen von dem bei ten Brink verzeichneten Laut- und Formenbestand sind“ (S. 40). An Gründlichkeit und Vollständigkeit läßt aber die Darlegung über diese Formen, zu der oft das gesamte, dann meist übersichtlich in Tabellen geordnete Material beigebracht wird, nichts zu wünschen übrig: ae. *myrȝe* wird auf 1½ Seiten, ae. *lystan* auf 4 Seiten, ae. *hǫnȝian* auf 3 Seiten, ae. *stǫndan* auf 2½ Seiten, ae. *wyrcan* auf 5 Seiten usw. abgehandelt, und zwar mit Beherrschung der Fachliteratur und mit scharfsinnigster und sorgsamster Berücksichtigung aller sprachlichen und paläographischen Möglichkeiten. Mit entsagungsreicher Vorsicht scheidet W. streng zwischen den zahllosen Schreiberformen verschiedenster Herkunft (aus Dialekten oder künstlichen Kompromissen) und den verhältnismäßig wenig zahlreichen, mit größerer oder geringerer Gewißheit als wirklich Chaucerisch zu ermittelnden Formen. Seiner Zusammenfassung (S. 354—357) entnehmen wir folgende Sätze für die Merkmale der echten Chaucersprache: „Die Anzahl der Fälle, in denen Chaucer sicher nur anglische Formen kannte, ist klein, noch kleiner aber die der sicher kentischen. . . . Die Hauptstadt liegt auf altem sächsischen Gebiet und man sprach dort vor der Zeit Chaucers ein sächsisches Patois, wie die . . . . frühesten Londoner Sprachproben beweisen. Dieses Dialektes bedienten sich die altangesessenen Londoner Bürger und mit ihnen die königliche Familie, soweit sie Englisch sprach. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde aber London durch eine Reihe von Unglücksfällen heimgesucht, die wahrscheinlich einen großen Teil der alten Bevölkerung hinwegrafften . . . . ., dazu kam noch ein gewaltsamer Wechsel in der Regierung. . . . . . Von allen Seiten strömten Ansiedler in die Stadt, besonders aber wohl aus dem benachbarten Mittellande, und brachten auch in ihrer Aussprache manche Erinnerungen an die frühere Heimat mit. Im Dialekte Londons vollzieht sich ein großer Umschwung, der in der Sprache Chaucers, die wohl in den Sechziger- und Siebzigerjahren des 14. Jahrhunderts schon vollständig ausgebildet war und sich von späteren Einflüssen freihielt, noch kaum zum Ausdruck kommt, in den L. U. aber klar hervortritt. Die südlichen Formen werden immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Die ältere Generation, der auch Chaucer angehört, spricht noch die älteren Formen, die jüngere bedient sich des neueren Dialektes. . . . . Nach 1420, fast ein Menschen-

alter nach Chaucers Tode, finden wir die ältesten noch erhaltenen Mss. seiner Werke. Was ist natürlicher, als daß die Schreiber derselben die altmodischen Formen, die sie in ihren Vorlagen fanden, durch jene ersetzten, die jetzt als gut und richtig galten? Die Reime konnten sie aber nicht ändern, die mußten bleiben. Wir können also getrost behaupten, nicht durch die Mss. der Chaucerschen Werke wurde der Londoner Sprache ihr Weg vorgezeichnet, nicht durch einen einzelnen wurde der englischen Schriftsprache ihr Gepräge verliehen, sondern diese jüngere Londoner Sprache ist auch in die Mss. der Chaucerschen Werke eingedrungen."

Zu mancherlei Einzelheiten der von sicheren Kenntnissen und feiner methodischer Schulung zeugenden gedankenreichen Untersuchung W.s, die uns doch auch in sehr vielen Fällen das wirkliche Lautbild Chaucers aus den widerspruchsvollen Schreibungen erschließt, wäre das Wort zu ergreifen, doch würde das zu weit führen.

In der bescheidenen Form eines Anhangs sucht W. (S. 358 bis 364) zwei mittelenglische Lautgesetze zu formulieren: „Die Monophthongierung von me. *ē*ȝ 〉 *i* und *ō*ȝ 〉 *u*". Gegen Heuser und Morsbach und in Ergänzung der Beobachtungen von Fischer (Anglia XI, 202), Sarrazin (Literaturblatt V, 270) und Bülbring (Q. F. 63. Band, 67 ff.) macht W. die Monophthongierung der zu erwartenden **ei* und **ou* bei Chaucer von der Stellung des ursprünglichen *ȝ abhängig, und zwar tritt sie nach ihm ein, wenn ȝ zwischen Vokalen stand (*éȝe* 〉 *ȳe*), unterblieb, wenn es im Auslaut stand (und zu *h* wurde) (*fléh* > *fleigh*) oder im Silbenauslaut vor folgendem Konsonanten (*seide*). Bei Wechsel von intersonantischem ȝ mit wort- oder silbenauslautendem ȝ ergaben sich Doppelformen (*wréȝan* 〉 *wrȳe* und *wreye*) und analog bei **ō*ȝ (1. *ȝeswōȝen* 〉 *ū*; 2. *tōh* 〉 *tough* mit *ou*; 3. *ȝenōh*, *ȝenōȝe* 〉 *ynough* mit *ou* und *ynowe* mit *ū*). Gegen diese Entwicklung, die W. aus Quantitätsverhältnissen historisch-phonetisch ableitet, hat E. Ekwall im „Beiblatt zur Anglia" 27, 166 ff. bemerkenswerte Einwände erhoben. Hievon wird aber der Wert des Buches, das nun zum festen Bestand jeder Chaucer-Bibliothek gehört, nicht berührt.

Graz. A. Eichler.

Taras Schewtschenko, Ein ukrainisches Dichterleben. Eine literarische Studie von Dr. Alfred Jensen. Wien 1916, Druck und Verlag von Adolf Holzhausen.

Ein Schwede berichtet hier in deutscher Sprache über den bedeutendsten Dichter der Ukraine. Fürwahr eine merkwürdige Gesellung verschiedener völkischer Elemente. Es liegt aber eine

gewisse Tragik darin, daß ein Fremder in einer fremden Sprache über Schewtschenko Aufschluß geben muß, soll anders die große Welt etwas von dem Wirken und Leiden des genialen Kleinrussen erfahren. In der Einleitung führt Jensen die wichtigsten bisher erschienenen Arbeiten über Schewtschenko in deutscher Sprache und die deutschen Übersetzungen seiner Dichtungen auf. Wenn er es trotz des bereits auf diesem Gebiete Geleisteten unternimmt, abermals in einer umfangreichen Arbeit (157 S. Gr. 8⁰), die er bescheiden als bloße Studie bezeichnet, dem deutschen Leserkreise ein scharf umrissenes Bild von dem Leben und von dem Werke Schewtschenkos zu entwerfen, so leitete ihn dabei der Gedanke, „den Dichter, wie die ukrainische Volksseele überhaupt, durch seine eigenen Dichtungen zu ergründen und zu beurteilen". Der in diesen Worten ausgesprochenen Beschränkung gemäß mißt Jensen der eigentlichen Lebensbeschreibung engen Raum zu, um so mehr, da er seinem eigenen Geständnisse nach im wesentlichen auf die schon seit mehr als einem Jahrzehnte bekannte Lebenschronik des Dichters von Alexander Konyskyj angewiesen war. Dennoch bietet die kurze Skizze des ebenso merkwürdigen wie tragischen Lebenslaufes des „Dichters der Ukraine" genug des Fesselnden, ist sie doch zugleich eine kurze, aber schlagende Kennzeichnung der russischen Verhältnisse im 19. Jahrhundert, die nun mit dem Weltkriege eigentlich in ihrer ganzen Entsetzlichkeit wiedergekehrt zu sein scheinen. Der zweite, umfangreichere Teil des Buches enthält eine ausführliche an der Hand vieler Übersetzungsproben durchgeführte Wertung der dichterischen Leistungen Schewtschenkos. Dieser Abschnitt „Die Dichtung" würdigt ihren Helden nach acht verschiedenen Gesichtspunkten in eingehender und liebevoller Weise. Für das restlose Verstehen bietet dem deutschen Leser der Umstand ein fast unübersteigliches Hindernis, daß er Schewtschenkos Dichtung naturgemäß nur in deutschen Übersetzungen, noch dazu in verhältnismäßig beschränkter Auswahl kennen lernt. Dort, wo man den Eindruck haben kann, daß die Übersetzung dem Geiste der Urdichtung nahe kommt und wo sie auch selbst dichterischen Wert beanspruchen kann, mag dies noch hingehen, leider aber verliert im Deutschen der Reiz der Gedichte des Ukrainers sehr viel, da die Übersetzungen vielfach in unzulänglichem Deutsch verfaßt sind. Weit reiner ist die Wirkung, die die Bilderbeigaben des schön ausgestatteten Buches üben, denn es handelt sich durchwegs nur um Nachbildungen von Werken des hier gefeierten Dichters selbst. Aus der Lebensbeschreibung Schewtschenkos erfahren wir, daß er von Beruf Maler gewesen ist und das in Vierfarbendruck wiedergegebene Selbstbildnis des Dichters, nicht minder seine leicht hingeworfenen Skizzen geben einen hohen Begriff von seiner künstlerischen Begabung, deren Werke uns Deutschen weit verständlicher sind als seine Dichtungen.

Jedenfalls verdient die vorliegende Arbeit des schwedischen Slawisten als ein ernster und höchst fleißiger Versuch, dem deutschen Kulturkreise die Gestalt und die Werke des großen ukrainischen Dichters näherzubringen, volle Beachtung, zumal, wenn man dabei die augenblicklich herrschenden Umstände in Betracht zieht, die dem ukrainischen Volke als einer selbständigen nationalen Persönlichkeit höhere Bedeutung zusprechen denn je vorher. Von diesem Gesichtspunkte aus sei deutschen Kulturforschern das vorliegende Werk angelegentlich empfohlen.

Wien. B. Imendörffer.

Polen. Von Dr. R. F. Kaindl, Professor an der Universität Graz. Mit einem geschichtlichen Rückblick über die polnisch-ruthenische Frage. Mit sechs Karten im Text. Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" Nr. 547. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Preis 1 M. 25 Pf.

Mit dem vorliegenden Bändchen erfährt die schöne Sammlung, der es angehört, eine erfreuliche Bereicherung. Prof. Kaindl, der früher an der Czernowitzer Universität wirkte, hat mit seiner Übersiedlung nach Graz die Teilnahme für die Karpathenländer nicht aufgegeben. Aus dieser ist auch das kleine Werk entsprossen, in dem er in geradezu klassischer Gedrängtheit ein ganz vortrefflich unterrichtendes Bild über Entstehung und Verfall des polnischen Reiches und über die heutige Lage sowie über die Zukunftshoffnungen des Polentums gibt. Wie bei dem verdienten Geschichtschreiber der Karpathendeutschen nicht anders zu erwarten war, beherrscht Kaindl den gewählten Stoff in souveräner Weise; er trifft daher mit unbeirrbarer Sicherheit bei der sehr schwierigen Auswahl aus der Fülle des Stoffes gerade das, was wirklich in erster Linie für den deutschen Leser entscheidend sein muß. So sind vor allem die inneren Gründe des kurzen Aufschwungs und des raschen Verfalls der polnischen Herrlichkeit herausgearbeitet. Besonders erfreulich ist die immer betonte und belegte Bedeutung deutscher Kulturarbeit in Polen. Wenn irgend ein Volk dem deutschen auf diesem Gebiete Dank schuldet, so ist es das polnische; in welcher Weise es diese Dankesschuld abgetragen hat, schildert Kaindl anschaulich und belehrend genug, wenngleich er sich mit Andeutungen begnügen muß. Sehr dankenswert ist das kurze, aber genügend unterrichtende Kapitel über die Ruthenen, in dem auch die heute so wichtige sogenannte ukrainische Frage gestreift wird. In der Tat läßt sich ja die polnische von der ukrainischen Frage gar nicht trennen. Ein kurzer, in seiner Prägnanz aber ungemein wertvoller Schlußabsatz beleuchtet den derzeitigen Stand beider Fragen und die Haltung der beiden in Betracht kommenden Völker während des Weltkrieges. Was Kaindl hier sagt, ist nicht viel, kann aber angesichts der notwendigen Kriegszensur

auch nicht mehr sein; für den auch anderwärtig nur einigermaßen Unterrichteten ist es aber genug. Jedenfalls wäre es dringend zu wünschen, daß gerade dieses Bändchen der bekannten Teubnerschen Sammlung in Massen gekauft und fleißig gelesen würde. Vor allem kann es unseren Lehrern der Geschichte nicht warm genug ans Herz gelegt werden, die Lehren, die es enthält, auch im Unterrichte zu verwerten.

Wien. B. Imendörffer.

J. Schmieder, Der Weltkrieg in Quellenberichten. Mit einer kurzen Darstellung der tieferen Ursachen und des Verlaufes des Krieges sowie zahlreichen Bildern, Karten und Skizzen. Originalbilder und Buchschmuck von Hannes M. Avenarius und Karten von O. Winkel. I. Teil bis Ende Januar 1916. Leipzig 1916, Ernst Wunderlich. 2 M. 40 Pf.

Bei den gewaltigen Umwälzungen, die der Weltkrieg in den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen aller Staaten zeitigen wird, tritt an die Lehrer die Aufgabe heran, die Jugend frühzeitig in das Wesen dieses Krieges, seine tiefer liegenden Ursachen, seine Veranlassung, Vorbereitung und Durchführung einzuführen, um irrigen Annahmen und Behauptungen, an denen es schon jetzt nicht fehlt, rechtzeitig entgegentreten, die Wahrheit, soweit sie deutlich zu erkennen ist, aufdecken und verkündigen zu können. Dies ist das vornehmste Ziel des vorliegenden Buches; es will zugleich in unseren Jünglingen das Gelöbnis wecken und stärken, sich der Größe der Zeit würdig zu erweisen und an sich zu arbeiten, um im neuen Deutschland (wir dürfen hinzufügen: und in Österreich) willenskräftige und opferwillige Staatsbürger zu werden. Einleitend gibt das Buch eine knapp gehaltene Vorgeschichte des Krieges, schildert hierauf den Landkrieg an der West- und Ostfront, den serbischen Feldzug, das Leben und Treiben hinter der Front, den Seekrieg in den heimischen und fremden Meeren, die Luftangriffe vornehmlich gegen England, endlich den Kolonialkrieg in Ostasien, Ostafrika, Südwestafrika und Kamerun. Auf Grund der sogenannten Buntbücher, vornehmlich auch der belgischen Gesandtschaftsberichte, wird das Charakteristische der von England begonnenen Einkreisungspolitik hervorgehoben und die schwere Schuld unserer Gegner dargelegt. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß England als der Hauptschuldige den Weltkrieg zwar nicht allein entfacht, aber Rußland und Frankreich im entscheidenden Moment den Rücken gestärkt hat, indem es die beiden Mächte wissen ließ, daß es an ihrer Seite am Kriege teilnehmen werde. Will man Deutschland eine Schuld am Kriege beimessen, so liegt sie allein darin, daß es in friedlicher Arbeit wuchs und groß wurde und auf dem besten Wege war, neben den anderen Weltmächten den Platz einzunehmen, der ihm dank Bildung,

Leistung und Zahl seiner Bewohner gebührt. Auch die Teilnahme der Japaner und Italiener am Kriege ist in das große Schuldbuch Englands einzutragen. Was die einzelnen Partien des Buches betrifft, wird das Wesentliche — aus den Quellen erster Hand — vornehmlich den amtlichen Berichten, dann aber auch aus Feldpostbriefen und sonstigen Berichten — dargestellt, die ein anschauliches Bild des Kriegsverlaufes gewähren. Der Umstand, daß so viele beachtenswerte Eigenberichte aus der Feder von Kriegsteilnehmern oder Kriegsberichterstattern beigegeben sind (z. B. Nr. 47, Eine Silvesterfeier, Nr. 48, Das Leben im Schützengraben, Nr. 49, Deutsches Sanitätswesen im Felde — aus der Feder Sven Hedins), trägt zur Belebung der Darstellung wesentlich bei; nicht weniger die Beigabe der großen Reichstagsreden des deutschen Reichskanzlers, die das Ganze trefflich beleuchten. Hervorzuheben ist endlich die vornehme Ausstattung mit Originalbildern, Buchschmuck und Karten.

Graz. J. Loserth.

J. Mayrhofer, Spanien, Reisebilder. Mit 17 Bildern und einer Karte. Freiburg i. Br. 1915, Herder. Preis geb. 4 M. 20 Pf.

Der Verf. schildert in leichtem, anschaulichem Plauderton die Eindrücke einer Reise, die ihn von Gibraltar durch Süd- und Ostspanien und weiterhin über Madrid, die Baskischen Provinzen und die Landschaften entlang der Nordküste nach Vigo führte. Das Schwergewicht ruht auf der Würdigung der kirchlichen Bauwerke. Der Bildschmuck ist schön, aber weitaus nicht ausreichend für die dringend notwendige Stütze des Textes. Der Unterricht wird sich mancher trefflichen Stelle mit Nutzen bedienen können. Es wäre zu wünschen, daß das Schlußwort des Verf.s, in dem er die Deutschen zum Besuche des Landes einlädt, recht oft beherzigt würde.

Wien. J. Müllner.

Meyers Physikalischer Handatlas. Leipzig und Wien 1916, Bibliographisches Institut.

Seit dem Erscheinen der 3. Auflage von H. Berghaus' Physikalischem Atlas im Jahre 1892 ist kein deutscher Atlas zum Studium der allgemeinen Erdkunde mehr erschienen. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß das Bibliographische Institut in Leipzig sich zur Herausgabe des vorliegenden Kompendiums entschlossen hat. Mit großer Umsicht wurden aus dem umfassenden Kartenapparat, der in den großen geographischen Werken des genannten Verlages enthalten ist, 51 Blätter entnommen und zu einem physikalischen Handatlas zusammengestellt, der alles Wichtige aus der Morphologie, Geologie, Ozeanographie, Kli-

matologie, Pflanzen- und Tiergeographie und Völkerkunde enthält. So ließ sich ein verläßliches, völlig auf der Höhe der Wissenschaft stehendes und doch wohlfeiles Nachschlagewerk schaffen, das jedem Lehrer der Geographie hoch willkommen sein muß. Die Feinheit, Genauigkeit und Lesbarkeit des Kartendruckes entspricht den höchsten Anforderungen, was übrigens bei diesem Verlage wohl etwas Selbstverständliches ist.

Wien. Dr. Franz Noë.

G. Freytags Detailkarte von Nordrumänien (Moldau) und der Bukowina. Maßstab 1 : 400.000. Preis 1 M 50 Pf.

G. Freytags Karte von Mitteleuropa nebst der Balkanhalbinsel und Italien. Maßstab 1 : 3,000.000. Preis 1 M 50 Pf.

Die Firma setzt mit den beiden Karten ihr anerkennungswertes Bestreben fort, dem Publikum, das die Kriegsereignisse besser verfolgen will, Übersichtskarten in guter Ausführung und handlicher Form zu bieten.

Das erstgenannte Blatt ist der Abschluß der aus drei Karten bestehenden Serie des Königreiches Rumänien und der diesem benachbarten Gebiete. Wie die übrigen Blätter ist es mehrfarbig; das Gelände ist braun geschummert und ist besonders in den Karpathen schön herausgearbeitet, die Gewässer sind blau, die Verkehrswege und alle topographischen Einzelheiten schwarz, die Grenzen verschiedenfarbig gehalten. Neben der am Kartenrand angeführten Übersetzung der wichtigsten fremdsprachigen Termini wäre dem Laien wohl auch eine kurze Anleitung zur Aussprache der Namen willkommen gewesen.

Die Karte von Mitteleuropa umfaßt das Gebiet zwischen Tunis, Kreta, den Shetlandsinseln und dem Ladogasee. Sie will den „mitteleuropäischen Block" und die Einkreisungsstaaten darstellen. In diesen Zusammenhang gehört die eingezeichnete Frontlinie von Ende Dezember 1916. Wie auf der kürzlich angezeigten Dobrudschakarte bedarf auch hier die Farbe der kleinen Meeresbuchten und Lagunen einer Überprüfung, da manche dieser Gewässer ungerechtfertigter Weise Binnenseekolorit aufweisen. Das Ortszeichen für Trnovo (Donaubulgarien) ist nicht am rechten Platz.

Elbogen. Dr. J. Weiß.

Übungsbuch der darstellenden Geometrie für Realgymnasien. Von Dr. Gustav Pomaroli, Professor am Staatsrealgymnasium in Villach. I. Teil: 77 S. und 25 Tafeln; II. Teil: 80 S. und 26 Tafeln. Preis je 3 K. Deuticke, 1916.

In schöner und zweckmäßiger Ausstattung liegt hier ein Werk vor, das in kaum zu bewältigender Fülle einen Übungs-

stoff aufweist, der einen dauernden Wert dadurch erhält, daß die den Aufgaben beigefügten Zahlenangaben ohne weiteres der Zeichnung zu Grunde gelegt werden können. Behandelt werden die Schrägrisse, ferner Grund- und Aufrißdarstellungen der mannigfachsten Körperformen, Ermittlung der wahren Gestalt und Größe u. dgl. und endlich die Kegelschnitte, denen nahezu der ganze zweite Teil gewidmet ist. Die Gliederung des ganzen Stoffes ist nicht leicht zu überblicken, doch ist das Bestreben nach einer systematischen Anordnung der Aufgaben nicht zu verkennen und die folgerichtige Benützung der gewählten Bezeichnungen verdient volle Anerkennung, wenn auch mitunter hierin zu weit gegangen wird; z. B. S. 71, Nr. 48, wo es heißt: „Das Erkerdach in Tafel XXIV, Fig. I ist um [$\perp \pi_2$ durch P ($x = 2\overline{OA}$“, $y = o$, $z = \overline{OA}$“)] im U.-S. um 120° zu drehen.“ Die tadellos wiedergegebenen Figuren in den Tafeln ermöglichen eine kurze und eindeutige Bestimmung der Aufgaben und dienen zugleich dem Lernenden als Vorbild. Die gebrauchten Fachausdrücke sind im ganzen gut gewählt, wenn auch der Ausdruck „Gleiseck“ neben dem Worte „Parallelogramm“ besser zu vermeiden wäre und auch die Bezeichnung „Ordner“ (z. B. auf S. 29 u.) wenig Anklang finden dürfte. — Druckfehler wurden wenig bemerkt, doch scheint die Numerierung der Figuren auf Tafel I vertauscht worden zu sein. — Zweifelsohne haben wir in diesem Übungsbuch eine verdienstvolle Arbeit zu erblicken.

Wien. Prof. Wolletz.

C. G. Calwers Käferbuch. Naturgeschichte der Käfer Europas. 6., völlig umgearbeitete Aufl. Herausgegeben von Camillo Schaufuß. Stuttgart 1916, E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung (Nägele und Dr. Sproesser).

Mit der 26. Lieferung des prächtigen Werkes, die uns nunmehr vorliegt, ist dasselbe zum Abschluß gelangt und es muß der rührigen Verlagsbuchhandlung Dank gezollt werden, daß sie trotz der durch den Krieg bewirkten Ungunst der äußeren Verhältnisse dieses schöne Unternehmen bis zu seiner Vollendung in sehr wirkungsvoller Weise gefördert hat. Der Umfang der neuen Auflage beträgt 87 Druckbogen, ist also fast das Doppelte des Umfanges der früheren Auflage geworden. Es war eben eine vollständige Neubearbeitung des alten Calwerschen Käferbuches notwendig geworden, namentlich hinsichtlich der biologischen Details. Auch die Zahl der in dem Buche ausführlich besprochenen Arten hat eine ganz erhebliche Vermehrung erfahren; dabei ist der vornehmlichsten Farben- und Skulpturspiele sowie der Untergattungsbezeichnungen auf Grund der wissenschaftlichen Forschungen gedacht worden. Was die Nomenklatur in der vorliegenden Auflage betrifft, ist jene des neuesten „Heyden, Reitter

und Weise" besonders berücksichtigt worden. Die Grenzen, welche sich der Verf. bei Abfassung des Buches gesteckt hat, sind folgende. In erster Linie sind die deutschen Arten gekennzeichnet, mit beigefügter Erwähnung finden wir mitteleuropäische Arten berücksichtigt; auch in anderen Teilen Europas vorkommende Formen haben eine kurze Aufzählung erfahren. Ganz besonders möchten wir anerkennend die Bestimmungstabellen der Genera und die sehr eingehende und übersichtliche Beschreibung der Spezies hervorheben, wobei, wie schon früher bemerkt wurde, die biologischen Verhältnisse der einzelnen Tiere in sehr anregender Weise dargelegt werden. Dadurch hat das Buch auch einen besonderen Reiz der Darstellung erfahren und unterscheidet sich in sehr vorteilhafter Weise von sonstigen trocken abgefaßten Schriften über denselben Gegenstand. Aus diesem Grund wird die neueste Auflage des Käferbuches von Calwer nicht nur bei den Fachleuten und Käfersammlern, welche seinen Wert schon lange gebührend einschätzten, sondern auch bei allen Freunden der Naturwissenschaften wie bei den Lehrern eine besondere und berechtigte Beliebtheit erlangen.

Ein großer Vorzug des Calwerschen Käferbuches war von jeher in seinen sehr gelungenen Abbildungen (farbigen Tafeln) gelegen, die bisher von keinem Werke ähnlicher Art erreicht worden sind. Diese Tafeln in Verbindung mit dem präzis verfaßten Texte ermöglichen es jedem, der über ganz elementare naturgeschichtliche Kenntnisse verfügt, im besonderen Falle die Bestimmung der Käfer vorzunehmen und diesen in der Sammlung den ihnen zukommenden Platz anzuweisen.

Das Werk, das in zwei Bänden in Lexikonformat erschienen und 1478 Seiten stark ist, hat 254 Textfiguren sowie drei schwarze und 48 farbige Tafeln. Der Preis der beiden Bände stellt sich (gebunden) auf 38 M. und muß im Verhältnis zu dem Gebotenen als ein sehr niedriger bezeichnet werden.

Zum Schluß möchten wir noch des „Nachwortes" Erwähnung tun. In demselben zeigt sich der Verf. als ein Biologe ersten Ranges, der seine Aufgabe bei der Abfassung des Buches im echt naturwissenschaftlichen Sinne vollends erfaßt hat. Der diesem „Nachworte" beigegebene „bionomische Fragebogen" als Unterlage für die Abfassung einer Fauna zeigt zur Genüge, wie der Verf. bei Abfassung seines einzig dastehenden Werkes vorgegangen ist.

Wir können die neue Auflage des Käferbuches von Calwer den Entomologen bestens empfehlen und stehen nicht an, der Aufnahme dieses schönen und inhaltlich so reichen Werkes in die naturwissenschaftlichen Bibliotheken unserer höheren Schulen das Wort zu reden.

Baden bei Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. Gustav Tschermak, Lehrbuch der Mineralogie. 7., verbesserte und vermehrte Aufl., bearbeitet von Dr. Friedrich Becke. Mit 960 Originalabbildungen und zwei Farbendrucktafeln. Wien und Leipzig 1915, Alfred Hölder. 711 S. Gr. 8⁰.

Die erste Auflage des Buches erschien im Jahre 1883 und fand sehr bald allgemeine Anerkennung. Trotz der Ähnlichkeit mit Naumanns „Elementen der Mineralogie", dem maßgebenden Buche jener Zeit, wies es solche Vorzüge und Fortschritte auf, daß es seitdem seinen Platz als eines der besten Lehrbücher der Mineralogie behaupten und immer neue Auflagen erleben konnte. Die Vorzüge fließen sozusagen aus der Persönlichkeit des Verf.s, dem die Mineralogie viel mehr ist als die trockene exakte Wissenschaft, aus seiner Begeisterung für die Geheimnisse und Wunder des Kosmos, die sich dem Forscher in der Welt der Kristalle erschließen, der herrlichsten Offenbarung der Harmonie, die auch in der unbelebten Welt herrscht. Wie diese Harmonie nicht bloß wunderbare Formen in überraschender Regelmäßigkeit hervorzaubert, sondern sich noch glänzender in physikalischen Erscheinungen zeigt, die wieder im Zusammenhang stehen mit dem Reigentanz der Stoffteilchen, als deren Resultat der Kristall vor uns steht, das wird mit einer Klarheit und Schönheit in Sprache und Bild behandelt, die hinreißend wirkt. Ref. erinnert sich noch dieses Eindruckes, den schon die erste Auflage auf ihn machte. Auch werden die Mineralien nicht bloß in ihrem gegenwärtigen Zustande beschrieben, sondern ihr Werden und Vergehen, d. h. ihre Zustandsänderungen unter dem Einfluß der Umwelt, in den Kreis der Betrachtungen gezogen und in wahrhaft kunstsinniger Form behandelt. Alle neuen Forschungsergebnisse, darunter viele eigene des Verf.s, sind berücksichtigt. Dem Lehrer der Naturgeschichte ist das Buch ein wahrer Schatz: aus ihm kann er lernen, wie Liebe und Begeisterung für den mit Unrecht als trocken verschrieenen Gegenstand entflammt wird und die Mineralogie als wertvolles Element allgemeiner Bildung nicht bloß nach der Seite des Verstandes, sondern auch des Gemütes mehr als bisher in den Vordergrund treten kann. Dem Liebhaber bietet das Buch geradezu ästhetischen Genuß.

Die Bearbeitung der vorliegenden siebenten Auflage stammt von Prof. Dr. Friedrich Becke, der schon bei der ersten Auflage dem Verf. wertvolle Hilfe lieh und seinen redlichen Teil an der fortschreitenden Vollkommenheit des wertvollen Buches hat. In der Ausstattung, was Druck und bildliche Darstellung betrifft, wetteifert der Verleger mit dem Verf.; überall macht sich vollendete Sorgfalt und Klarheit bemerkbar. Alles in allem: ein vornehmes Buch mit gediegenem Inhalt.

Krems a. D. Franz Müller.

A. Meinong, Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Beiträge zur Gegenstandstheorie und Erkenntnistheorie. Leipzig 1915, Ambr. Barth. 19 M. (geb. 20 M.).

I.

In Meinongs „Gesammelten Abhandlungen" II, S. 213 (Zus. 24 zu S. 209) macht Wilhelmine Benussi-Liel folgende zutreffende Bemerkung: „So wie sich Meinong immer mehr von psychologischen zu erkenntnis- und gegenstandtheoretischen Forschungen gewendet hat, so ist er auch mehr den Fragen nach dem Wesen der Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit nachgegangen, deren Lösung auch eine Erweiterung des Gebietes evidenter Vermutung bedeutet." Wurden nun diese Fragen in früheren Abhandlungen[1]) in verschiedenen Zusammenhängen sozusagen angeschnitten und ihre Lösung vorbereitet, so stellt vorliegendes umfangreiches Buch die weitere Ausgestaltung des Lösungsversuches für die Probleme der Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit dar, Probleme, welche nach des Verf.s eigenen Worten (Vorwort VI) für ihn „ein Lebensschicksal" bedeuten, da sein „Bemühen um sie" „bis in die ersten Zeiten seines selbständigen philosophischen Forschens zurückreicht". Und wer das Buch freilich nach mancher geistiger Mühewaltung in der Überwindung der sich darbietenden Schwierigkeiten einem tieferen Studium unterzogen hat, den mutet der Inhalt dieses Werkes als die reife Frucht einer ernsten langjährigen Forscherarbeit an. Bei der Unmöglichkeit, den Inhalt einer so gedankenschweren Schrift, wie die vorliegende es ist, in einem Referate zu erschöpfen, dem verhältnismäßig zu enge räumliche Grenzen gesetzt sind, muß sich Ref. darauf beschränken, die Hauptlinien der Weiterführung der in den früheren Arbeiten angebahnten Lösungsversuche der obigen Probleme zur Darstellung zu bringen. Dafür bietet ihm die sehr dankenswerte „Zusammenfassung" der Hauptergebnisse, wie sie der Verf. am Schlusse des Werkes (710ff.) gibt, eine willkommene Grundlage.

In dem Werke „Über Annahmen" (2. Aufl., S. 80ff.) handelt § 13 über „die modalen Eigenschaften der Objektive". An den Vorstellungen ist von dem relativ konstanten Teile des Vorstellungserlebnisses, dem Akte, der der Variabilität der Vorstellungsgegenstände entsprechende variable Teil des Vorstellungserlebnisses, der Vorstellungsinhalt, zu unterscheiden. So ist die Empfindung eines Tones von der einer Farbe nicht nur gegenständlich, sondern eben durch diese Verschiedenheit auch inhaltlich verschieden. Wie verschiedenen Objekten (Vor-

[1]) In dem obigen Zus. ist besonders auf folgende Schriften Meinongs verwiesen: 48 [Nr. des Verzeichnisses der Schriften Meinongs] (Gegenstände höherer Ordnung), 58 (Erfahrungsgrundlagen), 61 (Stellung der Gegenstandstheorie), besonders § 12, 64 (Annahmen, 2. Aufl.), besonders 3., 6., 10. Kapitel. Dazu kommt 33 (Zur erkenntnistheoretischen Würdigung des Gedächtnisses).

stellungsgegenständen) verschiedene Vorstellungsinhalte, so stehen auch verschiedenen Urteilsgegenständen (Objektiven) verschiedene Urteilsinhalte gegenüber, während Vorstellungs- und Urteilsakt der gleiche sein kann. Und wie man sich über den intellektuellen Besitz eines Objektes durch den Vorstellungsinhalt, so kann man sich über den des Objektivs durch den Urteilsinhalt legitimieren. Wie aber das inhaltliche Moment, durch das die Gegenstände Existenz, Bestand, positives und negatives Sein erfaßt werden, in dem Inhalte der entsprechenden affirmativen und negativen Urteile zu suchen ist, so lassen sich auch inhaltliche Momente am Urteile als Erfassungsmittel der Tatsächlichkeit aufweisen. Diese inhaltliche Bestimmung am Urteile tritt explizite bei dem Beurteilungsinhalte (daß der Winkel im Halbkreise ein rechter ist, ist Tatsache), nicht aber bei dem Urteilsinhalte auf. Als Beurteilungsinhalt erfaßt die Evidenz die Tatsächlichkeit eines Objektivs. Trotzdem ist das Wesen der Tatsächlichkeit nicht in der Erfaßbarkeit durch das evidente Urteil zu suchen. Ein anderes Moment, das aber dem Urteilsakte zuzuschreiben ist, geht noch mit der Tatsächlichkeit Hand in Hand, das ist die Gewißheit, so daß Evidenz und Gewißheit die der Tatsächlichkeit entsprechenden Momente am Urteil sind. Nun ist Möglichkeit herabgesetzte Tatsächlichkeit, so daß Tatsächlichkeit am Ende einer Größenlinie steht, als deren Punkte alle Grade der Möglichkeit im Sinne der steigerungsfähigen Möglichkeit zu gelten haben, in welchem man von „sehr möglichen", „kaum möglichen" Objektiven sprechen und sich auf numerische Bestimmungen der Möglichkeit einlassen kann. In ähnlicher Weise aber wie oben die Tatsächlichkeit, so wird die Möglichkeit nicht durch Urteile explizite erfaßt, z. B. von demjenigen, der ein Spielergebnis mit auf Evidenz gegründeter Berechtigung vermutet, sondern nur durch die Beurteilung etwa: daß das Spielergebnis eintreten wird, ist in dem und dem Grade möglich. Wie nun dem Tatsächlichen die Evidenz für Gewißheit, so entspricht dem Möglichen die Evidenz für Vermutung als der zugeordnete Urteilsinhalt. Es kommt also auf eine Determination des Evidenzmomentes bei der Möglichkeit hinaus. Notwendigkeit gilt auch als modale Eigenschaft des Objektivs.

Ist die Evidenz für Gewißheit ohne nähere Bestimmung dem Tatsächlichen gegenüber als inhaltliches Moment in Anspruch zu nehmen, so tritt der Notwendigkeit die als apriorisch (rational) determinierte Evidenz gegenüber, die Meinong als Einsicht mit Verständnis gegenüberstellt z. B. der Evidenz ohne Verständnis bei der inneren Wahrnehmung. Die Unmöglichkeit ist nun aber ein spezieller Fall der Notwendigkeit, nicht wie es öfter dargestellt ist, die Notwendigkeit ein solcher der Unmöglichkeit. Damit ist rationale Unmöglichkeit, logische Unmöglichkeit der logischen Möglichkeit gegenübergestellt zum Unter-

schiede von der Unmöglichkeit in nicht apriorischem Sinne, die auf den Nullpunkt der Möglichkeitslinie zu stehen kommt. Daß „A ist B“ einmal tatsächlich, ein andermal wahr genannt wird, das liegt in der äußeren Berechtigung der Gewißheitsurteile, die in der unsubjektiv gewendeten Wahrheit, d. i. der Tatsächlichkeit des geurteilten Objektivs in der Übereinstimmung des pseudoexistenten Objektivs mit dem Tatsächlichen gegeben ist, im Verhältnis zu der inneren Berechtigung, die in der subjektiven Wahrheit als Attribut von Erfassungsobjektiven, in der Evidenz liegt. Ein wahres Urteil kann aber auch ohne Evidenz das Tatsächliche treffen, dann ist es aber nicht Erkenntnis, die ein innerlich berechtigtes gewisses Urteil ist. Auch bei Vermutungen, also nicht gewissen Urteilen, gibt es Berechtigung und zwar eine äußere, die in der Chance, das Richtige zu treffen, in dem Passen des Vertatsächlichungsgrades, also der Möglichkeit des Objektivs, zur Vermutungsstärke liegt. Und wie man, wenn man bei der Wahrheit von der Beschränkung auf das pseudoexistierende Objekt absieht, in die modale Eigenschaft des Objektivs, die Tatsächlichkeit, gerät und diese für Wahrheit setzt, so geht man bei der Wahrscheinlichkeit durch Absehen von dem pseudoexistenten Objekte in die modale Eigenschaft des Objektivs, die Möglichkeit, über und setzt an Stelle der Wahrscheinlichkeit die Möglichkeit. Und wie die innere Berechtigung bei subjektiver Wahrheit in dem inhaltlichen Momente der Evidenz gegenüber der Tatsächlichkeit liegt, so kann auch Evidenz als inhaltliches Moment der Vermutungen der Möglichkeit gegenüberstehen und die innere Vermutungsberechtigung begründen. Diese innere Berechtigung ist das Eigenartige, auf das hin ich z. B. bei einem normalen Würfel, wenn ich mich interessiere, ob der nächste Wurf mehr als 2 ergeben werde, im Hinblick auf die vorliegende Möglichkeit zwei Drittel eine Vermutung bilde, die ich gegenüber einer höheren oder niederen Vermutung vorziehe. Das Evidenzartige dieser inneren Berechtigung zeigt sich, daß sie sich „im Hinblick“ auf den Möglichkeitsgrad einstellt, ganz analog den mittelbaren Gewißheitsevidenzen „im Hinblick“ auf evidente Prämissen beim Schlusse. Doch gibt es aber auch Vermutungen, wo die sogenannte der eben besprochenen Art von Vermutungen zu Grunde liegende „Kollektivbetrachtung“ nicht möglich ist. In diesem Falle ist die innere Berechtigungsfrage, die *quaestio iuris*, nur in Analogie zu den Gewißheitsurteilen zu beantworten und in der Natur des Urteilserlebnisses gelegen, die das Nichtvorhandensein der Berechtigung ausschließt, und zwar in einer ähnlich wie bei den Gewißheitsurteilen auch die Vermutungsurteile als berechtigt legitimierenden „Evidenz“.

Neben den Gewißheitserkenntnissen, für die neben der äußeren die innere Berechtigung als unumgänglich sich gezeigt hat, gibt es, was eine Erweiterung des Erkenntnisbegriffes be-

deutet, Vermutungserkenntnisse, für die auch die innere Berechtigung, die Evidenz, geltend zu machen ist. Evidente Vermutungen und daher solche mit innerer Berechtigung können doch falsch sein und trotzdem berechtigt sein, wie etwa die Diagnose oder Prognose des erfahrenen Arztes auf Grund der ihm zugänglichen Daten der Symptome eine berechtigte bleibt, wenn sie auch als unzutreffend sich herausstellt. Das bisher Ausgeführte ist ungefähr die Position, von welcher aus der Verf. tiefer in die Probleme der Möglichkeits- und Wahrscheinlichkeitslehre einzudringen sucht und sie einer eingehenden Prüfung unterwirft.

Der Verf. hat nach Anfangsaufstellungen im I. Teile von der Möglichkeit, im II. Teile von der Wahrscheinlichkeit gehandelt. Mit der Frage, warum die Möglichkeit zuerst und erst an zweiter Stelle die Wahrscheinlichkeit besprochen wird, hängt die Feststellung des Verhältnisses von Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, aber auch die Notwendigkeit des Untertitels „Beiträge zur Gegenstandstheorie und Erkenntnistheorie“ zusammen, wobei speziell die Tatsachen der Wahrscheinlichkeit mit jener niedriger stehenden Erkenntnisweise, bei der die bloße Vermutung an Stelle der Gewißheit tritt, verknüpft, besonders auf noch unbegangene Wege der Erkenntnistheorie hinweisen, auf denen der Verf. zu über das Thema der Möglichkeits- und Wahrscheinlichkeitstheorie hinausreichenden Erörterungen, wie über das Erfassen im 3. Kapitel und über Berechtigung und Evidenz im 4. Kapitel, geführt wurde. Das Wesen der Möglichkeit festzustellen, zeigt sich dabei aber wieder als gegenstandstheoretische Aufgabe, deren Ausführung wieder zu Beiträgen zur Ausgestaltung der Gegenstandstheorie Gelegenheit bot.

Die rein subjektive Auffassung der Wahrscheinlichkeit zeigt zwei Mängel. Eine Identifizierung von Wahrscheinlichkeit mit dem Grade der Vermutungen läßt sich nicht vereinigen mit der relativen Konstanz der Wahrscheinlichkeiten gegenüber der relativen Inkonstanz der Vermutungsstärke. Während einem vorgegebenen Würfel eine gewisse Wahrscheinlichkeitsgröße für einen bestimmten Wurf konstant ist, zeigen die Vermutungsstärken infolge des fluktuierenden Charakters alles inneren Erlebens und der relativen Abhängigkeit von intellektuellen und emotionalen Umständen eine Labilität. Ein zweiter Mangel liegt in der Leichtmeßbarkeit und Abstufbarkeit der Wahrscheinlichkeiten im Gegensatze zu den mit ihnen identifizierten Vermutungen als psychischen Erlebnissen, deren Messung zum mindesten als relativ nicht leicht zu bewerkstelligen, wenn nicht unmöglich ist. Aber auch die nicht subjektive Betrachtungsweise der Wahrscheinlichkeiten erweist sich als unzureichend, sowohl die auf die Gesetzmäßigkeiten der „großen Zahlen“ sich stützende, weil die Wahrscheinlichkeit oft Einzelfälle betrifft, als auch die von

dem „Quotient" der günstigen und möglichen Fälle ausgehende, weil die Wahrscheinlichkeit kein Verhältnis oder Quotient von Maßzahlen ist und so der Wahrscheinlichkeitsgedanke geopfert ist.

Durch den Hinweis auf die Behebung der Mängel der subjektiven Auffassung, die durch eine Unterscheidung von durch berechtigte Vermutungen charakterisierte Wahrscheinlichkeitstatsachen und solchen, bei denen niemand an Vermutung denkt, wie z. B. an Vermutung eines bestimmten Wurfes im Falle der Wahrscheinlichkeit zwei Drittel, mehr als 2 zu werfen, gelangt der Verf. zur Unterscheidung eines unsubjektiven und eines objektiven Wahrscheinlichkeitsgedankens. Da Wahrscheinlichkeit Attribut von Objektiven ist, diesen aber subjektive und objektive Eigenschaften zukommen, so ergibt sich der Unterschied von „Vermutungswahrscheinlichkeit" (Wahrscheinlichkeit im engeren Sinne) und „vermutungsfreier Wahrscheinlichkeit" (Möglichkeit). Eine Analogie mit der „Wahrheit" läßt die „unsubjektive Wahrheit", wenn man nämlich vom Erfassungsmoment des Objektivs absieht, als „Tatsächlichkeit" der „Möglichkeit", die „subjektive (eigentliche) Wahrheit" der subjektiven (eigentlichen) Wahrscheinlichkeit gegenübertreten.

Zunächst wendet sich der Verf. der Bestimmung des Wesens der „Möglichkeit" zu, und zwar nicht einer „Definition", sondern einer auf vortheoretische Gedanken gegründeten, jedoch das tatsächliche Sein des Gegenstandes gewährleistenden „Gegenstandsbeschreibung", welches Verfahren der Verf. im Vergleich zum „Definieren" in anregender Weise genauer beschreibt.

Auf diesem Untersuchungswege der Gegenstandsbeschreibung weist der Verf. verschiedene Versuche, die Möglichkeit zu bestimmen, ab; so zunächst den, die Möglichkeit als ein „Können" zu charakterisieren, wenn auch das präzisere „Seinkönnen" ein Stück Wahrheit enthält, dann den, sie als „Negation der Unmöglichkeit" zu beschreiben, weil die von der durch Widerstreit, nicht durch Widerspruch bestimmten Unmöglichkeit abgeleitete „logische Möglichkeit" nicht alle Möglichkeit in sich schließt, noch dem positiven Charakter der Möglichkeit Rechnung trägt. Auch „Bestand" kann nicht „Möglichkeit" sein, weil er z. B. bei „logischem Umfange" oder bei „Idealgegenständen" nicht immer mit „Möglichkeit" zusammengeht. Auch die Ansicht, daß die Möglichkeit, insbesondere die steigerungsfähige Möglichkeit, subjektiv sei, ist wegen der Schranken der menschlichen Erfassungsfähigkeit und wegen der Einschränkung auf apriorische Möglichkeit mangelhaft. Das Unsubjektive der steigerungsfähigen Möglichkeit zeigt sich in dem Gedanken der Chance, der Gefahr, des Verdachtes.

Positiv bestimmt ist die Möglichkeit Attribut von Objektiven, nie von Objekten. Die Möglichkeitsgrade, als deren Steigerung die Tatsächlichkeit erscheint, macht der Verf. durch die, wie

oben gezeigt ist, schon in den Annahmen beschriebene „Möglichkeitslinie“ anschaulich, aber auch deren Steigerung, „die Tatsächlichkeit“, wozu hier noch die „Nebenmöglichkeiten“ mit dem Potius der komplementären Möglichkeiten, die „Auchmöglichkeiten“ mit dem Potius des „Tatsächlichen“ und die „Nurmöglichkeiten“ ohne Potius der Tatsächlichkeiten treten. Niedere Grade des „Seins“ können „Möglichkeiten“ nicht sein, weil diese nur Sache von Objektiven sein können, nie, wie jene, von Objekten. Dabei kommt das Gesetz der Koinzidenz komplementärer Möglichkeiten, „das Komplementengesetz“, zur Sprache. Die Möglichkeit ist als quantitative Bestimmung am Sein nicht direkte Bestimmung des Seins, sondern an einer Bestimmung des Seins, der „Seinshöhe“. Mit diesem Terminus wird dem Unterschiede sein Recht, der sich z. B. zwischen der quantitativen Bestimmung der Wärme oder der Luft und einer quantitativen Bestimmung des Seins zeigt, insofern weder beim Sein noch beim Nichtsein die Bestimmung untatsächlich zu sein eine Einbuße des Charakters des Seins zur Folge hat (auch ein untatsächliches Sein ist ein Sein), während bei Wärme und Luft mit dem Nullpunkt der Quantität sich ein Aufhören der Qualität einstellt. Nicht „herabgesetztes Sein“, sondern Grade der „Seinshöhe“ ist Möglichkeit. Gegen den Versuch, „Notwendigkeit“ und „Unmöglichkeit“ als Grenzen der „Möglichkeit“ zu setzen, spricht die Prädizierbarkeit dieser beiden von der Möglichkeit wie die der fünf Modi voneinander, was sich wieder aus der besonderen Eignung dieser Modaleigenschaften für die von Meinong so genannten „Prädikatsiteration“ erklärt, die Tatsache, daß ein Gegenstand sich selbst ganz oder teilweise zum Prädikate hat, so daß für Objektive die Regel, daß man Koordiniertes voneinander (Rot von Blau) nicht aussagen kann, nicht und nur für Objekte Geltung hat.

Die Einbeziehung auch der „steigerungsfähigen Möglichkeit“ auf die „Möglichkeitslinie“ vollzieht der Verf. durch den Vorschlag, diese als Negation des apriorisch Untatsächlichen, Unmöglichen zu bestimmen. Die dabei verwendete „Notwendigkeit“ kann wie bei der Naturgesetzlichkeit auch „Quasinotwendigkeit“, aber auch unnotwendige Tatsächlichkeit sein, das letztere aber nur dann, wenn sie ihrem Objektiv „inhäsiv“ ist, d. h. wenn sie als „verstandene Tatsächlichkeit“ an durch das Material gebundene Beschaffenheit geknüpft ist, wenn die Tatsächlichkeit gleichsam zum Objektiv gehört. Diese Inhäsivität findet sich bei jeder Notwendigkeit, aber auch bei jeder Möglichkeit, die unter allen Umständen an die Natur des betreffenden Objektivs und Materials gebunden ist. Daher gilt auch, daß Notwendigkeit nicht Negation der Untatsächlichkeit, sondern des Inhärierens der Untatsächlichkeit ist. Ist Möglichkeit immer inhäsiv, so können ihr nur Tatsächlichkeit und Untatsächlichkeit als Grenzen zu-

geordnet sein. Der Tatsächlichkeitslinie (Tatsächlichkeit, Untertatsächlichkeit, Untatsächlichkeit) steht die Möglichkeitslinie (Übermöglichkeit, Möglichkeit, Untermöglichkeit) gegenüber, wobei „Möglichkeit" inhäsive Untertatsächlichkeit ist.

Im folgenden führt die Untersuchung dadurch, daß die Möglichkeitslinie zwischen Tatsächlichkeit und Untatsächlichkeit ein Drittes setzt, zu den Fragen: 1. wie sich dies mit dem Prinzip vom ausgeschlossenen Dritten verträgt und 2. über Gegenstände, von denen Möglichkeit ausgesagt werden kann, über ihre „Träger". Die erste dieser Fragen führt auf die schon in früheren Werken gemachte Differenzierung von vollständigen, unvollständigen (näher: unvollständig bestimmten) und vervollständigten Gegenständen. Während bei den vollständigen Gegenständen (den wirklichen und den tatsächlich bestehenden) die sie bestimmenden Determinatoren unendlich und diese Gegenstände in Bezug auf wie immer geartete Gegenstände bestimmt sind, so sind unvollständige, „Blaues", „Dreieck", insbesondere Begriffsgegenstände wie z. B. „Dreieck" weder recht- noch schiefwinklig, weder gleich- noch ungleichseitig und in vieler Hinsicht unbestimmt. In dem Gebiete dieser unvollständigen Gegenstände ist nun die Möglichkeit heimisch und damit in einem Gebiete, wo das *principium exclusi tertii* nicht gilt, insofern dasselbe nicht auf die „erweiterte Negation" bezogen wird und über das „Konstitutorische" hinausgeht. „Erweiterte Negation" geht auf den Doppelsinn des „Nicht": Ist A—B untatsächlich, dann ist entweder A und B in einem zum Objektive „A—B" kontrastierenden Objektive „A ist nicht B" oder A ist in Bezug auf B nicht bestimmt. „Konstitutorisch" ist im Gegensatze zu „Außerkonstitutorisch" die Gesamtheit der konstitutiven und konsekutiven Bestimmungen. Die Erfüllbarkeit des *princ. excl. tertii* ist nun abhängig davon, daß der Gegenstand A ein unvollständiger ist. Das in diesen Gegenständen anzutreffende Dritte ist zunächst negativer Natur, nämlich das Nichtgelten des Seins und des Nichtseins, des Seins und des nicht Seins. Ein positives Drittes kann durch Feststellung des sogenannten „implexiven Seins" gefunden werden, und dies ist dann die „Möglichkeit", das Dritte neben dem kontradiktorischen Tatsächlichkeitsgegensatze. Der unvollständige Gegensatz, z. B. „Kugel", existiert nämlich nicht als Teil im vollständigen Gegenstand „diese Kugel", sondern nur „impliziert" und hat ein „implexives" Sein.

In Betreff der Frage nach den Möglichkeitsträgern scheint es ein Paradoxon, ein tatsächlich nicht Seiendes als Träger anzunehmen. Dieses löst sich, wenn man bedenkt, daß als Träger hier nur unbestimmte Gegenstände auftreten, d. h. hinsichtlich ihres außerimplexiven Seins und Soseins unbestimmte, die hinsichtlich ihres implexiven Seins teils Tatsächlichkeits-, teils Möglichkeitsbestimmungen zulassen, also unvollständige Gegenstände

und vervollständigte Gegenstände. Zu diesen letzteren führt der Unterschied von Hilfs- und Zielgegenständen, insofern der unvollständige Gegenstand, z. B. „Dreieck“ als Hilfsgegenstand, den vollständigen Gegenstand, z. B. „ein beliebiges Dreieck“ als Zielgegenstand, erfassen hilft. Zwischen den „präsenten“ „unvollständigen“ und den wegen ihrer unendlich mannigfaltigen Bestimmungen unpräsenten vollständigen Gegenständen stehen die vervollständigten unvollständigen Gegenstände. Diese sind nämlich solche mittels einer Art fiktiver und surrogativer Präsentation durch Bestimmungen bereicherte unvollständige Gegenstände, ohne die ein vollständiger Gegenstand nicht existieren (respektive bestehen) kann. So versteht man unter „Dreieck“ z. B. einen mit allen durch die Geometrie festgestellten Eigenschaften charakterisierten, also vervollständigten Gegenstand und nicht den dürftigen durch die gewöhnliche Definition gegebenen unvollständigen, der nur als Hilfsgegenstand fungiert. Träger von „Auchmöglichkeiten“ sind vollständige, von „Nurmöglichkeiten“ vollständige unter Einschränkung auf einen Hilfsgegenstand als Träger, also restriktiv betrachtet. So kommt dem wirklichen Gegenstand „dieser Würfel“, beziehungsweise dieser Wurf „als solcher“, also restriktiv betrachtet die Möglichkeit zu, die dem unvollständigen Gegenstande, Würfel (beziehungsweise Wurf), eignet. Solche Möglichkeiten, die erst durch eine andere Möglichkeit vermittelt werden, heißen angewandte, im Gegensatze zu „reinen“ Möglichkeiten. „Unvollständige Gegenstände“ sind also reine, „vollständige“, angewandte Möglichkeiten, welche diese Gegenstände als „Repräsentanten“ haben. Ein analoger Untersuchungsweg führt auch bei der Notwendigkeit zur Klärung ihres Wesens.

Das 3. Kapitel befaßt sich mit der Weise, wie die Möglichkeit erfaßt wird. Nach einer die schon oben aus den „Annahmen“ entnommenen Ausführungen erweiternden Erörterung über Erfassen und Treffen von Gegenständen ist zwischen „penetrativem“ und „kontemplativem“ Erfassen unterschieden, von denen penetratives dem tatsächlichen Objektiv eigen ist, während „kontemplatives“, d. h. nur an die Oberfläche, nicht in die Tiefe gelangendes, dem Annehmen und Vorstellen zukommt. Penetratives Treffen, in die Tiefe vor- und eindringendes, findet sich beim Erfassen von Tatsächlichem, aber auch von Möglichem, und zwar werden beide unmittelbar im Tatsächlichkeits- und Möglichkeitsurteil, mittelbar in Urteilen über Tatsächlichkeit und Möglichkeit erfaßt. Dem unmittelbaren Erfassen dient eine quantitativ variable Bestimmung des Urteilsinhaltes. Das evidente Urteil ist nicht mit akzidentellem Treffen, welches dem nur akzidentell wahren Urteil zukommt, sondern mit essentiellem verbunden, wo die Natur des Erlebnisses selbst das Treffen mit sich führt. Dieses Treffen ist die Grundleistung des Erkennens, das,

was beim Erfassen der Tatsächlichkeit (beziehungsweise Möglichkeit) das Quantitative des Urteilsinhaltes am Urteilsakte ergänzt, der Fundamentalakt. In Möglichkeitsurteilen, denen mit der Evidenz der Erkenntnischarakter fehlt, reicht das Erfassen der Seinshöhe ohne Modalmoment aus.

Urteile über Möglichkeit bedürfen der Präsentation durch Möglichkeitsurteile, in dem diese involutiv, jene evolutiv erfassen. Aus diesen Feststellungen erklären sich die Ausnahmsstellung der „Existentialprädikation" und das analytische Urteil. Der noch übrige Teil des Kapitels behandelt die unmittelbare Möglichkeitserkenntnis, welche an Anschaulichkeit gebunden ist, und mittelbare Möglichkeitserkenntnis. Die Erörterung über letzteres führt zur Erörterung der zahlenmäßigen Bestimmung der Möglichkeit, gewöhnlich als „Wahrscheinlichkeitslehre" bezeichnet. Nach der für die weitere Darstellung wichtigen Aufstellung, daß in einem Kollektiv K (Grundkollektiv) ein beliebiges Kollektivglied Ki soseinsmöglich ist, weil es als solches, also restriktiv betrachtet, an der Tatsächlichkeit eines Gliedes Ke [1]) nach dem sogenannten Partizipationsprinzipe teilnimmt, wobei „Obliquum" das ist, was dem Grundkollektiv K und dem Ke gemeinsam ist, unterscheidet der Verf. drei Typen: 1. das Kollokationskollektiv, in dem das Zusammen durch Kollokation gegeben ist; 2. Bestandskollektive (Binnen- und Grenzkollektive); 3. Induktionskollektive (*enumeratio simplex*). Aus der Kumulation von Möglichkeiten bei übereinstimmenden Obliquis und einem identischen Gliede resultiert ein neues Möglichkeitskollektiv. Ein Kollektiv, dessen Implikate vermöge ihres Anteiles an der Tatsächlichkeit eines oder mehrerer Kollektivglieder vertatsächlicht sind, heißt Vertatsächlichungskollektiv.

Tritt an Stelle der in diesen Fällen vorausgesetzten Tatsächlichkeit Möglichkeit, so kommt es zu Möglichkeiten höherer Ordnung. Außerdem finden noch „zusammengesetzte Möglichkeit" und der sogenannte „Produktsatz" eine Behandlung. Letzterer besagt: Wenn M eine Möglichkeit zweiter Ordnung ist, zu der die Möglichkeit (erster Ordnung) M′ eines Objektivs vorgegeben ist, so beträgt die diesem Objektive „in Wahrheit" zukommende Möglichkeit erster Ordnung MM′. Die rechnerische Behandlung dieses Produktsatzes führt dann zu einer Zusammensetzung und Zerlegung der Möglichkeit. Eine Mehrheit von solchen übereinandergestellten Modalbestimmungen heißt eine Modalreihe und jedes Modalurteil involviert eine nach oben und unten ins Unendliche verlaufende Modalreihe, „die vollständige Modalreihe". Wird in dem, was der Produktsatz besagt, an Stelle der Partizipation Partition gesetzt, so ergibt sich der Summensatz: Die Tatsächlichkeit, nach der das Vertatsächlichungskollektiv genannt ist,

[1]) K ist das Symbol für das Grundkollektiv, Ki für „irgend ein" „Kollektivbestandstück, Ke für „ein" Kollektivbestandstück.

wird gleichsam in so viele Teile geteilt, als es Kollektivglieder gibt, und diese Teile sind die gleichen Möglichkeiten. Für Objektive also, die durch mehrere Glieder desselben Vertatsächlichungs- (beziehungsweise Vermöglichungs-) Kollektivs impliziert werden, summieren sich die Möglichkeiten insofern, als Möglichkeiten zum Vorscheine kommen, deren Größe durch die Summe der Maßzahlen der den Gliedern zukommenden Möglichkeiten gegeben ist, dann gibt es eine im Gegensatz zu der früheren eigentlichen uneigentliche Möglichkeitszusammensetzung. Der Schluß des Kapitels ist der Möglichkeitsmessung und ihrer Anbahnung durch Mally gewidmet.

(Schluß folgt.)

Wien. Gustav Spengler.

Hans Vaihinger, Nietzsche als Philosoph. 4. Aufl., Feldausgabe. Berlin 1916, Verlag von Reuther & Reichard. 80 S. Preis 1 M.

Die Schrift ist eine der besten Einführungen in Nietzsches Gedankenwelt. Von der verbreitetsten Vorstellung hierüber, der antimoralistischen Tendenz, ausgehend, reiht der Verf. die Leitgedanken in Nietzsches Schriften aneinander und hebt so zunächst das Wesentlichste heraus. Als solche Leitgedanken erscheinen ihm: „die antimoralistische, die antisozialistische, die antidemokratische, die antifeministische, die anti-intellektualistische, die antipessimistische, die antichristliche“ Tendenz. Durch diese erste Orientierung und eine kurze Skizze von Nietzsches geistigem Entwicklungsgang wird der Leser auf den Grundgedanken des Buches vorbereitet: Nietzsches Lebensanschauung ist „die Schopenhauersche Willenslehre, aber mit positivem Vorzeichen versehen unter dem Einfluß des Darwinismus und seiner Lehre vom Kampf ums Dasein“. Aus diesem Grundgedanken werden dann die obigen Tendenzen systematisch abgeleitet. Ein Bild des Übermenschen, in Nietzsches Sinne gezeichnet, bildet den Schluß. Die Schrift erfüllt die beiden Forderungen, die man an den Geschichtschreiber der Philosophie (und nur dies will der Verf. hier sein) stellen darf, vollauf und vortrefflich: objektive Darstellung und richtige historische Einordnung. Der Verf. hat sich selbst aller Polemik enthalten; und er hat dem Leser die objektive Betrachtung erleichtert, indem er extremen Beurteilungen nach beiden Richtungen hin die Spitze abgebrochen und die gröbsten Mißverständnisse im vorhinein beseitigt hat. Auch wird sehr zutreffend gezeigt, daß Nietzsches Aphorismen nicht bloße lyrische Gedichte sind, deren Erlebnisgrundlage philosophische Fragen sind, sondern daß seine Gedankenwelt der inneren Geschlossenheit und folgerichtigen Entwicklung aus einem grundlegenden Ideenkomplex nicht entbehrt. Die Zurückführung auf Schopenhauers Willenslehre bringt die richtige historische Ein-

ordnung; denn Nietzsche steht, mag er noch soviele andere Einflüsse erfahren haben, überall auf dem Boden Schopenhauerscher Problemstellungen. Einer genaueren Verdeutlichung hätte vielleicht die antimoralistische Tendenz bedurft; denn so sehr Nietzsche selbst auf seinem „antimoralistischen Nein" besteht, so ist doch das, was er bietet, man mag sich kritisch wie immer dazu stellen, eine Ethik, die man übrigens recht wohl in die Klasse „universeller Evolutionismus" einreihen kann. Mißverständlich, wenn auch nicht vom Verf. mißverstanden, ist die Bemerkung über Nietzsches Wort vom „Kinderland" S. 65: „Solche Männer sind heiter und fröhlich wie Kinder, und ein solches Kinderland der Zukunft erträumt und erdichtet uns Nietzsche." Aber die kindliche Fröhlichkeit ist hier nicht die Hauptsache. Das Wort ist vielmehr durch die Umkehrung von Vaterland geprägt unter dem Einfluß einer Lehre, die allen Wert in das künftig zu Schaffende verlegt, wie die Hauptstelle (Also sprach Zarathustra, Werke VI S. 177) beweist: „Fremd sind mir und ein Spott die Gegenwärtigen, zu denen mich jüngst das Herz trieb; und vertrieben bin ich aus Vater- und Mutterländern. So liebe ich allein noch meiner Kinder Land, das unentdeckte, im fernsten Meere: nach ihm heiße ich meine Segel suchen und suchen." Eine recht glückliche Fassung ist die im Anhang auf S. 79 gegebene positive Charakteristik von Nietzsches Standpunkt als „optimistisch-voluntaristischer Realismus".

Wien. Dr. Richard Meister.

Tom v. Dregersches Bildnis: Karl I. Kunstverlag Parthenon.

Soll ein künstlerisches Bildnis in die Herzen der Bevölkerung Eingang finden, dann bedarf es zweier Umstände: entweder vermag es durch äußere Eindrucksmittel, wie Schönheit, Rang, Machtfülle u. dgl. Ehrfurcht, Verehrung und Bewunderung wachzurufen oder es zieht durch inneren Gehalt an, wie dies sympathische Züge und daraus sprechende Tugenden, Herzensgüte und Edelsinn imstande sind. Im Dregerschen Bilde sind die Eigenschaften beider Kategorien glücklich vereinigt. Wir können uns kaum vorstellen, daß ein Österreicher das Bild nicht lieb gewinnen könnte und dies um so weniger, als die inneren, rein menschlichen und daher wertvolleren Eigenschaften mit überlegener Anziehungskraft zum Ausdruck gebracht worden sind. Wenn auch dem Künstler von mancher berufenen Seite der Vorwurf einer etwas süßlichen Malweise nicht erspart bleiben dürfte, so hat er doch dafür gesorgt, daß der Beschauer — je länger er sich der Betrachtung hingibt, um so mehr — zum Bewußtsein kommt, daß ihm das Antlitz eines gütigen Volkskaisers entgegenleuchtet.

Das Dregersche Bild ist demnach ein hochwertiger Zimmerschmuck jedes Patrioten und eine Zierde jedes Amtsraumes; aber auch jede Schule sollte sich, da das Bild ganz besonders zur Jugend spricht, zur Anschaffung dieses Kunstdruckes entschließen.

Wien. Leop. v. Stubenrauch.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die geschlechtliche Aufklärung und die Läuterung der klassischen Schullektüre.

Unter der Überschrift „Zur Läuterung der altklassischen Schullektüre" wendete sich Herr Dr. Simon in unserer Zeitschrift, 1916, 3. Heft, S. 225ff., gegen manche der derzeitigen Schulausgaben griechischer und römischer Klassiker mit dem Vorwurf, daß sie an inhaltlich anstößigen Stellen den „schlüpfrigen Wortlaut" des Originals in der getreuen Urform darbieten. Er führt hiebei drei Beispiele an: Odyssee VI 128—129: „mit einem belaubten Aste bedeckte sich Odysseus die μήδεα φωτός", Cicero pro Mil. 4: *pudicitiam cum eriperet*, und Tacitus Ann. I 10: *concepto necdum edito partu*. Herr Dr. Simon beruft sich hiebei auf das Vorgehen der Schulausgaben deutscher Klassiker, das in dieser Hinsicht sehr streng sei. Als Beispiel werden zwei Stellen aus Goethes „Iphigenie" vorgebracht, die für die Aufnahme in die Schulausgabe — um mich so auszudrücken — neutralisiert wurden.

Da der Gegenstand von der Redaktion unserer Zeitschrift in freisinniger Weise zur Diskussion gestellt wurde, nimmt der Schreiber dieser Zeilen hiezu mit einigen Worten Stellung. Der Gegenstand ist von einer allgemeinen und der besonderen Seite zu betrachten. Die allgemeine Seite betrifft unsere Stellungnahme zur Behandlung des Geschlechtlichen und der *naturalia* überhaupt in der Mittelschule, zumal im Gymnasium, im besonderen haben wir zu entscheiden, ob wir den Schülern der Oberklassen, das ist Knaben (und Mädchen) von mindestens 16, 17, 18 Jahren Texte vorlegen können, worin auch von den *naturalia* und Ähnlichem gesprochen wird.

I.

Was die allgemeine Frage betrifft, so bin ich im Laufe von zwei Jahrzehnten als Lehrer und Familienvater zur festen Überzeugung

gekommen, daß bei natürlichen Dingen ein gezwungenes, überempfindsames Versteckenspielen ebenso unangebracht ist, wie das Zumarktetragen ein Verbrechen wäre. Das Natürliche ist eben da, es kommt und ereignet sich von selbst; der Mensch hat sich damit als etwas Selbstverständlichem abzufinden. So ist es in gesunden Verhältnissen seit Jahrtausenden gewesen und so wird es in solchen auch bleiben. Wir nehmen die *naturalia* als Tatsache ruhig hin; wir suchen sie nicht absichtlich auf, aber wir vermeiden sie auch nicht, wo sie ungezwungen, „natürlich", in Erscheinung treten.

In diesem Punkte, der im letzten Jahrzehnt zum Überdruß oft und zum Schaden der Sache mit dem verschiedensten theoretischen Geschütz in Angriff genommen wurde, hat man über das Ziel geschossen, wie regelmäßig bei jedem Gegenstande, dessen sich die Reformlust in einem gegebenen Zeitpunkte bemächtigt. Aus der einmal nicht hinwegzuleugnenden Tatsache der Geschlechtlichkeit des Menschen als Lebewesen wurde die Forderung nach der genauen Kenntnis dieser Geschlechtlichkeit, im Zusammenhange damit die der genauen Kenntnis des geschlechtlichen Lebens erhoben — damit kam der Ruf nach der sexuellen Aufklärung auf, ein unheilvoller Ruf nach unserer Überzeugung, der nur darum weniger Unheil anzustiften vermochte, weil ein allgemein gangbarer Weg, d. h. die Methode dieser Aufklärung, nicht gefunden werden konnte, darum nicht, da sie, wiederum nach unserer Überzeugung, nicht gefunden werden kann und nicht gesucht zu werden braucht. Es hängt diese ganze Bewegung mit der Sucht zusammen, Übelstände lediglich aus dem Grunde sei es bewußt als neu zu erfinden oder unbewußt zu übertreiben, um nach der Reform rufen zu können. Diese Sucht führt die Erziehungskunst so leicht zur Überschätzung oder zur Unterschätzung. Wir teilen durchaus den ablehnenden Standpunkt des Herrn Hofrates Dr. v. Scheindler, der in unserer Zeitschrift, 1916, S. 351, in der Besprechung des Jakob Hoffmannschen in seinen Zielen verfehlten Buches „Werde ein Mann!" kurz und bündig meint: „Mich persönlich hat die Lektüre dieses Büchleins in meiner Ablehnung jeglicher allgemeinen Aufklärung der Jugend in geschlechtlichen Dingen . . . . neuerdings bestärkt."

Die Jungen schaffen sich die „Aufklärung", die sie etwa brauchen, ohne jede aufdringliche Belehrung von auswärts und auch ohne besondere Absicht ihrerseits, aus dem natürlichen Verlaufe der Dinge von selbst, ganz unauffällig, durch die Erfahrungen an der eigenen Person und durch die Beobachtung der Umgebung. Wenn ihnen manche Intimitäten der Anatomie oder des physiologischen Prozesses unbekannt oder nicht klar bleiben, so ist diese Unwissenheit gewiß von keinem Schaden („Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!"); diese Unwissenheit fördert das Zartgefühl und die Sittlichkeit, verinnerlicht den Reiz und bewahrt manches Ideal vor dem Sturz. Gänzlich verkehrt und gefährlich ist es, vor jungen und unreifen Leuten ausdrücklich zumal über Geschlechtskrankheiten zu verhandeln, wenn auch in der Absicht, die Jugend

abzuschrecken. Wir bedauern, mit aller Schärfe hervorheben zu müssen, daß diesem Gegenstande gewidmete öffentliche Vorträge, wenn sie der Jugend zugänglich sind, das Gegenteil ihres beabsichtigten Zweckes erreichen: sie verlocken die Jugend zum ungesunden Nachbrüten über geschlechtliche Dinge, lenken ihre Aufmerksamkeit in übertriebener Weise darauf und belehren sie mit allen Details über unsittliche Verkehrtheiten, woran sie früher kaum je gedacht hatten und worüber sie sonst vielleicht ihr Leben lang nicht viel erfahren hätten. So wird der Gedankenkreis der empfänglichen Jugend von der Geschlechtlichkeit verseucht.

Daß die Jugend durch die Schilderung der möglichen furchtbaren Folgen des ungeregelten Geschlechtsverkehres zur Enthaltsamkeit gebracht werde, ist eine leider nicht zutreffende Erwartung. Derjenige der sich seine Finger bereits verbrannt hat, wird darum nicht das Feuer meiden, sondern, wenn er ihm in die Nähe kommt, seine Haut zu sichern suchen — um Mittel braucht er nicht verlegen zu sein, vielleicht erfährt er solche aus dem Munde des — Vortragenden! Den bisher Unschuldigen wird die drohende Gefahr weniger schrecken als reizen. Diese Auffassung der Gefahr liegt der Jugend einmal im Blute.

Man führe darum die Jugend nicht in Versuchung! Die bereits Erkrankten sind allerdings einer Belehrung und — wir fügen hinzu — einer empfindlichen Bestrafung bedürftig; man verschaffe ihnen aber eine solche nicht in öffentlichen Vorträgen. Die ganz geriebenen und verdorbenen Zuhörer lächeln überlegen bei solchen Vorträgen; sie kennen die Schutzmittel! Solchen kommt man durch sachliche Belehrung nicht bei, sondern es wären andere, wuchtige Mittel notwendig. Die noch Unverdorbenen, bezüglich des Geschlechtslebens gewissermaßen Indifferenten versetzt man unnötig in Unruhe. Sie werden vielleicht plötzlich sehend, aber nicht einsichtiger und werden zu leicht dazu verleitet, wenigstens in Gedanken zu sündigen, da durch die häufigen Gedanken die geschlechtliche Spannung hervorgerufen oder erhöht wird. Besonders gewissenhafte, noch ganz unschuldige Leute können aber durch die abschreckende Schilderung solcher Krankheiten und ihrer Anzeichen so geängstigt werden, daß sie sich z. B. bei einem einfachen Hautausschlag — obwohl sie noch nie geschlechtlichen Umgang gepflogen haben — durch eine Mittelsperson bei zufälliger Berührung für angesteckt halten. In letzterer Hinsicht haben z. B. gewissenlose, geheime Korrespondenten, die Geheimmittel anpreisen, schon manchen jungen Menschen auf dem Gewissen, dem sie in ausbeuterischer Absicht das junge Leben verbittert haben. Es sind uns bestimmte Fälle dieser Art bekannt. Nahezu sicher hat aber eine solche Verängstigung die schädliche Folge, daß der junge Mensch seiner Geschlechtssphäre eine besondere und erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden anfängt: so werden leicht die Geister gerufen, die er schwer wieder los wird!

Allgemeine Belehrungen über das Geschlechtswesen, zumal in öffentlichen Vorträgen, und insbesondere über Geschlechts-

krankheiten müssen wir darum für die Jugend unbedingt ablehnen. Hingegen: ein verständiges, gerades Wort — ein Wort, kein Vortrag — des Lehrers in der Schule, ein ungezwungen sich ergebender Wink von Seite des Vaters, der Mutter, des älteren Bruders usw. reichen vollständig aus und erfüllen den Zweck, wohl auch besser als der Hausarzt, außer er sei ein ausnehmend kluger Mann. Der naturgeschichtliche Unterricht in der Mittelschule mit den bei Pflanzen und zumal niederen Tieren beobachteten Erscheinungen der Befruchtung sind eine willkommene Vorbereitung für eine ungezwungene geschlechtliche Aufklärung. Mehr bedarf es nicht.

Nicht durch Aufklärung über das Geschlechtsleben und nicht durch Enthüllung der damit zusammenhängenden Gefahren wird die Jugend moralisch gesund und unverdorben erhalten, sondern durch eine gesunde, ausgiebige, kräftige, ja etwas derbe körperliche und geistige Behandlung. Die Jugend soll tüchtig arbeiten und sich anstrengen, mit Körper und Geist. Sie werde nicht überreichlich ernährt und dem Alkohol gänzlich ferngehalten. Man steuere ihrer Vergnügungssucht, lasse ihr keinen Zutritt in Lokale, die nur der Zerstreuungssucht und dem Sinnenreiz dienen (Varietes, Kinos), hüte sie vor dem Müßiggang — er ist aller Laster Anfang! Früh zu Bett gehen soll die Jugend und früh aufstehen, einen lebhaften Sinn an den Tag legen und nicht den Kopf hängen lassen. Wir schließen diesen Punkt: Was die jungen Leute an geschlechtlichem Wissen brauchen, das haben sie seit der Erschaffung der Welt noch immer rechtzeitig erfahren, die Bauerndirne ebenso wie das Stadtkind, der Eskimo im Norden nicht minder wie der Kaffer im Süden. Nach einer allgemeinen belehrenden Aufklärung besteht kein Bedürfnis. Wird eine solche unzeitig und unberufen vorgebracht, so zerstört sie das nicht zu ersetzende Schutzmittel der schamhaften Zurückhaltung. Wann aber und wie die Aufklärung zu kommen hat und kommt, ist und muß bei jedem Individuum verschieden sein. Drängen wir also die individuelle Lehre nicht der Allgemeinheit auf.

Übrigens: wie es nach unserem Dafürhalten gefährlich ist, die Geister der Geschlechtlichkeit zu rufen, um sie dann zu bannen, ebenso unbedenklich ist es, wirkliche geschlechtliche Tatsachen und Vorkommnisse, die in einem natürlichen Verlaufe der Ereignisse in Erscheinung treten, somit keinem Selbstzweck dienen, nicht zu vertuschen, sondern sie unverblümt, nicht mit einem Gebaren, als handle es sich um etwas Außergewöhnliches, zu erwähnen. Die Tatsache soll von uns als so selbstverständlich angesehen werden, daß nach der Nennung kein weiteres Wort darüber verloren wird. So vermeiden wir die unnatürliche Verstellung, zeigen Lauterkeit der Absicht und beweisen, daß wir weder ein schlechtes Gewissen haben noch das Vorhandensein eines solchen beim Leser oder Zuhörer voraussetzen.

II.

Damit kommen wir zu den anstößigen Stellen in der Schullektüre. Vorerst ist im allgemeinen festzustellen: Die Erwähnung der *naturalia*, des rein Natürlichen, fällt in den Bereich der Anstößigkeit nur dann, wenn sie ostentativ hervorgekehrt wird oder, des rein Natürlichen entkleidet, zur Obszönität herabsinkt. Durch die Form der Äußerung, namentlich aber durch ihre Absicht kann auch das Unschuldige sehr anstößig, schlüpfrig, obszön werden: das Lachen, der Blick, die Handbewegung, die Körperhaltung, das poetischeste Wort! Aus diesem Grunde kann, wie wir wissen, ein allseitig verhüllter Körper anstößiger wirken als der nackteste usw. Das sind allbekannte Erfahrungen. Es ist darum auch nicht richtig, in einem Schriftwerke jede Stelle, die die *naturalia* nicht verschweigt, grundsätzlich für anstößig zu erklären. Unnötig oder gar aufdringlich wird man von solchen Dingen gewiß nicht reden; verschweigt man sie jedoch bei Gelegenheiten, da sie dem natürlichen Verlaufe entsprechen und sich ihr Eintreffen von selbst ergibt, so wird das Verschweigen auffällig und lenkt geradezu die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, den man zu verschweigen getrachtet hat.

Ein stillschweigendes Übereinkommen in der Gesellschaft besteht darin, daß man für die *naturalia* die innerhalb der vier häuslichen Wände gangbarsten Worte im öffentlichen Gespräch und in der schriftlichen Wiedergabe vermeidet. Man wählt oft Umschreibungen oder Worte, die einer fremden Sprache entnommen sind. In der fremden Sprachform erscheinen uns solche Ausdrücke ihrer Anstößigkeit entkleidet (*penis*, φάλλος, πέρδομαι ...) und die ärztliche Wissenschaft bedient sich ausschließlich solcher Fremdwörter. Gerade in den beiden klassischen Sprachen klingen uns solche *naturalia* nicht einmal derb, geschweige denn anstößig. Darin lag bisher stets ein großer Vorzug der antiken Sprachen. Man konnte ohne Anstoß griechisch oder lateinisch über Gegenstände und Erscheinungen sprechen und sie lesen, die man in gewöhnlicher Rede höchstens mit Andeutungen berührt, die aber natürlicherweise in vielen Fällen doch erwähnt werden müssen. In den klassischen Sprachen erhalten auch solche Dinge gewissermaßen eine klassische Stählung. Diesen Vorteil möchten wir keinesfalls missen und wir wollen nach wie vor die studierende Jugend daran Anteil nehmen lassen. Eine solche Auffassung hat ihre Berechtigung ferner darin, daß der hohe sittliche Gehalt der großen Werke der altklassischen Literatur auch bei der Erwähnung oder Besprechung jener natürlichen Tatsachen einen niedrigen Nebengedanken nicht aufkommen läßt, außer — aber auch diesfalls nur flüchtig und erzwungen — bei einem Leser, der fälschlich diesen Dingen als solchen eine besondere Aufmerksamkeit widmet. Sogar die unzweifelhaft lasziven unter den in den klassischen Sprachen abgefaßten Werken klingen eben wegen des altsprachlichen Kleides bei weitem nicht so derb wie ein gleichgeartetes Werk in unserer Sprache.

Den großen, nach Inhalt und Form erhabenen oder tief in die Seele greifenden literarischen Werken unserer ersten deutschen Dichter und Schriftsteller wird man ein nicht geringes Maß der den altklassischen Werken eingeräumten Vorzugsstellung zubilligen. Wenn in den flammenden Worten Schillers oder als Ausfluß der innerlichen, seelentiefen Leidenschaftlichkeit Goethes auch das Allzumenschliche unverblümt und in der wahren Gestalt Ausdruck und Leben findet, so werden wir im Enthusiasmus mitgerissen, fühlen unsere Blöße nicht und denken nicht an das scheinbar vergessene Feigenblatt, außer es käme ein Unberufener und wiese mit dem Finger — auf die Stelle, wo das Blatt hinkommen sollte. . . Aber auch da stutzen wir nur für einen Augenblick, um uns mit einem Achselzucken unserer früheren Stimmung hinzugeben.

Ausschlaggebend für die Beurteilung der Anstößigkeit ist auch nicht der Einwand, das wäre nicht für die Jugend: „Die Kinder verstehen das nicht." Hiebei wird die natürliche Naivität der Jugend ganz übersehen. Gerade der Umstand, daß das Kind es nicht „versteht", macht so manche Darstellung ganz unverfänglich. Die Verfänglichkeit begänne sofort, wenn man auf eine Erklärung — das wäre die nach unserer Auffassung verpönte Aufklärung — ausginge. Die katholischen Kinder beten von der „unbefleckten Empfängnis Marias", die Gymnasiasten vom *benedictus fructus ventris*, sie hören viel von „Geburt" und „gebären", sie hören in der Kyrossage vom Traum der Mandane — lauter Wendungen, die sie im ersten Fall gläubig, im letzteren naiv hinnehmen. Wenn wir der Jugend diese gewisse Kindlichkeit nicht zerstören, so hält sie außerordentlich lange, ja wir behaupten kühnlich, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle bis ans Lebensende des reifen Menschen an. Selig sind die Kleinen! und klein bleiben wir alle; wehe aber dem, der den Kleinen Ärgernis gibt. Die wirklich großen Künstler sind in den wirklich großen Kunstwerken eben, weil deren Inhalt und Wert ewig ist, auch naiv. Sie reden ohne Umschweife in Fällen, da sich der kleine Alltagsmensch vielleicht ziert. Sollte einmal ausnahmsweise auch in solchen Dingen eine Erklärung sich als notwendig ergeben, so wird sie, wenn der Erklärer über ein angeborenes Taktgefühl verfügt, ohne Zögern der Wahrheit gemäß gegeben werden können. Hätte man nur Unwissende vor sich, so könnte man die Erklärung in eine bildliche Form kleiden; dem Wissenden gegenüber würde hingegen ein solches Vorgehen zum Versteckenspiel werden und dem Schüler zum Selbstbewußtsein des Besserwissens Anlaß geben.

Es ist allerdings üblich und auch richtig, bei kleinen Kindern das Natürliche eben natürlich zu finden und zu lassen. Ebenso ist es ein Gebot des Anstandes, den heranwachsenden Kindern hinsichtlich der *naturalia* die nötige Zurückhaltung in Wort und Tat zur selbstverständlichen Pflicht zu machen. Es ist jedoch verkehrt, das Vorhandensein der *naturalia* abzuleugnen, während sie doch mit dem Heranwachsen der Kinder auch andere Formen annehmen und im Körper-

und Geistesleben eine steigende Bedeutung erlangen. Die verkehrte Art der Behandlung führt zur falschen Schamhaftigkeit, zur Prüderie, die nur zu leicht in Heuchelei ausartet. Eine offene, allerdings nicht herausfordernde Nennung ist auch für diese Übergangsjahre viel heilsamer als das Ableugnen von Tatsachen, die doch vorhanden sind und die man in ihrem natürlichen Verlaufe kennt. Fehlt die ungezwungene Offenheit, so besteht die Gefahr, daß im geheimen, sei es mit Genossen oder Genossinnen, oder im stillen Winkel bei einer recht aufreizenden Lektüre — die man sich zu verschaffen weiß — in der Phantasie mit überspannten Vorstellungen förmliche Orgien gefeiert werden, allerdings noch lange nicht Orgien der Tat. Es wird zu letzteren wohl nicht so leicht, vielleicht nie kommen, aber eine gewisse innere Vernichtung der Natürlichkeit ist doch nicht ausgeschlossen. Das gilt nicht bloß von den Knaben, sondern auch von den Mädchen, von letzteren vielleicht in noch höherem Maße.

Ja, die Mädchen! Die Kenner der Verhältnisse und Väter von Mädchen wissen genau, daß den Mädchen *in naturalibus* noch eher die Augen aufgehen als den Knaben. Es liegt dies in der Natur des weiblichen Geschlechtes, zumal sich die Geschlechtsreife in ganz ausgeprägter Form äußert, beim Knaben hingegen in der Mehrzahl der Fälle eigentlich unbeachtet bleibt. Was jedoch die Mädchen von den Knaben unterscheidet, ist die ausgesprochene Fähigkeit und Veranlagung, sich *in naturalibus* nahezu vollkommen zu beherrschen, eben einer der lieblichsten Reize der Weiblichkeit. Bei alledem hat aber das weibliche Geschlecht gerade in diesen intimsten Dingen eine außerordentlich scharfe Beobachtungs- und Kombinationsgabe; eine taktvolle Zurückhaltung ihm gegenüber ist aus Gründen der Schamhaftigkeit geboten, ein förmliches Ableugnen trüge den Charakter der Unaufrichtigkeit an sich. Auch hier betonen wir: bei passender Gelegenheit wird ein offenes, gerades Wort zumal bei den Mädchen nicht im geringsten auffallen; in ihrer Selbstbeherrschung werden sie es in stillem Einverständnis hinnehmen und darüber keine Miene verziehen, eher wird sich ein gleichaltriger oder älterer Knabe bei einem gewissen Schmunzeln ertappen lassen. Doch gilt naturgemäß das Gesagte nur für das Natürliche, Ungezwungene; bei beabsichtigten Frechheiten, Anzüglichkeiten und Schlüpfrigkeiten wird, Gott sei Dank, das Mädchen eher erröten als der Knabe und den Abscheu deutlich zeigen, während der Knabe nachsichtiger wäre. Mit solchen Fällen brauchen wir jedoch in unserer Gesellschaft und in der Schule nicht zu rechnen. Das gerade ehrliche Wort wird indessen auch bei der Verurteilung solcher Auswüchse seine Wirkung nicht versagen. Eine gewisse Abhärtung, um uns so auszudrücken, ist schließlich auch nach dieser Richtung gut. Sie vermeidet Zimperlichkeiten, die ansonsten vielleicht erst durch eine härtere Schule in bewußte Kraft umgesetzt werden müßten.

Abhärtung im weitesten Sinne des Wortes ist übrigens das beste Mittel gegen zu frühe Regung der Sexualität, gegen grüblerische Ge-

danken, heimliche Untaten und die Geneigtheit dazu. Wir haben dieses Abwehrmittel schon oben erwähnt.

III.

Das Nennen der *naturalia* im ernsten Zusammenhange bei gehörigem Studium, wie es gerade die alten Klassiker erfordern, das ist weit davon entfernt, der Geschlechtlichkeit Vorschub zu leisten oder gar Anstoß zu erregen. Wenn unsere Septimaner und Oktavaner in ihrem Homer, Tacitus, Horaz auf eine Stelle stoßen, die etwas ihnen Wohlbekanntes, aber in den Lauten der Muttersprache Verpöntes unverschleiert nennt, so werden unsere Jungen beiderlei Geschlechtes dabei kaum je böse Gedanken haben. Denn sie mußten sich einmal das Verständnis erst durch Präparieren, Nachdenken, vielleicht auch durch das Wörterbuchwälzen erringen, und anderseits klingen die bezüglichen Worte doch „klassisch", das Ohr in keiner Weise beleidigend. Und schließlich das Sachliche selbst: „Lieber Gott, die klassischen Menschen waren eben auch so gebaute Menschen wie wir!"

Halten wir doch unsere Jugend nicht für kindischer, als sie es sein kann, und nicht für weniger kindlich, als sie es wirklich ist. In der Zeit, da wir ihnen die erwähltesten Klassiker der eigenen und der klassischen Literatur vorlegen, haben wir es mindestens mit 16jährigen Leutchen zu tun. Bei allen diesen kann man mit Bestimmtheit auch hinsichtlich der *naturalia* so weit auf ein richtiges Verständnis rechnen, daß man gewiß keine überzarten Illusionserzeugnisse zerstören wird. Wenn es übrigens geschähe, so geschieht es nicht zum Schaden. Wir wünschen nur, daß das Verständnis nie ein bereits tieferes sei, als wir es — wünschen; ist es der Fall, so kann die taktvolle Behandlung solcher Dinge in einem klassischen Werk und von einem verständigen Lehrer läuternd wirken. Im besonderen die altklassischen Werke scheinen wie berufen zu sein, auch hierin ein geeignetes Erziehungsmittel abzugeben, wiederum ein Beweis für die Unersetzlichkeit der humanistischen Studien. Der Schreiber dieser Zeilen las mit seinen Schülern, Oktavanern, in Privatstunden von den Lustspielen von Terenz den Phormio und die Andria und denkt immer mit Vergnügen an den gesetzten Ernst der jungen Studierenden, womit sie der nach gewöhnlicher Auffassung gewiß nicht unpikanten Handlung folgten. Er las mit den Schülern Catull; daß er zwar nicht eigens den Vers *pedicabo ego vos et irrumabo* in Vorlage brachte, ist begreiflich. Gewiß hat ihn einer der Schüler, der den ganzen Catull als Privatlektüre wählte, gelesen. Das ernste Einarbeiten in den Dichter hat den jungen Leser ohne Zweifel vor jedem moralischen Schaden bewahrt; übrigens zog er ohnehin im nächsten Jahr an die Universität und siehe da, hier wird doch als selbstverständlich vorausgesetzt, daß man schon im I. Semester verständige junge Leute vor sich habe: es wird vielleicht das 16. Gedicht des Catull erklärt, ohne daß sich indessen der vortragende Gelehrte in

eine genaue Erklärung der Obszönitäten einließe und auch ohne daß die Hörer ein Bedürfnis hiernach fühlten. Sie verstehen jedoch aus solchen Worten den Grimm des erbosten Dichters, der mit so grobem Geschütz auf seine Gegner losgeht. Aber anstößig? Da müßten wir Pharisäer sein.

Es ist also mit ein Vorzug der Notwendigkeit des wissenschaftlichen Versenkens in die altklassische Lektüre, natürlich einer Lektüre im Original, daß die unbedingt nötige gründliche Vorbildung und der Ernst, der aufgebracht werden muß, um den Inhalt zu erfassen, den Leser vor der Gefahr des Ablenkens auf Neben- und Abwege bewahrt. Diese Wissenschaftlichkeit ist auch nicht damit vereinbar, daß man einzelne Stellen, die gerade etwas Natürliches auch natürlich nennen, beseitige. Es liegt darin eine gewisse Unaufrichtigkeit, zugleich ein Mißtrauen, Fehler, die man selbst nicht begehen soll, um nicht andere dazu zu verleiten. Diese Anschauung beherrscht wohl die Mehrheit der Philologen und Sprachlehrer und findet ihren Niederschlag auch in den Schulausgaben der alten Klassiker. Wir sind nun überdies schon grundsätzlich dafür, daß die klassischen Werke, die eine abgeschlossene Form besitzen, also Epen und Dramen und lyrische Einzelgedichte, den Schülern unverkürzt in die Hand zu geben sind (vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1904, S. 1150ff.); aber wenn sie schon ausnahmsweise — aus Gründen des Umfanges — verkürzt werden müssen, so braucht die Verkürzung jedenfalls nicht aus Rücksichtnahme auf die Anstößigkeit zu geschehen. Nicht bloß unnötig, sondern verkehrt wäre das Streichen oder Stutzen von *solchen* Stellen, deren ursprüngliche Gestalt vom Zusammenhange erfordert wird. Das gilt sofort von der oben erwähnten Stelle im 6. Buch der Odyssee, wie die Redaktion unserer Zeitschrift treffend bemerkt hat. Wir können uns überhaupt eine VII. Klasse, in der diese beiden in die packend natürliche, unübertrefflich anschauliche Szene untrennbar eingefügten Verse den geringsten Anstoß erregen könnten, mögen in der Klasse Jünglinge oder Mädchen sitzen, nicht vorstellen! Wenn schon kleinen Kindern erzählt wird, daß Adam und Eva ihre Blöße mit einem Feigenblatte bedeckten, so wird hier auch gesagt werden dürfen, daß Odysseus seine männlichen Lenden mit einem Zweige verhüllte. Täte er es nicht, dann nähme man zwar nicht an der Sache, wohl aber an der Taktlosigkeit des Dichters Anstoß, der den nackten Mann vor Nausikaa stehen und eine Ansprache halten ließe! An unserer Anstalt wird jahraus jahrein die Stelle nach der ungekürzten Ausgabe von Cauer gelesen, seit fünf Jahren jedes Jahr auch mit Mädchen, allezeit mit der Gemütsruhe wie jede andere Stelle.

Die Stelle im 4. Kapitel der *Miloniana* ist ohnehin in eine sehr unverfängliche Form gekleidet — und das *concepto necdum edito partu!* Wir haben schon oben erwähnt, daß bei uns jedes Kind die Ausdrücke „Empfängnis“ und „Geburt“ im Tagesgebet in den Mund nimmt; vor den Oktavanern, die einige Monate später vielleicht schon Medizin studieren werden, dürfte man solches nicht erwähnen? Die natürliche

Erwähnung dieses allernatürlichsten Prozesses kann keinen Anstoß erregen.

Herr Dr. Simon beruft sich als musterhaft auf die Schulausgaben deutscher Klassiker, welche ausgiebig den Rotstift gebrauchen. Zugegeben: mancher Ausdruck klingt in der Muttersprache, wie wir erwähnt haben, derber als in der Fremdsprache. Aber trotzdem müssen wir nur bedauern, daß es Herausgeber von deutschen Klassikertexten gibt, die in ihrem blinden Eifer jede ehrliche Erwähnung der *naturalia* zu vermeiden oder zu umgehen suchen, mögen die betreffenden Stellen noch so sehr in den organischen Zusammenhang des Ganzen und zum Charakter der Person und der Zeit passen. Wir bedauern es besonders darum, weil ohne Zweifel irgend einer der Studierenden eine unverkürzte Ausgabe zur Hand hat und mit Hilfe dieser sich beeilt, die Mitschüler über die ausgelassenen Stellen zu verständigen, wodurch eine übertriebene Aufmerksamkeit gerade auf diese Stellen gelenkt wird, über die man sonst glatt hinweggelesen hätte. Wir bedauern es schließlich auch darum, weil die Tätigkeit solcher Engelmacher, wie nicht anders möglich, rein äußerliche Formen annimmt: die ehrlichen, geraden, vielleicht etwas derben Worte werden beseitigt, aber die sinnesgleichen versteckten Anspielungen ohne Bedenken belassen! Ein deutliches Beispiel hiefür bietet eine der in Österreich verbreitetsten Schulausgaben von Schillers „Kabale und Liebe". Am Schluß der 1. Szene des 1. Aufzuges ist in der polternden Rede des alten Miller („Meine Tochter ist .... zu dero Herrn Sohnes Hure .... zu kostbar") das Wort „Hure" durch „Buhlerin" ersetzt, als ob dies besser wäre! Die darauffolgenden, ihrem Wesen nach viel ärgeren Sätze („hat's Handwerk verschmeckt und treibt's fort .... Hat man's nur erst so weit im reinen, daß die Gemüter topp machen, wutsch! nehmen die Körper ein Exempel") sind jedoch unbeanständet stehen geblieben. Belassen ist auch die Stelle eben dort: „Nehmen kann er das Mädel nicht, von Nehmen ist gar die Rede nicht, und zu einer — daß Gott erbarm", wohl darum, weil das richtige Wort — verschwiegen ist; es wird aber doch vom Leser ohne weiteres ergänzt und es ist die Stelle für einen Anstoßnehmenden ebenso anstoßerregend wie die obige. Unangetastet blieben auch die recht tief in den Unrat greifenden Worte: „Wenn so ein Musje von sich da und dort schon herumbeholfen hat, schmeckt es meinem guten Schlucker freilich, einmal auf Süßwasser zu graben!" Wahrlich, wer sich am Worte „Hure" stieß, der hätte zehnfache Pflicht, sich an einem solchen Satze zu stoßen! Wie nicht minder oder noch mehr an der „Distinktion, mit dem Landesvater an einem dritten Ort zu wechseln", die auch stehen blieb, beide darum, weil hier von allen den genannten allerärgsten Dingen nur bildlich gesprochen wird. Wir können eine solche Scheinmoralität nur verurteilen. Halbe Arbeit ist schlechte Arbeit.

Da loben wir uns unsere beiden Schulausgaben von „Hermann und Dorothea" (bei Freytag und Graeser). Beide lassen Dorothea, das

sittenreine Mädchen, im 2. Gesange Vers 34, 35 die ruhigen und innigen Worte sprechen: (hier auf dem Stroh) „liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers, die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwang're, gerettet.“ Und der sittenstrenge Hermann spricht diese Worte nach, ohne daß sich jemand daran stieße. Und ähnlich öfters im Meisterwerk. Gott behüte das einzige, unübertreffliche Werk vor einem Anstreicher, der dessen satte, volle Farben so mit der grauen Tünche überpinselt, wie es in den vom Herrn Dr. Simon angeführten Stellen aus Goethes „Iphigenie“ (man bedenke, Iphigenie!) geschehen ist: I 3: „Bald entehrt Thyest des Bruders Bett“ wird in den Satz: „Feindlich raubt Thyest des Bruders Gattin“ entzaubert und sachlich und psychologisch gefälscht.

Werke hingegen, worin die *naturalia*, zu Schlüpfrigkeiten mißbraucht, offenkundig ihrem Selbstzweck dienen, verbannen wir als Ganzes von der klassischen Lektüre. Wir sollen mit unserer scharfen Verurteilung solcher entarteter Erzeugnisse bei passenden Anlässen nicht zurückhalten.

Seien wir ehrlich und offen auch gegenüber der Jugend, vertrauen wir auf ihren gesunden Sinn, so werden wir am besten den Ausbruch von Krankheiten und Verderbnissen verhindern!

Marburg a. d. Drau. Dr. Jos. Tominšek.

Zur Läuterung der altklassischen Schullektüre.

Dr. Simon hat auf S. 224 ff. des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift der Meinung Ausdruck gegeben, daß „die derzeit verbreiteten Schulausgaben griechischer und römischer Schriftsteller inhaltlich anstößige Stellen darbieten, die getrost weggelassen werden könnten“ und, wie er meint, auch sollten. Zwar hat bereits die Schriftleitung im besonderen für die eine Stelle ζ 128 f. gezeigt, daß es nicht ohne weiteres angeht, die beiden Verse zu streichen[1]), und auch auf die Darlegung Scheindlers über diese Frage hingewiesen, dessen Worten in dieser Zeitschrift 1885, S. 566, auch ich vollkommen beipflichte: „Verse und Stellen, die das Geschlechtsleben der Menschen, wenn auch unverhüllt, doch keusch und naiv darstellen, der Jugend aus dem Wege zu räumen, ist kein vernünftiger Grund vorhanden und wird einem Urteilsfähigen nicht einfallen.“ Damit könnte man also die Sache für erledigt halten; denn daß sämtliche von Dr. Simon verdammte Stellen nicht Lüsternheit zu erregen vermögen, dürfte auch er zugeben. Immerhin sei es mir verstattet, einiges in dieser Sache vorzubringen.

---

[1]) Übrigens ist Dr. Simons Schamgefühl offenbar noch stärker entwickelt als bei den Homerischen Mägden: diese fliehen freilich vor Odysseus, als er aus dem Gebüsch hervorkommt; aber etwa, weil er nackt ist? Weit gefehlt: er ist ihnen zu schmutzig und entstellt vom Seewasser ζ 137 κεκακωμένος ἅλμῃ; von Scham kein Wort.

Fangen wir diesmal von hinten an. Wenn sich Dr. Simon auf die „gereinigten" Schultexte der deutschen Klassiker beruft, so haben das die betreffenden Herausgeber selbst zu verantworten, wenn, wie ja das vielfach geschieht, die Schüler nicht den zurechtgemachten, sondern den Original-Text lesen und etwa beim Lesen in der Klasse selbst die Änderung offenbar wird. Ich weiß mich an einen solchen Fall aus meiner Schulzeit zu erinnern; und es kann kaum zweifelhaft sein, was peinlicher ist: wenn man etwas Natürliches natürlich abtut oder wenn Anstalten, es zu verheimlichen, zunichte gemacht werden. Für die alten Schriftsteller ist noch folgendes in Betracht zu ziehen: die Schüler befinden sich ja im Besitze von Übersetzungen; ich weiß nun augenblicklich nicht, wie etwa Voß die beanständete Homerstelle wiedergibt, aber gestrichen hat er sie jedenfalls nicht. Weiter: mir selber ist es wiederum begegnet, daß mich ein Schüler (es handelte sich um A 31 ἱστὸν ἐποιχομένην καὶ ἐμὸν λέχος ἀντιόωσαν) in aller Unschuld fragte, was denn in dem ausgelassenen Verse stehe. In einem solchen Falle muß man ja doch wieder alles Verheimlichen aufgeben, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß die Jungen im Voß nachsehen und dem Lehrer auf eine Unwahrheit kommen. Überhaupt ist es nicht nur übertrieben, alle derartigen Stellen tilgen zu wollen — denn 15jährige und schon gar 18jährige Jungen können sie sehr wohl unbeschadet ihres Seelenheiles vertragen —, sondern auch unpädagogisch. Denn einmal wird durch das wider den Willen des Herausgebers und Lehrers erfolgte Aufdecken des Inhalts die Lüsternheit oft gerade erst erweckt werden, der man durch eine offene Besprechung mit Erfolg hätte begegnen können. Zweitens aber meine ich, daß eine entsprechende Behandlung solcher Stellen, wie sie eben der Takt des Lehrers finden muß, geeignet ist, auf die Jugend geradezu erziehlich zu wirken. Denn wir täuschen uns doch nicht: der Ton, in dem unter den Jungen die ihnen vielfach noch unklaren Tatsachen des Geschlechtslebens besprochen werden, ist vielfach kein wünschenswerter. Wenn ihnen da nun einmal aus den Worten oder auch nur aus dem Stimmfall des Lehrers bewußt wird, daß dies einerseits natürliche, anderseits aber auch Reinheit verlangende Dinge sind, so wird das auf manchen, der sonst auf schiefe Bahnen käme, einen guten Einfluß ausüben können.

Jedenfalls ist es mir unbegreiflich, daß Dr. Simon diese Vorsicht sogar auf Tacitus ausgedehnt wissen will. Entweder sind die jungen Leute reif, um Tacitus überhaupt zu verstehen, soweit sie ihn verstehen können, dann kann man sie auch mit ruhigem Gewissen lesen lassen *consulti per ludibrium pontifices, an concepto necdum edito partu rite* (natürlich *Augusto*, nicht *Neronis uxori*) *nuberet*; oder man darf eben überhaupt Tacitus nicht mit ihnen lesen. Und Horaz erst recht nicht! Den hat ja Dr. Simon ganz vergessen! Und doch ist dieser vielgepriesene Dichter, bei dem manche Pädagogen in ihrer Verblendung erziehliche Eigenschaften finden wollen, in Wirklichkeit ein Erzieher zur Unsittlichkeit. Fordert er nicht durch die Schilderung in c. I 9 geradezu zu Liebschaften, Stelldichein im Torwinkel (!) usw. auf? Und

was mag sich erst ein Oktavaner unter der *lasciva Licentia* c. I 19 ausmalen! Und der *contaminatus grex turpium morbo virorum* c. I 37! Aber Sat. I 4 v. 48 ist gar von einer *meretrix* die Rede! Genug; Horaz ist sicher nach Dr. Simon keine Lektüre für Knaben und es ist natürlich unverantwortlich, daß eine Schulausgabe alle diese Stellen enthalten darf.

Ja, aber die Mädchen! Mögen denn die Knaben alles lesen dürfen, aber die Mädchen!

Ich fürchte, auch die Mädchen sind vielfach über diese Dinge in ähnlicher Weise unterrichtet wie die Schüler männlichen Geschlechtes; und da wird dann, was ich oben über den erziehlichen Wert solcher Stellen gesagt habe, auch für sie gelten. Sind sie aber noch ganz kindlich, dann kann man ihnen auch ruhig so harmlose Stellen wie ζ 128f. vorlegen. Ich habe selber eine Schülerin durch das ganze Obergymnasium geführt und einige dieser sittengefährlichen Stellen in ihrer Gegenwart in der Schule gelesen, einmal sogar, allerdings aus Versehen, eine von ihr selbst übersetzen lassen: es hat ihr, davon bin ich fest überzeugt, nicht geschadet.

Ja ich habe mich sogar noch größeren Fehles schuldig gemacht: ich habe in und außer den Schulstunden — *horribile et dictu et factu!* — zur Belebung des Unterrichtes und bei Gelegenheit von kunstgeschichtlichen Übungen nackte männliche und weibliche Figuren, und zwar z. T. ohne Feigenblatt Schülern und Schülerinnen gezeigt und mit ihnen besprochen. Ich habe mich nunmehr bei einem dieser Schüler, der bereits vor zwei Jahren maturiert hat, erkundigt, ob die Betrachtung von Darstellungen nackter Menschen bei ihm geschlechtliche Empfindungen ausgelöst habe. Ich setze seine schriftliche Antwort her: „Ihre Frage ist eigentlich nicht leicht zu beantworten, weil das Erinnerungsvermögen nach einem doch ziemlich bedeutenden Zeitraum von fast drei Jahren, zumal in einer Zeit, in der fast jedes Jahr geänderte Anschauungen und Empfindungen bringen kann, sich verringert. Aber trotzdem wage ich die Tatsache jener Empfindungen geschlechtlicher Natur für jene Zeit fast gänzlich in Abrede zu stellen. Die Einschränkung ‚fast gänzlich' entspricht jener Unklarheit des Erinnerns. In einem nicht viel früheren Zeitpunkte sind sie vorhanden gewesen; aber die Art des Vortrages, die Behandlung des Stoffes, ja der W i l l e, ernst zu sein, ließ jene Empfindungen nicht aufkommen. Das weiß ich von zwei, drei Kameraden auch. Doch möchte ich dabei nicht unerwähnt lassen, daß ich mit Wohlgefallen gerade diese nackten Leiber sah, aber ich unterscheide dieses Wohlgefallen wohl von jener oben erwähnten Empfindung. Diese meine Antwort wollen Sie trotz der Verneinung als der Wahrheit entsprechend ansehen. Aus Ihrer Aufforderung, offen zu reden, vermute ich, daß Sie eine Bejahung erwarteten." Ein ähnliches Ergebnis hatte die Erkundigung bei einer früheren Schülerin; sie stellte geschlechtliche Empfindungen durchaus in Abrede, obwohl sie solche, soweit ich sie kenne, ruhig zugestanden hätte, wenn sie eben vorhanden gewesen wären, und betonte, daß sie

rein ästhetische Lustgefühle bei der Betrachtung empfunden habe. Mir selbst ist nie während der Übungen etwas aufgefallen, was auf unreine Gedanken der Betrachtenden hätte schließen lassen.

Dieser Beweis ist natürlich unvollständig, weil ja an diesen Übungen im Laufe der Jahre sicher über 50 Schüler teilgenommen haben; aber er stützt meine Behauptung, daß eine offene, natürliche Behandlung der in Frage stehenden Stellen besser ist als ihre Unterdrückung.

Leoben. Dr. V. Bulhart.

Neue Jugend.

Vor mir liegen vier gelbgraue Hefte. Drei von ihnen tragen die Aufschrift „Neue Jugend. Monatsschrift, herausgegeben von Heinz Barger. Berlin, Verlag Neue Jugend"; der Reihe nach sind sie im Juli, im August und im September erschienen. Jahreszahl ist keine angegeben; nur die Bezeichnung „Erstes Jahr" läßt erkennen, daß es sich um ein junges Unternehmen handelt. Aus dem Inhalte ersieht man dann, daß diese Hefte im Jahre 1914 erschienen sind, zwei also bereits nach Kriegsausbruch. Das 4. Heft trägt die Titelaufschrift „Neue Jugend. Eine Zeitschrift für moderne Kunst und jungen Geist. Herausgegeben von Heinz Barger und Friedrich Holländer. Sonderausgabe." Dieses 4. Heft klärt uns durch eine auf der zweiten Umschlagseite abgedruckte „Erklärung" in wünschenswerter Weise über die löblichen Absichten der merkwürdigen Zeitschrift auf. Es heißt da: „Die Zeitschrift ‚Neue Jugend', deren Tendenz dahin geht, jungen und begabten Menschen im Alter von ungefähr 15 bis 20 Jahren (eine scharfe Grenze läßt sich natürlich nicht ziehen)[1]) durch ein speziell für sie geschaffenes Organ die Möglichkeit der geistigen Ausreifung auf literarischem, graphischem und musikalischem Gebiete zu geben, hat bisher vier Hefte an die Öffentlichkeit gebracht." Das übrige ist ohne Belang und bezieht sich lediglich auf die Erscheinungsweise des Blattes. Bemerkenswert scheint nur noch, daß Herr Barger in Berlin, Herr Holländer in Prag wohnt und daß das 4. Heft vier Monate nach dem Septemberhefte, also im Januar 1915, mitten im Weltkriege, erschienen ist.

Die vorliegende Zeitschrift soll also „jungen und begabten Menschen" im Alter von 15 bis 20 Jahren dienen und ihnen Gelegenheit zum Ausreifen auf verschiedenen geistigen Gebieten gewähren. Schon diese Angabe macht uns stutzig. Die Herausgeber haben gerade so viel Logik im Kopfe, daß sie behaupten, man könne zwischen 15 und 20 „ausreifen". Offenbar rechnen sie mit sehr frühreifen Jünglingen und (denn auch solche kommen zu Worte) Jungfrauen. Daß gemeinhin wohl aber, zumindest in unseren Breiten, junge Leute in dem angegebenen Alter nicht zu reifen vermögen, scheinen die Herren nicht zu wissen.

[1]) Steht im Original in Klammer.

Die größten Geister aller Zeiten und Völker brauchten lange Jahrzehnte, um zur Reife zu gelangen, die Mitarbeiter der „Neuen Jugend“ machen das mit der ihnen eigenen Fixigkeit in fünf Jahren und sind reif in einem Alter, wo die meisten Menschen erst beginnen, die allerersten geistigen Kinderkrankheiten zu überstehen. Natürlich ist das Unsinn, was die beiden Herausgeber hier sagen und daß sie lediglich eine Kneipzeitung grüner Jungen hervorzubringen imstande waren, wird ihnen niemand übelnehmen, was man ihnen aber verübeln kann, ist, daß sie sich darüber nicht von vornherein klar waren. Um so klarer wird sich dafür der ahnungslose Leser, sobald er nur wenige Zeilen der hier angesammelten geistigen — Früchte einer größenwahnsinnigen und irregeleiteten Jugend auf sich hat wirken lassen. Wäre die Sache nicht so namenlos traurig, man wäre versucht, das Ganze als einen gelungenen Scherz aufzufassen. Hier sind die Früchte der von Gustav Wyneken begründeten „Jugendkultur“, die man denn auch an ihnen trefflich erkennen kann. Schon der Gedanke einer eigenen „Jugendkultur“, die also etwas anderes sein soll als die der „Alten“, will sagen der Erwachsenen, ist krankhaft und durch und durch unwahr. Wer noch erst eines Beweises bedurfte, daß Jugend und wahre Kultur sich ausschließen, weil eben Kultur ein Erzeugnis der Reife ist, der sieht hier den Beweis erbracht. Die Unreife feiert denn auch wahrhaft Orgien in diesen Blättern und nur von dem Standpunkte aus kann man ihnen einigen Wert zuschreiben, daß sie immerhin interessante, wenngleich beklagenswerte Einblicke eröffnen in die geistige und seelische Beschaffenheit eines Teiles, hoffentlich eines kleinen, unserer Jugend von heute. Sie gleichen in dieser Hinsicht pathologischen Präparaten, deren unerfreulicher Anblick nur durch ihren wissenschaftlichen Wert erträglich wird. Das Widerwärtigste an diesen Heften ist, daß der größte Teil dessen, was sie enthalten, nach Ausbruch des Krieges entstanden ist und die Art und Weise, wie dieser von der hier schreibenden Jugend aufgenommen wird, spricht dieser selbst ein vernichtendes Urteil. Möge der Zukunft das Ausreifen dieses Geistes erspart bleiben!

Einige besonders bezeichnende Beispiele sollen das Gesagte belegen. Die Auswahl fällt dabei schwer; denn jede Zeile fast bietet des Kennzeichnenden in Fülle. Auf gut Glück greife ich einzelnes heraus:

Das Juniheft (1914) eröffnet ein Gedicht „An den Frühling“, dessen Schlußstrophe lautet:

„Ihr —: laßt uns gern vom ew'gen Frieden reden!
Ja, wissend sehr, daß er Gestalt gewinnt
Noch süßester Traum nur. Unsere Hände jäten
Das Unkraut aus, das jenen Weg bespinnt.
Ertön', o Wort, das gleich zur Tat gerinnt!
Das Wort muß wirken! Also laßt uns reden!“

Der hoffnungsvolle Verfasser heißt Johannes R. Becher. Man beachte, nicht einfach Johannes Becher oder R. Becher, nein, Johannes R. Becher. Über die Albernheit des Ausdrucks, die gesuchte Arhytmik der Verse, die greisenhafte Müdigkeit der Stimmung, die ganz unjugend-

liche Gesinnung ist wohl kein Wort zu verlieren. Noch weit lieblicher aber ist der folgende Prosaaufsatz von Hans Blüher, der den schönen Stabreim nahelegt: Blühenden Blödsinn braut Blüher in Bargers Blättchen. Nur einige besonders duftige Blüten aus diesem Beete modernster Jugend:

„Die heutige Jugend verdankt ihre Vegetation einer wohldüngenden Doppelfeigheit. Diese ruht etwa in der Wortserie: ‚innerliches Verstehen‘, ‚Erleben‘, ‚empfinden‘, ‚letztes Geheimnis‘. — Man könnte wohl sagen: wenn es diese Worte nicht gäbe und es nicht Situationen gäbe, die sich hinter ihnen verbergen, so gäbe es auch das ganze Schrifttum der heutigen Jugend nicht (hiebei sind selbstverständlich ausgenommen Dinge wie: ‚Freie Schulgemeinde‘, ‚Anfang‘, ‚Aufbruch‘)[1]). Sie allein sind es, die die schlimmste Lage der Jugendbewegung beschönigen können: ihr Behagen an sich selbst. Ihre wohlige Tanzlust (. . . . ohne die harte Problematik des Tanzes!), ihre spielerische Romantik (. . . . ohne den Ernst des schöpferischen Spieles!), ihr Singen und Sagen (. . . . ohne die aufrührende Wucht von Dichtertum).“

„Die eine Feigheit, in deren Dienst jene Wortserie steht, gilt dem Eros[2]). Es ist nicht verwunderlich, daß ein Lebensvorgang, wie die Jugendbewegung in den Tatsachen eines Liebeslebens verwegener, absonderlicher und neuer sein mußte als die bürgerliche Gesellschaft, der zum Trotze sie entstand.“

Dann heißt es an anderer Stelle:

„Latinität wollen wir von dieser Jugend gegen ‚Germantik‘, Talmud gegen Talmi.“

Und am Schlusse:

„Man darf Antisemit sein, aber nur als Jude. Man darf gegen Gustav Wyneken ‚sein‘, aber nur: — wenn man seinesgleichen ist.“

Dasselbe Heft enthält ein Gedicht „Phantasie“ von Richard Huelsenbeck, das man für ulkige Selbstverspottung halten könnte, wenn nicht der Zusammenhang erkennen ließe, daß es dem Verbrecher dieser Verse Ernst ist mit seinem gehirnweichen Unsinn. Die Schlußstrophe lautet:

„Es riß der Strick am Leib der Äquatoren!
Ein Heer von Professoren wankend brach
wie[3]) tausend Häuser einem Weibe nach.
der Schweiß steht kichernd auf entseelten Poren.“

Die verrückte Interpunktion, das Häufen sinnloser End- und Binnenreime, was alles ersichtlich dem „Dichter“ höchstes Vergnügen bereitet,

---

[1]) Steht im Original in der Klammer! Ich ändere nichts an der Form. „Anfang“ und „Aufbruch“ sind Zeitschriften.
[2]) Von mir gesperrt.
[3]) Im Original klein.

sind charakteristische Merkmale der geistigen Erkrankung der „Neuen Jugend“.

Im selben Hefte macht sich ein Herr Gustav Landauer an die ihm ja so gut liegende Aufgabe, uns Strindberg näher zu bringen. Der Schluß dieser natürlich geiststrotzenden Untersuchung lautet:

„Von dem Christus, der das Leid der Welt auf sich genommen, ließ er sich fast noch öfter abstoßen als anziehen: er, Strindberg, war einer, der selber leiden wollte, und woran leidet man stärker als an den eigenen Sünden? Das war doch noch nicht der Rechte, der Christus, der selber sündlos blieb und für die anderen litt, er, Strindberg, war der Antichrist, der leidende Sünder, der wie eine zündende Rakete flammend aus dem Tier, das er war, zu dem Gott, der er war, emporstieg und mit all seiner Hölle gen Himmel fuhr.“

Man sieht, die neue Jugend versteht es gut, gewisse literarische und stilistische Mätzchen älteren Jahrgängen modernen Tintenkulitums abzugucken. Ja, sie ist wahrlich begabt, diese neue Jugend!

Mitten unter der grasgrünen Jugend erscheint nun eine Dame nicht eben von gestern, deren Dichtungen aber allerdings den ganzen Jugendreif der neuen Jugend bewahrt haben. Es ist Frau Else Lasker-Schüler, die schon seit Jahren in der Wiener „Fackel“ wohlverdiente Anerkennung findet. Freilich ist die Jugendlichkeit der Auffassung in den hier vorliegenden Gedichten der 1876 Geborenen so groß, daß mir der Verdacht aufsteigt, ob sie nicht der Welt ein der Mutter gleich begabtes Kind gleichen Namens geschenkt hat, das nun hier seine ersten, allerdings sehr schwankenden dichterischen Gehversuche macht. Wie dem auch sei, ob Mutter oder Tochter, sicherlich ist das in der „Neuen Jugend“ Gebotene aller Achtung wert, wenn es Gedichte sind wie folgendes:

Georg Groß.

Manchmal spielen bunte Tränen
In seinen äschernen Augen.

Aber immer begegnen ihm Totenwagen,
Die verscheuchen seine Libellen.

Er ist abergläubig —
— Ward unter einem bösen Stern geboren —

Seine Schrift regnet,
Seine Zeichnung: Trüber Buchstabe.

Wie lange im Fluß gelegen
Blähen seine Menschen sich auf.

Mysteriöse Verlorene mit Quabbenmäulern
Und verfaulten Seelen.

Fünf träumende Totenfahrer
Und seine silbernen Finger.

Aber nirgendwo ein Licht im verirrten Märchen
Und doch ist er ein Kind.

Der Held aus dem Lederstrumpf.
Mit dem Indianerstamm auf Dutzfuß.

Sonst haßt er alle Menschen,
Sie bringen ihm Unglück.

Aber Georg Groß liebt sein Mißgeschick
Wie einen anhänglichen Feind.

Und seine Traurigkeit ist dyonisisch,
Schwarzer Champagner seine Klage.

Kein Mensch weiß, wo er herkam;
Ich weiß, wo er landet.

Er ist ein Meer mit verhängtem Mond,
Sein Gott ist nur scheintot.

Das Verständnis für den Künstler wird sicherlich gefördert, wenn man hört, daß Georg Groß ein begabter Knabe ist, in dessen „äschernen Augen" manchmal „bunte Tränen" spielen, dessen „Schrift regnet", dessen „Zeichnung trüber Buchstabe" ist. Na, nun kennt man ihn doch; noch besser aber kennt man die Lasker-Schüler, Mutter oder Tochter, und hat genug. Zeichnungen des Herrn Georg Groß, zu denen der dichterische Erguß der Lasker-Schüler den erläuternden Text bildet, sind beigegeben und man muß anerkennen, daß die „Dichterin" den Geist des „Künstlers" in der Tat restlos erfaßt hat, denn er kann genau ebensowenig zeichnen, wie sie dichten, und das ist doch wohl höchste Harmonie. Die Lasker-Schüler bringt aber auch umfangreichere Erzählungen, wie z. B. „Der Malik", die wiederzugeben der Raum mangelt. Ich kann indessen versichern, daß auch diese für literarische Feinschmecker, zumal wenn sie für das Grenzgebiet zwischen Poesie und Gehirnerweichung einige Vorliebe haben, höchst genußreich zu lesen sind.

Bezeichnend für die Aufgeblasenheit der sogenannten neuen Jugend ist in diesem Hefte eine Notiz in der Rubrik „Mitteilungen" mit der Überschrift „Notiz für Archäologen". Hier wird Herr Hauptmann Kreßmann, der in der Wiener Deutschen Universitätszeitung einige sehr zutreffende Bemerkungen über das sonderbare Verhalten Hermann Hesses zu Kriegsbeginn machte, folgendermaßen angeflegelt:

„Welches prähistorische Museum sichert sich das Vorkaufsrecht auf die Leiche des Herrn Kreßmann schon zu Lebzeiten?

E. J. Gambel."

Ich weiß nicht, wer Herr E. J. Gambel ist, das eine aber weiß ich, daß er trotz seiner Begeisterung für den ewigen Frieden anerkennenswerte kriegerische Gefühlsroheit aufbringt und daß er nicht deutsch kann, denn sonst müßte er wissen, daß in seinem angeführten Satze die vorgeschichtlichen Museen aufgefordert werden, sich bei ihren

Lebzeiten das Vorkaufsrecht auf die Leiche des Herrn Kreßmann zu sichern, was Herr Gambel doch wohl nicht sagen will.

Daß es der „Neuen Jugend“ auch nicht an sicherem ästhetisch-literarischem Urteile fehlt, zeigt eine Besprechung, die ein Herr (oder ist's eine Dame?) Wieland Herzfelde im Septemberhefte von sich gibt. Gegenstand der Besprechung ist das Buch „Hesperien“ von Theodor Däubler, der auch als Mitarbeiter der „Neuen Jugend“ des öfteren auftritt. Zur Kennzeichnung des tiefeindringenden Verständnisses des Rezensenten genüge folgende Stelle:

„Da der Horizont der Sprache Däublers sie von ihren tropischsten Blutsmöglichkeiten bis zu den kristallisiertesten Abstrakten des Nordens umfaßt, findet man in ‚Hesperien‘ die prophetische Deutung so unterschiedlicher Erscheinungen wie Mandelbaum und Obelisk, wie Sternenbild (Sternenbild!)[1]) und Zeitung, Ätna und Café, erfährt die Neubelebung solch versteinerter Begriffe wie Zufall, Liebe, Ehrgeiz, Adel, Ewigkeit, Gott, Eile, Wirklichkeit, Ekstase, Abschied.“

Es dürfte genügen. Jedenfalls wäre es ergiebig, auch die Deutung so unterschiedlicher Begriffe wie neue Jugend und Bescheidenheit, Wieland Herzfelde und gesunder Menschenverstand zu geben. Wie wäre es, wenn sich Herr Däubler, dessen dichterische Werke nach den mir vorliegenden Proben allerdings mit dieser Besprechung auf einer Höhe stehen, die Mühe machte, die Neubelebung so versteinerter Begriffe wie Besserwisserei, Altklugheit, leeres Gewäsch usw. in die Hand zu nehmen?

So kurzweilig auch die ungewollte Komik der mir vorliegenden Hefte der „Neuen Jugend“ ist — die gewollte wie z. B. in dem Stücke eines oder einer unter dem Decknamen „Myoma“ Schreibenden ist unsagbar traurig —, so ernst ist die Frage, die uns aus diesen Heften entgegentönt: ist dies unsere Jugend der Zukunft? Sind dies die geistigen Früchte, die uns die große Zeit gereift hat? Hoffen wir, daß es nur ein kleiner Bruchteil unserer Jugend ist, der von der in diesen Blättern wütenden Pest ergriffen ist, daß der größte Teil unserer Jugend mit diesen Verirrungen nichts zu tun hat; dies mag immerhin ein Trost sein. An den Schulbehörden aber wäre es, dem öffentlichen Unfug, der hier zum nicht geringen Teile Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten willenlos in den Strudel aberwitziger Décadence reißt, ein Ende zu machen.

Wien. Dr. Benno Imendörffer.

Beiträge zur Österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte. Von P. L. Koller, O. S. B. in Göttweig, A. Gubo, Prof. Dr. K. Wotke, Kais. Rat Aug. Hofer. Herausgegeben von der österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und

[1]) Klammer von mir.

Schulgeschichte, XV. Heft, 1913. 271 S. Gr. 8⁰. Wien und Leipzig 1914. Verlag K. Fromme.

Von den Verfassern bespricht zunächst Koller das „Deutsch-österreichische Schulwesen vor der Reformation", und zwar die Kloster- und Domschulen und führt diese alten Kulturstätten der österreichischen Donau- und Alpenländer an; er geht dann über zu den mit dem Aufblühen der Städte auf den Plan tretenden Bürgerschulen, die Bildung in ausgedehnterer Weise vermittelten, an den Lehrgang jener Schulen anknüpften, auch „lateinische Schulen" hießen und als Vorläufer unserer Gymnasien zu betrachten sind. Aus dem Ergebnisse seiner Forschungen zieht er den sicheren Schluß auf das Bestehen eines allgemeinen Volksunterrichtes im Mittelalter, indem er das Dasein vieler deutscher Volksschulen in den Alpenkronländern nachweist — eine Ehrenrettung des Mittelalters auf diesem Gebiete.

Auf Grund eines Berichtes des Oberschulinspektors und Abtes Ferd. Kigler (1787) schreibt dann Gubo über „Angelegenheiten der Elementar- und Hauptschulen in Steiermark" (um die Wende des 19. Jahrhunderts) und teilt im Anschlusse kritische Bemerkungen des bekannten untersteierischen Schulmannes V. Schluga in Cilli über einzelne Punkte der „politischen Verfassung der deutschen Schulen in den Erbländern" mit. Alle Anträge Kiglers genehmigte die Hofkanzlei. Schluga findet u. a., daß „ein guter Schulmann dem Staate weit nützlicher ist als 30 Schreiber in einer Kanzley". Trotz dieser offenen Kritik wurde er doch 1812 definitiver Direktor und 1821 mit vollem Gehalte (400 fl. C. M.) in den Ruhestand versetzt.

Im folgenden bringt der unermüdliche Forscher der österreichischen Schulgeschichte, Wotke, zahlreichen Akten der 1796 eingesetzten Studien-Revisions-Hofkommission entnommene „Beiträge zur Geschichte des Piaristenordens der österreichischen und der böhmisch-mährischen Provinz", aus denen wir ersehen, daß die Provinziale auf die traurige materielle Lage des Ordens und auf den zunehmenden Mangel an Geistlichen hinwiesen und Vorschläge machten, um für die Zukunft eine hinreichende Zahl brauchbarer Lehrer zu erhalten. Dem Gutachten der Studien-Revisions-Hofkommission entnehmen wir, daß man nach Aufhebung des Jesuitenordens als Ersatz die Piaristen heranziehen mußte, die nun als Lehrer und Leiter an Gymnasien, Akademien und auch an Universitäten berufen wurden. Dazu brauchten sie die Aufnahme zahlreicher Novizen, wodurch sie bei ihren sehr beschränkten Mitteln in die jetzige Geldverlegenheit kamen. Nach den Einkünften des Ordens zu schließen, entfielen auf eine Person 200 fl., ein Betrag, der auch für die Mitglieder der früheren Bettelorden angenommen wurde und der wohl für Männer der Lehre, der Wissenschaft und der Seelsorge als sehr bescheiden bezeichnet werden muß. Das Votum des Vizepräsidenten der Studien-Revisions-Hofkommission, eines erprobten Verwaltungsbeamten, des Baron von der Mark, ist besonders durch die Angaben über den anstrengenden Dienst des

Lehrers sehr beachtenswert, indem er u. a. sagt, daß „die Erfahrung lehrt, daß wenige, selbst starke Temperamente durch 20 oder 25 Jahre Lehrkanzeln versehen, ohne sich beträchtliche Gebrechen zuzuziehen". Er hält eine reichliche Dotierung der so lange zurückgesetzten Piaristen für sehr wünschenswert, damit eine größere Zahl junger Leute zum Eintritt in den Orden bewogen würde. Einen den Piaristen weniger freundlichen Ton schlägt Birkenstock an, der aber auch die Unzulänglichkeit der Ordensmittel zugibt. Ihm tritt Haegelin entgegen, der die große Bedrängnis des in arge Schulden geratenen Ordens eingehend schildert und begründet und daraus schließt, daß den Piaristen geholfen werden müsse, aber nicht im Sinne Birkenstocks durch Aufhebung einiger Häuser. Nie und nirgends habe sich der Orden geweigert, den staatlichen Aufträgen zu gehorchen; er sei nie ultramontan gewesen und könne durch seinen Unterricht der Jugend nützliche Dienste leisten. Zum Schlusse folgt ein ausführlicher Entwurf des böhmisch-mährischen Provinzials von 1798, wodurch der Armut gesteuert werden könnte.

Damit hängt eng die Frage des Priestermangels zusammen, worüber Wotke zwei Arbeiten, die eine Fülle kulturhistorischen Materials bieten, veröffentlicht, vor allem eine Schrift J. Zippes, ehemals Dechant in Böhmisch-Kamnitz, der, auf van Swietens Empfehlung als Direktor der theologischen Studien nach Wien berufen, zum Hofrat ernannt wurde und als Mitglied der Studien-Revisions-Hofkommission den extremen Josefinismus vertrat. Nicht der Zeitgeist, führt Zippe aus, sei in erster Linie Ursache des Priestermangels; es müsse die Zahl der Studierenden durch Vermehrung und Einteilung der Gymnasien sowie durch richtige Verteilung der Stipendien gehoben werden. Nun zeigt er bei jeder Provinz, wo und in welcher Zahl Gymnasien zu errichten wären. Das Direktorium war mit Zippe vollständig einverstanden, ebenso Rottenhan, der Präses der Studien-Revisions-Hofkommission. Endlich macht Zippe Vorschläge, um unter den Studierenden die Neigung zum geistlichen Stande zu vermehren, wobei er u. a. gegen den „dürren, mangelhaften, zum Teil unverständlichen Katechismusunterricht" polemisiert. Auch Bischof Kindermann erhofft die Beseitigung des Übelstandes von der Vermehrung der lateinischen Schulen und von der Umänderung der Unterrichtsart in Hinsicht auf Religion und Sittenlehre. Wir erfahren weiter, daß eine große Zahl von Städten wegen des herrschenden Priestermangels um Wiedererrichtung aufgelöster oder um Gründung neuer Gymnasien gebeten hat. Die folgenden Tabellen über den Personalstand, die Qualifikationen, Schülerverzeichnisse und Fonds usw. sind sehr wertvoll, da kaum ein anderer Staat über derartiges aus jener Zeit verfügt.

Hierauf bespricht Wotke drei Arbeiten des Freih. v. Birkenstock, und zwar zunächst einen Entwurf zur Errichtung eines Ober-Schul- und Studien-Kollegiums, dann der Provinzkollegien, infolgedessen das Gymnasialwesen Österreichs schon damals einen ungeahnten Aufschwung genommen hätte, wenn diese Arbeiten in der

Sitzung der Studien-Revisions-Hofkommission (1798) berücksichtigt worden wären. Dieses Kollegium will B., der es für ausgeschlossen hält, daß die Leitung der Schulen bureaukratisch zweckmäßig geführt werden könne, aus möglichst wenig Personen, und zwar aus solchen zusammengesetzt wissen, die über eine gründliche enzyklopädische Gelehrsamkeit verfügen, parteilos und arbeitsam sind. „Das alte Gebäude dürfe nirgends mit Krachen zusammenstürzen, sondern müsse nach und nach abgetragen werden". Er schlägt ferner vor, daß ein Gelehrter, der im Auslande das Gymnasium absolviert und an einer Universität gelehrt hat, für zwei Jahre nach Österreich berufen werde und bei der Einrichtung der Musteranstalten mithelfe, eine Idee, die B. bei den damaligen Gymnasiallehrern so verhaßt gemacht hat und die erst unter Thun mit Bonitz verwirklicht worden ist. Weiters hätte die Oberdirektion ein wohlgeordnetes Lehrerseminar anzulegen, diejenigen auszuwählen, die auswärtige berühmte Lehrinstitute besuchen sollen, und von Zeit zu Zeit in den Provinzen unvermutet „visitieren" zu lassen. Die nunmehr folgenden Ausführungen gereichen B. zu besonderer Ehre, da sie zeigen, daß er seiner Zeit fast um ein Jahrhundert voraus eilte. Mit allem Nachdrucke tritt er nämlich für „gymnastische Spiele und Übungen" sowie für einigen Unterricht im Kriegswesen mit einigen Übungen im Kriegsdienste ein — ganz moderne Anschauungen. Auch ein Gutachten über die Zensur und das damit aufs innigste zusammenhängende Druckerei- und Buchhandlungswesen hat B., der bereits durch 25 Jahre das Amt eines Zensors bekleidete, zum Verfasser.

Für die Mittelschullehrerkreise ist aber von hohem Interesse der nächste Abschnitt, wo Wotke in eingehendster Weise den „Gymnasiallehrplan der Wiener Gymnasiallehrerversammlung von 1792" behandelt. Die Lehrgegenstände sollen umfassen: 1. deutsche und lateinische Sprachkunst sowie das Gemeinnützigste der griechischen; 2. den Stil zur Sprachlehre, *Syntaxis ornata*, Beredsamkeit und Dichtkunst; 3. Weltkenntnis, d. i. Erdbeschreibung, Natur- und Tatengeschichte; 4. die klassischen Muster; 5. die Rechen- und Meßkunst und die Mechanik; 6. sollte Religion genannt sein, die aber wegen der geringen auf sie verwendeten Zeit so wenig in Betracht komme wie Altertümer und Sittenlehre, da sie nur gelegentlich den Schülern beigebracht werden. Man will Schulbücher von „angemessener Kürze", daneben ein „Hausbuch" als vollständige Erweiterung des Schulbuches; man beansprucht für das ganze Gymnasium sechs Klassen (anstatt der bisherigen fünf) und hält am Klassenlehrersystem fest. In „Nebenschulen" soll das „besondernützige" Griechische, in Hauptstädten sollen außerdem Handelswissenschaften, italienische und französische Sprache (die sogenannte Realakademie) und mit Rücksicht auf die Lehrerbildung auch Pädagogik gelehrt werden. An der Spitze habe als Direktor ein gewesener verdienter Gymnasiallehrer zu stehen und mit den Lehrern das sogenannte „*Consistorium gymnasiale*" zu bilden. An den Gymnasien selbst sollen die künftigen Lehrer herangebildet, vom *Consistorium* ge-

prüft und auch angestellt werden u. dgl. Dieser Plan kam nun vor den Studien-Konseß, der seinerseits an die niederösterreichische Landesregierung berichtete. Diese erstattete 1793 einen äußerst interessanten Bericht an den Kaiser. „Es sollten," heißt es da u. a., „passende Instruktionen und Lehrbücher verfaßt werden und niemand, der nicht von der erforderlichen Einsicht in die vorgeschriebene Methode und in die Lehrgegenstände hinreichende Beweise gegeben hat, ein öffentliches Lehramt bei irgend einem Gymnasium oder auch nur die Erlaubnis, Privatunterricht zu geben, erhalten"; daneben sei aber auch eine ununterbrochene und unmittelbare Aufsicht über Lehrer und Schüler von äußerster Notwendigkeit. Freudig begrüßt man die Absicht der Regierung, Gymnasialbibliotheken zu errichten und wünscht, daß auch für den naturwissenschaftlichen und geographischen Unterricht die nötigen Anschauungsmittel angeschafft werden. Man hält am „Klassenlehrer" fest. Kein Lehrgegenstand dürfe auf Kosten des anderen zurückgesetzt werden, da man heute die „Realien" nicht mehr vernachlässigen könne; auch die Muttersprache sei viel mehr als früher zu pflegen; wenn man an eine richtige Konzentration der einzelnen Fächer denke, dann würden auch weiterhin fünf Klassen genügen. Der Grammatikunterricht dürfe nicht von Regeln ausgehen, sondern „die Schüler müssen bei der Lesung passender Stellen so geführt werden, daß sie glauben, sie finden und machen die Regeln selbst". Der Unterricht aus dem Griechischen müsse für alle Schüler obligat sein. Sehr energisch spricht sich die niederösterreichische Regierung gegen den Gebrauch von Exzerpten und Chrestomathien aus. Aus der Geschichte solle den Schülern nichts aufgegeben werden, das man nicht vorher in der Schule durchgenommen hat. Nur die wichtigsten Zahlen seien zu merken, für die Tabellen in der Schule und zu Hause an die Wand zu heften wären. Mit Geschichte soll immer Geographie verbunden sein. Der Vorschlag, Geschichte in Biographie umzuwandeln, wird verworfen. Bei der Elementarnaturgeschichte sei besonders die Beobachtung zu schärfen, das Gedächtnis mit Namen und Klassifikationen keineswegs zu überladen; viel wichtiger sei die Anleitung zu Beschreibungen namentlich der einheimischen Naturprodukte und stets mit der Geographie zu verbinden. Die Elementarnaturlehre müsse sehr populär sein und dürfe stofflich nicht die zum Gebrauche der Normalschule eingeführte „Anleitung" überschreiten. Wenn aus der Arithmetik die Algebra ausgeschieden und aus der Geometrie nur die Planimetrie genommen werde, so könne man kaum von Überbürdung sprechen und der Lehrer werde genug Zeit haben, den Stoff ordentlich durchzuüben. Für den Geometrieunterricht wird Euklid überschwenglich empfohlen. Die Anträge wegen Verlegung des Nachmittagsunterrichtes während der Sommermonate auf 3 Uhr und wegen der Ehrengeschenke von wohlgewählten Büchern für die verdientesten Schüler werden befürwortet. Erfahrene Schulmänner sollten Sittengesetze für die Gymnasiasten und die Zöglinge der Philosophie verfassen.

Der Band schließt ab mit einer Mitteilung Hofers über ein Elaborat „Wink und Anleitung für Schulpräparanden usw.“, das auf die segensreiche Tätigkeit des vaterländischen Pädagogen Vierthaler hinweisen dürfte, das aber leider als Fragment abbricht.

Viel des Bemerkenswerten bietet auch dieser inhaltsreiche Band, woraus sich ergibt, wie weitblickend die Schulmänner der damaligen Zeit und die leitenden Kreise der niederösterreichischen Regierung sowie der Studien-Revisions-Hofkommission in vielen Punkten waren und wie da pädagogische und methodische Grundsätze, worin wir moderne Errungenschaften erblicken, schon damals als richtig und zweckdienlich für das Aufblühen des österreichischen Gymnasialwesens erkannt worden sind.

Wien. A. Stitz.

Dr. Hermann Rolle, Schleiermachers Didaktik der gelehrten Schule im Zusammenhange seines philosophischen Systems dargestellt. Berlin, Reuther & Reichard 1913, 3 M.

Die vorliegende Abhandlung gilt dem Unterrichtstheoretiker Schleiermacher und will seine Stellung zu den großen Bildungsfragen klarlegen; seine Theorie der gelehrten Schule verdient gewiß neben dem Humboldtschen Reformwerk eine eingehende Würdigung. Der Verf. zeigt mit Geschick, wie die gesamte Didaktik aus den innersten Tiefen der Schleiermacherschen Gedankenwelt aus seinem dialektischen und ethischen System hervorgeht.

Nach einer Einleitung über die Aufgabe und Stellung der Didaktik werden im 1. Kapitel die in der Dialektik, im 2. Kapitel die in der ethischen Güterlehre enthaltenen Voraussetzungen der Didaktik besprochen, im 3. die Abhängigkeit der Didaktik von der Dialektik und der ethischen Güterlehre dargetan; die Ergebnisse sind S. 60 zusammengestellt. Das 4. Kapitel behandelt die Bedeutung der Tugendlehre für die Didaktik; interessant ist der Nachweis, daß Schleiermacher hier Wandlungen durchgemacht hat; während er in früheren Äußerungen z. B. die gesinnungbildende Kraft der Schule leugnete, so in seinem ersten Gutachten über den Religionsunterricht „Auf die Gesinnung zu wirken kann niemals ein unmittelbares Objekt für die Schule sein“, betont er in seinen pädagogischen Vorlesungen 1813/14, ganz besonders 1826, es könne gar nicht die Rede davon sein, daß die Schule bloß „Kenntnisfabrik“ und nicht auch Erziehungsanstalt sei. Doch beweist der Verf. S. 70, daß Schleiermacher zwar den ablehnenden Standpunkt aufgegeben habe, aber seine Didaktik der Schule doch nicht grundsätzlich die Aufgabe zuweise, die ihr nach der ethischen Auffassung der Fertigkeit, welche in deren Bildung immer auch die Gesinnung gefördert sehe, eigentlich zukommen müßte. Im 5. Kapitel „Die Gliederung des Bildungswesens“ wird Schleiermachers Bildungs-

ideal besprochen, das sich vom Humboldtschen vor allem dadurch unterscheidet, daß Schleiermacher der Erziehung neben der 1. Aufgabe der Entfaltung der Individualität noch die 2. zuweist: den Menschen hineinzubilden in das Gemeinschaftsleben des Staates, der freien Geselligkeit, des Wissens und der Kirche. Während es für Humboldt nur Einheit und Kontinuität des Schulunterrichtes in der Form der Einheitsschule gibt und er nebeneinanderstehende Schulformen, die durch die Anforderungen des künftigen Berufes bedingt werden, verwirft, sieht Schleiermacher das Gemeinschaftsleben des Volkes in drei große Berufsgruppen geteilt und will deshalb auch das Bildungswesen danach organisieren: 1. Volksschule, deren Aufgabe es ist, die Jugend für ihren Kreis (die durch mechanische Handarbeit der Gemeinschaft dienen) zu verständigen Menschen zu bilden, 2. Bürgerschule, für die zur Leitung im Gewerbsleben Bestimmten und 3. die gelehrte Schule und die Universität für diejenigen, die im späteren Leben im Volke als Leitende auftreten sollen. Bezüglich der Bürgerschule = Realschule äußert sich Schleiermacher folgendermaßen (s. S. 83): „Das höhere Gewerbsleben fordert von den ihm Zugehörenden Vertrautheit einerseits mit der Naturwissenschaft, anderseits mit der Sprachwissenschaft. Beides, das Physikalische, verbunden mit dem Mathematischen und der Unterricht in den neueren fremden Sprachen nebst dem muttersprachlichen, wird daher in zweckmäßiger Weise für die mittleren Schulen in den Mittelpunkt der Bildungsarbeit treten. Dann wird man hinsichtlich der formalen Bildung mehr erreichen, als es möglich war, solange man in diesen Anstalten die alten Sprachen lehrte.“ Schleiermacher wandte sich in seinem Votum vom 10. Juli 1814 gegen die Humboldt-Süvernsche Einheitsschule, die in der Übermittlung klassischer Bildung ihre wesentliche Aufgabe sehe und daher die unteren Stufen mit dem Unterrichte in den alten Sprachen stark belaste, und forderte die Selbständigkeit der einzelnen Schulformen, damit sich jede ihrem eigenen Zwecke entsprechend organisieren könne. Es sei ein Irrtum, einen Gewinn auch schon aus einer vorübergehenden Beschäftigung mit den alten Sprachen zu erwarten. Dennoch macht er den Vorschlag, den Schülern niederer Anstalten den Zugang zur gelehrten Schule dadurch offen zu halten, daß man auf ihnen die klassischen Sprachen fakultativ lehre.

In den Vorlesungen von 1826 verkündet Schleiermacher die Idee der allgemeinen Volksschule, da sie einerseits die abschließende Bildungsanstalt für die in die mechanischen Berufe Übergehenden, anderseits die allgemeine Bildungsanstalt für alle Stände und Vermögensklassen sei, die Basis des gesamten Unterrichtswesens zu bilden habe.

Aus dem 6. Kapitel „Ableitung der Bildungsaufgabe der gelehrten Schule“ sei ein Satz zitiert, der Schleiermachers Stellung im Gegensatz zu den Gymnasien seiner Zeit charakterisiert (S. 100): „Erst wenn das Gymnasium beides vereint: die sprachlich-geschichtliche und die naturwissenschaftliche Bildungsrichtung, kann es die uns umgebende Kultur seinen Schülern in vollkommener Weise verständlich machen. Dann auch gewinnt erst die Bildung, die es vermittelt, den Charakter der Univer-

salität.“ Das 7. Kapitel „Die Bildungsarbeit der gelehrten Schule“ behandelt vor allem den Unterricht in den alten Sprachen. Schleiermacher wendet sich gegen die zu große Betonung des formal bildenden Wertes der alten Sprachen, die Übungen im Schreiben des Griechischen und Lateinischen dürfen nur solange fortgesetzt werden, als das Auffassen der Sprache in ihrer Eigentümlichkeit noch währt. Um das Auffassen der poetischen Sprache zu befördern, sind auch metrische Übungen anzustellen, nicht aber etwa in der Absicht, lateinische und griechische Dichter zu bilden. Um den ganzen weiten Umkreis der klassischen Literatur zu umspannen, fordert Schleiermacher eine Chrestomathie. Die Erlernung der fremden Sprache muß vom Satze ausgehen; vor allem muß ein gründlicher Unterricht in der Muttersprache vorausgegangen und das Verständnis der Sprache und die eigene Produktivität in derselben bis zu einem gewissen Grade der Vollständigkeit entwickelt sein, ehe mit dem Studium der alten Sprachen begonnen werden darf. Bezüglich des Unterrichtes in der Muttersprache wird die Beschäftigung mit der Literatur nach der formellen und inhaltlichen Seite als eine der Erziehung zur Sprachfertigkeit gleichberechtigte Aufgabe ausdrücklich anerkannt. Neben der rezeptiven Seite des muttersprachlichen Unterrichtes wird die produktive Seite besonders betont und auch ausgedehnte mündliche Produktion verlangt, und zwar Redeübungen ohne jede Vorbereitung und freie Vorträge mit bestimmter Vorbereitungszeit. Wie wir hier ganz moderne Ideen finden, so verleiht auch Schleiermachers Behandlung dem Geschichtsunterrichte eine Bedeutung, „wie er sie in der Praxis der gelehrten Schule noch nicht im entferntesten besessen hat“ (S. 127). Für die religiöse Erziehung ist ihm die Familie der Ausgangspunkt und der naturgegebene Boden; der Religionsunterricht gehört nach seiner Grundansicht nicht in die Schule. Die Geographie ist ihm Dienerin der Geschichte, für das Gymnasium wird im wesentlichen historische Geographie gefordert, die sich zur Kulturgeographie vertieft. Die Hauptaufgabe des naturgeschichtlichen Unterrichtes sieht er in der Anschauung des Naturzusammenhanges. „In der engen Begrenzung des arithmetischen und geometrischen Unterrichtes bleibt er weit hinter dem zurück, was die zeitgenössische Pädagogik an mathematischer Bildung für die gelehrte Schule verlangte (S. 153).

Schleiermacher selbst hat am Schlusse seiner Didaktik eine zusammenfassende Betrachtung gegeben, worin seine Konstruktion der gelehrten Schule von den Gymnasien seiner Zeit abweiche, 1. in der Einschränkung des bis dahin einseitig vorherrschenden philologischen Bildungselementes, 2. in der Einsicht in die Notwendigkeit und Wichtigkeit eines gründlichen realen und muttersprachlichen Unterrichtes.

Schleiermachers Schriften sind nicht leicht zu lesen; durch die vorliegende Abhandlung ist ein Einblick in seine Pädagogik ermöglicht, die zeigt, daß er in vielen Punkten geradezu Pfadfinder war.

Wien. Dr. Emil Sofer.

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Reden aus der Kriegszeit. Fünftes Heft: XI. Alexander der Große, gehalten in Warschau vor den Offizieren des Generalgouvernements. XII. Rede zum Jahresfeste der Universität. Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung.

An der ersten Rede fällt vor allem auf, daß sie vor Offizieren auf eine offenbar von militärischer Seite ergangene Einladung gehalten wurde; man könnte deshalb vermuten, daß sie rein oder vorwiegend Kriegsgeschichte enthält. Das wäre falsch; denn ihr Inhalt ist kein anderer als für jede andere humanistisch gebildete Zuhörerschaft; sie geht sogar vorwiegend darauf aus, die Taten Alexanders auf dem politischen Gebiete ins rechte Licht zu rücken. Besonders scheint es dem Redner darauf angekommen zu sein klarzulegen, warum Alexander die Formen des orientalischen Despotismus übernommen und so stark betont, dann aber auch, welchen Sinn und Grund es gehabt hat, daß er sich als Sohn eines Gottes bezeichnen ließ; die Erklärung ist wesentlich historisch und psychologisch. „Was diese Großen aufrecht hält und das Große zu vollbringen befähigt, ist im Grunde dasselbe: das Gefühl, daß sie das Ungeheure leisten sollen, weil sie es können. Wenn Alexander diese innere treibende Kraft von einem Gotte empfangen zu haben glaubte, so war das mit nichten Überhebung und Selbstvergötterung. Überhebung mag man es nur nennen, wenn er anderen die Anerkennung seines Glaubens zumutet. In seiner Seele trieb ihn etwas, das stärker war als er selbst; dann war es etwas Göttliches. Er hatte auf Erden eine Mission zu erfüllen: das empfand er, danach handelte er, daran setzte er sein Leben“ (S. 37).

An Beziehungen zur unmittelbaren Gegenwart läßt es der Redner begreiflicherweise nicht fehlen; für uns Österreicher ist die Behauptung von aktuellem Interesse, daß wir vom Hellenismus hinsichtlich der Achtung fremden Volkstums und der nationalen Götter mehr sogar als von dem Römischen Reiche lernen können. „Der Hellenismus hält sich von der Unterdrückung des fremden Volkstums grundsätzlich fern“ (S. 24). „Es entspricht nur der religiösen Anschauung, die, wenn nicht überhaupt die natürliche, so doch die hellenische ist. So lange die Gottheit mit dem Orte ihrer Verehrung und den Menschen, die sie verehren, sozusagen durch die Natur verbunden geglaubt wird, als die Seele von Ort und Stamm, die hinter den materiellen Erscheinungsformen lebt, so lange ist sie Gott für jeden, der in ihre Machtsphäre tritt“ (S. 25). Ist das nicht ein Beweis für die Notwendigkeit des griechischen Unterrichtes an unseren Gymnasien vom Standpunkt des österreichischen Staatsgedankens?

Doch genug. Jeder, der geistig hochstehende Gesellschaft liebt, kann sich und wird sich gern diesen Genuß verschaffen, er wird das gerade in der Zeit äußerer Beschränkung als hohes Glück empfinden.

Auch die zweite Rede zeigt fast durchwegs die hohe Auffassung und die Macht des Wortes, die wir an dem hochstehenden Redner bewundern. Wie wirkungsvoll spricht er von der Lage: „Nur der Sieg,

nur der Sieg bringt den lieben Frieden“ (S. 44)! Welche Gesinnung zeigt der Satz: „Der Vorzug, die Waffen für das Vaterland geführt zu haben, darf ihnen (den am Kriege teilnehmenden Studenten) niemals dadurch verkümmert werden, daß er zum Ersatze für unzureichende Leistungen erniedrigt wird“ (S. 45)! Nach einem Rückblick auf die Gründung der Universität Berlin kommt der Redner auf die Entwicklung des Hochschulwesens in der Gegenwart zu sprechen. „Zahlreiche gleichberechtigte und gleichwertige Hochschulen sind neben die Universität getreten und wir alle sind stolz auf die Erfolge, die Land- und Forstwissenschaft und die zahllosen Zweige der Technik eben dadurch erringen, daß sie mit uns auf dem gemeinsamen Boden der strengen Wissenschaft stehen. Nicht nur neidlos, nicht nur mit dankbarer Bewunderung sehen wir, wie Gewaltiges jetzt die Technik für das Vaterland leistet: ein Gefühl der Beschämung beschleicht uns andere, daß wir unser Bestes, unsere Wissenschaft, nicht unmittelbar für den Krieg einsetzen können“ (S. 48). „Wenn jetzt Naturwissenschaft und Technik in vorderster Reihe stehen, während vor hundert Jahren die deutsche Philosophie und Geschichtswissenschaft der Welt die Fackel vorantrug, so ist das nicht Umschlag, sondern Fortschritt, Ergänzung, nicht Gegensatz.“ „Wir wären ja auch kraftlose Epigonen, wenn wir nicht über die Forscher unserer Gründungszeit hinausgekommen wären: wir bilden doch unsere Schüler dazu, uns zu überwinden“ (S. 48). Und so könnte ich Seite für Seite ein schönes, großes Wort anführen. Auch auf das Gymnasium kommt er im folgenden zu sprechen. Er zeigt, welche Gründe zur Aufnahme des Griechischen neben dem Latein bei den Deutschen geführt haben, und schildert den Umschwung, der hiedurch eingetreten ist. Das romanische Wesen hat seinen Grundzug in Rhetorik und Sophistik, in dem Kultus der Form und des Scheines, die germanische Natur ist anders. Die alte Lateinschule gab eine Verstandesbildung, die als solche sehr hoch stehen konnte, aber nichts als formale Bildung. Alles Praktische, Technische hat sie als banausisch verworfen. Leibesübungen hat sie nie getrieben. „Da greift man den Abfall von dem echten Hellenentum mit Händen. Er vollzieht sich langsam im sinkenden Altertum; das Christentum, das damals die Abtötung des Fleisches für verdienstlich hielt, vollendet nur. Dann bleibt es aber dabei. Wie schwer hat sich das Turnen auf unseren Schulen von außenher Eingang verschafft, aber die natürliche Verbindung mit der militärischen Ausbildung streben wir eben erst an: erst dann sind wir da, wo die Hellenen anfingen, bei denen die Sorge der Gemeinde für den Jugendunterricht aus der Erziehung zur Wehrhaftigkeit erwachsen ist“ (S. 54). Das Latein ist als Sprache der römischen Kirche noch heute eine lebendige Weltsprache, aber auf den übrigen Gebieten hat es seine Herrschaft als solche verloren. Da die bloß formale Bildung nicht mehr genügte, trat gemäß einer Forderung Platos zuerst die Mathematik in gesteigerter Bedeutung hinzu, dann stellte man um des Geistes willen die griechische Sprache selbst neben das Latein mit der Absicht der Menschenbildung; „denn im Hellenentum vollziehen sich die entscheidenden Fortschritte der Menschheit zur

Menschlichkeit. Hier steigert sich die Naturbeobachtung des Orients zur Naturwissenschaft und erweitert sich diese sofort zur Philosophie, zur Wissenschaft überhaupt, indem die Anerkennung der Natureinheit und die Unverbrüchlichkeit ihrer Gesetze auf die Metaphysik hinüberwirkt und die Forschung auf die Gesetze des menschlichen Denkens lenkt" (S. 56). Auch die Anwendung der Erkenntnis der Naturgesetze zur Herrschaft über die Natur ist griechischen Ursprungs. „Und auf dem Boden der hellenischen Demokratie, wie unvollkommen sie auch ist, wird mindestens theoretisch erfaßt, daß der Staat die Organisation der menschlichen Gesellschaft ist, so daß ihm auch die Sorge für das geistige und sittliche Wohl seiner Bürger zufällt. Dieser Staat fordert, daß der einzelne sich ihm ganz hingibt", also der gleiche Hinweis wie bei Rehm, „Der Weltkrieg und das humanistische Gymnasium", den ich in dieser Zeitschrift mehrmals hervorgehoben habe.

Das Gymnasium wird darum moderner, wenn es das Hellenentum mehr betont; „das echte, alte Rom geht mit den Hellenen zusammen: Cicero und Horaz werden nur von ihnen aus in ihrer eigenen echten Größe verstanden" (S. 58). „Einleuchten dürfte, daß es auch eine Schule geben muß, die den Zugang zum Hellenentum auf dem geraden Wege eröffnet, über die Sprache, deren zudem doch auch nicht wenige Studien unmittelbar bedürfen. Das echte Latein und damit das große Römertum tritt von selbst dazu" (S. 59). Bisher wird jeder dem Redner gern folgen wollen. Wenn er jedoch im weiteren das Vielerlei, das das Gymnasium leisten muß, dafür verantwortlich macht, daß es seine eigentliche Aufgabe zu wenig erfülle, so liegt darin gewiß Wahres, aber leider auch eine starke Übertreibung, und vollends die Behauptung, „gelehrte Schulen, die mit Griechisch und Latein Ernst machen, braucht es gar nicht viele zu geben", und diese müßten geschlossene Anstalten sein, scheint mir bis zum Mißverständnis das Körnchen Wahrheit, das sie enthält, zu übertreiben. Ich finde, zwischen der ganzen Darlegung, wie das Griechische in das alte Gymnasium gekommen ist und durch seine Bestimmung der Erziehung zur Menschlichkeit das Bildungsziel dieser Schule verändert hat, und der Einschränkung des Gymnasiums auf eine gelehrte Schule, die mit Griechisch und Latein Ernst macht, die diese Sprachen also so ziemlich allein treibt, klafft eine Lücke, besteht ein Widerspruch, der für mich einfach nicht zu erklären ist. Ein Homerkritiker der auflösenden Richtung würde zu weitgehenden Schlüssen bezüglich der Echtheit der einen oder anderen Behauptung kommen; denn wer behauptet, das Gymnasium sei eine allgemeine Bildungsschule, kann nicht eine Gelehrtenschule aus ihm machen wollen. Eine Gelehrtenschule, die „mit Griechisch und Latein Ernst macht" im Sinne des Redners, ist etwas ganz anderes als eine allgemeine Bildungsschule; denn Ernst hat auch bis jetzt schon das Gymnasium mit Latein und Griechisch gemacht, die gegenteilige Behauptung ist in dieser Allgemeinheit eine ganz unverdiente Verunglimpfung dieser Schule und, die Wahrheit in allen Ehren, mir scheint, daß der Vertreter der Philologie an der Berliner Universität noch dazu als Rektor weit übers Ziel schießt,

wenn er jetzt in der Zeit des Kampfes gegen das Gymnasium mit solchen Behauptungen den Gegnern des Gymnasiums zu Hilfe kommt und derart Wasser auf ihre Mühle treibt. In diesem Zusammenhang bedeutet aber das Wort: Gelehrte Schule, die mit Griechisch und Latein Ernst macht, eine Fachschule für solche, die für ihre Hochschulstudien dieser Sprachen bedürfen. Ich glaube nicht, daß mit dieser Auffassung des Gymnasiums die große Allgemeinheit des deutschen Volkes einschließlich der Universitäten einverstanden wäre.

Wenn der Redner im weiteren Verfolge auf den künftigen Universitätsbetrieb zu sprechen kommt, ist seine Darlegung wieder vollkommen sachgemäß.

Wien. August von Scheindler.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Heinrich Spieß, Menschenart und Heldentum in Homers Ilias. Paderborn 1913, Schöningh. IV, 311 S.

Die Betrachtung und Bewertung der Handlungen und Worte in der epischen und der damit so nahe verwandten dramatischen Dichtung hat seit jeher die Aufmerksamkeit der denkenden Beurteiler auf sich gezogen und die Homerliteratur insbesondere ist seit den Tagen der griechischen Grammatik bis auf unsere Zeit überreich an Einzelbemerkungen und ganzen Büchern über die ἤθη über die Charaktere in den so hoch bewerteten Heldengesängen, die den Urhebernamen des Homer tragen. Die Möglichkeit einer Charakterschilderung ist aber dem Wesen des Charakters gemäß eher gegeben, so möchte man voraussetzen — bei Einheit der Dichtung und von dieser Voraussetzung aus sind alle diesbezüglichen Erörterungen vor Spieß ausgegangen. Man lese darüber P. Cauer in der Einleitung zur 7. neubearbeiteten Auflage des 1. Heftes der Ameis-Hentzeschen Iliasausgabe 1913. Dort heißt es p. VIII: „Alle Achtung vor dem, der es als Philologe vermag, die Ilias so zu lesen wie ein Frommer die Bibel! Ist er der Mann danach, so wird auch er Empfänglichkeit finden und Leben fördern." (S. jedoch Ed. Schwartz, Charakterköpfe I^3, S. 3.) Den Eindruck eines Gelingens in diesem Sinne macht das Buch, das uns zur Besprechung vorliegt. Der Verf., dessen Darstellungsart fesselnd ist, hat nichts anderes gewollt, als sich selbst von der Seele zu schreiben, was er gedacht und gefühlt, da er die Gedichte selbst las und da er die darüber geschriebenen Erörterungen von Herder angefangen bis auf Jäger zum Zwecke der Schulinterpretation las. Die von ihm genannten Verfassernamen können noch vermehrt werden aus Drerups Buche: Das V. B. d. Ilias, S. 29 u. 39, der übrigens Spieß auch 355 nennt gelegentlich der Charakterschilderung des Diomedes. Spieß setzt nur einen Dichter der Ilias voraus, meint aber, daß die Wirklichkeit keinen einheitlichen folgerichtigen Charakter kennt; wenn nun der Dichter das Leben schildert, so kann er in der Charakterschilderung auch nicht den Widersprüchen ausweichen. Es trifft dann auf den einen Dichter Homer zu, was K. Heinemann in dem schätzenswerten Büchlein „Die deutsche Dichtung", S. 23, bei Beurteilung Hartmanns und Wolframs ausspricht wie folgt: „H. ist ein Talent, W. ein Genie. Denn das Genie ist es, das dem Wirklichen poetische Gestalt gibt, indem es den einzelnen Menschen, den es darstellt, zum Symbol der ganzen Menschheit macht, das Lokale und Individuelle zum Typischen, das Zufällige zum Notwendigen erhebt." Wer weiß nicht, daß Achill, Hektor, Nestor, Paris, Helena, Andromache Typen sind,

Odysseus als Mustergrieche nicht zu vergessen. Über diesen wäre wohl vom Standpunkte, den die **historische** Betrachtung der beiden Epen einnehmen muß, am meisten zu bemerken.

Im einzelnen sei über das Buch berichtet: Es zerfällt in zwei ungleichgroße Abteilungen, deren **erste** eine allgemeine Charakteristik der homerischen Menschenwelt (S. 1—100) enthält, sich nahe berührend mit einem Abschnitte aus **Finslers** Homer; die Darstellung einzelner Charaktere samt dem Exkurs über die nationale Verschiedenheit zwischen Achaiern und Troern füllt 205 Seiten und führt 12 männliche Charakter auf griechischer, 8 auf troischer Seite und 4 Frauengestalten vor. Den größten Raum in den Charakteristiken nimmt wie begreiflich die des Achilleus ein (33 S.); dem Hektor sind 21 Seiten gewidmet; über Agamemnon lesen wir 15, über Nestor und Odysseus je 11 Seiten; ebensoviel hat auch **Diomedes** zugewiesen, der im 5. Buch, das Drerup so eingehend behandelt, eine so hervorragende Rolle spielt.

Vorliegendes Buch füllt zwar kein dringendes Bedürfnis aus, reiht sich aber den besten ähnlichen Inhaltes würdig an.

Wien. G. Vogrinz.

M. Wiesenthal, Wörterbuch zu Xenophons Anabasis in etymologischer Anordnung. Teubner 1914. 80 S. Preis steif geheftet 1 M.

Der Ruf nach Berücksichtigung und Verwertung der Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft in der Schule ist nicht neu und von einem Widerstand gegen diese Forderung kann längst keine Rede mehr sein. Es handelt sich jetzt höchstens noch um die Frage, in welcher Weise jenem Standpunkte praktisch Rechnung zu tragen sei und auf welcher Stufe man mit der wissenschaftlichen Darstellung zu beginnen habe. Hartke-Niepmann[1]) versuchen, den Unterricht in der lateinischen Sprache von allem Anfang an auf sprachwissenschaftlicher Grundlage zu betreiben; das Prinzip von Agahds griechischer Grammatik ist an siebenbürgischen Mittelschulen durchgeführt worden; von Wörterbüchern sei auf unseren Stowasser und auf Menge verwiesen. In Teubners Verlag sind nun in einem Jahre (1914) nicht weniger als drei kleinere für besondere Zwecke berechnete Wörterbücher erschienen, die alle den etymologischen Gesichtspunkt zur Richtschnur für die Anordnung erheben: neben Stürmers „Etymologischem Wörterbuch zunächst zu den Ostermannschen Übungsbüchern“ und Mans „Griechischem Vokabular, nach Wortfamilien geordnet“ auch Wiesenthals Wörterbuch.

Der Zweck des letztgenannten Buches erklärt sich aus dem Titel von selbst und sei nur durch die Bemerkung erläutert, daß z. B. σύμφημι, φάσκω, πρόφασις, προφασίζομαι, ἀπροφασίστως an der üblichen Stelle im Alphabet überhaupt nicht genannt, sondern ebenso wie φωνή, wo ausdrücklich darauf verwiesen wird, unter φημί zu suchen sind; hier erscheinen nun auf diese Weise sämtliche in der Anabasis vorkommenden Ableitungen der Wurzel φᾰ vereinigt. Der Vorteil ist einleuchtend: wenn der Schüler z. B. σύμφημι nachschlägt, werden ihm auch die übrigen Angehörigen dieser Wortfamilie vorgestellt und so erfährt nicht nur seine Kenntnis der inneren Etymologie, sondern auch sein Vokabelschatz eine Bereicherung. Daß besonders auf den letzteren Erfolg bei geistig regsamen Schülern ebenfalls zu rechnen ist, halte ich für wahrscheinlich[2]). Über Gebrauch und Einrichtung des Buches unterweist die

[1]) Lateinische Übungsbücher für die Unterstufe (Sexta bis Quarta), bearbeitet von Dr. W. Hartke und Dr. E. Niepmann. Teubner.

[2]) Diesen Zweck verfolgt auch F. Hartmann, Die Wortfamilien der lateinischen Sprache (Velhagen und Klasing, 1911), dessen Zusammenstellungen Ersatz bieten können für den Mangel an solchen bei Stowasser.

Schüler eine knappe, aber im wesentlichen ausreichende „Anweisung". Es wäre aber bei Punkt 2 derselben dringend zu wünschen, daß die Lautveränderungen, auf die der Schüler bei dem Suchen nach der Wurzel aufmerksam gemacht wird, etwas ausführlicher dargelegt wären, daß zumindest neben einem Beispiel für den Ablaut ε/ο auch solche für Dehnung gegeben würden: im Wörterbuch selbst erscheint πρῴρα ohne weiteres unter πρό eingereiht und der Schüler soll τρωκτός unter τράγημα suchen (!), während sonst z. B. πηδάω selbständig angeführt und von da auf πέδον verwiesen wird.

Die Wortfamilien, die sich bei diesen Zusammenstellungen ergeben, sind zwar im allgemeinen nicht eben groß und ihre Glieder meistens Zusammensetzungen des Stammwortes mit einer Präposition; eine Ausnahme in größerem Maße bilden fast nur ἀγείρω, ἄγω, βαίνω, δείκνυμι, ἔργον, ἔχω, ἵστημι, ὅς, πέδον, πίμπλημι, χρή; die Familie πέρα mit 35 Angehörigen bietet die größte Ausbeute in sprachwissenschaftlicher und lexikalischer Hinsicht. Immerhin könnte es fraglich erscheinen, ob sich bei verhältnismäßig so geringer Anzahl größerer Gruppen die etymologische Anordnung überhaupt lohne. Aber abgesehen von der nicht gering einzuschätzenden Schulung des wissenschaftlichen Denkens, welche die Nötigung, stets nach dem Grundwort zu suchen, bei dem Schüler hervorbringt, darf man nicht vergessen, daß den jungen Lesern der Anabasis schon die Zusammenstellung der Präpositionalkomposita irgend eines Verbums viel Lehrreiches bringt: wenn sie ὑποφαίνω „sich allmählich zeigen" nachschlagen und dabei s. v. φαίνω auch διαφαίνω „durchscheinen lassen" sehen, so wiederholen sie mühelos und fast ungewollt die Bedeutung der Präverbien, besonders wenn es sich der Lehrer angelegen sein läßt, dieses wichtige Gebiet in der Schule bei der Übersetzung immer zu berücksichtigen und die Schüler selbst Präpositionalkomposita nach ihrer Bedeutung untersuchen läßt. Wie wichtig dieses Kapitel ist, hat auch W. erkannt, wenn er seinem Wörterbuch als Anhang I[1]) eine Übersicht der Bedeutung der Präpositionen in Zusammensetzungen hinzufügte.

Zweck eines solchen Buches muß es auch sein, die Schüler auch in der Analyse von schwierigeren Wortformen und ihrer Zuweisung an die entsprechende Grundform zu üben. Die schwierige Frage, wie weit man hier der Selbständigkeit und Geschicklichkeit der Jungen vertrauen dürfe, scheint mir mit Glück gelöst, insofern der Verf. anscheinend bei bereits geläufigen Wörtern wie τρόπος, πλοῦς von vornherein erwartete, der Schüler werde sie gemäß der gegebenen Anweisung unter τρέπω, πλέω suchen, während er etwa πόνος eigens anführt und s v. auf πένομαι verweist. Einzelne Ungleichmäßigkeiten in dieser Beziehung hätten sich vermeiden lassen: so ist πόρος an seinem alphabetischen Platz angeführt, während ἀπότομος, -βολή, ἐπιστάτης[2]), ἄνομος, συμπόσιον, ἐπίθεσις ohne vorhergehende Verweisung unmittelbar unter τέμνω, βάλλω, ἵστημι, νέμω, πίνω, τίθημι stehen; besonders bei συμπόσιον ist wohl nicht vorauszusetzen, daß ein mittelmäßiger oder gar schwacher Schüler sich an πίνω πέπωκα erinnert. Die etymologische Seite des Wörterbuches ist im übrigen einwandfrei: es sind nur sichere Forschungsergebnisse aufgenommen[3]) und Beispiele verwandter Wörter werden nur aus dem Deutschen und Lateinischen gebracht. Nach meinem Geschmacke könnten diese Belege zahlreicher sein; zum Teil ist das im Verbalverzeichnis des zweiten Anhanges nachgeholt; aber auch hier gehört doch wohl zu πήγνυμι *pango*, zu πλέω *pluit* und fließen, zu τείνω *tendo*. Im Wörterbuch selbst vermisse

[1]) Anhang II bietet ein Verzeichnis der in der Anabasis vorkommenden Verba mit Besonderheiten in der Tempusbildung.

[2]) στάσις dagegen ist beim Buchstaben Σ *suo loco* angeführt.

[3]) ἵημι wird auf die Wurzel *se* zurückgeführt: zumindest wäre auf ἧκα: *ieci* zu verweisen und mit Thumb (in Iw. Müllers Handbuch) Zusammenfallen zweier Wurzeln in einem Verbalsystem anzunehmen.

ich beispielsweise bei βάρβαρος *balbus* (und die Grundbedeutung), bei ἱδρώω *sudor* Schweiß, ebenso καλέω *kalendae*, καρδία *cor*, κηρίον *cera*. καρπός *carpo* Herbst (*septem* zu ἑπτά usw. erschien vielleicht überflüssig), abgesehen von solchen Gleichungen, die dem Schüler wohl schon bekannt sind, wie ἵστημι *sisto*. ἡμι- *semi-*, λύκος *lupus*, μέτρον *metior*, οἶκος *vicus*, οἶς *ovis*, ὗς *sus* usw. Warum erscheinen übrigens ποδαπός, πόθεν, ποῖ, ποῖος, πόσος, ποτέ, πότερος, ποῦ usw. nicht vereint? Ebenso gehört κοιμάομαι unter κεῖμαι, ἦθος zu εἴωθα. Schon wegen τιμωρός = τιμάορος „die Ehre wahrend“ wäre unter ὁράω „wahren“ anzuführen. Neben dem Hinweis auf Stearin und Spirale unter στέαρ und σπεῖρα erwartet man auch den auf Sphäre und Christus (σφαῖρα und χρίω). Sowie bei σίγλος (wozu übrigens das in der Bibel vorkommende Sekkel) die semitische Herkunft vermerkt ist, sollte dies auch bei χιτών geschehen. Bei dieser Zurückhaltung wird es dem Verf. wohl auch als zuviel erscheinen, wenn ich πιστός und χριστός als Verbaladjektiva bezeichnet, und gar, wenn ich bei δορπηστός und ἄριστον auf ἐσθίω ἔδομαι hingewiesen haben möchte.

Was nun das rein Lexikalische betrifft, so befleißigt sich W. einer kurzen Ausdrucksweise, die hie und da größere Ausführlichkeit erwünscht erscheinen läßt. Ψυχή „Seele“ unter ψύχω „hauchen, kühlen“ ist dem Schüler nicht ohne weiteres verständlich; ein Hinweis auf ἄνεμος: *animus* dürfte förderlich sein. Die Bedeutungen von πρός und παρά sollten nach Kasus entwickelt, auch μεταμέλει als „nachträglicher Kummer = Reue“ erklärt werden; die wichtige Grundbedeutung von κόσμος fehlt; der Artikel ἔφεδρος „dabeisitzend (wartender Ringkämpfer, übtr. furchtbarer Gegner)“ ist zu knapp ausgefallen, die Bedeutungsentwicklung von δίκη aus δείκνυμι nicht angegeben; auch „ἐγκέφαλος *a*) Gehirn; *b*) Palmkohl“ verträgt nähere Erläuterung; was eine Klafter ist, werden wohl viele nicht wissen (die Entfernung der Fingerspitzen bei ausgespreizten Händen): die Anordnung der Artikel παράγω, προσαιτέω, πέδον ist verbesserungsbedürftig; ὡς kommt doch auch als Supplement des Partizips in der Anabasis vor sowie οὐδέ in der Bedeutung „nicht einmal“; ἔνι = ἔνεστι ist nur unter εἰμί geführt! Endlich wäre es notwendig, die Quantitäten der einzelnen Silben in der üblichen Weise festzustellen, also die naturlangen Silben als solche zu bezeichnen.

So sind unversehens eine Reihe von Wünschen des Rezensenten, aber auch Unvollkommenheiten des Buches zum Vorschein gekommen. Die letzteren tun aber der Brauchbarkeit des Buches keinen wesentlichen Eintrag; es bleibt vor allem in der Anlage, aber auch in der Ausführung gut und die etwas länglich geratene eben vorgebrachte Liste entspringt nur dem lebhaften Interesse, welches der Rezensent an der Arbeit genommen hat, zu deren Erfolg und Vervollkommnung er für seine Person durch seine Bemerkungen beizutragen wünscht.

Druck und Ausstattung sind gut; an Druckfehlern bemerkte ich σκόροδρον, νυκτερεύω und unter ἀτασθαλία Frenel; bei μαστεύω ist der erste Buchstabe abgesprungen.

Leoben. Dr. V. Bulhart.

Lateinische Schulgrammatik nebst einem grammatisch-stilistischen Anhang von Viktor Jäggi, Professor am Kollegium in Schwyz. Ingebohl, Kt. Schwyz. Verlag der Theodosius-Buchdruckerei Paradies, 1915. 223 S.

Eine lateinische Elementargrammatik Jäggis mit eingereihten Übungen steht an den unteren Klassen einiger Schweizer Lateinschulen schon seit Jahren in Verwendung. Nun legt ihr Verfasser ein Lehrbuch der lateinischen Grammatik vor, das die Schüler bis zum Abschluß ihrer Mittelschulstudien in Händen behalten können. Das Buch

wird sich gewiß als ein sehr brauchbarer Lehrbehelf erweisen, hauptsächlich wegen seiner löblichen Übersichtlichkeit, die sich aus des Verf.s Streben nach Einschränkung des Nebensächlichen ergibt. Freilich werden viele Lehrer diese Einschränkung in noch ausgedehnterem Maße üben und z. B. S. 81 die Bildung *empturio* von *emo*, S. 109 die Wendung *callens utriusque linguae*, S. 134 die Bemerkung 3 über den Gebrauch des Gerundivums, S. 158 die Bemerkung, daß besonders nach dem Verbum bewirken der bloße Konjunktiv ohne *ut* sich findet, als ein Zuviel ansehen und auch die Regeln über die abhängigen Bedingungssätze S. 172 etwas einfacher gestalten. Auch sonst wird sich an der Fassung einzelner Regeln noch bessern lassen; wenn es S. 84 heißt „Eigennamen gelten als Adjektiva" oder S. 132 „regelmäßig steht *facilis ad credendum*" oder S. 176 „der *coniunctivus potentialis* steht in zweifelnden Fragen", so muß das, auch wenn man diese Regeln nicht aus ihrem Zusammenhange herausreißt, zu Mißverständnissen führen. S. 121 ist das Beispiel für den bei *omnis* vorkommenden bloßen Orts-Ablativ *omnibus locis* durch ein bezeichnenderes zu ersetzen, etwa *omnibus oppidis*, da ja der Ablativ *locis* auch in Verbindung mit einem anderen Attribut gesetzt werden müßte.

Auch kleinere Versehen sind noch zu beseitigen: S. 59 steht *Sicilia* für *Sicilia*, S. 79 erscheint *heda* als lateinisches Wort, S. 120 steht *Tholam* für *Thalam*, *Praetoris* für *praetoris*, S. 122 *fixo* für *figo*, S. 137 *Augusto regnante* für *A. principe* oder *imperante*, S. 200 *Sagunto deleta* für *S. deleto*, S. 222 fehlt zu dem Stichwort Relativsatz die Zahl 227. Und warum heißt es im Titel einer Grammatik anstatt „nebst grammatisch-stilistischem Anhang" nicht bloß „nebst stilistischem Anhang"?

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Deutsche Schulausgaben. *a)* Goethe, Torquato Tasso, herausgegeben von Wilhelm Wittich, 7. Aufl., neu bearbeitet von Walter Schievelbein; Deutsche Heldensage, herausgegeben von M. Gorges, 2. Aufl.; Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag, nebst einer Auswahl von Gedichten, herausgegeben von Johannes Rönnberg; Dichter der deutschen Romantik, herausgegeben von Gottfried Lennarz. (Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker, Nr. 15, 28, 43, Ergänzungsband X) 1910, Paderborn. *b)* Herder, Abhandlungen, herausgegeben von Ernst Naumann, 1. Bändchen, 2. Aufl., 1910; E. T. A. Hoffmann, Meister Martin, der Küfner, und seine Gesellen, herausgegeben von Johann Černy, 1911. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.) Leipzig und Wien.

Hier sind sechs Bändchen deutscher Schulausgaben, die man mit geringfügigen Einschränkungen, einige auch unbedingt empfehlen kann. Die bei Schöningh erschienenen Büchlein sind etwas teuerer, aber auch in Einleitung und Anmerkungen reichhaltiger als die des Freytag-Tempsky'schen Verlags, manchmal zu reichhaltig. So wird in dem Tassobändchen eine Inhaltsübersicht des Werkes auf zehn kleingedruckten Seiten gegeben, die dem Schüler geistig gar nichts mehr zu tun übrig läßt, dann folgt ein elf Seiten langer Anhang mit einer nicht selten polemisierenden Aufzählung und Charakterisierung der benützten Schriften; weniger wäre hier wieder einmal mehr gewesen. Übrigens geht aus diesem Anhang hervor, daß dem Herausgeber Castles schöne Tassoausgabe (Wien, bei Gräser) leider fremd geblieben ist. Die Einleitung gibt einen Lebensabriß des Tasso, dann den Gang der Handlung in Goethes Werk (4½ Seiten außer der schon genannten Inhaltsübersicht), weiters eine eingehende (ach, zu eingehende) Analyse der Charaktere

(16 Seiten), die nötigen Angaben über die Entstehung der Dichtung und endlich einen Abschnitt: Ist Goethes „Tasso“ ein Drama? Hier würde man eine eingehende Erörterung der Frage, ob der Schluß tragisch oder versöhnend gemeint ist, erwarten; aber der sonst so breitspurige Herausgeber entscheidet sich kurz für die tragische Auffassung. Gegen Hettner und Scherer leugnet er auch scharf und bestimmt jeden Bruch in dem Drama. Dagegen sind die Fußnoten durchaus vorzüglich (IV 2, 187 ff. ist wohl nicht ganz aufrichtig, aber doch nicht ironisch gemeint, wie der Herausgeber erklärt) und die Zahl der Druckfehler ist gering.

Band 28 enthält nach kurzer Einleitung in Prosa abgefaßte, gelegentlich von einigen Gedichtstellen unterbrochene Inhaltsangaben der namhaftesten deutschen Heldensagen nach Uhland, Vilmar u. a. In einem Anhang folgen noch ganz knapp Beowulf, Oswald, Orendel, Parzival, Lohengrin und Tannhäuser; dabei ist namentlich im „Beowulf“ und im „Parzival“ auf Kosten der Verständlichkeit gekürzt. Unangenehm fällt die häufige Verwendung des papierenen „derselbe“ auf. Recht gut sind die Erläuterungen, die sich über historische Zusammenhänge, Fortleben und Ausgaben der Sagen verbreiten. Hier nur ein paar Bemerkungen dazu: Daß die von Tacitus bezeugten Lieder dieselben seien, die Karl der Große sammeln ließ (S. 136), ist nichts weniger als sicher, ja, nicht einmal wahrscheinlich. Bei Laurins Rosengarten (S. 152) war doch an den bekannten Gebirgsstock bei Bozen zu erinnern. Wo hat Heinrich von Veldeke die Artussage behandelt, wie S. 165 behauptet wird? Il. I 233 ff. schwört nicht Agamemnon bei seinem Herrscherstab (S. 167), sondern Achill bei dem Zepter, das bei Homer jeder Sprecher in der Versammlung erhält. Wenige, aber ärgerliche, weil meist bei Eigennamen begegnende Druckfehler entstellen das Büchlein.

Eine kurze und geschickte Einleitung orientiert in Band 43 über Mörike und seine Mozartnovelle. Die Anmerkungen sind sehr reichlich und geben namentlich feine Winke über die Sprachkunst des Dichters. Nur der Versuch, Mozart wienerisch reden zu lassen, ist, was dem Herausgeber entgangen ist, Mörike ganz mißlungen („Bi Gott!“ ist wahrhaftig nicht wienerisch). „Wie seine Westentasche kennt Mörike Wien; und doch ist er nie dagewesen“ rühmt Rönnberg von seinem Dichter auf S. 86; aber er ist kaum in der Lage, das nachzuprüfen, denn seine eigene Kenntnis Wiens ist höchst mangelhaft: Der „Hof“ ist nicht der größte Platz in Wien (S. 87), die Mölkerbastei ist kein Park (S. 87), das Kärntnertor (S. 90) besteht nicht mehr, der bekannte Altwiener Buchhändler hieß Trattner, nicht Trattnern (S. 98), wenn auch gewöhnlich „Bei Trattnern“ (Dat.) auf den Titelblättern steht, es gibt in Wien kein „Kais. Kunstmuseum“ (S. 99), sondern nur ein „Kunsthistorisches Hofmuseum“ und vollends heiter ist die Erklärung auf S. 97: „Die Wien ist ein Flüßchen, das in den südlichen Arm der Donau fließt; es heißt jetzt Donaukanal. Alt-Wien ist zwischen diesen beiden Armen (?) gebaut.“ 1 Gulden ist auch nicht = 2 M. (S. 89) und Karlsbad kein „Badeort für Fettleibige“ (S. 36), sondern ein Kurort für Magenleidende, namentlich solche, die sich an zu vielen guten Sachen den Magen verdorben haben, und wird darum schalkhaft von Frau Mozart ihrem genußfrohen Gatten empfohlen. Ew. (S. 46 f.) in „Ew. Gnaden“ ist natürlich nicht undeklinierbar, sondern Genetiv des Personalpronomens. Statt „Susanne zieht das Kostüm der Gräfin an“ soll es in der Inhaltsangabe des „Figaro“ (S. 53) heißen: „Susanne und die Gräfin tauschen die Kleider“. Der Singular von „*commedianti*“ heißt „*commediante*“ (S. 59), „Kügelgens“ (S. 82) ist keine „sonderbare“ Form, sondern einfach die des 18. Jahrhunderts, Apollo endlich kann nicht „unter einem Öl- und Palmenbaume geboren“ sein (S. 75). Übrigens bedürfen doch Apollo, Demeter, Tiberius oder so elementare Ausdrücke wie Pomeranze, Karosse, Reminiszenz, instinktmäßig, Zofe,

Farke, Symbol, Stiege, Legion, Dialog für Leser, denen man Mörikes feine Novelle vorsetzt, keiner Erläuterung; ebensowenig zur Sache gehörig sind die breiten Erörterungen über die neun Musen (S. 49) und über das Orchester in alter und neuer Zeit (S. 100 f.). Einwandfrei ist Auswahl und Erklärung bei den Gedichten.

In dem Bändchen „Dichter der deutschen Romantik“ werden Gedichte von beiden Schlegel, Tieck, Novalis, Brentano, Arnim, Fouqué, Chamisso, Eichendorff, Wilhelm Müller und Ernst Schulze mit kurzen, meines Erachtens sogar ein wenig zu knappen Biographien der Dichter geboten. Über die Auswahl mag ich mit dem Herausgeber nicht rechten, hier wird jeder anders empfinden; nur daß aus dem Zyklus „Frauenliebe und Leben“ nicht eine Probe geboten wird, ist wohl kaum zu verantworten. Voraus geht der Sammlung ein Literaturverzeichnis und eine vorzügliche Einleitung über die leitenden Ideen der Romantik, in der ich nur die Darlegung der politischen Anschauungen der Romantiker und ihrer Stellung zur Frauenfrage vermisse; das sind Dinge, über die auch ein Schulbuch nicht hinweggehen darf. Überflüssig finde ich es, wenn S. 20 „Bug“ und S. 40 „Phöbus“ erklärt werden, dagegen vermisse ich Erläuterung zu „Kunstberg“ (= Parnaß) in Fr. Schlegels „Rheinfahrt“, nähere Angaben über Calderon, seine noch lebendigen Werke und die Gründe seiner Beliebtheit bei den Romantikern (zu Fr. Schlegels Sonett „Calderon“), die Erklärung des Decknamens Novalis, die eingehende Aufhellung von Brentanos Wahlspruch am Schluß des Gedichtes „Eingang“, die bergmännische Erläuterung zu Strophe 6 seines „Frühlingsschreis“, eine Erwähnung der mannigfachen Anklänge an Goethe, Schiller, Uhland in Chamissos „Nachhall“. Heinrich von Collin ist wohl kein Dramaturg (S. 150), sondern ein Dramatiker und Eichendorffs Dramen würde ich lieber nicht loben, wie es auf S. 152 geschieht. Sonst ist den Anmerkungen bis auf ein paar Druckfehler (Dilthey wird zweimal falsch geschrieben) nur Gutes nachzusagen.

Das Herder-Büchlein enthält drei Abhandlungen aus den „Fragmenten“, nämlich „In der Dichtkunst ist Gedanke und Ausdruck wie Seele und Leib“, „Ein wahrer Dichter muß in seiner Sprache schreiben“, „Idiotismen sind der Nation, den Schriftstellern selbst und den Sprachweisen nützlich“, weiters zwei ein wenig gekürzte aus den „Blättern von deutscher Art und Kunst“, nämlich den Ossian- und den Shakespeare-Aufsatz und endlich eine 1773 erschienene „Von Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst“, die der Volksliedersammlung bedeutungsvoll präludiert. Die sehr sorgfältigen Anmerkungen (27 Seiten) scheinen reichlich und bieten doch, wenn man die ungemeine Schwierigkeit des Gegenstandes und den Umstand erwägt, daß dieses Bändchen wohl fast stets dem Privatfleiß einzelner überlassen werden muß, noch immer nicht völlig genug. Concetti (S. 20) ist als *term. techn.* mit „witzige Gedanken“ nicht ausreichend erklärt, die Ossian-Frage mußte eingehender dargelegt, vom Beschwörungslied der Hervor (S. 42) Näheres gesagt werden; ein Schulbuch dürfte nicht ungenau von der Shakespeare-Übersetzung von A. W. Schlegel und L. Tieck (S. 116) reden, unter den antiken Dramen, welche die Einheit des Ortes nicht kennen (S. 117), mußten außer dem „Aias“ des Sophokles auch die „Eumeniden“ des Aischylos genannt werden, „Spanisch-Seneca'sche Helden“ (S. 70) bedürfte für den Schüler einer Erläuterung, ebenso die Wendung „nachäffen und mit der Walnußschale davonlaufen“ (S. 72) oder „die walische Poesie“ (S. 86) und die „Kämpe-Viser“ genannten nordischen Heldenlieder sind mit „alte lyrische Gedichte“ (S. 126) weder ausreichend noch ganz richtig erklärt. Nach diesen kleinen Bemängelungen soll jedoch die Verdienstlichkeit der kurzen Einleitung und des Kommentars noch einmal ausdrücklich anerkannt werden.

Ganz vorzüglich aber ist die Einführung, die Černy Hoffmanns Alt-Nürnberger Novelle vorausgesandt hat. Auf eine treffende Dar-

stellung von des Dichters Leben und schriftstellerischer Eigenart folgt eine feinsinnige Darlegung der literarhistorischen Voraussetzungen, der Charaktere, der Komposition, der Sprache und der Nachwirkung des „Meister Martin", die den strengsten Anforderungen genügt. Eine Reproduktion des Bildes von Kolbe, das den Anstoß zur Abfassung dieser Novelle gab, ist dem Bändchen vorangestellt. Der Kommentar ist sparsam, insofern er den Genuß des Kunstwerkes nie ohne Not unterbricht, und doch völlig ausreichend. Nur einige Kleinigkeiten seien angemerkt: S. 15 heißt es: „Neben Heine ist er (Hoffmann) der im Auslande am meisten gelesene deutsche Dichter"; hier müßte doch noch Goethe genannt werden, ebenso wie unter den Werken, die in der Tradition von „Meister Martin" stehen (S. 33), neben dem „Hans Sachs" Lortzings auch desselben Komponisten „Waffenschmied" nicht vergessen werden dürfte, zumal da Černy den Stoff selbst auf S. 26 gestreift hat. Marthe ist keine ältere Frau, wie der Herausgeber auf S. 25 behauptet, sie ist nach dem Dichter selbst (S. 54) „ein junges Weib mit fünf Knaben, von denen der älteste kaum acht, der jüngste kaum ein halbes Jahr alt sein mochte". Daß ihr Gespräch mit Rosa „deutlich an die zweite Szene im ‚Kaufmann von Venedig' erinnert" (S. 84, Anm.), wird auch nicht jeder finden. Endlich scheint mir die Wendung „Fausts Anrede Gretchens" (S. 75, Anm.) nicht sehr glücklich. — Da auch die Zahl der Druckfehler sehr gering ist, scheint mir diese Ausgabe die gelungenste der hier angezeigten.

Triest. Alfred Nathansky.

King Lear. *Adapted for the Use of Schools, and with a full English Commentary, supplemented by German Equivalents by Wm. Neumann,* Ph. D. Leipzig, Roßberg, 1911. („Neusprachliche Reformbibliothek": Herausgeber B. Hubert und R. Kron. 29. Band.) XIII und 98 S.; Notes 61 S.

Die kurze, englisch geschriebene Einleitung behandelt Leben und Werke Shakespeares, dann das Wichtigste über die Entstehungsgeschichte des „*King Lear*" und bringt zum Schluß einen kurzen Abriß über die Eigentümlichkeiten der Shakespeareschen Grammatik, soweit diese für den speziellen Zweck in Betracht kommen. Auch das Versmaß wird kurz besprochen und erklärt.

Die Lektüre dieses Dramas macht bei gewissenhafter Benützung des Heftchens mit den ‚Notes' keine Schwierigkeiten. Denn außer den englischen Paraphrasen schwierigerer Textstellen finden sich unter dem Strich in fast verschwenderischer Fülle die deutschen Bedeutungen zahlreicher, auch leichter englischer Vokabeln. Es scheint dies das Prinzip der neusprachlichen Reformbibliothek zu sein. Die Anmerkungen sind leider nicht gleichmäßig gearbeitet. Verständliches ist oft breit erklärt, Schwierigeres dagegen übergangen. Ungenügend und zum Teil falsch erklärt ist z. B.: zu S. 54, Z. 27: . . . *cannot suffer T' obey in all your* usw.; zu S. 60, Z. 10 ist *My Lord of Gloster* mit *traitor Gloster* verwechselt. Zu 65, 35 ist *confinèd*, 83, 37 ist *even* unrichtig erklärt. Der Text weist außer den S. XIII angeführten Druckfehlern noch einige andere auf, z. B. 49, 33: *hey, ho* (in den ‚Notes' richtig!), S. 62, 36 steht *Dower* statt *Dover*, 72, 8 *forth* statt *fort*, 82, 9 *do* statt *to* u. a. Zahlreich sind die Druckfehler in den ‚Notes', nicht bloß englische, sondern auch deutsche, was von großer Flüchtigkeit zeugt. Vielfach fehlt die Aussprachebezeichnung, besonders bei Dialektstellen. Der Ausgabe ist eine gute Abbildung zur Textstelle S. 76, 36 f. vorangestellt.

Freistadt, Ob.-Öst. Dr. Josef Dörfler.

Theodor Lindner, Die Weltlage Europas seit den Befreiungskriegen. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 14. März 1914. Druck und Verlag von B. G. Teubner. (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden, Band VI, Heft 4.)

Wer sich über die Ereignisse politischer Natur und die wichtigsten Fortschritte auf dem Gebiete des gesamten Kulturlebens vor dem Kriege einen guten Überblick verschaffen will, findet den Gegenstand in dieser kleinen, aber gehaltvollen Schrift von 27 Seiten in trefflicher Darstellung vor. Es ist der Wandel in der Entwicklung der heutigen Großmächte, deren Zahl um drei gewachsen ist und von denen die eine in dem Maße gestiegen, in dem die andere gesunken war, dem der bekannte Verf. der trefflichen Weltgeschichte seine Feder geliehen hat. Für die Orientierung in dem Werdegang der großen Politik seit 1815 bietet das Schriftchen einen trefflichen Leitfaden und mag daher von dieser Stelle aus bestens empfohlen sein.

Graz. J. Loserth.

Paul Hage, Deutschlands Freunde und Feinde. Kurze Staatenbeschreibung mit besonderer Rücksicht auf die Kriegslage. Verlag von Peter Hobbing, Steglitz 1914.

Der Gedanke, der diesem Büchlein zum Leben verholfen hat, ist an sich zweifellos gut. Leider aber scheint der Verf. seine Aufgabe mit mehr Begeisterung als Sachkenntnis begonnen zu haben. Auf S. 3 findet sich wörtlich folgende auf unsere Monarchie bezügliche Stelle: „Seit dem 2. Dezember 1848 regiert (nach seines Oheims — Franz Joseph I. — Abdankung) Franz Joseph II." Diese Leistung genügt wohl, um mir das Recht zu geben, vor dem Buche, das sonst auch Gutes enthalten mag, zu warnen. Wie der sonst treffliche Verlag derartiges hat bringen können, ist unbegreiflich. Man kann gegen Flüchtigkeiten, zumal bei Büchern, die aus dem Bedürfnisse des Augenblickes geboren sind, milde sein, aber die Kenntnis der einfachsten Tatsachen wird man wohl immer verlangen müssen.

Wien. B. Imendörffer.

Die Kämpfe mit Hendrik Witboi 1894 und Witbois Ende. Von Theodor Leutwein, Generalmajor und Gouverneur a. D. Aus der Sammlung „Voigtländers Quellenbücher", Band 5. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 60 Pf.

Die unter dem obigen Titel im bekannten Voigtländerschen Verlage erscheinende neue Sammlung, die bereits bis zum 22. Bande gediehen ist, kann nicht genug empfohlen werden. Das hier in Rede stehende Bändchen gibt eine der interessantesten Episoden der langjährigen Kämpfe des Deutschen Reiches um seine afrikanischen Besitzungen. Kein Berufenerer als General Leutwein, der hier nicht nur als Augenzeuge, sondern als eine der meistbeteiligten Hauptpersonen berichtet, hätte die geschilderten Ereignisse darstellen können. Die frische Anschaulichkeit der erzählenden Teile, die lebendige Wirkung der veröffentlichten Urkunden, die uns die ganze schwere Zeit sozusagen miterleben lassen, geben dem Büchlein seinen eigenartigen Reiz und seinen Wert. Auch in unseren Mittelschulen werden sich einzelne Teile des Werkes ganz gut gelegentlich zur Belebung des Unterrichtes verwerten lassen.

Wien. B. Imendörffer.

Die Orientierung im Freien von Orestes Ritter Bischoff, v., k. u. k. Hauptmann i. R., Obergeometer der k. k. Staatsbahnen. Zweite, erweiterte Auflage. In Kommission bei L. W. Seidel & Sohn, Wien 1913. Kl. 12⁰. 72 S. 1 K 40 h.

Das kleine, gefällig aussehende Büchlein setzt einen Leserkreis ohne jede geographische Schulbildung voraus. Es will Mittel an die Hand geben, um sich im Freien mit oder auch ohne Karte zurechtzufinden. Zum Teil wurde der Verf. zu dem kleinen Versuche angeregt durch die in Schwang kommenden „Pfadfinder", deren berechtigtes Dasein doch nur für die überseeischen Kolonien gilt. Selbstverständlich konnten auf so engem Raume nur im allgemeinen Winke gegeben werden, die im Ernstfalle wenig oder keinen Nutzen bringen dürften. Zudem sind einige Unrichtigkeiten unterlaufen, die leicht verhängnisvoll werden können. So meint der Verf. (S. 2), daß die Sonne um 9 Uhr a. m. in SO, um 3 Uhr p. m. im SW steht. Das ist ungenau und nur für die Pole zutreffend, weil hier Stunden- und Vertikalkreise zusammenfallen. In unseren Breiten (50⁰ n.) steht die Sonne in den Monaten Oktober bis Januar schon eine Viertel- bis eine halbe Stunde **vor** 9 Uhr im SO. In den übrigen Monaten verspätet sie sich mit den wachsenden Tagesbogen und erreicht im Juni-Juli erst gegen 10½ Uhr den SO-, um 4 Uhr den SW-Vertikal. Übrigens ist der erwähnte Irrtum in Laienkreisen ziemlich weit verbreitet. Bei Besprechung der österreichischen Spezialkarte 1:75.000 (S. 39) wird von „horizontalen" Ausdehnungen gesprochen, die in der Karte 75.000mal kleiner gezeichnet werden. Zur Vermeidung von Mißverständnissen müßte statt dessen „lineare" Ausdehnungen gesetzt werden. Jedenfalls werden Leute, denen die perfekte Fertigkeit des Kartenlesens mangelt, in fremden Gegenden gut tun, sich einen Führer zu nehmen oder sich den Weg genauest erklären zu lassen.

Wien. G. Juritsch.

Gustav Rusch, Lehrbuch der Geographie für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. III. Jahrgang. Österreichisch-Ungarische Monarchie. 7. Aufl. Wien 1914, Pichlers Witwe.

Das mit Bildern prächtig ausgestattete vortreffliche Lehrbuch enthält gegenüber der früheren Auflage nur wenige Veränderungen, die meist durch die Ergebnisse der Volkszählung veranlaßt wurden. Der Verf. konnte, soviel ich ersah, die Verschiebungen noch nicht berücksichtigen, die sich bei den Nationalitäten und Religionsbekenntnissen ergaben (z. B. Steiermark 7 Deutsche, 3 Slowenen; auch 99% Katholiken ist nicht mehr richtig). Einzelne Versehen wiegen nicht schwer (bei Steiermark: die Glashütten des Bachers sind alle verschwunden, die Hauslodenerzeugung ist nicht mehr anführenswert; das obere Pettauerfeld ist unfruchtbar; bei den Thermen an erster Stelle Neuhaus, Poetovio).

Graz. Hans Pirchegger.

Lehrbuch der Trigonometrie mit vielen Aufgaben und Anwendungen. Von Dr. F. Bützberger, Professor an der Kantonschule Zürich. 6., verbesserte und vermehrte Aufl. Zürich 1916, Orell Füßli. 98 S. Preis geb. 2 Fr.

In seiner Anlage zeigt dieses schöne Lehrbuch eine Dreiteilung: Zuerst wird das rechtwinklige Dreieck betrachtet, wobei nur die Funktionen spitzer Winkel und auch ihre (fünfstelligen) Logarithmen zur Anwendung gelangen; im zweiten Teil wird das schiefwinklige Dreieck untersucht und die direkte Ableitung der vier Grundformeln gebracht;

im dritten Teil, der Goniometrie, der nahezu die Hälfte des Buches gewidmet ist, wird der Koordinatenbegriff zur Erweiterung der goniometrischen Funktionen benützt, es wird das Additionstheorem samt den aus ihm sich ergebenden Formeln abgeleitet, wobei auch der Projektionssatz, die Anwendung eines Hilfswinkels und der Begriff des Doppelverhältnisses zur Sprache gelangt. Die zahlreichen guten Figuren, insbesondere die Kurvendarstellungen für die Funktionen und ihre Logarithmen unterstützen die klare, präzise Darstellung aufs beste. Besondere Erwähnung verdient das der Geschichte der Trigonometrie gewidmete Vorwort und die reichhaltige, überaus interessante Aufgabensammlung, die in wohldurchdachter Anordnung die mannigfachsten Anwendungsgebiete der Trigonometrie berücksichtigt und vielfache Anregungen bietet. So erfüllt dieses Lehrbuch seinen Zweck in ganz vorzüglicher Weise und kann nicht nur dem Lernenden, sondern auch dem Lehrer aufs wärmste empfohlen werden.

Von Druckfehlern seien die folgenden hier vermerkt: S. 1, Z. 2 soll wohl statt „seines" gelesen werden „eines"; S. 14, Z. 5 ist „er" zu ersetzen durch „sie"; S. 51, Z. 5 v. u. ist zu lesen „Einheitskreis"; S. 67, § 37 in Aufg. 2 soll der erste Winkel $60^0 + \alpha$ lauten; S. 74 in Aufg. 73 dürfte die Winkelangabe im zweiten Gliede wohl heißen $2x - \alpha$; S. 79, Z. 9 ist statt $\sin \gamma$ zu lesen $\sin y$; in der Aufg. 81, S. 93 dürfte auch ein Druckfehler vorliegen.

Wien. Prof. Wolletz.

Dr. Jakob Lorscheid, Lehrbuch der anorganischen Chemie. 20. und 21. Auflage, herausgegeben von Dr. Friedrich Lehmann. Mit 153 Abbildungen und einer Spektraltafel in Farbendruck. Freiburg im Breisgau 1913, Herder. 8⁰. 336 S.

Die Ausstattung des Buches und die Art der Darbietung des Stoffes sind bei der neuen Auflage dieselben geblieben. Dabei sind die wichtigsten Erscheinungen der neuesten Zeit gewissenhaft verwertet worden: so wurden aufgenommen die Hochdrucksynthese nach Haber und die Reindarstellung des Radiumelementes durch Frau Curie und A. Debierne. Dem Thorium, ferner dem Wolfram und dem Tantal wurde eine eingehendere Behandlung zuteil als früher. Zweckentsprechend umgearbeitet wurden der Abschnitt über die Wertigkeit der Elemente, der Bleikammerprozeß sowie das Kapitel über die allotropen Formen des Phosphors und noch manches andere. Die Atomgewichtszahlen sind den neuesten Ergebnissen entsprechend richtiggestellt worden, die statistischen Angaben haben auf Grund der amtlichen Veröffentlichungen zeitgemäße Abänderung erfahren.

Von der weiten Verbreitung und vielfachen Verwendung des Lehrbuches spricht die ungemein rasche Aufeinanderfolge der Auflagen: Auch zwischen dem Erscheinen der 19. Auflage und der vorliegenden Neubearbeitung liegen nur zwei Jahre.

Wien. Joh. A. Kail.

Prof. Dr. Bastian Schmid, Biologisches Praktikum für höhere Schulen. 2., verbesserte Aufl. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner.

Seitdem die sogenannten Schülerübungen an den mittleren Schulen eingeführt worden sind, mehren sich die Publikationen über anatomisch-physiologische Praktika. Das vorliegende Heft verfolgt dieselben Ziele, ohne besondere Eigentümlichkeiten aufzuweisen. Eine wirkliche Einführung in die Praxis des biologischen Untersuchungswesens bietet es

wohl nicht, sondern nur Anweisungen für den Gang der Untersuchungen, vornehmlich zur Orientierung des Lehrers geeignet. Das Beste sind die vielen guten Abbildungen und Tafeln.

Wien. Dr. Franz Noë.

Programmschau.

Dr. Karl Vik, Vom Atelier des Brygos. Programm des k. k. Staatsgymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Graben 1915. 19 S. mit zwei Abbildungen.

Es verdient Anerkennung, daß der Verf. in unserer ernsten Zeit Muße und Ruhe für eine wissenschaftliche Abhandlung fand, in der er im Rahmen eines Programmaufsatzes eine Monographie des attischen Schalenmalers Brygos gibt und eine zweifache Aufgabe zu lösen sucht: 1. Den Versuch einer Ergänzung des Bildes von der Wirksamkeit des Brygos und 2. Stellungnahme innerhalb gewisser, die griechische Vasenkunde berührender Fragen. In sechs Abschnitten: Brygos' Persönlichkeit, die neue signierte Schale, die Chronologie der signierten Brygos-Schalen, unsignierte Schalen des Brygos, andere Weingefäße und unsignierte Lekythen des Brygos kommt er auf Grund eingehender Literaturkenntnis zu den annehmbaren Ergebnissen: Brygos war ein Thraker, der in Athen als Metöke lebte und seine Vasen selbst malte oder drehte; der Beginn seiner künstlerischen Tätigkeit fällt vor 500 v. Chr., die neue signierte Schale um 490 v. Chr.; seiner Hand sind zwei Rhytongefäße zuzuweisen; in seiner Werkstätte wurden außer Schalen auch Lekythen gefertigt. Die Arbeit verdient volle Beachtung seitens aller Freunde griechischer Kunst.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Prof. Isidor Hopfner, Das keltische Ara in Flußnamen. XXIV. Jahresbericht des öffentlichen Privatgymnasiums an der Stella Matutina zu Feldkirch, 1914/15.

Ausgehend von der Tatsache, daß *Ara* als selbständiger Flußname sowie als Stammwort abgeleiteter Flußnamen vorkommt, stellt der Verf. die Behauptung auf, daß auch auslautendes *-ara* in Flußnamen, wie *Isara, Iscara, Labara, Samara, Vindara* usw. durchwegs nicht als Suffix, sondern als das Wort *ăra* „Fluß“ (ursprünglich „Ufer“) aufzufassen sei, das wiederum im Ablautverhältnis zu lat. *ora* stünde; in den neukeltischen Sprachen sei jenes Wort im irischen *airer* „Küste“ (Grundform *ar-ja-ro-m*, nicht *ja-ro*, wie Verf. irrtümlich druckt) und *for-ar* „*finis*“ enthalten. Anschließend gibt er dann eine vollständige Zusammenstellung aller Flußnamen, die im zweiten Gliede *-ara* enthalten.

Daß das *-ara* in einer Reihe von angeführten Flußnamen wirklich ein selbständiges Wort ist, dürfen wir unbedenklich annehmen und es ist zweifellos ein Verdienst des Verf.s, als erster nachdrücklich darauf hingewiesen zu haben. Entschieden zu weit gegangen ist es aber, in jedem Falle dies *-ara* als selbständiges Wort in Anspruch zu nehmen; da anderweitig *-ara* als bloßes Suffix sehr häufig ist, ist kein Grund vorhanden, warum es nicht auch in Flußnamen vorkommen sollte. In einigen Fällen ist *-ara* ganz gewiß ein bedeutungsloses Suffix, so in *Isara* (genau = griech. ἱερά „kräftig“), wie auch der alte irische Eigenname *Isaros* zeigt, ferner in *Labara* „die Geschwätzige“, genau dem kymrischen Adjektiv *llafar* „geschwätzig“ entsprechend, u. a. m.

Von kleineren Irrtümern seien noch hervorgehoben: Das irische *rian*, masc. „Meer" (älter *rēnos*) beweist, daß wir nicht berechtigt sind, statt *Rhēnus* ein keltisches *Rhēnā* anzusetzen (S. 9). Der Personenname *Brigida* enthält kein Suffix *-idā* (S. 10, Anm.); dieses geht vielmehr hier auf keltisch *-antī* zurück. Es ist nicht *biv-ora* (S. 17), sondern *bivo-ra* abzuteilen. Der Name „Tauber" setzt eine Grundform mit langem *u* voraus! (S. 18).

Wien. Julius Pokorny.

---

1. **Paul Pirker, L. A. Schubart.** Eine Monographie, I. 37 S. —
2. **Mario Filzi, Beitrag zu einem unterländischen Idiotikon** (Fortsetzung, 8 S.). Programm der Staatsrealschule in Pola, 1914.

Wir erleben in unserer Zeit an Siegfried Wagner ein neues Beispiel des alten Erfahrungssatzes, daß es auch leidlich begabte Menschen im Schatten eines titanischen Vaters schwer haben, sich durchzuringen. Einem weniger geläufigen Fall dieser Art widmet Paul Pirker ein Lebensbild, Ludwig Albrecht Schubart, dem einzigen Sohne des Gefangenen vom Hohenasperg, und eine Würdigung seiner Werke in einer Fortsetzung wird in Aussicht gestellt. Grundlagen sind L. Schubarts Briefwechsel und seine 1793 anonym erschienene Selbstbiographie, deren in Zweifel gezogene Verfasserschaft mir ebenso wie Pirker festzustehen scheint. Das Argument gegen Schubarts Autorschaft, daß in der in der dritten Person gehaltenen Biographie das Geburtsjahr falsch angegeben ist, hätte Pirker leicht mit dem Hinweis auf Lortzing widerlegen können, in dessen fraglos echter Autobiographie derselbe Verstoß (neben zahlreichen anderen) vorkommt. Des Vaters Feuergeist und Vagabundenblut erscheint in dem Sohne, der eine Zeitlang die diplomatische Laufbahn im Dienste Preußens beschritt — schon der Vater war gut Fritzisch gewesen — abgeklärt und verdünnt, mehr in den Briefen als in Taten lodernd. Aber er blieb für die Welt im Guten wie im Bösen nur seines Vaters Sohn und wie diese Eigenschaft ihm die preußische Anstellung erwirkte, so trug sie ihm das ganz ungerechtfertigte Mißtrauen der württembergischen Regierung ein. Pirkers Abhandlung, die in einen Vergleich der beiden Männer ausmündet, bringt mancherlei Interessantes aus den Briefen, aber sie liest sich nicht glatt infolge sehr mangelhafter Überwachung des Druckes und stilistischer Flüchtigkeit („illegitimer Condottiere" [?], „neben dem Leben Marie Antoinettens und den diesbezüglichen Arbeiten über seinen Vater", „ich halte diese Kritik für Hauff als bezeichnend", „Schubart hatte sich nicht für berufen gefühlt" u. a. m.; namentlich den Eigennamen ist übel mitgespielt worden).

Angeschlossen ist die Fortsetzung zu Dr. Filzis in den Jahresberichten von 1911—1913 veröffentlichten Sprachproben aus dem Unterinntal und dessen Seitentälern. Diesmal liegt ein Wörterbuch von „*oba*" bis „*fakieffn*" vor, bei dem natürlich die Buchstaben B und D fehlen, weil die hiehergehörigen Wörter unter den entsprechenden Tenues zu suchen sind. Ö ist ganz gut gleich hinter E gestellt, weil es fast durchaus schriftdeutsches E vertritt (*ölat* = Elend), die in der Schriftsprache mit V anlautenden Wörter stehen selbstverständlich unter F. Die Zusammenstellung ist interessant und nützlich.

Triest. Alfred Nathansky.

Franz Zechner, Zur großen Gegenwart. Geschichtliche Umrisse für die österreichische studierende Jugend. K. K. Staatsoberrealschule in Troppau, 1915. 20 S.

Ein gut gemeinter, gewiß von ehrlicher Begeisterung getragener Aufsatz, dem freilich unverkennbare Zeichen der Gelegenheitsarbeit an-

haften und über dessen Dauerwert wohl geteilte Meinungen bestehen dürften, liegt hier vor. Der erste Abschnitt „Entwicklung der Föderationen im Weltkrieg" — vom überflüssigen Fremdwort abgesehen eine etwas unklare Bezeichnung — bringt einen kurzen Überblick über die politische Geschichte Europas seit dem Berliner Kongreß, wie er in jedem neueren Lehrbuch enthalten sein muß. Die nächsten Seiten bringen eine Zusammenstellung der Kriegserklärungen vom Ultimatum Österreich-Ungarns an Serbien bis zur italienischen am 23. Mai 1915. Eine kurze Charakteristik der beiden Kaiser als Führer und Erzieher des Volkes führt zu dem m. E. wertvollsten vierten Abschnitt über Volksopfer und Kriegsfürsorge, während den Beschluß das gewiß ewig denkwürdige, auch sprachlich vollendete Manifest vom 28. Juli 1914 bildet, das wohl künftighin in die Lehrbücher aller österreichischen Schulen aufgenommen werden wird.

Mag auch manche Nachlässigkeit, wie das auffallend häufige Fehlen der Beistriche, der Druckerei zur Last fallen, etwas sorgfältigere Fassung hätte dem doch offenbar für die Schüler bestimmten Aufsatze wahrlich nicht geschadet, auch wenn er dabei kürzer ausgefallen wäre. Nur einige Proben: „Ein kaiserliches Irade . . . verkündete den aufhorchenden Moslemin allen . . . (?)", S. 9; „Ein elektrischer Wirbelwind ergriff . . .", S. 12; „Montenegro schleuderte seine Kriegserklärung an die Monarchie . . .", S. 8; endlich die vielen leicht ersetzbaren Fremdwörter, z. B. „Satelliten", „Suprematie", „Allianzen", „Revancheaktion" u. s. f. Dem Schüler sollte bei solcher Gelegenheit ein Musterbeispiel der Darstellung geboten werden.

Graz. Dr. Max Hoffer.

Prof. Raimund Kobza, Der Krieg ein Kampf der Staatsideen. Programm der Landesoberrealschule Znaim, 1915. 35 S.

Die Abhandlung nimmt von den Ereignissen, die den Anlaß zum Ausbruch des Weltkrieges gegeben haben, ihren Ausgangspunkt und schreitet dann in selbständiger Durchdenkung der Probleme fort zu den Fragen der Ursachen, der sittlichen Berechtigung und Notwendigkeit des Krieges überhaupt. Dabei tritt für den Verf. der Kampf der Staatsideen in den Vordergrund. Der Krieg ist ihm „eine Art Gerichtsvollstreckung, die ein wirkliches oder vermeintes höheres Staatsideal an einem trotzigen anderen vollzieht" (S. 17). Sehr richtig wird die vielverbreitete Ansicht, daß der Offensiv- oder Defensivcharakter für die Berechtigung eines Krieges schon entscheidend sei, abgelehnt. Der Stil und die Darstellungsweise sind lebendig und anregend, auch manche glückliche allegorische Wendung taucht auf. Einer Deutung der Farben der Rosse der apokalyptischen Reiter (λευκός, πυρρός, μέλας, χλωρός) auf die österreichisch-habsburgischen Farben weiß-rot, schwarz-gelb kann ich mich allerdings, so gut sie auch gemeint ist, nicht anschließen.

Wien. Dr. Richard Meister.

Dr. P. Wanie, Die staatsrechtliche Stellung Egers seit der endgültigen Verpfändung an Böhmen (1322) bis zur Erwerbung des Königreiches durch die Habsburger (1526). Programm des Staatsobergymnasiums in Teplitz-Schönau 1914. 16 S.

Die vorliegende, recht sorgsam gefeilte Arbeit ist der zweite Teil der im Programme des Staatsgymnasiums in Eger, Schuljahr 1912/13, veröffentlichten Untersuchung. Während jetzt sämtliche Staaten in Bedarfsfällen Anlehen aufnehmen, waren die Könige im Mittelalter genötigt,

einzelne Städte oder sogar Landesteile zu verpfänden. Die Erträgnisse aus Steuern und Zöllen nebst den anderen Giebigkeiten bildeten für den Pfandnehmer das Erträgnis der ausgeliehenen Summe oder der nicht erhaltenen Zahlung. So entstand eine Zwitterstellung betreffs des Pfandobjektes: rechtlich gehörte es dem Pfandgeber, faktisch dem Pfandnehmer. Manchesmal war die Verpfändung nur eine verschleierte Gebietsabtretung. Vorübergehend waren fast alle größeren Städte Nordböhmens im Pfandbesitze von Meißen oder Thüringen. Die Verpfändung des Egerlandes, zuerst an die Přemysliden, dann an die Luxemburger, war nun für diese beiden Häuser von hoher Bedeutung. Es bildete die vierte Ecke des Landes mit dem Oberlauf der Eger und mit den Übergängen zur Naab, Saale und zum Main. Mithin ging das Streben dahin, es mit Böhmen staatsrechtlich organisch zu verbinden. Für Eger hingegen wäre es vorteilhafter gewesen, wenn die deutschen Könige das Egerland eingelöst hätten. Wenn wir nun eine Anzahl von Privilegien der böhmischen Könige für Eger ausgestellt finden, so folgt daraus mitnichten, daß Eger mit besonderer Sorge bedacht wurde. Eger bekam nicht mehr Rechte und Freiheiten als die anderen königlichen Städte des Reiches des hl. Wenzel. Aber eben weil sie derselben Rechte teilhaftig wurden, sollte die Angliederung erfolgen, sollten die Egerländer vergessen, daß sie früher unmittelbar zum Deutschen Reiche gehörten. Nur wurde dieses deshalb nicht so schnell erreicht, weil das Egerland kirchlich zur Diözese Regensburg gehörte und Pfarrer und Lehrer von hier ihre Bestellung holen mußten. Als mit den hussitischen Kriegsstürmen durch die unglückliche Hauspolitik der Luxemburger die früher fast ganz deutschen Städte Böhmens tschechisch wurden, hat sich an dem strammen deutschen Sinne des Egerlandes die slawische Welle gebrochen. Eger hatte in diesen Jahren des Sturmes gewaltige Opfer an Geld und Menschen gebracht und mußte endlich doch irgendwie entschädigt werden. Da ist es hoch bezeichnend für die Auffassung am damals tief verschuldeten luxemburgischen Hofe, daß Kaiser Siegmund geruhte, den Egerern zu gestatten, sich auf eigene Kosten einen „Stadttrompeter" zu halten! Eine ähnliche Behandlung erfuhr die allzeit königstreue Stadt Pilsen, nachdem es in einer mehr als einjährigen Belagerung große Verluste an Leuten und Vermögen erlitten. Pilsen durfte, offenbar als Entschädigung, in sein Stadtwappen das Bild eines Kamels aufnehmen! Solche Behandlung hätten die deutschen Städte bereits gewöhnt sein können, nachdem Siegmunds Bruder, König Wenzel IV., den Brüxern als Dank für die großen und merklichen Dienste, als er sich in großen Nöten und in Gefangenschaft befand, und ebenso für die Hilfe im Kriege gegen Meißen allergnädigst erlaubte, bei den Amtssiegeln für alle künftigen Zeiten grünes statt des bisherigen weißen Wachses zu gebrauchen. Eger und die übrigen Städte wurden von den luxemburgischen Königen trotz der erteilten Privilegien buchstäblich ausgesaugt und nicht minder die damaligen zahlreichen Klöster. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß Eger die Zugehörigkeit zum Reiche nicht vergaß. Zur staatsrechtlichen Stellung hätte auch die Frage erörtert werden sollen, wann und unter welchen Umständen die Städteboten an den böhmischen Landtagen teilnahmen. Nur nebenher sei bemerkt, daß die auf S. 11 erwähnten Kongresse nicht das Konstanzer-, sondern das Baseler-Konzil betrafen. Ein ähnliches Thema behandelte Werhold in den Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Jahrgang 36. Übrigens ließ der Verf. in derselben Zeitschrift (Jahrgang 51, 1912, S. 182—201) eine Abhandlung über „die geschichtliche Entwicklung der Stadt Eger bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts" erscheinen.

Wien. G. Juritsch.

Karl Gunz, Der innere Walgau und seine Nebentäler. Eine geomorphologische Skizze. Jahresbericht 1915 des k. k. Staatsgymnasiums in Feldkirch.

Diese Skizze behandelt ein namentlich von Rothpletz geologisch durchforschtes Gebiet vom Standpunkte der modernen Geomorphologie. Es werden besprochen: die Orographie des Gebietes, die Gesteinsarten und die Gebirgsbildung, womit der geologische Aufbau gemeint ist. Einem zweiten Artikel ist der Abschluß der Geologie, die oberflächengestaltende Tätigkeit des Eises und des fließenden Wassers vorbehalten.

Wien. Dr. Franz Noë.

Prof. F. Spath, Über die Analogien der drei Rechnungsstufen. Programmabhandlung des Staatsgymnasiums in Salzburg, 1915. 17 S.

Der Aufbau der drei mathematischen Grundoperationen wird bezüglich der in den Rechengesetzen zu beobachtenden Analogien untersucht und es wird auch der Frage nachgegangen, wie weit diese Analogien ihre Gültigkeit behalten, sofern irrationale Zahlen unberücksichtigt bleiben.

Zunächst konstruiert der Verf. innerhalb der Rechnungsoperationen der ersten Stufe einen Unterschied, der ähnlich ist dem zwischen Messen und Teilen bestehenden Unterschied im Gebiete der Operationen zweiter Stufe. Dann führt er Zahlen ein, die von ihm als „unwirksame“ und anderseits als „unbeugsame“ bezeichnet werden, und die innerhalb der einzelnen Operationen gleichsam Grenzen festlegen zwischen dem der betreffenden Rechnungsart „eigenen“ und dem ihr „fremden“, beziehungsweise „benachbarten“ Gebiet. Im weiteren Verlaufe der stets sehr knapp gehaltenen Durchführungen, deren Grundgedanke auch nicht leicht festzuhalten ist, wird der Übergang von einer Stufe zur höheren studiert unter Anwendung ganz eigenartiger Symbole, wodurch die Lesbarkeit der Abhandlung noch weiter erschwert wird; daß sie manche eigenartige Auffassung in sich birgt, die bei eingehenderer und sorgsamer Entwicklung Interesse beanspruchen darf, kann ohneweiters zugestanden werden.

Wien. Prof. Wolletz.

Raimund Fischer, Bestimmung der Sonnen- und Mondesfinsternisse. Jahresbericht des öffentlichen Stifts-Obergymnasiums der Benediktiner zu Braunau in Böhmen am Schlusse des Schuljahres 1914/15. 41 S. 8⁰.

Die Arbeit des Verf.s gibt eine besonders in pädagogischer Hinsicht lesenswerte Entwicklung der einfachsten, teils rein analytischen, teils graphischen Methoden zur Vorausberechnung von Sonnen- und Mondesfinsternissen mit vielen Musterbeispielen, wie der Berechnung der Mondesfinsternis vom 4. September 1914 und der Sonnenfinsternis vom 10. August 1915. Bei letzterer möchte Ref. nur die etwas saloppe Interpolation der Längen des Mondes für die Momente 10. August mittags und 6 Uhr abends, dann 11. August Mitternacht, 6 Uhr früh und Mittag tadeln. Es ließe sich da auch den Mittelschülern ein etwas strengeres Verfahren begreiflich machen. Zum Schlusse bespricht Verf. ebenfalls in klarer Weise die Wiederkehr der Finsternisse in der Sarosperiode und die Gründe, weshalb das Voraussagen einer Finsternis nach ihr nicht immer zutrifft.

Der Aufsatz sei allen Mittelschullehrern bestens empfohlen.

Wien. S. Oppenheim.

Dr. Peter Astner, Der Kausalbegriff Schopenhauers, verglichen mit dem in Meinongs Relationstheorie. Jahresbericht des Realgymnasiums Wien VIII., Buchfeldgasse 4. 1914.

Der Verf. unternimmt es, das Verhältnis zwischen Schopenhauers und Meinongs Kausalitätstheorie darzulegen, indem er in dem ersten Teile Schopenhauers Gedankengang, soweit er sich in des Philosophen Dissertation „Die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde" auf das Kausalproblem bezieht, entwickelt. Wenn er nun im zweiten Teile „mit dem gewonnenen Ergebnis die Ansichten Meinongs, wie er sie in seinen Humestudien II zur Relationstheorie entwickelt hat," vergleichend prüft, so muß es Ref. *a priori* als Mangel seiner Ausführungen bezeichnen, daß er sich allein auf die Humestudien Meinongs beschränkt, weil Meinongs philosophisches Denken eine Entwicklung in der Reihe seiner Abhandlungen zeigt und der Verf. über eine solche auch auf dem Gebiete der Kausalitätstheorie aus seinen „Gesammelten Abhandlungen" und den von seinen Schülern gemachten „Zusätzen" sich hätte unterrichten können. Er stellt wohl mit Recht der aprioristischen Kausalitätstheorie eine empiristische Meinongs gegenüber. Durch die Erwägungen, die den Verf. aber zu einem Anschluß an Schopenhauer gegen Meinong führen, gesteht Ref., nicht überzeugt worden zu sein. Freilich kann Ref. wegen des Raumes, der einer Besprechung in dieser Zeitschrift eingeräumt ist, sich nur auf einzelne herausgegriffene Teile der Ausführungen beschränken.

In der Beweisführung gegen die Möglichkeit, das „daß" und „wie" der Verursachung innerlich wahrzunehmen, verwertet M. den Begriff der Disposition. Die „Disposition" ist, wie M. an mehreren Stellen seiner Werke dargetan hat, eine Teilursache, die nicht direkt wahrgenommen, sondern nur aus den Leistungen erschlossen werden kann. So sagt er S. 688 (Humestudien II), „der Willensakt ist also zwar ein Teil der Ursache für das Auftreten der betreffenden Vorstellung, aber nicht die ganze Ursache, zu welcher vielmehr noch eine psychische Disposition gehört, von der ich direkt keine Wahrnehmung habe, sondern die ich erst nach dem Ausfallen des Reproduktionsversuches zu schätzen vermag. Damit ist die Antwort auf die als Gegenbeweis vom Verf. gestellte Frage (S. 20) gegeben: „Ich möchte mir die Frage gestatten, wieso man zur Annahme dieser Disposition kommt, wenn die innere Wahrnehmung keinerlei Kenntnis davon gibt." Zugleich aber sei auf die nach dem E. des Ref. mit dem auf S. 23f., wie es scheint, zustimmenden Urteile über die Definition Meinongs des Kausalbegriffes als Komplexes von Tatsachen, „welche erst zusammengenommen die Ursache komplettieren und ausmachen", in Widerspruch stehenden Worte des Verf.s „wenn die Teile nicht wirken können, könnte es auch das Ganze nicht" hingewiesen. Ebenso ist es der Dispositionsbegriff der „Gewohnheit", der in dem zweiten Argumente Meinongs gegen die Annahme der inneren Wahrnehmbarkeit des Kausalitätsverhältnisses maßgebend ist und als solcher von dem Verf. nicht genug gewürdigt zu sein scheint. Übrigens kann es wohl nicht als Instanz gegen Meinongs Beweisführung gelten, wenn sich der Verf. einfach auf den naiven Standpunkt des gemeinen Mannes (S. 18f.) zurückzieht. Im sprachlichen Ausdrucke der Abhandlung sind dem Ref. einige Entgleisungen aufgefallen: S. 21 unten. Mit der Abweisung der Behauptung Humes, daß Kausalität . . ., befindet sich Meinong mit Schopenhauer in Übereinstimmung. S. 22. In der weiteren Untersuchung Meinongs kommt das Merkmal der Notwendigkeit zur Sprache, das der Kausalbegriff um so weniger entbehren zu können scheint.

Wien. Gustav Spengler.

Wahrnehmung über die Pflege der Leibesübungen an den Schulen Deutschlands von Gymnasialturnlehrer Leopold Rösler. Programm des Aussiger Kaiser-Franz-Josef-Staatsgymnasiums 1912. 18 S.

Die Schrift zeichnet sich vor allem durch eine sehr lobenswerte Unabhängigkeit des Urteils aus; dann aber auch durch die aufgesuchten Städte und besichtigten Schulen. Deshalb möge eine kurze Skizze der Studienreise für nachfahrende Kollegen hier zu machen gestattet sein.

R. besuchte zunächst die „Internationale Hygieneausstellung in Dresden“, dann noch die Turnlehrerbildungsanstalt, vier Mittelschulen und die Jugendspiele (in den Ferien!) auf den Wiesen an der Elbe. Dann besuchte er in der Turnerstadt Leipzig: die 5. Knabenbürgerschule, die 3. Realschule, woselbst jede Turnstunde mit Laufen beginnt, und das Connewitzer Seminar. Die bekannten Turnlehrer dieser Anstalten: Auerbach, Groh und Witzgall haben die „schwedische Gymnastik“ in Stockholm studiert, blieben aber Anhänger des „deutschen Turnens“.

In Hamburg-Altona sah er vortreffliches „Zehnminutenturnen“ an der St. Pauli-Realschule und bei Turninspektor Möller. Schöne Turnsäle besitzen die Heinrich-Hertz-Realschule mit 24 × 12 *m* sowie die Realschule in der Bogenstraße mit 26 × 13 *m*, aber für zwei Turnlehrer, welche zwei verschiedene Klassen gleichzeitig unterrichten (!), ein Zustand, der geradezu verwerflich ist. Man sollte es nur wagen, das Gleiche in irgend einem anderen Gegenstand, z. B. Mathematik, Geographie usw. durchzuführen, und das Ungeheuerliche dieses Vorganges würde erst recht in die Augen springen. Allein Turnlehrer sollen sich überanstrengen! dafür turnen sie ja täglich und können's aushalten. — Hamburg besitzt Spielplätze inmitten der Stadt (!) und an der „Sternschanze“. Der Verein „Turnerschaft von 1816“ besitzt einen großen von zwei belebten Straßen begrenzten Turnplatz von 11.000 m^2, also mehr als 1 *ha*! Dann bespricht Koll. Rösler die herrliche 24 *ha* umfassende Spielplatzanlage in Kiel, wo unter anderm ein Wettspiel im Schlagball zwischen Knaben und Mädchen stattfand. In Berlin besuchte R. das interessanteste Objekt: die neue kgl. Turnanstalt zu Spandau, an deren Spitze Dir. Dr. P. Diebow steht. Daselbst wird bereits von 7 Uhr früh an gearbeitet und üben z. B. Damen das „Stabspringen“ mit seltener Ausdauer. Für das städtische Schulturnen ist Dr. Luckow maßgebend. Eine Damenabteilung (130 Lehrerinnen) zeigten sich als ausgezeichnete Turnerinnen durch Ausführung von Kippen, Schwungstemmen, Sitzwelle usw., alle in Turnhose. Die Turnanstalt in Spandau besitzt vier Turnsäle: einen im Ausmaß von 30 × 20 *m* und drei mit 25 × 12·5 *m*, eine offene Halle 25 × 14 *m*. Alle Säle besitzen Linoleumbelag. Daneben befindet sich ein Turnplatz und ein Spielplatz im Ausmaß von 200 × 150 *m* = 3 *ha*! Die nahe Havel bietet Gelegenheit zum Rudern und Schwimmen.

Überall hat Koll. Rösler, dem Schul- und Vereinsturnen mit kundigem Blicke folgend, viel Sehenswertes wahrgenommen und seinen Urteilen eine persönliche Note aufgedrückt. Deshalb ist die Lektüre obiger Schrift allen Fachgenossen bestens zu empfehlen, wenn auch viele von ihnen keine so ausgesprochenen Gegner des Fußballspieles sein dürften wie Koll. Rösler.

Wien. Max Guttmann.

Eingesendet.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht

(Berlin, Potsdamerstraße 120)

hat nach Übernahme der Bestände des Schulmuseums der Stadt Berlin vor einigen Wochen seine ständige Unterrichtsausstellung dem öffent-

lichen Besuche freigegeben. Die Ausstellung, deren weiterer Ausbau tatkräftig gefördert werden soll, umfaßt zurzeit folgende Abteilungen: Schreiben, Lesen. Rechnen, vorgeschichtliche Heimatkunde, Erdkunde, naturwissenschaftlichen Unterricht (Biologie, Chemie, Physik), alte Geschichte und klassische Sprachen, Zeichnen, Handfertigkeit, Schulhygiene. Ausgestellt sind sowohl Lehrmittel wie auch Schülerarbeiten. Die Ausstellung ist werktäglich von 3—6 Uhr nachmittags unentgeltlich geöffnet.

Das Zentralinstitut veranstaltete von Mittwoch den 28. März bis Donnerstag den 5. April eine pädagogische Osterwoche. Hauptgegenstände der Erörterung waren: *a*) Erziehungslehre und Schulwesen, *b*) Deutscher Unterricht, *c*) Geschichtsunterricht, *d*) Altsprachlicher Unterricht, *e*) Neusprachlicher Unterricht. Das Vorlesungsverzeichnis des Instituts gab über die einzelnen Vortragsreihen und Vortragenden genauere Auskunft.

Stenographie-Lehramt.

Der diesjährige, vom Wiener Gabelsberger-Stenographen-Zentralverein für Herren und Damen veranstaltete Ferialkurs zur Vorbereitung auf die staatliche Stenographie-Lehramtsprüfung wird in der Zeit vom 20. Juli bis 10. August, 4¼ bis 6¾ Uhr nachm., abgehalten. Der Kurs dient zur Vorbereitung auf die in der ersten Hälfte Oktober stattfindende staatliche Lehramtsprüfung und umfaßt alle Prüfungsfächer, wie Systemkunde und Methodik, Probeschulvorträge, Geschichte und Literatur der Stenographie u. s. f. Die Einzelheiten sind bei der Leitung des genannten Vereines, Wien, I., Wollzeile 5, zu erfragen. Behufs Feststellung der fachlichen Voraussetzungen für die Teilnahme an dem Kurse wird die Einsendung einer stenographischen Schriftprobe empfohlen. Jene Herren und Damen, die über ein Reifezeugnis (Mittelschule, Lehrerbildungsanstalt usw.) nicht verfügen, erhalten bei genauer Angabe ihres Bildungsganges (Schulen, abgelegte Prüfungen, Sprachstudien usw.) die erforderlichen Auskünfte.

Preisaufgabe der Vereinigung der Freunde des Humanistischen Gymnasiums zu Berlin.

„Wie läßt sich auf dem Gymnasium im Griechischen und Lateinischen in Darbietung und Anforderungen der innere Ertrag des Unterrichts, den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, steigern?"

Gewünscht werden nicht so sehr Urteile, absprechende oder anpreisende, über den gegenwärtigen Ertrag der Schriftstellerlektüre und der stilistischen Übungen, als eingehende Vorschläge, wie auf beiden Gebieten eine stärkere äußere und innere Anteilnahme der Schüler zu erzielen sei, wie insbesondere die letzten Schuljahre durch Heranziehung der Schüler zu umfassenderer und eindringenderer Betätigung sich gestalten lassen zu einem dauernd wirksamen Erlebnis.

Die Arbeiten sind auf gespaltenen Foliobogen in bequem lesbarer Handschrift oder in Maschinenschrift, womöglich in 3—5 Exemplaren, bis zum 1. Oktober d. J. — ein späterer Zeitpunkt bleibt vorbehalten — bei der Weidmannschen Buchhandlung zu Berlin (SW 68, Zimmerstraße 94) einzuliefern. Jede Arbeit ist mit einem Kennwort zu versehen; ein verschlossener Umschlag, der außen dasselbe Kennwort trägt, mit einer Rückadresse, innen aber den Namen des Verfassers

enthält, ist beizulegen. Der ausgesetzte Preis beträgt 1000 Mark. Teilung vorbehalten. Das Recht der Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeit steht der Vereinigung zu. Preisrichter sind die Herren: Ew. Bruhn, Otto Immisch, Alb. Rehm, Otto Schroeder, Ad. Trendelenburg.

Eine Kundgebung Heidelberger Universitätsprofessoren für das humanistische Gymnasium.

66 Professoren der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät der Universität Leipzig haben kürzlich eine Erklärung veröffentlicht, in der sie die Annahme, daß die drei Gattungen höherer Schulen in gleich geeigneter Weise auf sämtliche Studiengebiete vorbereiten, als ein Mißverständnis erklären. Sie betonen, daß ihnen nach wie vor das humanistische Gymnasium, abgesehen von seiner großen allgemein erziehlichen Bedeutung, als die beste Vorbereitungsstätte für das Studium der Geisteswissenschaften gilt, zu dessen gründlichem Betrieb Kenntnis des Lateinischen unentbehrlich, Kenntnis des Griechischen entweder unentbehrlich oder doch höchst erwünscht ist, während der Versuch einer nachträglichen Aneignung dieser Kenntnisse, wie die Erfahrung lehrt, in den seltensten Fällen zu befriedigenden Ergebnissen führt und vor allem diejenige geistige Schulung nicht zu ersetzen vermag, die das humanistische Gymnasium durch jahrelange eingehende Beschäftigung mit den klassischen Sprachen und Literaturen anstrebt. Ohne den Wert der auf Oberrealschulen und Realgymnasien zu erwerbenden Bildung für andere Lebensberufe in Frage zu ziehen, hielten daher die genannten Vertreter der Geisteswissenschaften es für ihre Pflicht, öffentlich zu erklären, daß sie in den neuerdings wieder hervortretenden Bestrebungen, durch Abschaffung oder wesentliche Beschränkung des Unterrichts in einer der klassischen Sprachen die Eigenart des humanistischen Gymnasiums zu zerstören, eine Gefahr für die Zukunft des deutschen Geisteslebens erblicken.

Zu dieser Erklärung sprechen die nachstehend genannten 40 Professoren der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg hiemit ihre Zustimmung aus:

Bauer, Beer, Dibelius, Frommel, Niebergall, Preuschen, v. Schubert, Wobbermin (Theologie). — Affolter, Endemann, Gradenwitz, Heinsheimer, v. Kirchenheim, v. Lilienthal, Preisigke, Thoma (Rechtswissenschaft). — Gothein, Levy, A. Weber, M. Weber (Nationalökonomie). — Driesch, Jaspers, Rickert (Philosophie). — Boll, Brandt, Schöll (Klassische Philologie). — Bezold (Orientalische Philologie). — Braune, Neckel, Waag, v. Waldberg (Deutsche und nordische Philologie). — F. Neumann (Romanische Philologie). — Bartholomae (Indogermanische Sprachwissenschaft). — v. Domaszewski, Fehling, Hampe, Oncken, Wille (Geschichte). — v. Duhn (Archäologie). — C. Neumann (Kunstgeschichte).

Zeitschrift

für die

österreichischen Gymnasien.

Verantwortliche Schriftleiter:

E. Hauler, L. Radermacher, H. Schenkl.

Achtundsechzigster Jahrgang 1917.

Drittes Heft.

Erscheint zwölfmal jährlich.

WIEN, 1917.

ALFRED HÖLDER,

k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,

Buchhändler der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Beiträge zur Zeitschrift bittet man an Prof. Dr. E. Hauler (IX., Währinger Gürtel 88), an Prof. Dr. L. Radermacher (XVIII., Hermann Pachergasse 7) oder an Prof. Dr. H. Schenkl (I. Universität, philologisches Seminar) zu senden.

Die Schriftleitung.

Bezugspreis für ein Jahr K 24·—.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zur κάθαρσις τῶν παθημάτων.

In dieser Zeitschrift LXVII (1916), S. 504ff., hat H. Fischl einen Aufsatz veröffentlicht unter der Überschrift „Kennt Aristoteles die sogenannte tragische Katharsis?“, denselben Worten, die ich als Titel meiner 1912 bei Weidmann in Berlin erschienenen Schrift gewählt hatte, und er geht auch bei seinen Erörterungen von dieser Arbeit aus. Ich habe darin einen neuen Weg eingeschlagen, um eine Erklärung der berühmten Stelle der Aristotelischen Poetik ἔστι τραγῳδία μίμησις πράξεως σπουδαίας καὶ τελείας . . δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν zu finden, da alle bisherigen Deutungen zu keiner Einigung geführt haben. Das Ergebnis meiner Untersuchung war, daß Aristoteles die Katharsis als eine der Tragödie eigentümliche Wirkung nicht kennt und daß jene Worte eine Anweisung enthalten, wie der Dichter den μῦθος, den Rohstoff der Tragödie, zu gestalten hat. Während nun die meisten Gelehrten, die sich mit meiner Abhandlung beschäftigt haben, zugegeben haben, daß ich „alle Schwächen der *communis opinio* scharfsinnig dargelegt und Scheingründe als solche erwiesen habe“ (E. Norden), daß ich alle bisherigen Erklärungsversuche „treffend in ihrer Unbrauchbarkeit dargetan“ habe (M. J. Wolff), daß vor allem die berühmte Erklärung von Bernays „siegreich“ von mir bekämpft worden ist (Terzaghi), glaubt Fischl feststellen zu können, daß „der Kern der Bernaysschen Erklärung durch den ganzen Streit kaum berührt wurde und also heute noch unwiderlegt ist“. Er hat sich freilich auch nicht die Mühe gegeben, die von mir vorgebrachten Gründe dafür, daß Bernays' Deutung der Katharsis nicht zu halten ist, zu erörtern und zu widerlegen.

Ich bin durchaus derselben Meinung mit Fischl, wenn er sagt: „Hüten müssen wir uns nur davor, das Problem dadurch zu verwirren, daß wir in die Worte des Aristoteles etwas hineindeuten, was er nie im Sinne hatte“; aber ich glaube nachgewiesen zu haben, daß man eben bisher in den Worten δι' ἐλέου

καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν etwas gesucht hat und gefunden zu haben glaubt, was Aristoteles nicht gemeint hat, woran er „nicht im Traume gedacht hat". Vor allem, meine ich, muß sich jeder, der sich jetzt mit der Erklärung der Aristotelischen Definition der Tragödie beschäftigt, zunächst mit dem auseinandersetzen, was gegen die Annahme spricht, es handle sich in den Worten δι' ἐλέου καὶ .. κάθαρσιν um die Wirkung oder um eine Wirkung der Tragödie. Nämlich 1. spricht Aristoteles, während er sonst alle Aufstellungen seiner Definition der Tragödie nachher eingehend erörtert, nirgend mehr von einer kathartischen Wirkung der Tragödie; 2. müßte eine Lücke in der Poetik angenommen werden, in der die Erklärung von παθημάτων κάθαρσις durch Aristoteles gegeben war; unnötig ist solche Annahme, wenn παθημάτων κάθαρσις in einem Sinne genommen wird, der von allen Griechen ohne weiteres verstanden wurde und keiner Erklärung bedurfte; 3. erwähnt Aristoteles sonst nur die ἡδονή als Wirkung der Tragödie; 4. gehört die Wirkung auf den Zuschauer gar nicht in die Definition hinein, wie Goethe wohl mit Recht behauptet hat, und 5. wäre die Wirkung mit dem Hinweis auf κάθαρσις nicht vollständig bezeichnet, und das müßte der Fall sein, wenn in der Definition überhaupt von der Wirkung gesprochen werden sollte. Diese von mir vorgebrachten Gründe dürften schwer als nichtig nachgewiesen werden können.

Sehr leicht hat sich Fischl auch die Sache gemacht mit der Zurückweisung meiner neuen Erklärung der vielbesprochenen Stelle. Er hat nur drei Punkte angeführt, freilich dabei angedeutet, daß er noch mehr bei der Hand habe. Keiner kann es mehr bedauern als ich, daß er sein Beweismaterial zurückgehalten hat. Ich habe nie gedacht, daß ich gleich beim ersten Anlauf siegen würde, und würde meine Deutung bereitwillig zurücknehmen, wenn nachgewiesen würde, daß mein Vorschlag aus irgend einem Grunde unannehmbar ist. Ferner stehe ich auf dem Standpunkt, daß der „durchrüttelnde Wind der Kritik" sehr segensreich ist und nur so die Sache gefördert und vielleicht doch noch eine Einigung in der vielumstrittenen Frage erzielt werden kann. Was aber bis jetzt gegen meine Auffassung vorgebracht worden ist, kann ich nicht für stichhaltig erachten, das glaube ich alles mit Sicherheit widerlegen zu können.

Fischl wendet 1. ein: „Aristoteles soll also gesagt haben, nicht etwa der Dichter müsse die Fabel reinigen, um ἔλεος und φόβος zu erregen (das hätte ja noch einen Sinn), sondern er müsse ἔλεος und φόβος einführen, um die Fabel zu reinigen??" Da muß ich Fischl schon bitten, sich nicht gegen mich, sondern gegen Aristoteles zu wenden; denn er behauptet damit, daß Aristoteles Unsinn geredet hat. Bei Aristoteles steht nämlich klar und deutlich, daß der Dichter ἔλεος und φόβος einführen und dadurch die Fabel reinigen muß. Nicht alle ernsten Handlungen und leidvollen

Geschehnisse, so führt Aristoteles im 13. und 14. Kapitel der Poetik aus, sind tragisch; um das zu sein, müssen sie zugleich ἐλεεινὰ καὶ φοβερά sein; ohne ἔλεος und φόβος sind die πράγματα μιαρά d. h. „unrein"; dagegen wenn sie ἔλεος und φόβος erwecken, sind sie nicht mehr μιαρά. Da nun nicht alle πάθη (d. h. Vorgänge, Ereignisse oder leidvollen Geschehnisse) φοβερὰ καὶ ἐλεεινά sind, so muß der Dichter beim Übernehmen und auch beim Selbsterfinden des Stoffes geschickt (καλῶς) verfahren, er muß in den Stoff ἔλεος und φόβος hineinbringen (τοῦτο ἐν τοῖς πράγμασιν ἐμποιητέον 1453 b 13; εὑρὸν τὸ τοιοῦτον παρασκευάζειν ἐν τοῖς μύθοις 1454 a 11) und damit das „Unreine" beseitigen; eben erst durch die Verbindung mit ἔλεος und φόβος werden die Vorgänge tragisch (τό τε γὰρ μιαρὸν ἔχει, καὶ οὐ τραγικόν 1453 b 36; τό τε γὰρ μιαρὸν οὐ πρόσεστιν καὶ ἡ ἀναγνώρισις ἐκπληκτικόν 1454 a 3).

2. behauptet Fischl: „Unmittelbar hinter den Worten δι' ἐλέου καὶ φόβου kann sich dieser Ausdruck nie und nimmer auf etwas anderes als eben auf diese unmittelbar vorher genannten Affekte beziehen und nicht auf das entfernte πρᾶξις σπουδαία καὶ τελεία" und 3. fragt Fischl: „Was sollten übrigens die Worte ‚solche leidvollen Vorgänge' heißen, da nirgends noch von leidvollen Vorgängen die Rede war?" Hier (bei 2. und 3.) befindet sich Fischl in einem großen Irrtum, der freilich weit verbreitet ist; denn es ist durchaus unrichtig, daß sich τοιοῦτος nur auf das unmittelbar vorher im Satz Stehende beziehen könne und daß das mit τοιοῦτος verbundene Substantivum vorher genannt sein müsse. Wohl bei allen griechischen Schriftstellern und besonders auch bei Aristoteles finden sich äußerst viele Stellen, an denen τοιοῦτος so gebraucht ist, wie es nach Fischls Behauptung nicht möglich sein soll.

Zunächst zwei deutsche Beispiele; denn dem τοιοῦτος entspricht genau unser „derartig", „ein solcher". Wenn ich folgenden Satz lese: „Mit Bürste und Seife reinigt man derartige Gegenstände am besten", werde ich dann „derartige Gegenstände" auf Bürste und Seife beziehen, welche doch auch Gegenstände sind, oder vielmehr auf irgend welche Gegenstände, die vorher erwähnt sind? Oder wenn von einem aufgeregten, zum Zorn geneigten Mann die Rede ist und es heißt dann: „Mit Ruhe, Gelassenheit, bestimmtem Auftreten begegnet man am besten derartigen Eigenschaften", muß man dann „derartige Eigenschaften" auf Ruhe und Gelassenheit beziehen? Darauf wird doch schwerlich jemand kommen, obgleich auch Ruhe und Gelassenheit Eigenschaften sind.

Bei Sophokles Trach. 1264 ff. lesen wir:

αἴρετ'. ὀπαδοί, μεγάλην μὲν ἐμοὶ τούτων θέμενοι συγγνωμοσύνην,
μεγάλην τε θεῶν ἀγνωμοσύνην εἰδότες ἔργων τῶν πρασσομένων,
οἳ φύσαντες καὶ κληζόμενοι πατέρες τοιαῦτ' ἐφορῶσι πάθη.

Meines Wissens hat hier noch keiner daran gedacht, τοιαῦτα πάθη auf unmittelbar vorher genannte „Affekte" oder „Leidenschaften" zu beziehen und diese etwa in dem Vaterwerden oder in συγγνωμοσύνη und ἀγνωμοσύνη, die auch als πάθη gefaßt werden könnten, zu finden; sondern jeder hat es so verstanden: der Gott, der ihn erzeugt hat und sich sein Vater nennt, läßt ihn solche Leiden erdulden, d. h. solche, wie wir hier mitansehen mußten.

In Aristoteles' Poetik 1454 a 12 ἀναγκάζονται οὖν ἐπὶ ταύτας τὰς οἰκίας ἀπαντᾶν, ὅσαις τὰ τοιαῦτα συμβέβηκε πάθη kann sich auch τὰ τοιαῦτα πάθη nicht auf das nahe Vorhergehende beziehen, sondern nur auf etwas, was viele Zeilen vorher allgemein ausgedrückt ist; gemeint sind Schicksale solcher Art, wie sie 1453 b 28 bis 54 a 8 geschildert sind.

1453 b 13 ff. ποῖα οὖν δεινὰ ἢ ποῖα οἰκτρὰ φαίνεται τῶν συμπιπτόντων, λάβωμεν. ἀνάγκη δὲ ἢ φίλων εἶναι πρὸς ἀλλήλους τὰς τοιαύτας πράξεις ἢ ἐχθρῶν ἢ μηδετέρων. Hier bezieht sich „derartige Handlungen" nicht auf ἀλλήλους oder auf φίλων und auch nicht auf δεινά und οἰκτρά. es sind nicht gegenseitige oder freundschaftliche oder mitleid- und furchterweckende Handlungen gemeint (dem letzteren widerspricht deutlich das Folgende: wenn ein Feind dem andern etwas Böses zufügt, so erregt das kein Mitleid; ebenso bei solchen, die weder Freund noch Feind sind), sondern solche, wie sie in der Tragödie vorkommen, solche, von denen wir sprechen, πράξεις τῆς τραγῳδίας. Eine Beziehung des τοιοῦτος auf Nahestehendes ist ausgeschlossen, und von πράξεις ist vorher keine Rede. Zu beachten ist noch, daß an dieser Stelle Zeile 18 τὰ πάθη das vorhergehende πράξεις wieder aufnimmt. Vgl. auch Vahlen, Beiträge LII S. 106 f.: „Solche schmerz- oder verderbenbringende Taten: τὰς τοιαύτας πράξεις d. i. ὀδυνηρὰς ἢ φθαρτικὰς πράξεις oder πάθη".

1452 b 31 ff. ἐπειδὴ οὖν δεῖ τὴν σύνθεσιν εἶναι τῆς καλλίστης τραγῳδίας μὴ ἁπλῆν ἀλλὰ πεπλεγμένην καὶ ταύτην φοβερῶν καὶ ἐλεεινῶν εἶναι μιμητικήν, τοῦτο γὰρ ἴδιον τῆς τοιαύτης μιμήσεώς ἐστίν, . . : τοιοῦτος weist hier selbstverständlich nicht auf φοβερῶν καὶ ἐλεεινῶν oder auf ἁπλῆν καὶ πεπλεγμένην, sondern es bezeichnet die künstlerische Gestaltung, von der jetzt gehandelt wird, die tragische.

Das möge hier genügen; jedenfalls geht so viel daraus hervor, daß, selbst wenn „Affekte" die einzige Bedeutung von παθήματα wäre, man durchaus nicht τῶν τοιούτων παθημάτων auf ἔλεος und φόβος beziehen muß. Nun glaube ich aber, im ersten Teil meiner erwähnten Schrift nachgewiesen zu haben, daß die Stelle keinen befriedigenden Sinn ergibt, wenn man παθημάτων auf ἔλεος und φόβος bezieht und als „Affekte" versteht, also bleibt doch, wenn man παθημάτων überhaupt halten will, nichts anderes übrig, als es in einem Sinne zu fassen, der sich mit der Stelle selbst, mit den vorhergehenden Worten und mit den nachfolgenden

Erörterungen der Poetik verträgt und oft genug, ja häufiger als die Bedeutung „Affekt“ bei Aristoteles und anderen Schriftstellern sich findet. Dann muß man aber zu dem Ergebnis kommen, daß unsere Stelle besagen will: die künstlerische Umbildung bewirkt mit Hilfe von ἔλεος und φόβος die Reinigung derartiger Vorgänge, und daß die Übersetzung zu lauten hat: Die Tragödie ist diejenige künstlerische Gestaltung einer ernsten und abgeschlossenen Handlung, welche durch Mitleid und Furcht die Reinigung solcher Geschehnisse zustande bringt.

Betreffs der Bedeutung von κάθαρσις möchte ich nur noch auf die ausführliche Erörterung der πολλὰ εἴδη καθάρσεων bei Plato im Sophisten S. 226ff. hinweisen.

Ich habe mich hier möglichst kurz gefaßt; im übrigen möchte ich die Leser auf eine kleine Schrift verweisen, in der ich einige Aufsätze, die in der letzten Zeit über die behandelte Frage erschienen sind, besprochen und alle Bedenken, die bisher gegen meine Ansicht vorgebracht sind, zu entkräften versucht habe; sie ist beinahe druckfertig und soll bald nach Beendigung des Krieges veröffentlicht werden[1]).

Berlin-Lichterfelde. Heinrich Otte.

Noch einmal zur Bedeutung von *corrumpere*.

Ich habe kürzlich in diesen Blättern gezeigt, daß die Bedeutung von *corrumpere* an der Tacitusstelle (Germ. 23): *potui umor ex hordeo aut frumento in quandam similitudinem vini corruptus* vielfach, insbesondere in den lateinischen Wörterbüchern, nicht richtig aufgefaßt wird, so auch noch in der neuesten Auflage des Stowasserschen Wörterbuches. Auch bei Georges^8 wird die Stelle fälschlich unter der Bedeutung „verderben, verschlechtern“ aufgeführt. In Wahrheit handelt es sich dort bloß um eine künstliche Veränderung der natürlichen Beschaffenheit jenes *umor*. Von einem Verderben, einer Verschlechterung ist da ebensowenig die Rede wie an der von mir a. a. O. zum Vergleich herangezogenen Stelle Petron. 141 *neque enim ulla caro per se placet, sed arte quadam corrumpitur et stomacho conciliatur averso*. Auch im *Thesaurus l. L.* wird die Sache nicht richtig dargestellt. Die ganze Anordnung der bezüglichen Partie des Artikels *corrumpere* unterliegt gewissen Bedenken und erfüllt m. E. nicht jene berechtigte Forderung, die L. Radermacher in seiner Besprechung der Neubearbeitung des Passowschen Wörterbuches aufstellt (Gött. gel. Anz. 1913, S. 8): „Die Wortbedeutungen

[1]) Prof. H. Fischl behält sich vor, zu den Ausführungen des Verf.s nach dem Erscheinen der oben angekündigten Schrift Stellung zu nehmen.

sind im Sinne eines historischen Werdens darzulegen und dabei das Vorkommen der Worte und ihrer Bedeutungen nach Möglichkeit fest zu umgrenzen.“ Denn es drängt sich natürlich die Frage auf, wie denn *corrumpere* zu jener Bedeutung „verändern“, die den Nebensinn des Verderbens und Verschlechterns ausschließt, gekommen sei. Gewiß ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes auch dort, wo von Speisen und Genußmitteln die Rede ist, ein wirkliches Verderben, ein Unbrauchbar- oder Ungenießbarmachen, z. B. *olea ubi lecta siet, oleum fiat continuo, ne corrumpatur* (Cato R. r. 3, 2); *conclusa aqua facile corrumpitur* (Cic. N. d. II 20); *pabulum et aquarum fontes corrumpere* (Sall. Iug. 55); *vino oleoque ceterisque rebus, quae ad victum parari solent, corruptis* (Auct. b. Afr. 43); *cibis naufragio corruptis* (Petron. 115); *vinum in acorem corrumpitur* (Macrob. Sat. VII 12, 11). An all den angeführten Stellen, die geflissentlich den Gebrauch des Wortes von der älteren Latinität bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. aufzeigen, ist die Bedeutung von *corrumpere* klar und scharf umrissen. Es bezeichnet überall ein tatsächliches, objektives Verderben.

Daraus nun entwickelt sich eine zweite wichtige Bedeutung: ein Verderben, Verschlechtern im subjektiven Sinne. Die Veränderung, die irgend ein Ding erleidet, erscheint bloß dem Urteilenden als ein Verschlechtern. Dem idealen Sinn des Dichters, der die Rückkehr zur Einfachheit der Natur erstrebt, erscheint nicht selten jede Veränderung des Naturzustandes einer Sache als eine bedauerliche Verschlechterung und Entwertung derselben, wiewohl die allgemeine Auffassung und Wertung der betreffenden Sache einem solchen Urteil direkt widerspricht[1]). Ebenso verwirft auch die stoische Philosophie, deren Forderung in jenem ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν gipfelt, jede Änderung des natürlichen Zustandes als etwas Tadelnswertes, als eine Verhunzung der Natur. In diesem Sinne wird von Dichtern neben *violare, vitiare, inquinare* auch *corrumpere* nicht selten gebraucht; vgl. Verg. Georg. II 466

nec casia liquidi corrumpitur usus olivi;

Propert. II 33, 27 *ah pereat, quicumque meracas repperit uvas,*
corrupitque bonas nectare primus aquas!

Stat. Achill. I 308 *ebur corrumpitur ostro.*

Dieser wichtige Bedeutungsübergang wird von dem Verfasser des Artikels *corrumpere* im Thesaurus l. Lat. nicht

---

[1]) Ich möchte hier auf meine Ausführungen zu Hor. Carm. III 5, 27 (in diesen Blättern 1906, S. 876—879, und 1907, S. 865—869) verweisen, wo ich gegen Kießling (im Kommentar z. d. St.) und gegen Röhl zeigte, daß dort dem Dichter die Purpurfärbung der Wolle, sehr im Gegensatz zum allgemeinen Urteil, als eine Verschlechterung des Naturzustandes und somit im idealen Sinne als eine Entwertung derselben erscheint.

erwähnt. Die Stelle Tacitus Germ. c. 23 begegnet unter dem Titel „*De liquoribus inquinatis*“, als ob der unvergorene, aus jenen Getreidearten bereitete *umor* besser und genießbarer wäre. Mit Beispielen wie *conclusa aqua facile corrumpitur* u. a., denen unsere Stelle dort angereiht wird, hat sie nichts zu tun. Hingegen wird die oben angeführte Vergilstelle (Georg. II 466) unter der Überschrift „*Notio depravationis minus respicitur*“ angeführt, eine gleichfalls unzutreffende Auffassung. Denn sie beruht auf einer Verwechslung des Standpunktes. Vom Standpunkte des natürliche Einfachheit vorziehenden Dichters liegt hier jedenfalls eine *depravatio* vor; das mit *casia* vermischte Öl erscheint ihm wirklich als verdorben, mag dem auch die allgemeine Auffassung widersprechen. Und wer an der Stelle (Propert. II 33, 27) *ah pereat, quicumque . . . corrupit bonas nectare primus aquas!* jenes *corrupit* einfach einem *miscuit* gleichsetzt, wie dies im Thesaurus geschieht, wird dem klagenden Ausruf, der Verwünschung des Dichters in keiner Weise gerecht. Ebensowenig gehört unter die Rubrik *corrumpere = miscere* die da im Thes. angeführte Stelle Manil. V 692 *pelagique venenum, quo perit usus aquae, suco corruptus amaro,* da hier ganz offensichtlich kein bloßes Mischen, sondern ein Verderben im Sinne des Ungenießbarmachens gemeint ist. Wie wenig übrigens das *corrumpere* gerade an dieser Stelle mit der Verwendung desselben Wortes an der oben genannten Properzstelle gemein hat, liegt auf der Hand. Ebensowenig kann ich mich damit einverstanden erklären, daß Stat. Achill. I 308 *ebur corrumpitur ostro* im Thes. unter der Rubrik *corr. i. q. tinguere* begegnet. Der vom Dichter in das Wort gelegte Sinn wird dabei nicht beachtet. Es ist vielmehr kein Zweifel, daß an den genannten Stellen (Verg. Georg. II 466, Propert. II 33, 27, Stat. Achill I 308 *corrumpere* dieselbe Bedeutung hat wie διαφθείρειν bei Athenaeus XV, p. 686: οἱ Λακεδαιμόνιοι ἐξελαύνουσι τῆς Σπάρτης τοὺς τὰ μύρα κατασκευάζοντας ὡς διαφθείροντας τοὔλαιον.

Aus der eben erörterten Bedeutung des *corrumpere*, durch die jede Veränderung des natürlichen Zustandes als ein Verschlechtern bezeichnet wird, entwickelt sich leicht jene andere, bei der jener tadelnde Nebensinn wegfällt und nur mehr die Bedeutung einer Veränderung des natürlichen, ursprünglichen Zustandes zurückbleibt. Diesen Sinn hat *corrumpere* an der Stelle Tac. Germ. 23, weiters an der von mir zum Vergleich herangezogenen Petronstelle (141). Trefflich stimmt mit dieser letztgenannten Stelle auch Sen. Epist. 95, 15 *cibo nec per artem voluptatemque corrupto*, wo *corrumpere* natürlich einen ganz anderen Sinn hat als Petron. 115 *cibis naufragio corruptis* und Cato R. r. 3, 2 (siehe oben). Doch im Thes. werden diese drei Stellen unter derselben Rubrik zusammengefaßt. Auch an der St. Plin. N. h. XXXI 68 *aliqui decoctam, omnes*

ex alto haustam nullaque dulcium mixtura corruptam aquam marinam dederunt ist es klar, daß *corrumpere* bloß eine Veränderung des Wesens der Sache bezeichnet ohne jeden tadelnden Nebensinn. Die natürliche Eigenschaft des Meerwassers ist sein salzig-bitterer Geschmack, der durch den Zusatz von *dulcia* verändert würde. Denselben Bedeutungsübergang des *corrumpere* finden wir dann auch auf andere Dinge übertragen, so auf die Aussprache. So heißt es bei Quintilian I 1, 13 *oris vitia in peregrinum sonum corrupti*. Hier hat *corrumpere* wirklich den Sinn „verderben, verschlechtern". Denn es ist davon die Rede, daß es auf eine reine und richtige Aussprache des Lateinischen von ungünstigem Einfluß ist, wenn das Kind in seinen ersten Entwicklungsjahren allein die griechische Sprache erlernt. Ganz anders geartet hingegen ist die Verwendung des Wortes ebd. VIII 3, 45 *ultima prioris syllabae littera continuata cum insequente in naturam eius corrumpitur*. Hier kann, wenn auch vielleicht vom Standpunkt des pedantischen Sprachlehrers ein leiser Unterton des Tadelns mitschwingen mag, doch eigentlich von einem wirklichen „Verderben" nicht wohl die Rede sein. Es ist vielmehr nur jene lautphysiologisch zu erklärende Veränderung des auslautenden Konsonanten durch den benachbarten Anlaut gemeint, die in einer vollständigen Angleichung (Assimilation) oder doch Annäherung der Artikulation an diesen besteht.

Noch mögen hier ein paar gesonderte Bemerkungen über eine Persiusstelle Platz finden, die im Thesaurus gleichfalls nicht an der richtigen Stelle eingeordnet erscheint. Wir lesen Pers. II 64 f. nachstehende Verse:

haec sibi corrupto casiam dissolvit olivo,
haec Calabrum coxit vitiato murice vellus.

Die Stelle wird im Thes. unter *corrumpere* = *coquere* angeführt, was nicht zutreffend ist. So viel ist auf den ersten Blick klar, daß der erste der beiden Verse von seinem augenscheinlichen Vorbild Verg. Georg. II 466 *nec casia liquidi corrumpitur usus olivi* unmöglich getrennt werden kann. Auch dem stoischer Lebensauffassung huldigenden Persius erscheint die Veränderung des Olivenöls durch den sonst sehr geschätzten Beisatz von Zimt als eine Verschlechterung des natürlichen Zustandes und er tadelt darum ein solches Verfahren. Das ist sicher der Sinn des *corrumpere* und die Wiedergabe durch bloßes *coquere* im Thes. erschöpft die Bedeutung keineswegs. Wie aber ist *corrupto* hier grammatisch zu fassen? Sicher falsch ist die Bindersche Übersetzung der beiden Verse, die also lautet:

Sie (nämlich die *pulpa* = die sündhafte Fleischeslust) ist's, welche den Zimt auflöst, in verdorbenem Öle,
Sie, die kalabrisches Vließ eintaucht in gefälscheten Purpur.

Die Schlechtigkeit zeigt sich nach des Dichters Auffassung nicht darin, daß man verdorbenes Öl zur Lösung des Zimt verwendet, sondern *corrupto* ist neben *olivo* proleptisch zu verstehen: dem Dichter erscheint das Öl erst durch die Beimischung des Zimtgewürzes als verdorben. Also *dissolvit casiam olivo, quod ea re corrumpitur.* Ganz richtig heißt es in den Scholien z. d. St. *oleum odoribus vitiatur.* Dieser proleptische Gebrauch des adjektivischen Attributs ist aus dem Sprachgebrauch der Dichter bekannt genug, vgl. etwa Verg. Aen. I. 69 *submersasque obrue puppes = ita ut submergantur*; Ovid. Met. VI 248 *laniataque pectora plangens = ita ut lanientur.* Mit dieser durch das Vorbild der Vergilstelle festgelegten Auffassung des V. 64 wollen wir nun an den nächsten Vers herantreten. Von einer Färbung des *vellus* mit Purpur ist da die Rede und auch diese mißbilligt offenbar der stoische Sinn des Dichters, der darin ein *vitiare* sieht, genau so wie es bei Sil. Ital. XV 116 heißt: *vitiatas murice vestes.* Aber dieser Sinn ist aus den überlieferten Worten: *coxit vitiato murice vellus* nicht zu gewinnen. Denn nicht der *murex*, die Purpurfarbe, ist verdorben, sondern das *vellus* (nach des Dichters Auffassung), gerade so, wie im vorausgehenden Verse nicht die *casia* verdorben wird, sondern das *olivum* und daher dieses das proleptische Attribut *corrupto* erhält. Die oben angeführte Übersetzung Binders verkennt daher den Sinn des Verses. Ein anderer Übersetzer (Teuffel), der V. 65 also wiedergibt: „Sie hat kalabrisches Vließ mit verfälschendem Purpur getränket", trifft zweifellos den vom Dichter beabsichtigten Sinn, nur daß dieser in den Worten, wie sie die Überlieferung bietet, nicht liegen kann. Denn *vitiatus* heißt „verfälscht", aber nicht „verfälschend". Es ist wohl nicht anders möglich, als daß in dem Verse eine alte Textesverderbnis vorliegt. Er lautete ursprünglich: *haec Calabrum coxit vitiatum murice vellus.* Auch hier ist dann *vitiatum* natürlich proleptisch zu fassen: *haec vellus murice coxit, ita ut vellus vitiaretur.* Dann ist alles in Ordnung. Die beiden Verse zeigen den vom Zusammenhang geforderten parallelen Aufbau und der Sinn ist klar und verständlich. Wie leicht aber *vitiatum* durch das unmittelbar folgende *murice* zu *vitiato* verderbt werden konnte, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Wien. Alois Kornitzer.

Ferdinand Sauter[1]).

Unter der Masse der Lyriker, die um die Zeit des Sturmjahres in Wien auftraten und deren Namen heute fast völlig

[1]) Vgl. Gedichte von F. Sauter. Herausgegeben von Julius von der Traun. Wien 1855. — Gedichte aus dem Nachlaß von F. Sauter.

verschollen sind, nimmt vermöge seiner persönlichen und dichterischen Eigenart Ferdinand Sauter eine hervorragende Stellung ein, dem jedoch wie einstens Günthern „sein Leben wie sein Dichten“ zerrann.

Er wurde zu Werfen in Salzburg am 6. Mai 1804 geboren. Sein Vater, der einem aus Schwaben eingewanderten Geschlechte entstammte, war fürsterzbischöflicher Rat und Kämmerer daselbst, seine Mutter eine Brauerstochter aus der Nähe von Salzburg. Der Knabe verbrachte eine glückliche Jugend, verlor wohl früh den Vater, genoß aber eine treffliche Erziehung durch seine Mutter, die sich nach des Gatten Tode auf das Landgut ihres Schwagers in der Nähe von Salzburg zurückzog. Sauter besuchte das Gymnasium, ohne jedoch viel Freude am Studium zu finden, weshalb er sich in der fünften Gymnasialklasse entschloß, die Handlung zu erlernen. So wurde er Handlungslehrling und erhielt nach Vollendung seiner Lehrzeit eine Stelle als Schreiber in der Kanzlei seines Vormundes zu Haag, wo es ihm aber nicht sonderlich behagte. 1819 trat er daher bei einem Kaufmann in Wels ein. Allein auch in dieser Stelle fühlte er sich nicht wohl und er meinte, in Wien würde er mehr Glück haben.

1825 brachte er den lang gehegten Plan zur Ausführung, ging nach Wien und nahm einen Posten in einer Papierhandlung an, konnte aber auch hier seinem Berufe wenig Erfreuliches abgewinnen. Der Verlust seiner Mutter sowie seines jüngsten Bruders bereitete ihm einen herben Schlag, noch mehr jedoch litt er unter der unseligen verschwiegenen Liebe zur Braut seines ältesten Bruders. Ein wenig halfen ihm da über manche schwere Stunde gute Freunde hinweg, die ihm fühlende Teilnahme sowie liebevolles Verständnis entgegenbrachten. In Vogls Tafelrunde, die ihren Sitz in Carls Gasthause in der Mechitaristengasse hatte, war er ein ebenso gern gesehener Gast wie im Neunerschen Café in der Spiegelgasse. Das ganze literarische Wien fand sich hier im geselligen Kreise zusammen und Sauter, der vor einer so bedeutenden Zuhörerschaft seine dichterischen Schöpfungen vorlesen konnte, gewann bald großes Ansehen. In vielen Almanachen und Taschenbüchern erschienen nun auch Gedichte von ihm.

Herausgegeben von Dr. Karl v. Thaler. Wien 1895. — Ferdinand Sauter. Ein Lebensbild von L. Wegmann. Wien 1904. — F. Schlögl: Über Ferdinand Sauter. Wien 1884. — L. Stieböck: Alt-Wien, II. S. 190. — Castelli: „Memoiren“. — H. Lorm: „Wiens poetische Schwingen und Federn“. — K. E. Franzos: „Deutsche Dichtung“. 32. Bd. — Dr. A. Schmidt: Joh. Nep. Vogl als Mensch und Dichter. — Otto Erich Deutsch: Schubert Franz. — Augsburger Abendzeitung 1908: „Der Sammler“ Nr. 131. — Wiener Almanach 1900. — Die Zeit: Wiener Wochenschrift. 38. Bd., Nr. 501. — Ostdeutsche Rundschau, Wien 1903, Nr. 172. — Eine Ausgabe der Werke F. Sauters, veranstaltet von O. Pfeifer und H. Leißinger, wird demnächst erscheinen.

1839 verlor Sauter seinen „Papierposten“, wie er ihn scherzend nannte, und führte nun ein kümmerliches Dasein. Wohl nahmen sich Friedrich Witthauer, der Herausgeber der „Wiener Zeitschrift für Kunst“ sowie Dr. August Schmidt, der die „Musikzeitung“ leitete, seiner an, indem sie ihn zu Redaktionsarbeiten heranzogen. Aber Sauter genügte das nicht und immer mehr wurde er von einer herben Verbitterung erfaßt, wozu auch eine neuerliche unglückliche Liebe beitrug, über die jedoch geheimnisvolles Dunkel gebreitet ist.

Ein gewisser Fatalismus überkam ihn und er sank nun immer tiefer von Stufe zu Stufe. Hatte er sich schon in seinen früheren Jahren nicht bezähmen können, da es ihm zu sehr an Selbstzucht fehlte, so ließ er jetzt vollends seiner Genußsucht die Zügel schießen. Er suchte Trost im Trunke und feierte in seinen, der Weinlaune entspringenden Gedichten die freie Liebe. Für sein äußeres Leben war gesorgt — Halm hatte ihm eine Anstellung bei der niederösterreichischen Assekuranzgesellschaft verschafft —, aber das Sturmjahr zerriß den fröhlichen Verein geistreicher Männer, in dem Sauter ein freundliches Asyl gefunden hatte, und seine Gesellschaft wurde eine völlig andere.

In der „blauen Flasche“ in Lerchenfeld und beim Gschwandner in Hernals schlug er nun sein Quartier auf und sein ganzes Leben spielte sich hinfort abwechselnd in diesen Räumen oder in seiner engen Bürostube ab. Daheim war er nie zu finden. Es war ein echtes, rechtes Bohêmeleben, das er nun führte. Kein Wunder, daß sich alle besseren Kreise mehr und mehr von ihm zurückzogen. Er fühlte sich übrigens in der neu gefundenen Gesellschaft, die sich aus untergeordneten Beamten, Handwerkern und Dienstmädchen zusammensetzte, recht wohl und trug ihnen immer seine neuesten Schöpfungen vor oder improvisierte noch lieber ein paar Gstanzln zur Erheiterung seiner Freunde. Aus dieser Stimmung, der er einmal mit den Worten Ausdruck verlieh: „Verkauft's mei' Gwand, i fahr' in'n Himmel!“ riß er sich nur selten los und dann floh er in die Einsamkeit und fand bisweilen noch manche tief empfundenen Töne, die von seiner Sehnsucht nach Liebesglück und der Zerrissenheit seiner Seele erzählen. Im Gastgarten des alten Klosterhofes in Weinhaus ist so noch manche wahre Perle entstanden. Dafür aber lag er am nächsten Abende volltrunken in der Gosse. — —

Sauter hielt auf sein Äußeres wenig und er kam in der letzten Zeit geradezu wie ein Landstreicher daher: seine Kleidung bestand aus einem abgeschabten, fadenscheinigen Rock, dessen Nähte schon aufgetrennt waren, einer Weste, an der die Knöpfe fehlten, einer Hose, deren Fransen die Löcher der Stiefel deckten, einem Filz mit herabhängender Krempe. Nicht minder erschrekkend war sein Gesichtsausdruck: die hohe Stirn fast kahl, der

Blick matt, die Wangen eingefallen. Dazu kam noch seine schlaffe Haltung. So bot er ein Bild des Jammers und des Verfalls.

Als die Cholera im Herbste 1854 in Wien ausbrach, wurde Sauter eines ihrer ersten Opfer. Er starb am 30. Oktober 1854 im Notspital in Hernals, in das er aus seiner Wohnung geschafft worden war. Auf dem Hernalser Friedhofe wurde er seinem Wunsche gemäß bestattet. Ein Jahr darauf setzten ihm Freunde über Betreiben des Journalisten Semlitsch einen einfachen Grabstein, der die von Sauter selbstverfaßte Grabinschrift trägt.

Von Sauters Dichtungen ist wenig gedruckt. Etwa vierzig Gedichte sind verstreut in Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen; nach seinem Tode erst wurde eine Ausgabe seiner Gedichte veranstaltet, und zwar 1855 von Julius von der Traun, wozu 1895 eine neue Sammlung durch K. v. Thaler kam. Auch die übrigen Quellen bringen vereinzelte Gedichte Sauters, die zum Teil noch nicht veröffentlicht sind. Ein großer Teil jedoch ist verzettelt und heute unauffindbar.

Sauter hat mannigfache Töne angeschlagen, aber seinen eigenen Ton nicht gefunden. Von einer dichterischen Entwicklung kann man bei ihm nicht recht sprechen, doch läßt sich durch eine annähernde Chronologie seiner Gedichte in großen Zügen feststellen, von welchen Vorbildern er ausging, welche Muster ihm später vor Augen standen und welche Bahnen seine Lyrik am Schlusse verfolgte.

Sauters Erstlinge, soweit sie sich durch ihr frühes Erscheinen, äußere Anlässe, für die sie gedichtet sind, oder durch ihren inneren Aufbau als solche erkennen lassen, verraten als Vorbilder Salis-Seewis, Lenau und die romantische Schule im allgemeinen. Solche reine Naturbilder in Salis' Art mit realistischer Färbung sind z. B.: „Mittagglühen", ein Gegenstück zu Salis' „Abendbildern", ferner „Wehmut im Frühlinge", „Herbstphantasie" u. a. „Herbstbilder", mit Salis' „Herbstlied" zusammengehalten, „Winterbildchen", das Salis' „Winterlied" verwandt ist, bringen schon, an das bloße Naturbild anschließend, reflektierende Gedanken über den Beruf des Dichters, während eine Gruppe weiterer Gedichte in Lenaus Art gehalten ist, indem, anschließend an eine Betrachtung der Natur, der Dichter seiner eigenen Stimmung Ausdruck leiht, die ähnlich wie bei Lenau in einem gewissen Weltschmerze gipfelt. Solche Lieder sind: „Im Herbste", „Herbstgefühl", „Warmer Spätherbst", lauter Herbststimmungen, wie denn überhaupt der Herbst bei Sauter sehr beliebt ist, weniger der Frühling, wo dann meist Todesgedanken und Grabesstimmung vorherrschen: „Frühlingsmut" u. a.

Die romantische Sonettdichtung fehlt natürlich nicht, aber Sauter verfällt dabei allzusehr ins Gedankliche und der Ausdruck wird bisweilen gar zu schwungvoll, fast hochtrabend. Eine Reihe von Sonetten sind ernster Lebensbetrachtung gewidmet: „Le-

.bensgewinn", „Im Ährenfeld", „Zeitflucht", andere der Liebe, die meist mit Entsagung verbunden ist: „Süße Ahnung", „Liebe", „Haß", „Versöhnung" u. a. Bei solcher Behandlung liegt die Zyklenform nahe, die auch gepflegt wird: „Die Jahreszeiten" führen Frühling, Sommer, Herbst und Winter vor. Einzelne Sonette sind Personen gewidmet: Lanner, Halm.

Spätere Gedichte zeigen, wie Sauter schon über Salis hinausgewachsen ist und sich anderen Vorbildern zuwendet. In der „Sommernacht" wird Salis selbst genannt, nicht ohne gewisse Ironie. Der Ton gemahnt fast an Heine. Ähnlich gehalten sind „Frühlingsscherz", „Einem Dichterling", „Nachtwächtergedanken", „Unmut" u. a.

Der innige Verkehr mit Feuchtersleben mußte Sauter auf Goethe führen, der nun für Sauter richtunggebenden Einfluß gewinnt. Nun wird der Ton einfacher, die Sprache klarer und schöner, die Darstellung gegenständlicher, die Gedankenwelt tiefer, die Formengewandtheit womöglich noch größer. Goethes kleine Gedichte, die Lebensweisheit zum Inhalt haben, sind von Sauter des öfteren nachgebildet worden. „Beherzigung", „Ermunterung" („Laß dich nicht in Ketten legen"), „Ermunterung" („Wenn dir's im Busen wird zu enge"), „Ausgleichung", „Versöhnung", „Trost" u. a. atmen Goethes Geist. „Welteinklang"[1]) hat geradezu Faustische Züge; fast wie ein Monolog Fausts berührt dies tiefsinnige Gedicht. Ähnlich ist „Innerer Streit". Goethes Gedankenwelt, wie sie sich in seinen größeren Stanzengedichten widerspiegelt, herrscht in bedeutenderen Gedichten Sauters, die vielfach Bekenntnisse des Dichters beinhalten: „Vergessenheit", „Gartenwildnis", „Mein Sonntagsmorgen". Das tätige Aufgehen im All, das Mitschaffen am Großen und Ganzen, das sind die Grundgedanken, die hier zu Tage treten.

Auch sonst ist Goethe von Einfluß auf Sauters Lyrik dieser Jahre. „Das Mondlied" ist nachempfunden in den Gedichten „An den Mond" und „An den Frühling", Goethes „Verschiedene Empfindungen an einem Platze" in den „Verschiedenen Stimmen", Goethes „Totentanz" im „Totenreigen", der einzigen Ballade Sauters.

Die politische Lyrik des Sturmjahres wirkte gleichfalls auf Sauter, der seine radikalen Gedanken in etlichen kräftigen Gedichten zum Ausdrucke brachte. Durch Flugblätter geschah meist die Verbreitung, aber wenig ist davon auf die heutigen Tage gekommen. Sauter improvisierte hier am liebsten und schrieb rasch hin, was ihm der Augenblick eingab. „Geheime Polizei", „Am Schneeberg", „Unabhängig" u. a. sind solche politische Gedichte. Die Freiheit ist das bedeutendste Schlagwort darin, auf die Stimme des Volkes wird stets großes Gewicht gelegt.

[1]) „Morgenbetrachtung" ist eine ältere Fassung davon.

In den Gedichten seiner letzten Zeit hat Sauter mehr seinen eigenen Ton gefunden. Wie Volkslieder muten manche an in ihrer Schlichtheit des Ausdrucks, in ihrer Einfachheit der Form und ihrer Kürze. Ein sanfter elegischer Hauch liegt auf diesen Gedichten, die Stimmung der Resignation, des Verzichts auf das Glück seliger Liebe. Eines der schönsten dieser Lieder ist „Am Blumenbeet“. Ganz ähnlich sind „Erste und letzte Gunst“, „Vergebens“, „Abschied“, „Berg und Tal“. Mehr in neckischem Ton gehalten sind „Marie“, „Grüß Gott!“, „Wiegenlied“, „Sei nicht dumm!“ u. a.

Sein Merkwürdigstes leistete sich Sauter als Improvisator beim Wein. Um einen Sängerlohn von einem „Pfiff“ Wein — einem Zehntelliter — war er bereit, aus dem Stegreif zu dichten, wobei er sich die Endreime aufgeben ließ. In wenigen Minuten war das Gedicht meist fertig. Etwas Bänkelsängermäßiges und Zynisches haftet diesen Gedichten an.

Auch seine eigene Grabinschrift verfaßte er. Selten gelang ihm da ein besserer Ton. Das „Gassenlied“, „Heimweh“, „Einsam“ u. a. sind etwas erfreulicher zu lesen.

So war Sauter nach vielversprechenden Ansätzen bei den Niederungen der Poesie angelangt und zu einem Bohêmien herabgesunken, dessen Umgang für jeden achtbaren Bürger bloßstellend wirken konnte. Peter Altenberg in der Moderne gefällt sich in ähnlichem Treiben, das freilich bei ihm ungleich mehr gemacht erscheint als bei Sauter. Hebbel[1]) sprach ihm jede Eignung zum Dichter ab und meinte, seine Gefühlsphantasie schaffe über das Gewöhnliche nicht hinaus. Aber nicht alle Schuld liegt allein bei Sauter, wenn es ihm gleich sehr an Selbstzucht mangelte, sondern er mußte zugrunde gehen, weil sich ihm keine rettende Hand bot, weil es ihm an einem liebenden Weibe fehlte, das ihm einen Halt gegeben hätte.

[1]) Österreichische Blätter vom 16. Juli 1855.

Wien. Dr. Karl Wache.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Novae comoediae fragmenta in papyris reperta exceptis Menandreis. *Edidit Otto Schroeder.* Bonn 1915, A. Marcus und E. Webers Verlag. Preis 2 M. (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen. Herausgegeben von Hans Lietzmann, Nr. 135.)

Diese Sammlung von Papyrus-Bruchstücken der neuen Komödie ist eine unmittelbare Ergänzung zum Menander, den Sudhaus in der gleichen Reihe hat erscheinen lassen, und hat auch durch Sudhaus, den unvergeßlichen, leider dieser Arbeit für immer entrissenen, lebhafte Förderung erfahren. Ihr wertvollster Bestandteil sind Papyrus Ghôran II und Oxyrhynchos 11, interessant ist noch manches andere, wie das Straßburger und Berliner Fragment, und eine Zusammenfassung des Ganzen ist entschieden dankenswert. Leider ist das meiste übel zugerichtet. Der Herausgeber hat einer solchen Aufgabe gegenüber einen besonders schweren Stand; ist er im Ergänzen peinlich zurückhaltend, so sieht sein Text mehr wie ein Stoppelfeld denn wie ein fruchttragender Acker aus; ergänzt er nach Möglichkeit, wo sich etwas zu finden scheint, so muß er mit vielem, was nur *exempli gratia* dasteht, und mit sicheren Fehlschlägen rechnen. Schröder hat das unbestreitbare Verdienst, daß er in der Entzifferung der Reste weiter gekommen ist, und er hat außerdem in eigenen Ergänzungen Scharfsinn und Geschick bewiesen. Ich nehme die Gelegenheit, ein paar Kleinigkeiten anzumerken: Im Pap. Hibeh 5 wird Strobilos von einem Unbekannten mitten in einem exaltierten Monolog (er glaubt im Götterlande zu sein) durch Anruf unterbrochen (S. 17): Στρόβιλε. Erschreckt bricht er in die Worte aus: Ἄπολλον καὶ θεοί, τοῦ πνεύματος! Der Herausgeber bemerkt nach einer Anregung von Sudhaus *sensus est: spiritus me deficit!* Das glaube ich nicht, sondern verstehe: „Apollon und ihr Götter, welcher Lärm!" πνοή und πνεῦμα haben diese Begriffsentwicklung von den Blasinstrumenten hergenommen (s. Aristoph. Ran. 154. 313. Pindar Nem. III 79. Ol. VI 83. Euripides Iph. Taur. 430. Bacch. 128. Phoen. 787. Theocrit

Ep. V 4), und so heißt es bei Euripides in der Elektra 749 ἰδού, τάδ' οὐκ ἄσημα πνεύματ' αἴρεται 'der Lärm, der sich da erhebt, ist nicht bedeutungslos'. Strobilos hält den Rufer mit der kräftigen Stimme für einen Gott: σὺ δ' εἶ τίς ὦ κράτιστε τῶν θεῶν; wenn er nun bald nachher mit σῶσον zu sprechen neu anhebt (das Weitere ist verstümmelt), so wird das einfach Gebetsformel sein, wie Aristoph. Ran. 386 Demeter angerufen wird σῶζε τὸν σαυτῆς χορόν. Allerdings, wenn diese Auffassung richtig ist, so wird an dem *argumentum* der Komödie, das überhaupt recht kühn konstruiert ist (S. 15), einiges zu ändern sein. Weiter: gibt es im Griechischen ein positives ὑγιὲς φρονεῖν? Belege wären sehr wünschenswert. Seit Euripides οὐδὲν ὑγιές in Kurs brachte, ist es eine so festgefügte Phrase auch in der Komödie, daß Schröder an der Ergänzung von Blaß in Pap. Ghôran I Vs. 23 (S. 24) nichts hätte ändern sollen, unbeschadet des φρονῶν, das er selbst glücklich las. Also οὐδὲν γάρ ἐστιν ὑγ]ιὲς οὐδ' ἁπλοῦν φρονῶν. Daraus folgt, daß die Verwünschung im vorhergehenden Vers auf einen einzelnen gehen muß, und Schröders Ergänzung kann nicht richtig sein. Pap. Ghôran I 78 (S. 27) würde ich des besseren Sinnes halber so interpungieren: ἄξιον, ἀκριβῶς, ἴσθι, γινώσκειν τάδε. Die Komödie sagt wohl gern εὖ ἴσθι, was nicht dasselbe ist wie ἀκριβῶς ἴσθι, aber sonst einfach ἴσθι. Τὸ δὲ πρᾶγμα ἱκανὸν πάνυ (Pap. Oxyr. 11 Vs. 33 S. 42) kann nicht heißen, was Schröder versteht *res est maxime idonea ad demonstrandam calliditatem.* Unten (Vs. 50) stand wohl da ἀδελφὸς οἴχηται π[ε]τό[μενος, da πέτεσθαι bekanntlich von eiliger Bewegung, von Laufen, Rennen eines Menschen gesagt wird, wofür ich hier zwei Beispiele aus der Komödie anführe: Aristoph. Lysistr. 55 (ἐχρῆν) πετομένας ἥκειν πάλαι (γυναῖκας), Alexis Fr. II 371 K πέτεται γάρ, οὐχ οἷον βαδίζει τὰς ὁδούς. Pap. Oxyr. 10, 7 ff. lese ich (*exempli gratia*):

ὅμως δ' ἀ[νυστέον.
τῶν πλημμελουμένων γὰρ ἡμε[ῖν χόλον ἔχων,
ὑπότ[υφον ἐποξ]ὺ μειράκιον ἔνθε[ρμον ὢν
ἐρῶν [τ' ἐκεῖνός] μ' εἰς τὸ βάραθρον ἐμβ[αλεῖ,
πρόφασιν λαβὼν μικράν.

Merkwürdig ist eine Stelle in dem zweiten *argumentum metricum* des Pap. Ghôran II Vs. 11 f. (S. 65):

διατριβὴν δὲ μὴ
ἔχωμεν, ἀπὸ τοῦ δ' ἄλφα πρῶτον ἄρξομαι.

Zwei δέ nacheinander wären unerträglich, es ist also im zweiten Fall vielmehr δή zu verstehen und Krasis anzunehmen: δἄλφα ist ein Gegenstück zu δἄν = δὴ ἄν, das sich ja mit der Zeit Anerkennung verschafft hat. Neu ist mir die Akzentuierung περίξ (Pap. Ghôran I 47), die Worte οὐ μή μοι πρόσει ἐγγύς,

πονηρέ (Pap. Ghôran II 80) und μὴ πολὺ διημάρτηκα τὸν Χαιρέστρατον εἰς λιμένα πέμψας (ebenda 107) sind doch sicher als Frage zu fassen.

Wien. L. Radermacher.

P. Cornelii Taciti De Germania liber. Erklärt von Alfred Gudeman. Mit einer Karte. Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung. (Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen begründet von M. Haupt und H. Sauppe.) VII und 272 S. 8⁰.

An Stelle der dritten Auflage von Zernials Germaniaausgabe dieser Sammlung hat A. Gudeman mit dem vorliegenden Werke eine eigene Arbeit erscheinen lassen, weil erstens, wie er in der Vorrede sagt, eine bloße Revision der Zernialschen Ausgabe hätte unbefriedigend ausfallen müssen, zweitens weil die Tendenz der neueren Auflagen der genannten Sammlung, über die unmittelbaren Bedürfnisse der Schule hinausgehend, einen mehr wissenschaftlichen Charakter anzunehmen, die Ersetzung des älteren seinen damaligen Zwecken vortrefflich angepaßten Werkes durch eine völlig neue Ausgabe notwendig zu machen schien.

Die Einleitung behandelt in 49 Seiten 1. Entstehung und Zweck, 2. die Quellen, 3. die Zuverlässigkeit, 4. Stil und Rethorik der Germania (Wortstellung und Wortfiguren, Brachylogie, Inkonzinnität, dichterisches Kolorit) und gibt zum Schluß eine Inhaltsübersicht; S. 50—272 enthält Text und Kommentar; vorausgeschickt ist dem Ganzen eine Karte Germaniens mit der Neuerung, die modernen geographischen Namen und Grenzen (rot) mit den antiken zu verbinden, und ein Vorwort (V—VII).

G. erklärt ausschließlich die wissenschaftliche Erkenntnis als Zweck der Germania und ist, in teilweiser Übereinstimmung mit Riese, Schweizer-Sidler und Zernial, der Ansicht, daß diese Schrift wegen ihres Umfanges, um nicht den Zusammenhang der Historien zu stören, in deren Rahmen sie sachgemäß gehört hätte, von Tacitus als eigene Monographie herausgegeben worden sei. Er verwahrt also den Verf. gegen die Unterschiebung jeder anderen Tendenz, so mit Schweizer-Sidler, m. E. mit Recht, gegen die Sittenspiegelhypothese — auch Zernial verficht sie ja nicht mehr — und gegen die von einer beabsichtigten Einflußnahme auf Trajan, aber auch, wie mir scheint mit Unrecht, gegen Müllenhoffs, Asbachs, Schweizer-Sidlers und besonders Zernials im wesentlichen gleiche Würdigung der Germania als „für den Moment berechnete politische Broschüre“ oder als „Tagesliteratur höherer Gattung“. In diesem Punkte scheint mir G. ein zu großes Gewicht auf literarische Belege auf Kosten der psychologischen Wahrscheinlichkeit zu legen, die ja höchst selten dokumentarisch zu belegen ist. Wenn im gegenwärtigen Weltkriege ein Herrscher an die Front geht, fragt alle Welt, was

das zu bedeuten habe, obwohl wir ja auch die im Kampfe stehenden Völker seit Jahrhunderten kennen. Wäre das Zeitungswesen nicht so ausgebildet, wer erführe später von diesem Interesse des Publikums? Und wird trotzdem jemand davon erfahren? Und wenn das Werk keine Tendenz zur Schau trägt, ist das nicht vielmehr als objektive Zurückhaltung denn als Mangel zu bewerten?

In der Quellenfrage entscheidet sich G. im Anschlusse an Schweizer-Sidler gegen Zernial dafür, daß von persönlichem Erkunden über Germanien am Orte selbst oder in der Nähe seitens Tacitus' nicht die Rede sein könne. „Es findet sich in der ganzen Schrift keine einzige Mitteilung, die Tacitus nur der eigenen Anschauung oder Erkundigung auf deutschem Boden oder auch nur seiner persönlichen Anwesenheit, sei es an der Grenze oder in Germaniens Nähe, verdankt haben muß" (S. 33). Vieles, was Zernial als Quelle in Betracht gezogen hatte, scheidet er aus und erkennt nur Cäsar und den älteren Plinius sowie — das beruht auf G.s eigenen Schlüssen — Posidonius (auf dem Wege über Varros *libri divinarum rerum*) als sichere literarische Quelle sowie — mit Schweizer-Sidler, teilweise nach Müllenhoff — römische Händler, Militärpersonen, Gesandte, Germanen in Rom als Nachrichtenvermittler.

Im dritten Kapitel erklärt G. die Germania im Gebiete der Tatsachen nach Maßgabe der damaligen Kenntnisse als zuverlässig, aber in der psychologischen Bewertung von Tatsachen als gelegentlich subjektiv.

Mit dem vierten Kapitel, Stil und Rhetorik, bezweckt G. die Erleichterung eines Vergleiches zwischen den fast gleichzeitig erschienenen kleinen Schriften des Tacitus, den Dialogus ausgenommen.

Einzelheiten der Erklärung zu besprechen fehlt hier der Raum. Nur ein Satz aus der Vorrede, der sich wohl zumeist auf den Kommentar beziehen dürfte, sei hervorgehoben. G. erklärt p. VI, häufig von der landläufigen Erklärung abzuweichen und diese Änderungen in Ermangelung des Raumes für sich selbst sprechen lassen zu müssen. „Ich bedaure dies um so lebhafter," sagt er, „weil ich mir wohl bewußt bin, welch zähe Lebenskraft irrigen Ansichten innewohnt, wenn sie, wie so oft gerade bei dieser Schrift, von großen Gelehrten herrühren oder sich deren Zustimmung zu erfreuen hatten." Dieselbe Vermutung, daß andere Ansichten als die seinigen auf stumpfsinnigem Autoritätsglauben beruhen und von großen Gelehrten patronisiert würden, hat G. in der Anzeige meiner Dialogausgabe (Berl. Phil. Woch. 1898, H. 33/34, Sp. 1039, 1032, 1033) ausgesprochen. Sie scheint zu seinem kritischen Rüstzeug zu gehören.

Über die musterhafte Ausstattung des Buches zu reden ist überflüssig.

Wien. R. Dienel.

Stowassers Lateinisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch. Umgearbeitet von Michael Petschenig. Einleitung und etymologischer Teil bearbeitet von Franz Skutsch. Vierte, verbesserte Auflage. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1916. XXII und 832 S. Preis gebunden 8 M. 60 Pf. = 11 K.

Stowassers rühmlich bekanntes und viel benütztes Wörterbuch ist in der vorliegenden vierten Auflage im großen und ganzen das gleiche geblieben wie in der vorausgehenden. Immerhin zeigt es einige Zusätze, hauptsächlich zu den Pliniusbriefen. Außerdem sind kleine Unebenheiten, Mängel und Irrtümer beseitigt worden. Nach der Versicherung des Bearbeiters hat sich ihm hiefür die Einsichtnahme in einige tausend Stellen in den neuesten Texten als besonders förderlich erwiesen. Damit hofft er einen gewissen Abschluß an dem Bestande des Buches erreicht zu haben. Völlig unverändert blieb die Einleitung und der etymologische Teil, den für die dritte Auflage der inzwischen leider verstorbene Breslauer Gelehrte Prof. Dr. Franz Skutsch bearbeitet hatte.

Durch die Ausmerzung von Versehen und gelegentliche Ergänzung ist die neue Auflage zweifellos verbessert worden, wofür dem Bearbeiter der Dank der Benützer gebührt. Wir wollen ihn aber gleichzeitig doch gebeten haben, sein Wort von dem „gewissen Abschluß" nicht bitter ernst zu nehmen. Ein lexikographisches Werk kann immer nur einen vorläufigen Abschluß gewinnen, weil man immer wieder wünschenswerte Nachträge und verbesserungsbedürftige Stellen wird nachweisen können; das gilt in noch höherem Maße von einem Schulwörterbuch. So können wir beispielsweise gleich den dringenden Wunsch aussprechen, es möge für die nächste Auflage auch die in unseren Gymnasien vielfach benützte Auswahl von Cicerobriefen, die A. Kornitzer getroffen hat, berücksichtigt werden. Die Arbeit würde ja dadurch erleichtert, daß nur jene Briefe exzerpiert zu werden brauchten, die in den Auswahlen von Aly, Dettweiler und Luthmer fehlen. Obwohl vielleicht auch für diese eine Nachprüfung nicht ganz ergebnislos sein dürfte. So fand ich gelegentlich der Lektüre von Cicerobriefen nach Dettweiler: Zu Brief 46, 1 *s. v. itero* 2b: das Zitat gehört nicht Ennius, sondern Pacuvius. Br. 48, 1 *s. v. spiro:* fehlt *Martem spirare;* Br. 51, 2 *s. v. vinco* 4c: fehlt Beleg für die Konstr. des *acc. c. inf.*; Br. 51, 5 *s. v. praecipito* I 1 fehlt *aetate praecipitata* Mat. bei Ci (wodurch die Angabe: „dicht." etwas modifiziert wird); ebendort *s. v. retexo* I 2 fehlt *se retexere* „einen anderen Menschen anziehen"; Br. 54 *s. v. centurio, -are* 1 fehlt die Angabe: absol. „Zenturien bilden, die Mannschaft einreihen". Auch sonst dürfte die wiederholte Lektüre der in unseren Schulen bevorzugten Ausschnitte aus den Klassikern unter beständiger Benützung des Wörterbuches noch manche Veränderung oder Ergänzung als wünschenswert

erscheinen lassen. Ich gebe bloß, was mir der Zufall bei der Schullektüre von Ciceros Rosciana und dem ersten Buche der Officien, ferner Vergils II. und IV. Buche der Äneis durch die Präparationen der Schüler in die Hand spielte. *S. v. accusatorius* ist angegeben: *artificium* Advokatenkniff. Das bezieht sich auf Rosc. § 49 *non tu in isto artificio accusatorio callidior es quam hic in suo.* Hier aber ist zu übersetzen: „in deinem Handwerk als Ankläger“ (Nägelsbach, Stilistik § 20, 2. Landgraf und Halm z. St.); mit der im Lexikon angegebenen Übersetzung kann der Schüler hier überhaupt nichts anfangen. — *S. v. ignoro* fehlt die seltene Bedeutung des Verbums: „nicht kennen wollen, ignorieren“, die man für Rosc. § 4 annehmen muß (s. Krebs-Schmalz, *Antibarbarus* I 678). — *S. v. vanitas* fehlt die Rücksicht auf Stellen wie Cic. Off. I 44. 150. 151. III 58, wo es „Unehrlichkeit, Betrug“ bedeutet (s. C. F. W. Müller in seiner Ausgabe der *Off.* S. 32). — *S. v. puerulus* ist die Übersetzung der ausgeschriebenen Stelle (= Cic. Rosc. § 120) *omnium deliciarum atque omnium artium puerul*i: „mit allen Salben geschmierte elegante Bürschlein“ verfehlt; sie führt die Schüler nur irre. Es sollte etwa dafür heißen: „Bürschlein, die sich auf Scherze und Künste aller Art verstehen“. — Für die nicht ganz einfache Stelle Verg. Aen. II 453 *limen erat caecaeque fores et pervius usus tectorum inter se Priami* fehlt dem Schüler *s. v. pervius* und *usus* jede Hilfe. — *S. v. iaspis* steht die Notiz: „ein Edelstein von grüner Farbe V“; damit übereinstimmend wird *s. v. fulvus* die Stelle Vergils Aen. IV 261 *stellatus iaspide fulva ensis* erklärt: „*iaspis* bronzegrün (wie patiniertes Erz) V“. Aber wenn auch Plinius Nat. hist. XXXVII 115 sagt: *viret et saepe tralucet iaspis,* so gibt er im folgenden doch zu, daß man sehr verschiedene Farbennuancen des Jaspis kannte; tatsächlich gibt es auch gelben, braun gefärbten, ja roten Jaspis. Es ist also gar kein Grund, zu einer so gezwungenen Erklärung des Wortes *fulvus* zu greifen, wie es Stowasser tat. — *S. v. resignare* liest man noch immer die Schirach-Jacobsche Erklärung der — freilich schwierigen — Stelle Vergils (Aen. IV 244) *lumina morte resignat*: „öffnet die Augen im Tode (da Sterbende die Augen öffnen) V“. Diese seltsame Erklärung möchte ich doch nicht mehr aufrecht erhalten sehen. Ich empfehle dafür einzusetzen: „entsiegelt die Augen des Todes (bricht der Augen Todessiegel)“ und die nähere Erklärung dem Lehrer zu überlassen, falls nicht vorgezogen werden sollte, die erklärende Bemerkung beizufügen: „vom todähnlichen Schlafe gesagt“. — *S. v. praecipito* II 1 fehlt die Angabe der Bedeutung „eiligst fliehen“, die Verg. Aen. IV 565 vorliegt.

Die angeführten Beispiele sollen nur meine Bitte unterstützen, der Herausgeber möge sich auch in Zukunft die anzustrebende Vervollkommnung dieses vorzüglichen Schulbuches an-

gelegen sein lassen. Hiezu kommt noch der Wunsch, es mögen in einer fünften Auflage auch des Plautus *Menaechmi*, *Miles* und *Mostellaria*, von Terenz, der zur Zeit von dem Schulwörterbuch gar nicht berücksichtigt ist, die *Adelphoe*, *Andria*, *Phormio* jene Berücksichtigung erfahren, die sich durch die Privatlektüre dieser Komödien als wünschenswert herausgestellt hat. Das wird ihm gewiß nicht schwer fallen, da er bereits in seinem „Kleinen Stowasser" allen angeführten Komödien die Gleichberechtigung mit anderen in Schulen gelesenen Schriften erteilt hat. Auch der Verleger kann doch nicht wünschen, daß das Schul- und Handwörterbuch hinter jenem Auszuge an Wert zurückbleibe.

Wien. Karl Prinz.

W. Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur. 9. und 10. Aufl. Herausgegeben und teilweise neubearbeitet von Dr. Max Ettlinger. 2 Bände. Mit 152 Bildern auf 40 Tafeln. 8⁰. (1400 S.) 17 M. Freiburg i. Br. und Wien 1914, Herder.

Es ist ein alter und lieber Bekannter, den wir mit Freude begrüßen; sein Gewand ist neu, sein Geist aber ist derselbe geblieben. Im Jahre 1866 hatte Lindemann auf Herders Anregung zum ersten Male seine Literaturgeschichte herausgegeben und in der letzten von ihm noch besorgten 5. Auflage den ihn bei der Abfassung des Werkes leitenden Gedanken in den folgenden Worten zum Ausdrucke gebracht: „Ich habe mich bestrebt, unsere reiche Nationalliteratur von christlich-gläubigem Standpunkte aus darzustellen, daneben aber auch auf dem kirchlichen Standpunkte mir den freien Blick zu bewahren, ohne welchen das richtige Verständnis einer geschichtlichen Entwicklung nicht möglich ist." Diesem Grundsatze des Verf.s getreu haben auch die Bearbeiter der 6. und 7. Auflage die notwendig gewordenen Ergänzungen vorgenommen und hat M. Ettlinger die 8. und die nun vorliegende 9. und 10. Doppelauflage hergestellt.

Die Einteilung des Stoffes ist dieselbe geblieben und dessen Bearbeitung verrät, obgleich sich auf den meisten Seiten die nachprüfende Hand zeigt, das Streben, den ursprünglichen Text möglichst zu schonen. So sind die ersten sieben Bücher im wesentlichen unverändert geblieben und nur das achte Buch, das die Zeit von der Märzrevolution bis zur Gegenwart behandelt und schon in der 8. Auflage eine Neubearbeitung erfahren hatte, weist bedeutende Änderungen und Ergänzungen auf. Ausgerüstet mit einer gründlichen Kenntnis der neuen und neuesten poetischen Erzeugnisse und mit einem feinen künstlerischen Empfinden begabt, kennzeichnet Ettlinger in diesem Abschnitte vortrefflich die literarischen Strömungen der neuen Zeit und beschränkt sich mit weisem Bedacht auf deren Ton und Richtung angebende

Hauptvertreter. Mit Recht, denn es ist eine schwere und undankbare Aufgabe, in einer Zeit des Werdens schon über die Dichter, zumal die noch lebenden und strebenden, Gericht zu halten und den Weizen von der Spreu zu sondern. So manches hell aufleuchtende Gestirn ist ebenso schnell wieder verblaßt und so mancher Dichter, der noch vor 30 Jahren gefeiert wurde, ist heute vergessen. Der Gleichmäßigkeit wegen hätte wie den früheren Abschnitten so auch dem achten eine Übersicht über die wissenschaftliche Prosa beigegeben werden können. Den Text begleiten Seite für Seite sorgfältig und umsichtig ausgewählte Literaturangaben, die den Leser über die wichtigste Hilfsliteratur zuverlässig unterrichten. Ettlinger hat sich mit ihr vertraut gemacht und die Ergebnisse der Forschung bis in die jüngste Zeit herauf für die Gestaltung des Textes verwertet. Über eine Literaturgeschichte, die bereits zehn Auflagen erlebt hat, ein Urteil abzugeben, erübrigt sich; sie hat dadurch selbst ihre Brauchbarkeit und Lebensfähigkeit erwiesen. Alle Vorzüge, die man mit Recht dem alten Lindemann nachrühmte: sittlich-ernste, auf dem Grunde christ-katholischer Weltanschauung ruhende und dabei nicht engherzige Beurteilung der literarischen Erzeugnisse von hüben und drüben, feines ästhetisches Empfinden, flüssige und elegante Darstellung, all dies und noch vieles andere gilt auch von dem neuen.

Als Quartaner (1871) bekam ich den Lindemann zum ersten Male in die Hände und wurde durch ihn in meiner Begeisterung für das deutsche Schrifttum sehr gefördert. Auch später noch verdankte ich ihm manche Anregung. Damals war das Buch schmucklos; jetzt ist es mit photographisch getreuen Wiedergaben von Schriftstellerporträts und alten Literaturdenkmälern in reinem Kunstdruck ausgestattet, die, zielbewußt ausgewählt, den Text ergänzen und den bildenden Wert des Werkes erhöhen. Seiner Bestimmung gemäß wird es daher auch in diesem neuen Gewande, wie schon durch Jahrzehnte, Studierenden und selbständigen Lesern ein zuverlässiger Wegweiser sein und das Verständnis des Strebens unseres Volkes auf dem schöngeistigen Gebiete wesentlich fördern.

Seitenstetten. Dr. Anselm Salzer.

Walter Brecht, Deutsche Kriegslieder sonst und jetzt. Berlin 1915, Weidmann. 70 Pf.

Der „Aufsatz entspricht einem Vortrage“, den Brecht im März 1915 gehalten hat, will also kaum mehr sein als eine Gelegenheitsschrift. Nur mit wenigen Strichen wird die Geschichte des Kriegsliedes während des Mittelalters und der Neuzeit bis zu den Tagen Friedrich des Großen entworfen: es sei anfangs kirchlich, dann standesgemäß zu gebunden gewesen, als daß es

sich hätte selbständig entwickeln können. Bezeichnend für diese Anfänge sei die echt germanische Hervorhebung der führenden Helden durch die Gefolgsleute. Die Entwicklung des Vaterlandsgedankens und des Individualitätsbewußtseins im 18. Jahrhundert sei der Kriegslyrik des Siebenjährigen Krieges und noch mehr der Befreiungsdichtung zugute gekommen. Dank ihnen liege dem Wirken Arndts, Schenkendorfs und der anderen der ideale, schier religiös anmutende Opfergedanke zu Grunde. Und die gleiche sittliche Höhe sucht Brecht in den Kampfliedern von heute, mögen sie nun von bekannten Dichtern oder Neulingen, Frauen oder Halbwüchsigen stammen, nachzuweisen, aus dem hohen Ethos der Gegenwartsdichtung leitet er das Recht ab, künstlerisch nicht allzu streng ins Gericht zu gehen. Den Rückstand hinter 1813, der für die Höhenleistungen der beiden Epochen bisher jedenfalls besteht, will Brecht als Historiker nicht gelten lassen: man solle das Ganze von jetzt mit dem Ganzen von einst vergleichen. Gut; warum aber mißt dann er selbst die Gedichte von 1870 nicht lediglich an dem jämmerlichen Durchschnitt von damals — nur das wäre m. E. historisch gerecht —, sondern auch an den aus lyrischen Blütezeiten stammenden Produkten von 1813 und 1914? Hier und bei manchen Einzelheiten — den Begriffen „Lied" und „Ballade" (S. 35/36) fehlt z. B. die klare Formulierung — muß die bessernde Hand einsetzen, soll das für den Augenblick recht verdienstliche Heft Dauerwert behalten. Man muß ihm auch die Schwierigkeiten zugute halten, die dem Versuche entgegenstehen, Ereignisse schon während ihres Ablaufes geschichtlich zu würdigen.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Dr. Arthur Weber, A szepesi nyelvjárástanulmányozás története. Budapest 1916, Ferdinand Pfeifer (Gebrüder Zeidler). 46 S. 8°.

Herausgegeben von den ungarländischen Germanisten Gideon Petz, Jakob Bleyer und Heinrich Schmidt erscheinen im obengenannten Verlag seit einem halben Jahrzehnt „*Német philologiai dolgozatok*" (Arbeiten zur deutschen Philologie), als deren 19. Heft die vorliegende Arbeit zählt. Die „*Dolgozatok*" gestatten ein sehr günstiges Urteil über die ungarische Germanistik, als deren Mit- oder Hauptbegründer jedenfalls Gustav Heinrich anzusehen ist: sie verbreiten sich ziemlich gleichmäßig über deutsch-ungarische Sprache[1]) und Litera-

[1]) Hier und in der Folge geben wir die Titel gekürzt und deutsch wieder: Heft 1: Theodor Thienem, Deutsche und magyarische Sprachreform (1912). Heft 2: Rich. Csáki, Die deutschen Schriften Joh. Honterus' (1912). Heft 5: Rich. Huss, Siebenbürgisch-deutsche Sprachforschung (1913). Heft 7: Friedr. Schwarz, Kinderlied der Hienzen

tur[1]), ziehen auch Theater[2]) und Zeitungen[3]) in ihren Gesichtskreis und behandeln daneben bisweilen wichtige außerungarische Fragen und Stoffe der Wissenschaft. Wir erhalten das Bild einer regen, zielbewußt geleiteten und methodisch sicheren Tätigkeit[4]).

Arthur Weber, bereits durch mehrere gewissenhafte und sorgfältige Untersuchungen auf dem Grenzgebiet deutscher und magyarischer Literatur und Kultur wohl empfohlen, gibt auf Grund ausgreifender, bis in die verstaubte Gelahrtheit des 16. und des 17. Jahrhunderts zurückreichender Studien eine Geschichte der über Herkunft und Sprache der deutschen Zipser jeweils vorhandenen Vermutungen und Lehren. Über die „Zipser Sachsen“ wie über ihre Namensvettern in Siebenbürgen haben Humanisten und Polyhistoren allerlei gefabelt. Mit Mitteln ernsthafter Philologie wird die Erforschung der Herkunft erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts betrieben; das nächste Jahrhundert bringt unter dem Einfluß erst Adelungs, dann Grimms eine Anzahl mundartlicher Wörterbücher, die Erkenntnis dreier Hauptmundarten (wie bei den mittelfränkischen Siebenbürgern) und, durch ersprießliches Zusammenwirken geschichtlicher und sprachlicher Forschung, die Erkenntnis des mitteldeutschen Charakters der oberzipsischen Mundart. Zwei Namen der hier rühmlich beteiligten Gelehrten, Krones und Karl Julius Schröer, sind auch dem Österreicher geläufig; zwei andere (Ernst Lindner und Viktor Lumtzer) rufen mir das Andenken an liebe Freunde und originelle, verdienstvolle Forscher wach. Ein großes „Zipser Wörterbuch“, offenbar als Seitenstück zum siebenbürgisch-sächsischen, wird von Julius Gréb vorbereitet.

(1913). Heft 10: Elemér Schwartz, Südbayrische Mundart zwischen Raab und Lafniz (1914). Heft 15: Jos. Mornau, Südfränkische Mundart von Szeghegy (1915). Heft 18: Jos. Happ, Mittelbayrische Mundart von Béb (1915).

[1]) Heft 3: Egon Hajek, Siebenbürgisch-sächsischer Roman um die Mitte des 19. Jahrhunderts (1913). Heft 4: Alfr. Roth, Daniel Roth (1913). Heft 6: Julius Hollitzer, Liszt und das literarische Leben in Weimar (1913). Heft 9: Eug. Czinkotszky, Oswald der Schreiber (14. Jahrhundert) (1914). Heft 13: Elemér Moór, Die Toldi-Sage (1914). Heft 14: Joh. Koszó, J. A. Feßler (1915). Heft 16: Rosa Hollaender, Juliane Déry (1915).

[2]) Heft 12: Jolanthe Kádár, Ofner und Pester Theater bis 1812 (1914).

[3]) Heft 17: Marianne Zuber, Ungarländische deutsche Zeitschriften bis 1810 (1915).

[4]) Auf dem Arbeitsgebiet der „*Német philologiai dolgozatok*“ bewegt sich eine jüngst (im „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde“, Bd. 39, und selbständig 1915) veröffentlichte Wiener Dissertation meines Hörers Rudolf Hörler „Die mundartliche Kunstdichtung der Siebenbürger Sachsen“.

Wien. Robert F. Arnold.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.

Paul Dombey. *From the novel "Dombey and Son" by Charles Dickens* Für den Schulgebrauch herausgegeben von Johanna Bube. Mit 4 Abbildungen. 172 S. 1913. Preis 1 K 80 h. — **George Eliot.** *The Sad Fortunes of the Rev. Amos Barton.* Für den Schulgebrauch herausgegeben von Marie Gallandi. 106 S. 1912. Preis 1 K 50 h. — **Hypatia** *by Charles Kingsley.* In gekürzter Fassung herausgegeben von Prof. Dr. E. Oswald. 135 S. 1913. Preis 1 K 40 h. — **William Shakespeare.** *The Tragedy of King Lear.* Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Georg Kohlmann. Mit 1 Titelbilde. 128 S. Dazu Anmerkungen 38 S. 1914 Preis 1 K 80 h.

Paul Dombey umfaßt nur jenen Teil des langen Romans „*Dombey and Son*", in welchem uns der Charakter und die Schicksale des kleinen Paul vorgeführt werden. Pauls Mutter stirbt kurz nach seiner Geburt und der Vater, der auf seinen Sohn stolz ist und sich schon im voraus auf die Firma *Dombey and Son* freut, läßt ihn im Hinblick auf die wichtige Lebensaufgabe, die Paul einst zu erfüllen haben wird, erziehen. Aber der Knabe, der schwächlich ist und die Trennung von seiner an ihm mit mütterlicher Liebe hängenden Schwester Florence doppelt schmerzlich empfindet, wird in seinem Pensionat ernstlich krank und muß nach Hause genommen werden, wo er bald stirbt.

Der Text besteht aus acht Kapiteln, von denen die vier letzten ganz ungekürzt aufgenommen worden sind. An der Spitze steht ein kurzes, englisch geschriebenes Lebensbild Dickens' und den Schluß des Buches bilden gediegene „Anmerkungen" (S. 146 bis 169) und ein „Verzeichnis der Eigennamen" mit Angabe der Aussprache (S. 170—172).

Der *Reverend Amos Barton* ist mit Kindern reich gesegnet und hat eine Stelle als „*vicar*" in einem kleinen Orte Englands. Trotz aller seiner Bemühungen, sein Amt gewissenhaft auszufüllen, kann er es niemandem recht machen und wird dabei vom Schicksal arg verfolgt. Er verkehrt in dem Hause einer eingewanderten polnischen Gräfin, durch deren Gönnerschaft er eine bessere Stelle zu erlangen hofft. Doch die „*countess*" wird plötzlich aller Mittel bar, siedelt zu dem armen Vikar über und läßt sich monatelang von ihm erhalten. Als sie endlich das Pfarrhaus verläßt, ist der Vikar verschuldet, seine Frau krank vor Überanstrengung und außerdem kommt der Vikar wegen der „Gräfin" ins Gerede. Die Frau des Vikars stirbt, und um sein Unglück voll zu machen, wird ihm seine Stelle gekündigt und er muß die ihm liebgewordene Stätte seiner Wirksamkeit mit seinen Kindern verlassen, um einen neuen Posten zu suchen.

„*The Sad Fortunes of the Rev. Amos Barton*" ist die erste der 1856 erschienenen *Scenes of Clerical Life* von George Elliot (Mary Anne Evans). In den „Anmerkungen" (S. 91 bis

104) hat die Herausgeberin die Eigentümlichkeiten der im Texte vielfach vorkommenden Volkssprache übersichtlich zusammengestellt (S. 94). Die Stelle „*wins golden opinions from all sorts of men*“ (S. 21, Z. 7) ist eine Anspielung auf Shakespeare, Macbeth, I, 7, 32/33: *He hath honoured me of late; and I have bought golden opinions from all sorts of men.* Zu verwerfen ist der Telegrammstil in der Anmerkung zu S. 21, Z. 4: „*Skye-terrier*, Pinscher von der Insel an der schottischen Westküste; gehört zu der Gruppe der Hebriden“ (was ist Subjekt zu dem Zeitworte „gehört“?). Druckfehler sind: S. 20, Z. 19 *aquisitions* statt *acquisitions*; S. 22, Z. 5 *a once* statt *at once*; S. 95 (Anm. zu S. 16, Z. 9) *fum.* statt *fam.* = *familiar*, (Anm. zu S. 19, Z. 6) *Independenten* statt *Independents.*

Hypatia ist eine historische Persönlichkeit. Sie ist die Tochter des Mathematikers und Astronomen Theon in Alexandria, ein Weib von außerordentlicher Schönheit und Gelehrsamkeit, die sich als Lehrerin der hellenischen Philosophie einen Ruf in der ganzen damals bekannten Welt erwarb. Sie fand im Jahre 416 bei dem Volksaufstande, der zwischen den Anhängern des Bischofs Cyrillus und denen des Statthalters Orestes entstanden war, ihren Tod. Kingsley hat es verstanden, dieses historische Gerippe mit Fleisch und Blut zu beleben. „Nicht nur Alexandria hat der Dichter aus der Vergessenheit erstehen lassen; nein, die ganze damalige Welt hat er aufs neue aufgebaut, mit echter Künstlerhand. Alle Völker zaubert er herauf, die damals durch die Weltgeschichte schritten.“ Der Zweck des Werkes ist zu zeigen, wie das echte Christentum, der reine Geist der göttlichen Liebe, endlich über alle Menschenweisheit triumphiert.

Das Hauptverdienst des Herausgebers besteht darin, daß er es verstanden hat, den umfangreichen Roman durch geschickte Striche auf 116 Seiten zu reduzieren und doch nirgends den Faden der Haupterzählung zu zerreißen. Sehr wertvoll sind auch die „Anmerkungen“ (S. 124—132) und das „Verzeichnis der Eigennamen“ (S. 133—135). Hier war es nicht leicht, überall die richtige, in England gebräuchliche Aussprache zu finden.

Endlich hat die Freytagsche Sammlung zu den schon herausgegebenen Meisterdramen Shakespeare, Hamlet und Macbeth, auch noch das dritte, den *King Lear*, gefügt. Die Einleitung (S. 7—20) enthält ein kurzes Lebensbild Shakespeares sowie eine Betrachtung über Quelle, Entstehungszeit und Metrik des Dramas. Sowohl die Einleitung als auch die „Anmerkungen“ sind nach der besten und neuesten einschlägigen Literatur, die im Vorwort (S. 5 6) zusammengestellt ist, gearbeitet, verdienen daher volles Lob und Vertrauen. Daß der Herausgeber übrigens auch selbständig und kritisch den vorliegenden Text behandelt, zeigt z. B. die Art, wie er die letzten Verse des Trauerspiels, die Edgar in den Mund gelegt werden, sich zurecht legt und deutet. Er ist unzu-

frieden mit der Übersetzung Schlegels und Conrads und wendet sich gegen Koppel, der in den beiden Versen „*The weight of this sad time we must obey, Speak what we feel, not what we ought to say*“ *speak* „das stumme Sprechen“ in scharfen Gegensatz zu *say* „dem Sagen, dem Reden mit Worten“ stellt. Der Herausgeber faßt *speak* im Sinne von „sprechen“, reden, um seine wahren Gefühle zu verbergen“ auf und übersetzt nicht, wie Koppel will: „wir müssen unserem Fühlen nur stumme Sprache verleihen, nicht sagen wollen, was wir sagen sollten und könnten“, sondern: „wir müssen reden, aber wir dürfen nicht sagen, was wir wirklich fühlen, wir müssen nur das sagen, was sich ziemt“. Natürlich ist bei dieser Deutung hinter „*speak*“, „*not*“ und „*to*“ je ein Komma einzusetzen.

Alle vier Bändchen sind zum Gebrauche in den oberen Klassen aller Arten höherer Lehranstalten wärmstens zu empfehlen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

C. Brockelmann, Semitische Sprachwissenschaft. Zweite, verbesserte Aufl. („Sammlung Göschen“ Nr. 291). Berlin und Leipzig 1916, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. 8⁰. 160 S. Preis in Leinwand gebunden 1 M.

Der gelehrte Verf. des Grundrisses der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen (Berlin 1908—1912) gibt in dem vorliegenden Bändchen der Göschenschen Sammlung einen kurzen Auszug aus seinem größeren Werke. Die Vorzüge dieses letzteren Werkes dürfen wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Durch den Brockelmannschen Grundriß erhielt die semitische Sprachwissenschaft endlich ein Werk, das das gesamte Material dieser Disziplin in seltener Vollständigkeit sammelt, vergleichend behandelt, hiebei manche Fragen der vergleichenden semitischen Grammatik der Lösung zuführt, für andere aber zumindest die Lösung vorbereitet. Dem Grundriß Brockelmanns kommt für die semitische Sprachwissenschaft etwa eine ähnliche Bedeutung zu, wie sie für die indogermanische Sprachwissenschaft das Monumentalwerk Brugmanns hat. Hiebei gebührt Brockelmann auch das Verdienst, die erprobten Methoden der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft auch auf die semitischen Sprachen angewandt zu haben.

Das vorliegende Bändchen bietet nun einen knappen Auszug aus dem Grundriß; es läßt sich in seiner Anlage etwa mit dem ebenfalls in der Göschenschen Sammlung erschienenen Werkchen Meringers (Indogermanische Sprachwissenschaft) vergleichen. Der Verf. bespricht (S. 14—48) zunächst das Verhältnis des Semitischen zu dem Altägyptischen, Hamitischen und Indogermanischen, worauf er eine kurze Charakteristik wie auch

Geschichte der einzelnen semitischen Sprachen und Dialekte gibt. Das Bild, das uns hier von dem Entstehen, Leben und Sterben der semitischen Sprachen entworfen wird, ist sehr anschaulich, um so mehr als hiebei auch der geschichtliche Hintergrund der geschilderten sprachlichen Vorgänge wie auch die Literaturen der in Betracht kommenden Völker — unter Heranziehung auch der neuesten archäologischen Funde — eine Berücksichtigung finden. Es folgt sodann ein Abschnitt über die semitischen Schriftarten (S. 48—52). In dem darauf folgenden Abschnitt (S. 53 bis 160) wird weiter eine knappe, jedoch sehr übersichtliche Skizze der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen gegeben, wobei alle fünf Hauptzweige des semitischen Sprachstammes berücksichtigt werden. Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten dieser Darstellung einzugehen. Hervorgehoben mag aber werden, daß der Verf. im allgemeinen bestrebt ist, sich von dem festen Boden der gesicherten Tatsachen nicht oder wenigstens nicht allzusehr zu entfernen. Zu bedauern ist nur, daß der Verfasser — übrigens dem Beispiele Meringers folgend — auf eine Darstellung der semitischen Syntax verzichtet hat. Hoffentlich wird es möglich sein, das Versäumte in einer gewiß bald zu gewärtigenden Neuauflage des Bändchens nachzutragen.

Alles in allem sei das Werkchen Brockelmanns allen jenen, die einen raschen Überblick über die wichtigsten Tatsachen der vergleichenden semitischen Grammatik wie auch der Geschichte der semitischen Sprachen gewinnen wollen, aufs wärmste empfohlen.

Wien. Friedrich Hrozný.

---

1. **Dr. Arthur Steinwenter, Steiermark und der Friede von Zsitvatorok (1606).** Nach Akten des Steirischen Landesarchivs Wien 1915. In Kommission bei Alfred Hölder. 84 S. (Sonderabdruck aus dem Archiv für österreichische Geschichte, Band 106.)
2. **Ders., Das Reiterrecht der steirischen Gültpferdrüstung (1606).** Nach Akten des steirischen Landesarchivs. Sonderabdruck aus der Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark, XIII, Heft 1 und 2. Graz 1915. 116 S.

Die Bedeutung des Friedensschlusses an der Zsitvamündung (Zsitvatorok) ist zuletzt von Alfons Huber in trefflicher Weise gewürdigt worden. Mit ihr beschäftigt sich auch die erste der beiden vorliegenden Arbeiten, die übrigens auch auf die kirchlichen, politischen und finanziellen Verhältnisse der österreichischen Länder in jenen Tagen eingeht. In der Tat macht der Tag des 11. November 1606 in den Beziehungen Österreichs zu den Türken insofern Epoche, als von ihm das erste Abkommen zwischen dem Sultan und dem Kaiser datiert, das auf Grund der Gleichberechtigung der beiden Monarchen zustande kam. Es ist

die Durchführung der Friedensbestimmungen von Zsitvatorok, mit der sich die erste Arbeit vornehmlich befaßt. Sieht man von dem ersten Abschnitt, der eine gedrängte Einleitung enthält, und von dem letzten ab, in welchem auch hier die Bedeutung dieses Friedens in lichtvoller Weise erörtert wird, so wird im wesentlichen von dem Versuche, Kanischa, die Vormauer der Steiermark, durch Bestechung der Friedenskommissäre zurückzugewinnen, dann von der Beitragsleistung der Steiermark zu dem Ehrengeschenk für den Sultan und den Versuchen der. Ungarn und des Erzherzogs Matthias gehandelt, Innerösterreich in den Preßburger Ständebund einzubeziehen. Für die hinhaltende Politik Rudolfs II. bietet die Studie sprechende Belege, auch zur Haltung Innerösterreichs im habsburgischen Bruderzwist wird wertvolles Material beigebracht. Die Arbeit ruht auf einer sorgfältigen Durchforschung der Grazer Archive und bietet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der österreichischen Landesverteidigung in jener Zeit, mit der sich noch eingehender in umsichtiger Weise die zweite der obengenannten Studien beschäftigt, auf deren Inhalt (das Landesaufgebot, die Gültpferde, die Musterung, der Fahneneid, der Landeskommissär, die Verpflegung, der Landesoberst, der Rittmeister, das Wart- und Rüstgeld, Mängel der Gültpferdrüstung, das Reiterrecht) hier nur im allgemeinen hingewiesen werden kann. Ein jeder, der sich mit den Defensionsverhältnissen der österreichisch-türkischen Grenzländer in jenen Zeiten beschäftigt, wird den Wert dieser fleißigen Studie dankbar begrüßen. Sie füllt eine vielfach schwer empfundene Lücke in unserer historischen Literatur aus. Sechzehn archivalische Beilagen bieten zu dem im Texte Gesagten eine gute Ergänzung.

Graz. J. Loserth.

Dr. Anton Gnirs, Österreichs Kampf für sein Südland am Isonzo 1615—1617. Als eine Chronik des zweiten Friauler-Krieges nach zeitgenössischen Quellen. Mit 49 Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln. Wien 1916, Verlag von L. W. Seidel & Sohn. 168 S.

Das Vorwort belehrt über die Ziele des Buches: „In der Zeit, in der derselbe Feind, wie schon zweimal zuvor, diesmal noch dazu nach schmählichem Verrat, in das schöne Land am Isonzo verwüstend eingefallen, um Görz und Karstland unseren Helden abzuringen, erscheint als Chronik des zweiten Isonzokrieges der Jahre 1615—1617 dieses Buch.“ Da der Verf. darauf hinweist, daß dieser Krieg in der Entwicklung der Kämpfe und der feindlichen Unternehmungen das vollständige Muster für 1915 ist, ist seine Darstellung im hohen Grade zeitgemäß. Man wird die Schrift auch schon deswegen willkommen heißen, weil es an Werken fehlt, die hierüber genauer unterrichten, denn was z. B. Krones III, 394/5, hierüber bringt, belehrt weder über

die Genesis in genügender Weise, noch auch über dessen Verlauf: es wird eben auch hier nicht die Geschichte, sondern über die Geschichte erzählt, eine Krankheit, an der viele der neueren Historiker gelitten haben. Noch knapper wird der Gegenstand von Huber V, 81—83, behandelt, wogegen die Darstellung bei Hurter VI, 530—622, und VII, 76—195, eine im Verhältnis zur Bedeutung der Sache zu breite ist. Hier erhält man eine gut übersichtliche Darstellung der Vorgeschichte des 2. Friauler Krieges, die hierauf auf die österreichischen Maßnahmen gegen die venetianische Bedrohung der küstenländischen Gebiete und die Vorbereitungen Venedigs zum Feldzug gegen Österreich eingeht. Von da an werden die kriegerischen Ereignisse in ihrer Aufeinanderfolge erzählt, wobei gute Karten, die in reicher Anzahl nebst ebenso guten Ansichten von Bauten beigegeben sind, die Erzählung beleuchten. Diese ist eine streng sachgemäße: Maßnahmen und Gegenmaßnahmen von beiden Seiten werden dementsprechend dargestellt und die Tätigkeit der hervorragenderen Persönlichkeiten nach ihrer Bedeutung (Trautmannsdorff, Marradas, Giustiniano usw.) gewürdigt. Von den Abbildungen gehören einige unseren Tagen und dem jetzigen Kriege an. Der Darstellung ist die „Literatur zur Geschichte des zweiten Friauler Krieges" angefügt. Wir dürfen aber anmerken, daß auch archivalisches Material zur Bearbeitung herangezogen wurde. Die Ausstattung des Buches verdient alles Lob.

Graz. J. Loserth.

Kulturgeschichte des Krieges. Aus „Natur und Geisteswelt", 561. Bd. Teubner 1916, 118 S. Preis geb. 1 M. 25 Pf.

In die Behandlung des Themas teilen sich fünf Verfasser: Prof. Dr. K. Weule (Urzeit), Hofrat Prof. Dr. E. Bethe (Altertum), Prof. Dr. B. Schmeidler (Mittelalter), Prof. Dr. A. Doren (Zeitalter des Absolutismus), Prof. Dr. P. Herre (Zeitalter der nationalen Kriege).

Die beiden Richtlinien, nach denen die Kulturgeschichte des Krieges in der vorliegenden Darstellung behandelt wird, sind die im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung wechselnde Funktion des Krieges im staatlichen Leben der Völker und das Verhältnis von Staat und wehrhaftem Volke. In dem Abschnitte über die Urzeit wird sehr zutreffend zwischen dem eigentlichen Krieg als dem „Kampfe um das Dasein der Völker" (S. 15) und dem „undisziplinierten Rache-, Raub- und Plünderungszug" (S. 22) der Primitiven geschieden. Die Betrachtung über das Altertum stellt mit Recht die Bedeutung der politischen Ziele für die besondere Gestaltung und die kulturelle Funktion des Krieges in den Vordergrund: „Es bestimmt eben nicht die Kultur des Staates die

Humanität seiner Kriegführung, sondern der Grad seiner Disziplin und seines politischen Wollens" (S. 36). So ist der tiefgreifende Fortschritt von der Tötung zur Versklavung der Unterworfenen durch das Bedürfnis an Arbeitskräften bedingt. Die Kämpfe der rivalisierenden griechischen Stadtstaaten, vor allem der erbitterte peloponnesische Krieg zeigen oft arge Rückfälle in die Zeit der rohen Kriegführung. Humaner dagegen sind die Kriege Alexanders und der hellenistischen Zeit. Die Kriege Roms waren politisch schöpferisch, solange nicht Handelsneid die Politik vergiftete. Das Mittelalter bringt entsprechend der germanischen Sinnesart eine „Steigerung des kriegerischen Geistes" (S. 66), aber die leitenden Ideen, politischen Ziele und damit die kulturelle Bedeutung der Kriege sind sehr wechselnd und ungleichwertig. „Die Kriege des Reformationszeitalters, die niederländischen Befreiungskriege, der Dreißigjährige Krieg, die Kämpfe Cromwells sind in erster Linie religiös motiviert gewesen. Das 17. Jahrhundert bringt dann die Auseinandersetzung um das Lebensrecht und die Aktionssphäre der werdenden europäischen Großstaaten, also reine Machtkämpfe, denen aber nicht mehr, wie etwa dem Ringen der italienischen Zwergstaaten im 15. Jahrhundert, etwas Spielerisch-Willkürliches anhaftet, sondern die Notwendigkeit und sittliche Berechtigung elementarer Staatsinteressen" (S. 89). Allerdings ist der Krieg entsprechend der absolutistischen Staatsform vor allem noch ein Mittel „zur Durchsetzung der persönlichen Politik der Staatsleiter. Die Periode der Kabinettskriege, die hiedurch charakterisiert ist, wird erst im Zeitalter Friedrichs des Großen und durch die *Levée en masse* der französischen Revolution überwunden" (S. 87). Von hier aus führt die Entwicklungslinie zu den nationalen Kriegen des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. Die Kriegsgeschichte des Altertums zeigt uns die Entwicklung vom Ritterheer zum Bürgerheer, das seinerseits vom Söldnerheere abgelöst wird. Für die Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte war der Krieg eine Angelegenheit des Stammes, „ein stammesmäßig organisierter Gesamtkampf" (S. 45), im Mittelalter die Aufgabe eines Standes, der Ritter und ihrer Vasallen, nicht des ganzen Volkes, für die Söldnerheere des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit ein Beruf. Das „Sichwiederfinden von Staat und wehrhaftem Volk" (S. 86) ist das Ergebnis der mit der absolutistischen Epoche anhebenden Entwicklungsreihe, deren Endglied die allgemeine Wehrpflicht ist. Diese Hauptlinien werden durch das ganze Buch hindurch klar festgehalten, wodurch dem Buche trotz der Mehrzahl der Verfasser durchaus der Charakter der Einheitlichkeit gewahrt bleibt.

Wien. Dr. Richard Meister.

A. Pfannkuche, Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation, geschichtlich dargestellt. („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 485. Bändchen.) Berlin und Leipzig 1915, B. G. Teubner. Kl. 8°. 118 S. Geb. 1 M. 25 Pf.

Schon der Titel besagt, daß die Darstellung des Wechselverhältnisses zwischen Staat und Kirche auf die Zeit nach der Reformation beschränkt wurde. Da das Bändchen eine gemeinverständliche, geschichtliche Behandlung anstrebt, wäre es nicht überflüssig gewesen, wenigstens im engsten Rahmen die Ursachen aufzudecken, welche eine Einflußnahme der weltlichen Gewalt auf das Kirchentum bedingten; denn Staat und Kirche sind nach ihrem Ursprunge, ihren Zwecken und Mitteln, ihrer Wirksamkeit verschiedene und selbständige Organismen. Bischöfe und Päpste hätten sich des Eingriffes wohl erwehren können, wenn er ursprünglich bloß auf Dogma und Sittenlehre gerichtet gewesen wäre. Da aber die Kirchengemeinden und später die religiösen Orden, Kapitel und Bruderschaften in den Besitz und das Eigentum von Boden oder an dem Boden oder Häusern haftender Zinsungen gelangten, die Laien, besonders adelige Familien, aber auch Bürger Pfarren und Vikarien gründeten, d. h. dotierten und der König durch die Salbung eine kirchliche Weihe erhielt, die ihn befähigte, gleich dem Diakon das Evangelium bei der feierlichen Messe zu singen, so waren Anhaltspunkte genug für eine Einflußnahme des Laienelementes zunächst als Schutz- und Patronatsrecht gegeben. Lange vor Luther galt Kirchengut auch als Königsgut. Die durch Gregor VII. beanspruchte Freiheit der Wahlen wurde in späteren Jahrhunderten bekanntlich fast zur Gänze fallen gelassen und regierenden Häusern durch Konkordate das Recht zur Verleihung hoher kirchlicher Benefizien erteilt. Wenn wir recht sehen, war das Kirchengut nirgends und niemals der Königsgewalt entrückt. Es war also nur folgerichtig, daß sie einen erheblichen Machtzuwachs erhielt, als Luther die Lehre verbreitete, daß es nicht nur erlaubt, sondern geboten sei, den kirchlichen Verbänden Habe und Grundbesitz zu nehmen. Er machte die folgenschwere Entdeckung, daß Religion und Kirche nicht dasselbe seien (S. 2), und hob die Stellung des Staates zur Kirche ganz gewaltig. Nur kurze Zeit dauerte es, und die protestantische Kirche war völlig in den Staatsorganismus aufgelöst. Außer der Lutherischen Kirche (S. 2—11) behandelt der Verf. den Kalvinismus (S. 11—14), das Täufertum und die Wirkungen des Westfälischen Friedens (S. 14—19). Einen breiteren Raum widmet er dem II. Abschnitte, der Aufklärung und dem Naturrechte (S. 19—33). In mehr chronologischer Ordnung gliedern sich die nun folgenden Kapitel aneinander, die das Wechselverhältnis zwischen Staat und Kirche vom Jahre 1806 bis zur Gegenwart in den deutschen und außer-

deutschen Ländern klarlegen. Den Schluß bildet ein Ausblick auf die neuesten „Kämpfe und Bestrebungen". Neben den Forderungen der deutsch-konservativen Partei, die grundsätzlich an der Zusammengehörigkeit von „Thron und Altar" festhält (S. 111), tauchen jene der Sozialdemokraten und des liberalen Protestantismus, des Deutschen Monistenbundes und der ihm verwandten Freidenkerkreise auf. Den letzteren gehört der Prof. Dr. Ludwig Wahrmund (Prag) an (S. 117). Sein Programm, betreffend die völlige Trennung von Staat und Kirche, Beseitigung des besonderen strafrechtlichen Schutzes, welchen gewisse Kirchen noch immer für ihre Lehren und Kulteinrichtungen beanspruchen und genießen, Aufhebung des Kultusbudgets und Beseitigung aller Hemmnisse für das Entstehen neuer freireligiöser Organisationen, ist äußerst radikal. Gelangten diese Ideen jemals zur Verwirklichung, so würden die Angehörigen der im Staate vorhandenen Konfessionen lediglich dem Vereinsrechte unterworfen sein; mithin hätte der Staat unter gegebenen Verhältnissen die Befugnis, den Verein für aufgelöst zu erklären und die Durchführung mit Gewaltmaßregeln zu erzwingen. Im Gegensatze zu Wahrmund, der einen extremen Parteistandpunkt vertritt, schreibt Pfannkuche ohne Voreingenommenheit ausschließlich berichtend. In einigen Fußnoten wird der Leser mit der einschlägigen neuesten Literatur vertraut gemacht. Im engsten Umfange wurden die Hauptgesichtspunkte freilich schon in Schröders Lehrbuch der Deutschen Rechtsgeschichte (Leipzig 1902), Brunners Deutsche Rechtsgeschichte (Leipzig 1906) und Doves Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche gestreift. Wer sich genauer über die geltenden Rechtsbestimmungen unterrichten will, wird gut tun, F. H. Verings Lehrbuch des katholischen, orientalischen und protestantischen Kirchenrechtes mit besonderer Rücksicht auf Deutschland, Österreich und die Schweiz (Freiburg 1881) zu Rate zu ziehen. Als einschlägige Werke wären noch zu nennen: Woltersdorf Th., Zur Geschichte und Verfassung der evangelischen Landeskirche in Preußen (Greifswald 1891); Förster E., Die Entstehung der preußischen Landeskirche unter Friedrich Wilhelm III. (Tübingen 1905); Freisen J., Staat und katholische Kirche in den deutschen Bundesstaaten (in Kirchenrechtliche Abhandlungen, herausgegeben von Stutz, Heft 25 bis 29, Stuttgart 1906); Kolde Th., Der Staatsgedanke der Reformatoren und die römische Kirche (Leipzig 1903) und Böckenhoff K., Katholische Kirche und moderner Staat (Köln 1911).

Wien. G. Juritsch.

Prof. Dr. P. Stange (Schleswig), Landeskunde von Chile (Republica de Chile). Mit 3 Figuren im Text, 16 Tafeln und 1 Karte in Lithographie. 116 S. Sammlung Göschen Nr. 743. Berlin und Leipzig 1914. Preis geb. 90 Pf.

Das ferne Chile ist dem deutschen Volke seit langem durch blühende Kolonistensiedlungen, durch geordnete Zustände und tüchtige Arbeit, woran ebenfalls deutsche Lehrmeister und Vorbilder beteiligt sind, näher gerückt. Die Heldenkämpfe der Deutschen bei Coronel, Santa Maria und Juan Fernandez haben neuerdings unsere Aufmerksamkeit dahin gelenkt, wo künftig die Geschicke der Neuen Welt in steigendem Maße mitentschieden werden; ist doch Chile ein wichtiges Glied des sogenannten A-B-C-Bundes (Argentinien-Brasilien-Chile). So ist ein neues handliches Büchlein über die Andenrepublik sehr willkommen, um so mehr als es eigene Beobachtungen des Verf.s mit Studien in der reichlich angeführten Literatur vereinigt. In einem allgemeinen Teil (S. 7—76) werden Staat, Grenzen, Größe, vertikale Gliederung, Vulkanismus, Gewässer, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung, Siedlungen, Wirtschaft, staatliche und kirchliche Einrichtungen, in einem besonderen Teil (S. 77—111) die Einzellandschaften behandelt. Eine Auswahl bezeichnender Bilder in guter Wiedergabe und eine brauchbare Übersichtskarte unterstützen den klaren Text der inhaltsreichen Darstellung.

Graz. Prof. Dr. Georg A. Lukas.

Prof. Dr. Alfred Hettner, Die Kriegsschauplätze. Zweites Heft: Der französisch-belgische Kriegsschauplatz von Prof. Dr. A. Philippson. Drittes Heft: Der östliche Kriegsschauplatz von Prof. Dr. J. Partsch. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916.

Die Anpassungsfähigkeit des deutschen Volkes an alle Anforderungen der großen Zeit ist wahrhaft bewundernswert. Hier sehen wir dafür ein Beispiel auf dem Gebiete der Wissenschaft. Mitten im Kriege entsteht ein neuer Zweig der Erdkunde, für den bereits der treffende Name „Kriegsgeographie" geprägt wurde. Die bedeutendsten Gelehrten unseres Faches stellen sich in den Dienst der guten Sache, einer der ersten Verleger des deutschen Kulturkreises nimmt sich ihrer an. Als Früchte dieser Bestrebungen sehen wir u. a. auch die vorliegenden beiden Hefte vor uns, die den Federn der beiden oben genannten Universitätsprofessoren entsprungen sind. Beide Bücher haben gewisse Vorzüge gemein: anschauliche Kürze neben tiefgründiger Wissenschaftlichkeit, dazu kommt, daß sowohl Philippson wie Partsch es verstehen, den an sich spröden Stoff in so anmutige Formen zu kleiden, daß selbst der Laie diese schönen Aufsätze mit Vergnügen lesen wird. Die Aufgabe war, darzulegen, wie der Verlauf der jüngsten kriegerischen Ereignisse nicht zum wenigsten

auch von den gegebenen natürlichen Verhältnissen des Geländes abhängig war und wie es insbesondere die deutsche Heeresleitung verstanden hat, sich diese Umstände zunutze zu machen. Diese Aufgabe ist in beiden Bändchen glänzend gelöst.

Wien. B. Imendörffer.

Otto Stolz und J. A. Gmeiner, Theoretische Arithmetik. I. Abteilung: Allgemeines, die Lehre von den rationalen Zahlen, 2. Aufl., überarbeitet von J. A. Gmeiner. Leipzig und Berlin 1911, B. G. Teubner. II. Abteilung: Die Lehren von den reellen und von den komplexen Zahlen, 2. Aufl., überarbeitet von J. A. Gmeiner. Leipzig und Berlin 1915, B. G. Teubner.

Die „Theoretische Arithmetik" gehört zu den wenigen ganz vorzüglichen Büchern. Es soll dem Werke daher eine etwas weiter ausgreifende Besprechung gewidmet werden.

Axiome sind willkürlich angenommene, widerspruchsfreie Sätze, die irgend welche Dinge miteinander verknüpfen. Die Forderung nach Widerspruchsfreiheit folgt analytisch aus dem Begriffe, sie ist daher eine unbedingte und so zu verstehen, daß die Axiome weder zwei einander widersprechende Aussagen enthalten, noch aus ihnen zwei solche Aussagen gefolgert werden können. Man fügt noch die praktische Forderung hinzu, daß sich auf den Axiomen ein wissenschaftliches Lehrgebäude aufbauen lassen soll, dessen Sätze aus ihnen mit Hilfe der klassischen Logik allein folgen. Dieses Postulat enthält schon implizite die Forderung, daß das System der Axiome aus einer mäßigen Anzahl von Sätzen bestehen soll, die sich gut überblicken lassen. Allein diese Forderung ist dehnbar, sie ist aber in der strengeren enthalten, das System der Axiome solle unabhängig sein. Es ist sehr schwierig, die Unabhängigkeit eines Systems von Axiomen festzustellen. Zum Glück schafft die Unabhängigkeit der Axiome zwar eine hohe Befriedigung des ästhetischen Bedürfnisses, sie ist aber nicht unbedingt erforderlich. Wohl aber kann es wichtig werden, die Unabhängigkeit eines Axiomes von den anderen zu prüfen. Ein klassisches Beispiel dafür ist die Schöpfung allgemeiner Geometrien, die durch eine solche Prüfung veranlaßt worden ist. Die Untersuchung selbst geschieht wie überhaupt die Erledigung der Frage, ob ein Satz aus anderen folgt. Findet man keine Ableitung dieses Satzes aus den anderen, so ist immer noch zu zeigen, daß er von ihnen wirklich unabhängig ist. Das geschieht durch den Aufbau eines widerspruchsfreien Systems von Sätzen, das alle anderen Sätze enthält, an Stelle des zu untersuchenden aber sein kontradiktorisches Gegenteil. Die Aufstellung der Axiome und ihre Untersuchung nennt man die Axiomatik.

Es lassen sich für dasselbe Lehrgebäude verschiedene Systeme von Axiomen aufstellen, deren jedes strenge Forderungen erfüllt. Jetzt kann noch eine Konkurrenz dieser Systeme nach

Einfachheit, Kleinheit der Anzahl usw. eintreten. Die Untersuchung solcher Fragen ist eine hervorragende Denkarbeit, doch sie darf nicht überschätzt werden, sonst kann das Spalten der Axiome zur Modesache heruntersinken. Der produktive Forscher wird vielmehr so schnell wie möglich von den Axiomen zur Schöpfung des Gebäudes forteilen wollen. Aber auch für ihn ist es wichtig, die Axiomatik zu beherrschen. Wer z. B. gegenwärtig hat, daß aus der Kommutativität der zweigliedrigen und der dreigliedrigen These auch die Assoziativität der dreigliedrigen folgt, wird sich, wenn jene feststeht, um den Nachweis dieser nicht mehr bemühen.

Die mathematische Forschung verfügt über zahlreiche, wohldurchdachte Mechanismen, deren jeder auf Axiomen ruht. Ich benütze das schwache Bild des Mechanismus, um einen geringen Begriff davon zu geben, wie die Werke der schaffenden Phantasie angewendet werden. Ich denke mir also die Axiome als jenen Teil des Mechanismus, der auf dem Fundamente befestigt wird. Hier ist ein neues Fundament. Wer die Axiomatik kennt, wird hier ein Schraubenloch verstellen, dort einen Bolzen verstärken, diesen Block etwas behauen und schon sitzt die Maschine fest, bereit, der Forschung zu dienen. Die Arithmetik ist der edelste Mechanismus der Mathematik, sie wird auch am häufigsten auf andere Fundamente übertragen, zum Zwecke der Forschung oder als Etalon, um andere Mechanismen zu prüfen, zu arithmetisieren.

Nach diesen einleitenden Worten wird man den Wert ermessen, den eine exakte und dabei schmiegsame Darstellung der Axiomatik der Arithmetik besitzt. Eine solche bietet das Werk von Stolz und Gmeiner. Wenigstens die ersten Kapitel sind fast ganz der Axiomatik gewidmet.

Die Einleitung behandelt die Begriffe Größe und Zahl. Die Axiome über die Ungleichungen sind jetzt auf zwei reduziert, nämlich: 1. $a = b$, $a > b$, $a < b$ bildet eine vollständige Disjunktion; 2. neben $a > b$, $b > c$ ist $a > c$. Früher waren es vier. Die neue Darstellung ist einfacher und schärfer. Der schwierige Begriff der Zahl wird durch eine bloße Beschreibung der Eigenschaften eines Zahlensystems erläutert. Über die Versuche, den Begriff der natürlichen Zahl zu bilden, wird eine historische Notiz gebracht. Sehr nützlich ist die Besprechung des Prinzips von Hauber über die Umkehrbarkeit der Sätze. Die Lehre von den natürlichen Zahlen wird im wesentlichen auf die Sätze Peanos gegründet, die aber jetzt etwas abgeändert wurden. Der Text gelangt dann zu den elementaren Rechenoperationen. Es kommt sofort der Schluß von n auf $n + 1$ zur Anwendung, der jetzt richtig Pascal zugeschrieben wird. Allein seine Stellung im System der Axiome bleibt dunkel. Freilich ist seine Rolle in der Arithmetik noch immer nicht aufgeklärt. Jedenfalls wird in dem

angezeigten Werke die Arithmetik auf den Axiomen mit Hilfe der Logik und eben des Schlusses von n auf n + 1 aufgebaut, von dem man nicht recht weiß, wohin er gehört. Vielleicht ließe sich dieser Umstand doch etwas mehr hervorheben. Auch ein Hinweis auf Poincarés geistvolle Bemerkungen über diese Sache hätte nur nützen können. Die Regel über das Weglassen von Klammern (p. 24) läßt dem grammatischen Sinne nach die Auslegung $a - (b + c) = a - - b - c$ zu. Ich habe diese Regel schärfer formuliert. Gut ist jetzt die Einführung in die systematische Darstellung der Zahlen und die Einführung der Null als Zahl, ausgezeichnet aber der dritte Abschnitt, die analytische Theorie der rationalen Zahlen. In eine gehobene Darstellung wie die unseres Werkes gehört natürlich, wenigstens im Texte, keine Bemerkung darüber, wie man es nicht machen soll. Der Verfasser könnte sich aber überzeugen, wie wenig bis jetzt die theoretische Arithmetik auf elementare Lehrbücher gewirkt hat. Vielleicht begegnet der Verfasser diesem Übelstande doch in der nächsten Auflage durch einige Aufgaben und Beispiele, in denen es steht, wie man es nicht machen soll. Die Auffassung z. B., daß aus der Eindeutigkeit, Assoziativität und Kommutativität der Thesis und der Existenz einer Lysis die Eindeutigkeit der Lysis folgt, ist verbreitet. Weit deutlicher als die exakte Theorie wirkt in solchen Fällen ein Gegenbeispiel. Der Verf. fühlt dies wohl selbst, denn er fügt jetzt p. 5 des zweiten Bandes, Z. 19 und 20 v. o., eine Bemerkung hinzu, die sich darauf bezieht. Was dort steht, ist auch ein Gegenbeispiel, aber wohl zu wenig elementar und zu weit von der Sache selbst entfernt.

Ich nehme die relativen ganzen Zahlen a, b, c, . . ., die Null, die absoluten Beträge $|a|$, $|b|$, . . . relativer Zahlen und definiere die Thesis τ:

$$a \tau b = |a| + |b| = c, \quad c \geqq o$$

Sie ist offenbar eindeutig, assoziativ und kommutativ. Wenn $c > |b|$ ist, so existiert eine Wurzel der Gleichung:

$$x \tau b = c$$

nämlich

$$x = c - |b|$$

Dies ist auch eine Wurzel der Gleichung:

$$b \tau x = c$$

Es existiert daher nur eine Lysis λ:

$$x = c \lambda b, \quad c \geqq |b|$$

Diese Lysis ist aber zweideutig, wenn $c > |b|$ ist. Man kann zu dieser Frage auch den Aufsatz von Johann Arbes vergleichen: Methodisches zur wissenschaftlichen Begründung . . . . usw., diese Zeitschrift, Jahrgang 58 (1907), p. 359—363, besonders p. 362.

In den Punkten 7 bis 10 der analytischen Theorie der Zahlen wird das System der Größen durch Größenpaare ergänzt, welche die Beschränkung der Ausführbarkeit der Lysis mit einer Ausnahme beseitigen. Jetzt sind die Vorbereitungen zur Einführung der rationalen Zahlen fertig. Zuerst dienen die Zahlenpaare zur Einführung der Brüche und zur Definition der elementaren Operationen mit diesen, dann leisten sie dasselbe für die relativen Zahlen. Es wird gezeigt, daß die Division durch Null zu verbieten ist. Es hätte aber vielleicht schon im Punkt 10 des dritten Abschnittes eine analoge Betrachtung durchgeführt werden können, indem die Existenz einer Größe α gefordert wird, so daß bei beliebigem b die Thesis von b mit α eben wieder α ergibt. Dann läßt sich zeigen, daß die Lysis durch α auf Widersprüche führt. Auch die wenigen Worte über die Einführung der Wurzeln auf formalem Wege sind wichtig. In der Tat kann nicht scharf genug betont werden, daß das Operieren mit Gleichungen mit Notwendigkeit wenigstens eine formale Einführung neuer Größen verlangt. Nehmen wir an, daß wir z. B. über die rationalen Zahlen verfügen. Wenn uns dann eine Gleichung vorgelegt wird, so haben wir zuerst die Existenz einer rationalen Wurzel der Gleichung nachzuweisen. Fällt diese Untersuchung negativ aus, so steht mit logischer Notwendigkeit die Alternative vor uns: entweder überhaupt auf das Operieren mit Ausdrücken, welche die Unbekannte enthalten, zu verzichten oder das Gebiet der rationalen Zahlen so zu erweitern, daß 1. unter den neuen Dingen eine Wurzel der Gleichung existiert und wir 2. über Rechenregeln verfügen, denen die neuen Dinge gehorchen. Es ist natürlich zu wünschen, daß diese Rechenregeln so viel wie möglich mit den Regeln übereinstimmen, die für das Rechnen mit rationalen Zahlen gelten. Die Einführung der neuen Dinge wird am besten durch den genialen Gedanken Hamiltons geleistet, der die Größenpaarung ersonnen hat, die implizite schon bei Euklid vorkommt. Es ist mir unbegreiflich, warum die Größenpaarung so ängstlich von den elementaren Darstellungen der Arithmetik vermieden wird. Hat wirklich schon jemand die komplexen Zahlen ohne Zahlenpaarung ordentlich begriffen, es sei denn auf dem komplizierten Wege des Studiums der Reste nach x^2+1? Hat es ihm etwas genützt, wenn er mit wahren Erkenntnisgründen geplagt wurde?

Nach der vollkommenen analytischen Schöpfung der rationalen Zahlen kommt nochmals die synthetische Theorie dieser Zahlen. Warum, ist nicht recht begreiflich. Freilich kann man es auch so machen, aber einfacher ist es nicht, wenn es streng sein soll, wie in diesem Buche. Ist das Postulat: „alle b^ten^ genauen Teile einer jeden natürlichen Zahl sind untereinander gleich" wirklich einfacher und verständlicher als die Definition der Gleichheit von Zahlenpaaren? Bei der nun folgenden geometrischen

Darstellung, die sich natürlich auch aus der analytischen ebensogut gewinnen läßt, wie aus der synthetischen, wäre vielleicht noch zu sagen gewesen, daß die rationalen Zahlen überall dicht auf der Zahlenlinie liegen, obwohl der Begriff des rationalen Grenzwertes noch nicht gewonnen worden ist. Der erste Band schließt mit der Darstellung der rationalen Zahlen durch systematische Brüche, wobei der Leser schon an Abschätzungen gewöhnt wird.

Der fünfte Abschnitt, der erste des zweiten Bandes, bespricht stetige Systeme einer Dimension. Die Unabhängigkeit des Archimedischen Axioms wird jetzt an einem nichtarchimedischen System genauer erörtert als früher. Auch auf Hilberts Arbeiten über diese Frage wird hingewiesen. Die Ablehnung des Postulates von De Zolt als logischen Fehlers ist zwar richtig, der Fehler verschwindet jedoch, wenn die Existenz des Flächeninhaltes auch postuliert wird. Dieser Abschnitt führt bis zur Theorie von Dedekind. Der nächste Abschnitt enthält die wunderbare Theorie der Verhältnisse nach Euklid und die Ableitung der reellen Zahlen aus ihnen. Obwohl hauptsächlich von historischem Interesse, ist diese Lehre doch ein Muster strenger Schöpfung von Größen und ein lehrreiches Denkmal griechischer Vollkommenheit. Der siebente Abschnitt entwickelt arithmetisch den Begriff der irrationalen Zahl. Es wird die Funktion $\varphi(n)$ der ganzzahligen Veränderlichen n und ihr rationaler Grenzwert eingeführt, wenn n unbegrenzt zunimmt. Natürlich tritt formal schon hier das allgemeine Konvergenzprinzip auf. Auf den irrationalen Grenzwert leitet zuerst die negative Aussage hin, daß beim Zutreffen der Konvergenzbedingung doch kein rationaler Grenzwert auftreten muß, z. B. wenn sich eine Darstellung des Grenzwertes von $\varphi(n)$ durch nichtperiodische systematische Brüche ergibt. Positiv geschieht die Einführung durch die Definition eines nichtperiodischen systematischen Bruches als neues Ding. Es werden dann die Sätze aus dem Gebiete der rationalen Zahlen auf irrationale übertragen. Die Rechenoperationen werden in allen Einzelheiten ausführlich studiert. Dieses Kapitel hat zahlreiche Verbesserungen erfahren. Der achte und neunte Abschnitt über Potenzen, Wurzeln, Logarithmen und Reihen haben im wesentlichen die bewährte Form behalten. In dem schönen Abschnitt X über die komplexen Zahlen sind die Nummern über komplexe Zahlen mit zwei Einheiten umgearbeitet. Die Ordnung der komplexen Zahlen nach der Größe wird sofort gegeben. Dadurch können im Laufe der Darstellung auch die Sätze über die Monotonie der Operationen übertragen werden. Die Einführung neuer Einheiten wird durch die wichtige Bemerkung ergänzt, daß sie die Ordnung nach der Größe umstoßen kann. Bei der Darstellung der Multiplikation ist jetzt die Frage nach der Assoziativität und der Existenz eines Modulus viel tiefer gefaßt. Auf Einzelheiten kann ich hier leider nicht eingehen. Nach der Besprechung von Systemen mit

mehreren Einheiten, besonders der Quaternionen, kommt die geometrische Erörterung dieser Dinge, welche auch die trigonometrischen Funktionen liefert. Die Nummern 11 bis 13 über Strecken im Raume und die geometrische Darstellung der Quaternionen sind neu. Der Verf. kommt der sphärischen Trigonometrie sehr nahe, leider verzichtet er auf eine nähere Beschäftigung mit ihr. Der 12. Abschnitt enthält die Lehre von den komplexen Potenzen, Wurzeln und Logarithmen. Er behandelt diese Dinge eingehend, so daß z. B. die Auflösung der Aporie von Catalan als Beispiel gegeben werden kann. Die betreffende Aufgabe verlangt die Untersuchung, wieso der Satz

$$e^{2m\pi i} = e^{2n\pi i}$$

wo m und n ungleiche natürliche Zahlen sind, durch Potenzierung mit $^1/_2 i$ scheinbar auf

$$e^{-m\pi} = e^{-n\pi}$$

führt.

Der letzte Abschnitt behandelt die Theorie der Reihen mit komplexen Gliedern. In das ganze Werk sind schöne Übungsaufgaben eingearbeitet. Ich möchte nur wünschen, daß es auch einiges aus der Mengenlehre enthielte.

Die theoretische Arithmetik, die in der neuen Auflage gewonnen hat, ist ein wichtiges Nachschlagewerk des Mathematikers. Jede Auskunft, die das Buch überhaupt gibt, ist exakt und in eine Form gegossen, die sich leicht jeder weiteren darauf gestützten Untersuchung anschmiegen läßt. Der Student lernt aus der theoretischen Arithmetik die strengen Forderungen kennen, die er an die eigene Arbeit zu stellen hat. Es ist natürlich nicht möglich, alle Einzelheiten in diesem Buche zu behalten, aber sein Sinn soll erfaßt werden. Die genaue Lektüre nur weniger Seiten ist eine treffliche Schule für jedermann, der überhaupt mit Mathematik zu tun hat. Gerade in diesem Sinne sollte das Buch weit mehr wirken als bisher. Die Lektüre erfordert von dem Ungeübten zwar Geduld, aber fast gar keine Vorkenntnisse, wie es auch keine besonders hohen, sondern nur exakte Kenntnisse vermitteln will. Hiezu eignen sich vornehmlich die ersten und letzten Kapitel des Werkes.

Jedes Gymnasium sollte für jeden Lehrer der Mathematik und Logik ein Exemplar der theoretischen Arithmetik anschaffen.

Wien. Suppantschitsch.

Repertorium der Physik. Von Rudolf H. Weber, Professor in Rostock, und *Richard* Gans, *Professor* in La Plata. 1. Band: Mechanik und *Wärme; 2. Teil: Kapillarität. Wärme, Wärmeleitung,* kinetische *Gastheorie* und *statistische* Mechanik. Bearbeitet von Rudolf H. Weber *in Rostock* und *Paul* Hertz *in* Göttingen. Mit 72 Figuren *im* Text. (XIV und 613 S.) Leipzig und Berlin 1916, B. G. Teubner.

Trotz der Kriegswirren ist der zweite Halbband des Repertoriums dem ersten sehr rasch gefolgt.

Im ersten Teile des vorliegenden Buches finden wir die Lehre von der Kapillarität behandelt. Zunächst werden die theoretischen Grundbegriffe aufgestellt und die allgemeinen Folgerungen aus denselben gezogen. Mittels des Prinzipes der virtuellen Arbeiten stellen die Verf. die Laplaceschen Sätze und den Neumannschen Satz auf, der an einer Grenzlinie dreier Flüssigkeitsoberflächen Geltung hat. Weiters werden die statischen Probleme der Kapillarität, namentlich die Theorie der Tropfenbildung und Tropfenform, dann die dynamischen Probleme der Kapillarität (Kapillarwellen, Kapillar-schwingende Strahlen und Tropfen) mathematisch erörtert. In dem Abschnitte, der von den molekularen und thermodynamischen Theorien der Kapillarität handelt, ist zunächst der Theorie von Laplace, dann der van der Waalsschen thermodynamischen Theorie der Kapillarität, weiters der Theorie von G. Bakker eingehend gedacht worden. Wir finden in dieser Abhandlung auch eine theoretische Erklärung der kapillarelektrischen Erscheinungen.

Im folgenden wird die Lehre von der Wärme vorzugsweise in theoretischer Hinsicht, aber auch unter Heranziehung der für die Theorie wesentlichen Ergebnisse der experimentellen Forschung behandelt. Im Kapitel „Temperatur und Ausdehnung" wird in sehr lichtvoller Weise die Skala der idealen Gase besprochen, dann auf die Temperaturmessung und die thermische Ausdehnung eingegangen. Inhaltsreich ist der vom „Zustand und Wärmemenge" handelnde Abschnitt, wobei unter Zustand eines Körpers das System aller seiner spezifischen physikalischen Eigenschaften verstanden wird. Den Messungen der spezifischen Wärme der Körper ist ein breiter Raum gewidmet worden. Nun treten die Verf. in das große Gebiet der Thermodynamik ein und widmen den Zustandsgleichungen ihr besonderes Augenmerk. Von großem Interesse sind die Ausführungen im Abschnitte über Gasverflüssigung. In der Thermodynamik haben die Verf. in sehr eingehender und belehrender Weise den Carnotschen Kreisprozeß betrachtet. Der erste und zweite Hauptsatz werden unter steter Bezugnahme auf die einschlägige Literatur in eingehender Weise vorgetragen und auch dem dritten Hauptsatze der Thermodynamik, dem Nernstschen Wärmetheoreme, Rechnung getragen. Nach diesem Forscher gibt es in der Nachbarschaft des absoluten Nullpunktes für jede Eigenschaft eines Körpers ein Temperaturgebiet, innerhalb dessen diese Eigenschaft von der Temperatur unabhängig wird. Planck hat dem dritten Hauptsatze der Thermodynamik folgende Fassung gegeben: Jeder chemisch homogene feste oder flüssige Körper besitzt beim absoluten Nullpunkt die Entropie Null. Aus diesem Theoreme ergibt sich unter anderem die Unmöglichkeit, den Nullpunkt der absoluten Temperatur zu erreichen. Im weiteren wird die Theorie der Aggregatzustände erörtert. Daran schließt sich die von Gibbs in die

Wissenschaft eingeführte Phasentheorie, weiters der sehr lehrreiche Abschnitt über chemische Reaktionen und jener über Gemische nach van der Waals.

Im folgenden finden wir die Theorie der Wärmeleitung in breiter und sehr gelungener Darstellung. Als Anwendungen der Grundlagen der Theorie werden zunächst eindimensionale Probleme zur Behandlung gebracht; erst dann wenden sich die Verfasser zur Erörterung der räumlichen Probleme der Wärmeleitung. Bezüglich jener Probleme, die in vorteilhafter Weise in krummlinigen Koordinaten behandelt werden können, verweisen die Verfasser auf die einschlägige Literatur. Vom experimentellen, aber auch theoretischen Interesse ist der nun folgende Abschnitt über die in der Wärmeleitung üblichen Meßmethoden. Hier wird auch der Methode der elektrischen Heizung gedacht, welche von Jäger und Dießelhorst praktisch verwertet wurde. Im Abschnitte über Abkühlung wird auch das meteorologisch wesentliche Problem des Vordringens des Frostes zur Sprache gebracht. Mit der Darlegung der empirischen Gesetze wird der von der Wärmeleitung handelnde Abschnitt zum Abschluß geführt.

In äußerst anziehender Darstellung haben die Verfasser im folgenden die Behandlung der kinetischen Gastheorie vorgenommen. Zunächst wird die elementare Theorie idealer Gase dem Leser vorgeführt, dann wird nach dem Vorgange von Maxwell gezeigt, in welcher Weise die Wahrscheinlichkeitsrechnung bei Problemen der Gastheorie angewendet werden könne. Für das sogenannte Maxwellsche Verteilungsgesetz werden die bedeutsamen Anschauungen Boltzmanns zu Hilfe genommen.

Die grundlegenden theoretischen Erörterungen werden nun auf ideale Gase angewendet, und zwar kommen die Probleme der inneren Reibung, der Gleitung und Reibung, der Wärmeleitung in Gasen, der Diffusion zur Sprache. Hier hätten die grundlegenden Arbeiten Stefans die verdiente Würdigung erfahren sollen. Die Arbeiten Loschmidts, bezugnehmend auf die Bestimmung des Molekulardurchmessers, werden berücksichtigt. Die Theorie der Brownschen Molekularbewegung, wie sie von Einstein und Smoluchowski aufgestellt wurden, haben die Verfasser in ihren Grundzügen erörtert. Den Ausgangspunkt für die Theorie der nicht idealen Gase bildet die van der Waalssche Gleichung. Es wird die Zustandsgleichung von Reinganum, der sowohl die Anziehungs- als auch die Abstoßungskräfte der Moleküle berücksichtigt, abgeleitet und auf andere Zustandsgleichungen für nicht ideale Gase aufmerksam gemacht.

Von großem Interesse sind die theoretischen Entwicklungen, die sich auf die kinetische Theorie der Flüssigkeiten beziehen.

Der nächste Abschnitt bezieht sich auf die Theorie der mehratomigen Gase, wobei zunächst nach Boltzmann die einfachste Annahme gemacht wird, daß die einzelnen Atome Massen-

punkte sind, die durch irgend welche Attraktionskräfte aneinander gebunden sind. Namentlich sind es die Forschungen Richarz' auf diesem Gebiete, deren gedacht wird.

Den letzten großen Hauptabschnitt des Buches bildet die statistische Mechanik. Wie die Verfasser hervorheben, verfolgt derselbe eine deduktive Tendenz. Es sollen aus den Grundsätzen der Mechanik die phänomenologischen thermodynamischen Gesetze abgeleitet und somit erklärt werden. In erster Linie waren die Arbeiten und Gesamtdarstellungen von J. W. Gibbs, H. A. Lorentz, P. und T. Ehrenfest und E. Borel über diesen Gegenstand richtunggebend. Es kann wohl behauptet werden, daß die Aufgabe, diesen sehr schwierigen Teil des Buches in relativ gut verfolgbarer Art darzustellen, den Verfassern in bester Weise gelungen ist. Der erste Teil dieses Abschnittes handelt von der Theorie der Zeitgesamtheit, der zweite von der Theorie der Raumgesamtheit, der dritte von der Theorie der virtuellen Gesamtheit.

Die Verfasser des Buches waren bestrebt, in den sehr bedeutenden zu bewältigenden Stoff Systematik zu bringen und jeden der drei Hauptabschnitte für sich lesbar zu machen, was ihnen auch vollends gelungen ist. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß manchmal Wiederholungen eintreten mußten.

Der vorliegende Band bildet einen sehr schätzenswerten Beitrag zur theoretischen Physik und verdient die vollste Beachtung der Fachgenossen. Wir wünschen dem Werke, das wegen seiner großartigen Anlage in hohem Grade gewürdigt zu werden verdient, ein rüstiges Vorwärtsschreiten. Mögen die beiden Verfasser, die derzeit als Soldaten dem Vaterlande ihre Dienste weihen, heil und unversehrt ihrer schönen, friedlichen Arbeit wiedergegeben werden.

Baden bei Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. Johannes Bumüller, Die Urzeit des Menschen. Dritte, vermehrte Auflage. Köln 1914, I. P. Bachem.

Unter den zahlreichen Schriften, die sich mit der Urzeit des Menschen beschäftigen, nimmt Bumüllers Buch eine eigenartige und hervorragende Stellung ein. In sehr ansprechender Form wird alles wirklich Tatsächliche mitgeteilt, was zur Orientierung in diesem schwierigen Gebiete notwendig ist. Dabei kommt überall eine rein sachliche, tendenzlose Kritik zu Worte. Von der viel umstrittenen Eolithenfrage ausgehend, folgt eine äußerst anschauliche Schilderung der Lebensverhältnisse im Paläolithikum. Daran schließen sich Mitteilungen über die einzelnen diluvialen Niederlassungen und eine kritische Besprechung des Alters des eiszeitlichen Menschen. Von höchstem Interesse ist das Kapitel über die körperliche und geistige Beschaffenheit

des diluvialen Menschen. Mit vollem Recht weist der Verf. auf die gewaltige Kulturarbeit hin, welche der Mensch in jener Zeit geleistet, in der alle Kulturelemente erst „erworben" werden mußten, da nichts „Ererbtes" vorhanden war. Von hohem wissenschaftlichen Interesse ist der neu eingefügte Abschnitt über die Abstammung des Menschen; angenehm berührt hier die vollständig unparteiische Kritik des vorhandenen Tatsachenmateriales. Auch der viel berufene Pithekanthropus wird an seine richtige Stelle im System verwiesen. Die Schilderung des neolithischen Menschen und seiner Tätigkeit in der Postglazialzeit ist sehr lehrreich, aber nicht lehrhaft geschrieben. Die Schreibweise des Verf.s ist überhaupt geradezu vorbildlich für eine populärwissenschaftliche Darstellung im besten Sinne. Zahlreiche vorzügliche, zum großen Teile ganz neue Abbildungen zieren das ausgezeichnete Werk.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dr. Karl Scheid, Chemisches Experimentierbuch. Zweiter Teil. Für reifere Schüler. Mit 51 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin 1914, Teubner. 8⁰. 207 S.

Für die Benützung des vorliegenden Bändchens, das Abschnitte der anorganischen und organischen Chemie umfaßt, werden die allerelementarsten Kenntnisse chemischer und physikalischer Art vorausgesetzt, „wie sie etwa ein guter naturgeschichtlicher Unterricht der Tertia bietet". Zu loben ist, daß auch im zweiten Teile des Experimentierbuches überall auf die Gefahren aufmerksam gemacht wird, die dem jungen Experimentator oder seiner Umgebung erwachsen können. Es wird eine große Zahl sehr interessanter Versuche angegeben, die ungemein wichtige Tatsachen betreffen. Man möge aber ja nicht glauben, daß das hiezu Notwendige gar so wenig kostet; es dürfte vielmehr zur Ausführung all der Dinge, die so einschmeichelnd und mit großer Sorgfalt und Liebe beschrieben werden, daß sie über die Maßen einfach aussehen, ein ganz hübsches Sümmchen Geld benötigt werden. Außerdem erfordern die meisten der gebotenen Versuchsanordnungen Zeit und Geduld; das wird jeder inne, der sich durch die Fülle des höchst interessanten Stoffes ehrlich durchbeißen will!

Ref. ist überzeugt, daß mancher Lehrer für seinen Unterrichtsbetrieb aus dem Büchlein mancherlei profitieren kann, und zwar sowohl im Hinblick auf ein eventuell recht geringes Budget, das ihm zur Verfügung steht, als auch betreffs des sich überall offenbarenden didaktischen Geschickes des Verf.s. Man beachte in letzterer Beziehung beispielsweise die hübsche Art, wie auf die Aufstellung der Molekularformel einer Verbindung hingearbeitet wird! (S. 57 und 58).

Im Interesse eines so hübschen Buches muß Ref. auch einige sachliche und sprachliche Mängel angeben, die bei einer Neuauflage vermieden werden sollten. So wird S. 35, A. 1, von Wasserstoff gesprochen, der zugleich Luft enthält und dann Knallgas ist. S. 47 läßt sich in der oberen Figur die Schnur am Trichter zwar zeichnen, nicht aber in der angegebenen Lage auch — befestigen! S. 84, A. 3, wird von „schweren weißen Dämpfen" der Schwefelsäure gesprochen. S. 85, A. 1, werden CO_2 und SO_2 als Kohlensäure respektive Schwefligsäure angesprochen, während schon in A. 2 der folgenden Seite für SO_2 der richtige Name „Schwefeldioxyd" in Anwendung kommt. S. 88, A. 1, wird zwischen „Dampf" und „Rauch" zu wenig unterschieden. S. 92, A. 3, heißt es: „Auch die wesentlich stärkere Salzsäure muß sich bei dieser Gelegenheit aus dem Magnesiumchlorid entfernen." NB. Ist denn im eben genannten Salze „Salzsäure" enthalten? S. 93, A. 2: „Der .... Glührückstand aus Magnesiumchlorid ist ein Gemisch von .... Chlorid neben Magnesiumoxyd." NB. Das kann nicht ernst zu nehmen sein! S. 96, Z. 12, sieht es aus, als ob der Tontiegel erst nach dem Zerbrechen „unnötig viel kosten würde". Zu S. 97, A. 1, muß bemerkt werden, daß Korund, Rubin und Schmirgel nicht drei Mineralien sind. S. 104, A. 2, steht geschrieben: „Beim Abrösten verbrennt nur ein Teil des Schwefels, so daß Einfachschwefeleisen FeS hinterbleibt." S. 103, l. A., heißt es vom Brauneisenstein: „Das Auftreten von Wasser zeigt dir, daß tatsächlich eine Hydroxydverbindung vorliegt." S. 115, A. 3: „Ferrisalze .... werden (NB. durch rotes Blutlaugensalz!) überhaupt nicht verändert" ... Fällung entsteht freilich nicht, wohl aber tritt als Zeichen der Einwirkung ein dunklerer Farbenton auf! S. 134, A. 2, muß als mißglückt bezeichnet werden die Wendung: „Das Metall des Braunsteins verbindet sich mit einem Teil des Säurerestes (NB. Das ist unklar!), wodurch Chlor frei wird." NB. Man überlege doch! S. 166, A. 1, wird Kalziumsulfat als fast unlöslich bezeichnet. S. 170, A. 2: „Wasserlöslich sind ferner sämtliche salpetersauren Salze." S. 171: „Magnesit läßt sich leicht durch Glühen im Glasrohr zerlegen, Kalzit dagegen nicht." Auf derselben Seite wird Kryolith auch Eisspat genannt; diese Bezeichnung gebührt aber einer besonderen Sorte von Orthoklas! S. 178, A. 2, ist die Geschichte mit der „Flamme im Brennerrohr" keineswegs klar gegeben. S. 179, A. 1, wird vom Azetylen ausgesagt: „brennt mit rotem Licht". S. 192, A. 2: „Dies beweist, daß der Weinstein noch freie Säure enthält." S. 195, A. 3, muß gesagt werden, mit welcher Säure der weinsaure Kalk zu verrühren ist. S. 197, A. 2, werden als Spaltungsprodukte der Kleesäure nur Kohlendioxyd und Kohlenmonoxyd angegeben! In sprachlicher Hinsicht kann man das Buch nur loben. Als kleine Verstöße

diesbezüglich wären folgende Stellen zu bezeichnen: S. 25, A. 2: „Kann man ihn (Wasserstoff, Ref.) überhaupt wiegen?“ S. 56, 1. A.: „eine Messerspitze voll chlorsaurem Kalium“. S. 84, A. 2: „Einige Sulfate sind in Wasser schwer löslich. Dann kann man sie dazu benützen . .“ S. 85, A. 1: „Ihr Siedepunkt liegt aber erst in der Gegend von 300°.“ S. 99, A. 2: „Es ist metallisches Kupfer, glanzlos infolge seiner äußerst feinen Verteilung, welches aus dem zugesetzten Vitriol stammt.“ S. 167, A. 2: „wenn man sie . . . . zusammenschmilzt“.

Zum Schluß möge eine Inhaltsübersicht Platz finden: Unsere Apparate. Die chemischen Formeln. Das Gewicht des Wasserstoffes. Darstellung von Wasserstoff in größeren Mengen. Etwas vom Wasser. Wasserstoffsuperoxyd. Noch eine Luftuntersuchung. Sauerstoff. Salpeter. Die Flamme. Etwas von der Kohle. Kohlensäuregas. Schwefelsäure. Magnesium. Aluminium. Zink. Eisen. Kupfer. Doppeltchromsaures Kalium. Manganverbindungen. Die galvanischen Vorgänge beim Auflösen eines Metalls. Lösungsbestreben und Spannungsreihe. Wirkungen des galvanischen Stromes auf Lösungen. Die chemische Analyse. Kohlenwasserstoffe. Weingeist. Aldehyd. Säuren des Pflanzenreiches. Farbstoffe des Pflanzenreiches. . . . Das sind die Gegenstände, die in dem vorliegenden Bande experimentell behandelt werden. Ref. ist der festen Überzeugung, daß das „Chemische Experimentierbuch von Scheid“ auch in der neuen Form seinen Weg machen wird.

Wien. Joh. A. Kail.

Dr. Richard Sternfeld, Die Reptilien und Amphibien Mitteleuropas. Mit 30 farbigen Tafeln. Schmeils naturwissenschaftliche Atlanten. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1912. Gr. 8°. Preis 5 M. 40 Pf.

Die in dem Bilderatlas behandelten Tierklassen haben unter den Naturfreunden so viele Liebhaber und Kenner und treten zum Teil durch auffallenden Nutzen oder Schaden in so viele Beziehungen zum Menschen, daß ein Buch wie das vorliegende hochwillkommen sein muß. Denn so lebensfrische und naturgetreue Bilder mit sorgfältig gewählter Umgebung der dargestellten Tiere sucht man in anderen Büchern vergebens. Die zugehörige Beschreibung ist kurz, aber für die Bestimmung und zur Orientierung über die Lebensverhältnisse ausreichend und nicht nur belehrend, sondern auch in hohem Grade unterhaltend. Vorausgeschickt ist eine Einleitung mit kurzer Charakteristik des Wesens dieser Tiere in körperlicher und biologischer Beziehung und eine Tabelle zur Bestimmung der Ordnungen. Die allgemeinen Bestimmungsmerkmale sind an gut gezeichneten schematischen Bildern erläutert, was besonders für die Bestim-

mung der Eidechsen und Schlangen, ferner der Froschlurche wichtig ist. Die Bilder lassen sich einzeln auch im Schulunterricht vorteilhaft verwenden, sie sind von genügender Größe und größter Klarheit. Und selbst der Unterricht an der Volksschule sollte auf Belehrung wenigstens über die wichtigsten Formen nicht verzichten. Mit Recht sagt der Verf. in der Einleitung: „Die Unkenntnis des Volkes, das in jeder harmlosen Eidechse die giftige Viper zu erblicken glaubt, und das Fehlen eines besonders in die Augen fallenden Nutzens hat einer Anschauung Vorschub geleistet, die geeignet ist, den Menschen mit seiner Reptilienfurcht geradezu lächerlich erscheinen zu lassen. Hier winkt dem Forscher wie dem Erzieher der Jugend die dankbare Aufgabe, durch Aufklärung und Belehrung einer Ansicht Geltung zu verschaffen, die im Interesse der Erhaltung unserer Tierwelt gefördert werden muß." Nicht ganz einwandfrei scheint dem Ref. die Charakteristik des Schildkrötenkörpers, von dem gesagt wird, er sei „in eine Schale eingeschlossen", was zur falschen Vorstellung verleiten könnte, daß diese Schale etwas außerhalb des Körpers Befindliches ist, etwa wie das Schneckenhaus oder die Muschelschalen. Nun ist aber bekanntlich der Schildkrötenpanzer ein Teil des Körpers selbst, wie es richtig nachher auch gesagt wird, daß er von der verknöcherten Lederhaut mit Unterstützung von Wirbeln und Rippen gebildet wird.

Krems a. d. D. Franz Müller.

A. Meinong, Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Beiträge zur Gegenstandstheorie und Erkenntnistheorie. Leipzig 1915, Ambr. Barth. 19 M. (geb. 20 M.).

II.

Gegenstand des II. Teiles des Buches ist die von der Möglichkeit (vermutungsfreien Wahrscheinlichkeit) unterschiedene Vermutungswahrscheinlichkeit. Wie bei dem Gewißheitsurteile steht auch bei den Vermutungen äußerer innere Berechtigung gegenüber. Bei den Gewißheitsurteilen lag, wie schon oben aus den den „Annahmen" entnommenen Ausführungen sich zeigte, die äußere Berechtigung in der Tatsächlichkeit des Objektivs, innere in der Evidenz, während Erkenntnis als innerlich berechtigte gewisse Urteile erkannt wurde. Bei den Vermutungen kann die äußere Berechtigung nicht in der Tatsächlichkeit eines Objektivs liegen. Denn dieses eine Objektiv müßte entweder tatsächlich oder nicht tatsächlich sein, also entweder die Vermutung durch ein Gewißheitsurteil ersetzt werden oder es müßte die Leistung der berechtigten Vermutung eine der des Gewißheitsurteiles ganz unähnliche sein, während doch die berechtigte Vermutung als Surrogat des Gewißheitsurteils eine dem Ge-

wißheitsurteile ähnliche Leistung aufweisen soll. Die äußere Berechtigung muß also hier in einer Mehrheit von Objektiven, in einem Kollektive, liegen, und zwar kann man in Beziehung auf die Berechtigung beim Gewißheitsurteile hier von einer Quasiberechtigung sprechen, die durch Steigerung bis zur Maximalgrenze, zur Vollberechtigung des Gewißheitsurteiles, führt. Die äußere Berechtigung liegt in den Vertatsächlichungskollektiven, denen das Vermutungsobjektiv angehört. Bildet nämlich das Objektiv eines Urteiles mit anderen ein Kollektiv, das z. B. sieben tatsächliche Glieder in sich schließt, so ist die Vermutungsstärke (die Annäherung an das Gewißheitsurteil) eine größere als bei nur fünf tatsächlichen Gliedern. Berechtigt ist also eine Vermutung, sofern die Vertatsächlichungsgrade, die Möglichkeit ihres Objektivs, zur Vermutungsstärke passen. Diese Vermutung, die etwa so wiederzugeben ist: „das A als Glied des Kollektivs, zu dem es gehört, ist vermutlich", hat restriktiven Charakter. Worin das „Passen" besteht, läßt sich aus dem Beispiel erkennen, daß, wenn ich bei einem Spielwürfel im Hinblick auf die Möglichkeit zwei Drittel eine Vermutung für einen Wurf von mehr als zwei Augen habe, ich eine Vermutung bilde, der ich gegenüber einer höheren, aber auch gegenüber einer niedrigeren Vermutungsstärke den Vorzug gebe und dann zu dieser Möglichkeit eben diese vorgezogene Vermutungsstärke „paßt". Äußere Berechtigung bei Gewißheitsurteilen ist dann der Grenzfall. Indem Tatsächlichkeit an Stelle der Möglichkeit tritt, ist auch Gewißheit durch den zum Maximal-Möglichkeitsgrad passenden Vermutungsgrad repräsentiert. Nun gibt es auch Vermutungstypen, wie bei der Wahrnehmung und der Erinnerung, bei denen ein Vertatsächlichungskollektiv nicht möglich ist. In diesem Falle muß man sich nach einem innerlichen Grund für die Berechtigung der Vermutung umsehen, der Vermutungsevidenz, analog der Gewißheitsevidenz. Ist aber bei evidenten gewissen Urteilen die Falschheit ausgeschlossen, so können evidente Vermutungen doch falsch und dabei berechtigt sein wie z. B. die des in einer Prognose berechtigt vermutenden Arztes falsch, dabei aber berechtigt sein kann. Der Erkenntnisbegriff muß von der Einschränkung auf das evidente Gewißheitsurteil um den der Vermutungserkenntnis, der innerlich berechtigten Vermutung, erweitert werden. — Im Anschlusse daran gibt der Verf. noch eine instruktive Darlegung über die Evidenz überhaupt, die eine Weiterführung zu der oben aus den „Annahmen" entnommenen insofern bedeutet, als Evidenz nicht mehr als zum Urteilsinhalt, sondern zum Urteilsakt gehörig betrachtet wird, und zwar als der Kern des penetrativen Treffens (beziehungsweise des penetrativen Annäherns bei der Vermutung), der den Fundamentalakt charakterisiert. — Die nun folgenden Ausführungen zeigen ganz deutlich, mit welchem Rechte der Verf. die Besprechung der „Möglichkeit" der der Wahrschein-

lichkeit vorausgeschickt hat. Sie betreffen nämlich das Verhältnis von Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Wie als Grenze der Möglichkeit die Tatsächlichkeit festgestellt wurde, so gilt als Grenze der mit den Wahrscheinlichkeitsgraden zusammengehenden Vermutungsstärken die Gewißheit und die Wahrheit. Und in dem Falle, in welchem das wahrscheinliche Objekt das wahrscheinlichere Objektiv ist, das durch berechtigte Vermutung erfaßt wird, ergibt sich die Möglichkeit des wahrscheinlichen Objektivs. Der subjektive Charakter der Wahrscheinlichkeit läßt nicht eine durchgängige Parallelität mit der objektiven Möglichkeit zu, so daß nur angewandte, nie reine Möglichkeit berechtigter Vermutung und Wahrscheinlichkeit entspricht, und wie man nur an einem konkreten Falle des Wurfes im Besitze eines Wissens der Möglichkeit vermuten kann, diese Wahrscheinlichkeit wie jene Möglichkeit restriktiven Charakter hat.

Urteilen über Möglichkeit stehen Urteile über Wahrscheinlichkeit gegenüber. Im Zusammenhange mit dem Gesagten stehen die Mittelstellung der Wahrscheinlichkeit zwischen Wahrheit und Falschheit, das Zusammengehen der Wahrscheinlichkeitsgrade mit der Vermutungsstärke, die Maßzahl für Möglichkeit als solche für zugeordnete Wahrscheinlichkeit, das Zusammenfallen des Möglichkeits- mit dem Wahrscheinlichkeitsbruche, das letztere aber nur in dem Sinne, als die numerische Größe der Wahrscheinlichkeit die auf Möglichkeit reduzierte Größe dieser Wahrscheinlichkeit ist.

Eine Nachprüfung dieses Reduktionsprinzipes führt zur Bestimmung des Ersatzwertes der Vermutungen gegenüber den Gewißheiten, der um so größer ist, je mehr Vertatsächlichungskollektive im Sinne der Kumulation berücksichtigt werden, und dazu zu zeigen, wie der Vorzug der sogenannten gebundenen gegenüber den freien Vertatsächlichungskollektiven gerade bei den Wahrscheinlichkeiten zu Tage tritt und wie der kontradiktorischen Disjunktion bei der Kumulation eine Bedeutung zukommt, aber auch auf die wichtige Frage über das Verhältnis der Wahrscheinlichkeit zum Wissen, beziehungsweise zu unserer Unwissenheit. In dem Falle, daß die Vermutung nicht Gewißheitsurteile zur Voraussetzung hat, sondern wieder Vermutungen, kommen wir zu Wahrscheinlichkeiten höherer Ordnung ganz analog den oben erwähnten Möglichkeiten höherer Ordnungen, zu Wahrscheinlichkeit einer Wahrscheinlichkeit, die wir wegen des größeren Ersatzwertes auf „Wahrscheinlichkeit", genauer auf Gewißheit über Wahrscheinlichkeit überzuführen bestrebt sind. Der Unwissende vermutet anders als der Wissende, aber seine Vermutung kann doch berechtigt sein. Die Vermutung ist nicht falsch, aber geringer; der Vermutende begnügt sich mit einer „Auchwahrscheinlichkeit", die als niedrigere der höheren gegenüber nicht unberechtigt ist, analog der „Auchmöglichkeit" gegenüber

der „Nurmöglichkeit". Die Unwissenheit verlangt, daß ich weniger vermuten darf, als bei besserem Wissen am Platze wäre. Das gilt aber für das kontradiktorisch entgegengesetzte positive und negative Vermuten. Das Eigenartige dieser Sachlage für das vermutende Subjekt ist durch die Bezeichnung „Sicherheit" gekennzeichnet. Es ergibt Zustände geringerer Sicherheit, die mit Gewißheit nicht identisch sind. Bestimmt wird die Unsicherheit durch die Distanz, um welche die Gegenvermutung hinter dem durch das „Komplementengesetz" geforderten Punkte zurückbleibt. Unwissenheit ist nur für „persönliche Wahrscheinlichkeit", wo es auf den persönlichen Wissensstand ankommt, konstitutiv, nicht für Wahrscheinlichkeit, die als unpersönliche und restriktiv jener, die nicht restriktiv sein kann, gegenübersteht. Für die auf Wahrscheinlichkeit und Gegenwahrscheinlichkeit aufgebaute Wahrscheinlichkeit führt M. den Terminus „Entscheidungswahrscheinlichkeit" ein.

Unter den Typen der Wahrscheinlichkeit, die der Verf. im folgenden aufstellt, spricht er zuerst von den Vermutungen. Sie sind teils solche, durch die die Möglichkeiten mitbetroffen sind, teils solche, wo diese zurücktreten, wie z. B. bei Erinnerungsurteilen niemand an die Möglichkeit der erinnerten Begebenheit denkt. Die erstere, bei der gleichsam die Wahrscheinlichkeit auf weniger geradem Wege zum Vorschein kommt, nennt M. die ungerade, die andere gerade Wahrscheinlichkeit. Das Gebiet der ungeraden Wahrscheinlichkeit ist zugleich wegen der hier in Betracht kommenden „Kollektiven" das der „Kollektivwahrscheinlichkeiten", mit denen sich die „Wahrscheinlichkeitsrechnung" befaßt. Elementare Tatbestände dieser Wahrscheinlichkeit bieten der Satz „entweder — oder", demzufolge die Wahrscheinlichkeit W, daß von zwei Ereignissen entweder das eine oder das andere eintritt, durch die Summe der Wahrscheinlichkeiten W_1, W_2 gegeben ist, und der Satz „sowohl — als auch", demzufolge die Wahrscheinlichkeit, daß zwei Ereignisse zusammen eintreten, gleich dem Produkte der beiden Wahrscheinlichkeiten ist, mögen die Ereignisse voneinander abhängig oder nur für das zweite das erste vorausgesetzt sein. Zum Ausdrucke kommt dies in dem Wahrscheinlichkeitsbruche, dessen Zähler das Produkt der günstigen, dessen Nenner das der möglichen Fälle ist. Kompliziertere Tatbestände liegen der sogenannten Bayesschen Regel und dem Bernoullischen Theorem zu Grunde. Im „entweder — oder"-Satze kommt es zur Anwendung des oben angeführten „Möglichkeits-Summensatzes". Indem nämlich das „entweder — oder" sich als solches der Möglichkeit betätigt, vereinigt sein Gedanke zwei Objektive beliebiger Möglichkeiten in einem Kollektiv, das die Grundlage für eine Möglichkeit (Wahrscheinlichkeit) höherer Ordnung bildet. Sind nun diese Objektive in Vertatsächlichungskollektive aufzulösen,

so sind die auf diese gegründeten Möglichkeiten niederer Ordnung nach dem Produktsatz in Möglichkeiten mit Tatsächlichkeiten als Modalsuperioren zu reduzieren. Handelt es sich z. B. um das Werfen einer Münze (Kopf oder Adler) und Ziehen einer Kugel (weiß oder schwarz), so bildet die Grundlage das Werfen oder Ziehen; innerhalb dieser Möglichkeit sind aber wieder zwei inferiore Möglichkeiten, also ein Kollektiv von vier Fällen. Es treten so unter dem Gesichtspunkte des „entweder — oder" zwei dieser Fälle zu einer Möglichkeit (Wahrscheinlichkeit) doppelter Größe zusammen, womit der Möglichkeitsummensatz angewendet ist. Bei der nun folgenden Untersuchung des „sowohl — als auch"-Satzes ergibt sich dem Verf. der „weder — noch"-Satz und von diesem wieder abgeleitet ein neuer „entweder — oder"-Satz, in welchem das „oder" inklusiven Sinn hat, und zwar im Sinne: entweder „E_1 oder E_2 oder beides" (genauer „E_1 zusammen mit Non E_1 oder E_2 zusammen mit Non E_1") oder „E_1 zusammen mit E_2". Durch den Namen der „Seinaktion" unterscheidet M. diesen neuen „entweder — oder"-Satz von dem früheren mit rein exklusiver Bedeutung, der Disjunktion.

Das Paradoxe, daß die Seinaktionsformel, obwohl sie das in der Disjunktionsformel ausgeschlossene Zusammen der beiden Ereignisse miteinbegreift, doch ein negatives Glied aufweist, als ob die Seinaktionswahrscheinlichkeit kleiner wäre als die Disjunktionswahrscheinlichkeit, hebt sich durch die Beachtung der Verschiedenheit der Voraussetzungen, wie der Verf. genauer darlegt. Das „sowohl — als auch" kann auch dem Tatbestande der sogenannten Kumulationsmöglichkeit entsprechen — der komplizierte Tatbestand, wie ihn das Bayessche Theorem aufweist, wird dann vom Verf. als sogenannte „nachfolgende" Wahrscheinlichkeit qualifiziert. Unter gewöhnlichen Umständen erwägt man die Wahrscheinlichkeit von Ereignissen, ehe sie eingetreten sind. Das sind dann vorgängige Wahrscheinlichkeiten. Hier handelt es sich um eine Sache, die bereits abgelaufen ist, und zwar wird in auffallender Weise von der Wahrscheinlichkeit des Vorgängigen die Wahrscheinlichkeit des „Nachfolgenden' bestimmt, von dem aus wieder auf die des Vorgängigen zurückgegangen wird. Wegen dieser hier eigentümlichen Umkehrung nennt der Verf. diese Wahrscheinlichkeit inversive gegenüber der direkten „gemeinen Wahrscheinlichkeit". Diese Inversion besteht also darin, daß ein mit Rücksicht auf gewisse Objektive als möglich bestimmtes Objektiv etwas über die Wahrscheinlichkeit eben jener Objektive erkennen läßt. Die komplizierteste Betrachtungsweise bietet das Bernoullische Theorem. Dieses behauptet die Übereinstimmung zwischen einem Möglichkeitskollektiv und dem darauf vermöge seiner häufigen Wiederholung gegründeten Ausfallspolynom infolge einer eigentümlichen Ungenauigkeit im Erfassen.

Wie Wahrnehmungs- und Erinnerungsurteile sind auch die Erfahrenheitsurteile aposteriorisch. Vergleicht man die hier in Betracht kommenden Vermutungen mit denen, wie sie oben bei der „ungeraden" Wahrscheinlichkeit festgestellt wurden, so unterscheiden sich diese, insofern ihre Vermutungen durch den Hinweis auf ein Vertatsächlichungskollektiv mittelbar sind, während die Wahrnehmung, Erinnerung und Erfahrenheit solche unmittelbarer Art aufweisen, so daß hier das Subjektive besonders hervortritt, da man es in den letzteren Fällen mit Wahrnehmungs-, Erinnerungsgegenständen, kurz Erfassungsgegenständen zu tun hat. Die Vermutungen eben dieses Gebietes haben äußere Berechtigung nur relativ zu ihren Erfassungsweisen, während ein solcher Anteil der Subjektivität bei der ungeraden Wahrscheinlichkeit nicht anzutreffen ist. Das letzte (7.) Kapitel hat die Induktionswahrscheinlichkeit zum Gegenstande. Nach einer Erörterung über apriorische Verarbeitung der Erfahrung erinnert der Verf. daran, daß der Übergang von Einzelfällen zur Verallgemeinerung auf eine Erkenntnis führt, die aus jenen einzelnen Konstatierungen durch eine Operation an jenen Einzelurteilen genommen ist, die vom Syllogismus (Deduzieren) verschiedene Induktion. Sie ist eine Verarbeitung der Empirie, die im Gegensatz zur apriorischen des Syllogismus noch einmal empirisch ist, so daß also Bearbeitung der Erfahrung, wenn sie nicht apriorisch ist, induktorischen Charakter hat. Da aber die sogenannte „vollständige Induktion" auf durchaus apriorischem Gebiete anzutreffen ist, so sind die Probleme der Induktion nur bei der „unvollständigen" Induktion zu suchen, so daß hier die „vollständige" außer Betracht bleibt.

Der Verf. weist nun verschiedene Versuche, die Induktion zu legitimieren, zurück, so die Berufung auf das Identitätsprinzip, auf die Gleichförmigkeit des Naturlaufes, die Zurückführung auf den Notwendigkeitsgedanken, welche durch Implikation ohne Notwendigkeit vertreten sein kann, auf Assoziation und Denkökonomie. Auch wenn man der Induktion ein Postulat des Erkenntnisstrebens zu Grunde legt, wird an Stelle der Begründung ethische Rechtfertigung, also etwas gesetzt, was nicht erkenntnistheoretische Legitimation ist. Im § 81 präzisiert dann der Verf. das Wesen der Induktion in folgender Weise: Wie bei der Erinnerung Täuschungen das allgemeine Zutrauen zum Gedächtnis niemals erschüttern, so erhebt das Induktionsergebnis zwar nicht den Anspruch auf volle Gewißheit, wohl aber auf das Recht, aus den bisherigen Erfahrungen zu vermuten, selbst dann, wenn diese Schlußweise zu durch Erfahrung nicht verifizierten Urteilen geführt hat. Das Induktionswissen ist nicht Gewißheits-, sondern Vermutungswissen. Wie der Wahrnehmung und Erinnerung, so kommt auch der Induktion eine eigenartige Vermutungsevidenz zu; da nämlich die sogenannten Induktionsinstanzen

durch die Bezugnahme des induzierten A ist X darauf, daß dieses oder jenes A X ist oder gewesen ist, geradezu Prämissen darstellen, so ist die Evidenz hier eine vermittelte, nicht wie bei Wahrnehmung und Erinnerung eine unvermittelte. Die Vermittlung der Evidenz ist hier charakterisiert durch die „involutive Quasiprämisse", der M. eine maßgebende Rolle überhaupt bei dem Syllogismus neben den eigentlichen Prämissen zuweist, durch das Hilfsurteil nämlich über den Zusammenhang zwischen Prämissen und Konklusion oder was M. an dessen Stelle setzt, das Hilfsurteil der durch die Prämissen restringierten Konklusion.

Dieses Theorem erörtert der Verf. in Beziehung zum „Gesetze der großen Zahl" von Bernoulli und kommt zu dem Resultate, daß der Übergang von den unvollständigen Gegenständen der Möglichkeit, von welchen das Bernoullische Theorem handelt, zu den vollständigen Gegenständen der Wirklichkeit, die das „Gesetz der großen Zahl" betreffen, ein nur induktiv zu legitimierendes „Gesetz der Ausgleichung" vorauszusetzen scheint. Zu den Typen unmittelbarer empirischer Vermutungsevidenz gehören, wie aus der weiteren Darstellung hervorgeht, die innere und die äußere Wahrnehmung, in welchen beiden Fällen, schon nach des Verf.s Ausführungen in seinen „Grundlagen der Erfahrung", evidente Vermutung vorliegt, und zwar unmittelbar evidente. Die unumstößliche Gewißheit, die der „inneren Wahrnehmung" zugeschrieben wird, ist als Ideal nur an der Gegenwärtigkeitsgrenze, im Gegenwärtigkeitspunkte zu erreichen, wo die Selbstpräsentation des zu erfassenden Erlebnisses dem Wahrnehmungsurteile statt des sonst das Material präsentierenden Vorstellungsinhaltes zu Grunde liegt. Sonst ist auch hier wie bei der äußeren Wahrnehmung die Fremdpräsentation und mit ihr nicht die Gewißheit, sondern nur Vermutungsevidenz gegeben.

Hieher gehört auch die Erinnerung, deren „Vermutungsevidenz" der Verf. schon in seinem Aufsatz „Zur erkenntnistheoretischen Würdigung des Gedächtnisses" erkannt hat. Für das Auftreten von „Vermutungsevidenzen" unmittelbarer Art auch in diesem Falle spricht die Tatsache, daß, wenn man nach den Gründen für das Zutrauen, das man zum Gedächtnis hat, fragt, bei diesbezüglichen Verifikationsversuchen, von denen der Verf. einige genau untersucht, der versuchte Beweis immer wieder auf Erinnerungen zurückführt. Für unmittelbare Evidenz spricht aber auch der fließende Übergang von Wahrnehmung im Gegenwärtigkeitspunkte zur Erinnerung, so daß, wer für die Wahrnehmung die unmittelbare Evidenz zugibt, sie auch für die Erinnerung zugeben muß und umgekehrt, indem dabei nur der Unterschied der zeitlichen Beschränkung auf den Gegenwartspunkt für die Wahrnehmung im Unterschiede von der Freiheit von dieser Schranke bei der Erinnerung in Betracht kommt.

Im folgenden ist der unmittelbaren Gegenwartserkenntnis der Wahrnehmung und der unmittelbaren Vergangenheitserkenntnis der Erinnerung gegenüber die Frage nach einer unmittelbaren Zukunftserkenntnis aufgeworfen. Weil nun der Beurteilung zukünftiger Begebnisse vergangene Erlebnisse zustatten kommen, also die Erfahrenheit des Subjektes, so nennt M. diese Urteile „Erfahrenheitsurteile". Diese brauchen aber nicht auf die Zukunft beschränkt zu sein, sondern finden sich in Vergangenheit, Gegenwart, ja losgelöst von Zeitschranken. So vermutet der Menschenkenner die Gesinnung eines Menschen aus dessen Zügen und Gehaben, so prognostiziert der Arzt auf Grund der Diagnose, und der „Erfahrene" weiß, daß es uneigennützige Menschen gibt. Da also der Gegensatz von Zukunft und Vergangenheit für diese Urteile versagt, so ergibt sich die Wahrscheinlichkeit der Erfahrenheitsurteile als gleichartig der der Erinnerungsurteile. Auch hier hat man es wie bei der Erinnerung mit unmittelbarer Vermutungsevidenz zu tun und ist vorausgegangene Erfahrung vorausgesetzt, die die Grundlage für eine Disposition schafft.

Selbstverständlich kann die induktorische Quasiprämisse nicht wie die beim Syllogismus apriorische Evidenz der Gewißheit, sondern nur aposteriorische Vermutungsevidenz aufweisen. Der Verf. unterscheidet Existenz- und Bestandsinduktion, welche letztere das induktorische Verfahren auf das daseinsfreie ausdehnt und in der Mathematik besonders in der Zahlentheorie Anwendung findet, aber wegen geringer erkenntnispraktischer Bedeutung nicht weiter in Betracht kommt. Sich daher auf die Existenzinduktion beschränkend, bespricht der Verf. genauer die „Instanzen", für die in der Relation des Zusammen stehende Existentialobjektive charakteristisch sind, weiter ihre Zahl, die Ähnlichkeit, den Gewißheitsgrad. Das I n d u k t u m, das induzierte Urteil, stellt sich nach M. dar als das Vermuten einer „Mitgabe" zu einer „Vorgabe" auf Grund der Instanzen. Unter „Vorgabe" ist das verstanden, was vorgegeben sein muß, damit eine induktorische Operation ins Spiel treten kann, aber eine andere Funktion als die Prämissen hat, unter „Mitgabe" das, was der Induktionsschluß als mit der Vorgabe zusammen gegeben zu konstatieren hat. Habe ich z. B. wiederholt erfahren, daß feuchtes Papier, weil fließend, zum Schreiben sich nicht eigne, und ist nicht durch Induktion, sondern jetzt durch direkte Erfahrung festgestellt, daß wieder ein Papier feucht ist, so ist dies die „Vorgabe", die Grundlage, auf der der Induktionsschluß das „nicht zum Schreiben geeignet sein" (Mitgabe) konstatiert. Das I n d u k t i o n s p r i n z i p, das das induktorische Verfahren charakterisiert, lautet, in einer Formel: Aus A z (zusammen mit) B folgt mit Vermutungsevidenz das ähnliche A′ z B′. Das ist aber ein Schluß von einzelnem auf einzelnes, was man gewöhnlich „Analogieschluß" nennt. Unter „freier Induktion" ist jene, deren Induktum die Vorgabe fehlt.

zu verstehen im Gegensatz zu der „gebundenen". Im Anschlusse daran spricht der Verf. noch von „Induktionsmöglichkeit" der numerischen Bestimmungen, denen man gewöhnlich als Hauptfall „kumulierte Induktion" zu Grunde legt.

Wenn Ref. hiemit den Bericht über das vorliegende neueste Werk M.s schließt, so tut er dies im Bewußtsein, daß er den Lesern nur ein schwaches Bild von den im Buche niedergelegten Ergebnissen jahrelangen wissenschaftlichen Bemühens geben konnte, und wird zufrieden sein, wenn es ihm gelungen sein sollte, zu zeigen, wie Meinong hier wie sonst auch mit unermüdlicher Forscherlust an die Aufhellung der schwierigsten Probleme der Gegenstands- und Erkenntnistheorie herangetreten ist und, um das von ihm geprägte Wort zu gebrauchen, nur durch die in die Tiefe der Probleme vor- und eindringende „penetrative" Art seines Forschens seiner schweren Aufgabe gerecht zu werden vermochte.

Wien. Gustav Spengler.

Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band: Die Kunst der Urzeit, Die alte Kunst Ägyptens, Westasiens und der Mittelmeerländer. Mit 548 Abbildungen im Text, 11 Tafeln in Farbendruck und 71 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt. Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien 1915.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1900) der weitausgreifenden Woermannschen Kunstgeschichte sind über ein Dutzend Jahre vergangen. Der bisher vorliegende erste Band der neuen Auflage hat gegenüber dem der ersten eine wesentlich andere Gestalt erhalten. Wenn dieser in sieben Büchern außer der prähistorischen und klassischen Kunst des Abendlandes auch die alte und neue Kunst des west- und ostasiatischen Orients umfassen konnte, so mußte jener, gleich umfangreich, sich bloß auf die Prähistorie, auf die alte Kunst Ägyptens und Westasiens und auf die klassische Kunst der Griechen und Römer beschränken. So viel an neuem Material und an neuen Erkenntnissen ist uns seit den letzten Jahrzehnten hinzugewachsen. Durch das Weglassen der Kapitel über die Kunst der Natur- und Halbkulturvölker, der nordischen und ostasiatischen Kunst wird der neue erste Band viel einheitlicher gestaltet und stellt sich jetzt als Geschichte der alten Kunst der Mittelmeerländer dem ersten Band der Springerschen Kunstgeschichte willkommen zur Seite. Daher geschieht auch die stoffliche Einteilung nicht mehr nach rein historischen, sondern nach geographischen Gesichtspunkten. So erscheint jetzt der Abschnitt über die kretisch-mykenische Kultur sinngemäßer gleich vor dem der griechischen Kunst. Einige Kapitel verdeutlichen uns genugsam den großartigen Materialzuwachs, der durch die erhöhte Spatentätigkeit

der letzten Jahre gewonnen wurde. Die Seitenanzahl der prähistorisch-ägyptischen, chetitischen und kretisch-mykenischen Kapitel hat sich dadurch oft um das Doppelte und Dreifache vermehrt. Aber auch die anderen Kunstströmungen, deren Erkenntnis nicht mit solchen Riesenschritten vorauseilt, wurden auf den Stand der augenblicklichen Forschungsergebnisse gebracht.

Was die äußere Ausstattung des Bandes betrifft, so ist auf die Vermehrung der Illustrationen besonderes Augenmerk gerichtet worden. Viele Abbildungen wurden neu hinzugefügt und viele alte durch bessere ersetzt. Doch sind auch manche, nach einem veralteten Verfahren angefertigte, von der ersten Auflage herübergenommen worden, die in einer modern ausgestatteten Kunstgeschichte doch nicht hätten Platz finden sollen, so z. B. Abb. 67 die Sphinx von Giseh oder Abb. 339 der Klagetrauensarkophag in Konstantinopel. Der dem Bande rückwärts angehängte Schriftennachweis der vom Verf. hauptsächlich benützten Autoren bildet in seiner alphabetischen Folge eine gute Ergänzung zu dem historisch angelegten Springerschen Literaturnachweis.

Sonst verfolgt der Verf. in der neuen Auflage dieselben Grundsätze und Ziele wie in der alten. Auch die neue Auflage stellt sich nicht in den Dienst einer ganz bestimmten Kunstanschauung, sondern verhält sich rein beschreibend und referierend, wodurch sie besonders geeignet erscheint, als Einführung für Lernende und dem engeren Fach Fernerstehende zu dienen.

Wien. A. Schober.

Wilhelm Winter, Der Weltkrieg und die Leibesübungen. Freie Bahn für deutsches Turnen, Spiel und Sport. Leipzig und Wien 1916, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 3 M.; 3 K 60 h.

Die vorliegende Schrift stellt sich die Aufgabe, die von dem reichsdeutschen Abgeordneten Dr. Müller-Meiningen angeregte Frage über die Notwendigkeit eines Reichs-Jugendwehrgesetzes[1]) einer weiteren fachlichen Aussprache zuzuführen. Der Verf. entwickelt schon seit Jahren auf dem Gebiet der Leibesübungen für die schulentlassene Jugend in Deutschland eine ersprießliche Tätigkeit und will hier das Neue dieses Gegenstandes an das bestehende Alte weiter aufbauend angliedern, ein Unternehmen, für das man ihm sicherlich nur Dank wissen wird, um so mehr, als gerade auf diesem Gebiete noch manche Unklarheiten und Unstimmigkeiten bestehen, die zu beseitigen der Verf. in der vorliegenden Arbeit sich zur besonderen Aufgabe macht. Das Buch umfaßt 22 Abschnitte. An erster Stelle werden

[1]) Vgl. meinen Aufsatz in der Deutschösterreichischen Turnzeitung 1916: Die Schaffung eines Reichsjugendwehrgesetzes. — S. auch die Anzeige des Hofr. Dr. A. v. Scheindler in dieser Zeitschrift LXVII (1916), S. 936 ff.

die großen Lehren des Weltkrieges besprochen. Der Ausspruch Moltkes, daß nur auf der eigenen Kraft das Schicksal jedes Volkes beruhe, wird hier des weiteren ausgeführt. Es ist das ein Gedanke, der uns heute in allen Wehrbüchern und Schritten zur militärischen Vorbereitung unserer Jugend wiederkehrt und den in jüngster Zeit auch der Wiener Bürgerschullehrer August Miklas in seinem recht zeitgemäßen und verdienstvollen Buche „Wehr- und Volksturnen[1]“ vertritt. Der zweite Abschnitt behandelt den Gegenstand der deutschen Gefahr etwas breiter, als es vielleicht bei der allgemeinen Kenntnis der Sache notwendig wäre, wobei eine Reihe von bekannten Aussprüchen von Zeitgenossen, wie Bernard Shaw, L. Lott, Hettner, Steinmetz u. a. m., zur Lösung der Frage über den deutschen Militarismus herangezogen wird. Der dritte Abschnitt stellt eine vermittelnde Betrachtung an über die deutschen Verbandsgemeinschaften und ihre Teilnahme an der Behandlung der Wehrfrage. Die aus dieser Erörterung sich ergebenden Schlüsse und Ratschläge, wie die Frage der militärischen Vorbereitung im Betrieb der einzelnen Verbandschaften sich verallgemeinern ließe, was wohl das Wichtigste an der Sache wäre, fehlen. Dann folgt eine Gegenüberstellung von Nord und Süd, ein Loblied der Einigkeit des Deutschen Reiches in der so großen Zeit, woran sich das wichtige Stück anschließt über den Kampf um die Jugend. Der Verf. nennt es ein recht unerfreuliches Kapitel und ein eigenartiges Stück Kulturgeschichte der letzten Jahrzehnte. Der Abschnitt selbst bringt eine Reihe von amtlichen Erlässen und fachlichen Äußerungen über diesen Gegenstand, die dem Unkundigen auf diesem Gebiete recht zu statten kommen dürften. „Jenseits der Konfessionen und Parteien“ nennt sich der nächste Abschnitt, der auf der Jugendpflegerede des preußischen Kultusministers aufgebaut ist und der Gleichberechtigung der konfessionellen Verbände auf diesem Gebiete das Wort redet. Das nächste Stück bringt einen Vorschlag aus der Praxis, dessen Wesen auf die Forderung hinausläuft, die Wehrschulung allgemein verpflichtend auszugestalten. Dann folgt ein Kampfaufsatz gegen Alkohol und Nikotin, ferner Betrachtungen der Lebensfrage „alt sein und jung bleiben“, der durchlaufenden Arbeitszeit, die auch für die gesamte Leibesbildung von Bedeutung sei, der Körperpflege des zarten Geschlechtes, des Dienstjahres der deutschen Frauen. In dem nachfolgenden Abschnitt verlangt der Verf. die völlige Freigabe der bestehenden Turnräume und Plätze für die mit der Leibespflege sich beschäftigenden Vereine, eine Forderung, die schon seit Jahren allgemein geworden ist. Von Bedeutung, wenn auch nicht neu, ist, was der Verf. über den bisherigen Gegensatz zwischen Sport und Turnen, ebenso was er im besonderen über das Schulturnen und den Sport schreibt, wobei

[1] Vgl. meine günstige Besprechung in Streffleurs Militärblatt 1916.

eine Reihe von trefflichen aus guten Fachschriften geholten Anmerkungen gemacht wird. Eine längere Beachtung wird den Gefahren des übertriebenen Wettkampfes zuteil, wobei mit Recht zu der größten Vorsicht und zum Maßhalten auf Grund ärztlicher Gutachten gemahnt wird. Noch folgen besondere Abschnitte über die internationale Athletik, über den Willen zur Einigung auf Grund der aus den Kriegsverhältnissen heraus sich ergebenden Erfahrungen, über das gemeinsame Ziel, ferner die Notwendigkeit eines Reichswehrausschusses und schließlich über die Leibesübungen an den höheren Schulen, worauf das Ganze der Arbeit in einer Reihe von Schlußsätzen zusammengefaßt wird.

Dem Leser ist klar, welch reichen Arbeitsstoff das Wintersche Wehrbuch bietet. Bei der Fülle des vielen, oft auch des Vielerlei des Stoffes, wird man von einer genauen, den Gegenstand an sich erschöpfenden Darstellung wohl absehen müssen. Das meiste ist nur in den Grundlinien gegeben, mehr um den Leser auf diesem Gebiete zurecht zu führen. In dieser Beziehung wird man für die im Buch mannigfach gebotenen Anregungen Dank wissen, den beigebrachten reichlichen Quellenangaben mühelos folgen und den Überblick über die ganze so wichtige Frage leichter gewinnen.

Baden bei Wien. † Prof. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Praktisches zum naturgeschichtlichen Unterricht am Gymnasium.

Nachdem zwei Fachmänner, Dr. Alois Czepa („Der Unterricht der Naturgeschichte in der VI. Klasse unserer Gymnasien", in unserer Zeitschrift 1914, S. 1015 ff.) und P. Leonhard Angerer („Über den Unterricht in Naturgeschichte am Gymnasium", in unserer Zeitschrift 1916, S. 825 ff.) den Gegenstand behandelt haben, nehme ich als Nichtfachmann, aber als Anstaltsleiter auf Grundlage der durch mehrjährige Beobachtungen gesammelten Erfahrungen hiezu Stellung. Ich sehe hiebei von Vorschriften für die Methodik des Unterrichtes ab; denn die Grundsätze hiefür stehen fest. Im übrigen gilt beim naturgeschichtlichen Unterricht vielleicht in noch höherem Maße als beim humanistischen die Regel, die Methode des Gegenstandes sei der — Lehrer.

Die Reformvorschläge der genannten zwei Verfasser betreffen vier Punkte:

1. Dr. Czepa beschränkt sich schon nach dem Titel seines Aufsatzes auf die VI. Klasse und setzt sich dafür ein, daß in dieser Klasse der Unterricht in der Somatologie sowohl als solcher als auch durch die stärkere Berücksichtigung der Physiologie und durch die Aufnahme der Belehrung über die wichtigsten Krankheiten und die erste Hilfe bei Unglücksfällen eine ausgiebige Erweiterung erfahre, wenn auch auf Kosten der Zoologie. — Die übrigen drei Vorschläge, wovon zwei schultechnischer Natur sind, enthält der Aufsatz des P. Angerer. Wir reihen sie nach ihrer inneren Wichtigkeit an.

2. Der Lehrplan erfahre eine Änderung in dem Sinne, daß auf der Unterstufe die Kenntnis vieler Formen angestrebt, auf der Oberstufe dagegen nur Geologie und Biologie gelehrt und der Vortrag des Lehrers durch Schülerarbeiten fruchtbar gemacht werde. — Dieser letzte, die Schülerarbeiten betreffende Teil ist in vollkommenem Maße nur dann durchführbar, wenn

3. an jedem Gymnasium ein naturgeschichtliches Lehrzimmer mit Laboratorium eingerichtet wird.

4. Um auf den Studieneifer der Schülerschaft einen entsprechenden Druck ausüben zu können, sollen im Jahreszeugnis der IV. und V. Klasse statt der einen einzigen Jahresnote die beiden Semestral-

noten über den semestermäßig zu beendenden Stoff Aufnahme finden.

Zu diesen Vorschlägen hat der Schulpraktiker folgendes zu bemerken:

Zu 1. Zum Unterricht in der VI. Klasse. Da das Gymnasium bei jedem in ihm vorgetragenen Wissensstoff die sichere erste Grundlage zu bieten hat, kann unter unbedingter Festhaltung am Grundsatze „vom Einfacheren zum Entwickelteren“ unter keinen Umständen auf die bisher den Schülern gebotenen Grundlagen des Zoologieunterrichtes verzichtet werden. Hiebei wird der Lehrer im allgemeinen von den einfachsten Tierformen ausgehen. Der von Dr. Czepa auf S. 1017 vorgebrachte Einwand, daß 99% der Schüler, die in der VI. Klasse etwa die Bronchiopoden kennen gelernt haben, „nie im Leben ein derartiges Tier sehen werden und daß sie schon zu Beginn der Septima von der Existenz dieser Tiere keine Ahnung haben, ja sich nicht einmal erinnern, je etwas von ihnen gehört zu haben“, steht auf der gleichen Stufe wie der von Banausen so oft gegen das Griechische, gegen die Mathematik usw. erhobene, daß die Schüler die unregelmäßigen Aoriste, die Gleichung der Parabel usw. im Fluge vergessen, oder gar die zehn Gebote Gottes nicht mehr aufzählen können. Die Widerlegung solcher Gründe liegt auf der Hand und braucht hier nicht wiederholt zu werden. Daß den Schülern die Milz näherliegt als die Bronchiopoden, Heteropoden usw. ist zweifellos richtig; aber daraus folgt nie und nimmer, daß sich das Studium auf solch naheliegende Stoffe beschränken soll. Es erübrigt sich, hier von den Zielen der Wissenschaft und den Forderungen der Wissenschaftlichkeit zu sprechen. Nur einen recht banausischen Gegengrund führen wir an. Über die Milz, Leber, Galle usw. wird aller Voraussicht nach der derzeitige Gymnasiast im Leben noch vieles hören und das etwa Versäumte von selbst, um nicht zu sagen automatisch, je nach Bedarf lernen. Von den genannten und anderen nicht genannten Tieren wird er sich jedoch, wenn er sich nicht etwa dem Fachstudium widmet, sehr schwer je die richtige Vorstellung erwerben können. Die Tatsache jedoch, daß es lebende Organismen gibt, die eine bestimmte niedere Stufe vertreten, wird ihm nach den Gymnasialstudien nie aus dem Gedächtnis schwinden.

Wir vertreten aber selbstverständlich ebenso energisch den Standpunkt, daß die Somatologie eine einigermaßen genaue Behandlung erfahre. Vor einem zu ausführlichen Eingehen auf das medizinische Wissen — auch bei der Belehrung über die „erste Hilfe bei Unfällen“ — möchten wir jedoch warnen. Die 15—16 jährigen Knaben glauben sonst, sie seien schon Ärzte! Ihr tätiges Eingreifen in vorkommenden Fällen könnte leicht verhängnisvoller werden als die Unterlassung ihrer Hilfe. An solche Belehrungen ist also stets die Mahnung zur äußersten Vorsicht zu knüpfen. — Von großer Wichtigkeit sind jedoch Anleitungen über das Verhalten in hygienischer Hinsicht. Die Jungen müssen streng dazu verhalten werden, sich bei Unfällen ja nur auf die erste Hilfe zu beschränken.

Es soll also weder die Zoologie noch die Somatologie zu kurz kommen. Wie ist das möglich? Es wundert mich, daß keiner der beiden Fachmänner das einfachste Mittel, dessen Anwendung auch der amtliche Lehrplan offen läßt, in Vorschlag gebracht hat: die dritte naturgeschichtliche Unterrichtsstunde in der VI. Klasse[1]). An dem vom Schreiber dieser Zeilen geleiteten Staatsgymnasium in Marburg wird seit der Einführung der neuen Lehrpläne der naturgeschichtliche Unterricht in der VI. Klasse in drei Wochenstunden erteilt[2]). Dadurch wird für eine ausgiebige Verarbeitung beider Stoffe Raum geschaffen. Bei zwei Wochenstunden ist die Beeinträchtigung des einen oder des anderen nicht zu vermeiden, außer es wären die äußeren Umstände ausnehmend günstig. Es möge also an allen Gymnasien, an denen dieser Unterricht nach der einen oder anderen Richtung ins Gedränge gekommen ist, für die VI. Klasse die dritte naturgeschichtliche Unterrichtsstunde beantragt werden. Das Unterrichtsministerium wird sich der Begründung wohl nicht verschließen.

Dadurch erscheint der erste Vorschlag in günstigem Sinne erledigt.

Zu 2. Änderungen des Lehrplanes. Bezüglich des Lehrstoffes der VI. Klasse decken sich die Forderungen P. Angerers mit denen von Dr. Czepa. Es gilt somit für sie die unter 1 gebrachte Antwort. Im übrigen wünscht P. Angerer eine Änderung nur hinsichtlich des Lehrstoffes der IV. und V. Klasse, an deren Stoff ihm der Umstand mißfällt, daß die Mineralogie und Geologie in beiden Klassen behandelt werden muß. Er will darum die Mineralogie auf die IV. Klasse beschränkt und in dieser endgültig abgeschlossen, die Geologie hingegen aus der IV. Klasse, deren Unterrichtsstoff sie derzeit zum Teil bildet, ganz in die V. Klasse verlegt wissen. Zumal die Mineralogie — namentlich die Kristallographie — sei auch mit geringerer Rücksichtnahme auf die systematische Wissenschaftlichkeit in praktisch empirischer Form vorzutragen.

Ich kann mich mit den vorgeschlagenen Änderungen nicht einverstanden erklären. Sie durchbrechen die für das Gymnasium, wie überhaupt für die Einführung in die Wissenschaft so wichtige Zweistufigkeit: zuerst die formalen Kenntnisse der Tatsachen, dann die

---

[1]) Dr. Czepa lehnt es a. a. O. S. 1016 sogar ab, der Frage überhaupt näherzutreten, indem er sagt: „Ich will nicht die alte Geschichte aufwärmen, daß der Unterricht der Naturgeschichte an unseren Gymnasien stiefmütterlich behandelt ist . . . ., daß man der Naturgeschichte in der Sexta mindestens drei wöchentliche Unterrichtsstunden einräumen sollte. Dieses Gejammer hat gar keinen Wert." Mit den wenigen Stunden habe „man sich abzufinden, und wem es nicht paßt, der findet am Realgymnasium die Erfüllung seiner Wünsche". — So verzagt brauchen wir denn doch nicht zu sein!

[2]) Es sei noch bemerkt, daß an diesem Gymnasium für Slowenen der Unterricht in der slowenischen Sprache (in der Sexta zwei Stunden) verbindlich ist; für sie beträgt die Gesamtstundenzahl in dieser Klasse: 31.

Vertiefung![1]) Dadurch verursachen sie einen doppelten Schaden: der Untergymnasiast verließe die Anstalt ohne Kenntnis der Geologie, dem Obergymnasiasten entginge gänzlich der Einblick in die wissenschaftlichen Grundlagen der Mineralogie. Die von P. Angerer in den Vordergrund gerückten Schwierigkeiten des mineralogischen Unterrichtes sind gewiß nicht zu leugnen; aber sie werden seit Jahren überwunden und können auch in Hinkunft überwunden werden. Daß die Quintaner den ihnen vorgelegten mineralogischen Stoff als eine unerwünschte Wiederholung des Stoffes der IV. Klasse betrachten werden, ist nicht zu befürchten.

Es wird somit am Lehrstoff der IV. und V. Klasse nach dieser Richtung nicht zu rütteln sein. Nicht unbedeutende Schwierigkeiten ergeben sich jedoch nach einer anderen Seite. Es wird allgemein geklagt, daß die Gymnasiasten nach der Beendigung des Untergymnasiums über äußerst geringe Kenntnisse aus der Physik, und zwar nicht so sehr aus der Mechanik, dem Stoff der IV. Klasse, als aus den übrigen umfangreichen Gebieten, dem Stoff der III. Klasse, verfügen. Dieser Mangel tritt bei Aufnahmsprüfungen an Militäranstalten und auch bei verschiedenen Gelegenheiten im Gymnasialunterricht zu Tage. So beschwert sich der Lehrer der Mineralogie in der V. Klasse regelmäßig, daß den Schülern die Elemente der Optik, die er bei der Kristallographie als bekannt voraussetzen sollte, wenig geläufig sind. Der überreiche physikalische Lehrstoff der III. Klasse sollte eben mit den Kindern dieser Klasse in zwei Wochenstunden bewältigt werden — es gelingt nur in guten Jahren, aber auch dann begünstigt die einjährige Unterbrechung die Vergeßlichkeit. Es will uns scheinen, daß die derzeitige Verteilung des physikalischen Lehrstoffes, die Mechanik zum Schluß, nicht günstig gewählt wurde. Die alte Gruppierung: die Mechanik voran, Elektrizität und Optik als die Grundstoffe der modernen Technik zuletzt, schien die natürlichere zu sein. Es soll zugegeben werden, daß die Mechanik einen schwierigen Stoff umfaßt; aber er kann der Schwierigkeiten um so leichter entkleidet werden, da hier die Vermittlung der allereinfachsten Kenntnisse ausreicht. Auf jeden Fall aber ist die Unterrichtszeit von zwei Wochenstunden für die Physik in der III. Klasse zu wenig. Eine dritte Physikstunde in der III. Klasse würde die Schwierigkeiten beseitigen.

Ich setze mich vielleicht dem Vorwurf der Rückschrittlichkeit aus, wenn ich auch hier den Stundenplan mit einer weiteren Stunde belaste. Es soll aber in dieser Frage grundsätzlich festgestellt werden: es ist irrig, in einer Herabsetzung der Stundenzahl eine Entlastung der Schülerschaft zu sehen, solange nicht eine gleichmäßige Einschränkung des Lehrpensums eintritt.

---

[1]) Den unersetzlichen Wert dieser Zweistufigkeit, die am Gymnasium nie und nimmer fallen gelassen werden darf, hat Herr Hofrat v. Scheindler kürzlich wieder in glänzender Darstellung nachgewiesen (unsere Zeitschrift 1916, S. 784).

Anderseits bedeutet eine Erhöhung der Stundenzahl bei grundsätzlich sich gleichbleibendem Lehrziel für Schüler und Lehrer trotz der scheinbaren Mehrbelastung eine Erleichterung, deren Größe ein Außenstehender gar nicht zu schätzen weiß. Seitdem der Angstruf der Überbürdung in die Schulkreise eingedrungen ist, hütet man sich ängstlich vor jeder Erhöhung der Stundenzahl, so sehr auch der durch die Fortschritte der Wissenschaft und Kultur anschwellende Wissensstoff zur Aufnahme in die Schule drängt. Gerade in Österreich sind wir in dieser Frage sehr bedenklich. Wir tun hier, glaube ich, Unrecht, und zwar um so mehr, weil die in neuerer Zeit immerfort und mit Recht erhobene Forderung, der Unterrichtsstoff solle durch den Unterricht selbst nicht bloß dem Verständnis des Schülers nahegebracht werden, sondern ihm die erste Einprägung vermitteln, weil diese Forderung eine reichlichere Unterrichtszeit zur unbedingten Voraussetzung hat, sollte nicht entweder die Gründlichkeit der Erklärung und Vermittlung oder der Umfang des übermittelten Stoffes eine Beeinträchtigung erfahren. Eine Stunde Unterrichtes mehr bedeutet für den Schüler einen Gewinn von mehr als einer Stunde!

Es möge also für die so wichtige Physik in der III. Klasse eine weitere Stunde, wenn schon nicht allgemein verbindlich, so doch auf Ansuchen des Lehrkörpers bewilligt werden[1]); dann werden die physikalischen Kenntnisse unserer Gymnasiasten eine entsprechende Festigung erfahren können.

Was die Verteilung des Lehrstoffes für die Physik im Untergymnasium betrifft, so halten wir es unter der Voraussetzung von drei Wochenstunden in der III. Klasse nicht für unangemessen, daß die Mechanik wieder an die Spitze des Unterrichtes gestellt, also von der IV. in die III. Klasse zurückverlegt werde. In der Mechanik liegt denn doch die Urphysik und ihre Gesetze sind den Schülern praktisch am ehesten geläufig. Die Lehre von der Elektrizität und der Optik würde in der IV. Klasse den Physikunterricht krönen. Doch soll hiemit keine Grundforderung erhoben werden.

Für die übrigen Klassen wünscht P. Angerer keine Änderung im Lehrplan, er verlangt aber eine regere Beteiligung der Schüler am praktischen Sammeln, auf daß sie viele Formen kennen lernen. Dieser Voraussetzung entsprechen nach unserer Beobachtung alle tüchtigen Lehrer in ausreichendem Maße, allerdings oft behindert durch die äußeren Schwierigkeiten. Das Botanisieren in der Nähe der

[1]) In diesem Zusammenhange erwähne ich, daß für das Marburger Staatsgymnasium nach der Einführung der neuen Lehrpläne vom Lehrkörper für die VII. Klasse die fünfte Griechischstunde beantragt und vom Unterrichtsministerium bewilligt wurde. Insoweit erfährt die pessimistische Bemerkung des Herrn Hofrates v. Scheindler (unsere Zeitschrift a. a. O. S. 777, Anm.), daß solche Gesuche vom k. k. Ministerium abgelehnt werden, wenigstens eine Ausnahme. Wir glauben sogar annehmen zu dürfen, daß die Lehrkörper in zu geringem Maße von dem ihnen freistehenden Antragsrechte Gebrauch machen.

Städte und auf bebauten Flächen, ja auch in Wäldern ist oft eine mißliche Sache; auch das Sammeln von Tieren stößt heutzutage auf große Schwierigkeiten. Während der Kriegszeit fehlt es uns außerdem an den wichtigsten Behelfen, an Papier und Spiritus. — Die Anregung ist jedoch jedenfalls zu begrüßen. Nicht billigen können wir indessen die Forderung, daß die Zuerkennung guter Zeugnisnoten von der erfolgreichen Teilnahme an diesen praktischen Übungen abhängen soll. Das hieße von den Schülern oft Unmögliches verlangen und sie geradezu zum Einbruch in Gärten, Felder und Blumenbeete drängen. In der Regel wird ohnehin der eifrige Student auch eifrig sammeln. Es gibt aber auch Schüler, die am bloßen Sammeln Freude haben und ihm zum Schaden nützlicherer Beschäftigung zu viel Zeit opfern. Eine entscheidende Bedeutung bei der Notengebung könnte der erfolgreichen Teilnahme an solchen praktischen Übungen nur dann beigemessen werden, wenn für alle Schüler die gleichen äußeren Möglichkeiten bestünden, eine Voraussetzung, die höchstens für Zöglinge eines Internates zutrifft. Daß etwa das Ausmaß der Teilnahme an den „Schülerübungen" nicht als allgemeiner Maßstab für die Leistungen in der Naturgeschichte genommen werden kann, wird von P. Angerer S. 839 selbst implicite zugegeben.

Zu 3. Die Beistellung eines naturgeschichtlichen Lehrzimmers und Laboratoriums bildet einen Wunsch aller Schulkreise. Seine Erfüllung ist lediglich von den materiellen Mitteln abhängig; bei Neubauten von Schulgebäuden wird man jedenfalls auch hiefür Vorsorge treffen. Man wird sich vielleicht mit der Beschaffung eines Lehrzimmers begnügen, da dieses doch auch als Laboratorium Verwendung finden kann. Ein besonderes Aquarium und Vivarium ist wohl nicht unbedingt notwendig; geschickte Lehrer behelfen sich mit einfachen Mitteln. Hüten wir uns übrigens vor übertriebenen Forderungen; sie verscherzen uns die Geneigtheit der maßgebenden Kreise. So soll denn hier festgestellt werden, daß wir die Beschaffung eines naturhistorischen Lehr- und Arbeitszimmers, wie gesagt, auch auf das Programm der Schuleinrichtung setzen, daß es jedoch nicht richtig ist, diese Räumlichkeiten auf die gleiche Stufe zu stellen wie das physikalische Lehrzimmer und den chemischen Herd (S. 837). Denn die Anforderungen sind doch sehr verschieden; der Physiker und Chemiker hat die Erscheinungen erst hervorzurufen, der Naturhistoriker dagegen das vorhandene Objekt vorzuführen und zu erklären; der Physiker experimentiert zumeist, der Naturhistoriker demonstriert in der Regel. Diese Einschränkung tut übrigens, wie gesagt, unserer Forderung nach einem naturgeschichtlichen Lehrzimmer (und Laboratorium) keinen Eintrag.

Zu 4. Was die von P. Angerer vorgeschlagene Teilung der Semestralnoten in der IV. und V. Klasse und die dadurch erhoffte Ausübung eines gesunden Zwanges auf die Faulenzer und Spekulanten unter den Schülern betrifft, so sind die drastischen diesbezüg-

lichen Ausführungen des Verf.s (S. 825 f.) nicht zu tragisch zu nehmen. Nachlässige und auf Umwegen zum Ziel strebende Schüler würde es auch dann geben; aber man wird ihrer ebenso Herr werden, wie man deren derzeit Herr geworden ist. Der geriebenste Spekulant, der die Semestralnoten noch so geschickt gegeneinander ausspielen mag, kommt gegen einen seiner Sache sicheren Lehrer und Lehrkörper nicht auf, er gräbt sich höchstens selbst die Grube. Wenn dem Jungen einmal ein Streich gelingt, so wird ihm der nächste mißlingen; eine Verallgemeinerung solcher Vorkommnisse ist nicht am Platze. In der V. Klasse werden übrigens schon derzeit beide Semestralnoten regelmäßig in das Jahreszeugnis eingetragen und die über das erste Semester bei nichtgenügender Note vorgeschriebene Wiederholungsprüfung mit ihren Folgeerscheinungen gibt dem Lehrer die Mittel an die Hand, um einen nachlässigen Schüler zum Studium zu verhalten. In der IV. Klasse gilt allerdings nur eine Jahreszeugnisnote; aber auch hier fehlt es nicht an Behelfen, um den Schüler dazu zu bringen, den Stoff des ersten Semesters entsprechend zu bewältigen oder eben die Folgen zu tragen. Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß die gesonderte Eintragung beider Noten im Jahreszeugnisse dieser Klassen in manchen Fällen eine ungehindertere Durchführung der Klassifikation ermöglichen würde.

Marburg a. d. Drau. Dr. Jos. Tominšek.

Das Schulwesen im österreichischen Verwaltungsgebiete Polens.

Vom Schulrat Alois Schwarz, Mitglied des k. u. k. Kriegspressequartiers.

Seit mehr als eineinhalb Jahren steht der östliche Teil des Königreiches Polen unter der k. u. k. Militärverwaltung. Die Arbeit, welche in diesem von Kriegsschäden arg heimgesuchten, unter der russischen Regierung vernachlässigten Gebiete zu leisten war, ist eine unermeßliche. Galt es doch, die früher verhältnismäßig günstigen, durch den Krieg vollständig zerstörten wirtschaftlichen Verhältnisse in neue Bahnen zu lenken, die durch die Kriegsereignisse vernichtete und zum Stillstand verurteilte Industrie, den Handel und Verkehr neu aufzurichten, die einheimische Bevölkerung, welche seit hundert Jahren des Rechtes beraubt war, ihre eigenen Angelegenheiten selbst zu verwalten, zur Mitarbeit bei der Verwaltung heranzuziehen. Insbesondere mußte sich die Tätigkeit der Verwaltung dem Schulwesen zuwenden, welches sich unter der russischen Regierung im allgemeinen auf einer tiefen Stufe befand, in diesem Gebiete jedoch besonders vernachlässigt erschien, da es der öffentlichen polnischen Schulen vollständig entbehrte und da die wenigen vorhandenen Schulen ausschließlich dem Zwecke der Russifizierung dienten, so daß trotz der natürlichen Intelligenz und dem Bildungsbedürfnisse der Bevölkerung dieses Gebietes

bei der kürzlich veranstalteten Volkszählung von den 3½ Millionen Einwohnern über 1·6 Millionen, also fast 60%, als Analphabeten festgestellt wurden. Es war daher eine der naheliegendsten Aufgaben der neuen Verwaltung, der Förderung des Schulwesens besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und es wurden auch auf diesem Gebiete in der kurzen Zeit der Verwaltung Erfolge erzielt, welche zu den glänzendsten der vielseitigen Tätigkeit des mit der Verwaltung betrauten Militärgeneralgouvernements gezählt werden müssen. Diese Erfolge sind um so höher zu bewerten, als ja ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden waren; es mußten die nationalen Empfindlichkeiten der Bevölkerung im vollen Umfange berücksichtigt werden, die konfessionellen Bedürfnisse der orthodoxen Juden, welche einen großen Teil der Bevölkerung des Verwaltungsgebietes bilden, geschont und vor allem jeder Zwang vermieden werden, da die Bevölkerung doch niemals an den Schulzwang gewöhnt war, ihn also auch mit Unwillen ertragen hätte. Die erste Tätigkeit des zur Organisation des Schulwesens berufenen k. k. Sektionsrates Dr. Womela wandte sich naturgemäß der Volksschule zu, welche unter der russischen Verwaltung vollständig vernachlässigt war. Im Gebiete des gesamten Gouvernements, das bei einer Ausdehnung von fast 50.000 km^2 eine Bevölkerung von fünf Millionen zählt, bestanden im ganzen bloß 900 Volksschulen, also eine Volksschule für je 5000 Bewohner. Es waren dies durchwegs einklassige Volksschulen, in primitiven Mietlokalen untergebracht, in welchen das Russische den Hauptunterrichtsgegenstand bildete, während die einheimische polnische Sprache vollständig unterdrückt wurde. Durch die Verordnung des Militärgeneralgouverneurs vom 31. Oktober 1915 wurde das Volksschulwesen im Verwaltungsgebiete vollständig neu organisiert, die bestehenden Volksschulen nach Tunlichkeit fortgeführt, der Unterricht unentgeltlich erteilt und jeder Gemeinde, welche 40% der Schulerfordernisse beitrug, die Errichtung einer Schule ermöglicht. Selbstverständlich wurde die polnische Sprache ausschließlich als Unterrichtssprache eingeführt und nur in den mehr als dreiklassigen Schulen, von der IV. Klasse angefangen, die deutsche Sprache als obligater Gegenstand bestimmt. Für die Schulaufsicht in jedem der bestehenden 24 Kreise wurde ein Kreisinspektor aus dem Stande der galizischen Schulinspektoren zugewiesen, welcher mit der Organisation und Überwachung des Schulwesens betraut wurde. In jeder Schulgemeinde wurde ein Ortsschulbeirat bestellt. Die Lehrkräfte wurden nach Tunlichkeit der eigenen Bevölkerung und dem früheren Stande der Lehrpersonen entnommen, überdies berief man eine große Anzahl von geeigneten Lehrkräften, namentlich weibliche, aus Galizien. Außer den öffentlichen Schulen wurde jedoch die Fortführung und Neugründung von Privatvolksschulen bewilligt, falls die Lehrpläne den gleichartigen öffentlichen Volksschulen angepaßt waren und die Einrichtung der Schullokalitäten den Forderungen der Hygiene entsprach, welche Umstände insbesondere bei der Fortbelassung der nach Tausenden zählenden sogenannten Chederschulen,

welche noch eingehend besprochen werden sollen, zu berücksichtigen waren. Der Erfolg der neuen Organisation des Volksschulwesens trat alsbald sichtbar zu Tage. Schon mit Schluß des Schuljahres 1915/16 war die Zahl der Volksschulen im Verwaltungsgebiete auf 1660 mit 2007 Klassen und 2175 Lehrkräften, also fast auf das Doppelte gewachsen. Für das Schuljahr 1916/17 ist die Errichtung von weiteren 1360 Volksschulen mit 1500 Lehrkräften geplant oder in Ausführung begriffen. Welche bedeutenden Mittel hiefür aufgewendet werden mußten, geht daraus hervor, daß der Aufwand für das Volksschulwesen im Schuljahre 1915/16 bereits 4·8 Millionen Kronen erforderte, während für das laufende Schuljahr weitere 3·7 Millionen Kronen präliminiert waren, so daß der Gesamtaufwand für das laufende Schuljahr auf 8·5 Millionen Kronen stieg. Von diesen Schulerfordernissen wurden durchschnittlich 40% von den einzelnen Schulgemeinden getragen, während die restlichen 60% von der Gouvernementsverwaltung bestritten wurden.

In einzelnen Städten und Kreisen hat die Entwicklung des Volksschulwesens einen besonders raschen und erfreulichen Aufschwung genommen. So sind im Kreise Lublin, welcher früher im ganzen bloß 15 öffentliche russische Volksschulen zählte, derzeit 180 öffentliche Volksschulen im Betriebe, in der Stadt Lublin allein 12, darunter zwei siebenklassige und zwei sechsklassige, von denen acht vorwiegend von katholischen und zwei vorwiegend von jüdischen Kindern besucht werden. Für diese Schulen wendet die Stadt und das Generalgouvernement jährlich 500.000 K auf. Überdies bestehen zahlreiche Privatvolksschulen und zwar 10 für christliche und 16 für jüdische Kinder, in welchen ein Schulgeld bis zur Höhe von 10 K monatlich bezahlt wird. Im Kreise Dabrowa war das Schulwesen auch schon unter russischer Verwaltung durch die von den Gewerkschaften erhaltenen Privatschulen wesentlich besser entwickelt. Derzeit bestehen im Kreise bereits 53 öffentliche und 9 von den Gewerkschaften erhaltene Privat-Volksschulen, überdies 44 Kinderhorte. Im Kreise Noworadomsk, einem der ausgedehnten Kreise des Generalgouvernements, welcher früher 139 einklassige Volksschulen zählte, hat sich diese Zahl auf 200 mit 228 Klassen erhöht. Ebenso entwickelt ist das Schulwesen im Kreise Petrikau, woselbst 241 öffentliche Volksschulen mit 287 Lehrpersonen bestehen. Von diesen sind drei jüdische Volksschulen, welche von fast 1000 Kindern besucht werden, wie überhaupt in den westlich gelegenen Kreisen der Besuch der öffentlichen Volksschulen durch jüdische Kinder immer größer ist und daselbst auch der jüdische Religionsunterricht in polnischer Sprache erteilt wird.

Der größte Teil der jüdischen Kinder, und zwar bloß die Knaben, erhält seinen Unterricht in den sogenannten Chederschulen, welche zu den eigenartigsten und beklagenswertesten Schulorganisationen gehören, welche schon vor Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Galizien bestanden und zum Teil noch bestehen. Das sonst anerkennenswerte Bestreben der jüdischen Bevölkerung, ihren Kindern einen mög-

lichst gründlichen Unterricht in der hebräischen Sprache und den Heiligen Büchern angedeihen zu lassen, hat zu dieser seit Jahrhunderten bestehenden Einrichtung geführt. Nach dem üblichen Brauche hatte bisher jeder sogenannte Melamed, welcher von einer der zahlreichen Rabbinen eine Befähigung ausweist, die Berechtigung, eine Chederschule einzurichten, welche er in seiner Privatwohnung unterbringt. In einer kleinen, gleichzeitig als Küche dienenden Stube, welche von der meist zahlreichen Familie des Melamed mitbewohnt wird, versammelt er gleichzeitig auch bis 50 Kinder jedes Alters, welchen er nach der primitivsten Lehrmethode die hebräische Sprache, den Inhalt der Bibel und des Talmud mit Hilfe des Stockes oder der Knute einbläut. Der Anblick einer solchen alten primitiven Chederschule ist häufig ein erschreckender; Dutzende von Kindern, um einen kleinen Tisch gedrängt, leiern gedankenlos, gleichzeitig schreiend unter ständigem heftigen Körperschaukeln den hebräischen Urtext und übersetzen ihn in den jüdischen Jargon. Die hygienischen Verhältnisse solcher Chederschulen waren geradezu fürchterlich. In stickiger Luft, durch Küchenausdünstungen verunreinigt, hielten sich die verwahrlost aussehenden Jungen von früh bis spät abends, oft durch mehr als zwölf Stunden, die nur von einer kurzen Mittagspause unterbrochen wurden, in Räumen auf, welche den Herd der ansteckenden Krankheiten, insbesondere von Flecktyphus und Blattern, bildeten. Die Melamed, häufig zweifelhafte und rohe Subjekte, welche selbst gänzlich verwahrlost, mit schmierigem und zerrissenem Kaftan bekleidet, von Ungeziefer strotzen, erzielen mit einer solchen Chederschule einen ganz ansehnlichen Erwerb, da das monatliche Unterrichtsgeld 1—5 Rubel beträgt. Mit diesen unglaublichen Zuständen der Chederschulen hat das Generalgouvernement gründlich aufgeräumt. Sämtliche Chederschulen, welche die beschriebenen hygienischen Mißstände zeigten und die insbesondere in den östlichen Kreisen Lublin, Cholm, Hrubieszow und Tomaszow die ärgsten Übelstände aufwiesen, wurden nach vorgenommenem Lokalaugenschein behördlich geschlossen und es wurde nur solchen Chederschulen die Bewilligung zum Weiterbestand erteilt, welche eigene Räume, die nicht gleichzeitig als Wohnung verwendet werden, mit entsprechenden Einrichtungen und Abortanlagen, die in den früheren Chederschulen vollständig fehlten, besitzen. In Lublin, wo früher 64 solcher Chederschulen in den ungesündesten Häusern bestanden, wurden sämtliche aufgehoben und bloß für 40 neue Bewilligungen in besseren Lokalen erteilt. Es blieben wohl noch immer einzelne Chederschulen im geheimen bestehen, deren Schüler bei bevorstehender Inspektion die Flucht ergriffen. In einer dieser Chederschulen fand der Schulinspektor in dem zugleich als Küche dienenden Zimmer außer der aus acht Kindern bestehenden Familie des Melamed auch eine Ziege, die den Raum mitbewohnte, und noch 23 Kinder. Vielfach besteht das Bestreben, die Tätigkeit der Chederschulen dadurch zu ergänzen, daß auch Unterricht in der polnischen und deutschen Sprache wie auch im Rechnen erteilt wird. Dies erfolgt auch in den einzelnen Talmudtoraschulen, in welchen den

armen jüdischen Kindern unentgeltlich Unterricht erteilt wird, die von den Kultusgemeinden erhalten und von den Wohltätigkeitsorganisationen, wie z. B. der Israelitischen Allianz und der Ika, mit namhaften Beträgen unterstützt werden. Die Talmudtoralschule in Lublin erhält eine solche Subvention in der Höhe von 12.000 K jährlich, befindet sich jedoch in einem vollkommen verwahrlosten Zustande, sowohl bezüglich der Schulräume als auch der Lehrer, da die notwendige Aufsicht fehlt. Es wird daselbst Unterricht in polnischer Sprache erteilt, jedoch durch eine vollkommen ungeeignete Lehrkraft, die selbst kaum des Polnischen mächtig ist. In einzelnen Kreisen, namentlich in den südlichen und westlichen, sind die Verhältnisse der Chederschulen durch die Maßnahmen der Kreisbehörden und Kreisschulinspektoren wesentlich günstiger geworden. So bestehen in Radom, wo die Kultusgemeinde fortschrittlich gesinnt ist, bereits reformierte Chederschulen, in welchen neben Hebräisch auch Polnisch, Deutsch, Französisch nebst Rechnen und allen Realien von gut qualifizierten Lehrkräften unterrichtet wird. Diese Chederschulen sind in vollkommen einwandfreien Räumen untergebracht. In Dombrowa beabsichtigt das Kreiskommando im Einvernehmen mit der Kultusgemeinde alle Chederschulen in einem eigenen Gebäude unterzubringen und daselbst neben dem Hebräischen auch den Unterricht in allen übrigen Lehrgegenständen zu erteilen. In Noworadomsk hat das Kreiskommando gestattet, daß die Kinder der Chederschulen an den Nachmittagen im Gebäude der öffentlichen jüdischen Volksschule Unterricht in den Volksschulgegenständen erhalten, unter der Bedingung, daß die Kultusgemeinde die erforderlichen Lehrkräfte beistellt. Auf diese Weise wird der Forderung der Juden nach eifriger Betätigung des hebräischen Unterrichtes, die nur in Chederschulen erfüllt werden kann, Rechnung getragen, die religiösen Gefühle werden durch volle Einhaltung der Sabbatruhe geschont und dabei erhalten die Kinder doch den nötigen Volksschulunterricht. Auf diesem Gebiete möglichste Fortschritte zu erzielen, ist zweifellos eine der wichtigsten Aufgaben der Schulverwaltung dieses Gebietes, da nur in der Heranziehung der jüdischen Jugend dieser intelligente Volksstamm der Kultur, der Bildung und dem Gewerbe zugeführt werden kann.

Verhältnismäßig günstiger war schon während der russischen Verwaltung das Mittelschulwesen entwickelt, und zwar fast ausschließlich durch Privatmittelschulen, welche von Vereinen, Städten und einzelnen Personen errichtet und gefördert wurden, um den Russifizierungsbestrebungen, welche die wenigen öffentlichen Mittelschulen bezweckten, entgegenzuarbeiten. Diese Privatmittelschulen wurden auch von der Bevölkerung eifrig gefördert, waren namentlich von der weiblichen Jugend außerordentlich stark besucht und stellten die Verbindung mit der westlichen Kultur, besonders mit den Universitäten Österreichs, Deutschlands und der Schweiz her. Diese Privatmittelschulen, welche während der ersten Kriegszeit ihren Betrieb vollständig einstellen mußten, wurden bald wieder eröffnet und werden seitens der Militärverwaltung nach Möglichkeit unterstützt, da diese mit Rücksicht

auf die hohen Kosten an die Errichtung von neuen öffentlichen Mittelschulen nur im Falle äußerster Notwendigkeit herantritt. Solche Privatmittelschulen bestehen in allen größeren und vielen kleineren Städten des Verwaltungsgebietes, im ganzen 50, davon allein 14 in Lublin, 5 in Radom, 4 in Kielce und 3 in Petrikau. Fast die Hälfte dieser Privatmittelschulen wird von Mädchen besucht, da der Bildungstrieb der weiblichen Jugend in Polen ein ungemein großer ist. Die Mittelschulen gehören verschiedenen Typen an. Nur wenige sind rein humanistische Gymnasien mit Griechisch, die meisten sind 7—8klassige Realgymnasien mit Latein und Französisch oder sogenannte Handelsschulen mit den Lehrzielen der österreichischen Realschulen. Nur wenige dieser Anstalten haben eigene Gebäude, da die Gebäude der früher bestandenen russischen Mittelschulen zumeist für Militärzwecke in Anspruch genommen sind. Die meisten sind derzeit in Privatgebäuden oder gemieteten Lokalitäten untergebracht. Einzelne Mittelschulen besitzen noch aus der russischen Zeit ausreichende Lehrmittel; die meisten sind nur dürftig mit Lehrbehelfen ausgestattet, da während der Kriegswirren viele Lehrmittel verloren gingen oder zerstört wurden. An öffentlichen Mittelschulen wurden von der österreichischen Verwaltung im ganzen elf errichtet, vorwiegend Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, und zwar erstere in Kielce, Zamosz, Solec, Jendrzejkow und Petrikau, und Lehrerinnenbildungsanstalten in Lublin und Petrikau, überdies Realgymnasien in Kielce, Pinczow, Kraszostaw, Zamosz und eine Realschule in Pulawy. Sämtliche dieser öffentlichen Anstalten, von welchen bisher 2—3 Klassen eröffnet sind, wurden nach dem Lehrplane der gleichartigen österreichischen Mittelschulen errichtet und sind zumeist sehr gut besucht. Die Direktoren dieser öffentlichen Mittelschulen wurden von den galizischen Staatsanstalten berufen. Die Lehrkräfte sind teils Einheimische, welche ihre Studien an den Universitäten in Krakau, Lemberg oder Warschau absolviert und früher schon an russischen Mittelschulen gewirkt hatten, zum Teil sind es beurlaubte galizische Mittelschullehrer. Die Lehrmittel wurden teils aus Lemberg und Wien, teilweise auch von der Lehrmittelanstalt „Urania“ in Warschau bezogen. Als Lehrbücher wurden die an den galizischen Mittelschulen eingeführten verwendet, welche bekanntlich bezüglich Ausstattung und Bilderschmuck zu den besten gehören. Sie werden auch durchwegs an den Privatmittelschulen verwendet. Das Schulgeld an den öffentlichen Mittelschulen wird in der gleichen Höhe wie an den galizischen eingehoben. An den Privatmittelschulen ist das Schulgeld zumeist sehr hoch und beträgt zwischen 80 und 300 Rubel jährlich. Die Lehrkräfte der Privatmittelschulen sind vorwiegend weibliche. Einzelne von Vereinen erhaltene Privatmittelschulen, z. B. die Handelsschule in Lublin, besitzen eigene Prachtgebäude.

Spezielle Fachschulen bestanden im Gebiete des Gouvernements auch während der russischen Verwaltung nur vereinzelt und so war dieses Gebiet des Unterrichtswesens vollständig vernachlässigt. In Pulawy (früher Nowo Alexandrowsk), welcher Kreis durch seine alten

Handelsverbindungen mit Deutschland, Holland und England eine reiche Kultur aufweist, von welcher große Getreidemagazine nach Art der Danziger Speicher, ferner alte schöne Barockbauten in der Stadt Kazimierz Zeugnis geben, befindet sich auch das prächtige Schloß des Fürsten Czartoryski, in welchem ein russisches land- und forstwirtschaftliches Institut eingerichtet und mit reichen zoologischen, physikalischen und mineralogischen Sammlungen, Laboratorien und einer Bibliothek ausgestattet ist. Ein Internat für hundert mittellose russische Studenten ermöglichte diesen den Besuch dieses hochschulartigen Institutes. Bei Kriegsausbruch wurde die Anstalt von den russischen Professoren und Studenten verlassen, die Sammlungen wurden von den durchziehenden Truppen geplündert und teilweise auch zerstört. Sie wurden durch das Kreiskommando unter Mithilfe von Fachmännern nach Möglichkeit wieder in stand gesetzt und es dürfte dieses Schloß in nächster Zeit wieder für eine ähnliche fachliche Unterrichtsanstalt verwendet werden.

In Dombrowa bestand für das dortige Kohlenrevier eine Bergschule in einem eigenen stattlichen Gebäude mit großen Lehrsälen, Laboratorien, einer eigenen russischen Kapelle und einem zugehörigen Internat. Auch in dieser Anstalt wurden die Sammlungen von den durchziehenden Truppen arg beschädigt. Das Gebäude ist auch jetzt als Kaserne verwendet, dürfte aber in absehbarer Zeit wieder als Bergschule nach Muster der österreichischen und deutschen Anstalten eingerichtet werden.

In Olkusz besteht seit langer Zeit eine von der Stadt erhaltene Werkmeisterschule für Schlosser, Schmiede und Tischler unter Leitung tüchtiger Fachlehrer mit gut eingerichteten Lehrwerkstätten. Die Anstalt hat unter der österreichischen Verwaltung ihren Betrieb wieder aufgenommen und wird derzeit von 64 Frequentanten besucht, deren Arbeiten sehr beachtenswerte Leistungen sind. Eine weitere Ausdehnung solcher Fachschulen wäre im Interesse der Förderung des Handels, des Gewerbes, besonders des Handwerkerstandes von großer Wichtigkeit, da die zahlreiche jüdische Bevölkerung sich vorwiegend dem Handwerkerstande zuwendet, jedoch wegen der geringen Vorbildung nur sehr mittelmäßige Leistungen aufweist. Die Förderung dieses Zweiges des Schulwesens wird wohl eine der wichtigsten Aufgaben der künftigen Verwaltung des Königreiches Polen sein, aber schon jetzt die Fürsorge der derzeitigen Militärverwaltung verlangen. Die großartigen Erfolge, welche die österreichische Verwaltung im Schulwesen bereits erzielt hat, bieten die sichere Gewähr für das Gelingen der weiteren Tätigkeit auf diesem Gebiete.

Das österreichische Schulmuseum für Kriegserinnerungen.

Als sich in den ersten Novembertagen des Vorjahres die Tore der Wiener Kriegsausstellung schlossen, wurde allenthalben der Wunsch rege,

es mögen jene Auge und Sinn gleichermaßen erfreuenden Ausstellungshallen mit ihrem volkserzieherischen und aufklärenden Inhalt für kommende Zeiten erhalten bleiben, um weiter ihren so notwendigen Zwecken dienen zu können. Nur ungern nahm man von jener sinnfälligen Vorführung der den edelsten Aufgaben der Vaterlandsverteidigung dienenden Errungenschaften modernen Kulturkampfes[1]) Abschied. Mochte die betrübende Überzeugung von der Fürchterlichkeit des riesenhaften Völkerringens in unser aller Bewußtsein festsitzen, immer wieder gesellte sich angesichts der Großartigkeit der Leistungen menschlichen Wollens und Denkens, zwar zaghaft, so doch wohltuend irgend etwas wie das Gefühl eines Herrn, eines gebietenden Siegers hinzu. Der die Ausstellung durchwandernde Besucher, mochte er dieser oder jener Gesellschaftsklasse angehören, jung oder alt sein, mußte sich hier, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, völlig als Teil des Ganzen fühlen, dem er angehört und dienen muß. Die durch das bloße Sehen hervorgerufene Weitung des geistigen Horizontes erweckte in jedermann, bewußt oder unbewußt, je nach Naturanlage und Bildungsstufe stärker oder schwächer, die von Aristoteles ausgebaute Überzeugung, daß in ihm das *ζῷον πολιτικόν* heranreift, das Rechte und Pflichten nicht nur gegen sich selbst, sondern auch und zwar in erster Reihe gegen den Staat hat. In richtiger Erkenntnis der sozialpolitischen Aufgabe, die jeder Kriegsausstellung zufällt[2]), ist man daher rechtzeitig daran gegangen, unsere Jungen dorthin zu führen, wo ihre Phantasie reichlich Nahrung und der Verstand viel Anregung bekam, wobei angesichts eines in sinnfällige und lehrreiche Formen gebrachten Ausschnittes von Wirklichkeit eine der ältesten bedeutungsvollen Wahrheiten unseres Kulturlebens wie von ungefähr emporkeimte: *Πόλεμος πατὴρ πάντων.* Die in der Großstadt lebende Schuljugend hat also dank der tatkräftigen Förderung von Seite der vorgesetzten Schulbehörde und Lehrerschaft wiederholt Gelegenheit genommen, sich das Vergnügen eines Ausstellungsbesuches zu bereiten. Jedesmal wurde dabei lebendiger und anregender Anschauungsunterricht betrieben, die Schule wurde zum *ludus.* Mit Dank wurde auch der von den Gemeindevertretungen Wiens und anderer Städte Österreichs und Deutschlands gefaßte Plan zur Gründung eines dauernden, großangelegten Kriegsmuseums, das spätere Schülergenerationen über die große Zeit aufklären soll, in der Öffentlichkeit begrüßt. Namentlich

---

[1]) Über die kulturfördernde Seite des Krieges ist wiederholt von berufenen Männern der Wissenschaft und Technik geschrieben und gesprochen worden. Von den zahlreichen Abhandlungen seien bloß die gehaltvollen Schriften von Adolf Harnack, „Was wir schon gewonnen haben und noch gewinnen müssen", Berlin 1914; Th. Ziegler, „Krieg als Erzieher"; Eucken, „Über die sittlichen Kräfte des Krieges"; H. Swoboda, „Unser Krieg in seinen sittlichen Werten" erwähnt. Vgl. auch Hornich, „Krieg und Pädagogik", Sonderbeilage zum Verordnungsblatte des Landesschulrates 1915, Stück VI.

[2]) Kriegsausstellungen fanden im vergangenen Sommer außer in Wien noch in zahlreichen österreichischen (Graz, Lemberg, Prag) und reichsdeutschen Städten sowie in Zürich statt.

die Schule wird an der Ausführung des schönen Gedankens interessiert sein und sich gern dieses Mittels des Anschauungsunterrichtes bedienen.

Um aber auch den unmittelbaren Bedürfnissen des täglichen Schulunterrichtes und den Wünschen der der Großstadt entrückten Schüler gerecht zu werden, ist anläßlich der von dem Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht veranstalteten, am 21. März 1915 feierlich eröffneten Sonderausstellung „Schule und Krieg" der Plan aufgetaucht, in einzelnen Schulen, besonders in der Provinz, wo die Wahrscheinlichkeit der Begründung einer dauernden Kriegsausstellung nicht vorhanden ist, je ein Schulmuseum für Kriegserinnerungen zu schaffen. In einem schlichten Aufruf hat der preußische Kantor Gustav Gericke aus Velten bei Berlin die erste Anregung hiezu gegeben, die kleine Dorfschule zu Rodt-Müllenbach im Rheinländischen ist mit schönem Beispiel bereits vorangegangen und dank der tatkräftigen Unterstützung maßgebender Kreise sowie der die deutsche Jugend erfüllenden heiligen Begeisterung wird in kurzem auch manche andere Schule ihr Kriegsmuseum haben. Dem schönen Gedanken auch in österreichischen Schulen Eingang zu verschaffen, ist Aufgabe dieser Zeilen. Von unseren führenden Schulmännern ist ja wiederholt auf die innigen Zusammenhänge zwischen Krieg und Schule hingewiesen worden und wie berechtigt das Verlangen der vorgesetzten Schulbehörden ist, alle den Krieg betreffenden Fragen im Unterricht zu streifen und auf Kriegsereignisse Bezug zu nehmen[1]), zeigen die überraschten Mienen unserer Jungen, wenn sie etwa bei der Lektüre Cäsars vernehmen, die alten Römer hätten Schützengraben, Fußangeln, Fallgruben, eine Art drahtloser Telegraphie, das schöne Wort „Gold gab ich für Eisen" gekannt[2]), bei Livius lesen, zur Zeit großen Brotmangels sei behördlich die Anmeldung der Mehlvorräte angeordnet worden (IV, 12), auf die zahlreichen von Prof. Kornitzer betonten, oft ganz verblüffenden Zusammenhänge und Analogien zwischen Griechentum und moderner Zeit hingeleitet werden, gelegentlich einmal im Obergymnasium eine Übersetzungsvorlage erhalten, in der eine den Krieg betreffende Frage kurz er-

---

[1]) Die nötigen Anweisungen hiezu bieten die Ausführungen bewährter Schulmänner in den Beilagen des Verordnungsblattes (1915 und 1916) für den Dienstbereich des k. k. niederösterreichischen Landesschulrates.

[2]) Valer. Max. 5, 6, 8 bei Korkisch-Vetter, I. Teil, 75. Die lateinischen Lesebücher von Korkisch-Vetter, Sewera-Simchen und Gail bieten in ihrer Auswahl dem Lehrer trefflich Gelegenheit, die für das volle Verständnis der altklassischen Lektüre unerläßlichen Beziehungen zwischen der Antike und Moderne herzustellen. Wie belebend muß es im Lateinunterricht wirken, wenn die militärischen Fachausdrücke bei Cäsar mit der Sprache unserer Wehrmacht in Beziehung zueinander gebracht werden! Vgl. die Schriften von Dr. Max Holermann: „Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung", 1903; „Livius in deutscher Heeressprache", 1908; „Sallusts militärische Ausdrücke", 1911. Desgl. Fritsch-Öhler: Separatabdruck des Verordnungsblattes des niederösterreichischen Landesschulrates 1915, XI.

örtert wird, im Deutschunterricht Gelegenheit bekommen, sich selbst über die Kriegslage zu äußern, Selbsterlebtes beim Labe- und Sammeldienst, auf Ferialreisen Gesehenes oder von Anverwandten und Freunden Gehörtes zu schildern, im Physikunterricht von den modernen technischen Errungenschaften und ihrer Anwendung im Kriege lernen, wenn in der Geographie die Kriegsschauplätze in militärischer, politischer und wirtschaftlicher Beziehung besprochen werden usw.

Die notwendige Ergänzung dieser durch die Zeit verlangten Erziehungsart, zugleich eine willkommene Erweiterung der einzelnen Lehrmittelbestände wäre das in der Schule befindliche Schulmuseum, das Lehrer und Schüler in gemeinsamer Mühewaltung zustande bringen mögen. Natürlich kann es sich nicht um eine Gesamtausstellung handeln, die mit großen Mitteln alle Wirkungen und Äußerungen moderner Kriegführung in erschöpfender Weise zum Ausdruck bringt. Die Erreichung solcher Ziele sei den maßgebenden Stellen überlassen. Das Schulmuseum bezweckt vielmehr, die das Leben der Lehrer und Schüler unmittelbar berührenden Ereignisse und Veränderungen in der Kriegszeit, die Wirkungen des Krieges auf die Schule festzuhalten und so späteren Schülergenerationen die Erinnerung an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit der Jugend lebendig zu erhalten sowie das Verständnis für die Zeit des Weltkrieges zu erleichtern.

Die äußere Einrichtung des Schulmuseums muß sich natürlich nach den vorhandenen Mitteln richten. Bilder und kleine Schränke an den Wänden der Gänge im Schulgebäude, Schaukästen, schließlich ein eigener Aufstellungsraum, eine Art „Lehrmittelkabinett für Kriegserinnerungen" würden m. E. den Entwicklungsstufen des Schulmuseums entsprechen. Ein Mitglied des Lehrkörpers müßte die Einrichtung und Ausgestaltung übernehmen, wobei es natürlich der werktätigen Unterstützung von Seite der Lehrer und Schüler nicht entraten könnte. Die zahlreichen vom Lehrzimmer zum Kriegsdienst eingezogenen Schüler der obersten Klassen, die alle der Heimstätte ihres Wissens eine liebevolle Erinnerung bewahren sollen und bewahren, die vielen Brüder und Väter der Schüler im Felde, die Beflissenheit und das Verständnis der Schüler selbst werden sicherlich manchen wertvollen und lehrreichen Gegenstand zur Verfügung stellen. Vielleicht ist auch die Hoffnung gerechtfertigt, daß die obersten Staatsbehörden und das Armeeoberkommando nach Friedensschluß jeder Schule, die die Gründung eines Schulmuseums anstrebt, tatkräftige Unterstützung zu Teil werden lassen.

Was die Einrichtung der Sammlung der Kriegserinnerungen anbelangt, so muß sie im Einklang mit den zur Verfügung stehenden Mitteln stehen. Ein einheitliches Schema, das den jeweiligen Voraussetzungen in gleicher Weise Rechnung trägt, läßt sich noch nicht geben. Zufall und Persönlichkeit werden wie überall so auch hier ihre Wirkung üben. Ohne Anspruch darauf zu erheben, daß die im folgenden gegebene Einteilung nicht auszugestalten oder durch eine bessere zu ersetzen wäre, seien hier einige Anhaltspunkte für die Ausgestaltung eines Schulmuseums gegeben.

Die Kriegsleistungen der Schule während der ganzen Zeit des Weltkrieges sollen zunächst in einer selbständigen Abteilung zum sinnfälligen Ausdruck gebracht werden. Hier können unter anderem Proben von Liebesgaben der Schüler gelegentlich der offiziellen Weihnachtssammlung 1914, das Muster eines der vom Kriegsfürsorgeamt Weihnachten 1915 gewünschten Päckchen, Dankschreiben aus dem Felde, die schon heute überall den Stolz unserer Jungen bilden und ihren Ehrenplatz in der betreffenden Klasse haben, offizielle Anerkennungen und Auszeichnungen für Schüler, die sich erfolgreich am Labedienst, Zigarettenstopfen, an Botengängen, im Dienste des Roten Kreuzes, bei Feldarbeiten usw. beteiligt haben, übersichtliche und tabellarische Darstellungen der Kriegsanleihezeichnungen der Schule, Vortragsordnungen der von den Schülern zu wohltätigen Zwecken in den Kriegsjahren durchgeführten Veranstaltungen, Zeitungsbesprechungen darüber, Überblicke über die Tätigkeit des Schülerhilfskorps, die von den Schülern angefertigten, der Benagelung dienenden Erinnerungsobjekte[1]), das Ergebnis der monatlichen Opfertage[2]) u. dgl. ihren Platz finden.

Kriegserinnerungen im weiteren Sinne, als Lehrmittel verwendbar und als Ergänzung der einzelnen Lehrmittelsammlungen gedacht, könnten zu einer weiteren Hauptgruppe zusammengefaßt werden. Hieher gehören die das Verständnis des Krieges und damit der ganzen Zeit erleichternden Patronentypen[3]), Fliegerpfeile, Granatenhülsen, Schrapnelltypen, das Holzmodell eines 30·5-Mörsergeschosses, Modelle oder Lichtbilder einer Schützengrabenanlage, alles, was das Verständnis des modernen Bewegungs- und Stellungskrieges erleichtert, Ansichten von Feldspitälern, Modelle von Luftschiffen (Zeppelin!) und Flugzeugen, Ansichten von der Verwendung des Kraftwagens, des Feldfernsprechers, Feldtelegraphen, der drahtlosen Telegraphie, von Brückenbauten, Marken und Postwertzeichen der verbündeten und feindlichen Staaten, Münzen, Kriegsgeld, Muster der neuen, im Krieg geschaffenen Ordensauszeichnungen (Karls-Kreuz), Gefangenenpost und -geld, Zeitungen[4]), Römer-

[1]) Die Schüler des k. k. Staatsgymnasiums im VIII. Wiener Gemeindebezirk benagelten ein selbstverfertigtes Modell eines U-Boots und brachten so eine ansehnliche Summe zusammen, die wohltätigen Zwecken zugeführt wurde.

[2]) In der in der vhg. Anm. genannten Anstalt müssen die Schüler an einem von der Direktion jeweilig bestimmten, an ein bedeutsames Ereignis erinnernden Tag eines jeden Monats je 50 h für Zwecke des Roten Kreuzes bezahlen. Mittellosen Schülern wird der Betrag rückerstattet.

[3]) Beutestücke (Uniformen und Waffen) wären für die Anstalt interessant, wenn sie ein zum Felddienst eingerückter Schüler widmete. Verf. ist in der angenehmen Lage, von eigenen Schülern eine Reihe derartiger Kriegserinnerungen erhalten zu haben, die in dem eben zur Aufstellung gelangenden Schulmuseum des Gymnasiums ihren Ehrenplatz finden werden.

[4]) Auch das neutrale und feindliche Ausland müssen Berücksichtigung finden. Eine Zusammenstellung der berüchtigten Hetzblätter der Ententepresse, die zahlreichen Feldzeitungen, die Zeitungen in den okkupierten Gebieten, eine Probe der griechisch geschriebenen Zeitung, die in Görlitz erscheint, usw., werden stets interessante und lehrreiche Kriegserinnerungen sein.

funde, behördliche Plakate, offizielle Abzeichen, alles, was das Verständnis der Frage der Volksernährung, der richtigen Ausnützung der Bodenschätze, der industriellen Kräfte des Landes erleichtert, auf den Seekrieg bezügliche Ansichten und Erinnerungen.

In offiziellen Sammelmappen ließen sich amtliche Aufrufe, Sonderausgaben, Todesanzeigen hervorragender, in der Kriegszeit gestorbener Persönlichkeiten, Feldpostbriefe, Kriegsaufsätze von Schülern (vorzügliche Schul- und Hausarbeiten), Kriegszeichnungen[1]), Lichtbilder aus dem Felde, Ansichten von der Tätigkeit „Jung-Österreichs", der Pfadfinder, verschiedene Jahresberichte u. dgl. vereinigen.

Als willkommene Erweiterung der Lehrer- und Schülerbibliothek denke ich mir eine dem Schulmuseum angegliederte Kriegsbücherei. Die hervorragenden Kriegsreden bedeutender Berliner und Wiener Hochschullehrer, z. B. von Wilamowitz-Möllendorff, Roethe, Fournier, Fr. W. Försters pädagogische Werke aus der Kriegszeit, einwandfreie Darstellungen der Kämpfe an den Fronten (Ganghofer, Wolzogen, Moraht), K. Lamprechts „Einführung in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart", der Sammelband „Weltkrieg im Unterricht", Küsters Werk „Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal", Zänkers Abhandlung „Krieg als Erzieher", das der Jugend so nahe liegende und doch jedermann so anregende Buch des Neutralen Sven Hedin „Volk in Waffen" sollten zu dem Besitzstand jeder Mittelschule gehören[2]).

Im innigsten Zusammenhang mit der Einrichtung des Schulmuseums muß die von einzelnen Wiener Schulen mit dankenswertem Eifer bereits in Angriff genommene Festhaltung der Kriegsdienstleistungen von Schülern und Lehrern der jeweiligen Anstalt stehen. Die Art und Weise der Ehrung der Kriegsteilnehmer kann je nach Feingefühl und Geschmack verschieden sein. Die mannigfachsten Wege sind bereits betreten worden. Die Anlegung eines Heldenbuches, in dem die Personalien der Kriegsteilnehmer genau verzeichnet sind und das Bild der Gefallenen anzubringen wäre, eine im Hauptgang des Schulgebäudes wirkungsvoll angebrachte Ehrentafel mit dem Namensverzeichnis ausgezeichneter Kriegsteilnehmer u. dgl. könnten vielleicht in Betracht gezogen werden.

Daß die Erreichung des gesteckten Zieles selbst bei beschränkten Raumverhältnissen[3]) und ganz geringen Geldmitteln, aber bei gutem

---

[1]) Über „Kriegszeichnungen" vgl. die Ausführungen von Pallat (Freihandzeichnen), Arnold (Linearzeichnen) und Curdt (Wettbewerb für Schülerpostkarten) in dem vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht zur Eröffnung der Sonderausstellung „Schule und Krieg" herausgegebenen Buche „Schule und Krieg", Weidmann, 1915.

[2]) Ein Verzeichnis der besten Kriegsjugendbücher bietet Johannesson, einen Überblick über die Kriegsliteratur Janell in dem oben genannten Buche, das auch wünschenswerten Aufschluß über die offizielle Beteiligung unseres Staates an jener Sonderausstellung gibt; vgl. S. 192ff.

[3]) Über daß Ausmaß der bereits von anderer Seite vorgeschlagenen Kriegsecke, die schließlich in erster Linie doch nur dekorativen Zwecken zu dienen vermag, wird unbedingt hinauszugehen sein (vgl. Sohar im Verordn. Bl. d. n. ö. L. S. R. St. XXIII, 1915).

Willen nicht unmöglich ist, zeigt das im Staatsgymnasium Wien VIII begründete, freilich noch nicht ausgebaute, doch schon heute ziemlich reichhaltige Kriegsmuseum, an dessen Zustandekommen das wohlwollende und verständnisvolle Entgegenkommen der k. k. Direktion, die tatkräftige und freudige Unterstützung des gesamten Lehrkörpers und nicht zuletzt der opferbereite Eifer der Schüler den Hauptanteil hat. Möge die hier zur Ausführung empfohlene Anregung dazu beitragen, in der heranwachsenden Jugend, dem kostbarsten Gemeingut des Staates, die Liebe zu Kaiser, Heimat und Volkstum zu stählen, damit sie mit Ovid nicht nur denken, sondern auch fühlen lernen, wenn sie die vom Herzen kommenden Worte des der Heimat entrückten Dichters lesen:

amor patriae ratione valentior omni.

Wien. Dr. Bernhard Floch.

Kriegspädagogik. Berichte und Vorschläge. In Verbindung mit Dr. Walther v. Hauff, Georg C. Kik, Dr. Otto Nothdurft herausgegeben von Prof. Dr. Walther Janell. Leipzig 1916. Akademische Verlagsgesellschaft.

Das sehr nützliche Buch bringt eine kritische Übersicht über die in der Kriegsliteratur bisher veröffentlichten Ansichten, Wünsche und Forderungen, soweit sie die höheren Knabenschulen betreffen. Es werden so in einzelnen Kapiteln der Religionsunterricht, das Deutsche, die Geschichte, Erdkunde, die alten und die neueren Sprachen, die Mathematik, Chemie, Geologie, Biologie und Hygiene, die Physik, das Zeichnen und die militärischen Übungen behandelt. Im weiteren folgen noch Kapitel über die Schulzucht, Berechtigungen und Prüfungen, Schule und Haus, Schulfeiern, Schule und Universität und Schulaufsicht. Hierauf folgt ein Schlußwort des Herausgebers, ein Anhang: Kriegspädagogisches aus der Schweiz und dem feindlichen Auslande (Frankreich und England), endlich ein sehr umfangreiches Literaturverzeichnis zu den einzelnen Gegenständen. Am Schlusse jedes Kapitels ist eine Zusammenfassung seiner wichtigsten Ergebnisse in Form von Thesen geboten.

Wenn auch der Kenner der einschlägigen Literatur manche Ansicht und Forderung, die im Laufe der letzten Zeit aufgetaucht ist, vermissen wird, so gibt das Buch doch eine verläßliche Zusammenfassung und verständige, allen Übertreibungen abholde Würdigung der Veröffentlichungen auf dem angegebenen Gebiete der pädagogischen Literatur während der Kriegszeit. Besonders wertvoll sind die Zusammenstellungen am Schlusse jedes Kapitels, in denen das verarbeitete Material auf den einfachsten Ausdruck gebracht wird; aus ihnen ersieht man, wie doch trotz der Mannigfaltigkeit der zum Ausdruck gekommenen Ansichten in allen Gegenständen eine gewisse mittlere Linie zum Vorschein kommt. So lauten die Ergebnisse für den deutschen Unterricht:

„1. Betonung der nationalen und vaterländischen Gesichtspunkte; damit verbunden

2. Erweiterung des Stoffgebietes,

3. Enge Verbindung mit Geschichte und Erdkunde,

4. Daher Änderung der Ausbildung der Deutschlehrer,

5. Geringe Vermehrung der Stundenzahl." (S. 39.)

Zum letzteren Punkte bemerke ich, daß der Lehrplan der Gymnasien in Preußen für Unter- und Obertertia, die unserer III. und IV. Klasse entsprechen, nur zwei wöchentliche Stunden im Deutschen vorsieht.

Für den Geschichtsunterricht geht die vorwiegende Meinung, denn diese stellen die Ergebnisse dar, dahin:

„Der Geschichtsunterricht muß leisten

1. in erziehlicher Hinsicht die Hinführung zu bewußtem Deutschtum, tätiger Staatsgesinnung und gegenseitigem Verständnis der Konfessionen;

2. in wissenschaftlicher Hinsicht die auf quellenmäßige Behandlung sich stützende, auf sicherem Wissen ruhende Einsicht in das Werden der Geschichte und die Anleitung zu historisch-politischem Denken und Urteilen und selbständigem Arbeiten;

3. er darf erwarten höhere Bewertung durch Vermehrung der ihm überlassenen Zeit[1])." (S. 68 f.)

Für den Geographieunterricht lauten die Ergebnisse:

„1. Die Aufgabe der Erdkunde während des Krieges bezeichnet am besten Hettner[2]); ihre Aufgabe nach dem Kriege kann als ‚Kulturkunde' bezeichnet werden, die Antwort gibt auf die Frage: ‚Was hat der Mensch aus der Natur gemacht?'.

2. Da Ausgangspunkt wie Mittelpunkt Deutschland ist, so wird die Erdkunde ‚eine Verkündigerin von deutscher Kraft und Tat' und eine Werberin für den Gedanken des ‚größeren Deutschland', wobei zugleich eine stärkere Berücksichtigung des Auslandsdeutschtums erfolgen kann.

3. Dazu ist eine Vermehrung der Stundenzahl auf der Unter- und Mittelstufe nötig[3])." (S. 77.)

Endlich setze ich noch die Ergebnisse für die alten Sprachen hieher:

„1. Der Unterricht in den klassischen Sprachen muß zu den Methoden strenger, selbständiger Arbeit hinführen und zu wissenschaftlichem Denken erziehen.

---

[1]) An den preußischen humanistischen Gymnasien hat der gesamte Geschichtsunterricht 17, bei uns 20 Wochenstunden.

[2]) Rußland und die Meerengen. G. Z. 1915, 3, 148—153. Italiens Eintritt in den Krieg. Ebenda 8, 425—443. Englands Weltstellung und der Krieg. Leipzig-Berlin 1915, Teubner. Die Kriegsschauplätze. Leipzig-Berlin 1916, Teubner. Rußland. Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. Leipzig-Berlin 1916, Teubner.

[3]) An den preußischen Gymnasien beträgt sie 9 Wochenstunden, in Unter- und Obertertia und Untersekunda je 1; bei uns beträgt sie in den vier Unterklassen 8, in den zwei Oberklassen, in denen sie separat gelehrt wird, 2.

2. Er muß mehr als bisher die Verbindung mit der deutschnationalen Kultur herstellen und staatsbürgerliche Gesinnung pflegen.

3. Er bedarf einerseits der Beibehaltung seiner starken Stellung und seiner bisherigen Zielleistungen, anderseits einer Erweiterung seines Betriebes in formaler und materieller Hinsicht (keine Verringerung der Stundenzahl; Pflege der Hinübersetzung und Sprachwissenschaft und Ausdehnung der Lektüre)." (S. 116.)

So die *communis opinio* im Deutschen Reiche, bei 68 wöchentlichen Latein- und 36 Griechischstunden.

Da eine Vermehrung der Gesamtstundenzahl, die an den preußischen Gymnasien von VI bis OI der Reihe nach 25, 25, 29, 30, 30, 30, 30, 30, 30 beträgt, im allgemeinen nicht wünschenswert erscheint, soll für die begehrte Vermehrung im Deutschen, in der Geschichte und Geographie auf der Unterstufe die Zahl der Religionsstunden (3, 2, 2, 2, 2) verringert werden und die neuere Fremdsprache ganz wegfallen (sie setzt an den preußischen Gymnasien in IV ein); auch eine Verminderung der Mathematikstunden wird empfohlen (34 in neun Klassen, bei uns 23 in acht Klassen). Was uns in Österreich besonders interessiert, ist, daß die alten Sprachen nicht berührt werden sollen.

Forsan et hoc meminisse iuvabit.

Wien. August v. Scheindler.

Dr. Max Heynacher, Beiträge zur zeitgemäßen Behandlung der lateinischen Grammatik auf statistischer Grundlage. 2. Aufl. Berlin 1914, Weidmannsche Buchhandlung. 1 M. 60 Pf.

Die Schrift ist zunächst für die Schulen Preußens bestimmt. Denn es sind die dortigen Lehrpläne vom 29. Mai 1901 zu grunde gelegt. Doch sind die Ergebnisse des Verf.s auch für uns beherzigenswert. Wenn S. 4 die Vorschrift angeführt ist, daß bei den schriftlichen Arbeiten eine Häufung grammatischer Schwierigkeiten und absonderlicher Wendungen und Konstruktionen zu meiden sei, kann für uns auf den Erlaß über die schriftlichen Arbeiten aus der griechischen Sprache hingewiesen werden, der ähnliche Bestimmungen über die deutsch-griechischen Schularbeiten der IV. und V. Klasse enthält.

Die Übersichten auf S. 7, 11, 13 und manchen anderen Orten zeigen, daß in der obligaten Schullektüre manches nicht vorkommt, was mitunter in Schularbeiten verlangt wird. So erscheint der Akkusativ in Ausrufen nicht bei Cäsar (b. Gall. I bis VII), Nepos, Livius XXI bis XXIII, Cicero *in Catilinam* I, II, III, IV, *pro Roscio Amerino, de imperio Cn. Pompei*, was übrigens für die Texte geschichtlichen Charakters gar nicht zu verwundern ist. Überhaupt möchte ich vor Einseitigkeit in der Verwertung solcher oft ganz zufälliger sprachlicher Erscheinungen für den Unterricht in der lateinischen Sprache warnen. *Quamquam* z. B. gebraucht Cäsar selbst nicht, wohl aber

Hirtius im VIII. Buche des B. Gall., das in die Schulausgaben mit Recht aufgenommen ist und wenigstens als Privatlektüre in Betracht kommt. Im Aristides des Nepos hat der Schüler das Wort vielleicht schon früher kennen gelernt, bei Ovid findet er es auch und bei Cicero ist *quamquam* so häufig (z. B. Catil. I 22 *Quamquam quid loquor?*), daß bei Merguet allein im Lexikon zu Ciceros Reden die etwa 190 Belegstellen vier große Spalten (IV 28 ff.) füllen (dazu über 180 mal in dessen philosophischen Schriften). *Quamquam* war danach im Hochlatein entschieden die beliebteste Konzessivpartikel, hinter der das bei Cäsar auch nur einmal sich findende *quamvis* und das im ganzen 13 mal von ihm gebrauchte *etsi* entschieden zurücktritt (in Ciceros Reden steht *quamvis* rund 50-, *etsi* 62 mal). Wir schließen daraus, daß Cäsar in seinem Streben nach Analogie *etsi* etwas einseitig bevorzugte, daß aber seine geschichtliche Darstellung überhaupt Konzessivpartikeln abhold und daher für deren Gebrauch nicht maßgebend sein kann. Es hieße dem Latein spanische Stiefel anlegen, wenn man bloß daraufhin den lateinischen Wort- und Phrasenschatz einrichten wollte. Welcher Pädagoge würde behaupten können, daß das Lernen des wegen der Reduplikation in die Ohren fallenden *quamquam* einem Schüler je Schwierigkeiten gemacht hat? Nach dieser wehleidigen und offen gesagt unhistorischen Methode könnten wir, wie ich schon früher einmal in dieser Zeitschrift auseinandergesetzt habe, überhaupt kein lateinisches Deklinations- oder Konjugationsparadigma aufstellen; so dürfte man z. B. gleich *mensa* im Untergymnasium nicht lernen lassen, weil es bei Cäsar fehlt und nur in dem gewöhnlich nicht gelesenen Ages. (9, 4) des Nepos im Acc. sing. erscheint; auch würde die Erlernung der Pluralformen *mensae, mensarum*, weil nur in Ciceros V. Buch der Tusc., also nicht in der direkten Schullektüre vorkommend, und gar des Vokativs, weil auch bei Cäsar, Cicero usw. nicht belegt, für die Anfänger und die Gymnasiasten überhaupt verpönt sein. So weit würde eine übertreibende, auf die spätere Schul- und Privatlektüre und namentlich die Sprachanalogie nicht gehörig Rücksicht nehmende Sprachstatistik vom wahren Sprachleben und Sprachgeiste abführen!

Mies. Johann Endt.

Didaktik des physikalischen Unterrichts. Von Friedrich Poske, Professor am Askanischen Gymnasium in Berlin. 33 Abbildungen im Text. Verlag B. G. Teubner in Leipzig 1914. X und 428 S. Geb. 12 M.

Der um die hervorragenden Fortschritte des physikalischen und chemischen Unterrichtes hochverdiente Herausgeber der allgemein nur mehr nach ihm benannten Zeitschrift übergibt mit diesem Buch den Fachkreisen und seinen zahlreichen Verehrern eine im Geiste seiner Fachzeitschrift gehaltene Didaktik des physikalischen Unterrichtes und es ist begreiflich, daß er dieselbe dem Andenken seines eigenen Lehrers und des Begründers der Zeitschrift Bernard Schwalbe gewidmet hat.

Wohl hat auch Grimsehl eine Didaktik und Methodik der Physik (München 1911) herausgegeben, aber in viel kleinerem Rahmen und ohne auf alle einzelnen Fragen so ausführlich einzugehen. Einem weiteren Ausbau derselben hat ihn der opferfreudige Kampf für das Vaterland und der ihm dabei beschiedene Heldentod auf dem Schlachtfeld entzogen. Mit um so größerer Ehrfurcht hat daher Poske alle persönlichen und wissenschaftlichen Freundschaftsbande, die ihn mit dem Verewigten verknüpften, in das vorliegende Werk verflochten, das nunmehr unter dem Donner der Kanonen im Kriegsjahr erschienen ist. Nebst Grimsehl treten auch noch die Methodiker Kießling und Keferstein in den Vordergrund.

Das Werk zerfällt in vier Teile, deren erster das Allgemeine über Physik und den physikalischen Unterricht bringt, der zweite Teil befaßt sich mit der Unterstufe, der dritte mit der Oberstufe unter eingehender Behandlung der einzelnen Gebiete des traditionellen Physikunterrichtes und der vierte Teil bespricht die Stellung der Physik im naturwissenschaftlichen Unterricht und die Lehrpläne. Im Anhang finden sich Literaturangaben und das Verzeichnis der üblichen Formelzeichen nebst dem Sachregister.

Besondere Beachtung verdient der erste Teil, der sich der Reihe nach mit folgenden Fragen befaßt: Gegenstand, Aufgabe und Ziel der Physik, ihre Methode, die Aufgaben, Ziel und Methode des physikalischen Unterrichtes, seine Gliederung, die praktischen Übungen und gewisse andere Fragen über den Gegenstand. Unter letzteren wird das Experiment als Unterrichtsmittel behandelt, dann der Gebrauch der Mathematik in der Physik, das Aufgabengeben, die Verwendung von geschichtlichen Mitteilungen und das Verhältnis zu den übrigen Naturwissenschaften.

Hinsichtlich der Verwendung der Mathematik in der Physik schließt sich der Verf. an die Weisungen der Meraner Lehrpläne an und spricht sich darum nur gegen das Übermaß mathematischer Behandlung aus. Die physikalischen Aufgaben werden in vier Gruppen eingeteilt, eine erste Art, bei der es sich nur um die Einkleidung der physikalischen Gesetze in Zahlenbeispiele handelt; die Aufgaben zweiter Art verlangen, daß der Schüler den mathematischen Zusammenhang zwischen verschiedenen Größen durch Rechnung finde, dann kommen die sogenannten Denkaufgaben, die freilich meistens erst durch die vom Lehrer angedeuteten Kunstgriffe ihre Lösung finden, und endlich sogenannte Leitaufgaben, die sozusagen den theoretischen Lehrstoff ergänzen sollen. Es mag den Lehrern überlassen bleiben, sich über die mit solchen Aufgaben gemachten Erfahrungen ein eigenes Urteil zu bilden. Die Verwendung von Aufgaben im Physikunterricht hat von jeher vielerlei Schwierigkeiten im Gefolge gehabt, welche nicht wenige Lehrer veranlaßt, dieselben auf ein Mindestmaß einzuschränken.

Die sehr knapp bemessene Unterrichtszeit auf der Unterstufe und der unverhältnismäßig größere Lehrstoff auf der Oberstufe stellen an die Ausnützungsgabe so hohe Anforderungen, daß für eine breite Be-

handlung der zu stellenden Aufgaben einfach keine Zeit übrig bleibt. Wohl sind die Schüler auf der Oberstufe viel reifer und leistungsfähiger, aber die weitgehende Inanspruchnahme der Gedächtnis-, Schreib- und Lesetätigkeit in den übrigen Fächern läßt kaum noch eine Steigerung auf dem Gebiete der Physik zu, wenn dabei nicht der direkte Unterricht noch verkürzt werden soll, der ohnehin oft genug Abstreichungen ausgesetzt ist. Auch mit den praktischen Übungen, über deren hervorragende Bedeutung und Wichtigkeit im Sinne der Arbeitsschule gewiß niemand in Zweifel ist, hat es deshalb seine eigene Bewandtnis, weil sie den Schülern vielfach die letzten freien Stunden wegnehmen, die sonst der körperlichen Erziehung zugedacht waren. Angesichts dieser Zwangslage ist es im besten Falle möglich, die Aufgabenfrage mit der der praktischen Übungen zu verschmelzen.

Leider gestattet der einer Besprechung zur Verfügung stehende Raum nicht, auf die Behandlung der einzelnen Gebiete der Physik näher einzugehen. Es war von vornherein zu erwarten, daß die Schule, die auf diesem Boden von Poskes Zeitschrift ausgegangen ist, alle irgendwie gangbaren Behandlungsformen ausprobieren und hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit durchprüfen wird. Hier finden wir die Erfahrungen dezennienlanger Vorbereitungen und sorgfältig erwogener Versuche mit aller Genauigkeit zusammengestellt und nach allen Richtungen abgewogen.

Abschließend kommt dabei auch noch die Frage zur Sprache, ob die Himmelskunde in geschlossener Form den mit allen Hilfswissenschaften ausgestatteten Schülern vorgeführt werden soll, und der Verf. tritt im Gegensatz zu Höfler mit aller Entschiedenheit dafür ein, daß dies in einer „der Würde und Größe des Gegenstandes“, der gewissermaßen als Mutterwissenschaft der Mathematik und Physik gelten kann, mehr entsprechenden Form geschehen müsse. Höfler rühmt sich in einem gegen Poske gerichteten „Nachwort“, die zerrissene und in alle Winkel zerstreute Behandlung für die österreichischen Mittelschulen „durchgesetzt“ zu haben, und sagt, es käme nur auf die Probe an. Die ist schon geliefert, denn bei den Inspektionen und Prüfungen läßt sich feststellen, daß die Schüler die Astronomie als solche aus den Augen verloren haben und somit Poske recht hat, wenn er auf einen zusammenhängenden Kurs als Abschluß dringt, da sonst kein bleibender Eindruck erzielt wird. Ich vertrete in Heft 11 des österreichischen JMUK-Berichtes (Wien 1911) den Poskeschen Standpunkt. Wenn nun Höfler im zweiten Band des vorliegenden Werkes darauf hinzielend bemerkt, „und nach diesen Zuständen sehnt sich Lanner zurück“, so gewinnt der Leser den Eindruck, als wollte ich die Himmelskunde der Vernachlässigung überantworten, während ich, gerade wie Poske, nicht nur die gelegentliche Bezugnahme auf die Astronomie, sondern auch eine zusammenfassende Darstellung wünsche und mich in der Tat vielmehr darnach sehne, daß die Schüler etwas mehr davon ins Leben hinausnehmen, als es bei der Höflerschen Anordnung tatsächlich der Fall ist.

Innsbruck. Dr. Alois Lanner.

Pädagogisches Jahrbuch 1913. 36. Band. Herausgegeben von der „Wiener Pädagogischen Gesellschaft“. Geleitet von Leopold Scheuch. 211 S. Gr. 8⁰. Preis 3 K. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien 1913.

Dieser Band bringt wieder zunächst eine Reihe von Vorträgen sehr lehrreichen und für jeden pädagogisch fortschrittlichen Lehrer anregenden Inhaltes über wichtige Fragen der Volksschule. So bespricht Regierungsrat Prof. R. v. Larisch „Die kunsterzieherische Macht der Schriftpflege“. Th. Neumann führt in die „Theorie und Praxis der Arbeitsschule in Grundlinien“ ein, erklärt mit Berufung auf Natorp den heutigen Zustand der Schule aus ihrer geschichtlichen Entwicklung und zeigt, wie die „Arbeitsschule“ weder durch religiöse noch politische noch ökonomische Zwecke beeinflußt, im Sinne Rousseaus, besonders Pestalozzis den natürlichen Entwicklungsgang der Menschheit, den psychogenetischen, einschlägt, wie der erste Unterricht die Selbstentfaltung des vorschulpflichtigen Alters fortsetzt, und gibt als praktische Grundlinien der Arbeitsschule (nach P. Vogel) aus den vier Schuljahren des „Gesamtunterrichtes“ je ein Beispiel. Er zieht nicht nur die Lehrfächer, sondern auch die staatsbürgerliche Erziehung und die körperliche Ausbildung in den Bereich seiner Kritik, verkennt aber dabei nicht, daß für die heutige Schule mit Klassen von 50 bis 80 Kindern nur die Methode des Massenunterrichtes, die „Lernschule“, paßt, so daß den Anfang zur Schulreform der Schulerhalter machen müßte. In einem weiteren Vortrage „Über Haushaltungsschulen“ mahnt Elv. Freiin v. Troilo eindringlichst zur Anpassung unseres Haushaltes an die Verhältnisse der Gegenwart und zur gründlichen Schulung der Mädchen für hauswirtschaftliche und hausmütterliche Arbeit als die segensvollste Mission der modernen Frau. Der Vortragende Th. Steiskal geht in seinem „Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes“ von dem Grundproblem aus, das Pestalozzi in seinen „Nachforschungen“ aufstellt, und schließt eine Skizze der geschichtsphilosophischen Anschauungen desselben an, die in der Ansicht gipfeln, daß der Mensch als Werk der Natur nur seinem sinnlich-tierischen Triebe folgt, als Werk der Gesellschaft sich dem Gesetze der Gemeinschaft unterwirft ... und nur als Werk seiner selbst seinem Inneren, den höheren sittlichen Trieben gehorcht und daß dieser Entwicklung des einzelnen Menschen auch die des Menschengeschlechtes entspricht. So kommt der Vortragende zu dem Schlusse einer immer weiter fortschreitenden Demokratisierung in Wirtschaft und Politik. Im zweiten Teile seines Vortrages stellt er mit Berufung auf Herders „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ und auf den Ausspruch des Soziologen Gumplowicz: „Was im Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern seine soziale Gemeinschaft ...“ der individualistischen Geschichtsauffassung Carlyles die soziologische gegenüber und zeigt, daß der Gedanke der Wechselwirkung zwischen Individuum und sozialem Milieu auch Pestalozzi nicht fremd war; hält aber derzeit für die

reifste Theorie die ökonomische Geschichtsauffassung von Marx und Engels, d. i. die materialistische Auffassung, die unter allen Theorien auf die Geschichtschreibung der letzten 50 Jahre den stärksten Einfluß ausgeübt habe, und weist zugleich nach, daß beide Gegner politisch-sozialer Utopien waren. Mit der Bemerkung, daß sich aus der Anwendung dieser Theorie für Pädagogen und Politiker wichtige Erkenntnisse ergeben, schließt der Vortragende seine interessanten Ausführungen.

„Ein neues Rechnungsverfahren" zeigt Dr. F. Ferrol; während Frz. Ritter die Frage der „Schülerbibliotheken und der Jugendschriftenbewegung" behandelt, infolgedessen sich die „Pädagogische Gesellschaft" zu dem Grundsatze bekennt, daß die Jugendschrift in dichterischer Form ein Kunstwerk und daher frei von jeder aufdringlichen, unkünstlerischen Tendenz sein müsse. Auf Grund einer Literatur, die bis ins 15. Jahrh. zurückreicht, erörtert J. List „Die Rübezahlsage" mit Rücksicht auf die Vielseitigkeit des rätselhaften Wesens dieses Berggeistes und tritt für Bewahrung der Volkssitte und -dichtung in der Schule warm ein. Mit den „Grundzügen einer deutschen Sprechlehre", die auf den sprachpsychologischen Forschungsergebnissen eines H. Paul, W. Wundt, L. Sütterlin u. a. beruht, macht uns K. Lindenthaler bekannt, indem er wieder mit Berufung auf Herder praktisch zeigen will, wie man im Wege der entwickelnden Methode die Schüler sprechen und aus dem Gesprochenen die Gesetze der Sprache selbst finden lehrt, wobei die Sprechlehre stets von dem von den Kindern selbstgebildeten Satze ausgeht. Die nun folgenden typischen Übungen halten den Grundsatz fest, daß alles, Form, Inhalt und Gesetze der Sprache, mit und aus dem Kinde entwickelt und zusammenhängendes Sprechen auf allen Stufen geübt wird. Den Abschluß der Vorträge bildet der unseres hervorragendsten schulhygienischen Fachmannes, des Regierungsrates Dr. Leo Burgerstein, „Über zeitgemäße Fragen auf dem Gebiete der Schulhygiene", woraus man ersieht, wie weite Kreise schon jetzt die Fürsorge für die Körperpflege der Jugend im In- und Auslande in erfreulicher Weise gezogen hat und wie sie noch viel weitere ziehen wird, wenn einmal die Schranken materieller Hindernisse fallen werden; wie diese Bestrebungen auf den verschiedensten Gebieten der Hygiene nicht nur in Deutschland, Frankreich, England, Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland, Belgien, in der Schweiz, in Amerika und Australien, sondern auch in Österreich, vor allem in der derzeit großartigsten Ferienkolonie am Wolfgangsee, aber auch in vielen anderen Richtungen segensreiche Einrichtungen schufen.

Interessante „Berichte und Besprechungen" sowie die im Anhange vom verdienstvollen Schriftleiter zusammengestellten Leitsätze zu pädagogischen Themen, die Schulchronik, das pädagogische Vereinswesen in Österreich und die Lehrerbücherei bereichern mit einer Fülle anregenden Stoffes in wertvoller Weise das Jahrbuch, das Zeugnis ablegt

für das tiefgehende Interesse der Lehrerschaft an den modernen Bestrebungen auf dem weiten Gebiete der Erziehungs- und Unterrichtsfragen der Volksschule und besonders geeignet ist, dem pädagogischen Leben in Österreich neuen Antrieb zu geben, wenn man auch von gewissen Ansichten, namentlich in Beziehung auf die Arbeitsschule, die materialistische Geschichtsauffassung und die Sprechlehre sagen kann: *Adhuc sub iudice lis est* und wenn man auch, wie es E. Jordan in einer Wechselrede über einen bezüglichen Vortrag tut, die Meinung entschieden ablehnen müßte, daß das, was bisher die Schule, deren Aufgabe im wesentlichen immer Geistesarbeit sein wird, geleistet hat, etwa nicht als Arbeit gelte und daß die gegenwärtige Schule „eine Stätte des Jammers und der Trübsal" für die Kinder bilde, weil der Drill nun einmal unentbehrlich sei. Die österreichische Volksschule steht da eben auf einer zu bedeutenden Höhe pädagogisch-didaktischer Leistungen.

Wien. A. Stitz.

Prof. Dr. Fritz Ludin, Deutsche Geistesart. Aus „Bausteine deutscher Kultur", Jahrgang 1, Heft 1, Januar 1915. 28 S. Gr. 8°. Verlag M. Hahn & Co. in Mannheim.

Die Schrift, die der deutschen Jugendwehr gewidmet ist, soll ein bescheidener Versuch sein, die geistigen Güter, die die Besten des deutschen Volkes als teures Vermächtnis seit Jahrhunderten hinterlassen haben, namentlich der Jugend nahe zu bringen und den Verzagten zu bedenken zu geben, daß „der deutsche Geist in eben jenen langen, furchtbaren Kriegszeiten, als die blutbefleckten Revolutionsheere Frankreichs und nachher Napoleons I. Deutschland ein ganzes Menschenalter lang in Krieg verwickelten und knechteten, auf seiner höchsten Höhe stand; und welch bitterböse Erscheinungen eines drohenden Verfalles sich in den letzten Jahrzehnten des langen Friedens bei uns gezeigt hatten". „Trotz aller Erniedrigungen der letzten Jahre... haben wir nicht zum Schwert gegriffen; es wurde uns von den Feinden in die Hand gezwängt." Viel Herzerhebendes sei aber schon dem blutigen Boden des Kriegswesens entsprungen. Der tragische Ernst des Menschenlebens sei der Masse des Volkes wieder zum Bewußtsein gekommen und habe alle edlen Regungen in der Menschenbrust wachgerufen.

Nun stellt der Verf. die Frage, ob im Falle des Endsieges, an dem er nicht zweifelt, die innere Kultur des deutschen Volkes mit der nachher wieder aufblühenden äußeren Schritt halten wird, und erörtert nun die schwerwiegendsten Fragen: die soziale, die religiöse und die kulturelle. Am wenigsten bangt ihm um die soziale, da kein Volk der Welt bisher eine so fürsorgliche Arbeiterschutzgesetzgebung und Armenfürsorge habe. Schwerer erscheint ihm die Lösung der religiösen Frage und sehnlichst wünscht er eine Einigung des religiösen Empfindens herbei. Nun wirft er einen Streifblick über die Güter des Geistes und Gemütes, die von Dichtern, Denkern und Künstlern geschaffen wurden. Und da findet er die wahren Ur-

kräfte deutscher Bildung im oft verkannten Mittelalter, vor allem im Nibelungenlied, in der Blüte ritterlicher Dichtung und in der wundersamen geistlichen Dichtung der Mystik, schließlich in der Reformation Luthers, des deutschesten unter den Deutschen. Er erinnert ferner an die großartigen Werke romanischer und gotischer Baukunst, an die der Malerei (Dürer!) und Plastik, an den Meistersänger Hans Sachs, an die endlose Reihe großer Namen auf dem Gebiete der deutschen Musik, die heute alle Welt mit Bewunderung nennt, an die tiefen Geistes- und Schönheitswerte neudeutscher Dichtung und Philosophie, die hoch über die anderer Nationen emporragen; an Lessing, den Anwalt gegenseitiger Duldsamkeit der Religionen, an Immanuel Kant, dessen „kategorischer Imperativ" die Seele der Befreiungskriege war und der Atem unserer Tage ist, an Schillers „ästhetische Erziehung", an Goethes „Faust", das dichterische Bild eines ganzen deutschen Lebens, im Gegensatz zum gewissenlosen „Don Juan" der Romanen, an Fichte, der in seinen „Reden an die deutsche Nation" auf das köstliche Nationalgut, die bodenständige, ureigene Sprache, im Gegensatz zu den Mischsprachen der Romanen und Engländer hinwies, eine ernste Mahnung, unsere Sprache von Fremdwörtern rein zu halten; der „den Deutschen ihre Schicksalsbestimmung als kulturbringendes Volk flammend ins Gewissen ruft .... und die beste Waffe gegen den völkermordenden Emporkömmling geschmiedet hat: den deutschen Idealismus". Schließlich ruft der Verf. im Sinne von Nietzsches „Zarathustra" aus: „Ja, wir wollen Übermenschen werden, nicht im Sinne brutaler Machtgelüste der Russen und einer Raubtierbegierde der englischen Krämerseelen ...., sondern wir wollen sie zwingen, uns endlich in unserem Werte zu erkennen, und wir wollen ihnen die Segnungen dieses Wertes zuteil werden lassen!" und schließt seine Betrachtungen mit einem selbsterlebten Bilde seiner Heimatslandschaft, als er vom Schloßberge zu Freiburg i. Br. nach der Rheinebene Ausschau hielt, und mit den erhebenden Worten: „Wohlan, deutscher Geist, schwebe eisengepanzert hinaus und erobere die Welt auf den Fittichen deiner Kriegsvögel! Daheim aber bleibe wurzelfest und altecht wie der alte Münsterturm zu Freiburg!"

Wie eine Weise des Tyrtäus muß dieser kraft- und schwungvolle Hochgesang auf die Geistes- und Sittlichkeitswerte der Vergangenheit und Zukunft seines Volkes, das moralisch so tiefstehende Kulturfeinde als „Barbaren" und „Hunnen" zu beschimpfen sich vermessen, die Jugend mit der frohen Überzeugung von der Größe des deutschen Geistes erfüllen und zu Taten begeistern, zaghafte Herzen aufrichten und mithelfen, die soziale, politische und religiöse Luft zu reinigen, wie dies der Gewittersturm des Krieges gründlich tun wird. Jeder Deutsche, jung oder alt, der dieses Schriftchen liest, wird sich mit Luther sagen: „Und wenn die Welt voll Teufel wär' — Und wollt' uns gar verschlingen — So fürchten wir uns nit so sehr — Es muß uns doch gelingen!"

Wien. A. Stitz.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Kaiser Augustus und Kaiser Wilhelm II.

Nach einem so betitelten Vortrage im Wissenschaftlichen Zentralverein zu Berlin hat jüngst Adolf Trendelenburg in einer kleinen, sehr anregenden Schrift[1]) einen Vergleich der beiden Kaiser angestellt; damit leitet der Verf. zu dem eigentlichen Zwecke des Vortrages und der Schrift über, zur Erörterung der Frage eines Erinnerungsmales, wobei er auf das dem Kaiser Augustus in Rom errichtete Denkmal hinweist.

Den Vergleich betreffend, ist es wohl richtig, daß beide Herrscher, in jungen Jahren auf den Thron berufen, sich ihrer großen Aufgabe trotzdem gewachsen zeigten; daß auch Augustus wenigstens im allgemeinen nicht um des Krieges, sondern um des Friedens willen Kriege geführt hat, um die Grenzen des Reiches zu sichern, so daß beiden Kaisern trotz schwerer Kämpfe der Ehrentitel eines Friedenskaisers geschichtlich verbürgt ist; daß sich beide um Pflege nationaler Überlieferungen und Hebung des Stammesbewußtseins verdient gemacht haben, die Erinnerung an die Großtaten der Vorfahren zu beleben und hiedurch der Dichtkunst und Plastik Anregung zu geben bestrebt waren.

In vielen anderen wesentlichen Punkten herrscht aber doch große Verschiedenheit: Nach vielen blutigen Kämpfen erst ward Augustus Alleinherrscher des römischen Weltreiches; sorgfältig suchte er den Schein und Namen der Monarchie abzuwehren und behutsam gestaltete er sein Prinzipat im Rahmen der republikanischen Verfassung unter Wahrung ihrer äußeren Form zur monarchischen Staatsform um; seine Restaurationspolitik hatte nicht den Erfolg, die breite Masse des Volkes sozial-wirtschaftlich zu heben, den italischen Bauernstand und damit die Wehrkraft Italiens zu erneuern (seine Veteranenansiedlung mit ihren Verheerungen in Italien hatte wohl einen anderen Zweck); er wollte lieber eine an die Person des Monarchen gebundene Soldateska, die aber immer mit einer gewissen Gefahr und schwerer finanzieller Belastung verbunden war, so daß sie möglichst verringert werden mußte, was zu einer unvermeidlichen Schwächung der Wehrkraft führte; er hat im Innern erst Ruhe und Ordnung wiederhergestellt; die Schwäche seiner Verwaltung lag im Finanz- und Heerwesen. Deshalb war seine auswärtige Politik wohl vorsichtig; aber doch verließ er nicht ganz die Bahnen der Eroberung; erst gegen Ende seiner Regierung verzichtete er auf Erwerbungen; in seiner Familie hatte er kein Glück; Große Sorge bereitete ihm die Ordnung der Thronfolge — Tatsachen und Maßnahmen, die außerhalb des Vergleiches liegen; so auch, daß Kaiser Wilhelms impulsive, volksfreundliche Persönlichkeit kaum etwas gemeinsam hat mit der kühl berechnenden und nur volksfreundlich scheinenden Natur des Augustus. Ferner hatte dieser nicht mit einer

---

[1]) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1916, 30 S., kl. 8°.

solchen Welt von Feinden, mit einem so furchtbaren Verbande von Mächten zugleich den Kampf aufzunehmen. Endlich liegt das Urteil über Persönlichkeit, Taten und Erfolge des Römers längst fertig und abgeschlossen im Lichte der Geschichte vor aller Augen, während wir vorläufig nur an der unerschütterlichen Hoffnung festhalten können, daß auch Kaiser Wilhelm durch die siegreiche Macht des deutschen Schwertes mit seinen Verbündeten den Weltfrieden erringe. Übrigens gibt der Verf. selbst unumwunden zu, daß geschichtlichen Parallelen das Mißliche anhaftet, sich niemals restlos zu decken.

Nun kommt der Verf. zu seinem Hauptthema: einem Erinnerungsmal an den Weltkrieg in Deutschlands Hauptstadt. Er denkt an den gewaltigen Bau auf der Museumsinsel, wo dem umfangreichsten und gefeiertsten Werke der Skulpturensammlung, dem Gigantenaltar von Pergamon, der Ehrenplatz gesichert ist, ein Bau, der für die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. einen Ruhmestitel bildet und dem vor kurzem ein bedeutender Zuwachs beschieden worden ist durch ein griechisches Marmorwerk, das eine in hoheitsvoller Ruhe thronende Göttin darstellt, vermutlich aus Süditalien, ein Werk, das dank dem Eingreifen Kaiser Wilhelms trotz aller Gegenbemühungen unserer Feinde schon nach Ausbruch des Krieges nach Deutschland gelangte und dessen Erwerbung als großer moralischer Sieg über die Feinde anzusehen ist. Der Verf. will nun das Denkmal des großen Krieges an das Pergamenische Siegesmal und an die griechische Göttin anschließen und schlägt vor, den ganzen neuen Museumsbau als *monumentum pacis Augustae* unseren Siegern im Weltkriege zu weihen: in der Mitte das Reiterstandbild des Kaisers mit den preußischen Heerführern und Staatsmännern; vor den beiden Seitenflügeln die Standbilder der deutschen Fürsten und der mit Deutschland verbündeten Herrscher; an den Wänden der Seitenflügel in erhabener Arbeit bedeutende Geschehnisse der Kampf- und Friedenstätigkeit; dann führt der Siegesweg zum Pergamener Saal, aus der lauten Gegenwart zur stillen Vergangenheit; zum Schluß empfängt den Beschauer ein schlichter, stiller Raum, wo die schöne griechische Frau als Friedensgöttin thront, ein Sinnbild der Erlösung aus Unruhe und Sorge.

Es ist eine ästhetisch tiefempfundene, preiswürdige Idee, die Gegenwart mit antiker Wucht und Erhabenheit zu verknüpfen und die Erinnerung an das Toben des verheerenden Weltkrieges in die Sehnsucht nach dem Frieden ausklingen zu lassen; eine Idee, die jeden bezaubern, die Phantasie des schaffenden Künstlers gefangen nehmen und in hohem Grade anregen muß, eine Idee, die ihrem Schöpfer alle Ehre macht.

Wien. A. Stitz.

Literarische Miszellen.

Lehrbuch der französischen Sprache für Realgymnasien und Gymnasien. Von Dr. Karl Ulrich, Direktor der k. k. Staatsrealschule im 16. Wiener Gemeindebezirk. I. Teil. Für die III. Klasse der Realgymnasien und den I. Jahreskurs an Gymnasien. Mit neun Bildern und einer farbigen Karte von Frankreich. Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn, 1911. Preis geb. 1 K 20 h.

Dieses Lehrbuch ist eine verkürzte, in der Anlage aber unveränderte Ausgabe der vielerorts eingeführten Lehrgänge der französischen Sprache für Realschulen und Mädchenlyzeen desselben Verf.s (und des inzwischen verstorbenen Mitarbeiters Joh. Fetter). Die Verkürzung —

wohl mit Rücksicht auf die geringere Stundenanzahl an Realgymnasien und Gymnasien — betrifft die Zahl der Übungsstücke sowie — leider nicht zum Vorteil — die *Lecture courante* einschließlich der Lieder. Die Auswahl der Texte variiert nur wenig gegenüber den beiden anderen Lehrbüchern, doch finden sich auch hier manche zweckmäßige Umgestaltungen. Der Lehrgang zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil (Vorschule, *Cours préparatoire*) ist eine Laut- und Aussprachslehre in Wort- und Satzbeispielen. Recht gut werden hiebei dem Latein lernenden Schüler die Hinweise auf einfache Fälle der Wortetymologie zu statten kommen. Neu hinzugefügt ist ein Kapitel über Betonung, Bindung und Silbentrennung, das wir in den anderen Ausgaben ungern missen. Zur Erläuterung der Satzbeispiele sind schon hier einzelne grammatische Grundregeln über Deklination (Mehrzahlbildung), Plural des unbestimmten Artikels und Adjectifs démonstratifs eingestreut.

Der zweite Teil enthält 41 Übungsstücke (Einzelsätze, Erzählungen, Beschreibungen, Dialoge, Briefe, Redensarten, aber kein einziges Gedicht!). Die Gliederung der einzelnen Lektionen ist meist folgende: Auf den Text folgt das *Exercice* (eine grammatische Ausnützung mannigfachster Art sowie daran anschließend zahlreiche Sprechübungen), hierauf unter dem Strich die grammatikalische Regel. Der Übungsstoff, durch zahlreiche Abbildungen belebt, ist dem Anschauungskreise des Schülers angemessen und dem Wortschatze des Alltags entnommen. Die grammatische Einführung — den Instruktionen gemäß auch in französischer Sprache abgefaßt — ist methodisch richtig und lehrplanmäßig; daher ist der ganze Lehrgang vollkommen zweckentsprechend und empfehlenswert. Der Anhang bringt ein nach den Übungsstücken geordnetes Wörterverzeichnis, ferner ein *Vocabulaire alphabétique* und *systématique.*

Linz. Dr. Rudolf Klemt.

Ausführlicher Lehrplan der deutschen Staatskunde. Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung. Schrift 11. Von E. Stutzer, Professor, Direktor des königlichen Gymnasiums in Görlitz. Leipzig und Berlin, G. B. Teubner.

Das vorliegende Heft gibt einen ausgeführten Entwurf für die Behandlung der Bürgerkunde auf der Oberstufe preußischer Mittelschulen. Grundgedanke ist der enge Anschluß des genannten Gegenstandes an den Unterricht der Geschichte, dem wohl jedermann zustimmen wird. Der Mannigfaltigkeit der Organisation der preußischen Schulen entsprechend, wird der Stoff je nach der zur Verfügung stehenden Zeit verschieden gegliedert. Sehr gute Anregungen bietet der Hinweis auf geeignete Themen für Schülervorträge. Da lediglich reichsdeutsche Verhältnisse berücksichtigt sind, ist das Buch für uns nur als gutes Beispiel zu empfehlen. Die Herausgabe eines ähnlichen Werkes für Österreich wäre wünschenswert.

Wien. B. Imendörffer.

G. Freytag, Karte der Ostseeprovinzen. Maßstab 1:1 Million. G. Freytag und Berndt, Wien 1915. Preis 1 K 20 h.

Die Karte umfaßt den Raum zwischen Wilna und Wiborg einer-, Königsberg und St. Petersburg anderseits. Sie ist reich mit Ortsnamen versehen und gestattet, dem Maßstabe entsprechend, die Vorgänge auf dem nördlichen Kriegsschauplatze in großen Zügen gut zu verfolgen.

Innsbruck. J. Müllner.

E. Vogel, Lösungen der Aufgaben in Močnik-Zahradníčeks Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für die V. bis VIII. Klasse der Gymnasien und Realgymnasien sowie für die V.—VII. Klasse der Realschulen. Wien 1912, F. Tempsky. Preis 2 K.

Wie für die früheren Auflagen des vielbenützten Lehrbuches von Močnik hat sich auch für die Neubearbeitung nach den neuen Lehrplänen von Zahradníček bald ein Interpret gefunden, der als Ergänzung des Lehrbuches für die vielfach neuen und vermehrten Aufgaben die Lösungen ausgearbeitet hat. V. hat zwar dieses Ergänzungsheft nur für die Hand des Schülers bestimmt; doch wie er diesem „nicht die Denkarbeit ersparen, sondern nur die Kontrolle über die Richtigkeit seiner häuslichen Aufgaben liefern" will, so wird er damit auch dem Lehrer die Auswahl der Beispiele erleichtern und ihm oft eine Menge Zeit ersparen, die er mit mechanischem Rechnen verbringen müßte. Diesen Zweck erreicht er, indem er „bei den meisten Aufgaben nur die Resultate derselben und nur bei schwierigeren Beispielen den Gang der Ausführung" angibt. Da die Aufgaben in den Lehrbüchern für Gymnasien und Realschulen bis auf die letzten neun Beispiele über Renten- und Lebensversicherungen, welche lehrplanmäßig nur im Lehrbuch für Realschulen vorkommen, durchaus übereinstimmen, war für beide Ausgaben nur ein Auflösungsheft notwendig. Bei Vornahme verschiedener Stichproben fand Ref. die Auflösungen durchaus verläßlich. Die Ausstattung und Einrichtung läßt wie bisher nichts zu wünschen übrig. Die Ausrückung der Seitenzahl des Lehrbuches an den Rand der „Lösungen" erleichtert ihren raschen Gebrauch wesentlich. Lehrer und Schüler werden gern nach dem schon unentbehrlich gewordenen Hilfsbuch greifen.

Bozen. Dr. Alois Lechthaler.

Methodik der Naturlehre. Anleitung zur Erteilung des Unterrichtes in Volks- und Bürgerschulen und Fortbildungsschulen von Regierungsrat Konrad Kraus, Professor an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Wien. Mit 45 Abbildungen. 2., umgearbeitete Aufl. 195 S. Preis geh. 4 K. Pichler, 1916.

Es sind gerade sechs Jahre vergangen, seitdem der verdienstvolle Verf. die pädagogische Literatur mit seiner „Methodik der Naturlehre" bereichert hat, und schon ist eine zweite Auflage erforderlich geworden — ein sprechendes Zeichen für die Wertschätzung, die das Werk gefunden und die es auch voll und ganz verdient.

Die Gliederung des Buches ist die gleiche geblieben: Im ersten Teile werden die allgemeinen Fragen erörtert, es wird der Zweck und die Aufgabe dieses Unterrichtszweiges beleuchtet, dann werden der Lehrstoff, das Lehrverfahren, die Anleitung zu Beobachtungen, die Lehr- und Hilfsmittel und endlich die empfehlenswerten Schriften besprochen, wobei sowohl Werke über den Unterricht als auch solche über die Vorbereitung, über Experimentierkunde, für die Fortbildung des Lehrers, endlich auch Lehrbücher und Bücher für die Schülerbibliothek in reicher Fülle zur Sprache gelangen, oft mit einer kurzen und doch treffenden Charakteristik versehen. In diesem ersten Teil machen sich auch die Änderungen bemerkbar, die infolge der Berücksichtigung der für Böhmen, Mähren und Steiermark neuen Volksschullehrpläne nötig wurden. Ich glaube nicht, daß irgend eine der zahlreichen Fragen, die für den naturwissenschaftlichen Unterricht von Belang sind, seien sie nun theoretischer oder mehr praktischer Natur, hier nicht Aufnahme gefunden hätte und in klaren, wenn auch vielleicht nur kurzen Worten ins rechte Licht gesetzt worden wäre; denn nicht nur ein denkender Mann mit

reichen Unterrichtserfahrungen hat hier das Wort, sondern auch ein genauer Kenner der einschlägigen Schriften, ein Mann, der mit reger Anteilnahme zu allen den Bestrebungen Stellung nimmt, die uns die letzten Jahre in so reichem Maße gebracht haben. Aus der großen Fülle des in fesselnder Weise Gebotenen soll hier nur der § 18 genannt werden, der davon spricht, daß „jeder Unterricht ein Sprachunterricht“ sein soll, und der ganze Abschnitt über die Anleitung zu Beobachtungen; er bringt, anfangend mit dem Schulgarten, endigend mit dem Schulversuch, soviel beherzigenswerte Winke und Anregungen, daß er allen Fachgenossen dringendst zu empfehlen ist.

Der zweite Teil wendet sich der Methodik im einzelnen zu und bespricht in Form von Lehrproben alle jene mit der Naturlehre zusammenhängenden Dinge, die in den drei letzten Jahren der Volksschule zur Sprache zu gelangen haben, wobei natürlich das Lesestück im Lesebuch die Zusammenfassung dessen gibt, was der Lehrer, ausgehend von den kleinen Erfahrungen der Kinder, aus ihnen durch Fragen herausholt; es wird da vom Trinkwasser und vom Thermometer gesprochen, vom Auge und Ohr, von der Verdunstung und vom Regen u. dgl. mehr und hier schon wird das Kind zu eigenen Beobachtungen angeregt. Weitere Ziele werden diesem Unterricht in der Bürgerschule gesetzt; es ist dieser Lehrstoff nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet und in Unterrichtseinheiten gruppiert, deren jede selten mehr als zwei Unterrichtsstunden beansprucht. Auch hier wird stets an den Erfahrungskreis der Schüler angeknüpft, durch geeignete Fragestellung wird die Erscheinung zergliedert und erklärt und jetzt erst setzt der Versuch ein, dessen Zweck vornehmlich der ist, die gefundene Erklärung zu bekräftigen. Vielfach werden die Schüler zu eigenen Untersuchungen angeregt, insbesondere zu meteorologischen Beobachtungen. Bemerkenswert ist auch die gesonderte Berücksichtigung der vierten Bürgerschulklasse und dankenswert das Bestreben, die Fremdwörter zu vermeiden und die Verdienste österreichischer Forscher bekanntzumachen.

Wien. Prof. K. Wolletz.

Prof. Alfred Schierl, Lehrbuch der organischen Chemie für die VI. Klasse der Realschulen. Mit 31 Abbildungen und 1 Nährwerttabelle. Preis geb. 2 K 40 h. Wien 1914, Hölder. 8°. 170 S.

Das Buch ist hübsch ausgefallen; man kann mit ihm zufrieden sein. Es wird in der Hand eines geschickten Lehrers mit beitragen, den an sich hochinteressanten Lehrstoff der organischen Chemie dem Schüler verhältnismäßig leicht vermitteln zu helfen.

Die äußere Form des für die VI. Klasse der Realschule bestimmten Lehrbuches ist eine recht gefällige. Die 31 aufgenommenen Abbildungen sind meist ganz hübsch ausgeführt und entsprechen ihrem Zweck vollkommen. Mit dem Kleindruck ist nicht gespart worden; der ganze Druck aber ist scharf. Was das Papier betrifft, so will es dem Rez. scheinen, daß es noch mehr durchscheinen läßt, als dies schon beim Buche für die V. Klasse der Fall ist.

Betreffs der Behandlung des Lehrstoffes muß hervorgehoben werden, daß auch in der Chemie der Kohlenstoffverbindungen die Schilderungen der chemischen Vorgänge recht anschaulich sind und daß diese Vorgänge in durchaus befriedigender Weise erklärt werden.

Nicht nur in sachlicher Hinsicht, auch in sprachlicher Beziehung kann man mit dem Buche im allgemeinen zufrieden sein. Der Stil ist fließend und klar; alle unnützen Wendungen werden vermieden.

Wien. Joh. A. Kail.

J. Cohn, Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. „Aus Natur und Geisteswelt". Bdch. 176. Zweite Auflage. Leipzig 1911, Teubner.

Der Verf. veröffentlicht in diesem Büchlein sechs Vorträge, die er im Jahre 1906 in Freiburg i. Br. vor Hörern jedes Standes hielt. Die demgemäß populäre Darstellung stellt sich die Aufgabe, „die Hauptgedanken der Philosophie in ihrer nahen Verbindung mit dem Leben" der „führenden Denker" vorzuführen. Unter diesen versteht er die Philosophen, „deren Größe mehr in der Fragestellung und in der Entdeckung einiger großer Grundgedanken besteht"; Sokrates und Plato, Descartes und Spinoza, Kant und Fichte seien besser als die großen Systematiker Aristoteles, Leibniz, Hegel geeignet, das Verständnis für Philosophie zu wecken. Diese Aufgabe führt der Verf. in sehr anziehender Weise durch. Anziehend ist namentlich, wie er das Verhältnis des Lehrers zum Schüler bei jedem einzelnen dieser Philosophenpaare in enger Verbindung mit einer klaren ganz kurzen Darlegung ihrer Hauptlehren anschaulich zu machen sucht und die einzelnen Paare wieder zueinander mit Berücksichtigung der individuellen Kulturstufe in eine anregende Analogie stellt. So erinnert nach seiner Darstellung der Beginn der Neuzeit, durch Descartes und Spinoza philosophisch vertreten, an die Periode des Sokrates und Plato. Und doch „tritt die Verschiedenheit der Zeitalter zu Tage: nicht mehr auf dem Markt, nicht einmal mehr notwendig im unmittelbaren Verkehre durch Rede und Antwort, nein, im stillen Zimmer beim Lesen des gedruckten Buches wird jetzt der Fortschritt gewonnen". Fichte hinwiederum weiß als Kants selbständigster Schüler das durch lebensferne Studien Errungene „wieder ins Leben zurückzuführen und dem Leben dienstbar zu machen". Mit der Philosophie des Sokrates, die ganz Leben war, hat die Darstellung begonnen; darin zeigte der Verf., wie sich das Denken schon durch Plato und noch mehr durch die von ihm behandelten Philosophen der Neuzeit, besonders durch Kant, in das Innere der Studierstube zurückzieht. Fichtes Philosophie tritt uns wieder als Lehre des Lebens und seiner Gestaltung durch den vernünftigen Willen entgegen, so daß die Darstellung des Verf.s wie ein Kreis zum Ausgangspunkt zurückkehrt, in dem uns die Persönlichkeit Fichtes wieder an Sokrates gemahnt. Somit ist der Versuch, den sich der Verf. zur Aufgabe stellte, den Hörern zunächst und dann den Lesern alte Weisheit so vorzuführen, daß sie neu — im Sinne von lebendig — erscheine, als gelungen zu betrachten. Und haben wir am Anfange des Referates seine Ausführungen als populäre bezeichnet, so sind sie es nicht in dem Sinne einer Popularisierung wissenschaftlicher Ergebnisse, die, wie der Verf. selbst sagt (S. 71), dem Hörer nur den Schaum zu leichtem Genusse bietet und nur den falschen Glauben erzeugt, nun auf der Höhe wahrer Bildung zu stehen.

Wien. Gustav Spengler.

Programmschau.

Jahresberichte der Gymnasien zu Kremsmünster, Leitmeritz, Mariaschein, Prag-Neustadt, St. Pölten, des Maximilian-, Schotten- und Theresianischen Gymnasiums in Wien; der Realgymnasien zu Gablonz und Prag-Altstadt; der Oberrealschulen zu Linz und Troppau; das Ehrenbuch des Klosterneuburger Landes-Real- und Obergymnasiums (Beigabe zum Jahresberichte) über das Schuljahr 1915/16.

Da der Weltkrieg das Interesse an den Taten und Schicksalen unserer Helden, namentlich der jugendlichen, derart in Anspruch nimmt, daß er jedes andere tief in den Hintergrund drängt, so will auch Ref. zunächst nur, was sich auf kriegerische Ereignisse bezieht, zusammenfassend

in den Bereich seiner Besprechung ziehen. Wie nun die Berichte dieser 13 Anstalten ausweisen, haben im verflossenen Schuljahre im ganzen zehn Lehrer: Prof. Joh. Hlawatschke (Gablonz), Dr. J. Beichl, Prof. Dr. Ferd. Hackl, Dr. Fried. Leutgeb, Turnlehrer Ad. Kořinek (Klosterneuburg), Franz Stempel (Leitmeritz), Prof. Dr. Ernst Krackowitzer (Linz), Dr. W. Tengler (Maximilian-Gymnasium Wien), K. Grünwald und Franz Hackl (St. Pölten) und 273 jetzige und ehemalige Schüler, worunter sich bedeutende Persönlichkeiten, wie z. B. Univ.-Prof. Dr. Friedrich Hasenöhrl (Theresianum), befinden, als Opfer treuer Pflichterfüllung auf dem Felde der Ehre dem Vaterland ihr Leben geweiht. Von den im Felde stehenden und gefallenen Lehrern und Schülern wurden 340 wegen ihres tapferen Verhaltens ausgezeichnet. Eine stattliche Reihe gegenwärtiger Lehrer und viele Hunderte von Schülern stehen unter den Fahnen. Natürlich können alle diese Zusammenstellungen keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Die Zahlen bleiben jedenfalls mehr weniger weit hinter den Tatsachen zurück.

Die Begeisterung fürs Vaterland und für die im Felde stehenden Soldaten kamen aber auch durch die reiche Betätigung von Schülern und Lehrern auf den verschiedensten Gebieten der Kriegshilfe in erhebender Weise zum Ausdrucke. So meldeten sich sehr viele Schüler zur Ferialbeschäftigung teils im Dienste der Kriegsfürsorge und des Verwundetenspitals, teils betätigten sie sich in landwirtschaftlichen, gewerblichen und kaufmännischen Betrieben, bei Behörden und Ämtern; mit rastlosem Eifer und ansehnlichen Beiträgen beteiligten sie sich an den Sammlungen fürs Rote Kreuz und den Roten Halbmond, für die U-Boote, für Kriegerwaisen und -witwen, Kinderschutz, Jugendfürsorge, Kriegspatenschaft, invalide und erblindete Krieger, Prothesen und das Hilfsspital der Universität; sie sammelten und spendeten Liebesgaben für Weihnachten im Felde, Wolle und Kautschuk, Zinn- und Bleiabfälle, viele Hunderte von Büchern ins Feld und für die Kriegsgefangenen sowie Tausende von Paketen verschiedenster Gebrauchsgegenstände, Bausteine für Gedenktafeln der Gefallenen, Briefmarken und Papiermaterial; kauften Abzeichen, Wappen, Kokarden, Gedenkblätter, Kriegskarten, Kalender und „*Viribus unitis*"; verkauften selbst angefertigte Wehrschilde und Zeichnungen; nahmen werktätigen Anteil am Soldaten- und Ölzweigtag, gaben „Gold für Eisen" und zeichneten, Schüler, Lehrkörper, Schülerladen und Unterstützungsvereine, namhafte Summen für die Kriegsanleihen; außerdem wurden Schülervorstellungen veranstaltet, nahmen die Schüler an Vorträgen über Kriegsthemen teil und bildete sich aus Mitgliedern des Schülerhilfskorps eine Exerziergruppe.

Aber auch von Mitgliedern der Lehrkörper flossen den Zwecken der Kriegsfürsorge teils aus Eigenem, teils durch Vorträge erhebliche Spenden zu und es wurden in verdienstlichster Weise auch Vorträge vor Verwundeten, Blinden und Kranken gehalten. So hat z. B. Schulrat J. Bubeníček (Prag-Neustadt) allein als Reinerträgnis seiner Vorträge dem „Roten Kreuz" und dem „Roten Halbmond" 3100 K zugewendet, während viele andere sich um die Leitung und Beaufsichtigung der Schülersammlungen sehr verdient gemacht haben.

Faßt man nun die Erfolge all dieser Betätigungen zusammen, so ergibt sich, daß bloß von diesen 13 Anstalten, die bald die einen, bald die anderen Zweige der Kriegshilfe mehr betonten, durch die Schule an Geldbeträgen 39.811 K, an Gewicht von Büchern, Wolle, Kautschuk, Zinn, Blei, Papiermaterial u. dgl. 2622 *kg*, außerdem sieben volle Wagen; ferner an Liebesgaben 9367 Pakete und 40.000 Stück Briefmarken aufgebracht und ihrem Zwecke zugeführt wurden. Für die dritte und vierte Kriegsanleihe allein wurden 5,114.925 K gezeichnet. Das sind stattliche Ziffern, die den schönsten Beweis für die vater-

ländische Gesinnung der studierenden Jugend und ihrer Lehrer bilden und einen Schluß auf die Leistungen aller anderen Mittelschulen gestatten. Rührende Dankschreiben liefen vom Felde an die Schüler für ihre Liebesgaben ein.

Staunenswert ist die Zahl der im Felde stehenden, gefallenen oder an den Strapazen gestorbenen Lehrer und Schüler. Sie beträgt z. B. bloß von den drei Anstalten: Oberrealschule Linz, Gymnasium Klosterneuburg und Oberrealschule Troppau zusammen 42 Lehrer und zirka 1600 ehemalige und jetzige Schüler. Sehr interessante, zum Teil ausführliche Berichte über die schweren Kämpfe und den Heldentod ihrer Angehörigen bringen „Kremsmünster" und „St. Pölten", vor allen aber „Klosterneuburg". Mit tiefer Ergriffenheit und zugleich mit Erhebung schauen wir da die Heldentaten dieser Braven, ihre Begeisterung und Todesverachtung, wie der eine seelenruhig inmitten des feindlichen Granatenhagels im Schützengraben Homers ‚Διομήδους ἀριστεία' liest, der andere sich dank dem Latein italienisch ganz gut verständigen kann; wir staunen über den im wütendsten Feuer der Serben meisterhaft bewerkstelligten Drinaübergang; wir schaudern zurück vor den Bildern italienischer Roheit gegenüber den eigenen Toten; wir lesen von den furchtbaren Kanonaden mit ihren Tausenden heulender, die Erde zerwühlender Geschosse, von der Kampfbegier der Unsrigen, von dem Untergange so vieler Kameraden, von Sturmangriffen auf ungedecktem Gelände vor dem Drahtverhau im prasselnden Feuer der Maschinengewehre, von gefährlichen und kühnen Unternehmungen der Patrouillen; wie unsere Helden stundenlang im Kreuzfeuer todspeiender Minenwerfer, Handgranaten und schwerer Artillerie lagen; wie sie in eisigem Schneesturm den steilen Berghang erklommen und wie sie endlich am Weihnachtsabend, der fernen Heimat gedenkend, das Christbäumchen anzündeten, während in den Bergen der Donner der Geschütze rollte.

Noch wären die patriotischen Ansprachen an die Schüler, die tief ergreifenden Gedenkreden, namentlich die Prof. Dr. Triebls in St. Pölten, und die Ehrenblätter für die Gefallenen zu erwähnen sowie das prächtige Gedicht eines Sextaners (St. Pölten): „Helden und Schurken", das dem Sturme gerechter Entrüstung über die fluchwürdige Tat britischer Seeleute angesichts des Unterganges der heldenmütigen Besatzung des deutschen Luftschiffes „19" entsprungen ist.

Endlich seien noch hervorgehoben der Nachruf für Hofrat Dr. J. Huemer von Prof. Dr. Alfred Kappelmacher (Maximilian-Gymnasium), für Regierungsrat Dr. L. Chevalier von Prof. K. Richter (Prag-Neustadt) und für Prof. H. Mascheck von Regierungsrat A. Sauer, worin die Verdienste der Verstorbenen gebührend gefeiert werden.

Wien. A. Stitz.

Dr. Anton Schams, Nach dem Kriege. K. k. Staatsoberealschule in Warnsdorf 1914/15.

Es ist eine Freude, diese kurzen Ausführungen zu lesen, die mit viel Temperament die Ansicht verfechten, daß der Krieg uns Anlaß geben muß, die falsche Verhimmelung fremder Völker, wie sie namentlich vielfach im neusprachlichen Unterrichte noch besteht, zu beseitigen. Wir sollen wohl die fremde Sprache lernen, aber nicht fremden Geist pflegen und dürfen Kritik üben an den Völkern, deren Sprache wir lernen. Mit der allgemeinen Forderung, nach dem Kriege möge jede Anstalt eine Gedenktafel für die gefallenen Lehrer und einstigen Schüler errichten, schließt der Verf., dessen prächtigen Aufsatz auch die Jugend gern lesen wird. Eine Stelle könnte möglicherweise einen

Irrtum enthalten. Schams nennt als Gewährsmann für die ablehnende Haltung der englischen Wissenschaft gegen die deutsche, welche Haltung auch noch nach dem Kriege bestehen soll, den Archäologen William Ramsay; soviel ich mich erinnere, handelte es sich aber um den Chemiker William Ramsay, den Entdecker des Heliums, der auf deutschen Hochschulen studiert hat.

Wien. B. Imendörffer.

Prof. Josef Gröschl, Ein kurzer Besuch von Antivari, Medua und Durazzo unmittelbar vor dem Beginn des Weltkrieges. K. k. Deutsches Staatsgymnasium in Prag-Kleinseite 1915/16.

Dieser kurze, aber recht anschauliche Reisebericht klingt in einen begeisterten Segenswunsch für unser derzeit in härtestem Kampfe stehendes Reich aus. So ist es denn erfreulich, daß die Tatsache des Weltkrieges wohl überall einen Aufschwung patriotisch-nationalen Gefühles bewirkt hat. Interessant an den Schilderungen des Verf.s ist es, daß er von manchen Dingen ein völlig anderes Bild gibt als die Mitteilungen der großen Tagespresse. Ich zweifle nicht, daß dabei die Wahrheit auf seiner Seite steht.

Wien. B. Imendörffer.

Dr. E. Stransky, Infinitesimalgeometrie der Raumkurven auf Grundlage einer Nicht-Euklidischen Maßbestimmung. Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Prachatitz 1914/15. 12 S.

Der Verf. behandelt in dieser Arbeit die Infinitesimalgeometrie der Raumkurven, indem er als Maßfläche eine Kugel mit dem Radius $\sqrt{-1}$ annimmt. Auf die grundlegende Arbeit G. Picks: „Natürliche Geometrie der Transformationsgruppen“ und auf eine eigene Akademiearbeit gestützt, leitet er zunächst die Gleichungen der Ebenen des begleitenden Tetraeders, sodann die Formeln für das Bogenelement, für die erste und zweite Krümmung und schließlich die Frenet-Bianchischen Formeln ab. Er verwendet dabei die Cayleysche Maßbestimmung, nach welcher der Maßunterschied zweier Elemente als Funktion des Doppelverhältnisses dieser Elemente mit zwei entsprechenden Elementen der Maßfläche bestimmt wird. Durch die Anwendung der Graßmannschen Schreibweise ergeben sich die Resultate in recht übersichtlicher Form.

Die Arbeit erscheint mir sehr lesenswert.

Wien. O. Danzer.

Karl Prockl, Übersicht der an der meteorologischen Beobachtungsstation in Eger im Jahre 1914 angestellten Beobachtungen. Jahresbericht des Staatsgymnasiums Eger 1915, 3 S.

Aus den Tabellen lassen sich folgende Mittelwerte für das Jahr 1914 entnehmen:

Luftdruck (auf 0° C reduziert) 720·54 *mm* (absol. Schwankung 31·4); Temperatur 7·4° C (absol. Schwankung 34·8); Feuchtigkeit 75·8%; Niederschlagsmenge im Jahre 619·8 *mm* (mit 167 Tagen mit Niederschlägen, darunter 17 Gewittertage); Mittel der Windstärke 1·7; windstille Tage 51.

Die Beobachtungen wurden um 7 Uhr früh, 2 Uhr nachmittags und 9 Uhr abends von den Septimanern und einem Oktavaner verzeichnet.

Graz. R. Solla.

Eingesendet.

Erklärungen für das humanistische Gymnasium:

1. Von Dozenten der Universität Marburg.

Vor einigen Wochen wurde eine Erklärung von 65 Professoren der Universität Leipzig zu Gunsten des humanistischen Gymnasiums veröffentlicht: von den drei heute gleichberechtigten höheren Schulgattungen gelte ihnen das Gymnasium nach wie vor als die beste Vorbereitungsstätte für das Studium der Geisteswissenschaften und in den neuerdings wieder hervortretenden Bestrebungen, durch Abschaffung oder wesentliche Beschränkung des Unterrichtes in einer der klassischen Sprachen die Eigenart des humanistischen Gymnasiums zu zerstören, liege eine Gefahr für die Zukunft unseres deutschen Geisteslebens. Zu dieser Leipziger Kundgebung haben jetzt auch 45 Marburger Dozenten der geisteswissenschaftlichen Fächer ihre Zustimmung erklärt.

---

2. Von Dozenten der Universität Breslau.

Die vor 17 Jahren erfolgte Verleihung der Gleichberechtigung an die drei verschiedenen Gattungen der höheren Schulen hat dazu geführt, daß sich mehr und mehr auch Zöglinge der Realanstalten dem Studium der Geisteswissenschaften zuwenden. Es läßt sich nicht verkennen, daß darin eine große Gefahr liegt. Für eine Anzahl von Fächern ist Kenntnis des Griechischen unentbehrlich, für andere wünschenswert und in den meisten Fällen ist die sichere Kenntnis des Lateinischen, die das Gymnasium durch eine neunjährige gründliche Schulung vermittelt, von großem Nutzen. Die zur nachträglichen Aneignung dieser Kenntnisse an der Universität eingerichteten Kurse können ihren Zweck nur sehr unvollkommen erfüllen, da sie weder die Zwangsmittel noch die langsame und sichere Arbeitsweise der Schule anzuwenden in der Lage sind. Die unterzeichneten Lehrer der Breslauer Universität erklären daher, ohne die Vorzüge der auf Realgymnasien und Oberrealschulen erworbenen Bildung für andere Berufszweige verkennen zu wollen, daß sie die durch das humanistische Gymnasium vermittelte Bildung nach wie vor für die beste Vorbereitung zum Studium der Geisteswissenschaften halten, und bedauern die sich immer wiederholenden Versuche, die Eigenart des Gymnasiums anzutasten. Sie wissen sich in dieser Überzeugung eins mit ihren Leipziger Kollegen, die vor kurzem eine ähnliche Erklärung veröffentlicht haben.

Haase, Jungnitz, Karge, König, Lämmer, Nikel, Pohle, Rücker, Seppelt, Sickenberger, v. Tessen-Wesierski, Triebs, Wagner, Wittig (Katholische Theologie). — Arnold, Bultmann, Caspari, Hönnicke, Hoffmann, R. Otto, Steinbeck, Steuernagel, v. Walter (Evangelische Theologie). — Brie, Bruck, Fischer, Gretener, Heilborn, Leonhard, H. Meyer, Neuwiem (Rechtswissenschaft). — Obst, Weber (Staatswissenschaften). — Baumgartner, Guttmann, Hönigswald (Philosophie). — Friedensburg, Holtzmann, Kampers, Kaufmann, W. Otto, Seger, Stimming, Ziekursch (Geschichte). — Landsberger, Patzak (Kunstgeschichte). — Hillebrandt, Meissner, Prätorius, Schrader (Orientalische Philologie und Sprachwissenschaft). — Förster, Gercke, Kroll, Ziegler (Klassische Philologie). — Siebs (Deutsche Philologie). — Appel, Hilka (Romanische Philologie). — Abicht, Diels (Slawische Philologie). — Schneider (Musikwissenschaft).

Von der Schriftleitung am 6. Juli 1917 erledigt.

Zeitschrift

für die

österreichischen Gymnasien.

Verantwortliche Schriftleiter:

E. Hauler, L. Radermacher, H. Schenkl.

Achtundsechzigster Jahrgang 1917.
Viertes und fünftes Heft.

Erscheint zwölfmal jährlich.

WIEN, 1917.
ALFRED HÖLDER,
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Buchhändler der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Beiträge zur Zeitschrift bittet man an Prof. Dr. **E. Hauler** (IX., Währinger Gürtel 88), an Prof. Dr. **L. Radermacher** (XVIII., Hermann Pachergasse 7) oder an Prof. Dr. **H. Schenkl** (I. Universität, philologisches Seminar) zu senden.

Die Schriftleitung.

Bezugspreis für ein Jahr K 24·—.

Erste Abteilung.

Abhandlung.

Don Carlos in der Geschichte und Dichtung.

Wilhelm Maurenbrecher hat sich einmal über die Dichter bitter beklagt, weil sie so störend in die Tätigkeit des Historikers eingriffen. „Alle kritische Arbeit historischer Forschung," meinte er, „bleibt ohnmächtig gegenüber den Dichtungen gottbegnadeter Lieblinge der Menschen. Mit unüberwindlicher Macht bannt das Dichterwerk Geist und Seele der Menschen in eine bestimmte Vorstellung hinein; es läßt sie nicht los und zwingt immer wieder dieselbe Vorstellung den Gemütern auf." Mit dem gottbegnadeten Dichter war im besondern unser Jenaer Dichter und mit dem den menschlichen Geist bannenden Dichterwerk sein Don Carlos gemeint, dessen „rührende und interessante" Gestalt den „traurigen Namensvetter der Geschichte" gar nicht recht aufkommen lasse, obwohl „alle Welt wisse, daß der wirkliche Don Carlos ein ganz anderer gewesen als der ideale Jüngling unseres Dichters"[1]).

Wußte wirklich „alle Welt", daß der geschichtliche Don Carlos ein „ganz anderer" war als der dichterische? Einer wußte es nicht und dieser gab auch den eigentlichen Anlaß zur Klage: es war Adolf Schmidt, der nahezu 100 Jahre nach Schiller ebenfalls in Jena Geschichte lehrte und berufen war, dort als Nachfolger Droysens zu wirken. Schmidt hatte kurz vorher die Frage aufgeworfen, aus welchem Grunde Don Carlos aus einer Idealgestalt gleich zu einer „Karikatur" gemacht wurde, warum die neueren Geschichtschreiber ihn entweder als „eingefleischten Bösewicht" oder als einen „Idioten" hinstellten. Er hatte umgekehrt der Geschichtsforschung den Vorwurf gemacht, daß sie, einem förmlichen Drange folgend, mit sichtbarem Behagen die Schöpfungen der Poesie wie der Sage zu zerzupfen bemüht sei, so daß sie „im Eifer der Widerlegung" ihrerseits

[1]) Historische Studien über Don Carlos, in den Grenzboten 1874, Bd. 4, S. 241.

gar leicht ins „entgegengesetzte Extrem“ verfalle. „Gerade je glanzvoller,“ erklärte er, „das Lichtbild war, das St. Réal[1]) und Schiller von Don Carlos entwarfen, desto finsterer gestaltete sich das Schattenbild, das die Historiker ihm entgegenstellten. So rief das eine Extrem auf dem Boden der Dichtung, in natürlichem Rückschlag, das andere auf dem Boden der Geschichtschreibung hervor: der lebensfrische begeisterte Tugendheld wurde zum lebensunfähigen geisteszerrütteten Bösewicht.“ Dieser „pseudohistorische“ Don Carlos sei ebenso ein „Phantasiegebilde“ und „gleichweit von der Wirklichkeit entfernt“[2]).

Schmidt nannte, als er von den „neueren“ Geschichtschreibern sprach, keine Namen. Zweifellos spielte er aber auf Raumer, Helfferich, Koch, Mouy und Maurenbrecher an. Nach Raumer[3]) hatte Don Carlos „von Anfang an eine körperlich schwache und eine geistig bösartige Natur“, welches Übel sich „durch Leidenschaftlichkeit bis zum Wahnsinn steigerte“. Helfferich[4]) bezeichnet ihn als einen „Verrückten“ und „Wahnsinnigen“. Er erwähnt als Beispiele seines „hirnverbrannten Jähzornes“ jene geharnischte Ansprache, die Don Carlos an die Cortes richtete, um sie von dem beabsichtigten Antrag, daß er während der Abwesenheit des Königs die Regentschaft in Spanien übernehme, abzuhalten, ferner das Attentat auf Herzog Alba vor dessen Abreise nach den Niederlanden, um darauf sein Urteil zu fällen: „Weiterer Zeugnisse, daß man es mit einem Verrückten zu tun habe, bedurfte es nicht. Adriani[5]) hatte wohl recht, wenn er sagt: wegen Mangels an Verstand habe sich der Prinz wenig zum Regieren geeignet, abgesehen davon, daß er einigemal wütig wurde, so daß sein Vater sich genötigt gesehen, ihn binden zu lassen und ihm mit harten Worten das Unpassende seines Benehmens vorzuhalten.“ Anknüpfend an den Fluchtversuch des Prinzen bemerkt er: „Bei seinem heftigen Temperament mußte Don Carlos früher oder später auf einen bösen Gedanken geraten, der sich in seinem schwachen Kopfe als fixe Idee festsetzte.“ Alles in allem also ein „gemeingefährlicher Narr“ mit Wutanfällen und fixen Ideen, aber auch schon ein Schwachkopf, ein Idiot. Koch[6]), der Herausgeber der Berichte des kaiserlichen Botschafters Dietrichstein, sprach in den dazu gegebenen Erläuterungen seine Meinung ebenso kurz wie

---

1) Gemeint ist der im Jahre 1672 erschienene Roman „*Don Carlos, nouvelle historique*“, aus welchem Schiller seine Fabel schöpfte.

2) Epochen und Katastrophen (Berlin, 1874), S. 254 ff.

3) Briefe aus Paris zur Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts (1831), I., S. 157.

4) Don Carlos von Spanien, in Raumers Histor. Taschenbuch, 3. Folge, 10 (1859), S. 51 ff.

5) *Istoria de suoi tempi* (Florenz, 1583), S. 762, 798.

6) Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II. (1857), I., S. 222.

kräftig dahin aus: „Menschen wie Don Carlos gehören ins Tollhaus und nicht auf den Thron.“ Mouy, der fast gleichzeitig mit Gachard auf Grund neuer Quellen die Don Carlos-Frage eingehender behandelte[1]), kam ebenfalls zu dem Ergebnisse, daß der Prinz irrsinnig („*insensé*“) war, zugleich auch ein „Rebell“, und der Vater, der sich lange gescheut hatte, das schreckliche Wort Wahnsinn („*le mot terrible de folie*“) auszusprechen, gegen ihn einzuschreiten genötigt war. Endlich war es der bereits erwähnte Maurenbrecher, der in einem Vortrag über Don Carlos[2]) seine Ansicht in der Frage zusammenfaßte: „Wird man sich wundern, wenn ein solcher Prinz vielleicht halb für verrückt, halb für kirchen- und staatsgefährlich angesehen wurde?“ Und er fügte hinzu: „Ich denke doch, sein Wesen ist wirklich eine Mischung aus diesen unheilvollen Elementen gewesen.“

Wenn Schmidt gegen dieses aus der „grundsätzlichen Gegnerschaft von Dichtung und Geschichte“ entstandene Gegenbild Stellung nahm, verhehlte er sich nicht, daß dazu allerdings „ein Teil“ der gleichzeitigen Überlieferung eine Handhabe darbot. Zu dieser Art von zeitgenössischen Quellen gehören zunächst die offiziellen Mitteilungen über die Katastrophe und ihre Vorgeschichte. Sie kommen für Schmidt nicht ernstlich in Betracht. „Es ist leider,“ erklärt er, „nur zu gewiß, daß Geheimtuerei, Verstellungskunst und Lügenhaftigkeit das grundsätzliche Gepräge fast alles dessen war, was von Philipp II., seinem Kabinett und dem Kreise seiner vertrauten Höflinge ausging.“ Was von den offiziellen Nachrichten gilt, bezieht sich natürlich auch auf die Mitteilungen jener Gesandtschaftsberichte, welche aus ihnen schöpfen: sie verdienen das „entschiedenste Mißtrauen“. Von diesem Gesichtspunkt aus hält Schmidt insbesondere die italienischen Depeschen, die „so überaus gepriesen und so begierig ausgerupft“ wurden, für „sachlich meist nahezu wertlos, weil sie weit überwiegend nur absichtlich ausgestreute Hofgerüchte melden, die für den unbefangenen Forscher den Stempel systematischer Verdächtigung des Infanten an der Stirn tragen“. Größere Glaubwürdigkeit käme nur den Berichten der französischen Gesandten zu, weil sie bei der Königin Elisabeth, einer gebornen französischen Prinzessin, und damit auch bei Don Carlos, eine bevorzugte Stellung innehatten, und besonders jenen des österreichischen Gesandten, „weil er nach den ersten unbehilflichen Anfängen davon abließ, den künstlich gemachten Hofgerüchten zu trauen, und sich mehr und mehr auf unmittelbare Erfahrung, selbständige Anschauungen und auf unverdächtige Zeugen stützte“. Nichtsdestoweniger seien die meisten modernen Dar-

[1]) *Don Carlos et Philippe II* (Paris, 1863. Ich zitiere nach der 3. Aufl. 1888.).

[2]) Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. 4. Ser. Heft 90 (1869), S. 21.

steller in ihrer Auffassung den italienischen Depeschen und den absichtlich verbreiteten Hofgerüchten mit Vorliebe gefolgt. Diese Vorliebe brachte Schmidt wieder mit einer anderen Erscheinung in Verbindung, einer „Moderichtung in der neueren Geschichtschreibung“: sie bildet — nach der grundsätzlichen Gegnerschaft von Poesie und Geschichte und der „großenteils unlauteren“ Beschaffenheit des archivalischen Quellenstoffes — den dritten Erklärungsgrund für die „pseudohistorische“ Auffassung.

Schmidt stellte nämlich eine eigentümliche Tendenz innerhalb der modernen Literatur fest, die darauf ausgehe, „die verwerflichsten Charaktere der Geschichte aus Vorkämpfern einer willkürlichen und blutdürstigen Tyrannei in Vertreter der Weisheit und Gerechtigkeit umzugestalten“. Um nur ja „recht unparteilich“ zu erscheinen, um nicht am Ende als ein „Tendenzhistoriker“ zu gelten, wurden „augenfällige Unholde“, wie Philipp II., weil ihnen Glanz, Macht und Erfolg zur Seite standen, auf Kosten ihrer unglücklichen Opfer gerechtfertigt, idealisiert und bewundert. Dank dieser Modeströmung müsse Philipp als „makelloser Heros“, als „Inbegriff der Weisheit und Gerechtigkeit“ angestaunt und Don Carlos als „Teufel“ und „Kretin“ gebrandmarkt werden. Das aber heiße offenbar den Richtspruch der Geschichte, den zu fällen dieser zukomme, fälschen.

Schmidts geistreiche Vorbemerkungen schließen mit einem Hinweis auf den in der Weltgeschichte so oft sich wiederholenden Gegensatz zwischen dem regierenden Fürsten und dem Thronfolger, auf die Ähnlichkeit der Jugendschicksale Ludwigs XI. von Frankreich und Friedrichs des Großen mit jenen des Infanten. Würde man Friedrich, fragt er, „den Großen“ genannt haben, wenn er, wie es dessen Vater nach dem Fluchtversuch ganz ernstlich wollte, hingerichtet worden wäre? Das gewiß nicht, so lautet die Antwort, aber man würde als Hauptmaßstab seiner Beurteilung die durchaus schiefen und gehässigen Urteile des königlichen Vaters zur Anwendung gebracht haben. Er wäre danach als ein durchaus „eigensinniger, böser und effeminierter“ Taugenichts erschienen, der zu keiner ernsthaften Beschäftigung Lust hatte, mit seinem Gesicht „Grimassen“ machte, „als wenn er ein Narr wäre“, und der im Vorgehen seines Vaters, welcher ihn deshalb „streng überwachte“ und „tausendmal reprimandierte“, lediglich „Haß“ erblickte und dem Willen des Königs mit Trotz begegnete. Man hätte ihn den Worten seines Vaters gemäß als „Entarteten“ betrachtet, als einen, der „sich nichts aus den Soldaten mache“ und jenem „seine ganze Arbeit verderben werde“. Schmidt sah sich zu diesem vergleichenden Hinblick namentlich deshalb veranlaßt, weil „in jüngster Zeit“ ein Forscher die Sache des Don Carlos als eine „elende“ und dessen Persönlichkeit als eine „unwürdige und unbedeutende“ bezeichnet hatte.

Maurenbrecher war von der Darstellung Schmidts sehr unangenehm berührt. Der ebenerwähnte Forscher, der von einer „elenden Sache“ gesprochen, war nämlich — er selbst. Schmidts Buch enthielt aber noch eine andere Spitze, die seine Forscherehre verletzt haben mochte. Es war ihm da nämlich sehr deutlich zu verstehen gegeben worden, daß er einmal eine richtigere Auffassung vertreten habe, und zwar in einem fünf Jahre früher erschienenen Aufsatz über Don Carlos, zu welchem ihn die Veröffentlichung von Gachards klassischem Werk[1]) angeregt hatte. Da sprach er durchaus in Worten des Mitgefühles von einem „unglücklichen“ Prinzen, der „auf rätselhafte Weise von seinem eigenen Vater aus der Welt entfernt“ wurde, und der in seiner Jugend eine „gedeihliche Entwicklung“ erhoffen ließ. Don Carlos sei wohl „heftig“ gewesen, aber das sei „an und für sich noch kein allzu schlimmes Übel“. Die Gewalttätigkeiten, die er den Angaben der Zeitgenossen zufolge begangen, wurden da mit wohlwollender Nachsicht als „kleine Ereignisse“, die an einem großen Hofe im Leben eines Prinzen wohl vorkommen können, bezeichnet. Fast verächtlich nennt er derartige Mitteilungen „Anekdoten, die über den Prinzen verbreitet und von den geschäftigen Zungen diplomatischer Neuigkeitskrämer an ihre Höfe berichtet worden sind“. Wir hören da ausdrücklich von einem „Gegensatz des Seins und Wesens zwischen Vater und Sohn“, der sich in der Folge immer mehr vertiefte — ein Gegensatz, der sich auch auf die religiöse Haltung bezog und den Vater mit Sorge für die Zukunft erfüllen mußte. Die Frage, ob Don Carlos „Ketzer“ war, verneint er nicht ausdrücklich, aber unzweifelhaft war er in religiöser Hinsicht schwach und unzuverlässig, so daß ihn der Vater schon seit 1559 für „staats- und kirchengefährlich“ hielt[2]). Von „Schwachsinn“ ist hier nirgends die Rede.

Ganz anders erscheint Don Carlos in dem uns schon bekannten Vortrag[3]), worin die spanische Kronprinzentragödie gleich eingangs als „elende Sache“ gebrandmarkt und die befremdende Tatsache festgestellt wird, daß die Sympathien an eine so unwürdige und unbedeutende Persönlichkeit verschwendet wurden. Der „blasse Jüngling“ des ersten Aufsatzes ist jetzt ein „blasser Knabe“ geworden, unfähig, der „Rivale“ des königlichen Vaters zu sein. Der Prinz, der nach der früheren Darstellung in seinem Testament von 1564 „sehr viel gesunden Sinn und Verstand“ gezeigt hatte, erscheint nun „verworren und unklar in seinen Reden“, um schließlich, wie wir bereits wissen, „halb für verrückt, halb für kirchen- und staatsgefährlich“ angesehen zu werden.

---

[1]) *Don Carlos et Philippe II* (Brüssel etc. 1863).
[2]) Don Carlos, in der Histor. Zeitschrift 11 (1864), S. 277 ff.
[3]) Vgl. oben S. 243, Anm. 2.

Schmidt führte nun in seinem Verzeichnis über die benützte Literatur die beiden Aufsätze Maurenbrechers an. Zu dem ersten fügte er in Klammern hinzu: „Anknüpfend an Gachard, Gründliche Kritik“, zum andern aber: „Die Auffassung dieses zweiten Aufsatzes kann ich in wesentlichen Punkten nicht teilen.“ Maurenbrecher fühlte sich durch diese Bemerkung herausgefordert. Er war „nach erneuter Erwägung“ der einzelnen Zeugnisse zu einer Auffassung vorgedrungen, die nun als die irrige bezeichnet wurde. Wohl hatte er damals, als er den zweiten Aufsatz niederschrieb, keine „neuen aktenmäßigen Beweise“ in Händen, die den Wandel seiner Anschauungen gerechtfertigt hätten; aber just zu Ostern des Jahres, da Schmidt mit seiner ihm — und man könnte fast sagen sich selbst — so „diametral“ entgegengesetzten Auffassung vor die Öffentlichkeit getreten, entdeckte er einen solchen im Wiener Staatsarchiv. Es war ein Dokument, das, bisher dem Auge des Forschers entzogen, „alle bisherigen Zweifel und Unsicherheiten und Rätsel“ im historischen Endurteil, „alle Kontroversen“ über Don Carlos, wie er triumphierend bemerkte, „endgültig“ beseitigte. „Der Schleier war gelüftet“: Don Carlos war — „schwachsinnig“. Nun konnte er das, was er früher in mehr zurückhaltender Weise ausgesprochen hatte, „mit Bestimmtheit und Nachdruck“ behaupten[1]).

Man ist natürlich gespannt, diesen „Schlüssel zu allen Unklarheiten und Rätseln“, nach welchem so viele vergebens geforscht hatten, kennen zu lernen. Es ist eine vertrauliche Erklärung vom 6. März 1562, die der kaiserliche Gesandte Martin de Guzman im Auftrage des Königs durch Herzog Alba ausgestellt erhielt, als er um die Zustimmung zur Heirat des Don Carlos mit der ältesten Tochter Maximilians angehalten hatte. Philipp II. hatte auf das Werben des Kaiserhofes wiederholt schon eine ausweichende Antwort gegeben, indem er sich auf des Prinzen Kränklichkeit berief[2]). Dieser war tatsächlich an einem heftigen Wechselfieber erkrankt gewesen. Als man aber am Kaiserhofe gehört hatte, daß Don Carlos wiederhergestellt sei und der Plan bestehe, ihn mit seiner Tante Johanna zu vermählen, war Guzman beauftragt worden, die noch zu Lebzeiten Karls V. angeregte Heirat mit Erzherzogin Anna zum Abschlusse zu bringen. In der Resolution, die nun Guzman erhielt, wurde gesagt, das Unwohlsein („*indisposicion*“) des Prinzen sei noch dasselbe wie früher, und er sei durch die lange Krankheit so schwächlich, daß er in seiner Entwicklung gehemmt wurde. Das

[1]) Beiträge zur Geschichte Maximilians II., in der Histor. Zeitschrift 32 (1874), S. 291; Historische Studien über Don Carlos, in den Grenzboten 1874, 4., S. 246.

[2]) Es geschah dies am 8. März und im August 1561; Maurenbrecher in der Histor. Zeitschrift 32, S. 289.

war die offizielle Antwort, wie sie der Kaiser schon früher erhalten hatte. Diesmal aber wurde in einer vertraulichen Erklärung erläuternd hinzugefügt, daß der Prinz auch „im Urteil und Wesen wie im Verständnisse" weit hinter dem zurückgeblieben, was man von seinem Alter erwarten dürfe, und deshalb habe der König, der das Vertrauen zum Sohne verloren, die Hiehersendung seiner Neffen vorgeschlagen. Mittlerweile werde man ja sehen, ob sich der Gesundheitszustand bessere. Guzman setzte in seinem dem Kaiser darüber erstatteten Bericht seinerseits hinzu, daß das über Don Carlos Mitgeteilte „nicht fingiert", sondern „wirklich wahr" sei. Derselbe sei körperlich derart beschaffen, daß er „in Betreff besserer Gesundheit" seiner Meinung nach auch in zwei oder drei Jahren nicht zum Ehemann geeignet sein werde, weshalb es gut wäre, wenn die Erzherzoge so bald als möglich an den Königshof kämen.

Der König hatte tatsächlich im August des Vorjahres die beiden ältesten Söhne Maximilians, den Thronfolger Rudolf und Erzherzog Ernst, ganz offiziell eingeladen, an seinen Hof zu kommen, nachdem darüber schon seit Ende 1560 verhandelt worden war. Der Sachverhalt stellte sich also für Maurenbrecher auf sehr einfache, klare Weise dar: König Philipp hatte damals, als er die deutschen Neffen nach Spanien berief, jede Hoffnung auf eine Besserung im Zustande seines Sohnes aufgegeben und so entschloß er sich, nachdem er lange geschwankt und mit sich gerungen, wenigstens Kaiser Ferdinand in das „traurige Familienereignis" einzuweihen. „Sonst liebte es," bemerkte Maurenbrecher sehr richtig, „die spanische Politik nicht, deutlich über die Sache zu reden." Aber diesmal, meinte er weiter, sprach sie deutlich, und nachdem einmal das „aufschließende Wort" gefunden, kam in alle dunkeln Anspielungen Licht und Klarheit. Nun verstand er, was mit der „Beschaffenheit" gemeint war, als im Jahre 1563 die Heirat mit der Schottenkönigin Maria Stuart von Seite des spanischen Kabinettes abgelehnt wurde[1]). Er verstand aber auch die Erklärungen des Königs und seiner Minister, die nach der Verhaftung des Infanten zu deren Rechtfertigung hinausgegeben wurden, worin man sich ebenfalls auf die eigentümliche, sonderbare „Beschaffenheit" als Grund derselben bezogen hatte: „Alle diese Äußerungen Philipps vom Jahre 1568, über deren stellenweise nicht zu leugnende Undeutlichkeit man bisher so oft geklagt hat, sie erhalten jetzt ihr volles Licht und Verständnis, seitdem wir jene ausdrückliche und unumwundene Erklärung über den S c h w a c h s i n n als den Grund der üblen Entwicklung des Prinzen kennen gelernt haben."

Maurenbrecher hatte in seiner ersten Abhandlung über Don Carlos noch sehr wenig von diesen „gewundenen und geschraub-

[1]) Über die königliche Resolution vom 18. November 1563 vgl. Maurenbrecher in der Histor. Zeitschrift 11 (1864), S. 296.

ten" Erklärungen gehalten, so wenig, daß er seine Erzählung über des Prinzen Lebensschicksale mit der Nacht des 19. Januar 1568, da er verhaftet wurde, abbrach, weil das, „was wir weiterhin noch über ihn hören, alles doch nur soviel sei, als Philipp für gut gehalten, die Welt wissen zu lassen". Ob das aber, fügte er hinzu, wahr sei, „wir bekennen, wir wissen es nicht". Jetzt aber, nach der Auffindung jenes Dokumentes vom 6. März 1562, hielt er es für „absolut undenkbar", alle diese Aussagen, die mit den früheren Erklärungen im Einklang standen, als „Lügen" zu verwerfen [1]).

Mit diesem Dokument ausgerüstet, trat er mit Schmidt, dem vom Dichter Verführten, der ihm den Fehdehandschuh zugeworfen, in die Schranken. Eben damals, als er über das berufstörende Wirken der Poeten Klage führte, nannte er Schmidts Darstellung einen „Wiederbelebungsversuch des dichterischen Don Carlos" [2]), bezeichnete sie wohl als „geistreich", aber als wissenschaftlich „unhaltbar", nur „scheinbar" kritisch begründet. Es war dies gewiß ein schwerer Vorwurf, über welchen auch einige schmeichelhafte Worte über seinen Gegner wie „einer unserer gewiegtesten und verdientesten Historiker" oder „ein Historiker wissenschaftlichen Rufes" und „ein strenger Forscher" nicht hinweghelfen konnten.

Schmidt hieb zurück, und zwar sehr kräftig. Die etwas schulmeisterliche Art, mit der ihn Maurenbrecher zu belehren suchte, hatte ihn offenbar verdrossen. Er bezeichnete die Besprechung seines Buches durch Maurenbrecher als ein Schulbeispiel dafür, „wie nicht die historische Kritik gehandhabt werden dürfe" [3]). Das „neue" Dokument — er nannte es ironisch die „Offenbarung" — warf ihn keineswegs um; den „Weltentdeckerjubel" konnte er durchaus nicht teilen. Kühl fragte er: Von wem stammt der Bericht? Denn das müsse doch, meint er, die erste Frage des Quellenkritikers sein. Und die Antwort war: von einem Spanier vom Scheitel bis zur Sohle, einer ausgesprochenen Kreatur Philipps II., der sich dazu hergab, dem Kaiser das österreichische Heiratsprojekt gründlich zu verleiden. Die Bekräftigung der vertraulichen Mitteilungen Herzog Albas durch Guzmans Versicherung, sie seien nicht fingiert, sondern wirklich wahr, findet er verdächtig: „*Qui s'excuse, s'accuse.*" Schmidt bezweifelt auch sehr stark, ob Guzman in der Lage war, aus persönlicher Erfahrung zu urteilen, und bestreitet vor allem die „Deutlichkeit" der königlichen Erklärung und der Geleitworte

[1]) Ebenda, S. 309, 314 ff.; Grenzboten 1874, 4., S. 292 ff.

[2]) Grenzboten, S. 224 ff.

[3]) Erwiderung auf Herrn Maurenbrechers Besprechung meiner Arbeit über Don Carlos. Zur Beleuchtung des Recensierwesens und der Begriffe von historischer Kritik. Beilage der Jenaer Literaturzeitung Nr. 51 (Dez. 1874).

Guzmans, weil dieser bei seinem trüben Ausblick auf die Zukunft wieder nur von „körperlichem" Befinden spricht und Kaiser Ferdinand auf des Prinzen „bessere Gesundheit" vertröstet wird.

Was zunächst diesen Punkt betrifft, erscheint Schmidt zweifellos im Recht. Es ist tatsächlich schwer verständlich, wie Maurenbrecher, der sich so eingehend mit der Regierung Philipps II. beschäftigt und reichlich Gelegenheit hatte, die Aufrichtigkeit der aus seinem Kabinette erflossenen Äußerungen, in welchen das Wort „*disimulacion*" eine geradezu auffallende[1]) Rolle spielt, an der Hand der Tatsachen zu überprüfen, dazu kommen konnte, gerade diesem Aktenstück eine solche Beweiskraft zu geben, daß damit die Don Carlos-Frage „endgültig" aus der Welt geschafft sein sollte. Möglich, daß das lebhafte Bestreben, dem Angriffe Schmidts zu begegnen und jenen „neuen" aktenmäßigen Beweis zu finden, der die Wandlung seiner Auffassung in der Zeit von 1864 bis 1869 rechtfertigen konnte, seinen kritischen Sinn geblendet hat. Sicherlich aber unterlag er in dieser Stimmung leichter der Verführung, die ja, wie nicht geleugnet werden soll, durch das Zusammentreffen der vertraulichen Mitteilungen des Herzogs Alba mit einer unwiderleglichen Tatsache, mit der Berufung der Erzherzoge an den spanischen Hof, etwas nahe liegt.

In Wirklichkeit aber hatte es mit der Anwesenheit der deutschen Prinzen eine ganz andere Bewandtnis[2]). Sie verfolgte den Zweck, die katholische Erziehung der Söhne Maximilians sicherzustellen. Mit Schrecken hatten die Verfechter der alten Kirche wahrnehmen müssen, daß selbst der Kaiserhof vor dem Eindringen der neuen Lehre nicht geschützt war; denn der Sohn Ferdinands I., der Thronfolger Maximilian, hatte sich ihr zugewandt. Es gelang wohl, ihm das Versprechen abzuringen, daß er im Schoße der katholischen Kirche verbleiben werde. Aber man wußte am spanischen Hofe nur zu gut, daß es keine innerliche Bekehrung war und Maximilian in seinem Herzen dem Protestantismus freundlich gesinnt blieb. Da galt es also vorzubeugen, daß die „Ansteckung" von Seite der Ketzer, welcher der Vater erlegen, nicht auch seine Söhne, vor allem den Thronfolger, befalle. Nur aus diesem Grunde erfolgte, im unmittelbaren Anschlusse an Maximilians „Bekehrung", die Berufung der deutschen Neffen, welcher sich der königliche Vater zähneknirschend fügte. Die Aussicht auf die Sukzession eines deutschen Habsburgers auf den spanischen Thron an Stelle des Infanten war nur der Köder, um Maximilian den folgenschweren Entschluß zu erleichtern. Niemand wußte das besser als Maximilian selbst. Wäre er von dem Ernst des deutschen Sukzessionsprojektes

[1]) Helfferich, a. a. O., S. 63.

[2]) Vgl. Bibl, Die Don Carlos-Frage, in den Mitteilungen des Inst. f. Österr. Geschichtsf. 36, S. 463.

überzeugt gewesen, so würde man es schwer begreifen, daß Maximilian schon nach zwei Jahren die erste Gelegenheit benützte, um die Erzherzoge heimzurufen. Wie klar man in Wien die wirkliche Sachlage erkannte, zeigt folgende Äußerung des ersten Ministers des Kaisers: „Wollte, daß die Erzherzoge schon wieder da wären; das pfand ist vil zu costlich. Aber es scheint, man wolle sie nicht herauslaßen, höchstens den ältesten, und sich auf dessen prinzen *affaire* ausreden"[1]). Also eine Ausrede, weiter nichts. Daß die dem kaiserlichen Gesandten erteilte Resolution vom 6. März 1562 nicht so „deutlich" war, beweist am besten die Tatsache, daß man am Kaiserhofe fortfuhr, die Heiratsangelegenheit zu betreiben, besonders als man Nachrichten erhalten hatte, daß der Infant gesünder und stärker werde.

Das neue Dokument erscheint also bei näherer Betrachtung durchaus nicht so beweiskräftig und somit muß die Feststellung, daß Don Carlos schwachsinnig — und zwar schon vor dem Sturze in Alcala[2]) — war, als verunglückt bezeichnet werden. Wir haben doch zu viele maßgebendere Zeugnisse, welche das Gegenteil besagen. Schmidt führte sie in seiner Darstellung an und berief sich dabei auch auf die Berichte der französischen Gesandten und ganz besonders jene des österreichischen Botschafters Dietrichstein, denen er die „weitaus größte" Glaubwürdigkeit beimaß. Maurenbrecher bestritt dies. Sich auf Dietrichsteins Depeschen zu stützen, wenn man die Aussagen der spanischen Regierung Lügen strafen wolle, sei, so behauptete er, ein „kühnes Unternehmen"[3]). Da gerade um diesen Punkt, entsprechend seiner beiderseits anerkannten Wichtigkeit, der Streit am heftigsten geführt wurde, verlohnt es sich wohl, ihn etwas näher zu betrachten.

Dietrichstein war im Frühjahr 1564 mit den beiden Erzherzogen in Spanien angelangt. Der erste und wichtigste Auftrag, den er mitbrachte, war, die Heirat der Erzherzogin Anna zum Abschlusse zu bringen, und so versteht es sich von selbst, daß er der Person des spanischen Thronfolgers von allem Anfang an ein ganz besonderes Interesse entgegenbrachte. Er beeilte sich daher, noch von Valencia aus, Maximilian ein Bild von dessen äußerer und innerer Beschaffenheit zu geben. Dasselbe war in der Tat wenig schmeichelhaft. Allein — das muß betont werden — damals hatte er Don Carlos noch nicht gesehen gehabt,

---

[1]) Bericht des Dr. Zasius an den Kurfürsten August von Sachsen vom 13. Juli 1568 (Dresden, Hauptstaatsarchiv III 51a, Fol. 24°, Nr. 10, Bl. 491).

[2]) Dieser Unglücksfall, der sich am 19. April 1561 zutrug, wurde von Cabrera, dem Geschichtschreiber Philipps II., als Ursache der Geisteszerrüttung angeführt. Vgl. Gachard, a. a. O., S. 142.

[3]) Grenzboten 1874, 4, S. 288.

er referierte bloß, wie er selbst sagte, „nach dem Hörensagen“[1]). Als er ihn dann persönlich gesehen und gesprochen, gab er abermals eine ausführliche Beschreibung, die sich wesentlich von der früheren unterschied. Zwar über seine äußere Erscheinung konnte er nicht viel Erfreulicheres melden. Er schildert ihn als einen kränklichen („presenhafften“), schwächlichen Jüngling mit nicht unschönen Gesichtszügen, mit ungleichen Schultern, etwas buckelig, hinkend und mit einem Sprachfehler behaftet. Dagegen fand er, daß die Fragen, welche Don Carlos an ihn richtete, durchaus nicht so „ungereimt“ waren, wie man ihm erzählt hatte, und daß er ein „gutes Gedächtnis“ und „Scharfsinn“ besitze. Dietrichstein bekam den Eindruck, daß man seine Fehler „größer“ mache, vieles nur „vorgebe“, um die Heirat mit der Erzherzogin zu hintertreiben[2]).

Schmidt legte auf den Unterschied der beiden Depeschen, auf den förmlichen „Widerruf“ der ungünstigen Mitteilungen der ersteren großen Wert und machte es Maurenbrecher zum Vorwurf, daß er dieses Moment nicht gebührend berücksichtigt habe. Maurenbrecher ließ das nicht gelten und führte zu seiner Rechtfertigung an, daß Dietrichstein auch in späteren Berichten erklärte, er könne den Prinzen „nicht viel anders beschreiben als zuvor“. Diese Äußerung ist in der Tat nicht wegzuleugnen, allein sie bezieht sich, wie aus dem ganzen Sachverhalt hervorgeht, zweifellos bloß auf die äußere Erscheinung und die schwache Körperbeschaffenheit[3]). Aber selbst wenn damit auf seine „seltsame Eigenschaft und Condition“ angespielt sein sollte, so würde dies nicht gegen Schmidt sprechen; denn jene Ausdrücke sind durchaus nicht gleichbedeutend mit „Schwachsinn“ oder „Verrücktheit“.

Wiederholt spricht Dietrichstein von Fehlern oder „Mängeln“ seiner „Beschaffenheit“ (Eigenschaft, Kondition, Natur), er gibt sie zu, fügt indessen ausdrücklich hinzu, daß sie auf eine fehlerhafte „Erziehung“ zurückgingen und noch gutzumachen wären[4]). Gelegentlich läßt er auch ganz deutlich durchblicken, was er darunter verstand: es waren die Äußerungen von Eigensinn, Ungehorsam und Heftigkeit. Einmal teilt Dietrichstein dem Kaiser mit, König Philipp habe dem Prinzen gedroht, seinen Mutwillen nicht länger dulden zu wollen; falls er nicht davon abstehe, werde er ihn wie einen „Unvernünftigen“ strafen[5]). Da kann

---

1) Bericht an Maximilian vom 22. April 1564. Koch, a. a. O., I, S. 120 ff.
2) Bericht an Maximilian vom 29. Juni 1564. Ebenda, S. 124 ff.
3) Vgl. seine Depesche vom 29. Juli 1564. Koch, a. a. O., S. 132.
4) Vgl. seine Depeschen vom 10. März, 26. April, 18. Mai 1567, 21. und 22. Januar, 8. und 19. Mai 1568. Ebenda, S. 183, 185, 189, 201 f., 205, 215, 216 f. In dem Bericht vom 18. Mai gibt er der Hoffnung Ausdruck, Don Carlos werde noch „vill anderst werden alls man vermaint“. Vgl. Schmidt, Epochen, S. 350.
5) Vgl. Depesche vom 21. Januar 1568.

es sich doch nicht, wie Schmidt treffend bemerkte, um „Verstandesmangel“ oder „wirre Reden“ gehandelt haben, sondern eben um die allgemein bekannten Eigenschaften des Eigensinnes, Zornes usw.; denn von einem Geistesschwachen oder Verrückten unter Androhung einer Strafe zu verlangen, er solle sich ändern („verkehren“), hätte doch wahrhaftig wenig Sinn gehabt.

Dietrichstein führt aber auch einige Ursachen jener „seltsamen Beschaffenheit“ an: die von Philipp jahrelang betriebene Verschleppung der Heirat mit Erzherzogin Anna, die er so liebte, daß er ihr Bild stets bei sich trug, und den Mangel einer selbständigen Stellung, wie etwa die Statthalterschaft über die Niederlande, denen „all sein sinn und gedanken“ galten [1]). Kein Zweifel also, daß Dietrichstein mit der „seltsamen“ Natur die Äußerungen der Ungeduld und des Zornes über die ungebührliche Behandlung meinte — Äußerungen, die wir sehr wohl verstehen können, wenn wir die näheren Umstände kennen lernen. Dietrichstein beruft sich übrigens auch nach der Katastrophe, als schon die offizielle Auslegung des geheimnisvollen Wortes „seltsame“, beziehungsweise „eigentümliche Beschaffenheit“ als „Verstandesmangel“ erfolgt war, auf das Zeugnis des prinzlichen Beichtvaters, der ihm versichert hatte, Don Carlos habe seine „Mängel“, aber nicht solche der „Vernunft“, anderseits habe er aber auch „gar große Tugenden“, so daß zu hoffen sei, er werde einst ein „tugendsamer guter Fürst“ sein [2]). Wenn Maurenbrecher noch die Äußerung Dietrichsteins, der König habe zu seinem Vorgehen „billige Ursachen“ gehabt, ins Treffen führt, so besagt sie in keiner Weise, daß der Botschafter damit den „Verstandesmangel“ anerkannt habe; erzählte man sich doch am Hofe, daß Don Carlos mit den Niederländern in Verbindung gestanden, daß er fliehen wollte, daß man bei ihm ketzerische Bücher gefunden habe u. a. m.

Daß Schmidt vollkommen im Rechte ist, beweist mehr als alle Wortklaubereien und Analysen des Textes, der von Koch überdies nicht in sehr verläßlicher Weise wiedergegeben wurde, in schlagender Weise die eine Tatsache, daß Dietrichstein

[1]) Vgl. die Depeschen vom 29. Juni 1564, 22. Oktober 1565, 24. Januar und 31. März 1566, 10. März, 26. April und 14. Dezember 1567. Koch, a. a. O., S. 127, 150 f., 159, 183, 185, 201.

[2]) Depesche vom 22. April 1568. Koch, a. a. O., S. 214 (dort ist der Schlußsatz ausgelassen!). — Wenn Maurenbrecher gegen dieses Zeugnis einwandte, daß der Beichtvater, der dem Prinzen zu Ostern, wie es hieß, die Beichte abgenommen und die Kommunion gespendet hatte, „notwendigerweise“ sich gedrängt fühlte, „die Geistesstörung seines Beichtkindes abzuschwächen und in möglichst geringem Umfange hinzustellen“, so könnte man das zur Not als einen — allerdings sehr schwachen — Erklärungsgrund gelten lassen. (Er hätte doch ruhig sagen können, daß Don Carlos damals, zu Ostern, nicht geistesgestört war!) Aber mußte er noch weiter lügen und sagen, der Prinz werde gewiß einmal ein guter Fürst werden?

unausgesetzt die Heiratsangelegenheit weiter betrieb, ja selbst noch nach der Gefangensetzung des Prinzen den Kaiser dazu drängte, die Eheverhandlungen zum Abschlusse zu bringen, weil dies die einzige Möglichkeit wäre, Don Carlos zu retten, ihn vor seinem Schicksal zu bewahren. Mehr als einmal hatte er dem Kaiser gegenüber seine feste Zuversicht ausgesprochen, daß diese Heirat auf den Prinzen einen wohltuenden Einfluß ausüben werde, er ein „anderer" werden würde[1]).

Hält man sich diese Tatsache gehörig vor Augen, so wird man doch vor dem Gedanken zurückschrecken, daß Dietrichstein in vollem Bewußtsein von des Prinzen Geistesgestörtheit dem Kaiser zugeredet haben sollte, ihm sein „liebstes Kind"[2]) zur Gemahlin zu geben, einem Tobsüchtigen, vor dem das Leben der Erzherzogin, von der ersten Stunde ihres Zusammenseins angefangen, nicht sicher gewesen wäre! Nur um den Preis des Verdienstes, die vom Kaiser so lebhaft gewünschte Verbindung zu stande gebracht zu haben, würde der Diplomat wohl schwerlich diese Verantwortung auf sich genommen haben, wenn er nur den leisesten Zweifel an des Prinzen Zurechnungsfähigkeit gehabt hätte. Eine andere Frage ist, ob ihn vielleicht sein Diensteseifer den vom Kaiser in Aussicht genommenen Schwiegersohn in einem ganz unbegründet freundlichen Lichte erblicken ließ, so daß er trotz seines mehrjährigen Aufenthaltes am spanischen Hofe dessen Zustand nicht richtig erkannte. Aber selbst wenn sich diese Frage bejahen ließe, so würde das gar nichts gegen die von Schmidt aufgestellte Behauptung beweisen, daß die Berichte Dietrichsteins ein gewichtiges Zeugnis gegen die Annahme des „Schwachsinns" des Don Carlos darstellten.

Maurenbrecher ließ auch die andere von Schmidt für seine Auffassung herangezogene Quelle, die französischen Gesandtschaftsberichte, nicht gelten. Die zwei von ihm als Gegenbeweise angeführten Beispiele — es sind die Berichte St. Sulpices vom 15. August 1563 und 12. Juni 1564 gemeint — sind allerdings nicht sehr glücklich gewählt, denn die dort enthaltenen Bemerkungen über die „imbezillen" Eigenschaften des Prinzen werden sich im ersteren Falle sicherlich nicht, im zweiten nur schwer als das eigene Urteil und nicht als Wiedergabe eines anderen — dort war es Ruy Gomez — erweisen lassen. Zugegeben werden soll, daß die Unterscheidung, was als die Meinung des Gesandten und was als bloßes Referat zu betrachten ist, allerdings oft recht schwierig ist, abgesehen davon, daß man selten genau weiß, ob dasjenige, was als persönliche Ansicht vorgetragen wird, auch wirklich diese ist, gar wenn sie im Widerspruch

[1]) Depeschen vom 24. Januar 1566, 13. und 22. April und 8. Mai 1568. Ebenda, S. 151, 212, 214, 215.

[2]) Eigenhändiges Schreiben Maximilians II. an Dietrichstein vom 26. März 1565 (Nikolsburg, Archiv Dietrichstein).

zur offiziellen steht, weil immer damit gerechnet werden mußte, daß die Depesche „aufgefangen“ werden konnte.

Auch die Berichte seines Nachfolgers Fourquevaux, obwohl dieser infolge der Ablehnung des französischen Heiratsprojektes durch den Prinzen — es war ihm die jüngere Schwester der Königin, Margareta von Valois, zugedacht — und dessen entschiedener Hinneigung zur ältesten Kaisertochter, auf die es Karl IX. von Frankreich selbst abgesehen hatte, im allgemeinen auf Don Carlos nicht gut zu sprechen war, geben der Annahme vom „Schwachsinn“ keine rechte Stütze. Wiederholt erwähnen sie den „Gegensatz“ zwischen Vater und Sohn, den „Haß“, mit welchem sie sich gegenseitig verfolgten, den Ungehorsam des Sohnes und gelegentliche „Besserungen“ in den Beziehungen zueinander[1]; sie bestätigen also das, was wir auch von Dietrichstein und anderen maßgebenden Zeugen berichtet sehen. Hätte Fourquevaux in Don Carlos wirklich einen unzurechnungsfähigen, gemeingefährlichen Idioten gesehen, so würde er anstatt von einer Besserung des feindseligen Verhältnisses wohl eher von einer Besserung im Befinden des Prinzen gesprochen haben; denn für gewöhnlich gilt es als selbstverständlich, daß ein Tobsüchtiger seine Wärter — mit diesem Worte könnte man übrigens recht wohl seine engere Umgebung bezeichnen — haßt. Gelegentlich einer solchen Besserung der gegenseitigen Beziehungen wurde er, wie Dietrichstein und Fourquevaux übereinstimmend melden, mit dem Präsidium des Staatsrates betraut. Schmidt hat mit Recht darauf hingewiesen, wie lächerlich die Annahme ist, daß ein notorischer Idiot an die Spitze einer so wichtigen Körperschaft sollte gesetzt worden sein.

Schmidt führte auch einen der Berichte des französischen Gesandten Fourquevaux — es ist die Depesche vom 8. Mai 1568 — ganz besonders an, um die Vorgänge der Osterwoche dieses Jahres zu beleuchten. Sie sind in der Tat höchst merkwürdig. Dem schon im „Turme“ sitzenden Prinzen wurden da, angeblich auf dessen eigenes heftiges Verlangen, die heiligen Sakramente gespendet, die er bisher zurückgewiesen hatte. Einem „Verrückten“ durften sie natürlich nicht verabreicht werden. So schloß man denn aus diesem vom spanischen Kabinette mit sichtbarer Freude und Genugtuung in alle Welt ausposaunten Tatbestand nicht mit Unrecht, daß der Prinz nicht geistesgestört war. Zweifellos war Philipp in einer sehr mißlichen Lage. Hätte er den Empfang der österlichen Beichte und Kommunion nicht gemeldet, so wäre das gleich nach seiner Verhaftung aufgetauchte Gerücht von des Prinzen „Ketzerei“ glaubhaft erschienen. Meldete er

[1] Depeschen vom 3. November 1565, 15. April, 30. Juni, 24. August und 12. September 1567; ferner sein Memoriale für Aubespine vom 30. Juni 1567. Vgl. Gachard, a. a. O., S. 272, 450, 473; Douais, *Dépêches de M. Fourquevaux I*, S. 199, 220, 225, 237.

ihn aber, dann lief er Gefahr, daß man an die offiziell als Grund der Gefangensetzung ausgegebene Verrücktheit nicht glaubte.

Zu jenen Leuten, die aus der amtlich bekanntgegebenen Tatsache, daß der Prinz selbst die heiligen Sakramente begehrte und auch erhielt, den Schluß zogen, daß er nicht verrückt sei, und nun seine Befreiung aus dem Gewahrsam und Versöhnung mit dem Vater erhofften, gehörten auch, wie Fourquevaux meldet, die häuslichen Diener des Don Carlos. Sie führten, heißt es in seinem Bericht, den Abendmahlsvorgang „als Beweis gegen seinen Verstandesmangel, den der König und andere vorgeben", an[1]). Allerdings erwähnt der Botschafter gleich darauf die Äußerung eines „Herrn, der von allen Vorgängen unterrichtet ist und mehr weiß als die früher erwähnten", daß dieser Schluß nicht berechtigt sei, da es bei Geistesstörungen „Intervalle" gebe. Sie entsprach vollkommen dem offiziellen Standpunkt, wie er in dem Schreiben Philipps an seine Schwester (die Kaiserin) vom 19. Mai 1568 sehr umständlich zum Ausdruck gebracht wurde[2]).

Man sollte nun glauben, daß die „häuslichen Diener", die hier gewissermaßen die öffentliche Meinung darstellten, den Prinzen besser kannten als die „wohlinformierte" hochgestellte Persönlichkeit, welche die offizielle Version vertreten mußte. In der Äußerung des Gesandten, daß diese Person — vielleicht ist es wieder Ruy Gomez gewesen — „besser" unterrichtet war, kann man eine überaus feine Ironie erblicken, den Ausdruck der Verbitterung eines Mannes, der seiner Regierung das Geheimnis der Kronprinzentragödie enthüllen soll und selbst nichts erfahren kann, da sogar die Königin, wie er sich spitzig ausdrückte, „nur soviel erfährt, was ihr Gemahl derselben zu sagen für gut befindet"[3]).

Indessen läßt sich hinsichtlich der französischen Gesandtschaftsberichte streiten. Es kommt hier lediglich auf den Standpunkt an, den man bei deren Beurteilung einnimmt. Ist jemand überzeugt, daß der Prinz schwachsinnig war, dann weiß natürlich jene gutunterrichtete Persönlichkeit mehr als diejenigen, welche der Meinung waren, daß der „Verstandesmangel" nur „vorgegeben" wurde, daß sich dahinter etwas anderes verbarg,

---

[1]) Die betreffende Stelle (vgl. Gachard, *Don Carlos et Philippe II*, S. 593 f.) lautet: „*Du quel acte, et qu'il est devenu doulx et humain contre sa coustume, s'en faict grand' feste par ceux qui desireroient sa liberté, mesmement par ses serviteurs domestiques, prenant argument là-dessus que ledict prince n'a pas la faute de jugement et discretion que le roy son pere et aultres pretendent, car s'il n'estoit capable de bonne raison, on ne luy eust pas administré le sainct sacrement, parquoy ils esperent que, parmi cetti detention qui luy sert de penitence et d'amendement, qu'il plaira à sondict pere le delivrer et recevoir en grace.*"

[2]) Ebenda, S. 569 f.

[3]) Depesche vom 26. März 1568. Mouy, *Don Carlos et Philippe II*, S. 309.

was der König nicht bekennen wollte, wie Zurückweisung der Sakramente, Opposition also gegen die kirchlichen Gebote und gegen den Vater überhaupt, und daß nun, nachdem der Trotz des Prinzen gewichen und derselbe „sanft" geworden, die „Versöhnung" mit dem Vater erfolgen werde. Und dann enthält auch die Bemerkung des Gesandten, dieser sein hoher Gewährsmann müsse es besser wissen, keine Ironie, sondern stellt seine innerste Überzeugung dar.

Auffallend ist nur, daß uns dieser Verdacht, der König habe den „Verstandesmangel" nur „vorgegeben", so häufig begegnet. So bei Dietrichstein, der ihn, wie wir wissen, gleich bei seiner Ankunft in Spanien ausgesprochen und ihn auch noch nach vier Jahren, nach der Verhaftung des Prinzen, äußerte[1]), und vor allem bei dessen langjährigem Freund und Berater Dr. Suarez. Sein Brief vom 18. März 1568[2]) spielt bei Schmidt eine ganz besondere Rolle — mit Recht. Er ermahnt darin Don Carlos, die Pflichten eines Christen genauer zu nehmen. „Was wird die Welt dazu sagen," klagt er, „wenn sie erfährt, daß Eure Hoheit gar nicht beichtet und sich noch anderer schrecklicher Dinge schuldig macht, die bei jedem anderen Anlaß geben würden zu einer Untersuchung von Seite des heiligen Offiziums (Inquisition), ob derselbe ein Christ sei oder nicht." Er warnt ihn weiter, seinem Vater fernerhin mit Ungehorsam zu begegnen und seinem Mißmut und Zorn freien Lauf zu lassen. Seinen Feinden, deren Zahl von Tag zu Tag wachse, gebe er dadurch „Grund zu sagen, das sei Verrücktheit und Verstandesmangel".

Schmidt hatte diese Stelle[3]) aus dem in jeder Hinsicht hochbedeutsamen Schreiben besonders unterstrichen. Doch hatte er, der französischen Übersetzung Gachards folgend, anstatt „Grund" den Ausdruck „Vorwand"[4]) gebraucht. Maurenbrecher nahm später diese etwas freiere Übertragung des spanischen Textes zum Anlaß, seinem Gegner vorzuwerfen, er habe sich infolge der „unrichtigen" Übersetzung „munter und sorglos in kühnen Schlüssen" ergangen[5]). Nun, darüber soll hier nicht abgeurteilt werden. Philologen mögen Maurenbrecher beistimmen; dem Sinne nach aber wird er oder eigentlich Gachard schon das Richtige getroffen haben. Maurenbrecher bezeichnet Dr. Suarez

---

[1]) Bericht vom 21. Januar 1568. Koch, a. a. O., S. 204.

[2]) Vgl. Gachard, a. a. O., S. 398 ff.

[3]) Sie heißt im Wortlaute: *Pensarlo, no habiendo alguno, es tan de todo punto condenado y ocasionado á que haya atrevimiento, como para que los enemigos de V. A. le tengan de decir que es locura y falta de capacidad.*

[4]) Schmidt (Epochen und Katastrophen, S. 345) übersetzte: „Die Feinde des Prinzen seien aber lüstern nach Vorwänden, um ihn für wahnsinnig und regierungsunfähig zu erklären."

[5]) Vortrag über Don Carlos (2. Auflage, 1876), S. 44.

selbst als „Freund“ des Don Carlos. Man denke doch nur nach! Dieser anerkannt geistvolle Mann soll der Freund eines Idioten sein und nun bemüht er sich, diesem Idioten ins Gewissen zu reden, sein unkirchliches Verhalten und seine aussichtslose, seine ganze Zukunft gefährdende Opposition aufzugeben! Was hätte eine solche freundschaftliche Mahnung einem Schwachsinnigen gegenüber auszurichten vermocht? Sie hätte gerade so wenig Sinn gehabt wie die wiederholte Drohung des Königs, den Thronfolger, wenn er sich nicht ändere, wie einen „Unvernünftigen“ zu behandeln. War Don Carlos wirklich nicht bei Vernunft, dann hätten der geistreiche Freund und der „weise“ König recht unvernünftig gehandelt.

Der Brief des Dr. Suarez erinnert an einen anderen wohlwollenden Berater des Prinzen, den gelehrten Bischof Onorato Juan. Auch er hatte es an wiederholten Ermahnungen, seine religiösen Pflichten besser zu betätigen, nicht fehlen lassen. Don Carlos war trotzdem seinem einstigen Lehrer bis an dessen Lebensende in treuer Liebe ergeben. Er nennt ihn seinen „besten Freund“ und als der Bischof den Tod herannahen fühlte, bestimmte er Don Carlos zum Exekutor seines letzten Willens[1]). Ein Idiot der Freund und Vollstrecker des letzten Willens eines der gelehrtesten und geistreichsten Männer Spaniens — diese Vorstellung mutet wirklich etwas toll an!

Doch genug von der wissenschaftlichen Auseinandersetzung Maurenbrechers mit dem vom Dichter verführten Jenaer Historiker. Die Auffassung Maurenbrechers krankt an einem empfindlichen Mangel: er hat sich zu sehr von den offiziellen und offiziösen Mitteilungen und den daraus schöpfenden Gesandtschaftsberichten beeinflussen lassen, ohne sie an der Hand gut bezeugter Tatsachen gehörig auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. Schmidt hatte in seinen Vorerinnerungen vor dem „Götzendienst“, der mit den diplomatischen Korrespondenzen getrieben wurde, gewarnt — sehr mit Recht. Doch Maurenbrecher hat diese Warnung in den Wind geschlagen. Auf die Aussagen eines vom König Philipp abhängigen, durch und durch spanisch fühlenden Gesandten hat er seine These vom „Schwachsinn“ gegründet und glaubte, sie dann auch mit den Beobachtungen Dietrichsteins erhärten zu können. Mit wirklicher Berechtigung konnte er dies nur bei jener Depesche vom 22. April 1564 tun, worin der Gesandte den Prinzen in den schwärzesten Farben schilderte, wie er so „kindisch als ein kind von sieben jaren“ sei, allerlei ungereimtes und wirres Zeug rede, zu nichts Sinn als zum Essen habe usw.[2]). Sie dürfte auch nicht wenig dazu bei-

[1]) Vgl. Ranke, Sämtliche Werke 40, 41, S. 516. Dieser sagt sehr treffend: „In seinem Testament lag noch ein Zeugnis für den Prinzen selbst.“

[2]) S. oben S. 251.

getragen haben, daß Maurenbrecher sein anfängliches — durch Gachard beeinflußtes — günstiges Urteil wesentlich änderte. Als ihm dann Schmidt vorwarf, er habe nicht genügend berücksichtigt, daß Dietrichstein jene ungünstige Schilderung „nur vom Hörensagen" entwarf und ihr, nachdem er den Prinzen persönlich gesehen und gesprochen, eine ganz andere entgegenstellte, die dessen Verstand in ein recht gutes Licht rückte, da wollte er dies nicht zugeben und verbiß sich immer mehr in seine quellenkritisch sehr schwach fundierte „Lösung" der Don Carlos-Frage, welche aus dem „scharfen Geist (*esprit piquant*)", wie er bei Gachard[1]) erschien, einen „Schwachsinnigen" gestaltete. Er erklärte fest, sein Urteil im „vollen Umfang" aufrecht zu erhalten[2]). Später gestand er auch, daß er oft nahe daran war anzunehmen, die ganze Arbeit Schmidts sei gar nicht „ernsthaft gemeint, sondern eine mit Witz und Laune durchgeführte, zum Scherz unternommene Paradoxie, wie sie wohl ein geistreicher Mann seinen Freunden zum Besten zu geben mitunter liebt"[3]).

Das hatte Schmidt entschieden nicht verdient. Er war bald nach der Veröffentlichung seiner Arbeit über Don Carlos ins Grab gesunken, verbittert über den geringen Anwert, den sie gefunden. Auch der Streit mit Maurenbrecher zog keine Kreise. Ein einziger nahm flüchtig dazu Stellung und der neigte Maurenbrecher zu[4]). Diese Genugtuung erlebte Maurenbrecher und eine größere sollte ihm, ein halbes Menschenalter später, noch zuteil werden. Seine Auffassung vom „Schwachsinn" des Infanten Don Carlos kam durch einen anderen Historiker von Ruf zu Ehren. Es war Max Büdinger[5]), der nicht nur Namen und Begriff des pathologischen Schwachsinns übernahm, sondern auch den selbstsicheren Ton, der aus einer vollen wissenschaftlichen Überzeugung stammt und, wie die Tatsachen lehrten, auch wieder überzeugend wirkte. Wie vorsichtig hatte sich Meister Ranke über diese Frage geäußert! Bescheiden gab er sich damit zufrieden, durch eine sorgfältige „Analyse bisheriger Erzählungen" und eine gründliche „Erörterung der wichtigsten Streitfragen" freie Bahn gewonnen zu haben, „um zur Aufklärung der Sache, wo möglich, selbst einiges beizutragen"[6]). Maurenbrecher brachte uns endlich — er glaubte es wenigstens — die „endgültige Lösung". Nur getraute er sich nicht, „eine Ansicht darüber auszusprechen, ob das, was wir aus dem Leben des Prinzen hören, dem Irrenarzte heute ausreichend sein dürfte, die Natur der Verrücktheit näher zu bestimmen"[7]).

---

1) Schmidt, Epochen S. 291.
2) Jenaer Literaturzeitung Nr. 3 von 1875.
3) Vortrag über Don Carlos (2. Aufl., 1876), S. 38.
4) Philippson in seiner Biographie Philipps II. (Plutarch von Gottschall).
5) Don Carlos' Haft und Tod (Wien und Leipzig, 1891).
6) Sämtliche Werke, 40, 41, S. 452.
7) Vortrag über Don Carlos (2. Auflage, 1876), S. 42.

An diesem Punkte setzte nun Büdinger ein. Er trat mit seinem Kollegen von der medizinischen Fakultät, dem hervorragenden Psychiater Theodor Meynert, in Verbindung und dieser fällte „nach Erwägung der entscheidenden Zeugnisse“ das Urteil, daß es sich hier tatsächlich um „Schwachsinn“ handelte, und zwar war es „angeborener“ Schwachsinn. Die Regierung Philipps II. hatte ja selbst diesen „durchaus zutreffenden“ Ausdruck geprägt. Der König bezeichnete nach der Verhaftung den Zustand seines Sohnes als „angeborne sonderbare Eigenschaft“ (S. 174 f., 231). Diese „sonderbare“ oder auch „seltsame“ Eigenschaft war aber, wie jene mehrmals erwähnte Erklärung des Herzogs Alba von 1562 ergab, „Mangel an Verstand“, das ist „Schwachsinn“. Also „angeborener Schwachsinn“, mehrmals amtlich bestätigt — wir würden heute sagen: „gerichtsbekannter“ Idiot. Der medizinische Fachmann bestätigte somit die Auffassung Maurenbrechers, und Büdinger sprach nun auch seinerseits sehr kategorisch das Schlußwort: „Niemals wären Zeitgenossen und Spätere, Publikum und Forscher auf alle die Abwege der Phantasie und Darstellung verfallen, welche diese einfache Tatsache aus den Augen verlieren ließen, wenn man sich ohne Vorurteil an des so scharfsinnigen wie bekümmerten Vaters Worte gehalten hätte“ (S. 175).

Sache des Irrenarztes war es natürlich nicht, das Urteil Philipps II. und seiner Organe zu überprüfen. Aber auch sonst lagen aus dem Leben des Prinzen Züge vor, welche demselben vollauf Nahrung gaben.

Don Carlos war einmal von Seite seiner Urgroßmutter Johanna „der Wahnsinnigen“ erblich belastet. Allerdings stammten auch der imposante Kaiser Karl V. und der „geistesstarke“ König Philipp von ihr ab und überdies gibt es Historiker, die ihren Wahnsinn bezweifelten[1]). Don Carlos war an einem heftigen Wechselfieber erkrankt, das ihn auch in der Folge wiederholt plagte. Solch ein „lange wirkendes“ Wechselfieber „kann“ aber „Geisteskrankheiten aller Art“ erzeugen (S. 135). Man könnte hier einwenden, daß jene Krankheit überhaupt sehr stark verbreitet und auch Philipp von ihr heimgesucht war, daß es überdies noch zu erweisen wäre, ob der Prinz wirklich immer krank war, wenn er als unpäßlich ausgegeben wurde — Schmidt wenigstens hat diesen Verdacht ausgesprochen[2]). Don Carlos pflegte zu Zeiten eisgekühltes Wasser in größeren Mengen zu sich zu nehmen. Es soll das ein damals auch von Ärzten empfohlenes Mittel gegen Fieber gewesen sein[3]). Der Irrenarzt deutete die „Durstgefühle“ als „Angst-

[1]) Schmidt, Erwiderung. Übrigens will Büdinger selbst die „bequeme“ Deszendenztheorie hier nicht angewandt wissen (S. 258).
[2]) Epochen, S. 287 f., 293 f.
[3]) Castro, *Historia de los protestantes españoles,* S. 369 ff.

gefühle", als „Symptome reizbarer Schwäche" (S. 187). Ebendahin gehörte auch die „Intoleranz gegen Alkohol", weil der Prinz Wein nur über ärztliche Anordnung getrunken haben soll. Die Lehrer klagen über schlechte Fortschritte des Knaben — vielleicht hat es sich um die religiöse Erziehung gehandelt — also „Arbeitscheu" (S. 105), ein für Schwachsinnige bezeichnendes Merkmal. Aber auch später als Jüngling bekundete er, wie erzählt wird, für nichts ein rechtes Interesse außer zum Essen — gewiß kein erfreuliches Symptom. Aber es wäre zu untersuchen, ob er — abgesehen davon, daß auch Kaiser Karl V. ein starker Esser war — nicht für manches ein lebhaftes Interesse gehabt hätte, wenn er seiner innersten Neigung nach beschäftigt worden wäre. So z. B. für die Statthalterschaft in den Niederlanden, die ihm nach Sitte und Herkommen zustand und nach der er sich ebensosehr sehnte wie nach der Verbindung mit der Kaisertochter Anna, da er doch in einem Alter stand, in welchem sein Vater bereits Herrscherrechte ausübte und Witwer war. Allein gerade dieses Doppelziel wurde als „maß- und zielloses Verlangen", wie es für Schwachsinnige so charakteristisch ist, gedeutet. Der jahrelang in seinen Hoffnungen betrogene, genarrte Prinz beschließt endlich, der unwürdigen Behandlung durch Flucht sich zu entziehen, weil er es, wie er erklärt haben soll, in Spanien „nicht mehr aushalten" konnte[1]) — das geschulte Auge des Psychiaters erkennt sofort die tiefere Ursache: „Es ist ein gewöhnlicher Prozeß, wie ihn die fixen Ideen der Schwach- und Irrsinnigen durchmachen" (S. 191). Der unglückliche Prinz, den Dietrichstein gleich bei seiner Ankunft in Spanien als „halb verzweifelt" bezeichnet hatte[2]), läßt sich zu Drohungen und Tätlichkeiten — wir wissen nicht, ob sie sich wirklich zugetragen haben, beziehungsweise ob sie nicht sehr berechtigt waren — hinreißen, stellt Don Juan d'Austria, seinen Jugendfreund, der den Fluchtplan dem König verraten, zur Rede — also Schwachsinn mit „Tobsuchtsanfällen" (S. 247). Daß Don Carlos auch seinen „liebevoll bekümmerten" Vater mit Haß verfolgte und ihn sogar zu töten beabsichtigte, bildet nur den Gipfelpunkt der „Unarten eines körperlich wie geistig Leidenden" (S. 176). Doch der Haß war — so darf man vielleicht einwenden — gegenseitig, berechtigt und die „grausigen Mordgedanken" (S. 175) bestanden mehr in der Einbildung der Madrider Klatschbasen, die sich die ungewöhnliche Strenge des Vorgehens gegen Don Carlos nur so zu erklären wußten; erwiesen sind sie jedenfalls nicht und daran wird auch der uns erhaltene Bericht eines Kammerdieners, der dies zu erzählen wußte, nichts ändern. Natürlich fehlen zur Vervollständigung des Krankheitsbildes nicht die „sexuellen"

---

[1]) Bericht des Nuntius Castagna vom 30. März 1568. Ranke, a. a. O., S. 488.

[2]) Depesche vom 29. Juni 1564. Koch, a. a. O., S. 122.

Verirrungen. Der Prinz soll einer Erzählung Brantômes zufolge vornehme Frauen auf der Straße insultiert und nach dem Bericht des venetianischen Gesandten Bordelle besucht haben — diese an und für sich etwas anrüchigen Quellen genügten, um bei Don Carlos eine „zuchtlose Gedankenrichtung" (S. 152) festzustellen. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, so lieferte ihn das „unsinnige" Betragen des Infanten während seiner Haft, seine Selbstmordversuche und Diätexzesse, welche ja auch seinen Tod herbeiführten — nach den Berichten des spanischen Kabinettes. Die vom königlichen Vater getroffenen strengen „Vorsichtsmaßregeln" konnten gewissermaßen als Probe für die Richtigkeit des ganzen Indizienbeweises gelten; denn sie werden „noch heute bei schwachsinnigen und von Tobsuchtsanfällen heimgesuchten Geisteskranken" angewandt (S. 247).

So fügten sich die von der Geschichte überlieferten Einzelzüge aus dem Leben des Don Carlos vor dem Auge des Psychiaters zu einem harmonisch geschlossenen Gesamtbilde zusammen — und doch wird der unbefangene Historiker, der einmal die Untersuchungen eines Schmidt oder Ranke quellenkritisch nachgeprüft hat, sofort den Eindruck gewinnen, daß etwas daran nicht stimmt. Gewiß, der medizinische Gewährsmann war im Rechte, an der Hand der ihm vom Historiker zur Verfügung gestellten „entscheidenden" Zeugnisse den Prinzen für geistesgestört zu erklären. Eine nähere Aufklärung hätte der nicht psychiatrisch geschulte Laie vielleicht darüber gewünscht, daß der „scharfsinnige" Königssohn, wie ihn Büdinger selbst nennt (S. 145), dem es „an natürlichem Scharfblicke wie an gutem Gedächtnisse nie gefehlt" hat (S. 95), gerade „schwachsinnig" gewesen sein soll. In dieser Hinsicht hätte wohl der in Erwägung gezogene, aber vom Fachmanne abgelehnte Ausdruck „moralischer Irrsinn (*moral insanity*)" etwas Überzeugenderes gehabt.

Der Historiker darf aber füglich fragen, ob die „entscheidenden" Zeugnisse diese Bezeichnung auch wirklich verdienen. Entscheidend für Büdinger waren in erster Linie die „bezeugten Ansichten der Hauptpersonen" (S. 160), also die Erklärungen des Königs und seiner Minister, denen er unbedingte Glaubwürdigkeit zusprach, ferner alle Äußerungen der Diplomaten, vornehmlich der Botschafter des kaiserlichen und des französischen Hofes — aber nur, wie wir hinzufügen dürfen, soweit sie mit jenen übereinstimmten. Darin liegt der wunde Punkt der ganzen Darstellung. Alles, was wir über Don Carlos wissen, ist durch die Brille der amtlichen oder halbamtlichen Auslassungen des spanischen Kabinettes gesehen. Ob das daraus gewonnene geistige Bild dann auch der Wirklichkeit entspricht, ist fraglich. Für die innere Beweiskraft seiner Ausführungen ist nichts bezeichnender als das dem Buche beigegebene Titelbild des Prinzen: dasselbe ist höchst wahrscheinlich gar kein Don Carlos, sondern

ein — Medici[1]). Also im besten Falle: ein „angeblicher" Don Carlos.

Ranke hat dem offiziellen Geschichtschreiber der Regierung Philipps II., Louis Cabrera, mit Recht den Vorwurf der Parteilichkeit gemacht: er hält ihm verschiedene „Ungenauigkeiten" vor, aber dann den noch „schlimmeren" Mangel, daß er alle Schuld auf Don Carlos wirft, ohne ein Wort für dessen „ehrenwerte" Züge zu finden, ohne zu bedenken, „wie hart" derselbe von seinem Vater behandelt wurde[2]). Derselbe Tadel hat das Buch Büdingers zu treffen, nur daß man in einem dem Sohne Philipps II., dem König Philipp III., gewidmeten Buche eines Spaniers vieles begreift, was in dem Geschichtswerk eines deutschen Historikers des 19. Jahrhunderts weniger verständlich erscheint. Wahrscheinlich haben auch hier jene Momente mitgespielt, die Schmidt in den Vorerinnerungen seines Buches zur Erklärung der ungünstigen Beurteilung des Don Carlos ins Treffen führte: der grundsätzliche Gegensatz der Geschichtschreibung und Dichtung und die Besorgnis, als „Tendenzhistoriker" angesehen zu werden[3]). Jedenfalls erscheint auch bei Büdinger Philipp II. als Inbegriff aller königlichen und menschlichen Tugenden; er ist nicht nur der weise („geistesstarke") und gerechte König, der die Monarchie gegen die „ziellosen" Anschläge seines schwachsinnigen Sohnes zu schützen hat, sondern auch als der stets gütige, zärtlich besorgte, „bekümmerte" Vater, der mit beispiellosem Langmut dem „seltsamen" Treiben des Thronfolgers zusieht, bis er endlich jene Mittel anwenden mußte, „deren sich auch die gerichtliche Medizin unserer Tage nicht entschlagen kann" (S. 176). Diesem lichtumflossenen Bilde vom König entspricht ganz die Darstellung des Thronfolgers, des „seltsamen Patienten", der uns in den schwärzesten Farben, als Ausbund aller Laster und Verkehrtheiten geschildert wird.

Nicht genug daß alles, was je über Don Carlos Ungünstiges berichtet wird, ohne weiteres als gesichert angenommen wird, gefällt sich Büdinger in Urteilen und Randbemerkungen, die entschiedene Gehässigkeit verraten und bei dem unvoreingenommenen Leser den Verdacht hervorrufen müssen, daß auch Philipp II., dessen Standpunkt er vollständig vertritt, durch dessen Auge er sieht und für den er schreibt, seinem Sohne nicht liebevoll nachsichtig, sondern haßerfüllt gegenübergestanden. Hier nur einige Beispiele, um die Parteilichkeit Büdingers zu beleuchten.

---

[1]) Zimmermann, Zur Ikonographie des Hauses Habsburg. 2. Angebliche und wirkliche Bildnisse des Don Carlos, im Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen 28 (1909), S. 155.

[2]) Sämtliche Werke, 40, 41, S. 463.

[3]) S. oben S. 244.

Der kaiserliche Gesandte Dietrichstein, der den Auftrag erhalten hatte, die Heirat des Infanten mit Erzherzogin Anna zum Abschlusse zu bringen, erfährt, daß derselbe einem am Hofe kursierenden Gerücht zufolge „impotent“ sei. Das wäre natürlich ein Hinderungsgrund gewesen und der Kaiser beauftragt seinen Botschafter, darüber Erkundigungen einzuziehen. Der Leibarzt des Prinzen wußte nichts von diesem angeblichen Mangel, aber da das böswillige Gerede nicht verstummen wollte, blieb Don Carlos nichts anderes übrig, als die ihm angeratene „Probe“ seiner Mannbarkeit abzulegen. Er fügte sich, bestand sie und teilte das günstige Ergebnis dem Botschafter mit, indem er ihn zugleich bat, auch dem Kaiser davon Meldung zu erstatten[1]). Was hätte Don Carlos, so darf man fragen, anderes tun sollen, um seine Befähigung zur Ehe mit der Erzherzogin, die er so sehnsüchtig herbeiwünschte, zu erweisen? Büdinger bemerkt dazu: „Mit einer zu allen Zeiten in einem hochgebildeten Volke unter nicht schwachsinnigen Menschen kaum begreiflichen Unbefangenheit trug er dann dem Botschafter auf . . .“ (S. 151). Wer übrigens das Zeitalter des Don Carlos, wie es aus den Denkmälern der Literatur und der bildenden Kunst zu uns spricht, genau kennt, der würde diese „Unbefangenheit“, die noch dazu förmlich erzwungen war, durchaus nicht als ein Symptom des Schwachsinns ansehen, sondern sehr natürlich finden.

In dem Abschnitt „Zeichen zunehmenden Schwachsinnes“ wird eine Reihe der so gern und häufig erzählten „bestbezeugten“ (?!) Akte „regel- wie zuchtloser Gewalttätigkeit, törichter Zerstörungslust und lange unterdrückter Rachsucht“ des Prinzen vorgeführt. Büdinger wollte nicht alle schildern, weil er dies „so ermüdend als unter der Würde der Geschichtschreibung liegend“ fand, erzählt aber dann doch so ziemlich alles, was über dieses dankbare Thema aus den zweifelhaftesten Quellen bekannt ist. So die vom spanischen Hofhistoriographen Cabrera mitgeteilte Erzählung, wie der Kronprinz vom Vorstande des königlichen Marstalles verlangte, ein Lieblingspferd Philipps zu sehen, indem er „bei dem Leben seines Vaters“ schwur, ihm nichts zu Leide zu tun; dann aber, mit dem „edlen“ Rosse allein gelassen, es so zurichtete, daß es zu Grunde ging. Büdinger hält jene Erzählung natürlich für „bestbezeugt“ und findet es unbegreiflich, wie man an ihr zweifeln konnte, wo doch „der königliche Oberstallmeister und indirekt der König Philipp selbst als

---

[1]) Depesche Dietrichsteins vom 5. Juni 1567, wonach er die Probe „fünf mal“ bestanden. Koch, a. a. O., S. 190. Wenn Büdinger von einer vorausgegangenen „Verführung“ eines anderen Mädchens spricht (S. 151, Anm. 1), müßte erst erwiesen werden, ob es wirklich eine Verführung war. Der ganze Vorfall hat aber, wie Büdinger selbst bemerkt, anscheinend gar nicht stattgefunden.

Zeugen genannt sind" (!). Er glaubt sie ihm aufs Wort, obwohl er Cabreras Nachrichten über des Prinzen Exzesse für „nachweislich ungenau" erklärt hatte (dies freilich nur, weil Cabrera einige von anderer Seite erwähnte Gewalttaten nicht aufführte).

Zu jenen, welche an der Glaubwürdigkeit der Erzählung Cabreras zweifelten, gehörte auch Schmidt. Er fand es mit Recht etwas merkwürdig, daß der Oberstallmeister den Prinzen schwören ließ, dem Pferde — nach einer anderen Version waren es 23 Pferde, die er mißhandelte — nichts zu Leide zu tun, und dann selbst nichts tat, um in den „fünf Stunden", welche das Mordwerk brauchte, etwas zur Rettung der armen Tiere zu versuchen; daß bei dem unzweifelhaft darob entstandenen Lärm niemand herbeieilte und daß der Prinz „ohne Quetschungen und Hufschläge" davonkam. „Zu der Brutalität der Erfindung," meint er spitz, „gesellt sich der namenlose Unsinn des Details"[1]).

Büdinger geht aber noch weiter: er sieht in dem Akt von brutaler Tierquälerei auch einen Beweis der „wunderlichen Gegnerschaft gegen den königlichen Vater" (S. 176), die bereits zu Mordgedanken ausreifte. „Man sollte," fügt er der Erzählung dieser Begebenheit bei, „glauben, daß er dadurch auch zeigen wollte, wie wenig ihm an dem Leben seines Vaters gelegen sei (!). Es bedeutet daneben nicht einmal für sein Herz etwas, daß seine verschwenderische Hand gelegentlich Geld für die Erziehung verlassener Kinder oder eines zu Schuldhaft Verurteilten gab" (S. 178). Büdinger läßt also auch die von Ranke mit Recht hervorgehobenen guten Seiten des Prinzen[2]) nicht gelten, jene vielen uns von verschiedenen und maßgebenden Seiten bezeugten Vorzüge[3]), die selbst sein Vater anerkennen mußte, wenn er in der für Don Carlos verfaßten Grabinschrift die „unvergleichliche Seelengröße, Wohltätigkeit und Wahrheitsliebe" dem ewigen Gedächtnisse empfahl[4]). Natürlich bei einem Narren mußte die aus einem großen, guten Herzen kommende Wohltätigkeit und Freigebigkeit zur „Verschwendung" werden, und ein Mensch, der das Lieblingspferd seines Vaters, schon mit dem Gedanken, diesen selbst zu treffen, mißhandelt, der kann unmöglich großmütig sein — und mit demselben Federstrich wird dieser gemeingefährliche Rohling zum „aufrichtigen Freund" des „hochherzigen" Dr. Suarez erklärt (S. 179). Wahrscheinlich wandelte dieser „feinsinnige" Gelehrte (S. 117) jahrelang an der Seite des Kronprinzen, ohne von dessen traurigem Zustand eine Ahnung gehabt zu haben; denn es ist eine Lieblingsvorstellung, ein

---

1) Epochen, S. 344.

2) S. oben S. 257, Anm. 1.

3) Bibl, Neue Quellen zur Don Carlos-Frage, in den Mitteilungen d. Inst. f. österr. Geschichtsf. 37 (1916), S. 259, 264.

4) Sie lautet: *Memoriae aeternae: incomparabilis animi magnitudine, beneficentia et amore veritatis*". Helfferich, a. a. O., S. 75.

Axiom Büdingers, womit alle dem „angebornen Schwachsinn" entgegenstehenden Zeugnisse abgelehnt werden: „Wie wenig kennen doch diese Zeitgenossen den wahren Sachverhalt!" (S. 306).

Zu diesen Zeitgenossen, welche den wahren Sachverhalt nicht kannten, gehörte offenbar auch der große Wilhelm von Oranien. Der Oranier führte nämlich heftige Klage gegen Philipp II., weil er Don Carlos verhaftete und gefangen hielt, damit er sich nicht der bedrängten Niederlande annehmen und dem Herzog Alba in seinem „unchristlichen Beginnen und Wüten" ja keinen Widerstand erzeugen möchte[1]). Diese in zwei von Büdinger selbst aufgefundenen Schreiben des Oraniers bezeugte Beschwerde stimmt indessen ganz und gar nicht mit seiner Behauptung überein, daß in den Niederlanden kein Mensch die Intervention des Don Carlos herbeiwünschte (S. 90). Der Oranier wußte ohne Zweifel nicht, daß Don Carlos für die oppositionelle Bewegung der Niederländer „nie die geringste Sympathie oder Duldung geäußert hat". Er wußte auch nichts von dessen merkwürdiger Geistesart, die erwarten ließ, daß dort der spanische Thronerbe noch „wilder und grausamer" als Alba regierte (S. 91).

Die Frage, wer wilder und grausamer die Niederlande regiert hätte, Alba oder Don Carlos, läßt sich selbstverständlich nicht beantworten, selbst wenn es erwiesen wäre, daß der letztere schwachsinnig war. Daß sie aber überhaupt aufgeworfen wurde, zeigt eine gehässige Voreingenommenheit gegen den Infanten, einen Mangel an Objektivität, die den Leser bedenklich stimmen muß. Dagegen haben wir doch zu viele Zeugnisse für des Prinzen lebhaftestes Interesse an den Niederlanden, als daß wir dasselbe schlankweg in Abrede stellen könnten. In dem Verlangen, er hätte seine Sympathie oder Duldung für die bedrängten Niederländer „äußern" sollen, liegt ein grausamer Hohn. Wo hätte er es tun sollen? Der König hielt ihn ja geflissentlich von allen darüber gepflogenen Verhandlungen fern, so daß Don Carlos, wie uns erzählt wird, dieselben durch das — Schlüsselloch zu verfolgen genötigt war[2]). Seine Papiere aber wurden bei der Gefangennahme mit Beschlag belegt und später verbrannt. Über seine Verbindung mit den Gesandten der Niederländer, die uns von den zeitgenössischen Historikern bezeugt wird, liegen uns keine aktenmäßigen Beweise vor; doch damit ist noch nicht gesagt, daß sie nicht wirklich bestanden habe — und jene Äußerung des hervorragendsten Führers der Bewegung, Wilhelm von Oranien, bildet doch sicherlich eine Bestätigung für die Richtigkeit

---

[1]) Auch der Landgraf Philipp von Hessen erfuhr von des Prinzen Absicht, in die Niederlande zu gehen, weil man ihm vorgestellt hätte, sie würden infolge des Systems der Härte verloren gehen. Kluckhohn, Briefe Friedrichs des Frommen, 2, S. 201 f.

[2]) Schmidt, Epochen, S. 336.

der Ansicht Rankes, daß sich der Prinz, der Kaiser und die niederländischen Herren in einer „inneren Übereinstimmung“ befanden[1]). Vom Kaiser wissen wir es allerdings bestimmt, und weil seine Mahnungen zur Milde, zu Konzessionen an die Aufständischen, dem spanischen König höchst unwillkommen waren, so kam Büdinger, da er sich vollständig auf den Standpunkt Philipps II. stellt, seinerseits zu dem ganz merkwürdigen Urteil, daß Maximilians Interventionspolitik „ethisch wahrlich nicht zu billigen“ sei (S. 63).

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu erkennen, daß derselbe Vorwurf, den Ranke gegen Cabrera erhob, auch bei Büdinger zutrifft: er ist nicht gerecht. Er liebt und bewundert den König und haßt und verachtet den Infanten. Er mißt allen Erklärungen des Königs und seines Kabinettes, auch da, wo die Verlogenheit mit Händen zu greifen ist, „volle Wahrheit“ bei, ohne zu untersuchen, ob nicht doch der Kronprinz das Opfer des religiös-politischen Fanatismus Philipps II. gewesen und er nur deshalb für „verstandesschwach“ erklärt wurde, weil er, in anderen Anschauungen aufgewachsen, seinem Vater unbequem geworden war. Von diesem parteiischen Gesichtswinkel aus betrachtet, mußten die „entscheidenden“ Daten, die der Historiker dem Psychiater an die Hand gab, das Verdammungsurteil Maurenbrechers und seiner Vorgänger vom medizinischen Standpunkte festlegen.

Derjenige aber, welcher die Darstellung Adolf Schmidts mit Aufmerksamkeit gelesen, wird ein Gefühl des Unbehagens kaum unterdrücken können, wenn er bedenkt, daß es bei der hier eingeschlagenen Methode wenig Menschen geben dürfte, die nicht für „schwachsinnig“ zu gelten hätten. Es braucht jemand nur das Unglück zu haben, einen Gegner zu haben, der ein bestimmtes Interesse hat, ihn unschädlich zu machen, der ihn durch Jahre systematisch reizt und die so hervorgerufenen Aufregungszustände von einigen von ihm abhängigen, jenen beständig umlauernden Personen feststellen läßt, alle sonstigen belastenden Momente, die sich vielleicht gerade im Leben eines geistig hochstehenden Menschen finden lassen, sammelt, übertreibt und noch aus eigenem vermehrt — und das Bild des pathologischen Schwachsinns ist fertig. Würde der Psychiater dasselbe Urteil über Don Carlos gefällt haben, wenn ihm Schmidt das historische Tatsachenmaterial geliefert hätte? Büdinger hat einfach die Forschungsergebnisse Maurenbrechers auf Grund jener ominösen Erklärung vom Jahre 1562 als feststehend angenommen und auf diesem in quellenkritischer Hinsicht höchst unsicheren Boden seine Darstellung aufgebaut, wobei ihm einige psychiatrische Fachausdrücke als Aufputz dienten. Aber hat er sich in ihr, die

[1]) A. a. O., S. 520.

gewissermaßen ein Schlußwort darstellt, mit Schmidt kritisch auseinandergesetzt? Nein — er erwähnt ihn gar nicht. Entweder hat er ihn nicht gekannt oder er hat ihn nicht ernst nehmen wollen. Wenn aber Ranke das Buch Schmidts aufführte[1]), hätte es bei dieser abschließenden Untersuchung auch seinen Platz finden müssen. Auch auf die so überaus lehrreiche Kontroverse mit Maurenbrecher ist mit keinem Worte hingewiesen; er begnügte sich, den Standpunkt dieses Gegners Schmidts vollinhaltlich anzunehmen.

Nur in einem Punkte hat Büdinger dem totgeschwiegenen Schmidt Ehre wiederfahren lassen. Der kaiserliche Gesandte Dietrichstein, auf dessen gewichtiges Zeugnis hin Don Carlos als „scharfsinnig" bezeichnet wurde[2]), gilt bei Büdinger als kein ganz zuverlässiger Zeuge für den Schwachsinn. Auch er gehörte offenbar zu jenen „Zeitgenossen, die den wahren Sachverhalt nicht kannten": daher sein „freundliches Vorurteil für Don Carlos" (S. 165), daher sein vollkommener Mangel an „Verständnis für die furchtbare psychische . . . und die nicht ungefährliche politische Situation des Königs seinem kranken Sohne gegenüber" (S. 185)! Nur „schwer und widerwillig" ließ er sich herbei, „die Tatsache der Unheilbarkeit in des Prinzen Zustand anzuerkennen" (S. 252). Erst Ende April 1567, also wenige Monate vor der Katastrophe, waren ihm „Bedenken" (S. 186, 253) aufgestiegen: da nennt er das Betragen des über die Verschleppung der Heirat ungeduldig gewordenen Prinzen „seltsam"[3]), was ihn freilich, wie wir bereits wissen, durchaus nicht hinderte, den Abschluß der Ehe auch weiter zu betreiben — er hat eben in Wahrheit niemals an den „Schwachsinn" des Prinzen geglaubt.

Büdingers Buch machte rasch Schule; die These vom „Schwachsinn" des Don Carlos erhielt nachgerade allgemeine Geltung. Wer erkennt nicht sofort die Vorlage, wenn Erich Marcks bündig erklärt: „Don Carlos war von Anbeginn ein Kranker, ein Schwachsinniger, desses tolles und haltloses Treiben die Geduld seines Vaters jahrelang auf das grausamste quälte und den kein König als seinen Nachfolger auf dem Throne

[1]) A. a. O., S. 520.

[2]) „So hat er ein treffentliches gedechtnuss und ist, wie man sagt, in vielen nur zu gar agudo." Vgl. Depesche vom 29. Juni 1564 (Büdinger, S. 95).

[3]) Depesche vom 26. April (Koch, a. a. O., S. 186). Wenn „seltsam" ohne weiters gleichbedeutend wäre mit „schwachsinnig", so müßte dies auch Goethe sein; denn Gentz schrieb von ihm 1818: „Er ist nun einmal ein seltsamer Mensch . . . ." (Briefe von Gentz an Pilat 1, S. 299). Im Zeitalter Philipps II. hat das Wort gewiß nicht jenen Sinn. So warnt Herzog Albrecht von Bayern Maximilian II. vor den „verribnen seltzamen" Engländern, die ihn „aufs Eis führen" wollten. Schreiben vom 7. Februar 1568 (München, Reichsarch. Österr. Sachen 8, Bl. 17). Vgl. auch meine „Don Carlos-Frage" (a. a. O., S. 483).

eines Weltreiches, ja auf irgend welchem Throne überhaupt, hätte dulden können und dürfen!“[1]) Nicht weniger resolut lautet das hoffnungslos ungünstige Urteil des Kunsthistorikers Justi: „Und der Endschluß aller Revisionen war fast immer zum Nachteil des Angeklagten. Von diesem Spruch wird ihm auch kein Retter erstehen; selbst die neuerdings in Szene gesetzte Generalrettung aller Bösewichte der Geschichte, durch ‚Umwertung‘ der moralischen Begriffe, dürfte dem armen Minderwertigen kaum zu gute kommen“[2]).

Gewiß, die Annahme des „Schwachsinns“ hat in ihrer Einfachheit — der König hat es gesagt — etwas Bestechendes; aber solange Schmidt mit wissenschaftlichen Gründen nicht widerlegt ist — was bisher nicht geschehen ist — sind wir berechtigt, die „endgültige Lösung“ der Don Carlos-Frage im Sinne des „Schwachsinns“ und die darauf begründete Annahme Büdingers in das Reich der Phantasie zu verweisen, auch den von Büdinger geformten Don Carlos als „pseudohistorisch“ zu erklären. Dann aber dürfen wir auch der Frage nähertreten, ob nicht die uns so wohlvertraute Auffassung des Dichters, die Schmidt, wie ihm sein Gegner vorwarf, „wiederzubeleben versuchte“, dem geschichtlichen Don Carlos tatsächlich näherkommt.

* *
*

Der „Kardinalpunkt“ des Don Carlos-Problems liegt, wie Schmidt richtig bemerkte, in der Frage: „War Don Carlos geisteskrank, wahnsinnig, verrückt oder war er es nicht?“[3]). Kann diese Frage nicht bejaht werden, so darf man annehmen, daß der Thronfolger irgend eine Tat versucht oder vollbracht hatte, die seine Gefangensetzung und Haft notwendig erscheinen ließ, daß er einem feindlichen Gegensatz zu seinem Vater zum Opfer fiel. Dann wäre es auch verständlich, wenn der Tod des Don Carlos nicht auf so „natürliche“ Weise, wie offiziell und offiziös verlautbart wurde, erfolgte.

„Zwei unverträglichere Gegenteile fand die Natur in ihrem Umkreis nicht,“ so läßt der Dichter seinen Helden sprechen (I. Akt, 2. Aufzug). Die Berichte des kaiserlichen und französischen Botschafters bestätigen dies. „Glaub nit,“ schreibt Dietrichstein dem Kaiser, „das ein grossere ungeleichheit in allen sein kunt als zwischen vater und sun.[4])“ „*Vous pouvez croire*“ berichtet Fourquevaux der Königin-Witwe Katharina, „*qu'il y a une merveilleuse indignation et mauvaise satisfaction entre*

[1]) Akademische Antrittsrede vom 1. Juli 1893 (Deutsche Bücherei 88), S. 567.
[2]) Miscellaneen 2, S. 39.
[3]) Erwiderung usw.
[4]) Depesche vom 10. März 1567. Koch, a. a. O., S. 183.

le roy catholique et le prince son filz; et si le pere le hait, le filz ne hait pas moins[1])." Aber warum standen sie sich feindlich gegenüber, warum haßten sie sich?

Der Dichter hat die Liebe des Don Carlos zu seiner Stiefmutter, seiner früheren Braut, in den Vordergrund der Fabel gerückt. Die Geschichte von diesem Liebesverhältnis aber war einem Roman von Saint-Réal[2]) aus dem Ende des 17. Jahrhunderts entlehnt. Die Geschichtschreibung hat es ziemlich einhellig in das Reich der Dichtung verwiesen. Vor allem war es Ranke, der den Bestand solcher Beziehungen zwischen Don Carlos und der Königin auf Grund quellenmäßiger Untersuchung bestritt. Es soll hier keineswegs das Gegenteil behauptet werden, aber gegen die von den Historikern vorgebrachten Gründe ist sehr entschieden Verwahrung einzulegen.

Ranke hatte der dichterischen Fabel dadurch den Boden zu entziehen gemeint, daß er an der Hand von französischen und venetianischen Depeschen den Nachweis führte, die Ehe Philipps mit der Königin sei eine „glückliche" gewesen, derselbe erscheine hier „tadellos"[3]). Allein gerade eine der von ihm angezogenen Belegstellen läßt nicht undeutlich erraten, daß das eheliche Verhältnis nicht immer das beste war. Fourquevaux schrieb nämlich ihrer Mutter: „Gegenwärtig" genieße die Königin alles Ansehen bei Philipp II.[4]). Der Verdacht, daß hier nicht alles in Ordnung war, wird uns indessen von anderen, in diesem Falle weit maßgebenderen Zeugen bestätigt. So berichtet Dietrichstein, daß die Ansicht bestehe, die Anwesenheit der Erzherzoge werde den König „erst zu einem guten Ehemann" machen, und daß derselbe sich tatsächlich jetzt „etwas freundlicher denn zuvor" der Königin gegenüber zeige. Dietrichstein läßt auch den Grund der Unzufriedenheit durchblicken: die Königin hatte ihm nach vierjähriger Ehe noch keinen „Erben" geschenkt[5]).

Drei Jahre später schreibt der Kaiser seinem Botschafter, der ihm die Schwangerschaft der Königin gemeldet hatte, zurück: Er freue sich, daraus ersehen zu können, daß der König „ein besserer Ehemann als zuvor" sei[6]). Wir wissen übrigens Näheres über des Königs „tadelloses" Verhalten als Ehemann: seine offenen Beziehungen zur Fürstin Eboli, der Gemahlin seines ersten Ministers, die — nach dem daraus hervorgegangenen Herzog von Pastrano zu schließen — durchaus nicht platoni-

---

[1]) Depesche vom 12. September 1567. Gachard, a. a. O., S. 450.
[2]) Don Carlos, *nouvelle historique* (1672); s. oben S. 242, Anm. 1.
[3]) A. a. O., S. 490 f.
[4]) Vgl. Schmidt, Epochen, S. 273.
[5]) Depesche vom 29. Juni 1564. Koch, a. a. O., S. 124.
[6]) Eigenhändiges Schreiben vom 28. Februar 1568 (Nikolsburg, Archiv Dietrichstein).

scher Art gewesen sein dürften. Die häufigen Besuche der Lustschlösser von Pardo und Aranjuez scheinen auch nicht immer dem Bedürfnis nach Einsamkeit gedient zu haben[1]). Auf die Zärtlichkeit des königlichen Gemahls, der nach dem Tode der Königin dem Berichte des französischen Gesandten zufolge „dicke Tränen" vergoß, wirft es auch kein sehr günstiges Licht, wenn einen Tag darauf sein Sekretär zu melden wußte, daß als Nachfolgerin die frühere Braut des Don Carlos, Erzherzogin Anna, ausersehen sei, derentwegen jener — noch zu Lebzeiten seiner Frau am Kaiserhofe angeklopft hatte[2])!

Der „tadellose" Ehemann Philipp entpuppt sich also bei näherer Betrachtung als ein gefühlsroher Ehebrecher und somit ist es auch sehr fraglich, ob sich die uns als Inbegriff aller weiblichen Tugenden geschilderte Königin an der Seite eines solchen Mannes „glücklich" fühlte. Sie mag ihr Schicksal, wie die venetianischen Gesandten berichteten[3]), mit stiller Resignation getragen haben. Aber auf dem Untergrunde einer solchen Seelenstimmung kann nur zu leicht, auch bei der tugendhaftesten Frau, die Liebe zu einem anderen Manne keimen, gar einem, mit dem sie einst versprochen und der ihr mit dem Gefühl herzlicher Anhänglichkeit und Verehrung begegnete. Daß dies bei Don Carlos von dem ersten Augenblicke an, da er sie sah, der Fall war, wird uns von so vielen Zeitgenossen, die an dem spanischen Hofe weilten, wie den französischen Gesandten, Brantôme, Lecluse und der Hofdame der Königin, Claudia, übereinstimmend berichtet, daß daran wohl nicht gezweifelt werden kann. Auf der unter den beschlagnahmten Papieren vorgefundenen Liste seiner Freunde stand an oberster Stelle die Königin Elisabeth, und dazu die Begründung, weil sie „stets gegen ihn überaus liebevoll gewesen" sei[4]). Wir wissen aus den Berichten Dietrichsteins und des französischen Gesandten Fourquevaux, welch heftigen Schmerz die Königin über die Verhaftung des Prinzen empfand. Noch Monate nachher soll sie so untröstlich gewesen sein, daß man besorgte, die Aufregungen könnten — sie sah ihrer Niederkunft entgegen — von üblen Folgen sein[5]).

Die Tatsache des nahen Verhältnisses zwischen Don Carlos und seiner gleichaltrigen schönen Stiefmutter erscheint so allgemein bezeugt, daß auch Maurenbrecher und Büdinger dasselbe nicht in Abrede zu stellen vermochten. Da aber beide das Gefühl

---

[1]) Schmidt, Epochen, S. 355 f.; Gachard, a. a. O., S. 242 f. Die Beziehungen zur Eboli, die auch in die Dichtung hereinspielen, gibt selbst Büdinger (a. a. O., S. 38) zu.

[2]) Bibl, Die Don Carlos-Frage, S. 467 f.

[3]) Gachard, a. a. O., S. 243.

[4]) Schmidt, Epochen, S. 271 ff., 366.

[5]) Bericht des florentinischen Gesandten Nobili vom 20. März 1568. Gachard, a. a. O., S. 525. Vgl. ferner Bibl, Die Don Carlos-Frage, S. 492.

gehabt haben mögen, daß die Liebe der vom Volke ob ihres Seelenadels verehrten Königin zum Thronfolger mit der Vorstellung von dessen „Schwachsinn“ nicht gut zusammenklinge, legten sie den Gunstbezeugungen der Stiefmutter ein egoistisches, politisches Interesse zugrunde: die Absicht einer ehelichen Verbindung des spanischen Thronerben mit ihrer jüngeren Schwester [1]). Den Beweis sind sie aber schuldig geblieben, und selbst wenn er zu erbringen wäre, so könnte noch immer mit dem Interesse ein Gefühl der herzlichsten Zuneigung Hand in Hand gegangen sein. Maurenbrecher äußerte noch überdies dezidiert: „Der blasse Knabe (!)“ — in seinem ersten Aufsatz wurde Don Carlos, der 23 Jahre zählte, als er verhaftet wurde, noch ein ‚Jüngling‘ genannt [2]) — „konnte nicht der Rivale seines Vaters sein“ [3]). Warum nicht? Bei der Liebe einer geistig hochstehenden, edlen Frau fallen gewiß noch andere Momente ins Gewicht als rote Backen [4]). Und sollte — so könnte man füglich fragen — der angeblich beständig an Fieber leidende Prinz nicht auch öfter röter gefärbt gewesen sein? Und selbst wenn das Verhältnis zwischen den beiden ein ganz reines war, wer sagt uns, ob nicht der mißtrauische, lebemännische König einen — wenn auch ungegründeten — Verdacht schöpfte? De Thou (Thuanus) behauptet, Don Carlos habe sich oft darüber bitter beklagt, daß der König ihm seine Braut „geraubt“ hätte [5]). Das wäre gut denkbar und würde den Haß der beiden und die Eifersucht des Königs erklärlich erscheinen lassen. Auffallend ist gewiß, daß der König seinem Sohne verbot, die Stiefmutter während ihrer Krankheit zu besuchen, wo doch der französische Botschafter, der uns dies berichtete, so oft er wollte, zu ihr Zutritt hatte [6]).

Ungleich ernster zu nehmen ist der Einwand, daß Don

---

[1]) Vgl. Bibl, Die Don Carlos-Frage, S. 491 f.

[2]) Historische Zeitschrift 11, S. 290.

[3]) Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge S. 14.

[4]) Man könnte umgekehrt fragen, ob der jungen Königin der um 18 Jahre ältere, anscheinend mit allen Zeichen des Lebemannes behaftete, vorzeitig gealterte (vgl. Schmidt, Epochen, S. 356) Philipp besser gefallen haben sollte. Schillers Worte: „Noch seh ich mit diesem Blick des Schreckens, geisterbleich, auf meinen grauen Haaren sie verweilen“ (III. Akt, 3), gehen mittelbar wohl auf die Erzählung des Zeitgenossen Brantôme zurück, der zufolge der König bei der ersten Begegnung mit Elisabeth betroffen fragte: *„Que regardez-vous? si j'ai des cheveux blancs?“* Vgl. auch Mouy (*Don Carlos et Philippe II*, S. 48 f.), der es ebenfalls bezweifelte, daß ein vierzehnjähriger Knabe — man könnte hinzufügen: aber ein sehr aufgeweckter, und dann wurde er älter! — welcher noch dazu krank und häßlich war, eine Liebe zu fassen oder einzuflößen imstande war.

[5]) Schmidt, Epochen, S. 272. Auch San Miguel (*Historia de Felipe II*, S. 313 f.) gibt die Möglichkeit zu, daß der Prinz in seiner jugendlichen Leidenschaft im König den Räuber seines Glückes erblickte und letzterer seinen Sohn als Rivalen betrachtete.

[6]) Schmidt, Epochen, S. 324; Gachard, a. a. O., S. 161.

Carlos in Wirklichkeit die Erzherzogin Anna liebte und die eheliche Verbindung mit ihr herbeisehnte. Man darf da freilich wieder einwenden, daß diese Liebe vielleicht mehr die Hoffnung war, als Schwiegersohn des Kaisers endlich einmal eine selbständigere Stellung und mit dessen Hilfe die Regierung der Niederlande zu erhalten[1]). Wenn dann noch die Absicht des Don Carlos, Spanien zu verlassen, als Zeugnis gegen die Annahme eines Liebesverhältnisses angeführt wurde[2]), so bewiese dieses Argument, das ebenso gut dafür (Angst vor der Rache des Vaters) sprechen könnte, jedenfalls nichts gegen die Auffassung des Dichters, dessen Don Carlos von der Königin selbst an seine Pflicht gemahnt wird, Spanien, seiner „besseren Geliebten", wegen in die Niederlande zu gehen. Es fällt wahrhaftig schwer, gegenüber all den von der Geschichtschreibung vorgebrachten Argumenten ernst zu bleiben[3]); nur das soll hier behauptet werden: die dichterische Auffassung erscheint nach allem, was wir über den geschichtlichen Don Carlos wissen, weit begründeter als die Annahme, die Königin habe sich mit dem zur Tobsucht neigenden Idioten nur deshalb in so zärtlicher Weise beschäftigt, um ihn als Gemahl für ihre jüngere Schwester zu gewinnen. Der „zärtliche" Gatte Philipp und die „glückliche" Gemahlin Elisabeth gehören endgültig in die Rumpelkammer der Geschichtslügen.

In der Dichtung gesellt sich zum Liebesverhältnis noch ein prinzipieller Gegensatz als Ursache des tragischen Konfliktes zwischen Vater und Sohn. „Er und die Königin sind eins. Schon schleicht, verborgen zwar, in beider Brust das Gift der Neuerer", so läßt Schiller den Beichtvater des Königs sagen (II. Akt, 10). Daß sofort nach der Verhaftung des Prinzen der Verdacht ausgesprochen wurde, er neige zur neuen Lehre, ist geschichtlich bezeugt. Auch die Möglichkeit, daß dies tatsächlich der Fall war, ist nicht von der Hand zu weisen[4]). Eines darf aber wohl als sicher angenommen werden, daß Don Carlos den üblichen „Kronprinzenliberalismus" auch in kirchlicher Hinsicht betätigte und er, selbst wenn er auf dem Boden der katholischen Kirche stand, eine freiere Richtung vertrat[5]). Vom Standpunkte

---

[1]) Depesche Dietrichsteins vom 2. und 8. Januar 1567. Koch, a. a. O., S. 216.

[2]) Castro, *Historia de los protestantes españoles*, S. 357 f.

[3]) Ganz albern ist es, wenn Koch (a. a. O., S. 219) aus der Tatsache, daß Don Carlos die Hand der schönen Tante Johanna zurückwies, den Beweis seiner „Stumpfheit" ersah, die ihn natürlich auch nicht zum Liebhaber der Königin befähigte.

[4]) So Castro (a. a. O., S. 357), der sich dabei namentlich auf das Schreiben des Dr. Suarez (siehe oben S. 256) stützte. Näheres darüber in meiner „Don Carlos-Frage", S. 468 ff.

[5]) Vgl. oben S. 245. — Ranke (a. a. O., S. 485) bemerkt nicht ohne Grund: „Aus Predigt und Messe machte er sich nichts."

Philipps II. war dieses „laue" Christentum gleichbedeutend mit Ketzerei: es verfiel ebenso der heiligen Inquisition[1]). Ketzerei war auch jede Verbindung mit den Feinden der Kirche, also auch mit den aufständischen Niederländern. Wir kommen zu der Rolle, die Don Carlos im Freiheitskampfe der Niederlande spielt.

In der Dichtung wird der Thronfolger von dem Abgesandten der Niederlande, Marquis v. Posa, für die Sache des „unterdrückten Heldenvolkes" gewonnen. Sein Ruf war auf günstigen Boden gefallen; der Jüngling, der sich in Spanien wie ein „Fremdling", ein „Gefangener" fühlte, den es nach Ruhm und Taten dürstete, zögert nicht, seinen Vater um die Gunst zu bitten, ihn anstatt Albas nach Flandern zu senden. Er hält ihm vor, wie der Aufstand eine starke, aber „kluge" Gegenwehr erfordere, wie gerade er für diese Rolle des Bezwingers geeignet erscheine; denn „Mich lieben die Niederländer . . . Schon der Name des königlichen Sohnes, der voraus vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert, wo Herzog Albas Henker nur verheeren". Auf des Königs Einwurf, nach Flandern gehöre ein „Mann, kein Jüngling", erwidert Don Carlos: „Nur ein Mensch." Der König hat aber zu dem Prinzen, dessen „Herrschbegierde" ihm nicht verborgen ist, kein Vertrauen, er schickt Alba, „des Fanatismus rauhen Henkersknecht", nach Flandern, Posa fällt durch die Hand des Meuchelmörders, und nun entschließt sich Don Carlos, Spanien gegen den Willen seines Vaters zu verlassen, um sein „bedrängtes Volk zu retten von Tyrannenhand".

Die Geschichte vermag an diesem Bilde des Freiheitskämpfers nicht viel zu ändern. Der Malteserritter Posa ist in Wirklichkeit Egmont und dann Berghen und Montigny, mit welchen Don Carlos, als sie in Spanien die Wünsche der Niederländer vertraten, in Verbindung getreten sein soll[2]). Der Prinz fühlt sich den Berichten Dietrichsteins und anderer zufolge in der Luft Spaniens nicht wohl, er lechzt nach „mehr Freiheit", er „will nicht unter seinem Vatern bleiben", „all seine Sinne und Gedanken stehen hinaus", nach Flandern[3]), die zu verwalten er von Jugend an als sein gutes Recht ansah und ansehen durfte[4]). Jahrelang hält ihn sein Vater, der ihm „nicht traute"[5]), mit

[1]) Häbler, Geschichte Spaniens, I, S. 398.

[2]) Behauptet von Cabrera (a. a. O. VII, 22, S. 470; 2, S. 396), Brantôme (*Oeuvres complètes* 1, S. 126) und dem französischen Gesandten Fourquevaux (Dep. vom 22. Januar 1568; Douais, a. a. O., S. 318 f.).

[3]) Bericht Dietrichsteins vom 2. und 8. Januar 1567; Koch, a. a. O., S. 177 f.

[4]) Margarete v. Parma machte bei der Übernahme der Statthalterschaft selbst den Einwand, daß sie dem Thronfolger zukäme. Ranke, a. a. O., S. 499.

[5]) Dietrichsteins Dep. vom 2. und 24. Januar 1566. Koch, a. a. O., S. 151.

Versprechungen hin; nach der Verhaftung Egmonts und Montignys trifft Don Carlos seine Anstalten zur Flucht, die durch seine Gefangensetzung vereitelt wird. Der weitere Verlauf der Ereignisse hat dem Verlangen des kriegerisch gesinnten, nach Selbständigkeit dürstenden Prinzen recht gegeben: nach vierjährigem Kampfe kam Philipp II. zur Einsicht, daß ein Prinz des Hauses Habsburg, der Liebe und Respekt einzuflößen imstande wäre und angemessene Konzessionen mitbrächte, mehr ausrichten werde als der verhaßte Herzog[1]).

Ranke hat, ganz in Übereinstimmung mit dem Dichter, den Kampf zwischen Vater und Sohn, König und Kronprinzen, als das Ringen zweier Weltanschauungen angesehen: auf der einen Seite Philipp II., der die volle Restauration des Katholizismus und die streng monarchische Tendenz verficht, auf der anderen Don Carlos, der für die Milderung der Hierarchie und Herstellung der alten Rechte und Selbständigkeit der Provinzen eintritt[2]). Nach dem Bericht eines anscheinend gut unterrichteten, zur Zeit der Katastrophe am Königshofe weilenden Deutschen versprach Don Carlos den Ständen jener Länder, wohin er zunächst zu fliehen gedachte — es waren die italienischen Provinzen — unter anderen Freiheiten die Abschaffung der Inquisition[3]). Ähnliches wissen wir aus der Darstellung des Nuntius, der über den Inhalt der bei Don Carlos vorgefundenen Schreiben an die Stände Spaniens Mitteilungen machte[4]).

Wir haben keinen Grund, von dieser Darstellung des Don Carlos als Freiheitshelden, als der verkörperten Opposition gegen den kirchlich-politischen Absolutismus Philipps II., abzugehen. Auch sonst finden wir am geschichtlichen Don Carlos Züge, die ihn als Vertreter der Menschenrechte, der freiheitlichen und demokratischen Ideen des Aufklärungszeitalters erscheinen lassen. So wenn er in seinem Testament vom Jahre 1564, das nach Gachards schönem Ausspruch „von den edelsten und großmütigsten Gefühlen durchweht ist", bestimmt, daß seine Sklaven freigelassen und, wenn sie sich brav erzeigten, zu Künstlern herangebildet werden sollten, oder wenn er 10.000 Dukaten für den Loskauf von Christensklaven aussetzt[5]). Wenn der Dichter seinem Helden das Wort vom „Possenspiel des Ranges" (I. Akt, 9) in den Mund legt, so wird uns seine Abneigung gegen jeden Standesdünkel durch ein geschichtliches Zeugnis bestätigt: jenes merkwürdige Gespräch mit dem Alkalden Hernan Suaraz, der wegen dessen Äußerung, er sei ein „Hildalgo von Geblüt", ein paar feine Wahrheiten zu hören bekommt und die verdiente

---

[1]) Bibl, Die Don Carlos-Frage, S. 490.
[2]) A. a. O., S. 524.
[3]) Bibl, Neue Quellen zur Don Carlos-Frage, S. 262.
[4]) Ranke, a. a. O., S. 488.
[5]) Gachard, a. a. O., S. 142.

Zurechtweisung erhielt, daß sein königliches Geschlecht mit Pelagius ende, der nicht König gewesen, sondern durch Wahl dazu gekommen[1]). Als Gegner aller Standesvorrechte erscheint er in dem hübschen Geschichtchen, das Maurenbrecher brachte. Dieser fand in einer Handschrift der Bibliothek von Santa Cruz in Valladolid den Vermerk des Bibliothekars: „Dieses Buch stellte Seine Hoheit, der Prinz, zurück, nachdem er erfahren, daß den bestehenden Vorschriften des Kollegs zufolge keine Bücher entlehnt werden dürften[2]).“ Daß auch seine kirchlichen Anschauungen vom Geiste der Aufklärung durchdrungen waren, zeigt jene Bestimmung des vorhin erwähnten Testamentes, wo er einem jungen, im Kloster weilenden Mädchen für den Fall, daß sie in den Orden trete, 2000 Dukaten aussetzte, 4000 aber, wenn sie sich — verheiraten sollte[3]).

Es ist begreiflich, daß ein solcher vom Geist der Renaissance erfüllter Prinz, dessen Gesinnung einem Fürsten des 18. Jahrhunderts alle Ehre gemacht hätte, in der Blütezeit der Gegenreformation, am Hofe Philipps II., der wiederholt feierlich erklärte, lieber Land und Leute verlieren, als einen Ketzer dulden zu wollen[4]), sich wenig Freunde schuf und keineswegs geeignet erschien, der Erbe des katholischen Weltreiches zu werden. Die Worte, die der Dichter dem König in den Mund legte: „Erbarmung hieße Wahnsinn“ (II. Akt, 2), treffen wohl den historischen Kern der spanischen Kronprinzentragödie: Don Carlos, der nicht beichten und kommunizieren will[5]), der eine Abneigung gegen die Inquisition hegt und für Duldung gegenüber den aufständischen Niederländern[6]) ist, gilt als „Wahnsinniger“ oder muß wenigstens als solcher ausgegeben werden. Ist es nicht auffallend, daß die offiziellen und offiziösen Berichte in der überschwenglichsten Weise von dem „christlichen“ Ende des Infanten sprechen[7]), daß der „verstandesschwache“ Don Carlos während seiner Haft zu Ostern und unmittelbar vor dem Hinscheiden, da er die Sakramente begehrt haben soll, auf einmal „vernünftig“ ist?[8]) Einige Historiker haben das mysteriöse

[1]) Schmidt, Epochen, S. 278.

[2]) Histor. Zeitschrift 11, S. 283.

[3]) Gachard, a. a. O., S. 130.

[4]) Büdinger, a. a. O., S. 105.

[5]) Siehe oben.

[6]) Simon Schard (Rerum German. 4, S. 70, 90) erwähnt die Anklage der niederländischen Stände, daß der Infant wegen seiner Abneigung gegen die Inquisition, seiner Vorliebe für die Niederländer und seiner Feindschaft gegen Alba gefangen gehalten wurde. Über seine Abneigung gegen die Inquisition Llorente, *Historia critica de la inquisicion de España*, 2, S. 220 ff.

[7]) Pappritz (Don Carlos in der Geschichte und in der Poesie, Jahresber. d. Domgymn. zu Naumburg 1913, S. 15) sagt sehr treffend: „Dieses Betonen läßt fast vermuten, man habe an seiner Rechtgläubigkeit gezweifelt.“

[8]) Bibl, Die Don Carlos-Frage, S. 477.

Schweigen des Königs, der den Kaiser jahrelang mit der Heirat hinhält und auch nach der Verhaftung nicht recht mit dem eigentlichen Grund derselben herausrücken will, sondern zunächst versucht, mit nichtssagenden allgemeinen Phrasen darüber hinwegzukommen, damit zu erklären gesucht, daß der König sich „schämte", die Tatsache des Wahnsinnes, die als „Schmach" galt, zu enthüllen [1]). Weit wahrscheinlicher aber ist es, daß er sich scheute, den kirchlichen Liberalismus und die Sympathien seines Sohnes für die unterdrückten Niederlande, die Opposition im eigenen Hause, offen einzugestehen, weil dieses Bekenntnis eine Ermutigung für die „Ketzer" und die „Rebellen" bedeutet hätte [2]). So stellte der König also jedwedes Verschulden seines Sohnes, Ungehorsam, Ketzerei oder Rebellion, rundweg in Abrede und gab als einzigen Grund der Einschließung, die erst nach geraumer Zeit als eine „dauernde" bezeichnet wurde, die „angeborne, eigentümliche (seltsame) Eigenschaft", den „Mangel an Vernunft" an.

Es war nur folgerichtig, wenn Maurenbrecher und Büdinger das Vorhandensein eines Gegensatzes der Grundsätze in Abrede stellten, weil doch ein „Schwachsinniger nicht ernst genommen werden konnte". Maurenbrecher gab zu, daß der Forscher auf den Verdacht einer kirchlichen Abweichung vom Katholizismus — er selbst hatte in seinem ersten Aufsatz einige Zeugnisse dafür zusammengestellt — kommen könnte, aber nur „auf dem ersten Blick". Auch Büdinger lehnte jeden Zweifel über des Prinzen „vollkommene katholische Rechtgläubigkeit" rundweg ab [3]).

Wenn nun der Prinz die gerüchtweise behaupteten, vom König offiziell abgeleugneten Verfehlungen wirklich begangen hatte, dann wäre es gar nicht so unnatürlich, daß, wie es im Drama geschieht, die Inquisition den König zum Einschreiten gegen seinen Sohn veranlaßte [4]). Allein Llorente, der die Akten der Inquisition eigens zu diesem Zwecke durchgesehen, „versicherte", keine Spur von einer Untersuchung oder einem Urteil gefunden zu haben, und so erschien auch von dieser Seite die dichterische Fabel zerstört [5]). Aber, so darf man wohl einwenden, ist der Umstand, daß Llorente keine Akten fand, wirklich ein Beweis dafür, daß nicht doch, wie dies mehrere zeitgenössische Historiker berichteten, die Inquisition die Verhaftung herbeigeführt hatte? Wenn Koch das auffallende Fehlen der

---

[1]) Maurenbrecher, in den Grenzboten 1874, 4, S. 254; Büdinger, a. a. O., S. 224, 278; Mouy, a. a. O., S. 290.

[2]) Schmidt, Epochen, S. 370.

[3]) Maurenbrecher, Vortrag über Don Carlos (2. Aufl., 1876), S. 38; Grenzboten 1874, 4, S. 242, 245, 249. Büdinger, a. a. O., S. 114 f., 175 f.

[4]) Behauptet von Matthieu (*Histoire de France*), Schard (a. a. O.), Thuanus (*Historiarum sui temporis III*). Vgl. Ranke, a. a. O., S. 458 f.

[5]) Ranke, a. a. O., S. 469 f.

französischen und österreichischen Gesandtschaftsberichte über die Katastrophe damit zu erklären suchte, daß sie vielleicht „auf Philipps Anregung" beseitigt wurden[1]), so liegt die Annahme gewiß viel näher, daß das, was in fremden Kanzleien besorgt wurde, in den Archiven des eigenen Landes noch viel gründlicher geschah; wissen wir doch, daß auf des Königs Befehl die Don Carlos betreffenden Papiere verbrannt wurden. Ob übrigens die Inquisition oder, wie Llorente meinte, eine vom König eingesetzte Kommission über ihn zu richten hatte, erscheint ziemlich belanglos im Vergleich zu der von ihm und anderen Historikern behaupteten Tatsache eines gewaltsamen Todes.

Ranke glaubte an keinen solchen, weil er in allen den zu Tage geförderten Berichten der verschiedenen Gesandten „niemals auch nur eine leise Andeutung" davon gefunden, sondern alle „nur von einem sehr erklärlichen Verlaufe der Krankheit, auf welche ein natürliches Verscheiden folgte", zu berichten wußten[2]). Er übersah dabei, daß die Gesandten einfach das berichteten, was ihnen von offizieller Seite gesagt wurde. Daher die so bestechende Übereinstimmung, während auf der anderen Seite alle möglichen Todesarten behauptet wurden: Vergiftung, Erdrosselung, Öffnung der Adern, Selbstmord aus Verzweiflung und Enthauptung. Allein die Tatsache, daß der Tod kein ganz „natürlicher" gewesen, wurde gleich bei der Bekanntgabe desselben von den verschiedensten Seiten in so bestimmter Weise behauptet, daß man nicht ohne weiteres darüber zur Tagesordnung übergehen kann. Erst kürzlich hat Chroust an der Hand einer von der Don Carlos-Forschung übersehenen Quelle, die auf Grund einer Besichtigung der im Eskurial ruhenden Überreste des Don Carlos die Enthauptung als Todesursache angibt, auf die Möglichkeit hingewiesen, daß hier eine ähnliche „Verschleierung des wirklichen Vorganges" gelungen sei wie im Falle Montignys, des unglücklichen Abgesandten der Niederlande, der den ausdrücklichen Erklärungen des Königs zufolge eines „natürlichen" Todes („Zehrfieber") starb, in Wahrheit aber, wie sie allerdings erst im 19. Jahrhundert ans Licht kommen sollte, heimlich im Gefängnisse zu Simancas erdrosselt wurde[3]).

Die „Wahrhaftigkeit" der Erklärungen des Königs Philipp II., auf welcher die These vom „Schwachsinn" des Don Carlos gegründet ist, erleidet dadurch einen tödlichen Stoß. Nach dem ganzen Charakter Philipps, wie er uns aus der Geschichte bekannt ist, dürfen wir ihm auch die in der Dichtung

---

[1]) A. a. O., S. 231.

[2]) Zur Geschichte des Don Carlos, in den Jahrbüchern der Literatur, 46 (1829), S. 249.

[3]) Der Tod des Don Carlos, in den Mitteil. d. Inst. f. österr. Geschichtsf. 35, S. 484 ff. Dazu meine „Don Carlos-Frage".

angedeutete Hinrichtung des Infanten zumuten, umsomehr als er bei jeder Gelegenheit erklärt hatte, daß er selbst seinen Sohn opfern werde, wenn er sich als Ketzer erweisen sollte. Er hat diese Äußerung so oft wiederholt, daß Schmidt von einer „fixen Idee" sprechen konnte[1]). Sein Urteil, das allerdings dem von Büdinger gezeichneten Bilde des „geistesstarken", liebevollen, „bekümmerten" Vaters schroff gegenübersteht, hat übrigens in jüngster Zeit von einem genauen Kenner des Zeitalters Philipps II. eine ganz eigenartige Bestätigung erfahren: „Niemand hat den Meuchelmord unbefangener gebraucht als König Philipp II. in seinem zu *moral insanity* ausartenden Fanatismus."[2]) So erscheint also Philipp II. anderen Historikern gerade als das, was Büdinger seinem Sohne zuschrieb: pathologisch, mit fixen Ideen behaftet. Die dichterische Auffassung, die in den Worten des Don Carlos ausgedrückt ist: „Seht nur, wie seine Finger bluten", dürfte der Wirklichkeit weit näher kommen, als das Bild vom zärtlich besorgten, gutmütigen Philipp, welches jenem vom „guten Ehemann" an innerer Unwahrscheinlichkeit nichts nachgibt.

Zusammenfassend können wir sagen, daß Maurenbrechers abfällige, spöttelnde Bezeichnung der Darstellung Schmidts als „Wiederbelebungsversuch des Schillerschen Don Carlos" bei näherer Betrachtung eher eine Anerkennung bedeutet, insofern nämlich das dichterische Phantasiegebilde — in den großen Linien wenigstens — der Wirklichkeit viel mehr entspricht als das „pseudohistorische" Produkt der Geschichtschreibung, wie es uns in erneuter und doppelt verzerrter Gestalt bei Büdinger entgegentritt. Man wird vielleicht über vieles, was Schmidt vorbringt, anderer Meinung sein können; sein Verdienst liegt aber unbestreitbar darin, daß er uns den Infanten einmal von der anderen Seite gezeigt und so einer gerechteren Beurteilung desselben die Wege geebnet hat. Zu viel ist an dem Prinzen auch in der Geschichte gesündigt worden, indem alles Ungünstige, was zu seinen Lebzeiten am Hofe Philipps II. über ihn ausgesprengt worden, ohne Bedenken geglaubt, dagegen das Gute, was wir über ihn hören, unterdrückt und vieles, was für ihn sprechen könnte, in üblem Sinne mißdeutet wurde. Wie oft hat man z. B. die Erzählung Brantômes, wie der Prinz vornehme Frauen auf der Straße anhielt, sie umarmte und küßte, um sie sodann mit Hohn- und Schimpfworten zu belegen, als gravierendes Beispiel für seine „Ausschweifungen" angeführt, ohne zu fragen, ob ihn nicht dabei ein „tugendhaftes" Motiv geleitet

[1]) Epochen, S. 269.

[2]) A. O. Meyer, England und die katholische Kirche, 1, S. 227 f. Auch Koch (a. a. O., S. 218) meint, daß das Erbteil der wahnsinnigen Johanna bei Philipp II. sich „hauptsächlich im religiösen Fanatismus" äußerte.

haben könnte. Vielleicht wollte er, der nach Brantômes Versicherung eine sehr schlechte Meinung von den Frauen — nur die Königin ausgenommen — hatte, zumal von den vornehmen, deren Treiben er ja aus nächster Nähe kannte, der weiblichen Unkeuschheit „die Maske des erheuchelten Anstandes“ herunterreißen und seinen Abscheu vor den „vornehmen Konkubinen und Ehebrecherinnen“ zum Ausdruck bringen[1]). Daß den Prinzen, der rein in die Ehe treten wollte[2]), das ehebrecherische Getriebe seines Vaters — daher vielleicht auch die Beschimpfung der Fürstin Eboli[3]) — anwiderte, wäre zu verstehen. Allerdings mag ein solcher „Tugendheld“[4]) besser in das Reich der Dichtung als an den Hof Philipps II.[5]) gepaßt haben, und wir werden es daher umgekehrt auch verständlich finden, wenn Don Carlos — noch dazu mit seinen aufgeklärten Ideen — dort als das angesehen wurde, was Schillers Prinzessin Eboli über ihn sagte: ein „Sonderling“ (II. Akt, 8).

Allein sind wir deshalb, weil wir seinen „Hang zum Seltsamen und Ungewöhnlichen“[6]), seine Überreiztheit und Heftigkeit anerkennen müssen, berechtigt, ihn für „verrückt“ — möglich, daß er es später, in der Haft geworden — oder gar für „schwachsinnig“ auszugeben? Der Fehler fast aller Darstellungen und Urteile liegt darin, daß das, was eigentlich zu beweisen wäre, als erwiesen vorausgesetzt wird und Ursache und Folge verwechselt werden. Der Prinz ist „wild“; infolgedessen kann ihm der Vater die seinen Jahren und seiner Stellung gebührende Selbständigkeit nicht geben — aber warum ist er „wild“? Mouy glaubt nicht daran, daß gegen Don Carlos ein Prozeß eingeleitet wurde; denn „ein Verrückter ist immer unschuldig“[7]). Umgekehrt darf man sagen: Die Tatsache, daß eine Untersuchung eingeleitet wurde, wäre ein Beweis, daß man ihn nicht für verrückt hielt. In der Kasseler Galerie hängt das Bild eines mißgestalteten Knaben oder Zwerges mit einem übermäßig entwickelten Kopfe, das dem spanischen Hofmaler Moro zugeschrieben wurde. Ein Idiot mit einem Wasserkopf, von Moro verfertigt — das konnte nur Don Carlos sein! Ein Kunsthistoriker vergleicht diesen „boshaften Zwerg, zu dessen Erscheinung das von der Geschichte überlieferte Bild jenes minderwertigen Men-

---

[1]) Schmidt, Epochen, S. 354 f.

[2]) Bericht Dietrichsteins vom 22. April und 29. Juli 1564. Koch, a. a. O., S. 122, 132 (Koch hat irrtümlich 11. Juli).

[3]) Bericht des Gesandten von Mantua vom 19. Januar 1568. Justi, a. a. O., 2, S. 48.

[4]) Dietrichstein berichtete am 29. Juni 1564: Don Carlos liebe „tugendhafte“ Leute. Koch, a. a. O., S. 128.

[5]) Über das galante Abenteuer Herzog Albas, der deshalb wohl seine Abreise nach Flandern verschob; Büdinger, a. a. O., S. 15.

[6]) Schmidt, Epochen, S. 383.

[7]) A. a. O., S. 297.

schen paßt" — in Wirklichkeit dürfte er ein Hofzwerg Philipps II. sein[1]) — mit der Büste des Prinzen in „Bolognini Zelterii Imagines", dem Grabmal im Eskurial und mit dem Gemälde von Alsonso Sandez — sie haben miteinander nicht die geringste Ähnlichkeit — und kam zu dem Schlusse: Man dürfe nicht davor zurückschrecken, „in diesem Wasserkopf den Helden von Schillers Tragödie zu erblicken"[2]). Der „Minderwertige" ist uns hier schon in dem Urteil eines anderen Kunsthistorikers begegnet[3]); er ist natürlich der uns bereits bekannte „Schwachsinnige", wie ihn der Psychiater auf Grund der Angaben des Historikers Büdinger in Übereinstimmung mit Maurenbrecher und dem Kabinette Philipps II. festgelegt hat. So bewegt man sich beständig im Kreise: der Kunsthistoriker beruft sich auf den Historiker und der Historiker wird wieder im Urteil des Kunsthistorikers eine wertvolle Bestätigung seines eigenen sehen.

Es wäre aber wohl an der Zeit, dieses leider schon stark verankerte Modebild vom „geschichtlichen" Don Carlos, der dem idealen Freiheitshelden des Dichters so unversöhnlich gegenübersteht, einer neuerlichen gründlichen Revision zu unterziehen, bevor es, schon durch sein ehrwürdiges Alter, vollends kanonische Geltung erlangt. Rankes vorsichtig abwägende, Licht und Schatten gerecht verteilende Untersuchung könnte dabei als Vorbild dienen, aber auch Schmidts quellenkritische Bemerkungen wären wohl zu berücksichtigen. Unzweifelhaft hat die kritische Methode seit den Tagen Rankes und Gachards Fortschritte gemacht. Wir denken heute etwas kühler über den Wert der Gesandtschaftsberichte als zu jener Zeit, da die Erschließung der verstaubten Archivschätze ihren Anfang nahm. Auch den Standpunkt, daß die Spanier, welche aus „authentischen" Quellen schöpfen konnten, besser unterrichtet waren, werden wir etwas niedriger zu hängen haben. Gerade die Erfahrungen der jüngsten Zeit, der „Lügenfeldzug" unserer Gegner, haben viel dazu beigetragen, daß wir die Zuverlässigkeit der offiziellen und offiziösen Presse geringer bewerten und die Möglichkeit einer weitgehenden Knebelung der Wahrheit wie einer bewußten Irreführung der öffentlichen Meinung stärker in Rechnung ziehen.

Wien. Viktor Bibl.

---

[1]) Zimmermann, a. a. O.,
[2]) Loga im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen 27, S. 119.
[3]) Siehe oben.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Vitae Homeri et Hesiodi, *in usum scholarum edidit Udalricus de Wilamowitz-Moellendorff*, Bonn 1916, A. Marcus und E. Weber's Verlag. Preis 1 M. 60 Pf. (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von Hans Lietzmann, 137.)

Die antiken Biographien Homers und Hesiods in einer bequemen Ausgabe zu vereinen, war ein glücklicher Einfall, und daß sich Wilamowitz dieser Mühe gewissermaßen als Zugabe zu seinem Buch über die Ilias unterzogen hat, können wir anderen nicht dankbar genug anerkennen. Die *adnotatio* der kritischen Ausgabe gibt in vorbildlicher Weise von der Überlieferung nur die Varianten, die Wert und Bedeutung für die Textgestaltung und Textgeschichte besitzen, sie ist freilich hier und da etwas zu knapp und im Punkte der Genauigkeit zu übertreffen. Die Gestaltung des Textes zeigt die unvergleichlich sichere Hand; von zahlreichen Besserungen die schönste ist die Herstellung des 8. Verses der Eiresione, wo Wilamowitz ὑπέρ σε τ' Ὡπόλλωνος, ὦ γύναι, τι δός aus überliefertem πέρσαι τῶι Ἀπόλλωνος γυιάτιδος erschlossen hat. Den vielbehandelten 11. Vers im Kaminoslied hat er mit einem Kreuz zu versehen sich begnügt; wenn ich zur Erörterung stelle, wie ich die Worte zu verstehen glaube, so ist die Entschuldigung, daß diese Auffassung wenigstens keine eigentliche Änderung fordert. Homeros spricht:

συγκαλέω δὴ ἔπειτα καμίνων δηλητῆρας
Σύντριβ' ὁμῶς Σμάραγόν τε καὶ Ἄσβετον ἠδὲ Σαβάκτην
Ὠμόδαμόν θ', ὃς τῇδε τέχνῃ κακὰ πολλὰ πορίζει.
πεῖθε Πυραιθοῦσαν! καὶ δώματα, σὺν δὲ κάμινος
πᾶσα, κυκηθείη, κεραμέων μέγα κωκυσάντων.

Das Wesentliche ist, daß δώματα zum Subjekt von κυκηθείη gemacht wird. Ludwichs Behauptung, der Imperativ πεῖθε entbehre der klaren Beziehung, scheint mir nicht ganz ohne Grund,

allerdings glaube ich, daß hier in altertümlicher Weise, wofür ἴθι, ἄγε, φέρε, ἄγρει, aber auch ἰδέ bis in späteste Zeit als fossile Zeugen geblieben sind, ein singularer Imperativ verallgemeinernd an Stelle des pluralen steht. (Vgl. Matthiae, Gr. Gr. § 511, 1, und 2, Aristoph. Frd. 383. Eurip. Bacch. 173.)

Mit Ludwich (Rhein. Mus. LXXI 1916, S. 212) stimme ich darin überein, daß ich Πυραιθοῦσα für einen weiblichen Schadengeist halte; wenn sie uns sonst nicht bekannt ist, so sind das die anderen ja ebensowenig, und der redende Name sagt genug. Er ist wie Ἔμπουσα gebildet[1]). Nur scheint mir, trotz der Πύραιθοι wird man nicht Πυραίθουσαν akzentuieren dürfen mit Rücksicht auf das *praeceptum aureum Scaligeri*, dessen Geltung nach Lobeck vor allem Nauck mit Energie und Glück vertreten hat, und das ein πυραίθω neben αἴθω ausschließen dürfte. Daher wird man πυραιθέω voraussetzen. Für den Gebrauch von κοκᾶν sei z. B. auf Anthol. VII 392 verwiesen:

λαῖλαψ καὶ πολὺ κῦμα . . . . . . ἐκύκησεν ἐμὴν νέα.

Zum Schlusse noch eine Frage! In der Homervita des Proklos liest man (Wil. S. 27, 29) αἱ γὰρ μακραὶ ἀποδημίαι πολλῶν ἀναλωμάτων δέονται καὶ ταῦτα κατ' ἐκείνους τοὺς χρόνους οὔτε πάντων πλεομένων ἀκινδύνως οὔτε ἐπιμισγομένων ἀλλήλοις πω τῶν ἀνθρώπων ῥᾳδίως. Man denkt an die erste Suasorie Senecas, wo gleich zu Anfang steht *facile ista fingantur, quia Oceanus navigari non potest*, und wo die Unmöglichkeit, den Okeanos zu befahren, auch später (s. bes. 8 ff.) wie etwas Selbstverständliches hingenommen wird. Projiziert man das in die homerische Vergangenheit, so erscheint οὔτε πάντων πλεομένων ἀκινδύνως seltsam gesagt, ἀκινδύνως mindestens überflüssig, aber man sollte doch glauben, daß οὔτε πόντων πλεομένων ἀκινδύνως und nicht πάντων die Meinung des Proklos war. Hat es überhaupt in der Antike viele Meere gegeben, die man in voller Sicherheit befahren konnte? Das läßt sich nicht einmal heute behaupten.

---

[1]) Solch ein weiblicher Schadengeist ist, nebenbei bemerkt, auch die Τρέξ in dem kretischen Zauberlied, das von Wünsch im Rhein. Mus. LV 1900, S. 73 ff. ausführlich behandelt worden ist und neben dem Kaminoslied wohl genannt werden darf. Wünsch hätte den Namen nicht mit τρέχω zusammenbringen sollen, denn er müßte dann Θρέξ lauten. Es ist wohl ein Ἐφέσιον γράμμα. Aber wenn der Vers lautet: σοὶ δ' ὄνομα Τρέξ, ἀνέμῳ Διὸς ἀκτή, so war es ein Mißgriff, ἀκτή als „Gabe" zu verstehen, weil es ein ἀκτή „Gabe" nicht gibt, das Wort bedeutet „Brotfrucht". Vor allem die Satzkonstruktion verliert alle Schwierigkeit, wenn man ἀκτή als Feminin von ἀκτός zu ἄγω stellt: „Du heißest Trex, vom Wind des Zeus getriebene"; vgl. Rohde, Psyche[3] S. 248, 1.

Wien. L. Radermacher.

Karl Brugmann, Griechische Grammatik. 4., vermehrte Auflage, bearbeitet von Albert Thumb. Mit Anhang über griechische Lexikographie von Leopold Cohn. München 1913. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. (Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Iwan v. Müller, II. Bd., 1. Abteilung.) 8⁰. 772 S.

Bei den erhöhten Anforderungen, die der neue Lehrplan und im Anschluß an diesen die Behandlung des griechischen Sprachunterrichtes im Unter- und Obergymnasium durch Weigel-Scheindler und durch Klement in der „Praktischen Methodik" von A. Scheindler an die sprachwissenschaftliche Durchdringung der griechischen Grammatik stellen, muß dem Lehrer des Griechischen ein sicherer Führer auf diesem Gebiete hochwillkommen sein, ein Werk, das ihn sowohl mit den Tatsachen selbst vertraut macht als auch durch reichhaltige Literaturangaben mit dem nötigen Rüstzeug versieht, selbständig den Problemen näherzutreten. Fand der sprachlich vorgebildete Philologe schon bisher in Brugmanns Griechischer Grammatik dieses Hilfsmittel, so gilt das in noch höherem Maße von der Neubearbeitung des Werkes durch Albert Thumb. Denn durch Thumb ist das Buch mehr als bisher auf die Note des Griechischen gestimmt worden und auch dem klassischen Philologen näher gerückt, dem es einen in knappe Form gefaßten, aber mit allen nötigen Verweisen ausgestatteten Überblick über sämtliche Probleme der griechischen Sprachgeschichte von ihren ältesten Anfängen bis zum Neugriechischen herab gibt. Diesen Grundton dem ausgezeichneten Werke zu verleihen, dazu war Thumb wie wenige berufen. Denn er hatte in seinen grundlegenden Arbeiten über den Spiritus asper (Untersuchungen über den Spiritus asper, Straßburg 1889) und über das Digamma (Indog. Forsch. 9 [1898] 307 ff.) wertvolle Beiträge auf dem Gebiete des ältesten Griechisch geliefert. In seinem Werke „Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus, Beiträge zur Kenntnis der κοινή" (Straßburg 1900) gibt er einen Überblick über die κοινή-Forschung und weist auf die mannigfachen Probleme hin, die da noch der Lösung harren. Er war ferner der erste, der eine wissenschaftlich und praktisch gleich bedeutende Grammatik der neugriechischen Volkssprache verfaßte, das Handbuch der neugriechischen Volkssprache (Straßburg 1910²), dessen zweite Auflage durch den ersten Versuch, die neugriechische Syntax zu behandeln, einen ganz besonderen Wert erlangt hat. Thumb war auch der erste, der dem dringenden Bedürfnisse nach einer übersichtlichen Darstellung der altgriechischen Dialekte durch sein Handbuch der griechischen Dialekte (Heidelberg 1909) Rechnung trug. Dazu kommen seine Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachpsychologie und Phonetik (in der German.-roman. Monatsschr. 1911: Experimentelle Psychologie und Sprachwissenschaft; in K. Marbes Fortschritte der Psychologie: Satzrhythmus und Satz-

melodie in der altgriechischen Prosa u. a. m.). Gar schmerzlich mußte daher alle Fachgenossen der Verlust dieses Gelehrten berühren, den am 14. August 1915 ein tückisches Leiden hinweggerafft hat, so daß auch diese Besprechung, die infolge der Zeitereignisse verspätet ist, erst posthum erscheint.

Um so weniger wird es daher in den Rahmen dieser Zeilen passen, an dieser oder jener Auffassung in Einzelfragen, wozu ja der reiche Inhalt hie und da Gelegenheit böte, Kritik zu üben. Vielmehr sei vor allem aus der Fülle des Gebotenen auf manche Erweiterungen hingewiesen, die besonders der Schule zugute kommen. So kann kaum eindringlicher die Bedeutung der psychologischen Sprachbetrachtung betont werden, wie dies hier S. 2ff. geschieht, wobei besonders der Hinweis auf Wundt zu begrüßen ist. Bei der Behandlung der scheinbaren Abweichungen von den Lautgesetzen verweist Th. S. 7 auf das besonders aus Xenophon geläufige λοχαγός, das α gegenüber att. στρατηγός beibehielt, da der Lautwandel α-η damals nicht mehr wirksam war. Hingegen machte das sehr früh entlehnte iranische *Māda* im Ion. den Wandel zu Μῆδος mit. Für beides lassen sich Parallelen aus dem Deutschen beibringen; so zeigt sich noch jetzt in „welsch" ahd. walhisc der Wandel von o in a, an dem das keltische *Volcae* im Germanischen teilgenommen hat (Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache, S. 96). Bei λοχαγός[1]) läßt sich dagegen an die vielen Wörter erinnern, die in einer von dem Lautbestand unserer Schriftsprache abweichenden Form aus einem anderen deutschen Dialekt in diese Aufnahme fanden; vgl. Feldwebel nach dem Ndd. und Mdd. statt des älteren Weibel (Hirt, ebenda, S. 227), Verweise, die gewiß zur Belebung des Unterrichtes beitragen (vgl. Methodik, S. 176).

Neu hinzugekommen ist der Abschnitt über die statistische Methode, die nicht nur bei literarhistorischen Untersuchungen — man denke an ihre Verwendung in der Platoforschung durch H. v. Arnim und Ritter — wertvolle Dienste geleistet hat, sondern es auch erst ermöglicht, sprachliche Tatsachen objektiv festzustellen. So erfährt durch die Untersuchungen L. Schlachters (Statistische Untersuchungen über den Gebrauch der Tempora und Modi bei einzelnen griechischen Schriftstellern, Indogerm. Forsch. 22, 23, 24) die noch bei Brugmann[3] (S. 488) vertretene, von Weigel in die Schulgrammatik aufgenommene Lehre, daß der Gebrauch des Imperfekts in der Erzählung im Griechischen durch den Aorist stark eingeschränkt werde, eine wesentliche Modifika-

---

[1]) Neben dem dor. λοχαγός kennt das Ion. auch λοχηγός; so der Eigenname Λοχηγός Milet S. Griech. Dialektinschr. 5499. Daher kann man das herodoteische λοχηγέω (IX 53) nicht mehr mit Hoffmann Griech. Dial. III 308 als ionisierte Form auffassen. Ganz auszuscheiden hat der von Hoffmann angeführte ionische Name Λοχαγός aus Styra, da dieser nur verlesen aus Ἀγλώχαρος war (SGDI 5345).

tion, indem Schlachter zeigt, daß der Aoriststamm von Homer an bis in die klassische Zeit dem Präsensstamm gegenüber zurücktritt und erst in der κοινή wieder häufiger wird. Viel Anregendes enthält auch der durch Thumb zum Teil erweiterte Abschnitt über Literatur- und Kunstsprachen. Hier hebt er vor allem die der ganzen griechischen Literatur charakteristische Eigentümlichkeit hervor, daß zwischen der Literatur- und Dichtersprache und der volkstümlichen Sprache von den ältesten Zeiten an ein beträchtlicher Unterschied besteht. So ist schon die homerische Sprache ein reines Kunstprodukt, eine Mischung aus ionischen und äolischen Elementen, die in dieser Form nirgends Volkssprache gewesen sein kann. Die Dialektmischung wurde später geradezu zum konstitutiven Merkmal der griechischen Dichtersprachen. Während es zunächst nur die epische Sprache war, welche die ursprünglich auf ihren Heimatsdialekten fußende Lyrik, so schon die lesbische, beeinflußte, entwickelte sich allmählich der Zustand, daß die Literaturgattung, nicht die Heimat des Dichters, für die Wahl des Dialektes maßgebend war. So waren in alexandrinischer Zeit die Dichtersprachen reine Kunstprodukte; man denke z. B. an Theokrit, der neben dorischen Hirtengedichten äolische Liebesgedichte und Preisgedichte in der Sprache des homerischen Epos verfaßte. Indessen geht diese Neigung der griechischen Dichter schon in ältere Zeiten zurück, wie ja Pindar nicht mehr seinen böotischen Heimatsdialekt, sondern die Sprache der dorischen Chorlyrik gebrauchte (vgl. Thumb, Handb. der griech. Dial. 214). Allbekannt ist ja die eigenartige Dialektmischung des attischen Dramas. Es sei an dieser Stelle besonders nachdrücklich auf dieses Charakteristikon der griechischen Literatursprachen verwiesen, da die knappe Einleitung der Weigelschen Schulgrammatik im Gegensatze zu der Grammatik von Klement dieses Zustandes mit keiner Andeutung gedenkt.

In der bei Thumb nun folgenden Behandlung der hellenistischen Sprachverhältnisse tritt besonders stark die persönliche Note des Bearbeiters hervor. In klaren und kurzen Worten legt er dar, wie sich aus der attisch-ionischen Umgangssprache des attischen Seebundes im Zeitalter des Hellenismus die hellenistische Gemeinsprache oder κοινή entwickelte, die neben der attischen Schriftsprache und in beständiger Wechselbeziehung zu ihr stand. Sie ist die Muttersprache des heutigen Neugriechischen. Wenn auch letztere Erkenntnis zu den völlig gesicherten Ergebnissen der griechischen Sprachgeschichte gehört, so ist doch die Frage nach dem Ursprung der κοινή noch nicht so völlig erledigt, wie es hier leicht den Anschein haben könnte. Es ist zu bedauern, daß Thumb die abweichenden Ansichten hier nicht einmal in polemischer Weise zu Worte kommen ließ, wodurch dieses so wichtige Problem nicht klar herausgearbeitet wurde.

Denn neben der Herleitung der κοινή aus der attischen Umgangssprache stehen zwei andere Hypothesen, deren eine die κοινή auf die attische Schriftsprache zurückführen will (vgl. E. Mayser, Grammatik der griech. Papyri, S. 3ff.), während die andere in ihr eine Mischung aus den verschiedenen griechischen Dialekten erblickt (Kretschmer, Die Entstehung der κοινή, Sitz. Ber. d. Wiener Ak. 143; zur ganzen Frage Moulton, Einleitung in die Sprache des Neuen Testaments, Heidelberg 1911, S. 44ff.). Die einschlägigen Fragen verlangen um so mehr Beachtung seitens der Vertreter des Griechischen am Gymnasium, seitdem Schriftsteller wie Aristoteles, Plutarch und Arrian in den Kreis der Schulschriftsteller aufgenommen wurden, die der literarischen κοινή mehr oder minder nahe stehen. Dazu kommt, daß auch die gelegentliche Erwähnung dieser Probleme im Unterricht durch ihre Parallelen auf deutschem Gebiete — man vergleiche die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache aus der Kanzleisprache und den Kampf zwischen Schriftsprache und Dialekt auf deutschem Boden (vgl. Hermann, Griech. Forschungen I. Die Nebensätze in den griechischen Dialekten. Leipzig 1912, 180ff.) — viel des Interessanten bietet.

Bei der Behandlung des griechischen Akzents ist S. 177 der Hinweis auf die instruktive Anekdote, die sich an den Euripidesvers Orestes 272 anknüpft, hinzugekommen. Der Schauspieler Hegelochos trug die Worte 'ἐκ κυμάτων γὰρ αὖθις αὖ γαλήν' ὁρῶ' so vor, daß die Zuhörer γαλῆν verstanden, was dem Dichter und seinen Interpreten reichlich den Spott der Komiker (Aristoph. Frösche 303/4 u. ö.) eintrug. Mit Schweizer I. F. 10, 207ff., sieht Thumb darin einen Beweis dafür, daß damals noch der Unterschied zwischen dem steigenden Akut (◡ ◡́) und dem in der 1. More steigenden, in der 2. fallenden Zirkumflex (◡́ ◡) deutlich hörbar war. In seinen Ausführungen über die Parataxe betont Thumb wie vor ihm schon Brugmann, daß die starke Bevorzugung der Parataxe bei Homer gegenüber der Hypotaxe nicht so sehr eine Folge der Altertümlichkeit der Sprache, sondern dadurch bedingt ist, daß die epische Sprache von dem natürlichen Boden der Sprache weniger losgelöst ist als die der späteren Kunstdichtungen. Wo die Darstellung volkstümlich wird, tritt sogleich die Parataxe wieder hervor, so daß zwischen den Homerischen Gedichten, dem schlichten Griechisch des Neuen Testaments und dem neugriechischen Volksmärchen eine stilistische Übereinstimmung festgestellt werden muß.

Besonders hervorgehoben müssen die letzten Abschnitte der Thumbschen Neubearbeitung werden, die eine wertvolle Erweiterung der dritten Auflage darstellen. In dem Kapitel über die Wertung der Satzteile behandelt Thumb die unvollständigen Sätze, zu denen er die Satzworte (Interjektionen, Vokative u. a. m.) und die eingliedrigen Sätze (z. B. den imperativisch gebrauchten

Infinitiv) rechnet. Die Impersonalia sind nach ihm als grammatisch vollständige Sätze zu werten, insofern der Grieche, wie die Wendung Ζεὺς ὕει zeigt, eine deutliche Subjektsvorstellung damit verbinden konnte. Eine besondere Stellung nehmen die Satzformen ein, bei denen durch Ellipse ein Bestandteil einer usuellen Ausdrucksweise, der zur Mitteilung des augenblicklichen Vorstellungsinhaltes entbehrlich ist, unausgesprochen gelassen wird. Von diesen gehört der sogenannte Nominalsatz schon der urindogermanischen Zeit an. Noch bei Homer überwiegt das Fehlen der Kopula. Häufig bleibt die Kopula unausgedrückt im Relativsatz, wie z. B. 11. E 481 τά᾽ ἔλδεται, ὅς κ᾽ ἐπιδευής, was wichtig für die Erklärung von ὅστις mit dem Superlativ (H 50 ὅστις ἄριστος *optimus quisque*) und ὅτι bei Superlativen (ὅτι τάχιστα = was Schnelligkeit ist; vgl. Hermann a. a. O. 293) ist; ebenso bei ὅσος und οἷος, wo dann auch Assimilation eintritt (A 262,63 οὐ γάρ πω τοίους ἴδον ἀνέρας . . . οἷον Πειρίθοόν τε Δρύαντά τε.).

Der zweite Abschnitt ist der Wortstellung gewidmet; hier sieht Thumb die nächstliegende Aufgabe darin, die habituelle Wortstellung durch genaue, statistische Untersuchungen festzustellen. Schon die erste umfassende Arbeit auf diesem Gebiete, die von Thumb angeregte Untersuchung von E. Kieckers, „Die Stellung des Verbs im Griechischen und in den verwandten Sprachen“ (Straßburg 1911), hat dargetan, wie unverläßlich die auf bloß gefühlsmäßiger Abschätzung beruhenden älteren Annahmen sind. So lehrt die Griechische Grammatik von Kühner-Gerth[3] 2, 595, daß das Subjekt die erste, das Prädikat die letzte Stelle im Satze einnehme. Hingegen weist Kieckers nach, daß durch alle Perioden der griechischen Sprache die Mittelstellung des Verbums am häufigsten ist, häufiger als Anfang- und Endstellung zusammen, die letztere häufiger als die erstere. Wie für das Prädikat, so fordert Thumb auch für die übrigen Satzteile, ferner für die Wortstellung im Nebensatze genaue Einzeluntersuchungen. Methodologisch wichtig ist es, wenn er in dem Absatz über die Spaltung (Hyperbaton) den Grundsatz vertritt, daß man vorerst untersuchen muß, wie weit stilistische Ausdrucksmittel durch die natürliche Redeweise veranlaßt sind. So ist das Hyperbaton in Fällen wie Φειδίας ἐποίησεν Ἀθηναῖος durch die natürliche Sprache bedingt, die auf die Mittelstellung des Verbums hindrängt, so daß es nicht angeht, darin lediglich ein stilistisches Kunstmittel zu sehen (wie noch L. Lindhammer, Zur Wortstellung im Griechischen. Diss. München 1908). Denselben Leitgedanken, erst die Gesetze der natürlichen Sprache festzulegen, bevor man die künstlichen Gebilde zum Gegenstand der Untersuchung macht, vertritt Thumb auch in seinem letzten Abschnitt über die musikalische Formung des Satzes, worin er über Satzrhythmus und Satzmodulation handelt.

Der Satzrhythmus ist seit dem Altertum wohl vom ästhetisch-rhetorischen Standpunkt aus viel erörtert worden, ohne daß man sich um den natürlichen „immanenten“ Rhythmus der griechischen Sprache bekümmerte, obgleich zuerst dieser hätte festgestellt werden müssen, bevor man an die Analysierung der Kunstprosa herangehen konnte. Den Weg zu derartigen Untersuchungen des Sprachrhythmus wies, ausgehend von der deutschen Prosa, K. Marbe in seiner Schrift „Über den Rhythmus der Prosa“ (Gießen 1904). Ihm folgte sein Mitarbeiter Thumb, der in seinem grundlegenden Aufsatz „Satzrhythmus und Satzmelodie in der altgriechischen Prosa“ (Fortschritte der Psychologie, herausgegeben von Karl Marbe, I., 1912, 139ff.) Marbes Grundsätze auf das Griechische übertrug und weiterentwickelte. Marbe geht für die deutsche Prosa von dem Prinzipe aus, „daß die Grundform des Rhythmus durch die Anzahl (z) der zwischen zwei betonten Silben eingeschlossenen unbetonten Silben gegeben sei, und da jede Sprache einen Maximal- oder Grenzwert jenes z habe, so seien eine Reihe rhythmischer Gebilde wie *s′s′*, *s′ss′*, *s′sss′* (*s′* betonte, *s* unbetonte Silbe) gegeben, deren Vorkommen und relative Häufigkeit samt dem Mittelwert (m) der z-Werte zu bestimmen sei“.

Bei der deutschen Prosa hat sich ergeben, daß die verschiedenen Gattungen der Rede verschiedene Rhythmisierung haben; so steht in der Kunstprosa zwischen zwei betonten Silben seltener eine unbetonte Silbe als in der Umgangssprache; gefühlsbetonte Texte haben eine geringere Anzahl unbetonter Silben als indifferente Texte. Wenn man nun für das klassische Griechisch dem quantitierenden Charakter der Sprache gemäß an die Stelle der betonten und unbetonten Silben die Längen und Kürzen setzt, so läßt sich in entsprechender Weise der Rhythmus der altgriechischen Prosa bestimmen, über den bis jetzt so wenig Klarheit herrschte, daß nicht einmal der bekannte Satz des Aristoteles aus der Poetik [1449a 25=Bywater p. 12: μάλιστα γὰρ λεκτικὸν τῶν μέτρων τὸ ἰαμβεῖόν ἐστιν. σημεῖον δὲ τούτου, πλεῖστα γὰρ ἰαμβεῖα λέγομεν ἐν τῇ διαλέκτῳ τῇ πρὸς ἀλλήλους] einer Nachprüfung unterzogen worden war. Untersuchungen von Abschnitten aus der ersten Philippischen Rede des Demosthenes, aus dem Symposion Platons und dem Xenophons führen zu folgenden Ergebnissen: Bei allen drei Schriftstellern überwiegen die Längen gegenüber den Kürzen, am meisten bei Demosthenes (61%), weniger bei Xenophon (57%), am wenigsten bei Plato (52%). Nun berechnete aber schon früher Josephy (Der oratorische Numerus bei Isokrates und Demosthenes. Diss. Zürich 1887) die Häufigkeit der Längen bei Demosthenes in der Schlußsilbe auf 64%, was dem obigen Werte nahe kommt und woraus sich ergibt, daß die Quantität der Schlußsilbe von der Durchschnittszahl der Längen innerhalb des Satzes nicht sehr erheblich differenziert.

Da nun ferner Josephy das Verhältnis der langen und kurzen Vokale im Griechischen mit 54:46 bestimmt hat, so stehen Xenophon und Platon diesem Verhältnis der natürlichen Sprache sehr nahe. Was die Wahl der Rhythmen anbelangt, so stehen bei allen drei Schriftstellern die Folgen — — und — ◡ — an der Spitze; — ◡ ◡ — ist seltener; alles andere selten, was mit der Angabe des Aristoteles übereinstimmt. Daher ist wohl die Beobachtung von Blass (Att. Beredsamkeit 3[2], 1, 105 ff.) richtig, daß Demosthenes den Tribrachys meidet, aber nicht seine Folgerung, daß dieser Fuß „nach Demosthenes' Urteil mit der zugleich würdigen und straffen Haltung des Volksredners im Widerstreit sei". Denn Xenophon und Platon verhalten sich — wohl gemäß dem natürlichen Rhythmus der altgriechischen Sprache — ebenso ablehnend.

Soweit behandelt Thumb den Satzrhythmus in fruchtbarer Anwendung des Marbischen Prinzips, eine Untersuchung, die den weiteren Ausbau durch das Heranziehen anderer Autoren — Thumb selbst bezieht a. a. O. auch das Neue Testament ein — reichlich lohnen wird.

Ganz originelle und vielverheißende Bahnen schlägt Thumb in dem Abschnitt über Satzmodulation ein. Zunächst scheint es ein aussichtsloses Beginnen, über die Satzmodulation des Altgriechischen als einer toten Sprache etwas feststellen zu wollen, und jedenfalls ist die Hypothese von Sievers, daß man beim lauten Lesen die Satzmelodie des Autors reproduziere, auf das Altgriechische schon deshalb nicht übertragbar, da wir die Texte nicht quantitierend, wie sie gesprochen wurden, sondern falsch akzentuierend lesen. Aber gerade in dem quantitierenden Charakter des Altgriechischen ist nach Thumb die Möglichkeit eingeschlossen, über die Satzmodulation Aufschluß zu erlangen, indem ja der Wechsel zwischen den Akzenten zugleich den Wechsel zwischen den Tonhöhen darstellt, also Fingerzeige für die Satzmodulation gibt. In einem besonderen Falle, nämlich für den Schluß der Aussage- und Fragesätze, führt Thumb vor, wie sich dieser sein Gedanke praktisch verwerten läßt. Er vergleicht je 100 Aussagesätze aus der Erzählung und aus dem Dialog mit je 100 Fragesätzen bei Xenophon und ebenso je 100 Aussage- und Fragesätze bei Platon mit Rücksicht auf ihren Schlußakzent (΄, ˜ ΄o [Akzent + unbetonte Silbe], ΄oo, ˜o, ˜oo) und zeigt mittels der sich ergebenden Zahlen, daß der Fragesatz besonders bei Xenophon die deutliche Neigung hat, mit einer Tonerhöhung zu schließen, ein Ergebnis, das mit der Beobachtung bei lebenden Sprachen ganz übereinstimmt. Für alle Einzelheiten sei auf Thumbs oben erwähnten Aufsatz verwiesen, woselbst auch das Neue Testament und das neugriechische Volksmärchen herangezogen werden und gezeigt wird, wie sich in Veränderungen der Akzente der neue akzentuierende Rhythmus kundgibt. Es ist nur zu wünschen, daß

Thumb auf diesem Gebiete Nachfolger findet, die seine allzufrüh abgebrochenen Arbeiten aufnehmen und weiterführen und so dem vorzeitig der Wissenschaft entrissenen Gelehrten das schönste Denkmal setzen.

Im Anschluß an die griechische Grammatik behandelt L. Cohn, der seit dem Erscheinen der vierten Auflage ebenfalls verschiedene Breslauer Gelehrte, die griechische Lexikographie. Die wesentlichste Erweiterung, die dieser Abschnitt gegenüber der dritten Auflage erfahren hat, besteht in dem Überblick, den Cohn über die Frage des griechischen Thesaurus gibt, wie sie sich in den Auseinandersetzungen und Programmschriften Diels', Krumbachers und Kretschmers darstellt. Näher auf diese Frage einzugehen, machen leider die Ereignisse der Gegenwart überflüssig. Denn ein Werk wie der griechische Thesaurus, das nur dem Zusammenschluß aller wissenschaftlichen Körperschaften der Kulturnationen seine Entstehung verdanken könnte, ist wohl jetzt seiner Verwirklichung ferner denn je gerückt.

Mauer bei Wien. Dr. P. Wahrmann.

Emanuel Loewy, Die griechische Plastik. 2. Auflage, in Kassette 1 Textband von 154 S. und 1 Tafelband mit 297 Abbildungen. Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1916. Preis 6 M. 50 Pf.

Zweite Auflage schon nach fünf Jahren! Und nach welchen Jahren! 1914, 15, 16 —, man wird sich das Datum merken.

Mit heller Freude hatten wir alle im Jahre 1911 das erste Erscheinen des damals „von den Intimen schon lange mit Spannung erwarteten Werkes Emanuel Loewys" begrüßt; mir wurde die Ehre zuteil, über seinen Gehalt in dieser Zeitschrift (1911, S. 710—715) vor ihrem allzeit unentwegt den unübertroffenen geistigen Werten des klassischen Altertums auch seine Aufmerksamkeit zuwendenden Leserkreise ausführlich zu berichten.

Heute steht das Werk Emanuel Loewys zum zweitenmal vor uns. Seine äußere Erscheinung hat sich fast nicht geändert: „Marie von Ebner-Eschenbach in verehrendem Gedächtnis" muß jetzt die Widmung lauten — auf S. 12 und 60 des Textbandes eine größere, sonst hier und in den Fußnoten des Tafelbandes nur kaum wahrnehmbare Änderungen — auf Tafel 19 unter 42 und 43b zwei neue Abbildungen — sonst, wie gesagt, alles unvermehrt und unverändert. Diese Beharrlichkeit charakterisiert am deutlichsten und besten Loewys Buch als ein aus bestimmten Absichten und Bedürfnissen heraus organisch gesund erwachsenes Ganzes; es kann angesichts der neuen Auflage nur wiederholt werden, was hier 1911, S. 711, zusammenfassend von den zum erstenmal erschienenen Bänden gesagt werden mußte: *„non mi lascia più gir lo fren del arte"* — als Kunstwerk will das Buch betrachtet sein!

Bewährt hat sich die Form, welche der Schöpfer seinem Werke gab; und darum bleibt sie ihm denn auch bewahrt! Diesmal, und wohl auch alle zu gewärtigenden folgendenmale. So sieht denn auch der Besprecher hier nichts vorzuschlagen für etwaige Änderungen; hier wird wohl alles bleiben können, wie es ist.

Fast unverändert steht Emanuel Loewys Buch in seiner zweiten Auflage vor uns. So ist die Freude, die es dank seines hohen inneren Gehaltes wieder in uns erweckt, in gleicher Weise fast unverändert. Auch sie hat nur leichte, kaum fühlbare Wendungen durchgemacht, die auch nur dazu beitragen können, ihren Charakter noch zu vertiefen und zu verinnerlichen: in einer Zeit, die notgedrungen dem allgemeinen Gang der Profangeschichte mehr ihre Gedanken zuwendet, wußte das deutsche Lesepublikum eine Gabe zu empfangen, die freilich alle Empfänglichen über alles erhebt und auferbaut, wußte sie mit so reger Teilnahme zu empfangen, daß dadurch deutlich der Wille bekundet wurde, sie wieder und immerfort neu zu empfangen. So hat sich auch unsere dem ersten Erscheinen entsprungene Freude bewährt und durch die Zahl aller, die sich uns teilnehmend angeschlossen haben, nur noch verstärkt in ihrer Mächtigkeit, vertieft in ihrer Innerlichkeit.

Innsbruck. Heinrich Sitte.

I. van Wageningen, De Ciceronis libro Consolationis. Groningen 1916, Noordhoff. 54 S. 8°. Preis geb. 3 M. 50 Pf.

Zwei unmittelbar nacheinander innerhalb kurzer Zeit (März bis Mai 45 v. Chr.) entstandene philosophische Schriften Ciceros von bedeutendem eigenen Interesse und starker Nachwirkung sind uns verloren gegangen, die nach dem Hinscheiden der innig geliebten Tochter des Redners verfaßte *Consolatio* und der zum Studium der Philosophie anregende *Hortensius*. Es ist stets als reizvolle Aufgabe erschienen, die beiden eigenartigen Schriften nach Möglichkeit zu rekonstruieren. Für den *Hortensius* ist dies am ansprechendsten O. Plasberg gelungen; einen auf teilweise neues Material gegründeten, von neuen Gesichtspunkten ausgehenden Versuch, die *Consolatio* wiederherzustellen, unternimmt nun van Wageningen, der durch eine Reihe gediegener Veröffentlichungen, so des *Album Terentianum*, der *Scaenica Romana*, der Ausgabe des Persius, bekannte niederländische Gelehrte. Nicht mit Unrecht meint er (S. 1), jetzt, da so viele den Tod teurer Angehörigen beklagten, erscheine es nicht unzeitgemäß, den Blick wieder einer Schrift zuzuwenden, die Cicero zum eigenen Troste geschrieben (eine literarische Neuerung, denn Trostschriften wurden in der Regel an andere gerichtet, vgl. *ad Att.* XII 14, 3). Cicero griff zu

diesem Mittel, weil ihn die Tröstungen seiner Freunde und Bekannten in seinem Schmerze nicht aufzurichten vermochten, schöpfte aber auch hier wie im *Hortensius* nicht aus sich selbst, sondern aus einer griechischen Quelle, und zwar lehnte er sich, wie er selbst bezeugt (bei Plinius *N. h. praef.* 22), an des Akademikers Krantor gefeierte Schrift Περὶ πένθους an. Daß er daneben noch andere Muster in größerem Umfange herangezogen haben sollte, ist trotz seiner Versicherung, alle ihm erreichbaren Trostschriften gelesen zu haben (*ad Att.* a. a. O.), wenig wahrscheinlich. Ciceros *Consolatio* wird somit ein ziemlich getreues Abbild von Krantors Trostschrift gewesen sein.

Der Verf. schlägt nun folgenden Weg ein, um ihre Wiederherstellung über das bisher Erreichte hinaus zu fördern. Die überlieferten Bruchstücke sind wenig zahlreich; sie stammen vor allem aus den Tusculanen, deren erstes und drittes Buch denselben Stoff behandeln wie die *Consolatio*, kurz nach ihr geschrieben sind und sie wiederholt erwähnen. Man erhält an ihrer Hand allerdings einen Einblick in den Inhalt, aber nicht in den Aufbau der Trostschrift. Dieser kann nur durch Heranziehung des unmittelbaren Vorbildes, Krantors, vermittelt werden. Den Aufbau von Krantors Schrift über die Trauer hat aber M. Pohlenz (*De Ciceronis Tusculanis disputationibus*, Progr. Göttingen 1909, S. 15 ff.) aus der gleichfalls aus dem berühmten Werke des Akademikers schöpfenden, unter Plutarchs Namen gehenden Schrift an den um seinen Sohn trauernden Apollonius wiederhergestellt. Damit ist eine Quelle für die weitere Erschließung des Inhaltes der *Consolatio* gegeben, denn wo der Plutarchtext mit den Tusculanen zusammengeht, muß der Gedanke dem gemeinsamen Vorbild entlehnt sein, damit ist aber auch der Rahmen gewonnen, in den die alten und die neuen Bruchstücke einzufügen sind. Voraussetzung ist dabei allerdings, daß die *Consolatio* das Gedankenmaterial nicht ungeordnet bot (so Buresch, Leipz. Stud. IX 95), sondern sich an die Disposition ihres Vorbildes hielt; diese Annahme hat aber sehr viel für sich, weil sie im gewöhnlichen Verhalten antiker Schriftsteller ihrer Quelle gegenüber ihre Stütze findet. In diesem Sinne sind auch die Schriften heranzuziehen, die wahrscheinlich oder sicher Kenntnis und Benützung von Ciceros *Consolatio* aufweisen. Zu diesen zählt van W. von den Trostschriften Senecas die an *Marcia* (*Dial.* VI) und die an *Polybius* (*Dial.* XI), beide anläßlich eines Todesfalles geschrieben und klar disponiert. Auch von Senecas Briefen gehören viele ganz oder teilweise in die Gattung der Trostschriften, doch nur *Epist.* 99 enthält zahlreiche auch sonst vorkommende Trostgedanken, aber nicht in bestimmter Disposition.

Die Untersuchung ergibt indes, daß aus Seneca für die Wiederherstellung der *Consolatio* wenig oder nichts zu holen

ist. Viel fruchtbarer erweisen sich in dieser Hinsicht Hieronymus' *Epist.* 60 (*Epitaphium Nepotiani*) und Ambrosius' zweites Buch *De excessu fratris.* Beide haben die *Consolatio* benützt. Für Hieronymus steht dies bekanntlich fest (XXII 592 Migne, dazu Buresch a. a. O. 48), für Ambrosius nimmt es van W. mit K. Schenkl (Wien. Stud. XVI 38) wohl mit Recht an. Schanz (G. d. r. L. I³ 2, S. 376) hält dessen Ergebnisse allerdings nicht für gesichert, doch sind die Übereinstimmungen mit Plutarch, den Tusculanen und mit dem gleichfalls die *Consolatio* verwertenden *Cato maior* nach Zahl und Art so beschaffen, daß für Zweifel schwerlich Raum bleibt, mag auch manches der Topik des παραμυθητικός entnommen sein. Während sich aus Ambrosius Anhaltspunkte für den Aufbau der *Consolatio* gewinnen lassen, ist Hieronymus, der sie einem Briefe, nicht einer Rede zugrunde legt, nur für ihren Inhalt verwertbar.

Damit sind die inhaltlichen und formalen Elemente für die Wiederherstellung der *Consolatio* gegeben. Die Grundlage ist, wie man sieht, tragfähig; sie ermöglicht die Wiedergewinnung des Gedankeninhaltes wegen der trümmerhaften Überlieferung freilich nur unvollständig, dafür aber, die genaue Anlehnung an die aus Plutarch zu erschließende Disposition von Krantors Schrift vorausgesetzt, die verläßliche Anordnung des Inhaltes, soweit er faßbar ist, und eine Vorstellung von der Gesamtanlage der Trostschrift. Die Bruchstücke der *Consolatio* werden nun mit den entsprechenden Stellen bei Plutarch parallelisiert — die Übereinstimmung ist zum Teil überraschend — und gleichzeitig in den Rahmen der Trostschrift an Apollonius eingefügt. Diese Eingliederung geht leicht und zwanglos vor sich; nur einmal muß eine kleine Veränderung und Verschiebung an der Disposition der Plutarchischen Schrift vorgenommen werden. Im übrigen passen sich die Bruchstücke der *Consolatio* in den Aufbau von Plutarchs und damit Krantors Schrift restlos ein. Die Heranziehung des Plutarch bringt aber auch, wie schon angedeutet, eine Vermehrung der Fragmente der *Consolatio* über die von Halm und C. F. W. Müller gesammelten hinaus mit sich, indem alle in unseren Quellen für die Wiederherstellung der *Consolatio* mit der Trostschrift an Apollonius stimmenden Gedanken und Erwägungen auf Krantor zurückgeführt und damit für die *Consolatio* in Anspruch genommen werden. Ein S. 54 gegebener vergleichender Überblick über Zahl und Anordnung ihrer Bruchstücke bei Müller und van Wageningen veranschaulicht den Gewinn und den Unterschied hier und dort.

Methodisch ist die Untersuchung einwandfrei, das Ergebnis rechnet aber doch, und der Verf. ist sich dessen bewußt, zum Teil mit unsicheren Faktoren. Wie weit sich Cicero im einzelnen an sein Vorbild angeschlossen hat (gewisse Abweichungen von Plutarch geben zu denken), läßt sich nicht feststellen. Doch

ist es sehr wahrscheinlich, daß die wiedergewonnene Disposition der *Consolatio*, auf die es van W. in erster Linie ankommt, im großen und ganzen richtig ist, und man wird ihm gern zugeben, daß er, wenn auch manches unsicher bleiben muß, doch an der Hand des Sicheren „*imaginem quamvis non expressam, at tamen adumbratam*“ (S. 53) der *Consolatio* vor unseren Augen hat wiedererstehen lassen, was im Hinblick auf das Trümmerfeld, das die Bruchstücke bisher darstellten, ein bleibendes Verdienst bedeutet.

Das Buch ist in ungemein lichtvollem und flüssigem Latein geschrieben, die Ausstattung prächtig. Druckfehler sind selten.

Graz J. Mesk.

Inscriptiones Latinae selectae. *Edidit Hermannus Dessau. Vol. III. pars II.* Berlin 1916. Weidmann. 18 M.

Mit dem Erscheinen des zweiten Teiles des dritten Bandes hat das monumentale Werk Dessaus seinen Abschluß erreicht. 25 Jahre lang hat den Herausgeber, der freilich nichtsdestoweniger auch in dieser Zeit der Wissenschaft viele kostbare Gaben schenkte (wie jüngst erst das 4. Suppl.-Heft zu den afrikanischen Inschriften), die Arbeit an der Sylloge in Anspruch genommen und so ist ein bis ins kleinste gründlich durchgearbeitetes, in sich geschlossenes und einheitliches Werk entstanden, das noch die jüngsten Funde und Forschungen verwerten konnte, ohne jedoch in seinem ersten Bande veraltet oder überholt zu sein. Da durch den Krieg eine lange Pause in der Ausgrabungstätigkeit eingetreten ist, entspricht der Abschluß unserer wichtigsten Inschriftensammlung zugleich gewissermaßen einem Abschluß in der Geschichte der Epigraphik.

Dessaus Sylloge verfolgt einen doppelten Zweck: einerseits eine handliche, leicht zugängliche, wohl erwogene und möglichst reichhaltige Auswahl aus der Fülle der Inschriften zu geben, die in den Folianten des *Corpus Inscriptionum Latinarum* aufgespeichert sind, und anderseits eine Einführung und Anleitung zu bieten zum Studium der Epigraphik, aber auch der alten Geschichte und überhaupt der Altertumswissenschaft, soweit diese durch die unmittelbaren Zeugnisse auf Stein und Erz Aufhellung und Bereicherung erfährt. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß Dessau diesen beiden Aufgaben in unübertrefflicher Weise gerecht wird; ebenso unnötig wäre es, Wesen und Vorzüge dieses Inschriftenthesaurus im einzelnen auseinanderzusetzen, umsomehr als dieselben ohnehin jedem, der sich klassischen Studien widmet, bekannt sein müssen. Darum möge nur mit wenigen Worten des hier vorliegenden Schlußbandes gedacht werden.

Der dritte Band umfaßt eine stattliche Anzahl neugefundener Texte; da diese zum größten Teil noch nicht Aufnahme in das

CIL finden konnten, ist es sehr zu begrüßen, daß man sie nunmehr so bequem vereinigt findet. Bis in die letzte Zeit ist die Sammlung vervollständigt; sie enthält z. B. die wichtigen Inschriften des *Favonius*, des *Sedatius Severianus* (der im Kampf gegen die Parther fiel), des durch Statius bekannten Stadtpräfekten *Rutilius Gallicus*, das neue Fragment der Arvalakten vom Jahre 240, welches, da die italienischen Zeitschriften gegenwärtig unzugänglich sind, uns erst durch Dessau bekannt wird. Vermißt habe ich etwa das afrikanische Denkmal des *L. Catilius Severus*: Dessau erwähnt es zwar in den *Addenda* zu n. 1041, doch wäre die Aufnahme des Textes vielleicht wünschenswert gewesen, da die durch einen unrichtig eingesetzten Punkt bewirkte Irreführung der Forschung methodisch von eigenartigem Interesse ist. Die Neufunde der letzten Zeit, die in der *Mantissa* (p. CLVIII bis CLXVIII) vereinigt sind, konnten im Index nur teilweise Verwertung finden, was für die Benützer des Werkes zu beachten ist. Auch eine Reihe griechischer Inschriften hat Dessau hier ausgewählt, wie er ja schon am Schluß des zweiten Bandes einen *Appendix titulorum Graecorum* beigegeben hat.

Alle in der Sylloge vereinigten inschriftlichen Texte — 9522 an Zahl — sind von einem Kommentar begleitet, der in der Dessau eigentümlichen, knappen und prägnanten Art das Verständnis der Inschriften erschließt, Belegstellen anführt, Abkürzungen auflöst, Lücken vervollständigt und sehr oft zugleich in anspruchsloser Form eine Bereicherung der wissenschaftlichen Erkenntnis bietet.

Auf die außerordentlich reichhaltigen Indizes, die den ersten Teil des dritten Bandes und die Hälfte des zweiten ausfüllen, sei noch besonders hingewiesen. Sie sind nicht allein für den Benützer der Sylloge unentbehrlich, ihre Bedeutung geht weit darüber hinaus. Wer immer sich forschend oder studierend mit den hier in Betracht kommenden Zweigen der Altertumswissenschaft beschäftigt, wird diese Indizes nachschlagen müssen. Sie sind nicht allein das heute bequemste Mittel, um sich schnell über viele historische, antiquarische, epigraphische und sogar grammatische Fragen zu orientieren — z. B., um nur einzelnes herauszugreifen, über die Titulaturen und Jahreszählungen der Kaiser, über die Reichsämter und die Statthalterlisten, über die Legionen und Auxiliarformationen, über die Götterwelt der Kaiserzeit und ihre Priester, über die Städte und die Innungen, über die Gattungen und Bestandteile der Baudenkmäler oder, um auf ein anderes Gebiet überzugehen, über die in den Inschriften begegnenden Eigentümlichkeiten der Schreibung und Sprache, der Formenlehre und der Syntax —, sie bringen zugleich, da sie vorläufig (und wohl noch für lange Zeit) den Generalindex des *Corpus* ersetzen, genaueste Sorgfalt mit klarer Anordnung verbinden und überall den Scharfblick wie die souveräne Stoffbeherrschung

des Meisters erkennen lassen, für die gelehrte Forschung reichen Ertrag.

So wissen wir Dessau Dank dafür, daß er sich dieser mühevollen und zeitraubenden Arbeit unterzogen hat, wir wissen ihm Dank dafür, daß er mitten in dem furchtbarsten aller Kriege im Dienste jener Wissenschaft nicht erlahmte, die zwar fernabliegt von all dem, was den heutigen Tag erregt und erschüttert, die aber, wenn uns wieder die Sonne des Friedens leuchtet, die versöhnten Völker zurückführen soll zu dem unvergänglichen Vermächtnis, das der Genius der Antike ihnen allen hinterlassen und das mehr als einmal der Menschheit die Wiedergeburt gebracht hat. Darum hegen wir die volle Zuversicht, daß die schönen Worte einst, und hoffentlich bald, zur Wahrheit werden, mit denen Dessau seine Vorrede schließt: *at si aliquando non solum pax redierit sed etiam tranquillitas animorum, et mundus revirescere coeperit, tunc haec reliquiarum mundi antiqui collectio et doctae Germaniae honori erit et studiosis omnium nationum utilitati.*

Wien. Edmund Groag.

Dr. Otto Böckel, Die deutsche Volkssage. („Aus Natur und Geisteswelt", Nr. 262.) 2. Auflage. Leipzig und Berlin, 1914, Teubner.

Eine nach allen Richtungen verzweigte Materie, die auf Schritt und Tritt behutsam anzufassende Fragen aufwirft, welche nur auf Grund weitschichtiger Darlegungen der Lösung näher gebracht werden können, ist hier auf dem allzu knappen Raum von 120 Seiten behandelt. Da mußte natürlich Entsagung geübt werden. Zunächst verzichtet Böckel auf die Herstellung des Zusammenhangs mit den Nachbarvölkern (Slawen, Romanen) und mit der Antike. Und doch ist es nicht gleichgültig, ob ein Sagenmotiv spezifisch deutsch, ob es indogermanisch oder ob es unabhängig bei ganz getrennten Völkern nachzuweisen ist. Dann hat er in der zweiten Auflage „auf Wunsch des Verlegers die Anmerkungen gekürzt"; ich habe allerdings überhaupt keine gefunden (außer der Anführung der früheren Bücher des Verf.s in der Vorrede) und doch wäre bei der Unbestimmtheit vieler Angaben des Buches die Zitierung der Quelle sehr erwünscht. So spricht Böckel z. B. auf S. 37 von einem „uralten Lied" vom letzten Krieg, nach dem so wenig Männer übrig bleiben sollen, „daß neun Weiber raufen um ein Männersitz, o jögas, o jögas, wo ein Mann g'sessen ist". Wo ist nun dies Lied zu Hause? Schönherr legt die eben angeführte Wendung in seinem Drama „Volk in Not" einer Stubaier Bäuerin in den Mund, ich selbst habe sie im Zillertal vernommen; woher hat sie Böckel? Über solche und ähnliche Dinge müßten Anmerkungen in einer „Sammlung wissenschaftlich - gemeinverständlicher Darstel-

lungen" Aufschluß geben. Was dagegen nicht in eine solche Sammlung gehört, namentlich nicht in ein Buch, das ohnehin an Raummangel leidet, das sind die Abschnitte: IV. „Der Wert der Volkssage für das deutsche Volk" (6½ Seiten, gefüllt mit selbstverständlichen Aufforderungen zum Schutz von Natur- und Kunstdenkmälern, Schaffung von Lokalmuseen und Nationalparken, Benützung der Sage im Unterricht und einem Gedicht des Verf.s zum Preis der Sage und des Bauernstandes); V. „Eine einheitliche kritische Sagensammlung" (3½ Seiten, Anleitung zur Anlegung einer solchen Sammlung; die „kritischen" Gesichtspunkte mag folgendes Zitat beleuchten: „Von jeder Sage ist die Überlieferung festzustellen, nach Alter und Glaubwürdigkeit zu rubrizieren. Dann ergibt sich eine klare Grundlage für die Textgestaltung: der reinste, von fremden Bestandteilen freie Wortlaut ist als der Archetypus [die Urgestalt] der Sage anzusehen" [S. 118]); VI. „Schlußwort" (1½ Seiten pathetische Redensarten). Fügt man hinzu, daß das Druckbild durch unerträglich viele Sperrungen entstellt wird (ich habe einmal auf zwei einander gegenüberliegenden Seiten je 14 gezählt), so ist der Weg gewiesen, auf dem durch Beseitigung des Überflüssigen Raum für das Notwendige zu gewinnen wäre.

Das Büchlein geht aus vom Begriff, den Grenzen, der Entstehung und der Überlieferung der deutschen Volkssage. Hier lernen Österreicher mit Erstaunen, daß Salzburg nur „großenteils" deutsch ist und „Österreichisch-Schlesien starke deutsche Minderheiten und Sprachinseln" hat (S. 8). Zu der auf S. 13 vom Ritter Hermann von Harras erzählten Löwensage wäre zu bemerken, daß sie fast genau so auch von Heinrich dem Löwen berichtet wird. Der Name der Wartburg (S. 16) wird volksetymologisch auch erklärt: „Wart', Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Dann werden die Sagen inhaltlich gruppiert in mythische, solche mit geschichtlichem Hintergrund, Natursagen, Zauber- und Schatzsagen; etwas unorganisch werden am Schluß mitten zwischen Abschnitte über das Ethos und über den Humor der Sage die Legenden eingereiht. Auf den Zusammenhang noch im Umlauf befindlicher Sagen mit der germanischen Mythologie will sich Böckel wegen der Unsicherheit aller derartigen Vermutungen nicht einlassen. Zu den Naturgeistern ist zu sagen, daß die Holzweiblein und die Buschgroßmutter auch in Schlesien vorkommen (S. 20) und daß die Behauptung: „Nixen, die irdische Liebhaber hatten, brachte ihre Liebe den Tod" (S. 24) wohl umgekehrt zu verstehen ist: den Liebhabern nämlich bringt die Neigung der Nixen den Tod, nicht diesen selbst. Zu dem wichtigen, viel zu knapp behandelten Kapitel über christianisierte Mythen ist einmal festzustellen, daß in Österreich die Bezeichnung „Gangerl" von den Zwergen auf den Teufel übergegangen ist. Der Böse und sein Reich spielen zweitens überhaupt in

der Phantasie aller Völker eine viel größere Rolle, als Böckels spärlichen Bemerkungen (S. 34f. und 83) zu entnehmen ist. Ich gebe bloß aus dem Gebiet der Ostalpen die deutschen geographischen Bezeichnungen, die mit Teufel und Hölle zusammenhängen, soweit sie nicht schon bei Böckel erwähnt sind: Im Gößgraben im nördlichen Kärnten werden zwei nebeneinanderliegende Grateinschartungen als des Teufels Wagenspur bezeichnet, eine Teufelsbadstube gibt es an der Rax in Niederösterreich, ein größes und ein kleines Teufelshorn im Hagengebirge, einen Teufelskamp in der Glocknergruppe, einen Teufelskopf im Reitersteingebirge, Teufelslöcher am Hochkönig, eine Teufelsmauer im Totengebirge, einen Teufelswurzgarten am Totenkirchl im Kaisergebirge, eine Teufelsspitze im Floitental, einen Teufelssteg bei Finkenberg (beides in den Zillertaler Alpen), ein Teufelseck an der Weißkugel in den Ötztaler Bergen und bei Trafoi ein Teufelsgsaß bei Partenkirchen in Bayern, einen Teufelsstein und ein Höllkögerl bei Roseggers Heimat Alpl, einen Teufelssee bei Wildalpen in Nordsteiermark, eine Teufelswandspitze am Karerpaß in den Dolomiten, eine Hölle im Zemmgrund (Zillertaler Alpen), eine an der Ill, eine bei der Mieminger Terrasse und eine bei Weichselboden, die letzteren drei in den nördlichen Kalkalpen, in denen sich ja auch ein ganzes Höllengebirge mit einem Höllenkogel (bei Gmunden), zwei Höllentäler (bei Partenkirchen und an der Rax), ein Höllentor mit dazugehörigem Höllentorkopf (bei Partenkirchen), ein Höllkar (bei Mondsee im Salzkammergut), ein Hölltobel und Höllhörner bei Oberstdorf in Bayern und ein Höllgraben samt Höllgrabensee in der Dachsteingruppe finden; dazu kommen noch ein Höllriegelsgreut bei München, eine Hölltalscharte und ein Hölltalferner im Stubai, ein Höllensteg im Zemmgrund (Zillertaler Alpen), ein Höllenstein in den Tuxer und einer in den Ammergauer Alpen und eine Höllensteinspitze in den Deferegger Alpen. — Interessant sind Böckels Belege dafür, daß nicht nur Napoleon, sondern auch Lessing und Goethe bereits der Sage verfallen sind (S. 63ff.). Der wilde Jäger heißt neben Hackelberg auch Hackelbernd (= Bernhard) und aus dieser Form scheint erst durch Volksetymologie „Hackelberg“ entstanden zu sein; sein Name „Rods“ geht schwerlich auf Herodes, sondern ziemlich sicher auf Nimrod zurück (ebenso vielleicht auch der „Rodenstein“ des Odenwaldes). Wenn er auch „General Sparr“ heißt und Böckel dazu meint, der Name könnte geschichtlichen Ursprungs sein (S. 76), so verweise ich auf Wallensteins Anhänger General Sparr, dessen wilde Truppen wohl an das wütende Heer gemahnen mochten. Zu den Spuren von Schlangenverehrung in Deutschland (S. 81f.) erinnere ich an die vielen mit gunt und lint zusammengesetzten Namen; der Schlangenkönig heißt in Tirol nach Zingerle „Kröndlnatter“. Mit einem Abschnitt über die Quellen der deutschen

Volkssage und die neueren Sagensammlungen schließt der sachliche Teil des Buches; über den Rest habe ich schon berichtet. An zwei Stellen, die ich nicht verstehe, nehme ich Druckfehler an: Auf S. 4 soll es statt „Flurnamen der Gewanne" wohl „Flurnamen der Germanen" heißen, auf S. 28 statt „altunschaffen und wüst becleidet" wohl „alt, unschaffen und wüst becleidet", ebenso scheint drei Zeilen später bei „Berner-Habkerntal" das Abteilungszeichen zu tilgen.

Triest. Alfred Nathansky.

Die christlichen Balkanstaaten in Vergangenheit und Gegenwart. Eine geschichtliche Einführung von Prof. Dr. Fritz Friedrich. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1916. Preis 2 M.

Das sehr hübsch ausgestattete Büchlein hat es sich zur Aufgabe gesetzt, in übersichtlicher Weise und in gedrängter Form über die geschichtlichen Grundlagen der heutigen Balkanstaaten, die ja im Weltkriege zu ungeahnter Bedeutung gelangt sind, zu unterrichten. Diese Aufgabe wird auch trefflich erfüllt. In sehr angenehmer Darstellung gibt Friedrich wirklich, was er im Titel verspricht, eine Einführung in seinen Gegenstand, die gewiß Tausenden willkommen sein wird. Erfreulich ist dabei, daß der Verf., ohne in störende Auseinandersetzungen zu geraten, doch gelegentlich wohl angebrachte Zweifel und Ablehnung den vielfach verbreiteten bisher für richtig geltenden Auffassungen entgegenbringt. Dies ist um so mehr am Platze, da ja die gesamte Presse, nicht nur die deutsche, gerade was die sogenannte orientalische Frage anbelangt, oft genug statt gründlicher und begründeter Aufklärung ihren Lesern altüberkommene anekdotenhafte Überlieferung vorsetzt. Nicht minder ist es gut, daß Verf. den vielfach durch politische Parteistellung gefärbten Darstellungen entgegentritt und sich der möglichsten Unbefangenheit befleißigt, wodurch erst sein Werkchen auch für den Laien wertvoll wird. Im einzelnen hätte ich meinerseits einige kleine Bedenken zu äußern, so z. B. über die S. 14 als unbändig gerühmte Tapferkeit der Albanesen. Kroaten und Serben sind keineswegs unzweifelhaft gleichen Blutes, wie wenigstens von kroatischer Seite in der Österreichischen Rundschau ausgeführt wurde, wo vielmehr bei den Serben ein starker illyrischer Einschlag angenommen ist (S. 18). Die Anmerkung auf Seite 32 sagt schlechtweg, der jetzt vielgenannte siebenbürgische Fluß heiße Oltu[1]) und nicht Aluta. Dies ist nicht ganz richtig. Die Magyaren nennen ihn ähnlich dieser rumänischen Form allerdings auch Olt, die Sachsen aber Alt oder Aluta. Warum soll diese Bezeichnung unzulässig sein? Für uns Deutsche ist sie m. E. vielmehr die

[1]) Das Schluß-u ist der nachgesetzte rumänische Artikel.

empfehlenswerteste. Zu Seite 34 möchte ich bemerken, daß Übersberger in seinem großen Werke über die Balkanpolitik Rußlands doch den Beweis erbracht hat, daß sich schon im 18. Jahrhundert eine gewisse Nebenbuhlerschaft Rußlands und Österreichs auf der Balkanhalbinsel bemerkbar macht. Ob der erste Balkankrieg für die Griechen wirklich glorreich war, wie Seite 49 behauptet wird, möchte ich dahingestellt sein lassen. Die Berichte eines russischen Generals aus jenen Tagen gaben ein völlig anderes Bild. Danach wären die Griechen nur die glücklichen Nutznießer der serbischen und bulgarischen Siege gewesen und hätten weitaus am wenigsten geleistet. Auch die Anmerkung auf Seite 82/83, in der Bismarck ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er aus politischen Gründen gegen eine Verbindung des vertriebenen Alexander von Bulgarien mit einer Tochter Kaiser Friedrichs III. gewesen ist, dürfte nicht schlechtweg berechtigt sein; hier würde doch nur genaue Kenntnis der Beweggründe Bismarcks zu so verdammendem Urteile ein Recht geben. Die verschiedenen bezüglich der möglichen Haltung Griechenlands und Rumäniens gegebenen Vermutungen sind leider großenteils durch die Ereignisse völlig überholt; in einer hoffentlich recht bald nötigen neuen Auflage wird deren Berichtigung selbstverständlich erfolgen müssen. Im ganzen sei das Buch, dessen Wert durch meine kleinen, teilweise nur bedingungsweise ausgesprochenen Bedenken in keiner Weise angezweifelt sein soll, bestens empfohlen.

Wien. B. Imendörffer.

Hans v. Mžik, Afrika nach der arabischen Bearbeitung der Γεωγραφικὴ ὑφήγησις des Claudius Ptolemaeus von Muhammad ibn Mūsā al-Ḫwārizmī. Mit einem Anhang „Ptolemäus und Agathodämon" von Josef Fischer S. J., zwei Tafeln und einer Karte von Afrika. (Denkschriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Kl., 59. Band, 4. Abhandlung.) Wien 1916.

v. Mžik, der schon in seiner Schrift über „Ptolemäus und die Karten der arabischen Geographen" (Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft, 58. Bd.) die schwierige Frage der orientalischen Bearbeitungen des Ptolemäus zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht hat, legt hier ein weiteres Ergebnis seiner Studien vor, das unsere Erkenntnis abermals um ein gutes Stück fördert. Der Verf. hat es verstanden, den verwickelten und nicht leicht zu übersehenden Komplex von Problemen, zu dessen Beherrschung es der seltenen Verbindung orientalistischer und geographischer Fachkenntnisse bedarf, zu entwirren und mit großer Klarheit zur Darstellung zu bringen. Er zeigt, daß das „Erdbild" des Ḫwārizmī (c. 820), das nur in einer Straßburger Handschrift erhalten ist, nicht auf eine griechische Bearbeitung der γεωγραφικὴ ὑφήγησις, auch nicht auf eine orientalische Redaktion

dieses Werkes, sondern auf eine syrische Ptolemäuskarte zurückgeht. Nicht allein sachliche, sondern auch sprachliche Argumente dienen zum Beweis hiefür: so lehrt z. B. eine vergleichende Tabelle, in der die Länderlisten bei Ptol. VIII 29 (nach Cod. Mediol. Ambr. graec. D 527 hier zum erstenmal abgedruckt), im Hexameron des Syrers Jacobus von Edessa, dann bei al-Battānī (der eine Textausgabe benützte) und endlich bei al-Ḫwārizmī nebeneinandergestellt werden (Anhang I, S. 57ff.), daß die Wiedergabe der griechischen Namen bei den beiden Arabern sich nur durch das Medium des Syrischen erklären läßt. Beiläufig sei bemerkt, daß auch der S. 93, Anm. 2, kurz erwähnte Pappos in der Geschichte der Ptolemäusüberlieferung keine unwichtige Rolle gespielt haben dürfte.

Der Verf. untersucht das Verhältnis des geographischen Handbuches al-Ḫwārizmis zu den anderen orientalischen Ptolemäusbearbeitungen, die alle (gleich dem eben genannten Pappos) den Ptolemäustext systematisch umordnen, und entwirft S. VIII ein Stemma, das die Schicksale der ὑφήγησις im orientalischen Mittelalter veranschaulicht. Die Untersuchung der Quellenverhältnisse ist hier besonders schwierig, weil wir noch keine vollständige kritische Ausgabe des Ptolemäus (mit Heranziehung des gesamten handschriftlich überlieferten kartographischen Materials) besitzen, weil ferner begreiflicherweise sowohl Text als Kartenlegenden dem jeweiligen geographischen Wissen entsprechend in fortwährender Umbildung begriffen waren — namentlich was das rein Topographische anlangt; ferner lag Ptolemäus von vornherein in zwei Redaktionen vor, von denen, wie v. Mžik nachweist, die A-Redaktion für Jacobus von Edessa maßgebend war, während al-Battānī der B-Redaktion folgte und sich bei al-Ḫwārizmī Einflüsse beider Fassungen zeigen.

Nach der Straßburger Handschrift veröffentlicht v. Mžik al-Ḫwārizmis Beschreibung von Afrika. Die unmittelbar anschließende deutsche Übersetzung und ein sachkundiger Kommentar, der viele Einzelfragen eingehend erörtert, ermöglichen auch dem des Arabischen Unkundigen die Verwertung des Materials. Eine Karte des Nillaufes, aus dem Straßburger Kodex, ist in photographischer Wiedergabe beigefügt (Taf. I). Die Karte von Afrika dagegen (Taf. III) beruht auf Rekonstruktion des Verf.s, die in genauer Anlehnung an die Positionen des arabischen Textes und mit steter Berücksichtigung des Ptolemäus selbst vorgenommen wurde; sie ist nicht in Farben gehalten, während die Karte, die für al-Ḫwārizmī den Ausgangspunkt bildete, offenbar illuminiert war (er gibt z. B. bei den Gebirgen immer die Farben an: blau, gelb, rot, rosenfarbig, eisenfarbig usw.).

Vollends in das Gebiet der klassischen Studien führt uns der II. Anhang, in dem einer der besten Ptolemäuskenner, P. Josef Fischer, das Problem des Alexandriners Agathodämon be-

handelt, der sich in mehreren Ptolemäushandschriften als Zeichner der Weltkarte nennt. Fischer legt in (m. E. einleuchtender) Beweisführung dar, daß Claudius Ptolemäus seinem geographischen Handbuch zwar selbst Karten beifügte, daß aber die Weltkarte des Agathodämon, wenngleich auf Grund des Originaltextes und der Originalkarten entworfen, dennoch eine selbständige Arbeit darstellt und diese Beilage des Hauptwerkes verdrängt hat. Auch die von Nobbe als 29. und 30. Kapitel gezählten Zusätze zum VIII. Buche der ὑφήγησις, die sich von der erhaltenen Weltkarte nicht trennen lassen, gehen nach des Verf.s Darlegungen auf Agathodämon zurück.

Die Weltkarte des Agathodämon hat P. Fischer im Britischen Museum aufgefunden (sie stammt aus dem — von Langlois 1867, ohne die Weltkarte, herausgegebenen — Vatopedi-Kodex vom Berge Athos); er veröffentlicht sie hier (Taf. II) zum erstenmal im Faksimile: eine sehr wertvolle Beigabe, die auch wegen der (noch nicht behandelten) Randlegenden zu beachten sein wird. Ein besonderes Kapitel ist dann noch dem Nachweis gewidmet, daß die sieben Klimata, die sich sowohl bei Agathodämon wie bei al-Ḫwārizmi finden, während der Ptolemäustext keine Anweisung über die Klimateneinteilung enthält, auf die Karten des Ptolemäus zurückgehen.

Wien. Edmund Groag.

Dr. A. Naegle, Kirchengeschichte Böhmens. Quellenmäßig und kritisch dargestellt. I. Bd.: Einführung des Christentums in Böhmen. Erster Teil. Wien und Leipzig, W. Braumüller. Gr. 8°. XIV und 226 S. 6 K = 5 M.

Eine Kirchengeschichte Böhmens zu schreiben, war ein glücklicher Gedanke, nicht bloß weil die einzige von A. Frind (Prag 1864) zum Teil unkritisch, zum Teil veraltet ist, sondern auch weil Böhmen mehrmals in religiösen Fragen eine führende Rolle hatte: zuerst im späteren Mittelalter durch den Hussitismus, dann im 17. Jahrhundert, als die böhmischen Wirren Veranlassung zum Ausbruche des langen Krieges wurden, endlich in der Gegenwart durch ein starkes Emportauchen von Freidenkern, auch in gelehrten Kreisen. Naegle war zur Lösung der Aufgabe die berufenste Persönlichkeit. Wir kennen seit Jahren seine Arbeitsmethode und sein gründliches Wissen aus mehrfachen Abhandlungen, die er über die älteste Geschichte Böhmens in den Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, in „Deutsche Arbeit", der Theologischen Revue und in den Jahrbüchern der Görresgesellschaft veröffentlichte. Vorliegender erster Band ist eine Sammlung und Erweiterung der bisher über Böhmen erschienenen Abhandlungen und befaßt sich mit einer verhältnismäßig kleinen Spanne Zeit. Denn abgesehen

von den kurzen, einleitenden Kapiteln: „Christen in Böhmen vor der Einwanderung der Slawen“ (S. 2—31) und „Die ersten Christianisierungsversuche bei den böhmischen Slawen“ (S. 32 bis 60) ist der Großteil des Buches dem dritten Kapitel gewidmet, das sich ausschließlich mit der Frage nach dem „ersten christlichen Prager Herzoge“ beschäftigt (S. 60—226). Was uns der gelehrte Verf. bietet, ist, streng genommen, keine bloße Geschichte; vielmehr wird der Leser schon im Texte über den augenblicklichen Stand verwickelter Streitfragen unterrichtet und deren sind viele. Wer mit den Verhältnissen in Böhmen nicht halbwegs vertraut ist, könnte über die häufig polemische Darstellungsweise erstaunt sein, wenn auch die ruhige Objektivität angenehm berührt. Leider griff in den letzten Jahrzehnten der nationale und nicht immer von unten her geschürte, leidenschaftliche und häufig die Grenzen der Besonnenheit und des Anstandes überschreitende Kampf auch auf das Gebiet der Geschichte, ja sogar mit einer gewissen Vorliebe, über. Es wurde an der tschechischen Universität in Prag Mode, die kulturelle Entwicklung des tschechischen Volkes als etwas für sich Bestehendes zu erweisen und den Einfluß des Deutschtums zu leugnen. Tausendmal lieber wollte man einen solchen von Byzanz, Frankreich, England und sogar von Rußland aus gelten lassen. Es war selbstverständlich, nach allen Seiten sich dankend zu verneigen, nur von den Deutschen durfte man nichts überkommen wissen. Palacky hat den Pfad zuerst ausgetreten, ihm folgten so viele, daß aus dem Pfade lange schon eine breite Straße wurde. Erst in allerjüngster Zeit, seit dem Zusammenbruche der von Kramař propagierten „Panslawistischen Idee“, lenkte Tobolka in „Das böhmische Volk“ (1916) in andere Bahnen ein. Die Gegenwirkung von deutscher Seite blieb nicht aus, besonders seit sie in den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ eine periodisch erscheinende Zeitschrift besitzt. Freilich ist das Interesse der Deutschen — es muß zur Feststellung der Wahrheit einbekannt werden — einem flackernden Öllichtlein gleich, während die Tschechen mit ihrem Eifer für die großslawische Richtung an das Lodern eines Riesenbrandes gemahnen. Wer davon und über den Ton, der geführt wird, keine Vorstellung hat, möge die Abhandlungen des nunmehr verstorbenen Prof. A. Bachmann, zumeist in der „Zeitschrift des deutschen Vereins für Geschichte Mährens und Schlesiens“ veröffentlicht, und die weitschweifigen Entgegnungen Vaclavs Novotný in den „Sitzungsberichten der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften“, Jahrgang 1907 und 1910, lesen. Es herrscht eine Art des Schreibens, die durch weitergehende Grobheiten nicht gesteigert werden kann. Durch diesen Wust polemischer Literatur, oft ohne greifbare Ergebnisse und häufig um des Kaisers Bart geführt, arbeitete sich unser Verf. mit seltener Ausdauer glück-

lich durch und weiht den Leser, wie bereits erwähnt, in den gegenwärtigen Stand der Forschungen ein, wenn man die Sisyphusarbeit noch so nennen darf.

Das Ziel, welches sich der Verf. setzte, ist im Titel angegeben. Soll aber wirklich eine Kirchengeschichte Böhmens geschaffen werden, die etwa vom 7. Jahrhundert bis zur neuesten Zeit reicht, so wird es dringend nötig sein, das breite und weit verästelte Bett der vielen und mitunter sogar belanglosen Erörterungen (siehe S. 43, Anm. 162) erheblich einzuschränken. Es ist überflüssig, daß jeder Satz des Textes in den Anmerkungen durch einen Verweis auf irgend eine in anderen Abhandlungen breitgetretene Behauptung belegt wird. Da häufig vier- und fünferlei Auslegungen einer an und für sich klaren Quellenstelle einzig wegen des nationalen Parteistandpunktes der Herren Verf. üblich wurden, kamen mitunter Ansichten zu Tage, die höchstens durch ihre Naivität erheiternd wirkten. Der Leser würde zu einer Höllenqual verurteilt, wenn er die mitunter in einer einzigen Anmerkung enthaltenen Verweise auch nur zum Teil nachprüfen wollte. Bringt doch der Verf. auf 226 Seiten nicht weniger als 1383 Anmerkungen, von denen die meisten aus etlichen Teilen bestehen! Das Arbeitsfeld für eine Kirchengeschichte Böhmens ist ein so ungeheures, daß das vollendete Werk kaum in 20 Bänden untergebracht werden könnte. Wir bedauern, daß der Verf. beispielsweise so viel Mühe auf die Lösung der Frage verwendete, ob der Prager Herzog Bořivoj vom hl. Methud getauft wurde (S. 108—226). Wir kommen nämlich nicht darüber hinaus, daß die, wenn auch nicht erstklassigen Berichte einiger Legenden und des Kosmas nicht kurzweg abgewiesen werden dürfen. Der Vollzug der Taufe durch Methud war wenigstens möglich. Auch läßt sich aus späteren annalistischen Notizen fast mit Evidenz der Nachweis erbringen, daß längstens im 9. Jahrhundert der deutsch-kirchliche Einfluß auf Böhmen vom Südwesten und Westen einsetzte, im 11. Jahrhundert bereits die Moldaufurche überschritt und das frühere, von Mähren her eingedrungene slawische Kirchentum stetig zurückdrängte. Durch die Gründung des Slawenklosters Sazau an der Sazawa wurde im 11. Jahrhundert die deutsche Einwirkung ein wenig gehemmt, ohne daß der Träger des slawischen Gedankens, der Abt Prokop, im stande war, sich ihm ganz zu entziehen. Die Namen seiner beiden Nachfolger, Veit und Emmeran, würden nicht ahnen lassen, daß deren Träger Tschechen waren. Auf wenigen Seiten hätte sich die Bořivojfrage abtun lassen.

Die Literaturangaben zeugen von einer selten vorkommenden Belesenheit des Verf.s. Übrigens hatte er bereits im „Allgemeinen Literaturblatte", Jahrgang XXIII (1914), Nr. 13, 14, Spalte 328f., die wichtigsten Quellen und Werke genannt. Die tschechische Literatur wäre bei Novotný im České Dějiny I/1

(1912), S. 285 f. und 311, zu ersehen gewesen. Auch Jireček hat in seinem kürzlich erschienenen Werk über die Serben (Geschichte der europäischen Staaten, 38. Werk), Band I bis 1371 reichend, sich mit diesen Fragen eingehender befaßt. Daß das berüchtigte Werk Tadras, *Kulturní styky Čech s cizinou až do válek husitských etz.* (Prag 1897), besonders Kap. IV, nicht erwähnt wurde, gereicht dem Verf. zum Verdienste. Zuletzt befaßte sich Černík in einem Programmaufsatze (Proßnitz 1913) mit „*Vznik a osudy slovanské liturgie*" (Entstehung und Schicksale der slawischen Liturgie, 30 S.). Bezüglich der kyrillischen Schrift wäre in Murkos kleiner Abhandlung „Joh. Hus als Reformator der lateinischen Schrift", in „Stromateis, Grazer Festgabe" (Graz 1909), S. 153, nichts wesentlich Neues zu finden gewesen. Die Monographie Schuberts über „Die sogenannten Sklawenapostel Konstantin Methud" (1916) konnte nicht mehr verwertet werden.

Wir wollen hoffen, daß uns der Verf. baldigst mit dem zweiten Teile des ersten Bandes beschenkt. Sollte es in seinem Plane liegen, das Werk in der bisherigen Breite weiter zu führen, so wird er Mitarbeiter kaum entbehren können. Nur wird es schwer sein, solche zu finden, die mit der Kirchengeschichte Böhmens eingehend vertraut sind. Ein Register, geordnet nach Namen und Sachen, wäre dringend am Ende des zweiten Teiles erwünscht. Die Verlagsbuchhandlung könnte für Beistellung eines besseren Papiers sorgen.

Wien. G. Juritsch.

Dr. Hugo Fenkner, Mathematisches Übungsbuch. Ausgabe A für Gymnasien. 2. Teil: Pensum der Obersekunda und Prima. Mit 64 Figuren im Text. 363 S. Preis geb. 3 M. 40 Pf. Berlin 1915, O. Salle.

Wie der Verf. im Vorwort angibt, stammt fast der ganze überaus reichliche Übungsstoff aus seinem „Mathematischen Unterrichtswerk" und wurde durch einige Aufgaben vermehrt, die in den Jahresberichten der höheren Lehranstalten sich vorfinden. Die sorgfältige Systematik in der Anordnung der Aufgaben läßt an manchen Stellen des Buches, und zwar sowohl in dem Inhalte als auch in der Einkleidung und Textierung der Aufgaben, eine gewisse Monotonie aufkommen. Die Berücksichtigung der einzelnen Abschnitte der Mathematik ist nicht überall eine gleichmäßige: es finden sich beispielsweise 46 reziproke Gleichungen dritten Grades, denen man schwerlich eine besondere mathematische Bedeutung zusprechen dürfte, und nur 61 Aufgaben — einige freilich mit mehrfachen Zahlenwerten — über die Hyperbel. Bemerkenswert ist auch die Anordnung des Stoffes: begonnen wird mit der Planimetrie und der Stereo-

metrie, wobei hier auch Aufgaben sich finden, die nur mittels der Trigonometrie lösbar sind, die doch erst später behandelt wird; dann folgt die Arithmetik, beginnend mit den quadratischen Gleichungen, fortschreitend bis zum Moivreschen Satz und abschließend mit den einfachen Aufgaben der Differentialrechnung; nebenbei sei bemerkt, daß die Voranstellung der Lebensversicherung vor der Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht günstig genannt werden kann. Weiter folgt die Trigonometrie mit ausschließlicher Anwendung auf ebene Figuren, dann die sphärische Trigonometrie und schließlich die ebene analytische Geometrie.

In den beiden ersten Abschnitten werden den einzelnen Aufgabengruppen „Vorübungen" vorausgeschickt, die besonders bei den planimetrischen Konstruktionen sehr zweckmäßig sind, da hier einige recht schwierige Aufgaben sich vorfinden. Ziemlich knapp sind die Schrägrißkonstruktionen behandelt worden, obwohl auch die sämtlichen regulären Körper aufgenommen wurden, denn über Pyramiden-Schrägrisse findet sich eine einzige Aufgabe. In den Textgleichen trifft man nur Bewegungsaufgaben und Aufgaben mit geometrischem oder physikalischem Inhalt. Sehr eingehend ist dagegen die graphische Darstellung jener Funktionen behandelt, die später für den Unterricht in der analytischen Geometrie wichtig werden und ihrer Darstellung sind einige sehr gute Abbildungen gewidmet, wie überhaupt die Ausstattung des Buches einwandfrei ist. Ebenso ausführlich sind die Aufgaben aus der sogenannten praktischen Geometrie berücksichtigt, nur sind die Zahlenangaben mitunter sehr wenig der Wirklichkeit angepaßt; so heißt es beispielsweise auf S. 277, daß eine gewisse Strecke aus dem Luftballon unter $42^0\ 18'\ 57''$ gesehen wird — eine Genauigkeit, die wohl durchaus unmöglich ist. In der sphärischen Trigonometrie werden sehr viele Aufgaben auf die Erd- und auch auf die Himmelskugel bezogen, doch finden sich keine Aufgaben stereometrischen Inhalts. Was endlich die analytische Geometrie betrifft, so ist vor allem mit Genugtuung die Tatsache zu konstatieren, daß auch die Zeichnung, von der jede derartige Aufgabe begleitet sein soll, gebührende Berücksichtigung erfährt, sowie auch die Aufgaben über geometrische Örter. Wenn auch die konjugierten Durchmesser, die Polaren, ja sogar harmonische Strahlen, Aufnahme gefunden haben, so wäre doch noch zu wünschen, daß zunächst die Methode der analytischen Geometrie zur Ableitung mannigfacher Eigenschaften der Kegelschnitte benutzt würde — denn erst hier kann der Schüler ihre Bedeutung als Forschungsmethode kennen lernen — und daß ferner die abgekürzte Bezeichnungsweise, wie sie der neueren analytischen Geometrie eigenartig ist, wenigstens in einigen Aufgaben zur Geltung gekommen wäre.

Wien. Prof. K. Wolletz.

R. Suppantschitsch, Mathematisches Unterrichtswerk. Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für die V.—VII. Klasse der Realschulen. Wien 1912, Fr. Tempsky. Preis geb. 5 K.

S.s Lehrbuch der Arithmetik für die I.—III. Klasse der Mittelschulen ist in dieser Zeitschrift 1910, S. 348 ff. vom Rezensenten, das für die IV. Klasse der Realschulen und die Wiederholung in der V. Klasse dieser Anstalten 1912, S. 1116 ff., von Prof. Pommer eingehend besprochen worden. Mit dem vorliegenden Bande schließt S.s Unterrichtswerk aus Arithmetik und Algebra für Realschulen ab. Die Ausgaben für Gymnasien und Realgymnasien hat Prof. Wolletz angezeigt (für die IV. und V. Klasse 1912, S. 782, für die VI.—VIII. Klasse 1913, S. 634).

Die Anerkennung, welche der Originalität und strengen Wissenschaftlichkeit der vorausgegangenen Bücher S.s übereinstimmend gezollt worden ist, wie die Vorbehalte, welche alle Rezensenten bezüglich der Verwendbarkeit derselben als Schulbücher rückhaltlos geäußert haben, müssen auch diesem Schlußbande gegenüber vollinhaltlich wiederholt werden: Wohltuende Ursprünglichkeit, wissenschaftliche Exaktheit, peinliche, sachliche und sprachliche, Gewissenhaftigkeit, durchgehende Rücksichtnahme auf die berechtigten modernen Reformbestrebungen, reichhaltige Sammlung von zum Teil ganz neuen, anregenden Fragen und Aufgaben sichern auch diesem Bande einen berechtigten Platz unter den Neuerscheinungen der mathematischen Lehrbücher und empfehlen ihn dem eingehenden Studium eines jeden Mathematiklehrers, dem es um seine fachliche und methodische Weiterbildung, insbesondere um die Durchführung der Grundsätze der neuen Lehrpläne zu tun ist.

Neben den genannten Vorzügen S.scher Darstellung wirkt auch das lehrprobenmäßige Ausspinnen einzelner Partien und das weitgehende Hervorkehren des Fachmannes anregend und wegweisend auf den unbefangenen, denkenden Lehrer bei seiner Vorbereitung; weniger empfehlen sich diese Eigenschaften für den Gebrauch des Buches durch die Schüler. Wohl will der Verf. seine Bücher nur in die Hand von Lehrern legen, die „den Unterricht nach eigener Auswahl selbständig gestalten". Wie schwer aber diese Auswahl bei S.s Lehrbüchern, die nicht nur Leitfäden, sondern methodische Werke sind, „die bis ins Kleinste, ja bis ins Rhetorische des Unterrichtes hinabsteigen", fallen wird, hat Pommer zutreffend a. a. O. hervorgehoben und ihr gegenüber die billige Forderung ausgesprochen: „Das Lehrbuch überlasse dem Lehrer, was des Lehrers ist!" Und wenn es, wie von vielen Lehrern der Mathematik, auch von S. ausdrücklich und mit Recht begrüßt worden ist, daß die neuen Lehrpläne dem Lehrer eine weitgehende Freiheit gestatten, so darf ihm das Lehrbuch nicht durch „didaktische Kleinarbeit" die Gestaltungsfreiheit wieder nehmen, indem es einen oft bis ins Kleinste aus-

geführten methodischen Lehrgang vorschreibt, dem der Lehrer folgen muß, wenn die Schüler das Buch sollen zu Rate ziehen können. S. hatte den Fachkollegen gewiß auch in methodischer Beziehung viel Neues und Beherzigenswertes zu sagen, wofür wir ihm nur dankbar sein müssen; doch wäre dies, weil nur für den Lehrer bestimmt, richtiger in Artikeln und Lehrproben der Fachzeitschriften ausgeführt worden.

Pädagogisch noch mehr Widerspruch wird der Verf. finden, wenn er die Mathematik in der Mittelschule um ihrer selbst willen betreibt, als ob er es mit lauter zukünftigen Mathematikern zu tun hätte, und sich in sachliche Subtilitäten und sprachliche Akribien ergeht, die wohl von dem zarten wissenschaftlichen Gewissen des Fachmannes zeigen, für welche jedoch die Durchschnittsschüler weder Bedürfnis noch Verständnis haben. Mit Recht fordern die neuen Lehrpläne „Entlastung der Schüler durch Verzicht auf Einzelheiten, die weder für das Fach noch für den allgemeinen Bildungszweck Bedeutung“, sondern nur spezifisch fachliches Detailinteresse haben. Oder sollen wir in der Mathematik in denselben Fehler verfallen, durch den die Philologen mit ihrem allzu grammatischen Betrieb unter Hintansetzung des allgemein wissenschaftlichen Interesses die klassischen Sprachen in den weitesten Kreisen für lange Zeit um den Großteil ihrer Sympathien gebracht haben? Anzeichen einer solchen drohenden Entfremdung maßgebender Kreise liegen schon vor. In der Mittelschulenquete des Jahres 1908 wurde die „bescheidene Ansicht“ Sr. Exzellenz Freiherrn v. Gautsch: „Wir haben zuviel Mathematik und zu wenig Physik“ von der illustren Gesellschaft mit „Bravo“ quittiert und der ehemalige Ressortminister präzisierte sein Urteil dahin, daß der mathematische Unterricht bereits in der VI. Gymnasialklasse abschließen könnte.

Zu diesen allzu abstrakten, aus den Hörsälen der Hochschule stammenden und in diese zurückzuverweisenden, weil dem Durchschnittsschülerinteresse und der allgemeinen Fach- und Geistesbildung fernabliegenden Kapiteln rechnet Rezensent vor allem:

S. 32 ff.: Die Einführung der irrationalen Zahlen durch Schnitte. Der Meinung des Verf.s, daß der Geist der Quintaner schon derart an strenges Denken gewöhnt sei, daß er in dem Ersatz einer Wurzel durch die angenäherte eine Lücke empfinde, die auszufüllen er bestrebt sein muß, hält Rezensent die Äußerung des Schulrates A. Lanner entgegen: „Mit einer so langatmigen Gründlichkeit kommt man kaum über den ersten Satz hinaus und das ist es, was gerade die jungen frischen Geister abstößt.“

S. 44 muß der Verf. selbst nach umständlicher Definition der Potenzen mit irrationalen Exponenten auf den Nachweis der Permanenz der Rechnungsregeln verzichten und, wie er auch (S. 36) das Rechnen mit den durch Schnitte definierten Zahlen

für zu weitgehend hält, auf das Rechnen mit den unbegrenzt verbesserungsfähigen Zahlen verweisen.

Ganz abstrakt ist der § 28: Die komplexen Zahlen als Zahlenpaare (allerdings empfiehlt ihn der Verf. nur für Vorgeschrittene!).

In den Fragen und Aufgaben ist neben zahlreichen schönen und lehrreichen Beispielen eine Unsumme formalistischen, geometrischen und arithmetrischen (zahlen- und funktionentheoretischen) Tatsachenmaterials aufgehäuft, das nach den Lehrplänen als Abirrung in qualitativer Hinsicht bezeichnet werden muß und tatsächlich eine Mehrbelastung der Schüler bedeutet.

Die Aufgaben für Vorgeschrittene sind fast durchwegs so hoch gehalten, daß ihre Aufnahme in ein Schulbuch für sämtliche Schüler kaum gerechtfertigt werden kann, weil etwa ein paar Prozente derselben dafür Interesse haben.

Verwahrungen, wie S. 42: „Wir sind weit entfernt, mit unseren Kenntnissen die hier auftretenden Fragen zu entscheiden ....“ oder S. 61: „Wir können mit unseren Kenntnissen überhaupt gar nicht versuchen, die tiefer liegenden Fragen anzugehen....“ oder S. 118: „Es ist heute noch nicht entschieden, welcher Kategorie menschlicher Erkenntnis dieser Satz (Schluß von n auf n + 1) angehört....“ geben den geweckten Schülern, wenn sie dieselben überhaupt beachten, nur Anlaß zu öden Witzeleien.

Mit geradezu ermüdender sprachlicher Breitspurigkeit sind die Paragraphen über das angenäherte Radizieren, der § 24: Binomische Gleichungen (4 Seiten!), § 39: Arithmetische Reihen (13 Seiten!) behandelt. Wo bleibt da der Lehrer? An Tautologien streifen die Erklärungen S. 115: „Um auszudrücken, daß wir eine Anzahl von Zahlen . . . betrachten wollen, sagen wir: es soll eine Reihe von Zahlen betrachtet werden“ und: „Jede der Zahlen . . . heißt ein Glied der Reihe, ihre Anzahl die Anzahl der Glieder (Gliederzahl).“ Ferner S. 158: „Wenn eine Funktion für alle Werte von x im Intervall $a \leqq x \leqq b$ erklärt ist, so wollen wir sagen: die Funktion ist im Intervall $a \leqq x \leqq b$ erklärt.“ Mit Kopfschütteln wird der Schüler den S. 196 gesperrt gedruckten Satz lesen: „Soll eine Menge von n Elementen gezählt werden, so ist es immer möglich, bei irgend einem dieser Elemente zu beginnen, dieses also als das erste zu bezeichnen“ oder die S. 33 an ihn gerichtete Frage vernehmen: „Warum liegt jeder Punkt B eines Halbstrahles rechts von jedem Punkt A desselben, wenn jeder Punkt A links von jedem Punkt B liegt?“ Läßt sich der Satz von der Multiplikation zweier Potenzen mit gleicher Basis Quintanern wirklich nicht kürzer eindeutig und verständlich aussprechen als in der ungemein schleppenden Form: „Eine Zahl kann mit einer Summe zweier natürlicher Zahlen potenziert werden, indem man zuerst eine Potenzgröße bildet,

deren Basis die gegebene Zahl, deren Exponent der eine Summand ist, dann eine Potenzgröße, deren Basis wieder die gegebene Zahl, deren Exponent der zweite Summand ist, und diese Potenzgrößen multipliziert"?

Der Eindruck, den das Buch auf den aufmerksamen Leser macht, ist ein wechselnder: Stellenweise hat es den Anschein, als ob der Verf. das Buch lediglich für den Lehrer, dann wieder, als ob er es für den Selbstunterricht bestimmt hätte; und doch ist es in erster Linie als Lehrbuch beim öffentlichen Unterricht, also für die Schüler unter Anweisung des Lehrers, gedacht!

Im besonderen möchte Rezensent noch zur Behandlung nachstehender Punkte seine Meinung äußern:

Die Operationen der dritten Stufe werden im allgemeinen durchaus streng und mit vorbildlicher Klarheit behandelt. Die Sätze III und IV bei den Potenzen (und die analogen bei den Wurzeln) sollten konsequenterweise umgekehrt geschrieben und bewiesen, das nur halb befriedigende Beweisverfahren mittels Probe ganz vermieden werden. Der Satz vom Vereinfachen und Erweitern der Wurzeln wird durch das zweimalige Anschreiben und die umständliche indirekte (!) Beweisführung verdunkelt. Aus den Sätzen vom Potenzieren und Radizieren der Wurzeln (die S. nur unter den Aufgaben behandelt), ergäbe er sich unmittelbar. Auch fehlt den Sätzen über das Rechnen mit Potenzen und insbesondere mit Wurzeln die Übersicht und die Gewähr der Vollständigkeit, die durch den raschen Übergang zur Verwandlung der Wurzeln in Potenzen nicht gewinnen. Erscheint die Einladung des Verf.s S. 22, 4: „Wir wollen einen Satz aufstellen, den wir bald brauchen werden ($\sqrt[n]{ab} = \sqrt[n]{a} \cdot \sqrt[n]{b}$), als zufällig und willkürlich, so muß der Anachronismus aus Utilitätsgründen: „Ehe wir das Radizieren, besonders seine Ausführbarkeit, näher prüfen", entschieden mißbilligt werden. Die Beantwortung der allgemein gestellten Frage: „Wie kann man mit Potenzen (Wurzeln) rechnen?" und analog: „Wie können Aggregate logarithmiert werden?", ergäbe ganz ungezwungen und übersichtlich das ganze System der Rechnungsregeln (Gebote und Verbote!), welche den Schüler lehren, was er in den speziellen Aufgaben tun kann und was er lassen muß. Auch sollten die Lehrsätze den Beweisen nicht vorausgehen, sondern ihnen als Ergebnis folgen. Gar zu nebensächlich wird das Radizieren der negativen Zahlen behandelt (nur in den Aufgaben!). Der Begriff der Monotonie, der schon in der IV. Klasse bei der Addition und Multiplikation eingeführt, aber nicht genug vertieft und ausgenützt worden ist, tritt merkwürdigerweise erst wieder, und zwar wieder ohne eigentliche Definition, aber wie etwas ganz Neues bei den Logarithmen auf. S. 13 hat der Verf. den Schüler versichert: „In der Mathematik ist oft das System mit der Grund-

zahl 2 wichtig"; das einzigemal aber, wo im folgenden Gelegenheit wäre, eine Anwendung davon zu machen, bei der Bestimmung der dekadischen Logarithmen, S. 240, Aufgaben 18—21, unterläßt er es, darauf hinzuweisen und das Wesen der Methode klar zu stellen, so daß sie nur als glücklicher Einfall, der zufällig zum Ziele führt, erscheint.

Begriff und Bedeutung eines logarithmischen Systems überhaupt und des dekadischen insbesondere wird zu wenig hervorgehoben.

In der Realschule müssen (auch lehrplanmäßig!) die quadratischen Gleichungen vor, nicht nach den Logarithmen durchgenommen werden, weil in der V. Klasse nach den Potenzen und Wurzeln Übungsstoff für Gleichungen geschaffen werden muß; die logarithmischen und Exponential-Gleichungen bleiben für die VI. Klasse. (An den übrigen Mittelschultypen liegt die Sache anders!) An der richtigen Stelle — im Zusammenhange mit den quadratischen Gleichungen — werden die imaginären Zahlen behandelt. Komplex und reell sollten nicht als Gegensätze einander gegenübergestellt werden (S. 80 und S. 89), da doch sofort die reellen als spezieller Fall der komplexen auftreten. Auch heißt „komplex" nicht „zusammengesetzt" (S. 81), sondern zusammenfassend (das gemeine komplexe Zahlensystem umfaßt alle Zahlen, mit welchen nach den Rechnungsregeln der allgemeinen Arithmetik gerechnet werden kann, umfaßt die ganze Zahlenebene!). Rezensent hält es für vollkommen richtig, die Lehre über Maxima und Minima (der quadratischen Funktion) zuerst elementar im Anschlusse an die quadratischen Gleichungen zu behandeln; bei S. geschieht dies unter den Aufgaben in vollkommen durchsichtiger Form nach den zwei üblichen Methoden. — Bei den arithmetischen Reihen (die ganz überflüssige „Progression" ist glücklicherweise ausgeschieden!) wird der Schüler zum Nachweise der Formel für das allgemeine Glied mit der „vollständigen Induktion" vertraut gemacht, welche die „Vorgeschrittenen" schon in der IV. Klasse an dem Beweise des Satzes: „Die nte ungerade Zahl ist $2n-1$" kennen gelernt haben (Arithm., S. 223, Aufg. 18). Rezensent hält die beiden Anlässe wegen ihrer Einfachheit zwar vielleicht für geeignet, das Wesen des Schlusses von n auf $n+1$ kennen zu lernen, keinesfalls aber, um ihn als die „in der Mathematik ungemein wichtige Überlegung" zu erfassen. Sagt doch der Verf. selbst, daß die Formel so einfach ist, daß wir von ihrer Richtigkeit unmittelbar überzeugt sein können. Auch im folgenden wendet der Verf. dieses Verfahren öfter in Fällen an, in denen die Schüler nach einem Beweis kein Bedürfnis haben und wobei man merkt, daß es ihm nicht darum zu tun ist, den Satz einleuchtend zu machen, sondern nur um die Methode um jeden Preis zur Anwendung zu bringen, so daß eine hohe Meinung von ihrer Leistungsfähigkeit

nicht aufkommen kann. — Originell und mit voller Schärfe werden im 5. Abschnitte die Begriffe Konvergenz, Stetigkeit, Ableitung und bestimmtes Integral behandelt.

Einen Unterschied zwischen „Zahlenfolge“ und „Zahlenreihe“ zu machen, ist wohl überflüssig. — Der Begriff des Grenzwertes wird an der Summenformel einer geometrischen Reihe erläutert, also an einer aus einer Zahlenfolge abgeleiteten Zahlenfolge; auch wird dem Schüler das Gemeinsame und Unterscheidende zwischen „Grenzwert einer Zahlenfolge“ und dem zehn Seiten später folgenden „Grenzwert einer Funktion“ nicht klar. Es gäbe doch zahllose einfache, den Schülern aus dem Leben und den Schulgegenständen bekannte Beispiele von Grenzübergängen, um den Begriff des Grenzwertes, und zwar zuerst an unabhängigem Veränderlichen, einzuleiten. Von den Begriffen Konstant und Variabel hätte überhaupt jede Funktionenlehre auszugehen; S. zeigt den Begriff „Konstant“ erst an der Funktion auf (S. 157). Den Begriff der Funktion (S. 156) beschränkt er ohne Grund und ohne es zu erwähnen, auf eindeutige Funktionen. — Der Begriff der Stetigkeit wird, seiner hohen Wichtigkeit entsprechend, schon an die Formel für das allgemeine Glied der arithmetischen Reihe angeschlossen und dann an den Summenformeln der Reihen und ihren Schaubildern in überaus klarer, wenn auch etwas wortreicher Darstellung das Wesen der Interpolation und der Übergang von den unstetigen Funktionen unstetiger Veränderlichen zu den stetigen Funktionen stetiger Veränderlichen aufgezeigt. Die präzise Definition nach Weierstraß folgt dann im 5. Abschnitte; doch dürfte die allzu häufige ϵ-Probe, wenn auch wissenschaftlich gefordert, nicht nach dem Geschmacke der Schüler sein.

Zur Einführung des Begriffes der Ableitung einer Funktion von der Geraden auszugehen, erscheint mir weniger glücklich — so vorsichtig dies bei S. auch geschieht —, weil an der Spezialität der Geraden das Tangentenproblem in seiner Allgemeinheit nicht in die Erscheinung tritt; der bisher hier übliche Weg vom Allgemeinen zum Besonderen dürfte daher vorzuziehen sein. Übrigens erscheint die pädagogisch wohl einzig richtige Einführung des Differentialquotienten am Tangentenproblem in der Arithmetik überhaupt fremdartig; die Lehrpläne verweisen sie daher auch mit Recht in die analytische Geometrie. — S. zählt zu den maßvollen Vertretern der Ansicht von der Notwendigkeit der Einführung der Infinitesimalrechnung in der Mittelschule. Er bescheidet sich mit der Aufstellung der Ableitungen der Potenzfunktion (mit ganzen positiven Exponenten), der Quadratwurzel, der goniometrischen Funktionen und ihren Summen und Produkte (lgx und der Quotient von Funktionen wird nur für Vorgeschrittene differenziert). Durch die recht glückliche Anwendung des Differentialquotienten auf die Mechanik wird der Über-

gang zum zweiten Differentialquotienten und durch die Umkehrung der Aufgabe zum unbestimmten Integral gefunden. Angewendet wird die Infinitesimalrechnung sodann lediglich zur Bestimmung der Maxima und Minima in den einfachsten Fällen unter Anwendung der Taylorschen Reihe für ganze Funktionen 2. und 3. Grades. Die naheliegende geometrische Bedeutung der Unbestimmtheit des Integrals wird nicht berührt und vom Integral überhaupt kein Gebrauch gemacht. Das Ganze scheint als Vorbereitung, als Rüstzeug für Geometer und Physiker, gemeint zu sein. Die Anwendung auf die näherungsweise Auflösung von Gleichungen wird nur an einer einzigen Aufgabe für Vorgeschrittene gezeigt. Die Differenziation von x^n durch den Schluß von n auf n + 1 ist zu umständlich; die einfache Darstellung von Jakob, Lehrbuch der Arithmetik, Oberstufe, wäre zu empfehlen.

In der Kombinationslehre behandelt Ş. ohne ersichtlichen Grund die Variationen vor den Kombinationen; die Beziehung $\overset{(n+1)}{C}_k = \overset{n}{C}_k + \overset{n}{C}_{k-1}$ wird überraschend einfach abgeleitet. Recht wenig befriedigend ist die Ableitung der Zahl der Kombinationen mit Wiederholung (S. selbst nennt sie eine „beiläufige Betrachtung"). Grundbegriffe und Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung bilden den exakt ausgearbeiteten Schluß des Buches im Ausmaße der Forderungen des Lehrplanes.

Sprachliche Unebenheiten und Druckfehler sind trotz der überall ersichtlichen Sorgfalt des Verf.s mehrfach stehen geblieben. Sprachlich schief oder sprachwidrig sind z. B.: Der intransitive Gebrauch von „fortsetzen" statt „fortfahren" S. 15, 18 und 34. „Die Frage nach der Quadrat- (Kubik- . . . nten) Wurzel der ganzen Zahl a (S. 26 und 30) hat zwar immer einen Sinn, aber nicht immer eine L ö s u n g!" „Zu jener Zeit gehörte zum Berechnen der Logarithmen eine ganz ungeheure Mühe!" (S. 51). S. 209: „Wenn das E i n t r e f f e n der Ereignisse v o n e i n a n d e r unabhängig ist." S. 215: „E r e i g n i s s e, die sich . . . . b e t ä t i g e n." S. 216: „V e r a n s t a l t u n g e n können g e b i l d e t werden." S. 218: „Die Antwartschaft bestehe in der Anwartschaft . . . " Sinnstörend sind mehrere Druckfehler[1]).

---

[1]) S. 4 Z. 13 v. o. l. a^{1+q} st. a^{1+p}. — S. 38 Z. 1 v. o. l. $y = z$ st. $y = a$. — S. 42 Z. 15 v. u. l. $\sqrt{x+6}$ st $\sqrt{x-6}$. — S. 46 Z. 19 v. u. l. 10^z st. 10_z. — S. 54 Z. 12 v. o. l. Zahlen zwischen 0 u. 1 st. Zahlen 0 u. 1. — S. 91 Z. 15 v. u. l. $(x_1 + x_2)x$ st. $(x_1 + x)x_2$. — S. 96 Z 14 v. o. l. $y - \frac{4}{3}x + 2 = 0$ st. $y - \frac{4}{3}x + 2$. — S. 121 Z. 11 v. u. l. abhängige Veränderliche st. unabhängige Veränderliche. — S. 134 Z. 18 v. u. l. Cq^2 st. Cp^2. — S. 149 Z. 1 v. o. l. $\frac{3}{2}$ st. $\frac{1}{2}$ u. $\frac{15}{8}$ st. $1\frac{5}{8}$. — S. 161 u. 162 l. weder erforderlich noch hinreichend st. weder erforderlich noch hindernd. — S. 208 Z. 15 v. o. l. ausschließen st. anschließen. — S. 214 Z. 18 v. o. l. $\frac{l_2}{l_1}$ st. $\frac{l_1}{l_2}$. — S. 218 Z. 3 v. o. l. v^n st. v^x. — S. 253 Z. 2 v. o. l. x—12

Die Lehrpläne und die meisten Autoren schreiben einfach und richtig: „Differenzieren“ und Differenzial wie Potenzieren und Potenzial, einzelne allerdings Differentieren und Differential, aber nur bei S. finde ich „differentiieren“!

Schließlich kann der gelehrte Verf. zur Vollendung seines zusammenhängenden schönen Unterrichtswerkes, zu welcher neben einem ganz außerordentlichen Maß von Fachwissen und stupender Belesenheit auch ein wahrer Bienenfleiß und unermüdliche Geduld und Ausdauer gehörte, nur aufrichtig beglückwünscht werden. Daß es den mathematischen Unterricht in der Mittelschule auf ganz neue Bahnen zu führen, zu befruchten und zu fördern berufen sein wird, werden alle Fachkollegen rückhaltlos anerkennen; die eingehende Beschäftigung mit S.s Büchern kann allen Mathematiklehrern nur wärmstens empfohlen werden.

Bozen. Dr. Alois Lechthaler.

Lehrbuch der Stereometrie. Von Julius Pollak, Prof. a. d. k. k. Staatsgewerbeschule in Reichenberg. Mit 157 in den Text gedruckten Abbildungen und zahlreichen Übungsbeispielen nebst deren Resultaten. Preis geb. 2 K 60 h. 124 S. Verlag Deuticke, 1913.

In diesem Buche wird die Stereometrie in einem selten weiten Umfang behandelt; nach den einleitenden Sätzen über Gerade und Ebenen im Raume wird an die Beschreibung der einfachen Körper geschritten und sofort auch ihre Oberfläche berechnet, dann erst im Zusammenhang alle Volumsformeln abgeleitet. Es folgt weiter das dreiseitige schief abgeschnittene Prisma, das Prismatoid, Ponton, der schief abgeschnittene Zylinder und der sogenannte Zylinderhuf. Dann wird die Flächen- und die Raumbestimmung des Kloster- und des Kreuzgewölbes gelehrt und Näherungsmethoden behandelt, wobei die Simpsonsche Formel und die Inhaltsberechnung von Fässern zur Sprache kommt. In dem sehr interessanten letzten Abschnitt wird die Körperberechnung mittels der Schwerpunktslage von Linien und Flächen entwickelt und es werden die Ergebnisse dazu benützt, um den Abstand des Schwerpunktes eines Halbkreises und einer Halbellipse vom Durchmesser zu finden und auch das Volumen eines elliptischen Zylinderhufes zu berechnen.

Sehr hübsch sind die Beziehungen der Geometrie zu den mannigfachen Anwendungsgebieten zur Geltung gebracht worden.

---

st. $12-x$. — S. 281 Z. 3 v. o. l. $\xi \geqq p$ st. $\xi \leqq p$. — S. 283 Aufgabe 40 stimmt die Behauptung nicht zur Voraussetzung. — S. 309 Aufgabe 22 l. jeder periodische Dezimalbruch st. jeder Dezimalbruch. — S. 352 Z. 2 v. u. l. angedeutet st. angeordnet. — S. 94 II. wird mit m. die Seite eines Quadrates bezeichnet; im zweiten Teil der Diskussion wird ohne Rücksichtnahme auf diese Voraussetzung m^2 negativ angenommen.

Die darstellende Geometrie wird sowohl im Text berücksichtigt, indem z. B. der Orthogonalprojektion eines rechten Winkels, einer Strecke und einer ebenen Figur auf eine Ebene ein eigener Paragraph gewidmet wird, als auch in den vielen Aufgaben, in denen der Grund- und Aufriß gezeichnet wurde, um den in Frage stehenden Körper genau zu bestimmen; hier gelangen auch die verschiedensten Maschinenbestandteile und bautechnischen Körper- und Flächenformen und auch physikalische Beziehungen zur Behandlung. Die Aufgaben sind sorgsam überlegt, gut angeordnet und, falls sie etwas schwierig sind, auch mit einer Anleitung zur Lösung versehen; den Zielen der Gewerbeschulen entspricht auch die starke Betonung des Rechnens mit Zahlen.

Die überall klare und durchaus präzise Ausdrucksweise, der übersichtliche Aufbau des Stoffes und der nicht minder übersichtliche Druck wird noch gehoben durch die fortlaufende Numerierung der erhaltenen Sätze und auch durch die sorgsam ausgeführten deutlichen Figuren.

Die Kenntnis der trigonometrischen Funktionen wird gleich anfangs vorausgesetzt; an Stelle des manchen Mißverständnissen ausgesetzten Wortes „gerade" Pyramide gebraucht der Verf. den viel empfehlenswerteren Ausdruck „gleichschenklige" Pyramide; zu wünschen wäre nur, daß die schwerfällige Bezeichnung „rechtwinkliges Parallelepiped" durch das schon allgemein übliche und gut deutsche Wort „Quader" ersetzt werde.

Das Lehrbuch ist in jeder Hinsicht als eine sehr gute, seine Zwecke vollauf erfüllende Arbeit zu bezeichnen und es ist ihm im Interesse des Unterrichtes eine recht weite Verbreitung zu wünschen.

Wien. Prof. Wolletz.

Funktionentheorie. Von Dr. Konrad Knopp, Privatdozent an der Universität Berlin. II. Teil: Anwendungen der Theorie zur Untersuchung spezieller analytischer Funktionen. Mit 10 Figuren. Berlin und Leipzig 1913, G. J. Göschen. Preis 90 Pf.

Die vorliegende Schrift bildet Bändchen 703 der bekannten Göschenschen Sammlung. Sie enthält in kurzer, aber immerhin klarer und verständlicher Weise im ersten Abschnitte „Ganze transzendente Funktionen", den Beweis des Weierstraßschen Produktsatzes und seiner Anwendungen, die vom funktionentheoretischen Standpunkte sehr belangreich sind. Im zweiten Abschnitte behandelt der Verf. die meromorphen Funktionen, also solche Funktionen, die im Endlichen keine anderen Singularitäten als Pole besitzen und leitet den Mittag-Lefflerschen Satz ab.

Der dritte Abschnitt umfaßt das Wesentlichste der Gammafunktion. Von derselben wird die Gaußsche und Eulersche Definition angegeben und die Übereinstimmung der beiden Definitionen dargetan.

Im vierten Abschnitte werden Sätze über periodische Funktionen zur Darstellung gebracht. Herangezogen wurden die einfach-periodischen, die doppelt-periodischen Funktionen und die elliptischen Funktionen. Der letzte Abschnitt handelt von den Anwendungen des Residuensatzes von Cauchy, der schon im ersten Teile des Buches bewiesen wurde. Die Anwendungen, welche hier gelehrt werden, beziehen sich vornehmlich auf die Auswertung reeller bestimmter Integrale.

Baden bei Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Johann Rippel, Organische Chemie für die Oberstufe der Realgymnasien. Mit 41 Abbildungen und einem Bildnisse. Geb. 3 K 40 h. Wien 1914, Deuticke. 8⁰. 202 S.

Ein prächtiges Bild Justus v. Liebigs steht der Titelseite des Buches gegenüber, in dem etwa zwei Drittel den aliphatischen, ein Drittel den zyklischen Verbindungen gewidmet sind. In einer 14 Seiten füllenden Einleitung wird nach Festlegung des Begriffes „organische Chemie" von der Elementaranalyse und von der Bestimmung des Molekulargewichtes gesprochen und die Einteilung der Kohlenstoffverbindungen gegeben.

Im I. Hauptabschnitt werden von „aliphatischen Verbindungen" solche mit einem, mit zwei, drei, vier, fünf, dann solche mit sechs und mehr Atomen Kohlenstoff abgehandelt. Den Kohlehydraten und Zyanverbindungen sind im Anschlusse daran besondere Kapitel gewidmet. Hydrolyse, Isomerie, Wurtzsche Synthese, Gärung, Polymerisation und Kondensation, ungesättigte Verbindungen, Spannungstheorie von Baeyer, Raumisomerie und Polarisation des Lichtes sind Themata allgemeiner Natur, die in diesem ersten Hauptabschnitte an passender Stelle untergebracht und mustergültig behandelt worden sind.

Im II. Hauptabschnitte, der von den „zyklischen Verbindungen" handelt, werden von isozyklischen Vertretern Benzol, einige seiner Homologen, hierauf Verbindungen mit mehreren und solche mit kondensierten Benzolringen und sodann Verbindungen mit reduziertem Benzolring durchgenommen, von heterozyklischen Verbindungen aber Pyrrol, Pyridin, Chinolin und Isochinolin, Akridin und daran sich schließend Alkaloide in den Kreis der Betrachtungen gezogen. Die Eiweißstoffe bilden den Beschluß des Ganzen.

Druck und sonstige Ausstattung sind im vorliegenden Buche ebenso schön und gut wie in der anorganischen Chemie für dieselbe Schulkategorie.

Zum Schlusse möge noch erwähnt werden, daß alle für die Schule brauchbaren, wichtigeren Neuerungen der letzten Jahre gewissenhaft zur Kenntnis genommen und der schulmäßigen

Behandlung mit Verständnis zugeführt wurden. Ref. kann mit Freude feststellen, daß ihm die Durchlesung dieser organischen Chemie ein wahres Vergnügen bereitet hat.

Wien. Joh. A. Kail.

Dr. Emil Walter, Unsere Süßwasserfische. Eine Übersicht über die heimische Fischfauna nach vorwiegend biologischen und fischereiwirtschaftlichen Gesichtspunkten. Mit 50 farbigen Tafeln. Schmeils naturwissenschaftliche Atlanten. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig 1913. Gr. 8°. Preis 5 M. 40 Pf.

Die große volkswirtschaftliche Bedeutung der Fische sowie die Rolle, die sie im Gesamtleben der Erde spielen, lassen die weiteste Verbreitung ihrer Kenntnis wünschenswert erscheinen und hiezu eignet sich nichts besser als ein Bilderwerk in der Art des vorliegenden. Es hat erstens den großen Vorzug befriedigender Vollständigkeit, so daß alle in Frage kommenden Fische nicht nur darin kurz und treffend beschrieben, sondern auch abgebildet sind, und zweitens ist die bildliche Wiedergabe von wirklicher Naturwahrheit. Solche Bilder eignen sich vorzüglich für den Unterricht in der Schule, dienen aber auch der Selbstbelehrung, so daß jeder Fischliebhaber mit dem Bilderwerke sein Auskommen finden wird. Dazu ist der Preis von 5 M. 40 Pf. ein so niedriger, daß die Anschaffung leicht möglich ist. Die Tafeln zeigen die Fische nicht in der gewöhnlichen Art als leblose Wesen, gewissermaßen in der Luft schwebend, sondern in der zugehörigen Umgebung lebend und ihrem Nahrungs- und Vermehrungstrieb nachgehend. Von minder wichtigen Arten sind öfter mehrere auf einer Tafel vereinigt.

Eine Einleitung erläutert ihre Unterscheidung nach biologischen Gesichtspunkten in Kalt- und Warmwasserfische, in Flußfische (fünf Regionen), ebenso in Seenfische (sieben Regionen), dann in Raub- und Friedfische usw. Dann werden alle für die Erkennung und Unterscheidung wichtigen körperlichen Merkmale und zugehörigen wissenschaftlichen Bezeichnungen (*Termini*) an der Hand vorzüglicher Abbildungen vermittelt, die sich dem Gedächtnis leicht und bleibend einprägen. Es genügt eine kurze Durchsicht des Werkes, um sich für die Anschaffung zu entscheiden, ein eingehenderes Studium gibt die volle Überzeugung, daß für die oben erwähnten Zwecke ein Buch mit solchen Vorzügen bis jetzt nicht existierte.

Krems a. D. Franz Müller.

Naturphilosophie, unter Redaktion von C. Stumpf, bearbeitet von Erich Becher, in „Kultur der Gegenwart“, herausgegeben von P. Hinneberg, III. Teil, VII. Abteilung, Band 1. Teubner, 1914. 427 S. Preis 16 M.

Die Naturphilosophie hat in der Sammlung „Kultur der Gegenwart“ bereits eine Darstellung gefunden und zwar durch

W. Ostwald im Rahmen des Bandes „Systematische Philosophie“ (I. Teil, VI. Abteilung, I. Band, S. 138—172). Nun haben sich die Herausgeber entschlossen, auch in den III. Teil des Sammelwerkes, der die „mathematischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Kulturgebiete“ umfaßt, eine Abteilung philosophischen Inhaltes einzustellen. Die Redaktion hierüber hat C. Stumpf übernommen; der erste Band dieser Abteilung ist die vorliegende Naturphilosophie, der zweite Band soll eine Psychologie, bearbeitet von C. L. Morgan und C. Stumpf, bringen. Die zweifache Bearbeitung desselben Gebietes darf gerade im Falle der Naturphilosophie begrüßt werden. Denn gerade bei dieser zwar nicht jungen, aber erst in den allerletzten Dezennien wieder zu Ehren gelangten Wissenschaft sind die Grundlinien noch nicht klar gezogen. Dies zeigt sich sowohl in der Definition und demgemäß in der stofflichen Abgrenzung dieser Wissenschaft, als auch in der erkenntnistheoretischen Fundierung der Naturwissenschaft, die doch zweifellos auch ein Hauptgebiet der Naturphilosophie ausmacht, wie es ja immer und überall der Philosophie zukommt, jene Begriffe, die die einzelnen Wissenschaften aus dem vorwissenschaftlichen Denken aufnehmen und als Hilfs- oder Arbeitsbegriffe verwenden, erkenntniskritisch zu bereinigen. Auch was den gegenwärtigen Stand der Diskussion über diese letztgenannten Probleme anlangt, ist es dankenswert, daß nach Ostwald, der im wesentlichen einen positivistischen und rein empiristischen Standpunkt einnimmt, ein Forscher, der die andere erkenntnistheoretische Dichtung, nämlich den Kritizismus, vertritt, zu Worte kommt. Den erkenntnistheoretischen Fragen ist in dem vorliegenden Werke ein sehr breiter Raum zugebilligt. Nach einer Einleitung „Aufgabe der Naturphilosophie“, die S. 1—33 umfaßt, fallen S. 35—202 auf den ersten Hauptteil, die „Naturerkenntnistheorie“, während der zweite Hauptteil „Gesamtbild der Natur“ auf S. 203—419 die wichtigsten allgemeinen Hypothesen, zu denen die einzelnen Naturwissenschaftlichen Forschungsgebiete führen, diskutiert.

Die Einleitung gibt eine kurze „Geschichte der Naturphilosophie“, die allerdings mehr eine Exemplifikation durch einige Hauptvertreter und Hauptgedanken ist, bringt dann eine „vorläufige Bestimmung des Begriffes Natur“ und eine Abgrenzung der „Naturphilosophie“ gegen die „Naturwissenschaft“ und die „Philosophie der Naturwissenschaft“, d. h. die Methodologie der naturwissenschaftlichen Forschung, die der Verf. mit Recht der Logik zuweist. Unter „Natur“ versteht der Verf. „Körperwelt“ und er rechtfertigt diese Definition gegen Einwände, die sowohl seitens der Kritik des Körperbegriffes als auch seitens verschiedener Einteilungen der Wissenschaften dagegen erhoben wurden. Er kommt gegen Ende der erkenntnistheoreti-

schen Untersuchungen auf die nämliche Frage wieder zurück und erweist seine Auffassung auch als erkenntniskritisch fundiert (S. 492 ff.). Die Wirklichkeit, mit der es die Naturwissenschaft zu tun hat, faßt er daher mit Recht als räumlich auf; er bezeichnet diesen Standpunkt ansprechend als physikalischen Realismus (S. 177 ff.). Die nicht-primären Qualitäten (Empfindungsqualitäten) dagegen strebt die Naturwissenschaft durch „Struktur- und Bewegungsbestimmungen" zu ersetzen (S. 69) und aus dem Bilde der Natur durch „kinetische und Struktur-Hypothesen zu eliminieren". Es sei gestattet, zugleich als ein Beispiel für die klare Darstellungsweise des Buches die Hauptstelle für diese Ansicht (S. 351 f.) anzuführen: „Die kinetischen und Struktur-Hypothesen bringen eine sehr weitgehende Elimination von Qualitäten aus dem Naturbilde mit sich. Wie weit diese Elimination schließlich gehen wird, wissen wir nicht. Vielleicht bleibt nur ein qualitativer Unterschied, der zwischen positiver und negativer Elektrizität, bestehen. Vielleicht ist selbst dieser noch aufzugeben, so daß es im Bilde der unbelebten Natur etwa nur Unterschiede der Struktur und der Bewegung gäbe. Jede Struktur und jede Bewegung aber müssen Struktur und Bewegung eines Etwas sein, einer Substanz, die sie besitzt und trägt. Diese Substanz mag aus Uratomen bestehen. Als ein Reales muß dieselbe aber zum mindesten e i n e Qualität haben. Denn eine Substanz, die überhaupt nicht so oder so wäre, keinerlei So-Sein, keine Qualität besäße, wäre eben ein Nichts; wo sie wäre, wäre etwa Raum und nichts anderes. Die Körper aber sind R e a l i t ä t e n im Raume, und das muß auch von ihren letzten Bausteinen gelten . . . Allerdings würde diese letzte Qualität im Naturbilde keine weitere Rolle spielen, da wir sie ja nicht kennen; — sonst hätten wir ein absolutes Kennen des Wesens der Außenwelt. Der Metaphysiker könnte vielleicht versuchen, auf dem Wege des vom Innern des Menschen ausgehenden Analogieschlusses dieses Wesen, dieses So-Sein, diese Qualität der Außenweltsubstanz zu bestimmen (etwa als schmerzartigen Willensdrang, wie Schopenhauer, oder in anderer Weise)." — Ich möchte in diesem Zusammenhange auf die ganz gleichartige Auffassung hinweisen, die Th. Lipps in dem übrigens, wie es scheint, vom Verf. nicht benützten Abschnitte „Naturphilosophie" in der Festschrift auf Kuno Fischer (2. Aufl., Heidelberg 1907, S. 58—182) entwickelt hat, daß die Naturwissenschaft ihr Weltbild aus Raum-, Zeit- und Zahlbegriffen unter Zuhilfenahme eines unbekannten Stofflichen X zusammensetzt, wobei dieses substantielle Element, mag es nun in den Begriffen Materie, Kraft, Energie oder ähnlichen mitenthalten sein, qualitativ für den Naturforscher unbestimmt bleibt. Beiden Forschern ist übrigens auch die Schlußwendung auf eine monistisch-idealistische Weltanschauung gemeinsam.

Bei der Beurteilung der Elemente der Naturerkenntnis werden vom Verf. sehr richtig neben der Erfahrung die apriorischen Elemente unterschieden und gewürdigt. Zwar steht er mit der Annahme solcher apriorischer Elemente, die sich als aus der bloßen Erfahrung nicht zu rechtfertigende Annahmen oder Voraussetzungen erweisen (z. B. die Regelmäßigkeitsvoraussetzung, Kausalprinzip, Realität der Außenwelt u. dgl.) nicht so sehr Kant als Hume nahe, was aus der Berufung auf den „natürlichen Glauben des gesunden Menschenverstandes“ deutlich hervorgeht. Aber das Wesentliche und Wertvolle ist, daß überhaupt solche dem reinen Empirismus nicht faßliche apriorische Elemente im Aufbau unserer Erkenntnis zugegeben und gerechtfertigt werden. Eine gute Zusammenfassung seiner erkenntnistheoretischen Ansichten gibt der Verf. auf S. 201 f.

Der zweite Hauptteil „Gesamtbild der Natur“ umfaßt vier Kapitel: Struktur und Bausteine der gewöhnlichen Körper (Molekular-, Atom-, Elektronentheorie), Problematische körperliche Realitäten im leeren Raum (Ätherhypothese, Licht- und elektromagnetische Theorien), Das Geschehen an den unbelebten Körpern (kinetische und Struktur-Hypothesen), Die lebenden Körper und das Lebensgeschehen (Abstammungslehre, Triebkräfte der Entwicklung, Herkunft des irdischen Lebens, Zweckmäßigkeitsentwicklung, Beseelung). Die Darstellung ist frei von aller Einseitigkeit und hält die richtige Mitte zwischen den Extremen der Phantastik und Hyperkritik. Es darf geradezu als logisch mustergültig bezeichnet werden, wie z. B. auf S. 279 die Hypothesen über den Aufbau der Körperwelt nach ihrem Wahrscheinlichkeitsgrade abgestuft werden: „Je mehr wir uns von den sichtbar großen Verhältnissen entfernen, je tiefer wir in die Struktur und das Wesen der Körperwelt einzudringen versuchen, um so unsicherer werden die Hypothesen, um so größer die Schwierigkeiten, die sich ihrer Durchführung entgegenstellen. Wir dürfen die Grundzüge der physikalischen Molekulartheorie als recht wahrscheinliche Erkenntnisse betrachten. Auch die zunächst und vornehmlich aus chemischen Tatsachen abzuleitende Hypothese vom Aufbau der Moleküle aus Atomen (deren es etwa 83 verschiedene Sorten gibt, abgesehen von den deutlich radioaktiven Atomen, deren man bereits etwa 35 verschiedene kennt) erscheint befriedigend begründet. Den Hypothesen über den Aufbau der Atome aber kann nicht eine gleich hohe Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden. Zwar ist vom Standpunkte der Atomistik aus gegenwärtig die Annahme nicht wohl zu umgehen, daß die gewöhnlichen Atome noch eine zusammengesetzte Struktur besitzen, und auch ein nicht zu kühnen Hypothesen neigender Forscher wird die Ansicht gelten lassen, daß in den Atomen sich elektrische Ladungen finden. Selbst die Lehre von der atomistischen Struktur der (negativen) Elektrizität, die Grundlehre der

Elektronentheorie, darf als einigermaßen wahrscheinlich gelten, und das gleiche gilt vielleicht noch von den Hypothesen eines Zerfalls in radioaktive Atome. Die elektrische Theorie der Materie hingegen muß als recht gewagt bezeichnet werden, so sehr manches zu ihr hindrängt." Befremdlich erscheint gegenüber der sonstigen Zurückhaltung die Stellungnahme des Verf.s zu gunsten der Kosmozoentheorie von Arrhenius: „Man hat gegen die Kosmozoenlehre eingewandt, daß sie das Problem der Entstehung des Lebens nicht löse, sondern nur zurückschiebe. Indessen fällt dies Problem fort, wenn es nie eine Entstehung des Lebens aus der toten Natur gegeben hat, wenn etwa das Leben wie die tote Natur seit Ewigkeit existiert. Jedenfalls ist jenes Problem durch die Kosmozoenlehre in gute Gesellschaft geraten, wie F. A. Lange sagte, in die Gesellschaft der Fragen nach der Herkunft der Materie, der Energie usw." (S. 391). Aber der Einwand einer „Zurückschiebung" des Problems erscheint mir nicht so unerheblich wie dem Verf., und mit Problemen wie die Herkunft der Materie, der Energie usw. läßt sich das Problem der Herkunft des Lebens nicht gut vergleichen; denn bei jenen handelt es sich um die letzte stoffliche Grundlage, bei diesem um die komplizierteste Formung des Stoffes. Für die Auswahl des Stoffes in dem vorliegenden Bande war die Rücksicht auf die übrigen Bände der Abteilung III mitbestimmend; so erklärt es sich wohl auch, daß die kosmogonischen Probleme fast ganz fehlen und auch manche andere bemerkenswerte Hypothesen, z. B. die von Pflüger und Allen, über die Entstehung des Lebens nicht aufgenommen sind.

Das Buch ist eine Leistung ersten Ranges. Der erkenntnistheoretische Teil ist mit gründlicher Durchdachtheit der Probleme und einer vortrefflich einführenden Klarheit geschrieben. In dem zweiten Teil wird sowohl jener, der von den allgemeineren metaphysischen Problemen her zur Versenkung in die Naturphilosophie, als auch jener, der von den einzelnen Forschungsgebieten zu einem allgemeineren philosophischen Umblick strebt, das finden, was er sucht.

Wien. Dr. R. Meister.

A. Messer, Geschichte der Philosophie im Altertum und Mittelalter. Sammlung „Wissenschaft und Bildung" Nr. 107. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1912.

Schon der Name des bekannten Verf.s, Universitätsprofessors in Gießen, bürgt für eine gediegene Ausführung der Aufgabe, die er sich stellt. Er will nämlich eine Darstellung der Geschichte der Philosophie geben, die „die vielbeklagte Dunkelheit philosophischer Bücher vermeidet". Der große Umfang des Stoffes, da ja das Büchlein nicht nur die griechische Philosophie, sondern

auch die hellenistisch-römische Periode der Philosophie und die mittelalterliche Philosophie (die patristische und scholastische Periode) behandelt, läßt es als begründet erscheinen, wenn der Verf. nur die Philosophen herausgreift, die als „große Denker" für die einzelnen Perioden als richtunggebend gelten. Dabei aber versteht er es in wenigen Worten einerseits „den geschichtlichen Zusammenhang und die Beziehung der Philosophie zur allgemeinen Kulturlage" zu kennzeichnen, anderseits aber auch durch treffende kritische Bemerkungen dem Leser Anregung zum selbständigen Nachdenken zu geben. Ganz besonders anziehend wird aber das Lesen des Büchleins dadurch, daß der Verf. immer Gelegenheit nimmt, auf deutliche Ansätze zu philosophischen Anschauungen späterer, ja der neuesten Zeit schon in den älteren Perioden der Philosophie hinzuweisen.

Um nur einige Beispiele anzuführen, erinnert er bei der Annahme eines Grundstoffes durch die ion. Naturphilosophen an die Ahnung vom Gesetze der Erhaltung des Stoffes (Lavoisier), bei Anaximander an eine gewisse Vorausnahme des Deszendenzgedankens, bei Parmenides an einen zwar unbeholfenen, aber energischen Denkversuch im Sinne des Prinzips der Erhaltung des Stoffes und der Energie in der modernen Naturwissenschaft, an die Anregungen, die in den zenonischen Sophismen für die Probleme der Infinitesimalrechnung liegen, bei Behandlung der Heraklitischen Philosophie und seiner Erfassung der Bedeutung des Gegensatzes an die Gedanken einer allgemeinen Naturgesetzlichkeit, die Vorwegnahme der Kant-Laplaceschen Hypothese durch Anaxagoras u. v. a. — Sehr objektiv ist auch die patristische und scholastische Periode der Philosophie behandelt.

So findet gewiß in diesem Büchlein „der Laie eine belehrende und unterhaltende Lektüre, der Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, der Gelehrte ein geeignetes Orientierungsmittel auf einem oder dem anderen seiner Forschung fernliegenden Gebiete", durch welche Worte der Verlag, der diese Sammlung herausgibt, den Zweck dieser kennzeichnet.

Wien. Gustav Spengler.

Ferdinand de Navenne, Rome, le Palais Farnèse et les Farnèse. *Paris, libraire Albin Michel, 1913.*

Man hat viel über den Palast Farnese geschrieben, besonders aber zur Zeit, als über dessen Übergabe an Frankreich verhandelt wurde. Es entstand so eine reiche Literatur, als deren Abschluß das vorliegende Buch betrachtet werden kann. Schon aus dem Titel geht hervor, daß der Verf. nicht nur eine Geschichte des Palastes, sondern auch der Stadt Rom zur Zeit der Renaissance und der Familie Farnese liefern will. Diesem

Zwecke entsprechen auch die zahlreichen Dokumente, welche dem Buche einverleibt sind.

Die Geschichte des Palastes bietet dem Verf. Gelegenheit, viele neue oder wenig bekannte Einzelheiten über den Ursprung, die Entwicklung und den Bau des Palastes ans Licht zu ziehen, was er wieder mit der allmählichen Entwicklung der Familie in Zusammenhang setzt.

Die Geschichte der Familie Farnese ist mit der Geschichte ganz Italiens aufs engste verknüpft. Der Ursprung dieser später so mächtigen Familie verliert sich in das Dunkel des 12. Jahrhunderts. Schon von Anfang an treten Mitglieder der Familie Farnese als Feudalherren von Bolsena und von anderen Gegenden in Tuscien auf. In jener stürmischen Zeit, als die Päpste mit allen Mitteln danach trachteten, ihre politische Macht gegen die Angriffe der freien Gemeinden und der unabhängigen Fürsten zu schützen, hielten sie treu mit der Kirche und sicherten sich so den Dank der römischen Kurie. Oft waren sie gezwungen, auf die versprochene Belohnung lange zu warten, oft begnügten sie sich damit, Ländereien und Besitzungen als Pfand dafür zu übernehmen. Auf diese Weise vergrößerte sich ihr Vermögen und die feudale Macht und das Ansehen ihrer Familie, welche im Laufe der Zeit mit den mächtigsten Familien Roms, wie es die Orsini und Caetani waren, Bande der Verwandtschaft schloß. Ihre Geschichte kulminiert in der Person des Papstes Paul III. und seiner Persönlichkeit widmet der Verf. den bedeutendsten Teil seiner Arbeit. Die Erzählung schließt mit dem Tode des Kardinals Alexander (1589), des bekannten Sammlers von Kunstgegenständen, deren größter Teil den Sammlungen in Parma und Neapel einverleibt wurde.

Aber man kann doch nicht sagen, daß mit dem Jahre 1589 die Geschichte der Familie Farnese aufhört, ein wichtiger Teil der allgemeinen Geschichte von Italien zu sein. Es genügt in dieser Beziehung, die Elisabetta Farnese zu erwähnen, deren Name mit der Restauration des Königreiches von Neapel unter Karl III. und des Fürstentums von Parma unter Philipp von Bourbon verknüpft ist.

Der Verf. zeigt ein sichtbares Wohlwollen für die Familie Farnese im allgemeinen und besonders für Paul III. Man muß aber gestehen, daß es sehr schwer ist, ein unbefangenes Urteil über diese ausgesprochene Persönlichkeit und über diese historisch bedeutende Periode zu fällen. Paul III. ist die Verkörperung jenes so bewegten Zeitraumes. Die politische Bewegung in Italien führte zur Herrschaft der Spanier, was als das größte Übel für Italien betrachtet werden kann. Aber daneben zeigt sich ein außerordentliches Aufblühen der Literatur, der Kunst, der Philosophie und der Wissenschaften, während die Reformation die Geister von einem anderen Standpunkte in Aufruhr versetzt.

Und wie in Handel und Verkehr durch die Entdeckung Amerikas eine neue Orientierung entsteht, so ermöglicht die Entdeckung der Buchdruckerkunst eine raschere Verbreitung der Gedanken und Ansichten.

Der Verf. weist als unbegründet die Behauptung ab, daß in Italien die Reformation keinen festen Boden fassen konnte, weil die Italiener von Natur aus skeptisch sind und weil die Kirche, damals politisch sehr stark, jeden Neuerungsversuch auf religiösem Boden leicht unterdrücken konnte. Der Verf. behauptet, daß die damalige Zeit jede Beschäftigung mit religiösen Problemen als heikel und gefährlich ansah und deshalb habe man sich von solchen Diskussionen ferngehalten, aber er fügt hinzu, daß neben Männern, welche das Leben ungetrübt genießen wollten, es auch solche gab, die ihre Stimme gegen die Fäulnis im politischen und kirchlichen Leben erhoben. Ein solcher war Savonarola.

Auch unter den Frauen, deren Namen die Geschichte verzeichnet, gab es solche, welche das Leben als einen Genuß betrachteten, so die bekannte Lucrezia Borgia und die schöne Giulia Farnese, aber es gab auch solche, welche nach einer moralischen und religiösen Erneuerung trachteten, wie Vittoria Colonna.

Diese ganze stürmische Agitation des Lebens spiegelt sich in tausend Formen im Leben Pauls III. wider oder, besser ausgedrückt, sein Leben ist ein Teil der politischen, literarischen, künstlerischen und religiösen Strömungen jenes Zeitraumes.

Der junge Alexander Farnese, der Studiengenosse des Piero dei Medici, der Schüler des Pomponio Leto, der Freund des Pico della Mirandola, stand im steten Verkehre mit den Humanisten seiner Zeit. Die Gunst des Papstes Alexander VI., wenn nicht die Reize der schönen Giulia, verhalf ihm zum Kardinalshute. Später schmückte er sich auch mit der Tiara. Die Eroberung und Ausplünderung Roms im Jahre 1527 hatte jeden Versuch eines Widerstandes gegen die Allmacht Karls V. niedergeworfen und Paul III. war eben derjenige, der den mächtigen Kaiser in Rom empfing. Mit der Eroberung und Plünderung Roms steht in engem Zusammenhange die bauliche Tätigkeit Pauls III.

Die Farnese waren unermüdlich tätig, der ewigen Stadt ein neues Aussehen zu geben. So entstanden viele prächtige Paläste, darunter jener in Rom und der andere in Caprarola, welche mit ihrem bildnerischen Schmucke den Ruhm und die Macht der Familie verherrlichten.

Paul III. hatte eine für die damalige Zeit ganz ungewöhnliche Achtung vor den alten Denkmälern, insofern sie seinen Restaurationsplänen nicht hinderlich im Wege waren, das heißt, auch in dieser Richtung folgte er dem Zeitgeiste.

Im 16. Jahrhunderte wurden die alten Denkmäler anders behandelt als heute. Die Ausgrabungen wurden als Fundgruben betrachtet; nur wenn die alten Denkmäler als Baumaterial nicht verwendet werden sollten, wurdeu sie bestehen gelassen, sonst war ihr Untergang eine beschlossene Sache. Dasselbe drohte auch, wenn sie neuen Bauten Platz machen sollten. Das war eben der Fall bei dem Bau der herrlichsten der Kirchen der Welt. Die Notare der päpstlichen Kurie haben mit unverhohlenem Schmerze alle jene Denkmäler aufgezeichnet, welche einfach vernichtet wurden, um dem Kolosse unter den Kirchen Platz zu machen. Aber mit dieser Kirche ist der Name Paul III. für ewige Zeiten verbunden.

Der religiösen Bewegung seiner Zeit, der großen Reformation, suchte Paul durch das Konzil von Trient Einhalt zu tun. Aus diesem Konzil ging ein mächtiger Bau hervor, aber auch dabei wurde vieles zerstört.

Es liegt nicht in unserer Absicht, ein Urteil über Paul III. auszusprechen. Wir sind den Ausführungen des Verf.s gefolgt, um zu zeigen, wie eng die Geschichte des „*Rinascimento*" mit der Geschichte der Familie Farnese verbunden ist. Paul III., der große Humanist, der in alle politischen Ereignisse seiner Zeit verwickelt war, der die Literatur und die Kunst förderte und beschützte, der die alten Denkmäler bewunderte und zerstörte, der ein geselliges Leben liebte, aber dabei für das Wohl und Gedeihen der Kirche besorgt war, verkörperte in seiner Person alle Strömungen seiner Zeit.

Zara. W. Freiherr v. Ljubibratić.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Über den Unterricht der ungarischen Sprache in Österreich.

1. Um leicht erregbare Gemüter zu beruhigen, jedem Mißverständnis und Mißfallen vorweg die Spitze zu nehmen, möchte ich die Erklärung vorausschicken, daß es sich in den folgenden Zeilen durchaus um keine Anregung ungarischerseits handelt, sondern um einen bescheidenen Beitrag zu einer an dieser Stelle erschienenen umfangreichen Arbeit. Wir in Ungarn haben die Abhandlung des Herrn Prof. Dr. A. Höfler „Die deutsche höhere Schule usw." (Jahrgang 1916 dieser Zeitschrift, S. 712—740) mit großem und begreiflichem Interesse gelesen. Schon ganz allgemein gebührt diesen ein- und tiefgehenden, persönlich so unmittelbaren und darum höchst anregenden Ausführungen, die das ganze Gebiet des mittleren Unterrichtes begreifen und sich auf die theoretische Gedankenarbeit und praktische Tätigkeit eines langen Lebensalters stützen, eine besondere Beachtung. Die Bedeutung des Einheitsschulgedankens (719), die Planlosigkeit in den Lehrplänen der drei Mittelschularten (722), die wiederholte und entschiedene Forderung für die Neugestaltung des gesamten Mittelschulwesens und nicht zum letzten die Abwehr des Vorwurfes des Banausentums den Realisten gegenüber dürften in weiteren Kreisen freudige Zustimmung finden. Wie sehr der geehrte Verf. auch mit dem Satze: „Nun aber wird die Politik sogar stärker sein als die Schule" (734) das Richtige getroffen, beweist unter anderm unsere beabsichtigte, aber hoffentlich endgültig steckengebliebene ungarische Gymnasialreform, über welche ich leider ein verdammendes Urteil fällen mußte[1]).

Für uns Ungarn handelt es sich jedoch diesmal nicht um Allgemeinheiten, sondern um eine Art öffentlicher Anfrage, die der geehrte Verf. im Verlaufe seiner Erörterungen an den ungarischen Unterrichtsminister gerichtet hat, im besonderen darum, „was die

---

[1]) Vgl. Zeitschrift f. d. Realschulwesen, Jahrg. XLII, S. 129—144, 193—198.

magyarische Literatur an Tauschwerten für unsere deutsche zu bieten habe" (734). Da ich mich in der pädagogischen Literatur von jeher durchaus nicht als Sprachrohr meiner Minister eingeführt habe, hätte ich gewünscht, daß ein Berufenerer und Würdigerer in dieser Sache das Wort ergreife. Nun dies aber nicht geschehen, die für beide Teile ersprießliche Antwort jedoch unmöglich ausbleiben darf, bin ich, gestützt auf einige einschlägige Sachkenntnis, bemüßigt, diese pädagogische und vaterländische Pflicht zu übernehmen. Hiebei werde ich mich möglichster Kürze und Sachlichkeit befleißen; auch möchten diese Zeilen weniger als Belehrung, sondern vielmehr als Aufklärung gelten.

Ehe ich jedoch an die Beantwortung der Hauptfrage herantrete, möchte ich meinerseits eine klärende Vorfrage aufwerfen, der wir jetzt, wo wir hoffentlich ruhigeren nachbarlichen Verhältnissen entgegengehen, mit Gelassenheit nähertreten können. Wie und woher kommt es, daß man der ungarischen Sprache in Cisleithanien (und auch in Deutschland) erst jetzt während des Krieges einige Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnt? Und hätte sich dieses Kriegsbedürfnis nicht auch als Friedensnotwendigkeit bewährt?[1]) Ich beantworte den zweiten Teil der Frage mit einem entschiedenen Ja und gehe weiteren Rekriminationen vorsichtig aus dem Wege. Wir geben uns damit zufrieden, daß man uns endlich entdeckt hat, nachdem wir so lange Zeit hindurch verdeckt waren. Die Schuld hieran liegt teilweise an uns, und damit dieses offene Bekenntnis nicht etwa in politischer oder volkswirtschaftlicher Hinsicht mißdeutet werde, will ich auf den springenden Punkt unserer Schuld (?) gleich klar hinweisen. Er besteht darin, daß wir von jeher mit Eifer und Erfolg Deutsch gelernt haben und im Auslande mit Recht die Annahme verbreitet ist, daß jeder gebildete Ungar Deutsch versteht. Dies wird auch nach dem Kriege nicht anders, höchstens noch besser werden, entbindet jedoch das Bruder- und das Bündnisvolk nicht davon, auch unserer Sprache wenn nicht ein gleichwertiges, so doch ein gebührendes Wohlwollen entgegenzubringen.

Hier darf ich, ohne den berechtigten Vorwurf der nationalen Überhebung (Chauvinismus) heraufzubeschwören, es wohl wagen, neben der gegenwärtigen Entdeckung Ungarns auch auf zwei frühere bedeutsame Kundgebungen hinzuweisen. In der Sitzung des deutschen Reichstages vom 11. Oktober 1916 gedachte der Abgeordnete Fr. Naumann mit besonderer Wärme der Leistungen unserer Monarchie und sprach unter anderm die Worte: Vor dem Kriege haben wir unsere Blicke einseitig nach Westen gerichtet und dem stolzen Selbstbewußtsein der ungarischen Nation wenig Aufmerksamkeit gezollt. — Der ältere Zeuge ist Fürst Bismarck, der sich dem Fürsten Bülow gegenüber, wie dieser in seinem Buche „Europas Politik" berichtet, über uns wie

[1]) Vgl. diesbezüglich auch weiter unten die gleiche Frage Dr. Toischers.

folgt geäußert hat: Die Ungarn sind ein schneidiges Volk und voller Schwung; sie haben viel Temperament und dabei einen gescheiten Kopf. Es ist doch etwas, daß sie seit Jahrhunderten Stand halten inmitten jener Schwierigkeiten, die sie fertig vorgefunden haben. Und findet sich auch ein Ungar, der mit dem „Schwaben" räsoniert, so hat dies nichts zu bedeuten, denn Deutsche und Ungarn sind durch ihre Lebensinteressen derart aufeinander angewiesen, daß jede europäische Krise sie wieder zusammenbringen wird, gleichwie auch das gewiß ist, daß nur eine auf beiden Seiten umsichgreifende hochgradige Unvernunft imstande wäre, sie dauernd voneinander zu trennen[1]).

Aufgedrängt jedoch haben wir uns weder jetzt noch früher. Das Bedürfnis nach unserer Sprache hat sich freiwillig gemeldet, ist edle Kriegsfrucht. Der Krieg, der nicht bloß Lehrer und Erzieher ist, sondern sich auch als Minderer und Mehrer, als Umwälzer und Umwerter betätigt hat, ist auch an dem gewaltigen Gebiete der Sprachen nicht spurlos vorübergegangen[2]) und hat bei Freund und Feind in der ganzen waffenstrotzenden Welt einen Nebenkriegsschauplatz der Kultur geschaffen, wo es ebenso Niederlagen und Siege, Grenzberichtigungen und Eroberungszüge, Okkupationen und Annexionen gibt wie dort. Erst die Zukunft wird lehren, was und wieviel von diesen Verlusten und neuen Besitzergreifungen als bloß zeitweilige oder aber als endgültige Errungenschaft betrachtet werden kann. Der deutsche Soldat hat diesmal in seinem Tornister weniger den sprichwörtlichen Marschallstab als die deutsche Grammatik und seinen Goethe eingepackt. Ein Ausläufer dieses sprachlichen Feldzuges ist ohne unser eigenmächtiges Hinzutun und rein durch die Kraft der gewaltigen Ereignisse, durch unsere allgemein anerkannte werktätige und erfolgreiche Anteilnahme an dem Weltkriege auch aus dem Ungarlande ausgezogen, hat die unleugbare und für uns hocherfreuliche Tatsache gereift, daß Ungarn und die Ungarn in den Augen der gesitteten Welt an Wert und Ansehen erheblich zugenommen haben, und hat der Überzeugung Bahn gebrochen, daß wir ein nützliches, ja unentbehrliches Glied in der Kette von „Mitteleuropa" sind. Eine unmittelbare Folgeerscheinung hievon ist, daß stets weitere Kreise sich unserer Kultur und Sprache zuwenden: in reichsdeutschen und österreichischen Zeitungen werden wir nicht mehr totgeschwiegen oder aus mangelndem Verständnis angefeindet, sondern — unrühmliche Ausnahmen vorbehalten — in warmen, anerkennenden Artikeln gewürdigt. Daneben wird durch Vermittlung der waffenbrüderlichen Vereinigungen die Einrichtung der Austauschredner (vgl. Zeitschrift für das Realschulwesen, Jahrgang XL, S. 405 f.) und Austauschvorträge

[1]) Beide Stellen sind aus dem Ungarischen ins Deutsche rückübersetzt.

[2]) Vgl. „Der Krieg, die Sprache und die Sprachen" (Zeitschrift f. d. Realschulwesen, Jahrg. XL, S. 321—336, 402—408). — Kriegseroberungen der Sprache von Prof. Karl Bergmann (nach den Grenzboten: Pester Lloyd vom 11. Juli 1916).

kräftig gefördert, so daß das „Kultur-Mitteleuropa“ in seinem Gerippe bereits klar in Erscheinung tritt. Nur schade, daß in diesen für das Zukunftsverhältnis so hochbedeutsamen bundesfreundlichen Vereinigungen fast ausschließlich Exzellenzen und Hochschulprofessoren zu Wort und Rolle kommen, was eine tiefgehendere Wirkung auf die breiten Volksmassen von vornherein ausschließt. Vielleicht entschließt man sich dort, zum Heile der Sache, dem demokratischen Einschlag beizeiten einen größeren Einfluß zu gewähren.

Über die Ausbreitung der ungarischen Sprache und Literatur im Auslande und die darauf bezüglichen Bestrebungen, Anregungen und Tatsachen führe ich seit Kriegsbeginn genau Buch und gebe davon im „Anhange“ eine gedrängte und lehrreiche Übersicht.

2. Wollen wir unseren Gegenstand klar durchdenken und späteren Mißverständnissen beizeiten einen Riegel vorschieben, so müssen wir dem Ungarischen in Österreich eine besondere, eingehende Betrachtung widmen. Ich führe dieselbe mit dem offenen Bekenntnis ein, daß wir das Deutsche nicht bloß Österreich zuliebe lernen, sondern zugleich, weil es die Sprache des Deutschen Reiches ist, noch mehr, weil es für uns als die erste Weltsprache gilt. Hieraus folgt, daß das Deutsche in Ungarn an sich Österreich noch zu keiner Gegenleistung verpflichtet. Doch gilt dies umsomehr anderer Umstände halber. Einen Kriegsgrund führt Dr. Höfler wie folgt an: „. . . wenn sogar in Deutschland Ungarisch gelehrt wird, so liegt es nahe, daß man umsomehr in Österreich das Möglichste tun wird, Magyarisch auch in solchen Schulen lernen zu lassen, wo man vor dem Kriege nicht daran gedacht hat. So vielleicht in den einsprachig deutschen Kronländern.“ Dies „umsomehr“ gilt aber nicht bloß mit Bezug auf den Vergleich mit Deutschland, sondern noch mehr unmittelbar in Erwägung des Verhältnisses beider Reichshälften, denn hier handelt es sich nicht „nur um Schul- und Kulturfragen“, sondern auch um politische und militärische. Daß Dr. Höfler dies ebensogut weiß, beweist sein folgender Satz, wonach er „solche Geheimnisse einstweilen mit dem Schleier der Politik bedeckt“. Ohne diesen Schleier auch meinerseits lüften zu wollen, lege ich Gewicht auf jene Unterscheidung, wonach das Ungarische für die Österreicher nicht als Nationalitätensprache gelten darf, sondern als Verständigungsmittel mit der anderen, staatsrechtlich gleichberechtigten Reichshälfte. Hier steht eine Staatssprache (Deutsch) der anderen (Ungarisch) gegenüber; daneben kommen für jede Reichshälfte die Nationalitätensprachen noch besonders in Betracht, was eigentlich zwei nicht identische Probleme ergibt.

Die Sprachen der Nationalitäten haben in Österreich schon im bisherigen Verlaufe des Krieges mehrfach eine größere Berücksichtigung erfahren. So hat im Mai 1916 ein Erlaß des Unterrichtsministers den obligaten Unterricht der rumänischen oder ruthenischen Sprache an den Mittelschulen der Bukowina vorgeschrieben. Der Unterricht, der in der II. Klasse beginnt und bis zur letzten dauert, soll durchaus praktisch gehalten sein. An der k. k. Lehranstalt für orientalische

Sprachen in Wien wurden im Oktober 1916 je zweistündige unentgeltliche Abendkurse für die praktische Aneignung von Arabisch, Türkisch, Bulgarisch und Neugriechisch eröffnet. Aber auch umgekehrt wurde auf die berechtigte Vorherrschaft des Deutschen wiederholt Rücksicht genommen. So meldet das Fremden-Blatt vom 10. November 1916 unter dem Titel: „Die Sprachenfrage in Tirol", daß daselbst das Italienische im Amtsverkehr abgeschafft wurde und alles deutsch werden soll. Die Zeit vom 28. März 1917 aber verzeichnet die bezeichnende Kleinigkeit, wonach die doppelsprachigen Aufschriften auf den Prager Kasernen durch deutsche ersetzt wurden. Daß die Frage der Nationalitätensprachen die deutschen Kreise Österreichs unablässig beschäftigt, erhellt aus einer kurzen Mitteilung des Fremden-Blattes (9. Februar 1917), wonach der Deutsche Klub in dieser Angelegenheit eine schriftliche Rundfrage abgehalten hat, deren reiches Ergebnis in der Sitzung vom 13. Februar beraten wurde, über deren Verlauf ich leider keine Auskunft erhalten konnte. In der besagten Mitteilung findet sich auch der Satz, daß die in Aussicht genommene Neuregelung der Sprachenfrage die Deutsch-Österreicher auch in Hinkunft vor einer nationalen Schädigung nicht bewahren werde, falls sie nicht trachten werden, die Nationalitätensprachen in viel größerem Maße als bisher sich anzueignen. Diese Behauptung will mir, offen gestanden, nicht ganz einleuchten. Hingegen will ich gern anerkennen, daß im Gegensatze zu der von oben angeordneten und unten unbefragten, immerhin nur geplanten ungarischen Mittelschulreform der österreichische Vorgang den großen Vorteil hat, daß er die Frage zuerst mit Einbeziehung der Gesellschaft in der öffentlichen Meinung zu klären sucht.

Doch weit über die Grenzen der Monarchie beschäftigt das österreichische (Sprachen-) Problem aus begreiflichen Gründen auch die reichsdeutschen Kreise. Einen sprechenden Beleg hiefür bieten die zahlreichen hierauf bezüglichen Äußerungen und Beiträge der reichsdeutschen Tages- und Fachpresse, welche die diesseitigen politischen Wandlungen und Entwicklungen mit reger, fast möchte ich sagen mit nervöser Aufmerksamkeit verfolgt und jeden Raumgewinn des deutschen Gedankens mit Befriedigung verzeichnet. Ich greife aus der großen Fülle den „Auf dem Wege zur Staatssprache" überschriebenen Leitartikel der Vossischen Zeitung vom 7. März 1917 heraus, der sich mit dem Urteil vom 26. Februar des Reichsgerichtes in Wien in Sachen der Eingabe der drei tschechischen Handels- und Gewerbekammern beschäftigt, wonach die Geschäftssprache der österreichischen staatlichen Zentralstellen notorisch die deutsche sei. Gegen den Schluß heißt es daselbst: „Dies bedeutet durchaus keine Entrechtung der nichtdeutschen Völkerschaften Österreichs und ihrer Sprachen, sondern lediglich die gesetzliche Festlegung des Grundsatzes, daß im inneren Dienst der staatlichen Ämter und im Verkehr der autonomen Behörden mit den staatlichen Zentralstellen die deutsche Sprache zu gebrauchen ist. . . . Nach wie vor sind der Entwicklung aller Kulturkräfte der

nichtdeutschen Völkerschaften keinerlei Schranken gezogen. Nichts ändert sich zum Nachteil der Nationalitäten, keines ihrer Rechte büßen sie ein, nur die Möglichkeit wird ihnen genommen, das Recht ihrer Sprachen zum Schaden des Staates zu mißbrauchen und den staatlichen Organismus mutwillig in lebenswichtigen Funktionen zu lähmen." Dies bedarf wohl keines Kommentars.

Es nützt alles nichts und ich muß, meiner Überzeugung folgend, notgedrungen die Frage aufwerfen, ob denn dieser ganze Rummel in Sachen der Nationalitätensprachen, deren Unterricht in Trans und Cis sich zu einem pädagogisch-politisch-militärischen Kriegsziel ausgewachsen hat, auch wirklich am Platze ist? Mir will nämlich scheinen, daß wir auch hierin der Erbsünde aller Reformen verfallen, die eine Übertreibung durch die gegensätzliche wettzumachen trachten, was dann über kurz oder lang notgedrungen ein „Zurückschrauben" erheischt[1]). Die elementarste Logik der Welt lehrt und gebietet ja, daß, wenn die Mehrheit den Bedürfnissen der Minderheit entgegenkommt, auch diese das Recht der ersteren in Ehren halte. Mit anderen Worten: wenn die Deutschen in Österreich und die Ungarn in Ungarn in Hinkunft sich mehr als bisher um die Sprachen der Nationalitäten bekümmern werden, so ist es mehr als selbstverständlich, daß diese sich endlich (!) auch ihrer Pflicht bewußt werden und die betreffende Staatssprache ausnahmslos erlernen. Wenn sich aber die Erkenntnis dieser Staatsnotwendigkeit und dieser selbstverständlichen Pflicht dem Staate und der Staatssprache gegenüber, was wir nicht zum letzten im selbsteigenen Interesse der Nationalitäten erhoffen, nach dem Kriege ganz und vollkommen Bahn gebrochen hat, dann wird es für das gedeihliche Zusammenleben vollkommen genügen, wenn bloß jene (Deutsche in Österreich und Ungarn in Ungarn) sich eine Nationalitätensprache aneignen, für deren künftigen Beruf dies als ratsam und wünschenswert erscheint. Neben den Kaufleuten kommen hier natürlich in erster Reihe die Verwaltungsbeamten in Betracht; „doch dürfen die Bedürfnisse eines einzigen und selbst des wichtigsten Berufes für die Ausgestaltung unseres Mittelschulwesens nicht allein ausschlaggebend sein" und zu deren „Vernationalisierung" führen (Zeitschrift für das Realschulwesen 1917, S. 141). Die Nationalitätensprachen sind also bei weitem nicht für alle Mittelschüler notwendig, wobei noch zu bedenken ist, daß für jene der Grenzgebiete die Zweisprachigkeit sich gleichsam von selbst ergibt.

Die herbe Kriegszeit hat uns hoffentlich von dem übermäßigen Liebäugeln mit dem Auslande gründlich geheilt und den geläuterten

---

[1]) Ich verweise diesbezüglich beispielsweise auf die durch kaiserlichen Befehl erfolgte Verfügung des Armeeoberkommandos, wonach sämtliche Orte, deren Benennung während dieses Krieges von militärischen Stellen abgeändert wurden, wieder ausschließlich mit ihren vorher gebräuchlichen Namen zu bezeichnen sind. Also wieder Skutari und nicht mehr Skodra usw. (Wiener Zeitungen vom 3. April 1917).

nationalen Geschmack von den „Kulturkokotten“ abgewendet. Bis zu einem gewissen Grade gilt dies auch den Nationalitäten gegenüber. Was dem einen recht ist, muß dem andern nur billig sein; mit anderen Worten: werden die Sprachen der Nationalitäten von der herrschenden Stammbevölkerung mehr aufgegriffen, so ist es umgekehrt zumindest so wichtig und wünschenswert, daß auch die Vertreter der sprachlichen Minderheiten der Erlernung der Staatssprache, die jeweilig zugleich als wichtigster Kulturbehelf dient, einen größeren Eifer zuwenden als bisher[1]). Es könnte sonst in manchen Köpfen die verwunderliche Idee Platz greifen: Ja, wenn die Deutschen in Österreich und die Ungarn in Ungarn die Erlernung unserer Sprachen sich so sehr angelegen sein lassen, dann brauchen wir uns wirklich nicht weiter anzustrengen —; sie können sich uns verständlich machen und das genügt uns.

Zwischen Nation und Nationalität, Staatssprache und Nationalitätensprache ist also ein Junktim unerläßlich, das auch so mehr der letzteren zustatten kommt. Das heißt, daß der Staat in theoretisch- und praktisch-politischer Hinsicht die Sprache und Kultur der nationalen Minderheiten nur dann gewährleisten darf und soll, wenn auch diese der Staatssprache und -kultur gegenüber dieselbe Verpflichtung eingehen und einhalten. Da das nationale, richtiger Staatliche, dem Nationalitätenelement unmöglich untergeordnet werden kann, bleibt hier für den besten Fall das Verhältnis der Beiordnung gültig, woraus sich die selbstverständlichen Pflichten und Rechte der Nationalitäten von selbst ergeben. Auch eine rein physisch-mechanische Betrachtungsweise bestätigt, daß ein kleinerer Körper einem größeren Organismus sich viel leichter an- und eingliedert als umgekehrt, weiter daß das Gesetz der Schwerkraft sich auch auf geistigem Gebiet bewähren muß.

3. Nun kämen wir zur Hauptfrage. Was die magyarische Literatur an Tauschwerten zu bieten vermag, darüber belehrt uns — jedes Konversationslexikon. Ich begnüge mich bloß, einen Satz aus Meyers Konversationslexikon (4. Aufl. 1890) hieherzusetzen. Dort heißt es (Band XV, S. 997): „Petöfi ist neben Josef Katona die erste Erscheinung in der magyarischen Literatur, die mit dem Maßstab der Weltliteraturen gemessen werden kann. Noch bedeutender ist Johann Arany (1817—1882), der bedeutendste ungarische Balladen- und Ependichter dieses Jahrhunderts.“ Ich übertreibe durchaus nicht, wenn ich behaupte, daß die Namen unserer großen Dichter und Denker: Petöfi, Katona, Arany, Madách, Eötvös, Jókai, Mikszáth usw. den Gebildeten des Auslandes schon lange vor dem Kriege geläufig waren. Daß auch ihre Werke gelesen und gewürdigt werden, beweisen die

[1]) Wie wenig unsere braven Sachsen dieser Forderung in der Vergangenheit genügt haben, das bekennt und beklagt offen und öffentlich einer ihrer Abgeordneten. (Vgl. den Artikel „Eine Lehre“ im Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt in Budapest, Beilage des Pester Lloyd vom 10. September 1916.)

Übersetzungen ins Deutsche und in andere Sprachen, zum Teil in sehr wohlfeilen Ausgaben (z. B. Reclam). Nun könnte man gleich einwenden, daß ja dann die Originale entbehrlich seien. Ich selbst pflichte dieser Ansicht für Prosaschriften im allgemeinen bei; für dichterische Erzeugnisse jedoch teile ich die besonders von den Vertretern des humanistischen Gymnasiums verfochtene Auffassung, wonach jene mittels Übersetzungen nur zum Teil ersetzt werden können. Dies gilt namentlich von so urwüchsigen, von „magyarischem Geiste" durchtränkten und darum schwer übersetzbaren Dichtern wie Petöfi und Arany. Auf wissenschaftlichem Gebiet, das durch Übersetzungen allerdings vollwertig zugänglich gemacht werden kann, verweise ich bloß auf die grundlegenden sprachwissenschaftlichen Forschungen eines Budenz und Hunfalvy und auf die ungarische Rechtswissenschaft, deren hohe Stufe auch im Auslande anerkannt wird[1]).

Eine günstige Fügung ermöglicht es mir, bezüglich der fraglichen „Tauschwerte" auf eine beruflich einwandfreie Quelle hinzuweisen. Der Professor der ungarischen Sprache und Literatur an der Universität Berlin Dr. Rob. Gragger hielt über Einladung des Literarischen Vereines in Dresden einen Vortrag über „Die Kulturwerte Ungarns für Deutschland", dessen ausführlicher Auszug im Feuilleton des Pester Lloyd vom 27. März 1917 nachzulesen ist. Der Vortragende entwickelte der Reihe nach die Kulturwerte Ungarns auf den verschiedensten Gebieten: Wirtschaft, Heerwesen, Politik, Volkskunst und Volksdichtung, Geschichte, Kunst (Malerei und Musik) und verweilte am ausführlichsten bei der ungarischen Sprache und Literatur, deren Schönheit beziehungsweise bedeutendste Vertreter er einzeln vorführte. Er wies auf Körner, Grillparzer und Lenau hin, die in ihren Werken ungarische Stoffe aufgearbeitet haben; er erinnerte an Herm. Grimm, der Petöfi unter die fünf Klassiker der Weltliteratur aufnahm und an Hebbel, der den in Deutschland noch viel zu wenig bekannten Johann Arany besonders hoch schätzte.

Der Begriff der „Tauschwerte" begreift auch jene von Dienst und Gegendienst. Nun stellen wir uns Ungarn — in gehöriger Einschätzung und richtiger Selbsterkenntnis — diesbezüglich durchaus nicht auf den Standpunkt der Gleichberechtigung (Parität), glauben aber immerhin billigerweise auf eine größere Berücksichtigung unserer Sprache und Kultur Anspruch erheben zu dürfen. Wenn in ganz Ungarn von Gesetzes wegen die Möglichkeit geboten wird, Deutsch zu lernen; wenn in Budapest sogar eine deutsche Schule für Reichsdeutsche besteht, so erforderte das Mindestmaß der Gegendienste, daß auch in Österreich und in Deutschland zur Aneignung der ungarischen Sprache wenigstens Gelegenheit geboten werde und daß die in Wien und Berlin in großer Zahl ansässigen Ungarn ihre Kinder

[1]) So sagt beispielsweise Geh. Justizrat Freudenthal: „Ungarn als Vorbild für den Vergleich zur Abwendung des Konkurses". (Berliner Tageblatt, 16. Dezember 1916.)

in einer österreichischen oder deutschen „ungarischen Schule“ unterzubringen in der Lage seien. Daß wir uns seit Jahrzehnten auf das eingehenste mit dem Unterrichtswesen Deutschlands und Österreichs beschäftigen, zeigt ein Blick auf unsere pädagogische Literatur (Werke und Zeitschriften). Diesbezüglich sei bloß auf einen neueren gediegenen Beitrag hingewiesen, den der dem ungarischen Unterrichtsministerium zugeteilte Dir. Art. Bennisch unter dem Titel „Österreichs Unterrichtswesen“ in der Monatschrift der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft „*Magyar Paedagogia*“ (1916, S. 8—23), mit Benützung der „Statistik usw.“ der k. k. Statistischen Zentralkommission (Wien 1914) veröffentlicht hat. Da heißt es zum Schluß: „Wir haben gesehen, daß jenes Österreich, über dessen tyrannische Unterdrückung so viel verlogene Anklagen laut geworden sind, jeden Volksstamm innerhalb seiner Grenzen zur Bildung gezwungen hat und daß diese Völkerschaften unter seiner ‚Unterdrückung‘ in viel, viel günstigeren Verhältnissen leben und sich entwickeln als ihre Stammesgenossen in den ‚befreienden‘ Nachbarstaaten“. Von Dir. Bennisch erschien in derselben Zeitschrift schon früher (1915, S. 534—543) ein Artikel „Der Kampf der österreichischen Nationalitäten um die Mittelschule“, der unter den heutigen Verhältnissen besonders drüben interessieren dürfte. Da ein näheres Eingehen darauf hier zu weit führen würde, beschränke ich mich diesmal auf einen die Schlußfolgerungen begreifenden Satz: „Die Nationalitäten setzen ihren Kampf fort, wälzen aber dessen Kosten früher oder später alle auf den Staat. Doch scheint bei unserem österreichischen Nachbar das Zustandekommen, beziehungsweise die Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes und des Friedens unter den Nationalitäten von so großer Wichtigkeit zu sein, daß der Staat um deren Willen sogar vor den größten Opfern nicht zurückschreckt“ (S. 542). Umgekehrt darf ich mir vielleicht ein maßgebendes Urteil darüber gestatten, in welch dankenswerter und durchaus liberaler Weise auch die österreichischen Zeitschriften dem ungarischen Unterrichtswesen von jeher entgegenkommen. So berücksichtigt diese Zeitschrift unsere beiden führenden pädagogischen Organe: *Országos Középiskolai Tanáregyesületi Közlöny* und *Magyar Paedagogia* in ihrer Zeitschriftenschau seit jeher und sie hat auch über die Veränderungen im ungarischen Mittelschulwesen gelegentlich Berichte gebracht; Ähnliches gilt von der Zeitschrift für das Realschulwesen. Leider kann ich dasselbe von den reichsdeutschen Zeitschriften, löbliche Ausnahmen vorbehalten, nicht behaupten. Es sind mir Fälle von Engherzigkeit und Voreingenommenheit bekannt, die geradezu an das Unglaubliche und Unmögliche grenzen und einer ebenso unberechtigten als beleidigenden Zurücksetzung gleichkommen.

4. Eine weitere Erörterung dieser „Tauschwerte“ scheint aber überflüssig zu sein, umsomehr da die folgenden Ausführungen des Dr. Höfler zeigen, daß selbe auch für ihn bloß in zweiter Reihe in Betracht kommen und auch er das Schwergewicht auf den praktischen Erfolg und den Nützlichkeitswert legt: auf das Sprechen in den

unteren Klassen und das Lesen in den oberen (735)[1]). Er verurteilt mit Recht „das formelbildend betriebene Tschechisch oder Magyarisch" ähnlich dem grammatischen Unterricht in Latein und Französisch, empfiehlt hingegen Sprechen, Lesen (und in amtlichen Sachen auch Schreiben) als den geeignetsten Weg zu gegenseitiger sprachlicher Verständigung, denn für die Eltern hätte nur das Sprechen „Kaufwert". Darum wäre das pädagogische „Wie" des zu wirklicher Sprechfertigkeit führenden Unterrichtes derart zu lösen, daß in den unteren Klassen nur Sprechunterricht herrsche und erst in den oberen grammatische Vertiefung und „Einführung in die Literatur (soweit eine wertvolle vorhanden ist)". So sehr wir diesen Ausführungen zustimmen, so wenig können wir uns mit der vorgeschlagenen Anordnung des Unterrichtes befreunden. Mit zwei, noch dazu so schwer zu beschaffenden[2]) Wochenstunden in den unteren Klassen wird herzlich wenig anzufangen und auszurichten sein. Zwei Wochenstunden sind ja überhaupt das Mindestausmaß für den möglichen Unterricht irgend eines Lehrgegenstandes, für einen Sprachunterricht aber durchaus unzulänglich. Wäre es da nicht zweckmäßiger, wenigstens der Form nach, jenen Weg zu betreten, den man für die Nationalitätensprachen bei uns ins Auge gefaßt hat: den Unterricht auf die vier (drei) oberen Klassen, jedoch mit einer größeren Wochenstundenzahl, zu beschränken? Hiezu kommen die schultechnischen Schwierigkeiten, die zweckmäßige und auch für die nichtbeteiligten Schüler günstige Unterbringung dieser wahlfreien Stunden in den Stundenplänen, für welche an den sechs Wochentagen insgesamt nur zwölf Anfangs- und Endstunden zur Verfügung stehen, was für acht und mehr Klassen nicht ausreicht.

Eine gründliche Erwägung erfordert auch die Art und Weise, das Wie und Wo der Anordnung dieses Unterrichtes. Dr. Höfler meint, dieses *onus* sollte nicht nur den Gymnasien, sondern auch den Realgymnasien und Realschulen aufgeladen werden und gibt zu, daß ein Unterrichtszwang „das verkehrteste Mittel" wäre. In Begleitung einer taktvollen Begründung weist er auf den O. E. von 1849 hin, wonach der Unterricht „den Schülern oder eigentlich den Eltern derselben völlig freigestellt sei" (734—735). Dem stimme ich vorbehaltlos bei und würde sogar einen Schritt weiter gehen und die Mittelschulen organisatorisch und verbindlich mit dieser neuen Belastung überhaupt verschonen. Wir werden nach dem Kriege mit dem Abbau und Umbau unserer Mittelschulen mehr als genug zu tun haben, um unsere ohnehin schwere Aufgabe noch mit einem zum guten Teil gewaltsam heraufbeschworenen Neubau und Zubau mehr als unbedingt notwendig zu erschweren. Darum möchte ich die Grundpfeiler unserer Mittelschulorganisation vorläufig tunlichst unangetastet

[1]) Ein „*instrument d'information*" soll nach Prof. Henri Hauvette das Deutsche den Franzosen nach dem Kriege sein. (*Revue de l'enseignement des langues vivantes, 1916 oct.*)

[2]) Vgl. ebenda die Anmerkung der Schriftleitung.

lassen und für den Unterricht der übrigen Landessprachen einen Vorgang empfehlen, der einfach, praktisch, ökonomisch und ohne jede Erschütterung verwirklicht werden könnte und eines Versuches zumindest wert scheint. Wie wäre es, wenn man in den hiefür in Betracht kommenden Städten, in Wien aber in jedem Bezirke, für diese Sprachen in je einer Anstalt unentgeltliche und freiwillige Nachmittagskurse einführen, damit jedem Bedürfnis entgegenkommen, zugleich aber jeden Zwang ausschließen würde. Hiemit ließe es sich sehr gut vereinen, daß die Prüfungsnoten in das Klassenzeugnis aufgenommen und diesen Schülern gewisse Begünstigungen oder Erleichterungen gewährt werden. Was aber im besonderen den Unterricht der ungarischen Sprache betrifft, würden wir es gewiß mit dankbarer Befriedigung begrüßen, wenn demselben ein Ausmaß und eine Anordnung bewilligt würden, die über die den Landes- beziehungsweise Nationalitätensprachen eingeräumten Maßnahmen hinausgingen.

Ein wohlerprobtes altes Haus- und Familienmittel zur tatkräftigen Förderung der sprachlichen Fertigkeit und der nicht minder wichtigen völkischen Annäherung liegt seit Jahren verkümmert und brach auf dem Wege und brauchte bloß wieder aufgelesen und in die Wege geleitet zu werden. Greifen wir auf die altehrsame Einrichtung des Kinder- und Schüleraustausches zurück; organisieren wir dieselbe auf breiter, gesicherter Grundlage und aus eigenen Kräften mittels der zuständigen Lehrer- und Professorenvereine, was eine wohlwollende staatliche, materielle und moralische Unterstützung nicht ausschließt, und man wird in wenigen Jahren seine Wunder erleben[1]). Auch Dr. Höfler erwähnt diese schöne Sitte, indem er S. 736 auf die „befreundeten deutschen und tschechischen Familien" anspielt, doch gibt es gottlob auch befreundete österreichische und ungarische Familien, deren Zahl wir mit allen Kräften gemeinsam vermehren wollen. Hiemit in Verbindung kommt mir ein schöner und guter Gedanke bezüglich der Lehrkräfte, deren Bedeutung wir neben Lehrplan, Methode und Lehrbehelfe nicht übersehen dürfen. Bietet sich da nicht in Form des österreichisch-ungarischen Lehreraustausches eine glückliche, beide Teile befriedigende Lösung? Die für den Unterricht der ungarischen Sprache in Österreich herangezogenen ungarischen Lehrkräfte einerseits und die für den Unterricht der deutschen Sprache

[1]) Aus Berlin wird vom 30. Juni 1916 gemeldet, daß sich dort im Anschluß an die Waffenbrüderliche Vereinigung ein Ausschuß für den Schüleraustausch zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn gebildet hat. Vorsitzender ist Oberrealschuldirektor Gropp-Charlottenburg. Auch in der ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung wurde eine Abteilung für Schüleraustausch gebildet zum Zweck des Erlernens beider Sprachen seitens der ungarischen und deutschen Kinder. (Kölnische Zeitung, 14. Juni 1916, Nr. 597.) Unter dem Titel „Schulkinderaustausch zwischen Österreich und Ungarn" berichtet der Pester Lloyd vom 3. April d. J. über die vorbereitenden Arbeiten der im Komitee „Österreich für Ungarn" hiefür gebildeten österreichischen und ungarischen Ausschüsse.

in Ungarn entsendeten österreichischen Lehrkräfte[1]) anderseits wären nicht bloß die beste Gewähr für die beiderseitigen Unterrichtserfolge, sondern darüber hinaus zugleich Pfadfinder und Vorkämpfer der gegenseitigen Verständigung und Annäherung zwischen Volk und Volk, die sich auch zu Mittelspersonen und Bindegliedern der betreffenden Lehrervereinigungen auswachsen könnten. Diesen Auserwählten und Betrauten fiele auch die dankenswerte Aufgabe zu, jenes Mißtrauen zu zerstreuen, das — ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — da und dort leider noch immer auftaucht und mit Zuhilfenahme von einem Deka Mehl oder Fleisch nicht selten gewaltsam geschürt wird. Ein wohlbestellter österreichisch-ungarischer Lehrer- und Schüleraustausch wäre wahrlich das beste und natürlichste Mittel einer Bewegung *„pour mieux se connaître"*.

5. Inzwischen ist von einem anderen österreichischen Universitätslehrer ein weiterer Beitrag zu unserer Frage erschienen[2]). Dr. Toischer stellt daselbst nach Montaigne und Comenius den Grundsatz auf, daß die Sprache der Nachbarn von allen fremden Sprachen zuerst gelernt werden soll, weil man diese im Leben voraussichtlich am meisten brauchen wird (S. 10 f.). In der *Didactica Magna XXII* wird ausgeführt, daß z. B. die Polen im Westen Deutsch brauchen, in anderen Grenzgebieten Ungarisch, Wallachisch, Türkisch. Ähnlich schließt Toischer, daß für das von Deutschen bewohnte Gebiet im Osten der geographischen Lage folgend: Russisch, Polnisch, Tschechisch oder „Magyarisch" die wichtigste Fremdsprache sei. Er, der in seiner „Theoretischen Pädagogik" bereits 1912 hierauf hingewiesen hat, äußert sich auch (s. oben) über unsere späte Entdeckung: „Nicht viel mehr als eine halbe Stunde Bahnfahrt von Wien entfernt liegt Preßburg mit einer magyarischen Universität. Es gehört doch zu den Wunderlichkeiten in Österreich, daß bis zu dem großen Krieg hier niemand an die Ersprießlichkeit oder Möglichkeit der Erlernung der magyarischen Sprache gedacht hat" (S. 13). Bezüglich der „Tauschwerte der Literatur" meint er, „daß die Werthöhe einer Literatur nicht ausschlaggebend für die Berücksichtigung in den Schulen sein kann" (S. 18), da stets nur das Bedürfnis im Verkehr bestimmend sei. Die Schüler sollen die Hauptwerke, das Beste der Literatur des Nachbarvolkes kennen lernen; die Schule soll eine sichere Grundlage zur Erlangung der Sprechfertigkeit und der Literaturkenntnis im weitesten Sinne bieten. „Für solche Lehrer der modernen Fremdsprachen an deutschen Schulen muß verlangt werden, daß sie Deutsche sind, aber natürlich die fremde Sprache völlig beherrschen" (S. 22). Toischer begründet diese Forderung mit üblen Erfahrungen, mit der Gefahr des „Expansionsdruckes nationaler Bestrebungen" usw. Ob

[1]) An entsprechend befähigten Lehrkräften für Deutsch und Französisch haben wir hierzulande nie Überfluß.

[2]) Welche Fremdsprachen sollen an unseren Schulen gelehrt und gelernt werden? Von Dr. W. Toischer-Prag (Monatshefte für pädagogische Reform, 1917, S. 9—23).

er dies auch bezüglich des Ungarischen fordert, beziehungsweise befürchtet, weiß ich nicht; daß es aber unbegründet ist, dafür stehe ich gern ein. Es wäre wirklich schade, den schönen Gedanken eines österreichisch-ungarischen Lehrkräfteaustausches so kurzweg hinauszukomplimentieren. Noch drängt es mich, ein Wort zu sagen über die Montaigne-Comenius-Toischersche These von der Vorherrschaft der Nachbarsprachen. So bequem und günstig dies auch für uns Ungarn wäre, vermag ich dieser Auffassung aus allgemein kulturellen und pädagogischen Erwägungen nur mit Vorbehalt beizustimmen. Das Ganze bewegt sich — wie soll ich nur sagen — in einer zu handwerksmäßigen, alltäglichen Atmosphäre und ich denke neben den nachbarlichen materiellen Interessen auch an solche geistige Güter, die man sich räumlich oder zeitlich aus größeren Entfernungen zu verschreiben pflegt. Wir dürfen aus einer Übertreibung nicht in die andere verfallen und das Gebiet der Nationalitätensprachen übermäßig vergrößern. Für unsere höheren Schulen (man denke an ihre überladenen Lehrpläne!) gilt weises Maßhalten; die Handelsschulen und Bürgerschulen aber mögen meinetwegen in dem angedeuteten Sinne umgestaltet, beziehungsweise ergänzt werden. Dr. Toischer bekennt selbst, daß seine Vorschläge „im Schulwesen recht erhebliche Änderungen“ (S. 21) erforderten, worin wir ihm beipflichten. Zu begrüßen wäre jedoch der von ihm befürwortete neue Mittelschultypus mit nur einer Fremdsprache bei entsprechender Verstärkung anderer Fächer (S. 19). Diese eine Fremdsprache aber müßte zunächst die der Nachbarn sein.

Zum Schlusse noch eine kleine Auseinandersetzung mit Dr. Höfler, der abwechselnd von „Magyarisch“ und „Ungarisch“ spricht, während in sprachlicher Hinsicht beides dasselbe ist. Da es nur eine ungarische Sprache gibt und in Ungarn das Ungarische die Staatssprache ist, möchte ich diese Gelegenheit benützen, um die beiden obigen Worte und Begriffe, auf deren genaue Unterscheidung besonders die alldeutschen Kreise wegen der hieraus für ihre Zwecke abfallenden Vorteile (!) großes Gewicht legen, hier einer Klärung zuzuführen[1]). So schreibt L. Korodi im Deutschen Philologenblatt (1916, S. 418), im Anschlusse an einen Beitrag von mir, daß die Deutschen das Wort „ungarisch“ ausschließlich für den staatsrechtlichen und territorialen Begriff anwenden, das Wort „madjarisch“ dagegen nur für den ethnischen und linguistischen. Demnach gebe es also einen „ungarischen Staat“, eine „ungarische Tiefebene“, „ungarische Viehzucht“ und „ungarisches Getreide“, hingegen ein „madjarisches Volk“, eine „madjarische Sprache“, „madjarische Politik“ und „ungarische Politik“. Wenn ich dieser wörtlichen und begrifflichen Unterscheidung mit gewissen Vorbehalten auch zustimme, so vermag ich die Unterscheidung zwischen „ungarischer“ und „madjarischer“ Sprache nicht anzuerkennen, da derlei etwa dem gleichkäme, wenn man die deutsche

[1]) Einen sehr lesenswerten Artikel über die Alldeutschen und ihre Bestrebungen veröffentlicht H. v. Gerlach-Berlin in der „Zeit“ vom 3. Januar 1917.

Sprache der Österreicher eine — österreichische Sprache nennen wollte. Was schließlich die Literatur betrifft, könnten die Schriftwerke der deutschschreibenden Ungarn (Pyrker, Lenau, Beck usw.) allerdings als „ungarische“ Literatur im weiteren Sinne bezeichnet werden.

So viel, wenn „es nur Schul- und Kulturfragen gälte“. Doch, mit Verlaub, die Sprache ist, ob wir wollen oder nicht, zugleich ein politischer und militärischer Faktor, und wer je daran gezweifelt hätte, den hat dieser Krieg eines Besseren belehrt. Noch mehr und noch besser ist die Sprache auch der sicherste und kürzeste Weg des Verständnisses, der gegenseitigen Würdigung, sie ist der Schlüssel zum Herzen des Volkes. Dies darf vielleicht ohne jeden Hintergedanken den Alldeutschen, den Allösterreichern und meinetwegen auch den „Großmagyaren“ (wenn es solche gäbe) warm ans Herz gelegt werden, damit auf diesem Wege das versucht und endlich auch verwirklicht werde, was auf dem dornenbesäten Pfade der Politik bisher nicht gelungen ist[1]). Es genügt wirklich nicht, daß zwei so lebenskräftige Völker wie Österreicher und Ungarn bloß durch einen losen Bindestrich verknüpft seien. Wir sind wahrlich für ein sprachliches Entgegenkommen nicht weniger empfänglich wie jedes andere Kulturvolk.

Zum Schlusse möchte ich sowohl Herrn Dr. Höfler wie der geehrten Schriftleitung meinen besten Dank aussprechen für die ersprießliche Art, in der diese Frage angeschnitten wurde, beziehungsweise für die gastfreundliche Aufnahme meiner anspruchslosen Ausführungen.

Anhang.

Hier bieten wir in zeitlicher Reihenfolge der drei Kriegsjahre eine gedrängte Übersicht der auf den Unterricht der ungarischen Sprache bezüglichen Anregungen und Bestrebungen in Österreich, Deutschland und der Türkei. Die Daten sind zum großen Teil jener „Internationalen Umschau“ entnommen, die der Verfasser jährlich (auch vor dem Krieg) in der „*Magyar Paedagogia*“ veröffentlicht und die sämtliche auf das zwischenstaatliche Kulturleben bezüglichen Erscheinungen umfaßt.

1914. In dem jungtschechischen Blatt „*Union*“ empfiehlt T. Abel eine eingehendere Pflege der ungarischen Sprache und Literatur und die Errichtung von entsprechenden Lehrstühlen an den österreichischen Hochschulen.

---

[1]) Diesbezüglich scheint auch den wohlgemeinten Besuchen der österreichischen Parlamentarier in Budapest und der ungarischen in Wien (Januar und März 1916) kein nachhaltiger Erfolg beschieden gewesen zu sein. Auch Prof. Dr. R. v. Wettstein erklärte es in seinem Vortrag „Krieg und Politik“ (21. Juni 1915) für wünschenswert, daß zwischen den beiden Reichshälften in der Zukunft Verkehr und Austauschverhältnis sich reger gestalten mögen.

1915. Dr. Ferd. Bronner-Graz „Der Dualismus und die Schule. Eine Aufgabe der nächsten Zukunft“ (Neues Wiener Tagblatt, 11. September. Leitmotiv: „Lernen wir Ungarisch!“). — Dr. Fr. Naumann empfiehlt seinen Landsleuten das Studium der ungarischen Sprache (Die Tat, Oktober). — Frau E. Anna Kun erhält vom niederösterreichischen Landesschulrat die Bewilligung zur Errichtung einer Privatschule in Wien zum Unterricht der ungarischen Sprache (August). — Der ungarische Landesschulverein befürwortet in einer Eingabe an den Wiener Ungarverein die Errichtung von privaten ungarischen Sprachlehrkursen daselbst (September). — An der deutschen Handelsakademie in Prag wird mit Genehmigung des Unterrichtsministers die ungarische Sprache im III. und IV. Jahrgang in wöchentlich je drei Stunden unterrichtet (November). — Die philosophische Fakultät der Deutschen Universität in Prag beschloß die Errichtung von Lehrkursen zur Erlernung der ungarischen Sprache und ersuchte das Unterrichtsministerium um Beistellung eines Lektors (Dezember). — Gründung einer deutsch-ungarischen Vereinigung in Berlin und Beginn des Unterrichtes der ungarischen Sprache an der Neuen Freien Hochschule (Oktober). — Der türkische Unterrichtsminister Sükri Pascha verfügte an der Universität Konstantinopel die Errichtung von zwei neuen Lehrstühlen: für ungarische Sprache und Literatur sowie für die ural-altaische vergleichende Sprachwissenschaft (Wiener Blätter vom 10. September).

1916. In zwei Wiener Mittelschulen wurden freiwillige Unterrichtskurse der ungarischen Sprache für Mittelschüler eröffnet (Januar, aus den oberen Klassen haben sich rund 1800 Schüler gemeldet). — Das Beispiel Wiens hat auch auf Triest befruchtend gewirkt, wo Statthalter Baron Fries-Skene sich der Sache warm annahm. — Die philosophische Fakultät der Universität Wien gedenkt mittels einer Denkschrift den Unterrichtsminister zur Errichtung einer neuen Lehrkanzel für finnisch-ugrische Sprachen mit besonderer Berücksichtigung des Ungarischen zu bewegen (Hochschulkorrespondenz, März)[1]). — In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 9. März legte der Abgeordnete Aronsohn im Namen der Fortschrittlichen Volkspartei einen Antrag vor auf baldige Errichtung eines Lehrstuhles der ungarischen Sprache und Literatur an der Universität Berlin[2]). — Fast zur gleichen Zeit (13. März) wandten sich zahlreiche deutsche Gelehrte, Politiker, Industrielle und Kaufleute (darunter Fr. Naumann, Wermuth, Ballin) mit einem Gesuch an

[1]) Welch günstige Gelegenheit böte sich jetzt, um den verschollenen oder vergessenen Lehrstuhl für ungarisches Recht an der Universität Wien wieder aufleben zu lassen, beziehungsweise zu besetzen! An berufenen Anwärtern hiefür wäre auch bei uns kein Mangel. Und das würdige Gegenstück: ein Austauschprofessor für österreichisches Recht an der Budapester Universität.

[2]) Dieser Lehrstuhl wurde mit Dr. Rob. Gragger besetzt, der am 3. November seinen Antrittsvortrag hielt „Über die Blütezeit der ungarischen Literatur“ (ausführlicher Auszug im Pester Lloyd vom 8. November).

das Abgeordnetenhaus im Interesse des Unterrichtes der ungarischen Sprache und Geschichte an der Berliner Universität. — Am 20. März kommt aus Berlin die Nachricht, daß das Abgeordnetenhaus den diesbezüglichen Beschluß ohne Debatte gefaßt hat. In Verbindung hiemit befürwortet die Tägliche Rundschau auch die Errichtung eines Lehrstuhles für österreichische Geschichte und Literatur, da Österreich das Recht habe, als gleichberechtigter Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie anerkannt zu werden. — Auch an der Orientalischen Akademie in Berlin wird der Unterricht der ungarischen Sprache in Aussicht genommen (März). — In dieselbe Zeit fällt die Vorbereitung des Ungarischen Wissenschaftlichen Institutes in Konstantinopel. — Prof. Hans Stumme, der berühmte Orientalist, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, der in Budapest 1915 seinen akademischen Antrittsvortrag in ungarischer Sprache hielt, eröffnet das ungarische Kolleg der Universität Leipzig (Mai)[1]. — Der Antrag des Wiener Gemeinderates Tomola, an sämtlichen Wiener Bürgerschulen ungarische Sprachlehrkurse einzurichten, wird einstimmig angenommen (21. Juni). — In Budapest erscheint eine neue deutsche Monatschrift „Ungarische Zukunft“, Schriftleiter Ed. Kadossa (Juni). — Eine ältere von Viktor Orendi-Hommenau gegründete und geleitete deutsche Monatschrift „Von der Heide“ erscheint bereits im 9. Jahrgang in Temesvár. — An der k. k. deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Prag ist die Stelle eines Lektors der ungarischen Sprache zu besetzen[2] (Juli; Bewerbungsfrist 1. Oktober). — Das ungarische Amtsblatt vom 10. August veröffentlicht das Organisationsstatut des staatlichen Ungarischen Wissenschaftlichen Institutes in Konstantinopel (vgl. auch Vossische Zeitung vom 16. August und 22. September). — An der Prager deutschen Universität wird ein Lehrstuhl für ungarische Sprache und Literatur eingerichtet (August). — Auf Anregung des deutschen Militärkommandos wurde in Nagyvárad für die aus 250 Mitgliedern bestehende deutsche Sanitätsabteilung ein ungarischer Sprachkurs eröffnet (Oktober). — Der deutsche General Morgen richtet an die in Siebenbürgen heldenmütig kämpfenden Honvéds eine ungarische Ansprache (September). — Der österreichische Unterrichtsminister ernannte Dr. Jan Bambrovski zum Lektor der ungarischen Sprache an der Universität Krakau (Dezember).

1917. Der Wiener Magistrat hat einer Budapester Bürgerschullehrerin gestattet, bei Vergütung der Heizungs- und Beleuchtungskosten, in den Räumen von drei Wiener Volksschulen unentgeltliche ungarische Sprachkurse einzurichten (Januar). — Besuch der bulgarischen Kodifikationskommission in Budapest behufs Studiums der ein-

---

[1]) Prof. Stumme, der das Ungarische in Leipzig erlernt hat, berichtet über das dortige ungarische Kolleg in einem tadellos abgefaßten ausführlichen ungarischen Schreiben, das in der März-April-Nummer des im 46. Jahrgang stehenden „*Magyar Nyelvőr*“ (Ungarischer Sprachwart) S. 108—110 erschienen ist.

[2]) An der tschechischen Universität in Prag besteht, nach Toischer (a. a. O., S. 13, Fußnote), seit Jahren ein solches Lektorat.

schlägigen ungarischen Gesetze (Januar). — Vorträge über Ungarn in Holland seitens der holländischen Schriftstellerin Dina v. Schaich (Januar). — Eröffnung des ungarischen Seminariums an der Universität Berlin (Januar). — Bericht über das „Ungarische Haus“ in Konstantinopel (Pester Lloyd, 13. Februar). — Die türkische Kammer bewilligt 225.000 Piaster zur Berufung ungarischer Lehrkräfte an die türkischen Gewerbeschulen (Februar). — Auf Ersuchen der Wiener Universität hat der österreichische Unterrichtsminister gestattet, daß der Kustos am ungarischen Nationalmuseum Dr. Géza Supka am Kunstwissenschaftlichen Institut der Wiener Universität im laufenden Jahre Vorträge über uralo-altaische Völkerwanderungsarchäologie halte (Februar).

Nachtrag. Während der Drucklegung sind im Pester Lloyd die folgenden mit unserem Gegenstande zusammenhängenden Beiträge erschienen, auf deren kritisch-sachliche Würdigung wir Raumrücksichten halber hier leider nicht eingehen können. 10. April: Zur Geschichte der deutschen Zeitschriftenliteratur in Ungarn, von Dr. Josef Turóczi-Trostler (Temesvár). — 28. April: Deutsche und Ungarn, Antwort des ungarischen Reichstagsabgeordneten Johann v. Iklódy-Szabó auf den unter dem Titel „Wir und die Madjaren“ in der Berliner „Post“ vom 31. März erschienenen Artikel des Grazer Professors R. F. Kaindl. (Eine hierauf bezügliche Zuschrift von Prof. Jak. Bleyer, 5. Mai.) — 29. Juli: Ungarisch in Österreich, Deutsch in Ungarn, von Prof. K. G. Szidon. (Hierauf bezieht sich eine Zuschrift von Prof. Jak. Bleyer, 31. Juli; sowie die Beiträge „Austauschprofessoren“ von Dr. F. L. Miklau-Wien, 5. August, und Dr. L. Mojzischek-Olmütz, 9. August.) — 11. August: Schmollers Jahrbuch über die „ungarisch-deutschen Beziehungen, von Univ.-Prof. Dr. Jak. Bleyer-Budapest (bespricht die im 1. Heft 1917 von Schmollers Jahrbuch erschienene, als Anklageschrift bezeichnete Abhandlung von Dr. Jul. Bunzel-Graz). — 23. August: Die Deutschösterreicher und Ungarn, von Univ.-Prof. Dr. Jak. Bleyer-Budapest (befaßt sich eingehend mit den ungarfeindlichen Auslassungen des Werkes „Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie“, herausgegeben von Adam Müller-Guttenbrunn).

Budapest. Dir. Fr. Kemény.

Zur Reform des deutschen Unterrichtes an den Mittelschulen Dalmatiens.

Das Deutsche wird an den Mittelschulen Dalmatiens in den oberen fünf Klassen, somit an den Gymnasien von der IV., an den Realschulen von der III. an, unterrichtet. Die Gesamtzahl der wöchentlichen Stunden betrug noch bis vor wenigen Jahren an beiden gleichmäßig 16, und so hoch ist sie an den Realschulen geblieben, an denen

die oberste Klasse mit vier, die übrigen mit je drei wöchentlichen Stunden beteilt sind. An den Gymnasien, an denen die Anfangsklasse vier Stunden hatte, wurde hingegen im Jahre 1909 bei der Regelung der Sprachenfrage in Dalmatien die Zahl derselben auf 15 verringert (jede Klasse erhielt gleichmäßig drei Stunden), um für die Erhöhung der italienischen Stundenzahl Raum zu schaffen, obwohl nicht alle Lehrkörper damit einverstanden waren. In mehreren waren sogar noch vor längerer Zeit berufene Stimmen laut geworden, die mit Rücksicht auf den Umstand, daß die Gymnasiasten in Dalmatien zu den zwei klassischen noch drei moderne Sprachen (das Kroatische, Italienische und Deutsche) obligat lernen müssen, die Beschränkung des italienischen Unterrichtes auf die Oberklassen befürworteten; ja Romanisten selbst erklärten, das gleiche Lehrziel wie bisher auch in vier Jahren erreichen zu können, umsomehr als infolge der Überbürdung der Schüler mit so vielen Sprachen, dazu infolge der Verwirrung, die zwei so verwandte fremde Sprachen, wie es das Latein und das Italienische sind, in den Knaben der unteren Klassen hervorrufen, der tatsächlich erreichte Erfolg hinter den Erwartungen weit zurückblieb. Politische Erwägungen indes, vor allem die Rücksicht auf die Empfindlichkeit unseres italienischen „Bundesgenossen", hinderten die Verwirklichung des wohl begründeten Vorschlages. Die Regelung der Sprachenfrage in Dalmatien im Jahre 1909 stand eben im Zeichen einer erhöhten Berücksichtigung der zweiten Landessprache. Dennoch sollte sie eben darin eine große Umwälzung vorbereiten. War schon früher unter dem Einflusse der Schulen die Verbreitung und Kenntnis des Italienischen im Lande wesentlich zurückgegangen, so wurde es nunmehr aus den Ämtern, wo es bis dahin unumschränkt geherrscht, zum guten Teil verwiesen, obwohl den italienischen ebenso wie den kroatischen Beamten das Recht zum Gebrauch der eigenen Sprache im inneren Amtsverkehr zuerkannt wurde. Diese Lösung konnte jedoch keine endgültige sein, denn im Laufe der Zeit mußte sich der Geltungsbereich des Italienischen von selbst einengen. Wohl besitzt das italienische Element trotz seiner geringen Kopfzahl (15.300 = 2·6%) zwei unter den acht Mittelschulen des Landes, aber die aus ihnen hervorgehende Intelligenz und, da diese hierzulande zumeist die Beamtenlaufbahn ergreift, auch die Beamtenschaft mit italienischer Vorbildung bleibt zahlenmäßig weit hinter der slawischen zurück. Darum konnte man schon damals die Zeit als nicht mehr fern bezeichnen, wo das Kroatische zur ausschließlichen inneren Amtssprache wird, was es für den äußeren Verkehr in dem fast rein slawischen Lande bereits ist.

Dieser natürliche Entwicklungsgang wird durch den Weltkrieg insofern beschleunigt, als die Rücksichten auf Italien fortfallen. Aus diesem Gesichtspunkte ist es erklärlich, wenn das k. k. Unterrichtsministerium — nicht die k. k. dalmatinische Statthalterei, wie es in den Tagesblättern hieß — durch Erlaß vom 22. November 1916, Z. 27871, an den beiden (niederen) Handelsschulen des Landes, in Spalato und in Ragusa, die kroatisch sind, das Italienische in der Vorbereitungs-

klasse abschaffte und in den zwei Fachklassen nur als freien Gegenstand beibehielt; es ist ein Zug der Zeit, daß nur die Hälfte der Schüler sich dazu meldete (14 von 33 Schülern in der I. Klasse in Spalato, während in der II. für das laufende Schuljahr noch der alte Stand der Dinge erhalten bleibt). Lebhaft zu begrüßen ist es aber, daß derselbe Erlaß den Unterricht in der deutschen Sprache, der bisher nur an den zwei Fachklassen in je fünf wöchentlichen Lehrstunden erteilt wurde, auch in der Vorbereitungsklasse einführte und überhaupt bedeutend erweiterte; auf jene entfallen fünf, auf die I. Fachklasse sechs, auf die II. vier, wozu noch drei Stunden deutsche Handelskorrespondenz treten, die jetzt als besonderer Gegenstand auftritt, somit insgesamt achtzehn gegenüber den bisherigen zehn wöchentlichen Lehrstunden.

Wenn aber sogar die künftigen Kaufleute das Italienische entbehren können, so wird dies den Absolventen der Mittelschulen um so eher möglich sein, als das Deutsche ihnen als Kultursprache, deren ein kleines Volk wie die Kroaten zweifellos bedarf, nicht nur einen vollwertigen Ersatz für das Italienische, selbst wenn man dieses ganz ausmerzen sollte, sondern auch eine unerreicht entfaltete Fachliteratur auf allen Wissensgebieten sowie Übersetzungen fremder Werke wie kaum eine andere Sprache zu bieten vermag. Unsere Armee könnte dann mit einer höheren Zahl von Reserveoffizieren aus Dalmatien rechnen, denn die aus den Mittelschulen hervorgehenden Einjährig-Freiwilligen wären verwendbarer und sie selbst hätten nicht die großen Schwierigkeiten, die ihnen aus der Unkenntnis der deutschen Sprache jetzt erwachsen, zu überwinden. Für den Staat erwüchse somit der große Vorteil, daß auch Dalmatien um so enger mit den Stammländern verknüpft, daß ein einheitliches Österreich der Verwirklichung nähergebracht würde. Diese Erkenntnis bricht sich im Lande, nachdem die Hetzer von der Bildfläche verschwunden sind, bei allen Einsichtigen immer mehr Bahn und die Presse erhob schon zu wiederholten Malen die Forderung nach erweiterter Pflege des Deutschen in den Schulen.

Damit wird allgemein zugestanden, daß der Unterricht im Deutschen an den Mittelschulen Dalmatiens den billigerweise an ihn zu stellenden Anforderungen nicht genügte beziehungsweise nicht mehr genügt. Seine Stundenzahl ist wirklich knapp bemessen, seine Stellung entspricht ungefähr der des Englischen an den deutschösterreichischen Realschulen. Zwei andere Länder unserer Monarchie, die eine eigene Unterrichtsverwaltung besitzen, haben dagegen dem Deutschen eine weit höhere Bedeutung zugewendet. An den galizischen Gymnasien und Realgymnasien, an denen freilich die andere Landessprache nicht Pflichtgegenstand ist, sind ihm 33 (der Unterrichtssprache 26, dem Latein 46 und an den Gymnasien dem Griechischen 28), an den Realschulen desselben Landes 31 (der Unterrichtssprache 24, dem Französischen 16) wöchentliche Lehrstunden eingeräumt; der Unterricht setzt überall mit der I. Klasse ein und wird an den Gymnasien und Realgymnasien in dieser in fünf, in den übrigen Klassen in vier Stunden

wöchentlich erteilt, an den Realschulen haben die I. und II. Klasse je sechs, die III. fünf, die IV. und V. je vier, die obersten je drei deutsche Stunden. Auch an den Gymnasien und Realgymnasien in Kroatien und Slawonien wird das Deutsche in sämtlichen Klassen, und zwar in den ersten zwei Klassen je vier, in den übrigen je drei, zusammen 26 Stunden wöchentlich gelehrt. Freilich ist auch in Kroatien keine zweite Landessprache vorhanden, aber anderseits hat man an dem vor einem Jahrzehnt errichteten kroatischen Staatsgymnasium in Mitterburg — also in einem Lande, in dem das italienische Element schon zahlenmäßig eine höhere Bedeutung hat als in Dalmatien — in dieser Frage einen besseren Weg beschritten; dem Deutschen wurden nämlich in sämtlichen Klassen je drei, dem Italienischen dagegen nur je zwei, zusammen 16 wöchentliche Lehrstunden (dem Kroatischen 26, dem Latein 48, dem Griechischen 28) zugemessen. Und in Dalmatien selbst, an der Realschule zu Spalato, war im ersten Jahrzehnt ihres Bestandes (bis 1873) das Deutsche auch in den beiden Anfangsklassen Lehrgegenstand mit fünf, später sogar neun wöchentlichen Stunden. Mit vollem Recht! Denn das Italienische, das doch in den dalmatinischen Städten gesprochen wird, kann, wenn man es auch erst in einer höheren Klasse zu lehren anfängt, von den Schülern leichter als das Deutsche erlernt werden.

Ein anderes Hindernis, das sich einem erfolgreichen Unterricht im Deutschen entgegenstellt, ist der Mangel an gediegenen Schulbüchern. Es sind an den dalmatinischen Mittelschulen in Gebrauch: ein Übungsbuch, das aus der tschechischen Vorlage Řihas ins Kroatische von Kušar umgegossen wurde, zur Einführung in die deutsche Sprache in den beiden Anfangsklassen, und ein Lesebuch, Heinrich Noës „Deutsche Anthologie“, von der der 1. Band für die zwei nächstfolgenden Klassen dient, während der 2. Band, der einen Abriß der deutschen Literaturgeschichte mit einigen Leseproben enthält, der letzten Klasse vorbehalten ist.

Řihas Übungsbuch, das die grammatische Methode an den dalmatinischen Mittelschulen verdrängen sollte, leidet vor allem unter einer höchst ungleichmäßigen Ausarbeitung: während die ersten 30 Übungen kaum je ein Dutzend Vokabeln enthalten, steigt deren Zahl bei den späteren ins Ungemessene. Die völlige Ausscheidung von Übersetzungen ins Deutsche ist auch kaum zu billigen. Der Verfasser verwendet zu Übungen zusammenhängende Lesestücke, ein gewiß löbliches Beginnen, das ihn jedoch auf Abwege verleitet, indem er in jedem Satze eines und desselben Lesestückes die gleiche Konstruktion, die eben vorgenommen wird, anbringt, so daß z. B. die Rede eines Führers im Bauernkriege aus lauter Sätzen mit Genetiv-Objekt besteht; natürlich mußte dabei manches Veraltete mit in Kauf genommen werden, was die Anzahl der nicht eben spärlichen sprachlichen Ungenauigkeiten erheblich vermehrt. Wenn aber dies alles die Entfernung des Buches aus der Schule nicht zu bewirken vermochte, so hätte es zumindest der Umstand tun sollen, daß das im Jahre 1903 in Prag aufgelegte

Buch noch mit der alten Orthographie gedruckt ist: dadurch vermehrt es in höchst unnötiger Weise die Beschwerlichkeiten für den Lehrer und noch mehr für den Schüler.

Heinrich Noës „Deutsche Anthologie“ war ursprünglich für italienische Schulen bestimmt gewesen, doch wurde sie bei Umwandlung derselben in kroatische auch von diesen übernommen, obwohl das Wörterbuch deutsch-italienisch und die Anmerkungen italienisch waren; erst vor wenigen Jahren wurden das Wörterbuch und die Anmerkungen ins Kroatische, doch in unzulänglicher Weise übertragen (vgl. meine Rezension in dieser Zeitschrift, LXIV. Jahrgang). Der erste Band ist noch immer brauchbar, obwohl er nichts Modernes und zu wenig Gedichte enthält, der zweite ist dagegen in seinen literargeschichtlichen Teilen veraltet und leidet auch an sonstigen Mängeln. So ist die Zahl der Prosastücke, besonders für die klassische Periode, die doch den Mittelpunkt des Unterrichtes bildet, sehr beschränkt, und die österreichischen Dichter sind vernachlässigt, so daß Grillparzer nur durch ein einziges, dazu allegorisches Gedicht („Die Schwestern“) vertreten ist. Das Buch verweilt seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß gern bei den Berührungspunkten zwischen dem deutschen und dem italienischen Schrifttum, so sind z. B. aus der „Hamburgischen Dramaturgie“ allein die Abschnitte über Maffeis „Merope“, oder von P. Heyse die freilich meisterhafte Übersetzung von Manzonis Ode „Der fünfte Mai“ aufgenommen. Solche Abschnitte sind an kroatischen Mittelschulen kaum zu verwerten. Für diese empfiehlt sich ein näheres Eingehen auf die deutsche Heldensage, so namentlich auf das Hildebrandslied, das Nibelungenlied und die Gudrun, da dieselben Motive erwiesenermaßen auch in der kroatischen Volksepik wiederkehren, sowie auf Herders „Volkslieder“; der Text von Goethes „Klaggesang von der edeln Frauen des Asan Aga“, vielleicht auch eines anderen kroatischen (serbischen) Volksliedes in Talvjs Übersetzung, oder manches Gedicht von Chamisso, Rückert, Lenau, Heine u. a., die dem größten kroatischen Lyriker Preradović als Vorbilder gedient, wäre erwünscht, alles Dinge, die Noë weniger oder gar nicht berücksichtigt. Auch das fremdsprachige Lesebuch soll nämlich nicht nur in religiös-moralischer, sondern nicht minder in patriotisch-dynastischer Richtung erziehen und wird dieses Ziel um so eher erreichen, je mehr es alles Einigende zwischen Österreichs Völkern hervorhebt, das Trennende aber fernhält. So dürfte Grillparzers Zuruf an „Feldmarschall Radetzky“ unter keinen Umständen fehlen, was bei Noë, vielleicht mit Rücksicht auf den Haß der Welschen gegen den großen Feldherrn, doch der Fall war.

Für eine erfolgreiche Reform des deutschen Unterrichtes in Dalmatien sind somit auch bessere Schulbücher notwendig. Vorläufig kämen für den Anfangsunterricht die Übungsbücher und die Schulgrammatik, die an den Mittelschulen Kroatiens gebraucht werden, in Betracht. Für die höheren Klassen würde sich die Einführung des an den galizischen Mittelschulen verwendeten deutschen Lesebuches von Ippoldt-Stylo empfehlen, da dieses das in Kroatien gebrauchte von

Pinter — von dessen mangelhaften Fachkenntnissen die kroatisch geschriebene „Deutsche Literaturgeschichte bis zu Goethes Tod" (Agram 1897) ein beredtes Zeugnis ablegt — übertrifft und den spezifisch österreichischen Verhältnissen auch besser entspricht. Dies jedoch nur für eine Übergangszeit, denn man sollte alsbald an die Schaffung guter, für die kroatischen Mittelschulen eben Dalmatiens bestimmter Schul-, namentlich Lesebücher schreiten. Für ein Sprachwerk könnte einer der vortrefflichen Lehrgänge der französischen Sprache, die an den deutschösterreichischen Realschulen in Verwendung stehen, als Vorbild dienen, und bei der Ausarbeitung des Lesebuches, das sich an das galizische anlehnen könnte, sollten die oben angegebenen Richtlinien maßgebend sein. Die Erhöhung der wöchentlichen Stundenzahl fürs Deutsche würde außerdem das Lesen einiger klassischer Werke in den oberen Klassen ermöglichen, woran sich mit Leichtigkeit Gesprächs- und Redeübungen zur Erlangung einer gewissen Fertigkeit im mündlichen Gebrauch der Sprache anschließen ließen. Bei der gegenwärtigen Bemessung der Stundenzahl bleibt dagegen nur ausnahmsweise und in besseren Klassen so viel Zeit übrig, um auch nur ein Werk in der Schule zu lesen[1]).

Die Erfahrung lehrt uns jedoch, daß selbst die besten Lehrpläne mit den besten Lehrbüchern bei ausgiebigster Bemessung der Lehrstunden dennoch ohne gute Lehrkräfte keine befriedigenden Erfolge zeitigen. Nun tritt uns an den dalmatinischen Mittelschulen die befremdende Erscheinung entgegen, daß die meisten keinen Germanisten in ihrem Lehrkörper aufweisen[2]), der deutsche Unterricht somit notgedrungen von dazu nicht befähigten Lehrkräften, also selbst bei bestem Willen doch nicht vollwertig erteilt wird. Die Unterrichtsverwaltung wäre demnach berufen, für guten Nachwuchs zu sorgen. Sie hat es aber auch bisher diesbezüglich nicht an Mühe fehlen lassen, indem sie einerseits Stipendien ausschrieb, anderseits die Verleihung erledigter Lehrstellen an Klauseln mit der Verpflichtung zur Ablegung der Ergänzungsprüfung aus Deutsch als Nebenfach für nichtdeutsche Mittelschulen vor der Bestätigung im Lehramte knüpfte. Der letztere

[1]) Der Verf. hat es trotz der großen Hindernisse, die aus den höchst mangelhaften Sprachkenntnissen der Schüler erwachsen, an Versuchen, die deutsche Schullektüre einzubürgern, nicht fehlen lassen: am k. k. Gymnasium in Cattaro las er in der VIII. im Jahre 1911/12 Goethes „Hermann und Dorothea", im Jahre 1912/13 P. Heyses „Andrea Delfin", im Jahre 1913/14 in der VII. Lessings „Minna", in der VIII. Herr Dir. Groß Grillparzers „Der arme Spielmann".

[2]) An den acht Mittelschulen des Landes wirken nur zwei Germanisten (darunter überdies ein Direktor, der also wieder seiner Bestimmung zum Teil entzogen ist), drei andere Professoren sind aus Deutsch als Nebenfach geprüft. Außerdem erscheint ein solcher unter den Professoren aller übrigen den Mittelschulen gleichgestellten Lehranstalten. Die Direktoren pflegten deshalb die deutschen Lehrstunden jüngeren Kräften, die das Deutsche von der Universität her noch nicht vergessen hatten, zu übertragen, gleichgültig ob es sich dabei um einen Philologen oder einen Mathematiker handelte.

Ausweg erwies sich jedoch als verfehlt, denn kein einziger so ernannter Lehrer legte infolge der sich entgegenstellenden Schwierigkeiten die geforderte Ergänzungsprüfung ab, so daß nach einigen Jahren die Klausel ihnen nachgesehen werden mußte. Aber auch die Ausschreibung von Stipendien führte nicht zum Ziele: wohl wurden damit mehrere Bewerber beteilt, aber selten harrte einer bei dem anfangs ergriffenen Studium aus.

Was schreckte sie nun von der Germanistik ab? — Überall war es die ungenügende Kenntnis der deutschen Sprache. Und wahrlich, wenn sie die Universität bezogen, befanden sie sich in keiner beneidenswerten Lage. In der Mittelschule hatten sie sich das Deutsche nur so notdürftig angeeignet, daß sie, selbst nur radebrechend und mühsam sich verständigend, weit davon entfernt waren, ein deutsches Werk, ja auch nur eine deutsche Zeitung mit Verständnis lesen, geschweige denn einem deutschen Vortrage folgen zu können. Eine so schlechte Vorbereitung zum Besuch deutscher Hochschulen, auf die doch die dalmatinischen Abiturienten in erster Linie angewiesen sind, war für diese im allgemeinen mit schweren Nachteilen verbunden, so daß in den letzten zwei Jahrzehnten die Bewegung zugunsten des Besuches der kroatischen Universität in Agram immer mehr an Umfang gewann und auch nicht erfolglos blieb[1]). Wie hoch türmten sich aber die Hindernisse einem Germanisten auf! Er, der kaum deutsch radebrechte, sollte gleich das Mittelhochdeutsche und andere altdeutsche Dialekte studieren, abgesehen davon, daß er von der Geschichte der deutschen Literatur kaum eine blasse Vorstellung besaß. Könnte, um einen Vergleich zu ziehen, ein Kandidat fürs französische Lehrfach auf Erfolg rechnen, wenn er von der deutschen Realschule schnurstracks auf eine französische Hochschule zöge? — Und doch besäße ein solcher mehr Kenntnisse aus dem Französischen als ein Durchschnittsschüler in Dalmatien aus dem Deutschen, da dieses eine viel bescheidenere Stelle im Lehrplan einnimmt. So kam es, daß unter den dalmatinischen Abiturienten fast nur derjenige sich der Germanistik als Hauptfach widmen konnte, dessen Muttersprache deutsch war.

Während der deutsche Unterricht an den deutschösterreichischen Universitäten sonst mustergültig ist, muß man es bedauern, daß er eben die Germanisten aus den nichtdeutschen Völkern Österreichs zu wenig berücksichtigt. Diesen müßte die Möglichkeit einer Vervollkommnung der Kenntnisse der lebenden Sprache geboten werden, ähnlich wie dies für die Romanisten und Anglisten durch Lektoren und in Seminarien seit langem vorgesorgt ist. Dann würde sich gute wissenschaftliche Vorbildung mit der Fertigkeit im mündlichen

[1]) Die österreichische Regierung erkannte die dort abgelegten juridischen Studien und Prüfungen an, wenn sich der Kandidat einer Ergänzungsprüfung vor einer besonderen — nicht aus Universitätsprofessoren, sondern einigen aus dem Richterstande hervorgegangenen Hofräten bestehenden — Kommission in Wien unterzog; aber auch die philosophischen Studien in Agram wurden fallweise hier anerkannt.

Gebrauch der Sprache paaren, tüchtige Lehrer des Deutschen würden hervorgehen, zahlreich genug, um sowohl dem Staate als auch dem Lande zu Nutz und Frommen zu wirken.

Spalato. Anton Mayer.

Krieg und Schule. Von Dr. Adolf Matthias, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat. Leipzig 1915. Verlag von S. Hirzel. Gr. 8°. 50 S. 80 Pf.

Wenn der Verf. dem Kriege, der unter allen Umständen immer ein großes Unglück ist und bleibt, erziehende Kraft zuschreibt, da er alle im Volke schlummernden Kräfte und Tugenden zur vollen Wirkung bringt, der ewige Friede aber leider ein Traum, und zwar nach Moltke „nicht einmal ein schöner“ ist, bei dem die Welt im Materialismus versumpfen würde, so kann man ihm, natürlich unter der Voraussetzung, daß ein Volk den Krieg nur um des Friedens, um der Seinen daheim und seiner Kulturgüter willen führt, rückhaltlos zustimmen.

Der Verf. will nun, daß die Jugend volles Verständnis für diesen Krieg gewinne. Dafür, daß die deutsche Kraft sich zu mächtig entfaltet hat, so daß Neider und Feinde ringsum entstehen mußten; daß dieser Neid der Nachbarn immer anwuchs; daß wir so gern Frieden gehalten hätten, bis sich schließlich die russischen Rüstungen gefahrdrohend zum vernichtenden Stoß zusammenzogen; die großen Männer von 1813, 1815 und 1870, vor allen Bismarck, sollen an ihrem Geiste vorüberziehen sowie die große Schar der Helden, die vor dem Feinde draußen kämpfen, leiden und sterben. An diesen Vorbildern soll sich die Jugend ein Beispiel für ihre eigenen Pflichten nehmen. Neben der Pflicht der Arbeit soll die Schule aber auch die Pflicht des Gebetes im Kriege, in den soviele deutsche Krieger, der Kaiser voran, mit frommem Sinne gezogen sind, und mit ganz besonderer Sorgfalt die Pflicht der Vaterlandsliebe pflegen und stärken, nicht etwa den „Hurrapatriotismus“, sondern den echten und wahren Patriotismus; die Jugend wisse, daß wir als Helden gegen Händler, als Krieger gegen Söldner, als Volk in Waffen gegen Sklaven des Mammonismus, der eitlen Ruhmsucht, der rohen Knute für den Bestand unseres Staates kämpfen, und stähle dadurch ihre Geistes- und Willenskraft zum Segen des Vaterlandes. Daher soll die Schule die Zeit wahrnehmen und die Jugend zu tüchtiger, wenn auch saurer Arbeit anhalten und ihr sagen, daß die Feldgrauen es im Schützengraben und im fürchterlichen Feuer der männermordenden Geschosse noch viel saurer haben; sie soll der ganzen Tätigkeit des heranwachsenden Geschlechtes den Stempel des wahren Idealismus aufdrücken, der in der Zeit vor dem Kriege, wo viele das liebe Ich vergöttert, das „Ausleben“ als höchstes Ziel betrachtet, nur von den Rechten der Persönlichkeit gesprochen, Pflicht aber zum alten Eisen geworfen hätten, schon bedenklich im Schwinden gewesen sei. Dieser wahre

Idealismus könne sich aber nur auf dem Boden der Wahrhaftigkeit im Gegensatz zur verächtlichen Lügenhaftigkeit der Feinde entfalten.

Ob nun die Schule überall das Ihrige getan, ob sie z. B. genug getan habe, um der Sprachmengerei, die nicht nur eine Sünde der Zunge, sondern des ganzen deutschen Denkens und Empfindens sei, den Garaus zu machen, diese Frage verneint der Verf. glatt. Mit Fug und Recht bezeichnet er diese Fremdtümelei als eine recht traurige Erscheinung, die mit der schmachvollen Vergangenheit zusammenhänge, wo unsere Sprache die Sprache der Dienstboten und des „gemeinen" Mannes war. Mit Berufung auf Bismarck, der den zutreffenden Ausspruch tat: „Die Deutschen kriechen nicht nur aus ihrer Haut heraus, sie kriechen auch in die fremde hinein", fällt der Verf. in gerechter Entrüstung und heiligem Zorne das harte Urteil: „Ein Volk, das sich in seiner Sprache so beständig vor dem Auslande verbeugt hat, das braucht sich nicht zu wundern, wenn es an seiner Seele Schaden gelitten und einer Bedientenseele sich angeglichen hat, die kein Ausland achten kann"; und a. a. O.: „Wir sind eben vielfach Affen der Fremden geworden; und weil man einen Affen nicht achtet, haben wir das wegwerfende Urteil des Auslandes voll verdient."

Anderseits hüte sich die Schule auf diesem Gebiete vor Übertreibungen, wie es z. B. das Verlangen wäre, die modernen Sprachen zu ächten, in deren Unterricht sich leider auch eine Liebedienerei dem Ausland gegenüber eingeschlichen habe. Man braucht diese Sprachen nach meiner Ansicht nicht aus Liebe zu den fremden Völkern oder aus Überschätzung zu lernen, wohl aber als unentbehrliches Mittel für den Völkerverkehr im Frieden. Die Schule hat somit nach dem Verf. die Pflicht, den Nationalstolz schon frühe den Herzen der Jugend einzuimpfen, aber auch zu verhüten, daß dieser Stolz sich breit und protzig mache.

Diese Aufgabe nun solle der Geschichtsunterricht übernehmen, wobei die vaterländische Geschichte Hauptsache und Ziel, alles andere Mittel und Weg zum Ziele sein müsse. So wird die Forderung gestellt, diesem Unterrichte, der mit der Staatsbürgerkunde innig verwachsen sei, der in sich selber manches einsparen und an den die anderen Lehrgegenstände etwas weniges abgeben müßten, damit er die reiche Fülle seines Stoffes bewältigen könne, mehr Raum zu geben. Weiter verlangt der Verf. im Namen der Geschichtslehrer, daß der Unterricht in der Erdkunde wieder mehr in den Dienst des Geschichtsunterrichtes trete, daß mehr politische Geographie getrieben werde, da beide ohne einander gar nicht verstanden werden könnten.

Was endlich die aus dem Kriege auftauchenden Fragen der Erziehung betrifft, denkt Matthias vor allem an die Bewegungen der „Jugendwehr" in ihren gesunden Richtungen und befürwortet die Verlegung der körperlichen Ausbildung möglichst in freies Gelände sowie ein kräftigeres Anpacken der Charakterbildung, die die Jugend aus der Muttersöhnchenpädagogik ins rauhere Gelände der Natur und

einer nicht mit verweichlichender Methodik ausgestatteten Schulbank retten soll. Unter manch anderen Tugenden der Kriegszeit verdiente aber auch die soziale, religiöse und politische Duldsamkeit in den Frieden herübergenommen und der Geist der Schüler taktvoll, nicht in plumper Gesinnungsmacherei damit erfüllt zu werden. Man soll in der Schule, kurz zusammengefaßt, lernen, „daß der Krieg ein furchtbar wütendes Schrecknis ist . . ., das man gern für alle Zeit aus der Welt schaffen möchte; die Jugend soll aber auch dazu erzogen werden, daß sie dieses Handwerk nicht fürchtet, sondern, wenn es sein muß, mit Begeisterung für das Vaterland ergreift".

Eine prächtige Schrift, deren Auflage bisher das 6. Tausend aufweist, verdient sie, in Millionen von Exemplaren unter das deutsche Volk zu kommen. Es ist eine kraftvolle, von glühender Vaterlandsliebe getragene, mitunter derbe, aber immer ins Schwarze treffende Sprache, die mit demosthenischer Wucht die wunde Stelle der Nation berührt, die krankhafte Fremdländerei verdonnert; es ist ein tiefgreifender Mahnruf, für die Jugendbildung der Zukunft die Lehren aus dem Kriege zu ziehen, geeignet, Volk und Jugend gewaltig aufzurütteln und den Weg zu den Erziehungsaufgaben der kommenden Friedenszeit zu weisen. Die Schrift zeigt uns aber auch die reiche Erfahrung und die Besonnenheit des Pädagogen in hellem Lichte. Mit seltenem Genuß hat Ref. die geist- und schwungvoll verfaßte Abhandlung gelesen. Sie greift tief in die deutsche Seele. Mögen ihre Ideen an der Zukunft der deutschen Jugend nicht spurlos vorübergehen!

Wien. A. Stitz.

Der Aufstieg der Begabten. Herausgegeben und eingeleitet von Petersen. Leipzig-Berlin 1916. Druck und Verlag B. G. Teubner.

„Schulfragen sind eine Angelegenheit des ganzen Volkes: das klingt so selbstverständlich und muß doch erst durch die Tat bewiesen werden. Auch in diesem Falle hat der Krieg lebenweckend und vereinigend gewirkt, hat der Burgfriede langgehegte Wünsche zur Tat gewandelt. Um die Fragen der Erziehung und des Unterrichtes in gemeinsamer Arbeit zu fördern, haben sich . . in Deutschland Vertreter aller Schularten von der Volksschule bis zur Hochschule mit Männern der Verwaltung und des praktischen Lebens, Vertretern von Handwerk und Handel, Landwirtschaft und Industrie, Technik und Kunstgewerbe, Theologen, Ärzten und Juristen, in einer freien Vereinigung zusammengefunden", „dem deutschen Ausschuß für Erziehung und Unterricht".

In diesem wurde nun im Anfange des Jahres 1916 zur Bearbeitung der vielgestaltigen Fragen des Aufstieges der Begabten ein Sonderausschuß gebildet, der sich seinerseits wieder mit führenden Männern der Schule und Praktikern in Verbindung setzte, um die Frage für alle, insbesondere auch die praktischen Berufe und für alle Schulgattungen unter psychologischem, pädagogischem, sozialem und prak-

tischem Gesichtspunkte zur Erörterung zu bringen. Das Ergebnis dieser Arbeit liegt nunmehr vor. Nur der Beitrag von Prof. Dr. Eduard Spranger, dem Vorsitzenden dieses Sonderausschusses, der für den Bereich der Universitäten die Frage der Begabung im weitesten Sinne behandeln sollte, mußte in dieser Veröffentlichung wegen dessen Erkrankung ausfallen; er soll aber, beträchtlich erweitert, in den nächsten Monaten als Sonderheft erscheinen und eine notwendige Ergänzung des vorliegenden Buches bilden.

Nach einer kurzen Einleitung des Herausgebers folgen die Beiträge zum Kapitel „Die Begabung". Ich will sie einzeln anführen, um dem Leser eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit dieses interessanten Buches zu geben. Zunächst erörtert Volksschullehrer Karl Götze das Problem: Schulbegabung und Lebensbegabung. Dann folgt ein Aufsatz des Direktors des Lehrerseminars für Knabenhandarbeit und Werkunterricht in Leipzig Friedrich Paul Hildebrand über „Förderung Begabter bei der Erziehung und Ausbildung der Handwerker". Hierauf handelt der Geh. Regierungsrat Dr. Stegemann (Braunschweig) über den „Aufstieg der Begabten im kaufmännischen Beruf". Es folgt der Artikel von Prof. dipl. Ing. C. Matschoß (Berlin) über den „Aufstieg der Begabten in Technik und Industrie"; ferner der Artikel von Geh. Regierungsrat Dr. Peter Jessen, Direktor am Königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin, über „Die Auslese der Künstler". Dann handelt wieder Karl Götze über „Volksschule und Begabung", Schulrat Karl Muthesius, Seminardirektor in Weimar, über die „Berufslaufbahn des Volksschullehrers", der Herausgeber über „Die Probleme der Begabung und der Berufswahl auf der höheren Schule", der Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule in Braunschweig Dr. H. E. Timerding über „Die Förderung der technischen Fachbegabung", Dr. William Stern, Professor der Psychologie und Philosophie am Vorlesungswesen in Hamburg, über „Psychologische Begabungsforschung und Begabungsdiagnose", der Geh. Regierungsrat Dr. Alfred Kühne (Charlottenburg) über „Das Berechtigungswesen" und Dr. Franz Eulenburg, Professor der Volkswirtschaft und Statistik an der Universität Leipzig über „Die herrschende soziale Bewertung der verschiedenen Berufsgruppen". Es folgt nun das zweite Kapitel „Wege zur nationalen Schule". In diesem handelt der Bezirkslehrer in München Oswald Warmuth über „Die Münchener Versuchsschule", Stadtschulrat Dr. Sickinger (Mannheim) über „Das Mannheimer Schulsystem und den Aufbau des Gesamtschulwesens der Stadt Mannheim", Stadtrat Prof. Dr. Julius Ziehen (Frankfurt a. M.) über „Den Aufstieg der Begabten und die Organisation des höheren Schulwesens", Schulinspektor H. Th. Matth. Meyer (Hamburg) über „Die Einheitsschule, Begriff und Wesen", Oberbürgermeister Dr. Alexander Dominicus (Berlin-Schöneberg) über „Die Reform der Bürger- (Mittel-) Schulen", der Erste Bürgermeister Dr. Cuno (Hagen i. W.) über „Das Verhalten der kommunalen Verbände zu dem Aufstieg der Begabten". Schließlich folgt noch ein „Schlußwort" von Prof. Dr. Karl

Umlauf, Direktor des Lehrerinnenseminars Hamburg, Freiligrathstraße.

Das Gebiet der Untersuchung wird in der Einleitung folgendermaßen genau umschrieben: „Die Frage des Aufstieges der Begabten ist in dieser Schrift nicht so gestellt, als gelte es nun, möglichst alle irgendwie Begabten auf die Hochschule zu bringen, nach dem einseitigen Ideal einer hoffentlich nie wieder erstehenden Vergangenheit. Ein noch stärkeres Hindrängen zur Universität erscheint nach dem, was wir erlebt haben, eher als ein Unglück. Die Frage liegt vielmehr so: wie erkennt man rechtzeitig, schon in den Entwicklungsjahren, die eigentliche Befähigung des Kindes und wie bildet man es nunmehr für denjenigen Beruf vor, für den es befähigt ist? Wie erziehen wir den rechten Handwerker, Techniker, Landwirt, Kaufmann, Arzt, Lehrer, Theologen, Juristen, Verwaltungsbeamten usw.? So erst erhält das Problem seine Breite und seine Tiefe, seine nationale und volkswirtschaftliche Bedeutung, wird es zu einer sozialen Angelegenheit ersten Wertes.“ Und damit niemand glaube, die Frage lasse sich so im Handumdrehen lösen, heißt es: „Die Frage des Aufstieges der Begabten erschöpfend darzustellen, ist zur Zeit niemandem möglich. Wir bieten einen ersten Versuch — Vorfragen, denen aber die Gesichtspunkte völlig einwohnen, nach denen sich die praktischen Vorschläge werden zu gestalten haben“.

Schon aus diesen Andeutungen vermag der Leser ein ungefähres Bild zu gewinnen, was er erwarten kann, wenn er das Buch selbst in die Hand nimmt; und dazu wirksam anzuregen, ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen.

Nichtsdestoweniger kann ich mir nicht versagen, besonders aus dem Gebiete der höheren Schulen auf einzelne Anregungen, die mir vor allem dankenswert und fruchtbar erscheinen, näher einzugehen.

So finden wir im Kapitel „Die Probleme der Begabung und der Berufswahl auf den höheren Schulen“, vom Herausgeber frisch und mit tiefem Einblick in die Verhältnisse geschrieben, viele Gedanken, die nur bekannt gemacht werden müssen, damit sich auch die Kollegen an unseren Mittelschulen ihrer bemächtigen. Vor allem handelt es sich dem Verf. um die Schüler, die in eine falsche Schule gekommen sind, deren rechtzeitige „Umschulung“ eine wichtige soziale Pflicht ist, damit nicht Zeit, Kraft und Geld unnütz vergeudet werden. Da kommt er zu Forderungen, die sich vielfach mit denjenigen decken, die ich im I. Bande meiner „Praktischen Methodik“ erhoben habe; die Aufnahmsprüfung soll kein Recht auf den Besuch der betreffenden höheren Schule gewähren, sondern die Sexta (I. Kl.) bedeute eine Probezeit, über deren Erfolg die Schule entscheidet, spätestens nach einem Jahre, wenn irgend möglich schon früher. „Das Ordinariat der Sexta ist ein Ehrenamt, ein Vertrauensamt erster Ordnung.“ Das Recht, dreimal, bei uns zweimal, eine Klasse machen zu dürfen, nennt der Verf. ungeheuerlich und verderblich. Ich bin a. a. O. noch weiter gegangen und habe gefordert, daß ein Zeugnis, das zum Aufsteigen nicht be-

rechtigt, auch nicht ohne weiteres zur Wiederholung der Klasse berechtigen solle, sondern daß darüber die Klassenkonferenz noch besonders zu entscheiden haben sollte.

Was die Lehrerschaft zur Erkennung der Begabung noch tun kann, ist gar nicht wenig. Einmal muß schon jedem Studenten, der Oberlehrer werden will, die Pflicht auferlegt werden, sich die nötigen Kenntnisse durch ernstliche Beschäftigung mit der Psychologie, nicht nur der experimentellen, zu erwerben und seinen Blick für die seelische Entwicklung Jugendlicher zu schärfen. Dann soll er angeleitet und angehalten werden, diese Studien und Beobachtungen im praktischen Ausbildungsjahre fortzusetzen. Als Lehrer hat er die Pflicht, besonders wenn er Klassenlehrer ist, an den Veranstaltungen der Jugendpflege, der militärischen Vorbereitung der Jugend, den Wettspielen und Wanderungen teilzunehmen. Dann der fragende und entwickelnde Arbeitsunterricht lehrt ihn ferner die Schülerindividualitäten viel eindringender kennen als die fertige Darbietung. Außerdem entwickelt diese Art des Unterrichtes mehr Seiten der Persönlichkeit und andere und wirkt direkt auf die Charakteranlagen, die wahrlich den wertvollsten Teil der Begabung ausmachen; daher ist es Pflicht der Schule, alle Wege zu suchen, die den Charakter bilden und härten. Die Anforderungen dürfen deshalb niemals sinken; denn nur dem Widerstande gegenüber entfaltet sich das Wertvolle im Menschen. Ein sehr beachtenswerter Gedanke liegt in der Forderung, daß die Zeugnisse eine Charakteristik des Schülers geben sollten, die den Eltern die Augen öffnen helfen könnte. „Neben diese können Angaben über Befähigungen des Schülers treten, die der Schule bekanntgeworden sind, z. B. der Schüler X ist ein tüchtiger Musiker; Y hat dreimal im Dauerlauf oder beim Wettschwimmen gesiegt; Z hat sich bei der Leitung einer Abteilung im Geländespiele mehrfach gut bewährt."

Daneben wird es eine Pflicht der höheren Schule sein, in Hinkunft das Problem der Berufsberatung selbst mit Ernst in Angriff zu nehmen. Bislang sind erst solche Versuche aus drei deutschen Städten, aus Frankfurt, Halle und Lüneburg, bekanntgeworden; von dem aus Lüneburg erzählt der Verf. folgendes: Der Direktor des Lüneburger Johanneums, Hölk, veranstaltete für die drei oberen Klassen der Schule erstmalig im Winter 1910/11 eine Vortragsreihe, zu der auch die Eltern der Schüler geladen wurden. Es sprachen ein Landrichter über das juridische Studium, ein Pastor über das theologische, der Direktor über das Studium der alten Sprachen und Geschichte. Für den folgenden Winter waren ein Arzt, ein Archivar, ein Universitätslehrer und ein Naturwissenschaftler gebeten. Gewiß ein Vorgang, der Nachahmung verdient.

Daneben wird der Unterricht in Geschichte und Geographie die Schüler immer mehr in die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Gegenwart einführen, um besonders den älteren Schülern die Übersicht zu erleichtern und ihr Urteil zu unterstützen. Hinweise auf geeignete beratende Lektüre, die zum Teil in der Schülerbibliothek

vorhanden sein muß, dürfen nicht fehlen. In der Klasse hängen Tabellen, die den Schülern täglich zeigen, welche Berufe ihnen mit jeder höheren Klasse zugänglich werden. Gleiche Tabellen, auch solche, die die Frequenz der einzelnen Berufe und deren Entwicklung veranschaulichen, befinden sich in den Vorzimmern der Sprechzimmer der Direktoren und in den Elternsprechzimmern der Lehrer. Natürlich sind vor den Schülern von Zeit zu Zeit erklärende Hinweise nötig. Auch der Gedanke ist wichtig, daß ein Zusammengehen mit den am Ort befindlichen Handelskammern, den Lehrstellenvermittlungen angestrebt werden müsse, ebenso daß gute Ratgeber, dann etwa von der IV. Klasse an alljährlich Fragebogen zu verteilen wären, die Auskunft über die Absichten des Schülers und seines Elternhauses geben.

Schon diese flüchtige Übersicht zeigt, wie überaus lohnend die Lektüre dieses Buches ist.

Zum Schlusse will ich nur noch aus dem Artikel von Prof. Dr. W. Stern „Psychologische Begabungsforschung und Begabungsdiagnose", der mir ganz besonders hervorragend erscheint, folgenden Satz anführen, den zu lesen mir eine persönliche Genugtuung bereitet, da ich vor einigen Jahren bei Beratung der Organisation des höheren Mädchenunterrichtes mit derselben Meinung ganz vereinzelt geblieben bin; er lautet wörtlich: „Das bisherige Verfahren, welches gerade für die besonders tüchtigen Mädchen den Typus der höheren Knabenschule anwandte, war falsch; es müssen charakteristische Frauenschulen für die aufsteigenden Tüchtigen geschaffen werden."

Ich kann angesichts der reichhaltigen pädagogischen Literatur, auf die ich in dieser Zeitschrift hinzuweisen Gelegenheit habe, nur noch einmal wiederholen, was ich schon 1915, S. 821, betont habe: Wir brauchen in Österreich in unserer obersten Unterrichtsverwaltung eine Art geistigen Generalstab, ein Amt, das pflichtgemäß alle Erscheinungen der pädagogischen Literatur des In- und Auslandes, besonders des Deutschen Reiches zu verfolgen und in Evidenz zu halten hat. Sonst bleiben wir zurück.

Wien. August v. Scheindler.

Kurt Walter Dix, Körperliche und geistige Entwicklung eines Kindes. 3. Heft: Vorstellen und Handeln. An der Hand eines biographischen Tagebuches. Wunderlich, Leipzig 1914. 2 M., geb. 2 M. 50 Pf.

Von diesem Werke behandelt das 1. Heft „Die Instinktbewegungen der ersten Kindheit", das 2. Heft „Die Sinne"[1]), während das vorliegende 3. Heftchen die Untersuchungsergebnisse über Gedächtnis (I), Aufmerksamkeit, Neugier, Beobachten (II), das Ichbewußtsein (III), bewußte Handlungen, besonders Nachahmen, willkürliche und Ausdrucks-

[1]) Vom Ref. besprochen in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1913, S. 1023.

Bewegungen (IV) mitteilt. Der Verf., Lehrer von Beruf, hat auch in diesem Teile, wie in den früheren, auf Grund eines sorgfältig über „die körperliche und geistige Entwicklung" seines Knaben Walter Heinz geführten Tagebuches Teilpsychogramme entworfen, die sich zu einer wertvollen Geschichte der Entwicklung des Kindes namentlich durch die genetisch geordnete Reihenfolge der Teilpsychogramme zusammenschließen.

Der Verf. unterscheidet im Anschluß an seine Tagebuchaufzeichnungen zwischen Wiedererkennen beim Kinde in seiner primitivsten Form als „unvollkommenem Zustand" (S. 8 ff.) und dem erst sich daraus entwickelnden korrekten Erinnern. Beide unterscheiden sich von den entsprechenden Vorgängen beim Erwachsenen. Dix schließt sich der Ansicht Höffdings an, daß es bei diesem primitiven Wiedererkennen an Urteilsprozessen gänzlich fehlt. Wenn aber auch hier schon ein Wahrnehmen stattfindet, wie der Verf. wohl zugibt, so ist damit schon ein primitiver Urteilsprozeß gegeben (Wahrnehmung = Wahrnehmungsvorstellung + Daseinsurteil, vgl. Höfler, Psych. S. 212). Zur Charakterisierung des Wiedererkennens verwertet Dix die von Fr. v. Ehrenfels zuerst nachgewiesene „Gestaltsqualität" (S. 11).

Ref. scheint es aber eine Mißdeutung dieses Terminus zu sein, wenn der Verf. (S. 11) ihn für eine „eigenartige Verknüpfungsweise des ähnlichen Gesamteindruckes" gebraucht. Die Gestaltsqualität ist vielmehr ein eigenes psychisch Reales, welches zu den fundierenden Vorstellungen (z. B. den der Melodie zu grunde liegenden Tönen) hinzukommt.

Auch das „korrekte Erinnern" beim Kinde zeigt in seinen primitiven Formen den Unterschied von dem des Erwachsenen, daß das Kind nicht wie der Erwachsene Reproduktionshilfen sucht, sondern passiv wartet, bis die Erinnerungen auftauchen (S. 26 f.).

Unser Interesse erwecken auch des Verf.s Ausführungen über „entschuldbare Aussagefälschungen" (Scheinlügen) in ihrem Unterschiede von der echten Lüge und die Veranlassungen zur Entwicklung der echten Lüge, die durch die ganz verkehrte Bestrafung, z. B. der „Schutzlügen", und leider auch durch das schlechte Beispiel der Erwachsenen (konventionelle Verleugnungsreden) nur zu häufig gefördert wird.

Nicht weniger anregend sind die auf seine „Tagebuchaufzeichnungen" zurückgehenden Beobachtungen des Verf.s im 3. Abschnitt. In der Beschreibung des Verf.s „Wir fassen die Aufmerksamkeit pädagogisch als Tätigkeit und darum als eine geistige Fähigkeit zum Aufmerksamsein, zum Auffassen" scheint Ref. das Bestreben zu liegen, dem Aktuellen neben dem Dispositionellen in deren Aufmerksamkeitsphänomen gerecht zu werden, wenn auch anderseits die Worte „Tätigkeit und darum Fähigkeit" diese beiden Seiten nicht recht auseinanderzuhalten scheinen. Die von dem Verf. gewonnenen Beiträge zur Lehre der kindlichen Aufmerksamkeit betreffen zunächst die Entwicklung der sinnlichen Aufmerksamkeit, die der der Sinnestätigkeiten parallel ist. Dabei handelt sich's anfangs nur um Aufmerksamkeitszustände;

erst später beginnt die einfachste Ideenassoziation, das bewußte Handeln, das Experimentieren und Fragen, z. B. nach dem Geschehen und der Art des Geschehens des Tones. Die Aufmerksamkeitszustände der äußeren Aufmerksamkeit fehlen der sich entwickelnden inneren intellektuellen Aufmerksamkeit, welche die Aufmerksamkeit zur willkürlichen werden läßt. Besonders hervorgehoben wird die starke Labilität der unwillkürlichen Aufmerksamkeit, die mangelhafte Widerstandsfähigkeit gegen gleichzeitig wirkende Reize. Daraus zieht der Verf. interessante Konsequenzen für die Erziehung. Als Quelle der willkürlichen Aufmerksamkeit gilt dem Verf. die Neugier, „das Suchen des Geistes, der mit nichts anfängt und alles erreichen will". Besonders tritt die Neugier im „Fragealter" auf, in welchem das Kind sich nur an Fragen ergötzt, die vom Erzieher durchaus nicht alle beantwortet werden müssen. Alles erklären zu wollen, birgt höchstens die Gefahr, das kleine Gehirn zu überreizen. Aus der Neugier geht wieder das Beobachten des Kindes hervor. Der Verf. stellt es als einen Fehler der Erziehung hin, die Kinder in der Vorschulzeit und auch später in der Beobachtung zu hemmen oder bei auftretender Unlust zu bestimmter Beobachtung zu zwingen.

Ein 3. Abschnitt breitet sich über die Entwicklung des Ichbewußtseins aus und zwar zunächst des körperlichen Ichs durch Vermittlung der Berührungs-, besonders aber der Schmerzempfindungen. Dabei lernt das Kind die Personen der Umgebung und dadurch sich selbst als Person kennen. Weiter erfährt es, daß es auch Erinnerungsbilder besitzt, die bleiben, wenn die Objekte verschwinden und langsam entwickelt sich eine Gesamtvorstellung aller Erinnerungsbilder. Die höhere geistige Seite des Ichs wird aber besonders durch die Sprache entwickelt. Der Verf. warnt davor, die Selbstbezeichnung des Kindes mit „Ich" als Zeichen der scharfen Abgrenzung der Ichvorstellung anzusehen, da einerseits oft das ausgeprägte Ichbewußtsein vor der „Ichbezeichnung" da ist, welche anderseits namentlich durch Nachahmung der älteren Geschwister auch schon beim 1½ Jahre alten Kinde auftreten kann.

Ein 4. und letzter Abschnitt beschäftigt sich mit der Entwicklung der bewußten Handlungen, unter denen der Verf. „alle Vorgänge, die von einem psychischen Korrelat begleitet sind" (willkürliche Handlungen) versteht. Dazu gehört das Nachahmen, zunächst des Körperlichen, welches aber, da es erst nach Hören und Sehen erfolgen kann, beim Kinde nicht zu früh gefunden wird. Nachahmungen von Sprachlauten werden schon lange vor dem Verständnis fürs Gehörte vorgefunden. Durch die Reihenfolge nicht nur des Sprechenhörens, sondern auch des Hörensprechens ist das sogenannte „zirkuläre Nachahmen", bei welchem das Kind sich selbst nachahmt, charakterisiert. Von diesem unterscheidet sich das „Fremdnachahmen", z. B. Nachsprechen eines Lautverbandes. Dabei zeigt sich die Entwicklung in der Richtung vom Unbewußten zum Bewußten, von rein automatischer Nachahmung zu bewußtem Verständnis für die Bezeichnung der nach-

geahmten Bewegung. Nun ist es Pflicht des Erziehers, für Nachahmung einer „guten Vorlage“ zu sorgen, daher nicht die fremden Leute, sondern am besten die Mutter das Kind betreuen möge. Wegen „der Gewalt der Persönlichkeitssuggestion“ sei auch das Kind nicht von anderen Kindern fernzuhalten. Weiterhin handelt der Verf. über die „willkürlichen“ Bewegungen im Unterschiede von den unwillkürlichen und die Zeitpunkte, in welchen die Bewegung noch als unbewußter Akt und in welchen sie als bewußte Handlung beobachtet wird. An dritter Stelle sind unter die „bewußten Handlungen“ die „Ausdrucksbewegungen“ eingereiht und zwar wieder die erworbenen im Unterschiede von den ererbten, den phylogenetischen. Dabei kommt das aus unbewußten Reizen, ohne willkürlich gehemmt werden zu können, hervorgehende Schülerlachen und seine ungerechte Bestrafung zur Sprache. Auch wird nach einer Unterscheidung von bloßen „unvollständigen Lachbewegungen“ und des Lächelns als Ausdruck der Befriedigung besonders gemahnt, das zur Nachahmung reizende höhnische Lachen vor dem Kinde zu vermeiden. Schreiweinen — Spielschreien — Schmerz- und Furchtweinen — Stirnrunzeln, Mundspitzen bei gespannter Aufmerksamkeit, Kopfschütteln, Nicken, Achselzucken, von welchen letzteren das Kopfnicken im Unterschiede von dem ererbten reflektorischen Kopfschütteln und Achselzucken erworbene Geste ist, und endlich Zeigen und Bitten mit den Händen, Küssen sind die Ausdrucksbewegungen, aus deren Beobachtung der Verf. manche für den Erzieher wichtige Postulate aufstellt.

Auch dieses Heft kann sowohl mit Rücksicht auf sein höchst wertvolles Beobachtungsmaterial als auch auf die darauf aufgebaute Darstellung der Entwicklung der Kinderseele wärmstens empfohlen werden.

Wien. Gustav Spengler.

Georg Kerschensteiner, Wesen und Wert des naturwissenschaftlichen Unterrichtes. Neue Untersuchungen einer alten Frage. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner.

Wieder ein Beitrag zu der schon so umfangreichen Literatur über die Stellung der Naturwissenschaften im Unterrichtsplane. Diesmal wird die Sache vom rein theoretischen Standpunkt angefaßt und der Verf. bemüht sich ohne jegliche Parteinahme, das *pro* und *contra* zu prüfen. Er untersucht scharfsinnig und mit philosophischer Gründlichkeit, was die Naturwissenschaften für die geistige Zucht — sonst formale Bildung genannt — an Erkenntnis- und Erziehungswerten zu leisten imstande sind und vergleicht hiemit die Bedeutung des Sprachstudiums, namentlich das der alten Sprachen in diesen Belangen. Das Ergebnis ist für die Naturwissenschaften nicht ungünstig, obgleich der Verf. nicht umhin kann, die jetzt geltenden Unterrichtspläne, Lehrverfassungen und Lehrmethoden oft als ganz unzulänglich zu verurteilen. Daß ihm dabei die „Arbeitsschule“, das Erleben und Erarbeiten des Stoffes durch die Schüler selbst stets vorbildlich scheint,

kann nicht wundernehmen. Daß er gegen die Überflutung der Schule mit Stoffmassen, gegen das Erstreben von „Überblicken" in allen Disziplinen energisch Stellung nimmt, kann man nur billigen, man braucht sich deshalb durchaus nicht mit allen Anschauungen und Meinungen des Verf.s zu identifizieren. Dies scheint dem Ref. namentlich hinsichtlich der allzu hohen Einschätzung des Wertes der sogenannten praktischen Schülerübungen zu betonen notwendig. Wollte man diese Übungen in dem vom Verf. verlangten Umfange und nach der von ihm aufgezeigten Weise den Lehrplänen einfügen, dann müßte der Gesamtunterricht seiner Dauer nach sich ins Uferlose ausdehnen und für die so notwendige körperliche Erziehung der Jugend bliebe kein Raum, keine Zeit mehr.

Das Buch wird in Fachkreisen viel Interesse erregen, den Kampf der Geister zu beendigen, wird ihm kaum gelingen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Buntpapierkunst im Arbeitsunterricht. Von P. Borchert, Vorschullehrer am Werner-Siemens-Realgymnasium in Berlin-Schöneberg. Mit 22 Abbildungen im Text und 2 farbigen Tafeln. 45 S. Kl. 8°. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1914.

Eltern und Erziehern gibt der Verf. dieses Schriftchen in die Hand, um schlichte, zweckmäßige, schöne Papierarbeit mit den Kleinen, die ja dieser reizvollen und abwechslungsreichen Technik großes Interesse entgegenbringen, zu treiben, nicht bloß als liebes Spiel, sondern auch als Erziehungsmittel. Wenn der Verf. durch eingehende Anleitung ganz besonders zu Versuchen an farben- und formenreichen Natur- und Kunstobjekten, an heimatlichen Landschaftsbildern und einfachen Schattenrissen auffordert, so bestimmt ihn dazu der Wunsch, schon die Augen der Kleinen für die schlichte Schönheit der Heimat und die Farbenzusammenklänge in der schöpferischen Natur zu öffnen. Den in eigener Schularbeit erprobten Weg will der Verf. Eltern und Erzieher führen.

So skizziert er den Verlauf einer Handfertigkeitsstunde mit erster Scheren- und Pinselanwendung, zeigt den methodischen Aufbau der Buntpapierbilder, die Natur- und Kunstformen darstellen, gibt Ratschläge für einzelne Übungen, führt die Schülerschar mit wachsender Geschicklichkeit an den Aufbau einfacher Landschaftsbilder, wofür sich am besten einige Baumtypen eignen und deutet wieder an, wie sich der Unterrichtsgang bei seinen Versuchen zwanglos ergab, gibt in Abbildungen einige Versuche heimatlicher Motive und stellt für vollwertige Ausnützung der Übungen folgende Bedingungen: die Bilder sollen Selbstgeschautes wiedergeben; sie sollen von den Schülern nicht peinlich nachgeahmt, sondern selbsttätig geändert werden; die Landschaftsbilder werden immer vom fernsten Hintergrunde her herausgearbeitet; jedes Bild wird möglichst einfach gestaltet; rückläufige Linien werden möglichst vermieden. Besonderer Wert wird den Weihnachtsarbeiten mit den Christbaumketten, Girlanden, Netzen und Sternen, ferner den

Soldatenbilderbogen und dem Hampelmann und schließlich der schwierigeren Arbeit des Schattenbildschneidens beigemessen, wofür auch eine Reihe von Mustern angefügt ist. Endlich gibt der Verf. Ratschläge, wie man den zahlreichen Schwierigkeiten bei der Durchführung moderner Papierarbeiten im Massenunterricht, zumal bei 7- und 8jährigen Schülern, mit Erfolg begegnen kann, und schließt mit einer Zusammenstallung der Unterrichtsmaterialien. Eine Reihe hübscher Abbildungen beleuchtet den methodischen Vorgang.

Es ist zweifellos eine gesunde Idee, die durch die Überfülle moderner Kulturspielzeuge altklugen und ihrer phantasievollen Märchenwelt beraubten Kinder im Wege der alten, lieben Buntpapierkunst wieder „in ihre wandlungsreiche Zauberbühne heimzuholen". Es sind die Erfahrungen und Proben eines von der Liebe zu den Kindern erfüllten und für seine Berufstätigkeit begeisterten Schulmannes, dessen Büchlein als Frucht praktischer Unterrichtsarbeit den Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Arbeitsschulidee in anerkennenswerter Weise dient und voller Beachtung wert ist.

Wien. A. Stitz.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin (W 35, Potsdamerstraße 120) versendet eine Ankündigung über die

Pädagogische Herbstwoche in Frankfurt a. M.,
vom 22. bis 30. Oktober 1917,

der wir folgendes entnehmen: Die Teilnahme ist Lehrern und Lehrerinnen von akademischer und seminarischer Vorbildung geöffnet. Anmeldung (beim Zentralinstitut) bis zum 1. Oktober, später nur soweit der Platz reicht. Teilnehmergebühr 20 M. Die Eröffnung findet am 22. Oktober, 8 Uhr vormittags, in der Universität statt. Die Vortragsordnung umfaßt 17 vierstündige Vorträge. Von den Vortragenden nennen wir: Geh.-R. Univ.-Prof. v. Arnim (Plato, ein Hort des Idealismus), Geh.-R. Gymn.-Dir. Biese, Univ.-Prof. Friedwagner (Die geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich in Vergangenheit und Zukunft), Geh.-R. Univ.-Prof. Kautzsch, Univ.-Prof. Küntzel, Gymn.-Dir. Neubauer, Geh.-R. Univ.-Prof. Panzer, die Univ.-Proff. Petersen, Planitz und Schrader, Oberl. Prof. Sprengel, Geh.-R. Prof. Ziehen (Die Psyche der Jugendlichen im Reifealter, mit besonderer Berücksichtigung krankhafter Seelenzustände). Gesellige Zusammenkünfte, Theaterbesuch, Führungen durch die Stadt und durch die verschiedenen Sammlungen, ein Ausflug zur Saalburg usw. sind in Aussicht genommen.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Standard English.

Die beständig wiederkehrende Frage: *How do you pronounce* usw.? klingt im Englischen durchaus nicht befremdend. Wohl in keiner Sprache herrscht soviel Unsicherheit in der Aussprache wie im Englischen und wohl in keinem Lande hat eine gute Aussprache mehr Bedeutung und Einfluß als gerade in England. Ob jemand bayrisch, württembergisch oder sächsisch spricht, macht in Deutschland in gesellschaftlicher Beziehung wenig aus, während in England eine schlechte Aussprache in Wirklichkeit alle Türen der guten Gesellschaft verschließt: man führt die Aussprache auf armselige Herkunft und Erziehung zurück und betrachtet sie als ein Zeugnis dafür.

In keinem der vielen Schul- oder Wörterbücher, sei es in den Vorreden oder Einleitungen, in keinem Buche über Phonetik oder Aussprache findet sich eine zufriedenstellende Erklärung des Begriffes *Standard English,* d. h. für die mustergültige Aussprache des englischen Idioms. Von Prof. Sweet und Skeat an bis zu den neuesten Veröffentlichungen von Lloyd, Daniel Jones und W. Rippmann liest man nur, daß *Standard English* die Aussprache der "*educated*" sei. Das ist aber keine vollwertige Erklärung, wenn man nicht zugleich eine genaue Beschreibung oder Erklärung gibt, wer oder welche Klasse der Bevölkerung zu den *educated* gehört.

Schiller und Goethe gehören gewiß zu den *educated*, doch konnte jener sein „Schwäbeln", dieser sein „Frankfurtern" nie ganz los werden. Es ist klar, daß der Umgang in frühester Jugend auf die Aussprache den größten Einfluß ausübt. Außer den Dialektfehlern kommt auch noch ein anderer Punkt in Betracht, nämlich der der "*elocution*", also die Betonung einzelner Wörter und die Art des Vortrages, oder wie Prof. Brander Matthews es nennt: "*localisms of intonation and pronunciation*". England ist nun viel reicher an Dialekten als andere Länder; jedem dieser Dialekte hängen eine Anzahl von *slang words* an und diese sind's, welche auf den gesellschaftlichen Wert des Individuums Schlüsse ziehen lassen. Sir William Ramsay sagte in einer Ansprache an die Lehrerschaft Londons in Betreff der neuen Bewegung in England zu Gunsten einer vereinfachten Orthographie, der "*Simplified Speling Sosieti*": "*We recognize the origin of the man from his accent*". Diese Erscheinung haben wir in England in weit größerem Maße als in anderen Ländern, die nicht durch beständige Einwanderungen der verschiedensten Elemente fremder Nationen so durchsetzt sind. Demgegenüber muß man den konservativen Charakter der englischen Gesellschaft wohl für berechtigt halten. Prof. Skeat hat die Eigenart der vielen englischen Dialekte in seinem Buche "*English Dialects*"

(1911) ausführlich besprochen. Das Schrift-Englisch ist durch die Dialekte weit weniger beeinflußt worden, doch finden wir sogar bei modernen Schriftstellern von Bedeutung Provinzialismen, die nicht in die Sprache gehören.

Im großen ganzen kann man die englische Sprache in zwei große Klassen teilen; erstens die nördliche, die bis an die Grenze von Schottland reicht und bis nach Lancaster und Irland geht. Die an den Grenzen dieses Gebietes übliche Aussprache wird im anderen England ganz besonders abschreckend empfunden. Eine hochstehende adlige Dame der "*upper-ten*", eine geborene Engländerin, jetzt in Deutschland vermählt, der ich diesen Artikel zur gütigen Begutachtung unterbreitet hatte, schreibt mir unter Datum 28. August 1916 "*you are quite right in what you say about the Lancashire dialect*" und "*my husband says, your pamphlet has interested him extremely, and is looking forward to a long discussion with you an the subject as you have grasped and described the situation and its difficulties better than it has been done before*".

Zweitens die südliche Hälfte Englands, die von den *midlands* bis an die Küsten von Sussex und Kent führt; diese gilt als maßgebend für die Aussprache. Der Durchschnitt der großen Masse spricht dort das beste Englisch. Aber auch in diesen beiden Klassen ist das Englisch der "*educated*" ein besonderes.

Versuchen wir nun, den Begriff dieser *educated* genauer festzustellen. Auch in Deutschland sagt man, daß „Wissen“ noch nicht „Bildung“ ist. Aber man scheint sich wenig danach zu richten. In England dagegen hat die „Bildung der Erziehung“ einen weit größeren Einfluß, ja sie ist für die sogenannte bessere Gesellschaft ausschlaggebend. *Education* muß mehr als „Kenntnisse“ umschließen, wenngleich der höchste Grad derselben mit der Zeit Eingang in die Gesellschaft mit sich bringt, doch nur in einem beschränkten Grade und erst nach einer langjährigen Probezeit. Die beiden alten Universitäten Oxford und Cambridge sind Bildungs- und Erziehungsanstalten. Reiche Familien schicken ihre Kinder auf diese Universitäten, mehr der Erziehung zu einem Gentleman als des Wissens wegen; die meisten dieser jungen Leute gehören dem Kaufmannsstand an und bleiben ihm treu. Die Familienerziehung spricht hier ein wichtiges Wort mit; denn nicht nur die Umgangsformen, die auf dem Boden der Pietät wachsen, und das Verständnis, die Gefühle seiner Umgebung und seiner Mitmenschen zu würdigen, bilden ein wichtiges Moment. Nur in den Kreisen, wo diese Bildung und die Schulung Hand in Hand gegangen sind, herrscht die "*polite society*" und es ist diese Klasse der Bevölkerung, welche den Maßstab des guten *Standard English* angibt. Diese Vereinigung der Schulbildung und der häuslichen Erziehung allein rechtfertigt den Titel eines *gentleman* oder einer *lady* und diese Familienerziehung muß ins Blut übergegangen sein, was meist nur in der zweiten oder dritten Generation in Erscheinung tritt. Daher der große Wert, der auf Familientradition in England gelegt wird. Somit ist es erklärlich, daß die Führer der Nation fast nur dieser Klasse entstammen und deswegen wird auch diese Klasse im allgemeinen als die regierende bezeichnet. Hotelhöflichkeit und äußerer Schliff sind von keinem bleibenden Einfluß. Die große Mehrzahl der Lehrer in England wird nicht zu den *educated* gerechnet, da man annimmt, daß die Familienerziehung zum *gentleman* oder zur *lady* bei bloßer Buchwissenschaft nicht „vorhanden“ ist. Als Beispiel hiefür sei nur erwähnt, daß bei wissenschaftlichen Kongressen von Schulmännern und Professoren in höherer Stellung ein ernster Appell, ja förmlich eine Bitte an die *educated, the governing element of the nation* gerichtet wird, an der Beteiligung (*co-operation*), d. h. an der Fixierung des *Standard English* Interesse zu nehmen. Es ist allgemein bekannt, daß von der Klasse der „Regierenden“ phonetische

„Transkriptionen“ bemängelt und oft belächelt werden, und man muß oft hören: *“where can he have picked up such pronunciation?”* Daniel Jones, wohl der rührigste der Professoren für Sprachreform und Phonetik am *University College* zu London, fügt auf der Suche nach einem *Standard English* bei jedem Zitat eine kurze Skizze über die Familie, die Erziehung und den Lebenslauf des von ihm angeführten Gewährsmannes bei. Dadurch sucht er zu beweisen, daß hier die Schulung mit der Bildung Hand in Hand gegangen ist, daß folglich die von ihm für die Transkription benützte Aussprache mustergültig sein muß, also auch *Standard English* sei. Auffallend ist jedoch, daß er keine Beispiele aufzuführen hat von berühmten *Headmasters* der alten *public schools* oder größerer anglikanischer Kirchenfürsten oder aristokratischer Redner im *House of Lords*. Dieses Abwägen der verschiedenen Aussprachen, ohne zu einem Resultat zu gelangen, ist höchst interessant und charakteristisch und beweist, daß ein anerkannter Standard für die große Masse der Bevölkerung noch lange nicht festgestellt ist. Trotz der großen Mühe, die sich die Phonetiker und die *“Simplified Speling Sosieti”* geben, um Einheitlichkeit in die Aussprache zu bringen und bei der sonst so praktisch veranlagten Natur des Engländers ist es auffallend, daß man noch nicht die Frauen der *polite society* für die Frage interessiert hat. Die Sache wird von diesem so wichtigen Element der Gesellschaft bisher nur gleichgültig belächelt. Es sind doch im besonderen die *ladies*, welche die *polite society* regieren und den Ton angeben. Die Männer sind mit so vielen anderen Fragen beschäftigt, daß sie weit weniger Gewicht auf die Feinheit der Aussprache legen können.

In Deutschland sagt man, das „Bühnendeutsch“ sei das mustergültige, während man in England im allgemeinen die Bühnensprache nicht als *Standard* betrachten kann; ja, man kann sogar das Gegenteil behaupten. Der wohlbekannte Literat Henry James schreibt: *the stage is given up to abominable dialects and individual tricks.* Und Mr. Scharpe, der Sekretär des Playgoers' Club sagt: *The music-halls, with their reckless use of dialect, slang and vulgarisms, certainly influence the speech of the people in a most deplorable manner. American comedy artists, clever as they are, are especially to blame as a corrupting factor in the purity of our speech. One is reluctant to confess also, that there exists in England a certain craze to imitate all sorts of Americanisms and it is quite possible that imitation of the freaks of American pronunciation may be one of them.*

Auf der Bühne der drei oder vier besten Theater, z. B. *His Majesty's, the Haymarket, the St. James's, and Drury Lane during classical revivals,* finden wir allerdings sehr gutes und reines Englisch, besonders von den Damen gesprochen. Die berühmte Schauspielerin Ellen Terry sprach ein wohlklingendes Idiom, während ihr Partner Sir Henry Irving dermaßen unrein vortrug, daß man oft nicht wußte, ob er Englisch oder Chinesisch sprach. Ähnliches läßt sich von Sir Beerbom Tree, einem hochverdienten Künstler in Betreff der Hebung der englischen Bühne, berichten, während seine Tochter eine tadellose Aussprache hat. Aber wie selten werden klassische Stücke aufgeführt! Nur alle Jubeljahre und dann immer nur für kurze Zeit. Nur wenige können für den Genuß, gutes Englisch auf der Bühne zu hören, die hohen Eintrittspreise bestreiten. Also von einem guten Einfluß des Theaters auf die Sprache kann in England nicht die Rede sein.

Die Qualität der Parlamentsreden, die um die Wende des vorigen Jahrhunderts so großartig und maßgebend war, ist heute nicht mehr derartig, daß man hier von einem Muster-Englisch reden könnte. Durch die Demokratisierung des Parlamentes und *payment to members* sind Elemente in die Erscheinung getreten, die an eine Dorfschule erinnern, ja sogar der Premierminister Asquith soll in schwachen Momenten,

oder wenn er ärgerlich ist, ganz *broad Yorkshire*, Lloyd George *an abominable guttural Welsh-english* sprechen.

In der Klasse der *educated* findet man also durchweg das reinste Englisch. Diese Klasse datiert ihren Vorsprung ohne Zweifel zurück bis in die Zeiten der großen Schul- und Universitätsstiftungen, die mit Heinrich VIII. einsetzten. Es war das Bestreben dieser Stifter und ihrer Kreise, die Erziehung untereinander zu heben und zu pflegen, und der Ausdruck dieser Gesinnung sollte sich in überlegtem und genauem Sprechen des englischen Idioms zeigen. Als oberste Schicht dieser großen Klasse seien die arbeitenden tatkräftigen alten Adelsgeschlechter bezeichnet. Deren Verwandtschaft, die *jeunesse dorée*, kommt hier nicht mit in Frage, denn sie wird mit ihrem Geckentum und ihrem *twang* (den Nasallauten) nur belächelt. An diese Adligen reiht sich die Schicht der *county gentry*, die — ich möchte beinahe sagen — noch stolzer auf ihren Stammbaum sind als viele der *upper-ten*. Dieser Grafschaftsadel bildete bisher das Rückgrat der Nation; aus ihm sind fast alle großen Politiker, Dichter, Redner, Kriegs- und Seehelden Englands hervorgegangen. Diese beiden Schichten erhalten also gewöhnlich den Namen der Regierenden. An der Grenze dieser Klassen stehen die Familien der Richter und *barristers*, und an diese reihen sich die akademisch gebildeten Großkaufleute, Bankiers usw. Es ist jetzt ganz üblich geworden, daß die Söhne großer Geschäftsfirmen durchweg die Universität besuchen, ehe sie ihre Tätigkeit hinter dem Schreibpult aufnehmen. Mit diesen Klassen der eigentlichen „Elite" der Nation in nähere Beziehungen zu treten ist ungeheuer schwierig. Nur eine langjährige Bekanntschaft führt in die Familie ein und zu einer Freundschaft, die, wenn einmal geschlossen, sich fürs Leben nicht wieder löst. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß bei Familienfesten und ähnlichen Gelegenheiten Leute, die nach außen hin als Freunde der Familie angesehen werden, nicht eingeladen werden, und zwar ausschließlich aus dem Grunde, weil z. B. der Mrs. X Englisch zu *abominable* sei, oder weil der Herr so oder so einen unerträglichen "*twang*" spreche. Aus diesen inneren Klassen und um dieselben herum bildet sich die *polite society*, und diese Kreise sind es, in denen tonangebendes *Standard English* gesprochen wird.

Die verstorbene Königin Viktoria legte besonderen Wert darauf, daß nur feingesprochenes, wohlklingendes Englisch in ihrer Umgebung gehört werde, und daher hat sich auch das Schlagwort: *Queen's English* gebildet. Ihr Sohn König Eduard VII. konnte nie einen gewissen deutsch-englischen Akzent loswerden und darum hat der heutige Ausdruck: *King's English* weniger Gewicht. Die drei letzten Erzbischöfe von Canterbury, die, wie bekannt, frühere *Headmasters* von Rugby waren, sprachen alle ein vorsichtiges Englisch, was auch von der großen Menge der anderen hohen Geistlichkeit und deren Frauen gesagt werden kann. Robert Louis Stevenson, den ich leider nicht persönlich kennen gelernt habe, soll das schönste Englisch in der letzten Hälfte des Jahrhunderts gesprochen haben. Auch lernen wir aus seinen Schriften, daß er die Musik der Vokale besonders studiert und beobachtet hat. In dieser Beziehung mag auf seinen Roman *Prince Otto* verwiesen werden.

In Anbetracht der vielen bestehenden Schwierigkeiten muß die Frage gerechtfertigt erscheinen: Wer sind denn nun die Leute, die dem Ausländer als Muster für die Aussprache zugänglich sind? Meiner Erfahrung nach und nach dem, was mir von einer großen Autorität in Cambridge bestätigt wurde, kann man annehmen, daß diejenigen Herren und Damen, natürlich der *educated*, die durch ihr Geschäft oder ihren Beruf häufig mit Ausländern zu tun haben, das feinste Englisch für die Verkehrssprache sprechen. Diese gewöhnen sich im Laufe des Verkehrs an, auf ihre Aussprache besonderen Wert zu legen, um in erster Linie schnell verstanden zu werden; und in

zweiter Linie finden sie ihren Stolz darin, den Fremden gegenüber die Schönheiten der Sprache zu betonen. Es sind demnach Herren, wie die englischen Reichskonsuln, die über alle Länder verbreitet sind, die Beamten des auswärtigen Amtes oder des Handelsamtes, Verlagsbuchhändler und natürlich auch die wissenschaftlichen Mitarbeiter der großen Zeitungen. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich einige sehr interessante Beispiele geben; ich erwähne hier nur den Dichter George Meredith und seinen Sohn William, den Vorsitzenden der großen Verlagsbuchhandlung von Constable & Co., und einen ehemaligen englischen Konsul in Hamburg, der jetzt einer der Schulinspektoren des großen Grafschaftsrates in London ist. Diese Herren sprachen außerordentlich schönes und reines Englisch, fast noch besser als mancher der berühmten Kirchenfürsten. Prof. Metthews berichtet im Juniheft der *North American Review* über das Abschiedbankett zu Ehren von Sir Henry Irvine, bei dem der Reichsoberrichter Lord Coleridge, unterstützt durch James Russel Lowell, dem amerikanischen Gesandten und Dichter präsidierte: *While either of them was speaking, the ears of the listeners were delighted by an English exquisite in its intonation. What Lord Coleridge and Lowell spoke was English pure and simple, not betraying itself as either British or American. Of course, spoken English of this ultimate excellence is not commom anymore than the French of Coquelin; it could not but be rare, and therefore the more precious.*

The inference therefore is obvious, viz: Foreigners should be careful and modest in condemning, judging or praising their own or other peoples' English dialect or accent or pronunciation

Die Phonetik bleibt ein wichtiges Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Sprache; doch ist sie keine Lösung der Schwierigkeiten einer makellosen Wiedergabe des Idioms, dessen „Fülle freier Mitteltöne“ nur gelernt, nicht mechanisch gelehrt werden kann. Ja, hätten wir alle einerlei Kehlkopf und dieselbe Stimmritze, auf ein und dasselbe Konzert — *a* gestimmt, gleiche Unter- und Oberkiefer, die sich in genauer Stellung über- und zueinander befinden, die gleichen elastischen Zungen, die gleichen Nasen und zarten Lippen, ein gleich entwickeltes Gehirn und gleich empfindsames Gemüt, ja, dann wäre ein mechanisches Erlernen des Englischen denkbar; bis zu der Zeit aber bleibt Grimms Wort bestehen: nicht „lehrbar“, sondern „lernbar“ muß der englische Sprachunterricht seine Ziele zu erreichen suchen, also auf genaues Vorsprechen und Nachahmen hin, durch individuelles genaues *training* der Sprachwerkzeuge und des Gehörs. Das Herz der Sprache liegt in dem sie beherrschenden Geiste.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß trotz der bestehenden Schwierigkeiten des Erlernens einer so reichen und schönen Sprache bald der gebührende Einfluß zugebilligt und das Studium derselben den Sprachen des klassischen Altertums an die Seite gestellt wird, damit sie ihren vollen pädagogischen, ästhetischen und kulturellen Einfluß zur Geltung bringen kann.

Text Books.

Es ist erfreulich zu sehen, daß nun auch in Deutschland billige Textausgaben in der Gunst des Publikums steigen. Besonders freut es mich, daß auch gerade klassische Werke von Tauchnitz herausgegeben werden.

Der wahre Kern der englischen Literatur liegt doch in der Geschichte des Volkes verborgen und daß gerade das Studium der Geschichte den besten Leitfaden für die Erziehung bietet, ist unbestritten. In den klassischen Textbüchern finden wir in der Tat den treuesten, untrügerischen Spiegel des Lebens und Wirkens, das Streben nach höheren Idealen einer Nation; von Generation zu Generation haben

die großen Geister des Volkes fortschreitend die Entwicklung, geistig sowohl wie materiell, in ihren Werken zum Ausdruck gebracht. Was diese Besten des Landes empfunden, geleistet, geglaubt und erlebt haben, wird in reinen, ungefälschten Farben der Nachwelt übergeben. Prosa und Dichtung gehen immer Hand in Hand. Untrügerisch leuchtet der geschichtliche, nationale Werdegang oder auch ein Rückgang oder Verfall. Doch noch mehr. Die großen Dichter wenden sich auch immer an uns persönlich und appellieren beständig an unsere eigenen Gedanken, Empfindungen und Hoffnungen und zeigen uns immer neue Wege zum Glück und zum Frieden der Seele; unsere Weltanschauung wird geläutert, das Rätsel des Lebens, das uns soviel Herzeleid bringt, wird in neues, besänftigendes Licht gerückt, es rüstet uns gegen Irrlehre und warnt uns, den Neuerungen der Extremisten nicht blindlings zu folgen. Furcht und Hoffnung, die großen Menschenfeinde, wie sie Goethe nennt, verlassen uns im Studium und im Hinblick auf die Lehre, die uns die klassische Literatur bietet. Wir müssen nur verständnisvoll lesen lernen und uns in den Geist unserer Vorfahren versetzen. Durch solche Arbeit wird zur selben Zeit der fremdsprachliche Unterricht die verborgene Tiefe der Weisen ans Tageslicht fördern, und gar leicht lernt sich's an der Hand der schönen Literatur. Die führenden Geister der Kulturvölker sind ja doch Gemeingut der ganzen Welt. Das seelische Verlangen nach dem Höchsten und Edelsten wird unsere Ideale fester in unserer Seele wurzeln lassen. Neue Wege, die uns zu freudiger, frischer Arbeit geleiten, werden uns erschlossen. Bis zum Ende unserer Tage werden uns die liebgewonnenen Bücher die besten und treuesten Freunde bleiben, ja sogar dann, wenn wir als Einsiedler und allein das Tor des großen Geheimnisses durchschreiten.

Wie schön, besänftigend, gelassen und zuversichtsvoll lehrt uns Tennyson diesen Gedanken in seinem „*Crossing the Bar*"! Hinaussegelnd auf das unendliche, große, grenzenlose Meer, hinweg über die letzte Schranke, *the* „*Bar*" unseres irdischen Heims führt er uns auf ruhig dahingleitender Flut hinüber in die bessere Heimat, den Erlöser von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Deshalb weg aus der Schule mit dem Niedrigen, dem Dürftigen, dem Materiellen der minderwertigen Skribenten. Nur erstklassige Ware sei die Speise, die wir unseren uns anvertrauten Jünglingen bieten. Nur die Klassiker laßt walten! Sie wirken als die besten Erzieher der heranreifenden Jugend.

Die Unterstufe laßt die Steine zu einem festen Unterbau heranbringen und zusammenfügen, der Ausbau und der Schmuck des Ganzen aber sei der Oberstufe alleiniges Recht.

Breslau. Lektor J. F. Stoy.

Literarische Miszellen.

Ludwig Adam, Der Aufbau der Odyssee durch Homer, den ersten Rhapsoden und tragischen Dichter. Wiesbaden 1911, Staadt. 279 S.

Nachdem der Verf. 1871 eine Abhandlung „*De antiquissimis Telemachiae carminibus*" und 1874 eine zweite „Über die ursprüngliche Gestalt der Telemachie und ihre Einfügung in die Odyssee" veröffentlicht hatte, erhalten wir jetzt nach 40 Jahren von ihm ein ausführlich mitgeteiltes Ergebnis seiner langjährigen, und wie man annehmen muß, ununterbrochenen Beschäftigung mit dem Gegenstande, wobei alle einschlägigen Schriften — und dieser sind nicht wenige — Berücksichtigung erheischten und in diesem Buche gefunden haben.

Adam bietet in dem vorliegenden Werke, das der Beachtung der Homerforscher hiemit empfohlen wird, außer einer „Einleitung“ S. 3—17 zwei Untersuchungen als I. Teil, betitelt: „Der Zorn Poseidons“ und „Der Nostos des Odysseus“. Dann prüft er den Aufbau der Odyssee in fünf Kapiteln, deren viertes sechs Unterabteilungen hat. Dann folgt von S. 131—218 der griechische Text des Nostos und der Phaeakis; S. 218—272 der griechische Text des Freiermordes. Ein sechstes Kapitel schildert das Verfahren der ältesten Rhapsoden und ein Schluß überschriebener Absatz sucht die Zeit, wo unser Text der Odyssee festgestellt worden ist, zu bestimmen: es ist unter der Regierung des Hipparch, der die neue Fassung der Gedichte zwangsweise einführte, wobei vielfach auf Vorarbeiten zustimmend und oft ablehnend Bezug genommen wird. Im Texte des Nostos und der Phaeakis sind die Stellen, die nach Adam Homer als Grundlage für den Aufbau seines Epos benützt hat, in kleinen Lettern gedruckt.

Eine durchlaufende Zergliederung und Beurteilung der verwickelten Darlegungen des Verf.s wird hier niemand erwarten[1]). Von den Ansichten des Verf.s, die dem Unterzeichneten Beifall zu verdienen scheinen, seien hier die folgenden erwähnt:

Auf Grund vorliegender Einzellieder (vgl. in der Ilias die ἀριστεῖαι) hat Homeros, der große Rhapsode[2]) und erster tragischer Dichter, einen Nostos des Odysseus gedichtet, dessen Werk durch das Ungeschick eines unverständigen Nachdichters entstellt, aber doch nicht so ganz zurückgedrängt werden konnte, daß man nicht mit Hilfe der Nachrichten der Alten sich doch noch ein Bild von seinem großen Werke zu machen vermöchte (S. 132). Wer ist dieser Nachdichter und Urheber der uns vorliegenden Odyssee? Das sagt uns Adam im Schlußkapitel. Es ist ein Mann unter Pisistratus, der diesen und sein Haus verherrlichen wollte. Das starke, oft mechanische Eingreifen der Athene, die Figur des Pisistratus weisen darauf hin. Daraus würde sich's erklären, daß Aristarch Homer einen Athener nannte und der Einfluß attischer Formen, auf den Paley hingewiesen hat (s. auch des Ref. Progr. Abh. des II. deutschen Gymnasiums in Brünn 1893 zu Ende). Auch den Namen des Ordners oder Nachdichters sagt uns Adam, er heißt Κύναιθος.

Der vorhandene Schluß der Odyssee von Ψ 296 an ist jünger als die Telegonie, da nur diese die Versöhnung des Poseidon nach dem Teiresiasorakel bringt. Es hat also der Kyklos nicht notwendig unsere Ilias und Odyssee zur Voraussetzung, sondern Gedichte Homers. Nun ist dieser Name aber ähnlich wie der Name Ζεύς (S. Ζ. Ἀγαμέμνων) ein Gattungsname geworden, daher die Unsicherheit in Bezug auf dessen Eigentum in der Überlieferung; Unsicherheit des geistigen Eigentums herrschte auch in Wirklichkeit, indem vorhandener dichterischer Stoff ohneweiters von Nachfolgenden benützt worden ist. Diesbezüglich wäre der Wunsch gerechtfertigt, daß der Frage nach dem Namen Homeros und Homeriden an der Hand der Überlieferung erneute Forschung gewidmet würde. (Th. Birt, Kritik und Hermenetik³ S. 88.)

---

[1]) Vgl. L. Schädel, „Das epische Thema der Odyssee und die Tiresiasweissagung“ (Beilage zum Jahresberichte des Realgymnasiums zu Offenbach a. M. 1890), der gegen Adams frühere Ansichten Einspruch erhebt.

[2]) Über die Bedeutung des Wortes Rhapsode und über Homer als Tragiker ist nach Aristoteles und Dionys. Thrax S. 6 ff. gesprochen worden. Siehe auch Knötel, Homeros, II. Bd., 7. Kap.

Wien. G. Vogrinz.

O. Henke, Vademekum (sic!) für die Homerlektüre. 2. Auflage, bearbeitet von G. Siefert. Teubner, 1914. 99 S. Preis kart. 1 M.

Das Büchlein bietet nebst einer ausführlichen Inhaltsangabe beider Epen auf 30 Seiten homerische Realien in einer für Schüler berechneten Auswahl auf 22 Seiten, knappe Darstellungen mit Angabe der griechischen Ausdrücke, behandelnd: Staat und Gesellschaft, Religion und Kultus, das Haus des Odysseus, das Schiff, die Kleidung, die Bewaffnung, die Schlacht; den Beschluß bildet ein Abschnitt „Zur Psychologie". Auswahl und Inhalt dieser Abschnitte kann man gutheißen; wenn sie die in unseren Schulausgaben üblichen Anhänge ersetzen sollen, so wäre Ausstattung mit Abbildungen zu empfehlen; ich kenne aber die Einrichtung der Schulausgaben im Reiche nicht. Naturgemäß konnte der Verf. auf so schmalem Raume nur Gesichertes bringen; nur in der Frage Leukas-Ithaka scheint er aus eigenem beigesteuert zu haben; wenigstens ist mir nicht bekannt, daß sonst schon jemand die von ihm S. 72 vorgetragene Vermittlungshypothese in dieser Form[1]) vertreten hätte, daß der Dichter der Odyssee den Schauplatz für sein Epos frei, aber auf Grund bestimmter Anschauungen über die zum Reiche des Odysseus gehörenden Inseln gestaltet hat. „Er hat die geographische Lage der Odysseusinsel den Nachrichten über die Lage von Leukas, dagegen die Schilderung der einzelnen Örtlichkeiten auf der Insel selbst den Nachrichten über Ithaka (Thiaki) entnommen." Zu der Inhaltsangabe, die in Form einer Disposition gegeben ist, möchte ich bemerken, daß mir die Voranstellung der Tagzählung als Einteilungsprinzip unberechtigt erscheint: die Tatsache, daß in der Ilias bald eine Reihe von Tagen inhaltslos ist (die zwölftägige Frist in A), bald wieder ein Tag mit Ereignissen so überfüllt ist, daß der Dichter zweimal Mittag werden läßt (Λ 186 und Π 777), spricht nicht dafür, daß Homer auf die Nachzählung der Tage großes Gewicht gelegt hätte.

Aber mit diesen Dispositionen und Darstellungen ist der Inhalt des Büchleins nicht erschöpft: der neue Herausgeber unternimmt es, einen Abschnitt von 35 Seiten vorauszuschicken, der die Schüler in die homerische Frage einführen soll. Daß man Schülern der obersten Klassen etwas über diesen Gegenstand sagen muß, steht fest; wie weit man dabei zu gehen hat, ist natürlich Geschmacksache. Im allgemeinen wird man wohl darauf Rücksicht nehmen müssen, daß recht viele Probleme noch so stark im Fluß begriffen, noch so wenig geklärt sind, daß man sie bei Seite lassen muß. Zum Glück bricht sich die Erkenntnis immer stärker Bahn, daß es nicht angeht, Homer mit der logischen Elle zu messen, sondern daß man sich auch um Psychologie[2]) und nicht minder um die Technik des Dichters zu kümmern habe; damit wird die Aufgabe wesentlich vereinfacht. Es sei gleich hier festgestellt, daß Siefert in dieser Beziehung einen Weg einschlägt, mit dem im ganzen auch ein „Einheitshirte" einverstanden sein kann, wenn auch manches im einzelnen auszusetzen bleibt; er fordert Verbindung „kritischer und ästhetischer Betrachtung, des Dichters Art zu verstehen und seine Kunst zu begreifen"; die Verwendung der Widersprüche zu kritischen Schlußfolgerungen wird abgeschnitten, z. B. S. 7: „da der naive Glaube einer vergangenen Zeit in jeder unerwarteten Rettung den Finger eines Gottes sah, so rettet Apollon seinen Liebling Hektor vor Teukros' Pfeil auch in einem Gesange, in dem den Göttern

[1]) Rothe, Die Odyssee als Dichtung, S. 328, spricht von dem Recht des Dichters, Örtlichkeiten nach seinem Bedürfnis zu erfinden.

[2]) Es ist übrigens sonderbar, daß man in der Auffassung der Sprachgesetze (Grammatik) früher zu dieser Einsicht gekommen ist als in der der Dichtererklärung.

jede Unterstützung der Sterblichen aufs strengste verboten ist". Doch hätte im Anschluß an die erste Stelle, wo auch von „überscharfer Kritik" die Rede ist, „die dem Dichter nicht das Recht gönnte, den unendlichen Stoff zu gestalten, wie er es für gut fand, auch auf die Gefahr der Unklarheit und des Widerspruches", auch gesagt werden können, daß wir die tiefere Einsicht in alles Homerische eben dieser Kritik verdanken, die, so verfehlt sie in ihren Endzielen[1]) und Voraussetzungen war, durch die erforderlichen Abwehrmaßregeln gegen ihre Übertreibungen ein innigeres Eingehen auf des Dichters Eigenart erzwang.

Wie weit man nun in der Mitteilung an die Jugend im einzelnen zu gehen habe, ist wie gesagt sehr schwer zu bestimmen. Man könnte ja als Gesetz aufstellen, daß nur gesicherte Ergebnisse der Forschung zu vermitteln seien; allein wo gibt es ein Gebiet innerhalb des weiten Komplexes homerischer Fragen, auf dem man wirklich von feststehenden Ermittlungen sprechen könnte? So wird es auch da trotz alles Strebens nach Objektivität, das ich dem Verf. durchaus nicht absprechen möchte, in vielen Fällen des Subjektiven genug geben, wobei der eine als feststehend betrachten wird, was dem anderen noch strittig erscheint; so gleich die Frage des homerischen Dialektes, die im Gegensatze zu der geläufigen Anschauung von Drerup in ganz eigenartiger Weise gelöst wird. Selbst in Sachen, die wirklich (oder ist auch das nur subjektive Meinung?) erledigt sind, mag es zweifelhaft erscheinen, in welcher Ausführlichkeit man sie besprechen soll; zu knapp dürfte m. E. die Bemerkung S. 20 sein: „denn unser Epos ist nicht mehr äolisch; jeder Versuch, die äolische Urilias zu erschließen, ist mißlungen". Der einzige Ausweg, um einseitigen Anschluß zu vermeiden, wäre, die verschiedenen Ansichten der einzelnen Forscher einfach nebeneinander zu stellen; aber ich fürchte, die Verwirrung würde bei dem ohnehin reichlichen Umfang und den mannigfaltigen wechselseitigen Beziehungen der in Betracht kommenden Fragen nur unnötigerweise gesteigert.

Angesichts dieser Schwierigkeiten, die ich ja nicht noch des weiteren auseinanderzusetzen brauche, könnte es ja überhaupt fraglich erscheinen, ob ein derartiges Unternehmen sich lohnt. Allein ich halte dafür, schon die bloße Erkenntnis, daß diese nunmehr 100 jährige Geistesarbeit nicht verschwendet war, sondern, wenn auch unbeabsichtigt, zu ungeahnten Erfolgen geführt hat, lohnt sich. Dann ist es wohl angebracht, Schülern der obersten Klassen einen kleinen Einblick in die Methoden und Ziele wissenschaftlicher Forschung zu gewähren; ich glaube nicht, daß es, richtig angepackt, schaden könnte. Jedenfalls ist schon der Mut achtens- und lobenswert, eine solche Einführung zu schreiben, gleichgültig, von welchem wissenschaftlichen Standpunkt aus dies geschieht; ist sie außerdem noch stilistisch gewandt, so ist ein solches Unternehmen nur zu begrüßen. Entschieden verwahren möchten wir uns aber dagegen, daß dieser Teil des Büchleins „auch dem mit diesen schwierigen Fragen weniger vertrauten Homerlehrer eine willkommene Hilfe" bieten soll, in dem Sinne wenigstens, daß diese Hilfe für ausreichend gelten soll. Denn soll der Lehrer sich über die allerdings schwierigen Fragen der Homerkritik Übersicht verschaffen (und das muß man wohl von jedem Lehrer, der seine Lehraufgabe ernst nimmt, fordern), so wird er sich jedenfalls nicht mit den 35 Seiten bei Siefert begnügen können, schon deswegen nicht, weil ja der Stoff hier in gewissen Punkten immerhin einseitig dargestellt ist, sondern er wird sich eben an die Quellen wenden müssen; die wichtigsten sind jetzt bequem in Scheindlers Methodik zu finden.

[1]) Auch darin; denn es gibt auch eine *ars nesciendi*, die Hermann nicht einmal für die leichteste hielt.

Im einzelnen möchte ich zu Sieferts Darlegungen bemerken: Er nennt S. 1 die Ilias „die Geschichte von dem heißen Ringen der Griechen um Troja"; sie ist vielmehr trotz des Titels und der vielfachen Hinweise auf den schließlichen Untergang Trojas doch nur eine Episode aus diesen Kämpfen; nicht Ilions Fall steht im Mittelpunkte der Erzählung, sondern eine Persönlichkeit; selbst wenn der Titel vom Dichter herrühren sollte, würde das nicht viel besagen. S. 2 heißt es: „der Dichter verschwindet hinter seinem Werk". So ganz ist das doch nicht der Fall. O. Jäger (Homer und Horaz im Gymnasialunterricht, 1905) konnte es versuchen, ein individuelles Bild Homers zu entwerfen. Übrigens sagt S. selbst auf derselben Seite: „Die Wissenschaft ist am Werk, ein Bild der Persönlichkeit der Dichter von Ilias und Odyssee zu gewinnen." Daß nun Ilias und Odyssee sicherlich nicht von einem Dichter stammen, ist auch noch nicht ganz ausgemacht; denn mancherlei Verschiedenheiten stehen mancherlei Übereinstimmungen gegenüber, über die wohl zuletzt Rothe, Die Odyssee als Dichtung, 1914, S. 197 bis 305, gehandelt hat. Wenigstens eine Bemerkung darüber, daß auch jetzt noch Gelehrte an der Einheit des Verfassers beider Gedichte festhalten, wäre angebracht. Eigenartig ist die gelegentliche Deutung des Sophokleischen Kreon als Herrenmenschen nach Nietzsches Sinn. Warum soll denn (S. 12 f.) der Kampf Hektors mit Aias wegen ihrer ganz verschiedenen Rüstung ganz unsinnig sein? Man braucht nicht erst auf die verschiedene Bewaffnung bei Gladiatorenkämpfen hinzuweisen, um zu zeigen, daß Kämpfe zwischen ungleich Bewaffneten möglich sind. Der Behauptung, daß es in der griechischen Welt Homers sicherlich schon längst keine Löwen mehr gab (S. 13), hält Finsler, Homer I, 1913, S. 91, m. E. schlagende Gründe entgegen. Die Dümmler-Bethesche Hypothese von der böotischen Herkunft Hektors ist durchaus nicht allgemein angenommen; sogar Finsler, I 35, bezeichnet sie als zumindest fraglich. Mir kommt es nicht unmöglich vor, daß dieser Held wegen seines redenden Namens eine Erfindung des Dichters ist[1]). Über die Rolle des Phoinix in I und die anstößigen Duale in V. 183 ff. vgl. jetzt Roemer, Homer. Aufsätze, S. 16 ff., und neuerdings F. Boll in dieser Zeitschrift LXVIII (1917) 1 ff.

Das sind aber Ausstellungen, die den Wert des geschickten Versuches nicht herabsetzen können; seine Vorzüge sind ein gewandter Ausdruck, verbunden mit besonnenem Urteil; beachtenswert sind die zahlreichen Hinweise auf Parallelen aus anderen Literaturen, auf die Nibelungen, die klassische französische Tragödie, Hartmann von Aue, Hebbel, Plautus, Lessing, Schiller; auch aus anderen Wissensgebieten: die Wichtigkeit des Rudimentären für die Sagengeschichte und für die Naturgeschichte wird S. 11 hervorgehoben. In der Hand der Schüler wird das Buch durch seine brauchbaren Zusammenstellungen von Nutzen sein; denn daß die Schüler sie selbst machen könnten, ist bei der Menge dessen, was man bei der Homerlektüre alles betreiben muß, nicht gut möglich. Leider muß ich gestehen, daß ich nicht weiß, wie sich Harders „Homer. Ein Wegweiser zur ersten Einführung in die Ilias und Odyssee", Tempsky, 1904, zu Henke-Siefert verhält.

---

[1]) Nachträglich sehe ich, daß auch Drerup, Homer², S. 113, diese Vermutung äußert: „Hektor mag, wenigstens als Heldentypus der troischen Sage, als ein poetisches Gegenbild der Achilleusfigur betrachtet werden, wie auch sonst noch manche Gestalten (Patroklos, Telemachos u. a.) Erzeugnisse der rein dichterischen Phantasie sein dürften."

Leoben. Dr. V. Bulhart.

Georg Mau, Griechisches Vokabular nach Wortfamilien geordnet. Druck und Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1914.

Das Büchlein verfolgt, wie der Verf. selbst im Vorwort angibt, den Zweck, der Unzulänglichkeit des griechischen Wortschatzes, den die Schüler der oberen Gymnasialklassen oft zeigen, abzuhelfen. Berücksichtigt sind im allgemeinen nur die gebräuchlichsten Wörter, die in den Schulschriftstellern oft vorkommen. Aus Homer sind nur jene Vokabeln berücksichtigt, die sich etymologisch von selbst einreihen. Das Büchlein wird die Aufgabe, die ihm gesetzt ist, sicher gut erfüllen. Besonders ist zu begrüßen, daß bei den Zusammenstellungen das etymologische Prinzip stark in den Vordergrund gerückt ist; denn gerade solche Zusammenstellungen sind für die Schüler sehr gesund und der Förderung der Lektüre sehr dienlich. Sehr zu billigen ist auch die häufige Hinzusetzung der deutschen und lateinischen stammverwandten Wörter. Damit die Schüler diesen Zusammenhang in den genannten drei Sprachen leicht verstehen lernen, ist in einer Vorbemerkung das Wichtigste aus der Lautverschiebung zusammengestellt. Die als Beispiele aus diesen drei Sprachen hier herangezogenen Wörter sind mit Recht stammverwandte. Nur bei „Griech. Lat. ph, f, deutsch b" ist eine Ausnahme gemacht. Es wäre für φείδομαι, *findo*, biten (= beißen) ein „φέρω, *fero*, bringen (*beran*) näherliegend.

Im einzelnen sei noch folgendes bemerkt. Den Schülern wird nicht verständlich sein, warum ἀκροάομαι zu ἀκούω gezogen wird. Dies wird erst durch Eingehen auf die Etymologie bewirkt: ἀκούω aus ἀκ-ουσ-ιω ein scharfes (ἀκ-ρός) Ohr habend, ἀκροάομαι aus ἀκρο-ά-ομαι (ἀκρός) ebenfalls „ein scharfes Ohr habend" (urspr. ἀκρο-αυ(σ)-ομαι, wobei zu οὖς *auris* zu vergleichen ist, dann ἀκρο-(F)α-ομαι).

Wien. Dr. Fl. Weigel.

Prof. Dr. Otto Hoffmann, Geschichte der griechischen Sprache. I. Bis zum Ausgange der klassischen Zeit. 2. Aufl. 1916. (Sammlung Göschen Nr. 111.) 160 S. Preis geb. 90 Pf.

Die zweite Auflage dieses Bändchens, das schon bei seinem ersten Erscheinen vom Ref. in dieser Zeitschrift in einer ausführlichen Besprechung gewürdigt worden ist (vgl. Z. f. d. ö. G. 1912, S. 403 ff.) zeigt keine Veränderungen in der Grundanlage, aber zahlreiche Zusätze und Verbesserungen im einzelnen. S. 10 ist die Ableitung des Namens Pelasger von πέλαγος „Flachlandbewohner", S. 12 f. eine größere Notiz über die Inschrift von Lemnos und ihren vermutlichen Zusammenhang mit dem Etruskischen aufgenommen; νηός wird in der neuen Auflage nicht mehr unter die nicht griechischen Elemente des griechischen Wortschatzes gezählt (wie 1. Aufl., S. 15). Der Abschnitt über Homer ist einer gründlichen Durchsicht unterzogen worden. Die Behandlung der homerischen Frage zeigt eine merkliche Annäherung an die Argumente der Unitarier, doch wird die unbestreitbare Entwicklung, die Sage, Sprache und epischer Stil vor der Schöpfung der großen Epen durchgemacht haben müssen, mit aller wünschenswerten Klarheit betont. Der Ansatz der ersten Niederschrift auf die Zeit um 600 (vgl. 1. Aufl., S. 6 und 76) ist fallen gelassen. In dem Abschnitt über die Tragödie wird die erste Verbindung des Chorliedes mit dem Sprechvers nach Korinth, nicht wie bisher nach Athen, verlegt; ob der Verf. damit allgemeine Zustimmung finden wird, ist sehr zweifelhaft. Die angeführten Argumente („ein dorischer Einschlag in der Sprache des Dialogs" und „die Worte Solons in einer Elegie τῆς τραγῳδίας πρῶτον δρᾶμα Ἀρίων εἰσήγαγεν) sind hiefür kaum hinlänglich beweiskräftig. Beträchtlich erweitert ist endlich die Behandlung der Sprache Xenophons.

Die warme Empfehlung, die der ersten Auflage mitgegeben wurde, kann auch diesmal wieder nur nachdrücklich wiederholt werden. Es wäre nun zu wünschen, daß der Verf. bald den zweiten Teil seiner Geschichte der griechischen Sprache folgen ließe.

Wien. Dr. Richard Meister.

August Waldeck, Lateinische Schulgrammatik nebst einem Anhang über Stilistik für alle höheren Lehranstalten. 4. Auflage. Halle a. d. S. 1916. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 204 S. Preis gebunden 2 M. 40 Pf.

Die Grundsätze, nach denen Waldeck den Lateinunterricht betrieben haben will, sind bekannt aus seiner Praktischen Anleitung zum Unterricht in der lateinischen Grammatik, die wiederholt auch in dieser Zeitschrift, zuletzt im LXIII. Jahrgang, S. 1091 f., besprochen worden ist. Nach diesen Grundsätzen ist das vorliegende Lehrbuch der lateinischen Grammatik gearbeitet. Wer demnach die Regeln aus den Ergebnissen der historischen Sprachforschung entwickelt sehen will, der wird vielfach mit dem Buche unzufrieden sein; wer aber wünscht, daß der Schüler sich klar gefaßte Regeln in kürzester Form aneigne und daß er in manchen Fällen die sprachliche Erscheinung aus bloßen Beispielen und Formeln kennen lerne, der kann an dem Buche seine Freude haben.

Die neue Auflage enthält nirgends eine Vermehrung des Lernstoffes, da der Verf. mit Recht annimmt, daß praktische Lehrer schon von dem bisher Gebotenen manches als für das gegenwärtige Lehrziel unnötig streichen werden. An der Fassung der Regeln ist wenig geändert worden, bei einzelnen weiteren Beispielen endlich ist im Interesse der schwächeren Schüler die deutsche Übersetzung hinzugefügt worden.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Alois Kornitzer, Lateinisches Übungsbuch für Obergymnasien. 3. Aufl. Im wesentlichen unveränderter Abdruck der mit Ministerialerlaß vom 17. Juni 1910, Z. 22819, allgemein zulässig erklärten 2. Auflage. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag; 1915. Preis geh. 3 K, geb. 3 K 50 h.

Die zweite Auflage des vorliegenden Übungsbuches war im Jahre 1910 erschienen. Damals war der Verf. gezwungen gewesen, mit Rücksicht auf die Bestimmungen des neuen Normallehrplanes vom Jahre 1909 vielfach neuen Übungsstoff für das erste Semester der Quinta zu schaffen; um aber sein Buch nicht zu sehr anschwellen zu lassen, hatte er dafür von dem Bestande der früheren Übersetzungsvorlagen einige Stücke aus dem Übungsstoff der Quinta und Sexta gestrichen. Weitere Änderungen erstreckten sich auf den deutschen Ausdruck; hier war an manchen Stellen ein etwas schwierigerer Ausdruck durch den einfacheren ersetzt, insbesondere aber der deutsche Satzbau in zahlreichen Fällen vereinfacht worden. Eine Revision der Anmerkungen hatte Unebenheiten getilgt und überflüssige Angaben gestrichen. Endlich war auch das Wörterverzeichnis namhaft bereichert worden.

Schon in erster Auflage in vielen Unterrichtsanstalten Österreichs eingeführt, erfreute sich das Buch in seiner neuen verbesserten Gestalt einer noch größeren Beliebtheit. Und dies ist keineswegs verwunderlich. Denn einmal bietet es interessanten und wertvollen, die Lektüre nicht bloß paraphrasierenden, sondern auch ergänzenden Stoff zum Übersetzen und dann ermöglicht es auch durch die bei-

gegebenen Anmerkungen, die vielfach auf Stellen aus der Schullektüre verweisen, sowie den vortrefflichen „Stilistischen Anhang" dem Schüler, eine wirklich gute lateinische Übersetzung zu liefern. Überall bewährt sich der Verf. als ein ebenso vorzüglicher Kenner des Lateinischen und geschmackvoller Übersetzer wie gewiegter Schulmann, der genau weiß, auf welche Eigentümlichkeiten lateinischer Syntax und Stilistik der Schüler immer wieder hingewiesen werden muß. Das ist übrigens auch im Deutschen Reiche erst vor kurzem wieder durch einen so kompetenten Beurteiler wie Georg Andresen in der Wochenschrift für klassische Philologie anerkannt worden. Die Forderungen freilich, die der Verf. an die Schüler stellt, sind in der Regel nicht gering, mit Hilfe der Anmerkungen aber schließlich doch zu überwältigen. Ref., der das Buch selbst im Unterrichte erprobt hat, möchte sich für eine nächste Auflage — denn die dritte bietet Text, Anmerkungen und Anhang so gut wie unverändert — den Vorschlag erlauben, wenigstens die für die Quinta bestimmten Stücke leichter zu gestalten; sie sind m. E. wohl etwas zu schwierig, besonders die für den ersten Anfang bestimmten. Das Wörterverzeichnis hat in der dritten Auflage wieder eine Vermehrung um etwa eine Seite erfahren. Im Gegensatze zu Andresen kann Ref. in der Reichhaltigkeit dieses Verzeichnisses sowie der Übersetzungshilfen in den Anmerkungen keinen Nachteil für den Unterricht erblicken. Gewiß wird vieles von dem Gebotenen für die tüchtigeren Schüler überflüssig sein. Aber läßt das Gedächtnis nicht oft auch diese im Stiche? Und sind solche Bücher nicht auch für schwache Schüler bestimmt? Ein Wörterverzeichnis aber, das nur seltenere Worte und Phrasen bringt, wird nicht immer, wie Andresen hofft, den Schüler zwingen, durch intensives Nachdenken das, was er dort nicht findet, aus den dunkeln Tiefen seines Gedächtnisses wieder emporsteigen zu lassen, sondern es wird ihm, wenn er sich so oft im Stiche gelassen sieht, einfach dazu bringen, sich für teures Geld ein größeres deutsch-lateinisches Wörterbuch zu kaufen. Stärkung des Gedächtnisses erzwingen läßt sich nur durch fleißiges Stegreifübersetzen in der Grammatikstunde (wo dann ein Nachschlagen rückwärts verboten ist, wirklich Seltenes vom Lehrer selbst mitgeteilt wird) und durch strenges, täglich geübtes Vokabelabprüfen in den Lektürstunden.

Wien. Karl Prinz.

Dr. Adolf Matthias, Goethes Gedankenlyrik. Für Schule und Haus. 2., wesentlich veränderte Auflage. Wien und Leipzig. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen.) 115 S. Preis gebunden 1 K.

Die ursprünglich knappen Einleitungen zu klassischen Dichterwerken haben sich in den Ausgaben der meisten Verleger zu recht umfangreichen Abhandlungen ausgewachsen. Auch die Schulausgaben der Freytagschen Sammlung gehören hieher. Ob aber diese oft überaus langen Einleitungen für die studierende Jugend, für die die Sammlung zunächst bestimmt ist, Vorteil bringen, muß doch als fraglich angesehen werden. Wenn man bei uns überhaupt zuviel über die Dichter liest, statt die Dichter selbst zu lesen, so sollte man nicht schon die Jugend dazu anleiten. Dazu weisen diese Ausgaben manchmal so staunenswert gelehrte Ausführungen auf, daß sie wohl dem Lehrer und Studierenden an der Hochschule einen willkommenen Behelf, dem Mittelschüler aber kaum wirklichen Nutzen bieten können.

Dagegen hält sich die Einleitung zu der vorliegenden Schulausgabe in dem knappen Raume von elf Seiten; das berührt von vornherein wohltuend. Noch mehr aber muß anerkannt werden, daß der Herausgeber darauf verzichtet, eine Fülle kleiner und kleinlicher

Detailkenntnisse herbeizuschaffen, wie dies meistens geschieht, sondern durchaus darauf ausgeht, zu selbständigem Lesen Goethescher Dichtungen anzuleiten. Da ist der Schüler nicht der bloß passive Zuhörer, da wird er genötigt mitzuarbeiten. Das ist der Vorzug, der diese Ausgabe hoch über die meisten anderen Schulausgaben stellt, und so müßten alle sein, wenn sie die Schüler interessieren und ihnen nützen sollen.

Die Einleitung geht aus von einer prinzipiellen Trennung epischer und lyrischer Poesie und zeigt dann, worin das Wesen der Stimmungs- und der Gedankenlyrik besteht. Dabei wird aber ausdrücklich gewarnt, die Gedichte eines Dichters, der sich seines unmittelbaren Schaffens selber nicht bewußt war, in eine schematische Zwangsjacke zu zwingen (S. 5). Hierauf wird gezeigt, wie Goethe diese Dichtungsgattung behandelt. Die „Lebenserfahrungen, Lebenseindrücke und Gedanken des Dichters gelangen in dem Läuterungsfeuer seines poetischen Empfindens und seiner Phantasie zu verklärter kunstvoller Gestaltung"; schon die Jugenddichtung kleidet jede Reflexion in ein Bild, ein Gleichnis, eine Erzählung; dem alten Goethe ist die eigentlich so zu nennende Reflexionspoesie eigentümlich (S. 6 und 7). Als Form wählt er die dramatische Weise, die Einkleidung in einen Monolog oder Dialog, oder die allegorische, die Einkleidung in Bild und Gleichnis. Zur Veranschaulichung des Gesagten erklärt dann der Herausgeber die Gedichte „Adler und Taube", „Mahomets Gesang", den „Gesang der Geister über den Wassern" und „Das Göttliche". Auch hier wird dem Leser nicht eine bestimmte Erklärung aufgedrängt, sondern er wird angeleitet, die Dichtungen zu einem eigenen Erlebnis zu gestalten, dem Dichter gleich vom Sinnlichen auszugehen und sich nicht in ein rein Gedachtes zu verlieren.

Die 44 ausgewählten Dichtungen — ihrer Natur nach in chronologischer Reihenfolge — begleiten knappe, aber vorzügliche Anmerkungen. Den Schluß bildet der Kommentar eines Zeitgenossen zur „Harzreise im Winter".

Möchte doch diese Ausgabe die Herausgeber von Schulausgaben zur Nachahmung aneifern!

Mödling. Al. Zaunbauer.

Prof. Viktor A. Reko, Les quatre saisons. Ein Übungs- und Hilfsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache. 3. Aufl. Stuttgart 1912. 27 S.

Auch dieses Büchlein legt seinem zwar kurzen, aber sorgfältig durchgearbeiteten, einfachen Texte die Hölzelschen Bilder zu Grunde, schließt sich zugleich aber auch an die Texte der Gourdiatschen Sprechmaschineplatten an, die allerdings bei uns noch wenig verwendet werden. Der Wert der Sprechmaschine als Hilfsmittel beim Unterrichte moderner Sprachen wird immer mehr anerkannt und es ist nur zu begrüßen, wenn ein Hilfsbuch für sie Propaganda macht, indem es auf die bereits vorhandenen Texte Rücksicht nimmt. Es bietet zunächst vier Lesestücke, welche die Hölzelschen Jahreszeitenbilder kurz beschreiben, und enthält sodann eine Reihe von Fragen, die sich eng an die gebotenen Texte anschließen. Die deutsche Wiedergabe, die ihnen folgt, wird wohl nur den Zweck haben, Stoffe für Rückübersetzungen zu bieten. Der Satzbau ist überall sehr einfach und der Wortschatz auf das Mindestmaß beschränkt, so daß das Büchlein ohneweiters schon dem Französischunterrichte des ersten Jahrganges dienen kann; für höhere Klassen ist es nicht berechnet.

Göding. Karl Fischl.

D. Dr. Georg Beer, Hebräische Grammatik. Sammlung Göschen 763/764. Berlin und Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H., 1916. Preis: Jeder Band in Leinwand gebunden 90 Pf.

Derselbe, Hebräisches Übungsbuch. Sammlung Göschen 769. Berlin und Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 1916. 135 S. Preis geb. 90 Pf.

Es ist besonders erfreulich, daß der rühmlich bekannte Verlag in seine an trefflichen Hilfsbüchern so reiche in der „Sammlung" enthaltene Bibliothek zur Sprachwissenschaft auch eine Hebräische Grammatik und ein Hebräisches Übungsbuch aufgenommen hat. Beide haben in dem Verfasser, dem bekannten Professor der Theologie in Heidelberg, ihren den Wert verbürgenden Bearbeiter gefunden. Wie der Verf. in der namentlich für den Anfänger lehrreichen Einleitung zur Hebräischen Grammatik darlegt, ist es ihre „Aufgabe, nach allgemeinen Sprachgesetzen die besondere Entwicklung des Hebräischen innerhalb der semitischen Sprachen genau und geschichtlich zu beschreiben, wobei der alttestamentlichen Text- und metrischen Kritik, sowie der israelitisch-jüdischen Literaturgeschichte ihre Rechte einzuräumen sind". Dieser Aufgabe wird Beer durchaus gerecht. Daß er dabei vielfach, wie in der Lehre vom Ton und in der Erschließung älterer hebräischer Sprachformen, eigene Wege geht, trotz gebührender Beachtung älterer und jüngerer Arbeiten anderer Forscher, versteht sich von selbst. „In der Annahme zweibuchstabiger Wurzeln für die sogenannten schwachen Nomina und Verba will der Verf. den Standpunkt von Stade, Olshausen, Kautzsch und neuerdings auch Nöldeke weiterführen, so daß seine Grammatik im ganzen einen Ausgleichsversuch zwischen Stade, Barth und Brockelmann bedeutet. In der Syntax hat er sich namentlich an die Vorbilder A. Müller, Kautzsch und Nöldeke gehalten." Läßt so einerseits die Darstellung Beers den großen Reichtum an Formen und die hohe Entwicklung der hebräischen Sprache klar erkennen, so kann doch anderseits ein Mangel, der aus der allzu gedrängten Darstellung sich ergab, nicht verschwiegen werden. Es ist nicht leicht, in der verwirrenden Fülle des Stoffes sich zurechtzufinden. In dieser Hinsicht wird die Hebräische Grammatik sich mehr für den Fortgeschrittenen und mit den Dingen bereits Vertrauten, also für den Oberlehrer mehr eignen als für den Anfänger.

Das Hebräische Übungsbuch bietet außer den Stoffen zur sicheren Erlernung des Hebräischen, die sich an die Grammatik anschließen, auch eine gute geschichtlich geordnete Auswahl von hebräischen Texten aus der alttestamentlichen Literatur (auch ein Stück aus dem Neuen Testament in hebräischer Rückübersetzung fehlt nicht, und zwar in unpunktiertem Text), in wechselnder Folge punktiert und unpunktiert (und zwar in folgenden Gruppen: Geschichtliche Texte, Mythen und Sagen, Parabeln, Juristische Texte, Briefliteratur, Urkunden, Prophetische Texte, Poesie in engerem Sinn, Spruchdichtung, Tagebuchliteratur), denen einige deutsche aus dem Hebräischen stammende Texte zum Übersetzen in die Ursprache (Visionsliteratur, erbauliche Romane, Reisewerke) folgen; den Beschluß macht ein gutes, für die Zwecke des Büchleins ausreichendes hebräisch-deutsches und ein deutsch-hebräisches Wörterverzeichnis. Das Übungsbuch wird auch Anfängern gute Dienste leisten können.

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Franz von Krones, Österreichische Geschichte, neubearbeitet von K. Uhlirz und herausgegeben von Dr. M. Uhlirz. III. Von 1619—1714. (Sammlung Göschen Nr. 765.) G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Auch dieses Bändchen zeugt gleich den früheren überall von der bessernden Hand des leider zu früh gestorbenen Historikers Uhlirz,

dessen Werk nunmehr in ebenso umsichtiger Weise von seiner Tochter fortgesetzt wird. Die in jüngster Zeit gemachten Fortschritte auf dem historiographischen Gebiete der betreffenden Zeit sind sorgsam verwertet, was namentlich den Zeiten Kaiser Leopolds I. und Josefs I. zu gute gekommen ist. Da das Werk nunmehr auf fünf Bändchen ausgedehnt ist, konnte der Darstellung bei reicherem Inhalt größere Lesbarkeit und Anschaulichkeit gegeben werden.

Graz. J. Loserth.

Dr. Karl Hassak, Warenkunde. II. Organische Waren. 3., ergänzte Auflage. (Sammlung Göschen Nr. 223.) 165 S. mit 37 Abbildungen im Text. 1916.

In knapper Form werden systematisch die aus dem Pflanzen- und Tierreiche gewonnenen gebräuchlichen Nahrungs- und Genußmittel, die Fettwaren, ätherische Öle und verwandte, die Drogen, Farb- und Gerbstoffe, Holzarten, Faser- und Lederstoffe, nebst den Erzeugnissen aus diesen beiden, zuletzt die Drechselwaren besprochen.

Bei den meisten der besprochenen Waren wird auf deren Morphologie, auf die Gewinnung derselben, auf die in den Handel gebrachten Qualitäten und deren Aussehen, Gewicht, Handelswert usw. gesehen; gelegentlich werden die Erzeugnisse und deren Herstellungsweisen ausführlich behandelt; Ersatzmittel und Warenfälschungen finden ebenfalls Berücksichtigung mit besonderer Hervorhebung der Unterscheidungsmerkmale, soweit es der dem Buche angewiesene enge Rahmen gestattet.

In der Bearbeitung des gesamten Stoffes ist jedoch eine Ungleichmäßigkeit auffallend. Einzelne Waren, beziehungsweise die Pflanzen, aus welchen sie gewonnen werden, oder deren Erzeugnisse erfahren eine ausführlichere Behandlung als andere, nicht minder wichtige. Man vergleiche die Getreidearten und Müllereiprodukte mit Milch und deren Erzeugnissen; Pfeffer und andere ausländische Gewürze mit den einheimischen: Kümmel, Fenchel usw.; Weinstock und Wein, Olivenöl, Bienenwachs, die Anilinfarben, die Gerbemittel, Gummi u. s. f. sind ziemlich kurz abgetan. Namentlich bündig behandelt ist der Abschnitt über die Hölzer: man wird doch immer etwas mehr von den Unterscheidungsmerkmalen unserer einheimischen Holzarten darin suchen, als das Nachschlagebuch darbietet; über Holzverwertung, -handel und -imitationen ist wenig mitgeteilt. Auch die Gallen sowie die Wolle und Seide kommen verhältnismäßig nur kurz weg.

Von wesentlichem Nutzen sind, wohl nur für eine beschränkte Zeit, die kurzen statistischen und Preis-Angaben, welche gewissenhaft zusammengetragen sind, ebenso die graphischen Darstellungen der Produktionsmenge für Zucker, Wein, Baumwolle und den Weltverbrauch der letzteren. Auf die vorhandene Literatur wird S. 6 und in mehreren Fußnoten, besonders bei Werken aus der Sammlung Göschen, hingewiesen.

Manches andere wird dagegen nicht bloß der lernende Laie, sondern selbst der Fachmann, der sich rasch orientieren wollte, im vorliegenden Werke unliebsam vermissen: so über das Leben und die Wirkungsweise der Preßhefe, über den näheren Bau des Holzes, über Fischfang und -konservierung, Austernzucht u. dgl. Bei Buchweizen wird *Fagopyrum Tataricum* nicht erwähnt, ebenso vermißt man die im Görzischen und Istrien angebauten Kichererbsen und Lupinen; die lateinischen Pflanzennamen sind nicht überall angeführt. Haschisch, dann die im Quarnero gefischten und ebenfalls in verlöteten Büchsen in den Handel gebrachten *Scampi* (*Nephrops Norvegicus*) finden nicht Erwähnung; Seiden- und Zigarettenpapier werden nicht angeführt.

Die Benützung des Buches ist bei der Menge und Mannigfaltigkeit der besprochenen Waren durch das alphabetische Register am Schlusse wesentlich erleichtert.

Graz. R. Solla.

Die heilige Not. Gedichte von Otto Crusius, München 1917, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 182 S.

Zeichen der Zeit! Einem klassischen Philologen, einem anerkannten Meister in seinem Fach, ringt das große Erlebnis dieser Zeit einen Band Gedichte ab. Darin ist, ohne Pulverrauch und Schlachtenlärm, ausgesprochen, was einen warmherzigen Menschen, der mit ganzer Seele bei seinem Volk steht, in solchen Tagen erhebt und bedrückt, und weil das Erleben des einzelnen zugleich das einer großen Gesamtheit ist, weil es gefaßt wird in Formen, die von wirklicher Kraft des Gestaltens gemeistert sind, so findet es unmittelbaren Widerhall. Der Stoff ist reich und vielfarbig. Wir finden die Gedanken des Krieges, wie sie ein Mann denkt, und finden Szenen, wie sie das Leben während des Krieges erzeugt, von fast mystischer Innerlichkeit und wieder von einem gesunden, ja derben Realismus, es kommen aber auch Stimmungen wie im tiefsten Frieden zum Vorschein, in die dann freilich der Krieg drohend ein Wetterleuchten sendet. Ein paar Gedichte stammen schon aus älterer Zeit, und daß sie sich in den Rahmen des Ganzen ohne Anstoß fügen, ist mit ein Beweis dafür, daß auch das Neue, während des Krieges Entstandene, den Tag zu überdauern wert ist. Die reine Lyrik überwiegt, doch stehen mitten drin Dichtungen in Balladenform und darunter so Kraftvolles und Bodenständiges wie das schöne Gedicht „Das Eichenroden". Manches drängt zum Singen, und so ist es kein Wunder, daß einzelne von den Liedern bereits den Weg ins Volk gefunden haben.

Der Dichter hat in Norddeutschland seine Heimat. Die Stimmung dieser ernsten Landschaft ist ihm vertraut, er kennt den Zauber des Heidelandes und der Nebeltage, an denen Gespenster umgehen und die Gedanken der Menschen schwer und lastend sind. Aber schon lange lebt und wirkt er im deutschen Süden, wo die Sonne mehr golden scheint, unter Menschen, denen der Rhythmus des Lebens leichter fließt und die den Übergang vom Ernst zur Fröhlichkeit schneller finden, ohne der gehaltenen Sinnigkeit zu entbehren. Das Gedicht „Neuschnee" mit seinem feinen Naturempfinden und der leisen Schalkhaftigkeit erinnerte mich lebhaft an Mörike, wie auch in anderen das Hereinklingen der Antike, das doch bei einem Philologen so natürlich ist; wieder anderes, das meiste, ist ganz und gar nicht in der Stimmung Mörikes, aber die Verschmelzung von norddeutschem und süddeutschem Wesen erhöht den Reichtum des Gegebenen. Und so sind diese Gedichte nicht nur Dokumente der Zeit, sie lehren uns vor allem einen neuen Poeten, eine fest im Boden der Gegenwart wurzelnde, von allen ihren Erlebnissen kräftig bewegte und erregte, immer aber liebenswerte Menschlichkeit kennen.

Wien. L. Radermacher.

Musikbeilagen Nr. 154 — 156 zur Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. XXI, 2—4. Verlag von Vandenhoek & Ruprecht in Göttingen. 8°. Nr. 154: Zu dir heb' ich die Hände. Wort von K. E. Knodt, Ton von Fritz Koennecke (1 S.). Einzelpreis 12 Pf. Nr. 155: Verleih' uns Frieden gnädiglich. Von Heinrich Schütz,

Orgelsatz von A. Mendelssohn (12 S.). Einzelpreis 40 Pf. Nr. 156: Kinderosterlied für 1916. Worte von F. Spitta. Musik von K. Faißt (4 S.). Einzelpreis 16 Pf.

Von den vorstehend angeführten Notensonderdrucken ist der zweite der weitaus bedeutendste und wertvollste. Heinrich Schützens Komposition zu Luthers „Verleih' uns Frieden gnädiglich" wohnt eine so unverwüstliche, ewig jugendliche Frische und Lebenskraft inne, daß eine Neuausgabe dieses Stückes (mit dem von A. Mendelssohn beigefügten Orgel-, beziehungsweise Klaviersatz) nur mit Sympathie und Erkenntlichkeit begrüßt werden kann, umsomehr als dieses in der Zeit des bis 1914 größten Krieges, der Deutschlands Gaue je vor der Gegenwart heimgesucht und 30 Jahre lang verwüstet hat, entstandene Werk durch den gegenwärtigen, noch gewaltigeren und furchtbareren Weltkrieg eine traurige Aktualität erlangt hat. Daß diese kräftige, kernige, urdeutsche Musik mit ihrer markigen, lapidaren Linienführung und ihrem wie würzige, harzgetränkte Tannenluft hochragender Alpenbergwälder anmutenden Ethos durch den vorliegenden Druck in Schulen und Volks- wie Gebildetenkreisen möglichst weite und rasche Verbreitung finde, kann im Interesse der allgemeinen Bildung und Läuterung des musikalischen Geschmackes der weitesten Kreise, denen man nur die gesündeste und stärkendste musikalische Kost bieten soll, nicht warm genug gewünscht werden. Auch das an erster Stelle angeführte Kindergebet für die Kriegszeit mit seiner schlichten, einfachen, echt kindlichen (wenn auch vielleicht musikalisch etwas zu wenig abwechslungsreichen) Melodie, Harmonik und Rhythmik ist in Stimmung, Arbeit und Charakter dem Zwecke, für den es bestimmt ist, nicht unangemessen und wird daher gewiß seiner Aufgabe Genüge leisten. Am wenigsten vermag Ref. dem dritten und letztangeführten der oben verzeichneten Sonderdrucke Geschmack abzugewinnen: dem „Kinderosterlied für 1916" von Klara Faißt. Es soll ja nicht in Abrede gestellt werden, daß diese Autorin im großen ganzen eine gewisse (bescheidene) kontrapunktische und harmonische Technik wie Flüssigkeit des Satzes sich zu eigen gemacht hat, aber das vermag doch nicht die Saloppheit der Stimmführung und Harmonisierung zu entschuldigen, die stellenweise recht unangenehm fühlbar hervortritt. Stellen wie die Querstände in Takt 2 der 2. Zeile von S. 3 und Takt 2 der 3. Zeile ibid., das letzte Viertel des letzten Taktes der 2. Zeile von S. 2, die Baßführung mit dem Schritte f—h im letzten Takte der Zeile 3 von S. 2 u. dgl. würden schon einem Harmonieschüler nicht verziehen werden dürfen, geschweige denn dem Autor einer Arbeit, an die man — zufolge des Rahmens, innerhalb dessen sie erscheint — denn doch etwas höhere Anforderungen zu stellen berechtigt ist als an bloße Dilettantenversuche. Auch die ziel- und planlose, vag hin- und herwogende Modulation mit ihren zweck- und grundlos frei eintretenden Dissonanzen und unlogischen Ausweichungen ist durchaus nicht danach angetan, für den vorliegenden Versuch einzunehmen; schließlich ist der durch den Text bedingte und von der Autorin ersichtlichermaßen als Vorbild gewählte Rahmen der Motettenform bei allen Freiheiten, die er namentlich in den letzten Jahrhunderten in zunehmend immer reicherem Ausmaße zuließ, doch auch aus Gründen stilistischen Feingefühls an gewisse Grenzen gebunden, die nicht durchbrochen werden sollen, wenn dafür nicht notwendig zwingende ästhetische Gründe oder das freie Bestimmungsrecht einer selbstherrlichen, großen, starken Künstlerindividualität als Entschuldigung dienen können. Und von beiden kann angesichts vorliegenden Versuchs nicht die Rede sein.

Wien. Dr. Robert Lach.

Programmschau.

K. K. Staatsgymnasium im VI. Bezirke Wiens. Programm 1915/16.

Es war sicherlich ein vortrefflicher Gedanke, den für den üblichen Programmaufsatz zur Verfügung stehenden Raum in der Weise zu verwerten, daß er teils dem Andenken der gefallenen einstigen Schüler der Anstalt, teils der Verewigung der im Kriege ausgezeichneten ehemaligen Schüler, endlich den Berichten solcher gewesener Schüler, die derzeit noch im Felde stehen, gewidmet wurde. Wir sehen, daß schon im ersten Kriegsjahre nicht weniger als 15 einstige Angehörige des Mariahilfer Gymnasiums in echt deutscher Treue ihr Leben auf dem Felde der Ehre geopfert haben, dann können wir feststellen, daß schon zur Zeit, da dieser Jahresbericht erschien, 27 ehemalige Schüler sich Kriegsauszeichnungen verdient hatten, was wahrlich kein übles Licht auf den Geist wirft, der in der berichtenden Anstalt herrscht. Vier einstige Mariahilfer Gymnasiasten endlich berichten, meist recht anschaulich und temperamentvoll, von dem, was sie draußen an der Kampffront erlebt haben. So wird der Jahresbericht des Schuljahres 1915/16 für alle Zeiten nicht nur einer der interessantesten unter allen Jahresberichten der Anstalt sein, sondern auch einen gewissen Wert als Geschichtsquelle beanspruchen dürfen. Möge das hier befolgte Verfahren reichlich Nachahmung finden!

Wien. B. Imendörffer.

Karl Böhme. K. K. Franz-Josef-Realschule in Wien, XX. Bezirk. Programm 1915/16.

In gemütvoller Weise wird hier eines verdienten jungen Lehrers der Anstalt gedacht, der den Heldentod für Kaiser und Vaterland erlitten hat. Das Tragische seines Schicksals liegt darin, daß über die Umstände seines Todes keinerlei Bericht zu erlangen war.

Wien. B. Imendörffer.

Hugo Fuchs, Calpurnius und seine Idyllen. I. Teil. Programm des Staatsgymnasiums in Mähr.-Weißkirchen. 1914.

Dieser erste Teil einer Abhandlung über Calpurnius und seine Idyllen umfaßt knapp fünf Seiten. Gesprochen wird S. 1 und 2 über die bukolische Dichtungsart im allgemeinen, dann Theokrits und Vergils Hirtendichtungen, S. 3—5 über des Calpurnius' erste, vierte und siebente Ekloge, die Person des von ihm gefeierten Kaisers und die seines Mäzens, schließlich die Abfolge seiner Idyllen. Wissenschaftliche Förderung bringen die Ausführungen des Verf.s nicht; es ist überhaupt nicht verständlich, zu welchem Zwecke sie gedruckt wurden. Sollte es sich etwa um eine Popularisierung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung anderer handeln, so hätte es sich empfohlen, die Zitate unter dem Texte zu unterdrücken. Leider findet sich auch so noch manche Behauptung, die ungenau, schief oder geradezu unrichtig ist. Ich verzichte darauf, dies auszuführen: *„Quis leget haec?“ Nemo hercule! „Nemo?“ Vel duo vel nemo.*

Wien. Karl Prinz.

Dr. Franz Sturm, Romanische Elemente in den slowenischen Mundarten von Innerkrain. Jahresbericht der k. k. Staats-Oberrealschule in Laibach für das Schuljahr 1913/14. Laibach 1914. 13 S.

Der Verf. hat sich ein dankbares, noch nicht viel bearbeitetes Feld gewählt. Er hätte in der Überschrift allerdings sagen können:

„Italienische Elemente“; so hätte er sich in den einleitenden Worten die Begründung des Titels erspart, welche feststellen muß, daß sich im Slowenischen die romanischen Elemente doch lediglich auf die italienischen reduzieren.

Innerkrain, als der dem italienischen Sprachgebiete am nächsten gelegene Teil von Krain, ist naturgemäß auch am meisten der Beeinflussung durch das italienische Sprachidiom ausgesetzt, zumal, wie der Verf. richtig hervorhebt, die Innerkrainer bis in die neueste Zeit in ihrem Handel und Wandel, zum Teil auch in ihren kulturellen Interessen nach dem Meer, das ist nach Triest, gravitieren und ebenso das Land umgekehrt von italienischen Handelsleuten, Ausflüglern, Sommerfrischlern usw. regelmäßig besucht wird. Da diese Beziehungen auf Jahrhunderte zurückreichen und niemals abgebrochen wurden, ist auch die Beeinflussung eine ununterbrochene, in neuester Zeit ist sie allerdings im Abnehmen begriffen. Übrigens dehnt sich dieser Einfluß auf das ganze slowenische Sprachgebiet, bis nach Steiermark, aus. Für die Verfolgung der Ausdehnung dieses Einflusses ist die Beschränkung der vorliegenden Abhandlung auf Innerkrain (die anderseits sich dadurch empfahl, daß sich der Verf. auf eigene langjährige Beobachtung stützen konnte) ein Hemmnis. In nicht wenigen Fällen gilt das für Innerkrain Festgestellte auch für die anderen slowenischen Sprachgebiete, wobei nicht *a priori* als notwendig angesehen werden muß, daß alle Einflüsse erst durch Innerkrain vermittelt seien. Es verdient hervorgehoben zu werden, und dies hat die Abhandlung versäumt, daß das slowenische Sprachgebiet allezeit stark von Italienern, sei es zeitweise bewohnt, sei es auch dauernd besiedelt wurde. Die dadurch hervorgerufene Beeinflussung erstreckt sich wohl hauptsächlich auf den Sprachschatz; in den angrenzenden Gebieten, also gerade in Innerkrain, ist jedoch auch manche semasiologische und syntaktische Eigentümlichkeit auf das Italienische zurückzuführen. Die Leichtigkeit in der Entlehnung ist nicht bloß durch die Verwandtschaft in der Betonung gegeben, die in den dem Italienischen benachbarten slowenischen Sprachgebieten teilweise wohl sekundär sein kann, sondern überhaupt in der Volltönigkeit und nicht zuletzt im Vorhandensein der verschiedenen Palatale im Slowenischen. Letzterer Umstand ist besonders wichtig wegen der eigentümlichen palatalen Laute des küstenländischen Italienisch.

Im Anschlusse an die allgemeinen Ausführungen hätte man in der Abhandlung zunächst eine Vorführung der romanischen Elemente erwartet; der Verf. bringt hingegen die genetische Lautlehre der italienischen Elemente bei der Übernahme in das Slowenische. Er bietet also zunächst mehr als man erwartet; dieses „Mehr“ wäre, da es doch zunächst auf das wirklich vorhandene Material ankommt, jedoch ein Mangel, wenn man ein für allemal auf jenes Material beschränkt bliebe, das bei der erwähnten Lautlehre *implicite* vorgebracht wird und womit die Abhandlung schließt. Da sich indessen die Abhandlung als „Erster Teil“ einführt, dürfen wir schließen, daß der eigentliche Gegenstand, d. h. die italienischen Lehnwörter im Slowenischen, in einem der nächsten Teile der Abhandlung zur Erledigung gelangen wird. Der Verf. möge weiter nicht versäumen, seine Untersuchung, abgesehen von der nun erledigten Lautlehre, auch auf die anderen Gebiete der Grammatik auszudehnen.

Mit der Behandlung der Lautlehre im einzelnen erklärt sich der Ref. einverstanden.

Marburg a. d. Drau. Dr. Jos. Tominšek.

1. **Dr. Oskar Hein, Novalis und Goethe.** (Jahresbericht der I. Staatsrealschule im II. Bezirke Wiens, 1915. 29 S.)

2. **Dr. Fritz Kollmann, Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" und der „Guido" des Grafen von Loeben.** 26 S.

3. **August Richter, Über den Wert der Jugendspiele.** (2½ S.) (2. und 3. im Programme der deutschen Staatsrealschule in Budweis, 1915.)

1. Wie groß auch der Einfluß der Romantik im allgemeinen auf den alternden Goethe sein mochte, gerade die Einwirkung von Hardenbergs Werken läßt sich trotz Schubart und Ricarda Huch, denen sich Hein zögernd anschließt, nirgends erweisen. Die Zahl der festzustellenden persönlichen Begegnungen beschränkt sich auf je zwei in den Jahren 1798 und 1799 und die wenigen Stellen in Goethes Briefen, Tagebüchern und Gesprächen, die Novalis nennen, legen ihm kaum mehr Bedeutung bei als anderen vornehmen Bekannten. Bei Sophie v. Kühn hat Goethe freilich 1796 einen seiner höchst seltenen Krankenbesuche gemacht, aber damals kannte er Hardenberg noch nicht. Daß der Klingsor des „Ofterdingen" Goethe sein soll, ist nur eine freilich nicht ohneweiters abzulehnende Hypothese. Sind so eigentliche Beziehungen Goethes zu Novalis überhaupt nicht erweislich, so ist die Stellung Hardenbergs zu dem Olympier von Weimar und namentlich zu dessen „Wilhelm Meister" interessanten Wandlungen unterworfen. 1798 nennt er Goethe bekanntlich den Statthalter des poetischen Geistes auf Erden, den ersten Physiker seiner Zeit und bewundert überschwenglich den „Meister", namentlich in der Form, während er bezüglich des Inhalts schon meint, Goethe werde und müsse in diesem Punkte übertroffen werden. Auf dem Wege dieses Vorbehaltes ist er dann zu den immer schärfer werdenden Urteilen der Jahre 1799 und 1800 weitergeschritten und schließlich erfindet er den bekannten gehässig-ironischen Titel „Wilhelm Meister oder die Wallfahrt nach dem Adelsdiplom". Hein hat ganz recht, wenn er zum Ton dieser aus den romantischen Anschauungen heraus ganz begreiflichen Urteilsverschiebung erklärt: „Man merkt aus der Bitterkeit, mit der Novalis hier spricht, wie sehr er den ‚Meister' geliebt hat." So ergibt denn die sehr lesenswerte Untersuchung als Schlußresultat: „Der ‚Ofterdingen' ist die poetisch gefaßte Biographie des Dichters; sein Inhalt steht im beabsichtigten Gegensatz zur Kunstrichtung des ‚Meister'; der Stil ist dem des ‚Meister' nachgeahmt." In einem Anhang spricht Hein von Hardenbergs Urteil über Goethes naturwissenschaftliche Leistungen, für deren Einschätzung Novalis wohl kaum zuständig ist.

2. Loeben kannte Novalis persönlich überhaupt nicht, aber sein „Guido" ist bis zu vielen Einzelheiten herunter dem Roman Hardenbergs nachgebildet. Aus Raummangel verzichtet Kollmann darauf, dies von der stilistischen Seite her nachzuweisen und beschränkt sich auf eine Vergleichung der Tendenz und des Inhalts der beiden Romane sowie der eingestreuten Lyrik. In einer sieben Seiten umfassenden Einleitung handelt er zuerst von der Aufnahme des „Ofterdingen" bei den übrigen Romantikern, dann von Loebens Stellung zu Novalis, Tieck, Fouqué und Eichendorff, von denen die drei ersten einander ablösend seine bewunderten Vorbilder waren, während Eichendorff in jungen Jahren den Grafen überschwenglich bewunderte und später über ihn das beleidigende Wort vom „Hohenpriester der Afterromantik" fand. Für Loeben ergibt die Untersuchung in Übereinstimmung mit Minor (in dieser Zeitschrift, Bd. LX, S. 498), daß er sich epochenweise immer einem größeren Geiste, im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts Hardenberg verschrieb, daß er aber bald nach dem Erscheinen des „Guido" nicht nur an seinem eigenen Werke, sondern auch an der Mystik überhaupt jede Lust verlor und sich von Novalis ebenso abkehrte wie dieser von Goethe. Loebens romantisch-konfuse theoretische

Äußerungen über den Roman überhaupt bilden den Schluß der Abhandlung, in der mir der Einfluß des Ritterromans auf den „Guido", der kaum schwächer ist als der des „Ofterdingen", nicht stark genug betont scheint. Daß das Werk nicht aus einem Guß ist, bezweifelt niemand, aber mit der verschiedenen Orthographie von „Zither" durfte Kollmann das nicht beweisen wollen. Ein paar sinnstörende Druckfehler sind ärgerlich: S. 24, Z. 3 v. u. soll es „Jugend" statt „Tugend" heißen, S. 25, Anm. 1 „Zueignung" statt „Zuneigung", auf derselben Seite Z. 6 v. o. „Famulus". Nicht klar ist mir, wie es sich mit der Zueignung des „Guido" an Dionysius verhält, weil ich weder den Roman selbst noch dessen Parodie im „Klingklingelalmanach" von Jens Baggesen zur Hand habe. Kollmann behauptet, der spätere Berliner Oberhofprediger Friedrich Strauß habe im Loeben'schen Kreise den Namen Dionysius geführt, aber auch an Bakchos, den Gott der Begeisterung, sei gedacht. Nun scheint die Zueignung das letztere wirklich zu bestätigen, aber ich zweifle, ob die schülerhafte Verwechslung von Dionysos und Dionysios Loeben zuzutrauen oder nicht lieber auf einen Druckfehler, sei es bei Kollmann (hier allerdings dreimal: S. 10, Z. 17 v. o. und Anm. 2 sowie S. 25, Z. 25 v. o.), sei es im „Guido" selbst zurückzuführen ist.

3. An Kollmanns Abhandlung schließt August Richter in kurzer Darlegung die bekannten Argumente zugunsten der Jugendspiele. Allerdings rennt er dabei offene Türen ein; grundsätzliche Gegner der Jugendspiele gibt es ja nicht — oder nicht mehr.

Triest. Alfred Nathansky.

Dr. Otto Funke, Die gelehrten lateinischen Lehn- und Fremdwörter in der spätaltenglischen geistlichen Prosa. II. Teil. 16. Jahresbericht der k. k. dritten deutschen Staatsrealschule Prag-Neustadt, 1913/14. 16 S.

Der vorliegende zweite Programmaufsatz Funkes (der erste erschien 1912/13 an gleicher Stelle) entspricht — mit den nötigen Einschränkungen — dem VI. Kapitel der Habilitationsschrift des Verf.s, die unter dem Titel „Die gelehrten lateinischen Lehn- und Fremdwörter in der altenglischen Literatur von der Mitte des 10. Jahrhunderts bis um das Jahr 1066" 1914 (Halle, Niemayer, 210 S.) erschien. Das Material ist zunächst chronologisch angeführt, sodann noch in einem alphabetischen Verzeichnis registriert. Da die vollständigere Schrift F.s inzwischen mehr Material beibringt und zum Teil auch ausführlicher erörtert, wäre es zwecklos, auf diesen Ausschnitt eingehendere Kritik anzuwenden. Dies umsomehr, als das Buch eine sehr sachkundige Besprechung von Dr. Felix Hüttenbrenner in „Anglia, Beiblatt", XXVIII Bd., (1917), S. 33ff., erfahren hat, auf die jeder Fachmann wegen ihrer selbständigen Beurteilung des Gegenstandes, die vielfach über Funke berichtigend und ergänzend hinausführt, namentlich in der Frage der Fremdnamen verwiesen sei. Hüttenbrenner bemerkt zum VI. Kapitel der erweiterten Fassung unseres Aufsatzes: „Daß ich lediglich deshalb, weil ein Wort seine lateinische Flexion ganz oder teilweise zu gunsten einer neuen englischen aufgegeben hat, dasselbe noch nicht der Gruppe der Lehnwörter oder den Wörtern der Mittelstufe zwischen Lehn- und Fremdwort zuteilen würde." Das scheint auch Ref. der richtige Standpunkt zu sein, besonders wenn ich die vielen Formen bei Ælfric heranziehe, von dem F. selbst „Vorliebe für lateinische Formen" zugibt (vgl. Hauptwerk, S. 169). Für manche Quantitäten (*cherūbīn* bei Funke z. B.) hat Hüttenbrenner oft aus metrischen Kriterien besser begründete Ansätze vorgebracht. S. 13 *dēcanus* ist wohl nur Druckfehler für *decānus*.

Graz. Albert Eichler.

Ivil Kohan, Kritik der Berichte des Petrus de Pulka über die Verhandlungen in der Reformfrage auf dem Konstanzer Konzil. VIII. Jahresbericht des k. k. Franz-Josef-Staatsgymnasiums in Sereth, 1914. 57 S.

Die Persönlichkeit des Petrus de Pulka und seine Tätigkeit auf dem Konzil von Konstanz hat schon von jeher die Aufmerksamkeit aller Forscher auf diesem Gebiete erweckt. Der Verf. dieses Aufsatzes ist im Rechte, wenn er behauptet, daß Pulkas „Berichte sich durch ihren vollen reichlichen und gewichtigen Inhalt, durch ihre plastische Darstellung, eine lebhafte streng sachliche Schilderung sowie durch den präzisen, klaren und deutlichen Ausdruck in hervorragender Weise auszeichnen und sonach wahre Musterberichte darstellen". Das erweist seine ins einzelne gehende Untersuchung, in welcher er die Resultate, zu denen er gelangt, in die Worte kleidet: „Die Berichte Pulkas geben ein tagebuchartiges Bild seiner Zeit (sic!); sie sind bis auf wenige Verstöße genau, fehlerlos und vollkommen den Tatsachen entsprechend. Was Pulka berichtet, ist richtig. Der Historiker der Jetztzeit kann sicher die Relationen Pulkas für die Geschichte der Konstanzer Reform verwerten, ohne Gefahr zu laufen, irgendwo fehlzugehen." Sie „müssen demnach unter die hervorragendsten Quellen eingereiht werden", trotzdem sie hier und da „gewisse Mängel aufweisen", indem er all das in den Vordergrund stellt, was seine Universität betrifft, in vielen Dingen mehr das rein Äußerliche im Auge hat und manches im Parteiinteresse Sigismunds zu sagen unterläßt. Die Abhandlung verdient wegen der sorgsamen Behandlung des Gegenstandes die Beachtung seitens der Forscher auf dem Gebiete der konziliaren Bewegung im 15. Jahrhundert.

Graz. J. Loserth.

Dr. M. E. Gans, Zur Psychologie der Begriffsmetaphysik. (Jahresbericht Staatsrealschule und Staats-Reformrealgymnasium VIII. Bezirk Wiens. 1913/14.)

Unter Begriffsmetaphysik versteht der Verf. der vorliegenden Monographie „die Denkart derjenigen Philosophen und Schulen, von welchen die metaphysische Wirklichkeit gewisser allgemeiner Begriffe behauptet wird". An dem Beispiele der Platonischen Ideenlehre vornehmlich versucht er nun die psychologische Notwendigkeit jenes Prozesses zu erweisen, durch welchen die meisten Metaphysiker mit logischem Widersinn den allgemeinsten Begriffen objektive Realität zusprechen und die Realität der gegebenen Objekte negieren.

Er nimmt dabei seinen Ausgangspunkt von der psychoanalytischen Theorie des Wiener Psychiaters Dr. Freund, die nach dessen vorangegangenen Anwendungsversuchen dieser Betrachtungsweise auf Psychologie, Kulturgeschichte und Soziologie nunmehr auf das Gebiet der Metaphysik angewendet wird.

Im Sinne der Freundschen Theorie, sich aber nicht mit ihr deckend, ist nun folgende Erklärung, die sich dem Verf. auf Grund ausführlicher Erörterungen über die Freundsche Auffassung und über die Bedeutung des Unbewußten ergibt. Wenn irgend eine psychische Tendenz in ihrer normalen Betätigung gehemmt wird, dann kann sie sich selbst durch Schaffung eines eigenen Erfahrungsgebietes ein Betätigungsfeld bilden. Die ursprünglichen Zielvorstellungen dieser Tendenz werden ins Unbewußte verdrängt, d. h. sie wird in Apperzeptions- und Assoziationsenergie umgewandelt, die von zwar mittelbarem, aber bedeutendem Einfluß auf die Formung und Gliederung der neuen Gedankengebilde sind. Eine psychische Tendenz, durch Gegenkräfte gehemmt, bringt sich indirekt zur Darstellung, indem sie den Inhalt ihrer eigenen unterdrückten Zielvorstellungen in symptomatischer Verkleidung zum Durchbruch, also zu einem Kompromiß zwischen der affektbetonten Tendenz und der

Gegentendenz bringt. Dem neurotischen Symptom entspricht nun das künstlerische, beziehungsweise das metaphysische Symbol, indem hier der Inhalt der unterdrückten Zielvorstellungen in die Sprache und Bildlichkeit assoziabler Vorstellungsgruppen symbolisch eingekleidet wird. Im letzteren Falle wird aber die gehemmte Energie nicht wie im neurotischen Symptom gebunden, sondern gelangt zur Sublimierung, d. h. inadäquat zur Verarbeitung. Der Verf. fragt nun mit näherer Beziehung auf die Begriffsmetaphysik und besonders auf Platons Ideenlehre: „Welche Voraussetzungen machen es erklärlich, daß von einzelnen Philosophen und von ganzen Schulen künstliche Formen unseres Denkens als Objekte, als wirklich außerhalb unser bestehende metaphysische Realitäten gedacht wurden?" Als Beispiele werden die Pythagoreische Zahl als „Wesen der Dinge" und der hypostasierte Begriff der Platonischen Ideenlehre angeführt. In der „Idee" Platos liegt die Kraft des Formens, so daß die Erlebnisgrundlage für die Gleichsetzung der formenden Kraft und des Seins der künstlerischen Art Platos, den Prozeß dieses Formens ästhetisch zu genießen, entspricht. Da der Begriff unanschaulich als solcher und durch seine Irrealität in der Erfahrung nicht vertreten sein kann, so modifiziert sich obige Frage dahin, wie das ästhetische Erleben des seiner inneren Natur nach Nichtanschaulichen möglich sei. Da Plato, ursprünglich künstlerischproduktiv, nach den biographischen Daten, der Kunst seit dem Zusammentreffen mit dem Begriffs- und Vernünftigkeitsfanatiker entsagte, so kann man schließen, es habe der Durchbruch einer unterdrückten psychischen Tendenz an einem inadäquaten Material stattgefunden, der dann in der metaphysischen Gleichung Idee = Form = Sein seinen symbolischen Ausdruck gewonnen hat.

Um also Platos Metaphysik als Kompromißgebilde zwischen verdrängten künstlerischen Neigungen und deren wissenschaftlichen Repressionstendenzen darzulegen, analysiert der Verf. den Dialog Theaetet, Darlegungen, welche namentlich ein Bild von dem Wesen des Begriffes und des begrifflichen Erkennens im Sinne Platos geben. Damit gewinnt er das Material, das die Grundlage für den Prozeß der ästhetischen Reaktion, Umbildung und Selbstdarstellung der verdrängten Tendenz bildet.

Daran schließt sich die Analyse des Prozesses und seine Darstellung im metaphysischen Begriff. Um besonders den Verzicht auf künstlerische Leistung zugunsten wissenschaftlicher begrifflicher Produktion bei Plato nachzuweisen, gibt der Verf. einen interessanten Vergleich zwischen dem Prozeß der künstlerischen und der wissenschaftlichen Produktion, namentlich an der Hand des Platonischen Dialoges Philebus; die inhaltsreichen Ausführungen darüber finden in den folgenden Worten ihr Resumé: „Wurde die Kunst unter dem logischen Gesichtspunkt ihrer wissenschaftlichen Minderwertigkeit im Bewußtsein aufgegeben, so konnte die Entscheidung für die Wissenschaft doch nur dadurch möglich sein, daß diese ihrem innersten Wesen nach unterbewußt als der Kunst verwandt, also ästhetisch empfunden und erlebt wurde." Dabei findet die Frage, warum Plato in so auffälliger Weise die Musik als unterste Wissenschaft und die Mathematik als die oberste der Künste betrachtet, eine Beantwortung.

Mag man über die psychoanalytische Grundlage, auf welche die Ausführungen des Verf.s aufgebaut sind, mit ihm übereinstimmen oder nicht, jedenfalls muß zugegeben werden, daß die scharf durchdachten Konsequenzen, die der Verf. aus diesen Voraussetzungen zieht, dem Leser der Schrift tiefe Einblicke in das Verhältnis der künstlerischen und wissenschaftlichen Produktion überhaupt und im besonderen Platos gewähren.

Wien. Gustav Spengler.

Von der Schriftleitung am 2. Oktober 1917 erledigt.

Zeitschrift
für die
österreichischen Gymnasien.

Verantwortliche Schriftleiter:

E. Hauler, L. Radermacher, H. Schenkl.

Achtundsechzigster Jahrgang 1917.
Sechstes Heft.

Erscheint zwölfmal jährlich.

WIEN, 1917.
ALFRED HÖLDER,
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Buchhändler der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

☛ Beiträge zur Zeitschrift bittet man an Prof. Dr. **E. Hauler** (IX., Währinger Gürtel 88), an Prof. Dr. **L. Radermacher** (XVIII., Hermann Pachergasse 7) oder an Prof. Dr. **H. Schenkl** (I. Universität, philologisches Seminar) zu senden.

Die Schriftleitung.

Bezugspreis für ein Jahr K 24·—.

Erste Abteilung.

Abhandlung.

Zu Theodor Mundts „Freihafen".

Eine Studie.

I.

Mit dem Jahre 1838 erschien in Altona bei I. Fr. Hammerich eine neue Zeitschrift „Der Freihafen, Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft und Wissenschaft. 1. Heft. Von C. G. Carus, H. Koenig, Dr. Mises[1]), K. Rosenkranz, K. A. Varnhagen v. Ense u. a.". Die Namen dieser Männer blieben auf den folgenden Heften fort und erst im 2. Vierteljahrsheft von 1842 heißt es: Herausgegeben von Theod. Mundt. Daß Mundt der Herausgeber auch schon des 1. Heftes war, erweist ein Brief an Varnhagen vom 5. Februar 1838[2]), daß er sich so spät nannte, vielmehr nennen durfte, darüber klärt Ludw. Geigers „Das junge Deutschland und die preußische Zensur" (S. 214 f.) auf. Selbst die strengen preußischen Behörden waren nicht mehr so durchaus abgeneigt, Jungdeutsche zu Worte kommen zu lassen, zumal diese sich einiger Mäßigung befleißigten; es kam zu Verhandlungen, deren wichtiges Resultat die kgl. Kabinettsorder vom 28. Februar 1842 ist. Mundt erschien (nach Geiger) am 14. April 1842 vor dem Berliner Polizeipräsidium und erklärte, fortan in seinen Schriften gewissenhaft alles meiden zu wollen, was die Religion, die Staatsverfassung und das Sittengesetz beleidige. Das war die von der Regierung geforderte Gegenleistung für die Aufhebung der Ausnahmemaßregeln gegen die seit dem Bundestagsbeschluß verfemten Schriftsteller. Nun konnte sich auch Mundt als Herausgeber des „Freihafens" bekennen. Etwa begangene Sünden wurden nicht nachgetragen und vor neuen brauchte man sich

---

[1]) = Gust. Theod. Fechner, dem wir aus späterer Zeit die Ausgestaltung der Psychophysik verdanken.

[2]) Abgedruckt bei Houben „Jungdeutscher Sturm und Drang" S. 487. Hier auch das Nötige über Mundts vorausgegangene journalistische Kämpfe mit der preußischen Behörde.

eben nur zu hüten. Damit ist aber auch für unsere Betrachtung eine Zeitgrenze gegeben, eben jenes 2. Vierteljahrsheft 1842, bis zu welchem der „Freihafen“ zwar seinen Herausgeber nicht nennen durfte, aber dafür noch jungdeutsche Freiheit genoß, das heißt, soweit Mundt sie sich selbst gestattete.

Das Vorwort zum 1. Heft belehrt über das Programm: es verspricht vor allem Bezüge zum fortlaufenden bewegten Leben, ohne aber einer von vornherein zu bezeichnenden Tendenz huldigen zu wollen. Schon dieser Nachsatz drückt die der Zensur gegenüber gebotene Vorsicht aus; aber auch das Epitheton „bewegt“ scheint mir nicht ohne Bedeutung: zur Zeit, als sich die Jungdeutschen noch als Kämpfer fühlten, las man oft genug „Bewegung“ und „bewegend“ und gerade Mundt hatte die Posthornsinfonie seiner „Madonna“ (1835) auf dieses Motiv gestimmt. Daß daraus nun ein *particip. perf.* geworden, zeigt uns m. E. an, daß der „Freihafen“ weniger in der Bewegung mitschaffend wirken als vielmehr ihr, da man neuen Konflikten mit der Behörde auszuweichen beabsichtigte, objektiv gegenüberstehen wollte. Beleuchtend tritt das Vorwort zum 2. Bande 1839 anläßlich einer Polemik gegen die Augsburger Allgemeine Zeitung hinzu: Der „Freihafen“ will nur „einen Teil der laufenden deutschen Literatur zu einer, wenn auch gewissermaßen[1]) unabsichtlichen, doch charakteristischen Gruppe vereinigen“ und dies „auf die würdigste Weise“. Der Cottaschen Vierteljahrschrift, im selben Jahre wie Mundts „Freihafen“ gegründet, wird hier gar Materialismus vorgeworfen, sonst ein beliebtes Schlagwort der Reaktionäre gegen die Jungdeutschen, „und man sollte jenem gewiß unberufenen, aber auf die schamloseste Weise diensteifrigen Knecht in der Allgemeinen Zeitung Schweigen auferlegen, damit er nicht durch seine unanständigen und in der genommenen persönlichen Beziehung durchaus ungerechten und widrigen Angriffe, deren Ton an die gemeinsten Pöbelherbergen der Tagesliteratur erinnerte, diese Zeitung ferner verunehre ...“. Gleichwohl ist der „Freihafen“ versöhnlich gestimmt und bietet in diesem Vorwort, sicher von Mundt verfaßt, sogar zweimal die Hand zum Frieden. Von der persönlich empfundenen Rempelung der Augsburger Allgemeinen und der Konkurrenzgefahr durch Cottas Vierteljahrschrift abgesehen, mag auch der in dieser 1838, 4. Heft, S. 41 ff., abgedruckte Artikel „Die Literatur, ihr Zusammenhang mit dem Leben und ihr Einfluß darauf“ (G. P. = Gustav Pfitzer?) Mundt gereizt haben: zuvörderst durch den absprechenden Ton über die junge Literatur überhaupt — nur Börne wird noch toleriert —, aber seinen Jüngern fehle die Anlehnung an eine tüchtige Persönlichkeit,

[1]) Nebenbei: Dies mir in Mundts literarhistorischen und ästhetischen Arbeiten oft aufgestoßene Wort charakterisiert so ganz seine vermittelnde Stellungnahme.

sie konnten nur die ephemere Genugtuung erleben, den Gaumen des Publikums zu kitzeln. Ein minder selbstsüchtiger und leidenschaftsloserer Standpunkt solle eingenommen, Verbindung zwischen Stabilität und Fortschritt angestrebt werden; und S. 90 ist von den kecken Prahlereien anmaßender Neuerer, von listigen Anläufen gegen erprobte Ehrennamen und Koryphäen die Rede. Man muß bedenken, daß Mundt damals noch wie Gutzkow, auf den der letzte Satz zwar eher paßte, ein behördlich Gezeichneter war; und dabei wurde ihm die Vermittlung zwischen Stabilität und Fortschritt hier vorweg genommen! Ein kurzer Hinweis auf einen in Cottas Vierteljahrschrift 1839, 1. Heft, S. 1—33, gedruckten Aufsatz „Das deutsche Journalwesen“ von W. M. sei noch gestattet, von dessen Erscheinen Mundt vor dem Druck seines Vorwortes zum „Freihafen“ 1839 gewußt haben wird[1]): Hier wird S. 3 der englischen Reviews Erwähnung getan, die Mundt verspottete, sollte schon der „Freihafen“ als Nachahmung einer französischen Revue gelten; hier wird S. 24 von einer jungen Schule gesprochen, die vorgegeben habe, von einem neuen Prinzip aus die schöne Literatur reformieren zu wollen, was ihr aber nicht gelungen sei (wohl ein Stich auf das Bewegungsprinzip!): „sie predigten zügellose Frechheit und legten die Leier des Apoll dem Gott der Gärten in die Arme“. Und selbst diese Zügellosigkeit war nur schlau berechnet, nur auf Spekulation unternommene Nachahmung einer französischen Mode[2]). Am empfindlichsten aber konnte Mundt der Schlag gegen die industriellen Volontärs auf journalistischem Gebiete treffen (S. 31), die gelegentlich die Märtyrer spielen und von dem Mitleid, welches wirklich Verfolgten gebühre, ihre Prozente ziehen. Gutzkow und Laube waren eingesperrt gewesen, Mundt war frei geblieben.

---

[1]) Das 1. Heft der Vierteljahrschrift 1839 ist laut Inserat der Augsb. Allg. schon 31. Dezember 1838 erschienen, das 1. Heft des „Freihafens“ 1839 erst 8. Februar 1839 als soeben ausgegeben angezeigt.

[2]) Denselben Vorwurf machte Menzel den Jungdeutschen in seiner berüchtigten Abrechnung im Stuttgarter Literaturblatt. Mundt spricht auch in seinem Vorwort von einem „wässrigen Blutströpfchen aus dem kritischen Schweißtuch des Stuttgarter Literaturblattes“. W. M. = Wolfgang Menzel; Goedeke VIII[2] S. 18 bezeichnet W. M. als dessen Chiffre. Gutzkow erkannte ihn sogleich im „Telegraphen“ 1839 S. 40 und nahm ihn S. 174 f. aufs schärfste her. In dem mit vollem Namen unterzeichneten Aufsatz „Nationalität und Kosmopolitismus“ Vierteljahrschrift 1839 IV. wollte Menzel im jungen Deutschland moderne Illuminaten sehen, die kosmopolitisch, antichristlich und frivol seien. Der alte Vorwurf der üblen Französelei, welche Unglauben und Entsittlichung nachahme, kehrt hier wieder. Selbst in der Kölner Sache will er die Jungdeutschen nicht mitreden lassen: als Gegner der Kirche verteidigten sie nur ihre eigene „schlechte Sache“. Gutzkow antwortete im „Telegraphen“ 1839 S. 1496: „Menzel frißt wieder stark Franzosen. Ist denn kein Börne da?“

Der Anlaß zum Streite wurde vom Mundt-Kreise gegeben: denn die Ankündigung der Vierteljahrschrift (Allg. Ztg. 1838, Nr. 63, Ao. Beil.) gibt nur ein Programm schlechthin, das sich in den Hauptpunkten mit dem dem 1. Hefte der Quartalschrift selbst vorgedruckten deckt; ein Auszug davon ist in den im Inseratenteile der Allgemeinen Zeitung gebrachten Anzeigen enthalten und auf eine Anlehnung an die englischen Reviews wird nur leise gedeutet[1]). Den Streit begann E. M. (= Dr. Eduard Meyen) als Redakteur und Kritiker der Berliner Literar. Zeitung (1838 Nr. 5): er bezweifelt, daß in Deutschland auf Grund der politischen Zustände eine Zeitschrift im Sinne der englischen Reviews möglich sei, und spielt zugleich den Gegensatz von Norddeutsch und Süddeutsch aus. Nachdem er auch über den Inhalt der Cottaschen Neuerscheinung den Stab gebrochen hat, weiß er den „Freihafen" allsogleich herauszustreichen. Nr. 22 enthält nur eine knappe Anzeige des 2. Heftes der Vierteljahrschrift, Nr. 36 (5. September 1838) aber wiederholt sein parteiisches Urteil über diese und den „Freihafen". Dagegen nun wendet sich ein Anonymus in der Allgemeinen Zeitung (Ao. Beil. 17. Oktober 1838 zu Nr. 290) in der Anmerkung: Meyens Anmaßung, daß Norddeutschland die tiefere Arbeit des philosophischen Denkens übernommen habe und dem süddeutschen Kulturgeiste stets in Opposition gegenüberstehen müsse, führt er als Verteidiger der Vierteljahrschrift *ad absurdum* und greift nun, Carus, Varnhagen, Rosenkranz zwar ausnehmend, den „Freihafen" an, der einer französischen Revue gleichzustellen sei, nach den schöngeist-philosophischen Gaukeleien Th. Mundts zu urteilen, wie man sie schon in dessen „Dioskuren" gefunden habe. Damit ward nicht nur Mundt als Schriftsteller beleidigt, sondern auch über ihn als Herausgeber des „Freihafens" der Schleier gelüftet. Die Allgemeine Zeitung kommt in Nr. 313 (9. November 1838)[2]) wieder darauf zurück, in grobem Tone und mit dem Hinweis auf Gutzkow, der (im „Telegraphen") mit Widerwillen, fast Ekel die Gemeinschaft mit Mundt ablehne.

Darauf schlug nun Meyen in der Berliner Literat. Zeitung Nr. 49 (5. Dezember 1838) los, griff Menzel und G. Pfitzer als Mitarbeiter der Vierteljahrschrift an: der wahre freie Geist der Forschung sei in Norddeutschland zu finden und nicht mit Unrecht wird der Allgemeinen Zeitung allzu große Allgemeinheit (= Servilismus) und Rüpelei im Ton der Polemik vorgeworfen. Die Berliner Literar. Zeitung übernahm 1839 Dr. K. H.

---

[1]) Gutzkow („Telegraph" 1838 S. 304) bezeichnete sie aber sofort als den englischen Reviews sklavisch nachgebildet.

[2]) Auch diesmal in der Anmerkung; der Korrespondent spricht von Verdächtigungen, die Mundt auf den ersten Zusammenstoß (17. Oktober 1838) in die Welt gesendet habe; die „Ztg. f. d. elegante Welt" ist mir leider nicht zur Hand.

Brandes, so trat Mundt in der Vorrede zu 1839 des „Freihafens" selbst auf den Plan, um, die Angriffe Meyens vertretend, sich zu verteidigen. Wenn er dabei den Anonymus der Allgemeinen Zeitung einen dienstwilligen Knecht nannte, so wollte er offenbar dessen Gesinnung charakterisieren, dem nichts über die Güte der preußischen Verfassung ging: lobt doch dieser Anonymus über Gebühr den Artikel „Über die preußische Munizipalverfassung" (in der Vierteljahrschrift 1838 IV.) von Streckfuß[1]), der an Preußen nichts auszusetzen findet; möglich auch, daß Mundt ihn als Autor einer auf den Aufsatz über die Munizipalverfassung sich ausdrücklich beziehenden, ganz im selben Tenor geschriebenen Abhandlung „Über die Garantien der preußischen Zustände" in der Allgemeinen Zeitung Nr. 357ff. zu treffen meinte. Die Vierteljahrschrift reagierte auf den Streit im 1. Heft von 1839, S. 325: eine Hand, die auf folgendes weist: Herrn E. M. und Konsorten, Goethes Werke, Sedezausgabe 1833, 49. Bd., S. 42, Z. 6, 7, 8. Schlägt man a. a. O. dieser Cotta-Ausgabe nach, so findet man: Es ist weit eher möglich, sich in den Zustand eines Gehirns zu versetzen, das im entschiedensten Irrtum befangen ist, als eines, das Halbwahrheiten sich vorspiegelt.

Aus diesen einleitenden Bemerkungen, die trotz Streitigkeiten Mundts im Grunde versöhnliche Stimmung darlegen, mag man ersehen, daß Varnhagen[2]) der richtige Pate für die neugegründete Zeitschrift war. Die von Houben, Vossische Zeitung 6. September 1905, Nr. 417 publizierten Briefe Mundts an ihn beglaubigen ihn als Einsender der „Niebuhriana" im Jahrgang 1838, als Verfasser von „Die literarische Kultur in Petersburg" (ibid. II. 216 ff.). Daran knüpfte sich sogar eine Polemik (durch einen Artikel des „Hamburger Korrespondenten"), „Freihafen" 1839 II. 263ff.[3]); wohl dieses Umstandes wegen und weil die Abteilung Korrespondenzblätter im „Freihafen" bald einging (1840 ist sie ganz aufgelassen), erschien die von Mundt im Briefe vom 29. Juni 1838 erbetene Fortsetzung der Petersburger Kor-

[1]) Über ihn s. auch „Telegraph" 1839 S. 1488. Der „Hamburger Korrespondent" kam mit den Halleschen Jahrbüchern über ihn in Streit. Über den „Regierungsrat Streckfuß" vgl. auch „Telegraph" S. 1560 und 1577.

[2]) Für die Zeitgeschichte sind Varnhagens Beiträge ganz unergiebig. H. Koenig spendet ihm („Freihafen" 1838 II. 29 f.) schmeichelhafte Anerkennung. Nebenbei fällt hier ein wohlwollender Blick auf Rahel und Bettina, über welche beinahe kein Jungdeutscher einen Essai zu schreiben unterließ.

[3]) Vgl. auch H. Koenigs „Russische Feindschaften" „Hamb. Telegraph" 1838 S. 129 ff. und Gutzkows darauffolgende Anmerkung „H. Koenigs literarische Bilder aus Rußland"; auch die Notiz „Telegraph" 1838 S. 1496 über Varnhagen; eine Notiz 1839 (S. 1288) meint schließlich, der von Koenig und Varnhagen gemachte Versuch, die russische Literatur in Deutschland einzuführen, lohne sich überhaupt nicht.

respondenz Varnhagens nicht. Er übersetzt aber für den „Freihafen" Erzählungen aus dem Russischen, gibt die „Luise Herzogin von Bourbon" und wohl auch die „Politischen Charaktere aus dem 18. Jahrhundert". Aber auch als Vermittler steht er dem um Mitarbeiter bald verlegenen Mundt (vgl. Brief vom 27. Juli 1838, Voss. Ztg. ib.) bei. Durch ihn wird Pückler-Muskau gewonnen (1838 Heft 3 „Die Höhle von Antiparos"), er gibt dem von Dresden die Reise nach Südfrankreich und in die Schweiz antretenden Mundt Empfehlungen mit, welche die Bekanntschaft und die Teilnahme Troxlers, Rottecks, Welckers und Guhrauers sichern; in Freiburg war er Rottecks Gast (Brief vom 9. Oktober 1838). Sie waren nun allerdings Mitarbeiter, die kaum das Vertrauen der preußischen Regierung hatten; trotzdem erscheint bald Troxlers Name im „Freihafen", Mundt selbst schreibt eine Studie (1839 II. Heft, 158 ff.) „Rotteck und Welcker". Noch weniger gut angeschrieben dürfte Joh. Christ. Freieisen gewesen sein (1840 II. 117 ff. „Rahel, Bettina, Bondeli" und IV. 1 ff. „A. F. J. Thibaut und sein Verhältnis zur Musik"). Mundt erwähnt ihn auch in den Spaziergängen und Weltfahrten III. S. 203: er erwarte von dem geistreichen Freieisen in Bern, dem Verfasser der „beiden Friederiken in Sesenheim" zu seinem (12.) Kapitel ergänzende Mitteilungen. Über seinen bewegten Lebenslauf — er war mehrfach wegen politisch-revolutionärer Ansichten und Schriften in Untersuchung gezogen und auch bestraft worden — berichtet Glossy Grillp. Jahrbuch XXI. S. 31 f. (hier: Christian!); er floh in die Schweiz, wo er von Musikunterricht und Journalistik lebte. Von anderen Mitarbeitern wird später das Nötige gesagt werden; es genüge hier der Schluß von diesen zuerst gewonnenen auf die Tatsache, daß Mundt in seiner Zeitschrift Gemäßigte wie Radikale zu vereinigen wußte; vermutlich glaubte er, auch hierin eine Art Vermittelung zu leisten.

Wo aber Mundt sich persönlich geschädigt fühlte, ließ er es an Streitbarkeit nicht fehlen. So hat er schon im 1. Hefte des „Freihafens" eine Auseinandersetzung mit Steffens[1]), dessen 1837 erschienene Novelle „Die Revolution" er (S. 218) ein mittelmäßiges und langweiliges Buch nennt, auch ein boshafter Stich

---

[1]) Über das Verhältnis Mundts zu Steffens — die wichtigsten Stationen sind Mundts Aufsatz über ihn in den „Kritischen Wäldern" 1833 (2. Druck), „Madonna" und die amtlichen Gutachten über sie, das Begräbnis der Charlotte Stieglitz und Mundts Streben nach einer Berliner Dozentur — hat Houben in „Jungdeutscher Sturm und Drang" S. 395 ff. gehandelt. O. Draeger „Mundt und seine Beziehungen zum jungen Deutschland" erwähnt zwar S. 10 „Union, Luthertum und die Konfession von Heinrich Steffens" in Mundts „Kritischen Wäldern", übergeht aber die sachlichen Gründe für den späteren Zwist, welche mindestens ebenso wichtig sind wie die persönliche Gereiztheit und deren Motive.

auf eine mit diesem Buch zu verbindende „Titelerhöhung" fehlt nicht. Diese gewiß von Mundt selbst verfaßte Berliner Korrespondenz findet ihr Gegenstück in der „Geschichte der Literatur der Gegenwart" S. 361 f.[1]): Steffens, der allzu treue Schellingianer, erscheint hier als altlutherischer Görres, als preußisch-protestantisch-lutherischer Pietist. Pietistisches Muckertum war den Jungdeutschen nicht weniger verhaßt als der Jesuitismus; sie sahen in jenem auch einen Separatismus, welcher der protestantischen Union entgegen war, als deren geistigen Mitbegründer sie Schleiermacher verehrten und als deren Gegner Steffens sie ablehnen mußten. Man vergleiche auch noch Gutzkows Stellung zu Steffens' Novelle in „Götter, Helden und Don Quixote" (1838 S. 395 ff.): Steffens muß den Don Quixote abgeben[2]), weiter Gutzkows interessantes Urteil: Schleiermacher — ein zentripetaler, Steffens ein zentrifugaler Charakter, vielleicht von der beiden Stellungnahme zu den unionistischen Bestrebungen eingegeben. Die Behauptung des „Freihafens", daß Steffens' Romane auch an hoher Stelle mißfielen, belegt Gutzkow in seinem 1842 geschriebenen Essai „Tzschoppe"[3]); dem persönlichen Kampfe zwischen Mundt und Steffens gab er in „Vergangenheit und Gegenwart"[4]) eine kurze, doch scharfe Belichtung. Von dem zur Kritik herausfordernden Wesen Steffens' erzählt Laube, der ihn in Breslau hörte, in den Reisenovellen[5]). Der „Freihafen" aber kann es nicht unterlassen, noch einmal anläßlich Rosenkranzens Schrift über das Duell auf Steffens zu kommen, der es verteidige; und in einer Anmerkung, die zu bissig ist, um nicht von Mundt zu sein, wird ihm Gesinnungswechsel und persönliche Feigheit vorgeworfen. Hierin begegnet sich Mundt übrigens mit Laube, der zufolge Aussagen von Mitkämpfern auch nicht viel von Steffens' Taten im Befreiungskriege zu halten geneigt ist[6]). Um wieviel milder ist Mundts Urteil über ihn „Freihafen" 1840 IV. 229 in dem an die preußischen Behörden gerichteten Aufsatz „Heine, Börne und das sogenannte junge Deutschland": er hatte noch immer den Gedanken an eine Professur in Berlin nicht aufgegeben und entschuldigte Steffens, daß

[1]) Nur die 2. Auflage ist mir augenblicklich erreichbar.

[2]) Steffens bekämpfe im Interesse der unbeschränkten Monarchie und des Pietismus alle Erscheinungen der neueren Geschichte (S. 396), er stelle die Revolution als einen Banditenjubel hin, weil er zufolge seiner früheren Schriften fürchte, auf einem Zusammenhange mit ihr ertappt zu werden (S. 406); noch im „Telegraphen" 1839 S. 178 nennt er die „Revolution" einen perfiden Roman. Steffens' „Wie ich Lutheraner wurde" wurde von G. schon in Menzels Liter. Bl. 1831 Nr. 122 rezensiert.

[3]) Houben-Auswahl VIII. 142.

[4]) Ibid. XII. 94 = Jahrbuch 1839 S. 79/80. Vgl. auch Houben: Gutzkow-Funde S. 45.

[5]) Ed. Houben IV. 26 ff.

[6]) Ib. S. 29.

dieser von der Zusage, am Grabe der Charlotte Stieglitz einige Worte zu sprechen, welche die arme Selbstmörderin vor orthodoxer Verdammung retten sollten, zurückgetreten sei: er habe allzu weich fremdartige Eindrücke in sich aufgenommen, über die sein ursprüngliches Naturell eigentlich erhaben sei; so habe er vieles, was bei weitem schlechter als er selbst, zu verdauen gesucht. Steffens erscheint jetzt mehr als ein schwächlicher denn als doloser Mensch.

Auch der Zank mit Gutzkow setzt schon im ersten Hefte des „Freihafens" ein (S. 231). Als Hetzer erscheinen im Briefe Mundts an Varnhagen vom 27. Juli 1838 (Houb. Voss. Ztg. a. a. O.) wiederum Dr. Eduard Meyen und der J. L. Klein, der als Verfasser der Geschichte des Dramas ein besseres Andenken hinterließ. Varnhagen aber muß nach oben zitiertem Briefe Mundt „beschworen" haben, nicht gegen den „jämmerlichen" Gutzkow Krieg zu führen, aber in gelegentlichen Notizen könne er (Mundt) doch nicht unterlassen, Gutzkows „literarische Verworfenheit" an den Tag zu legen, wobei er das Subjekt gar nicht zu nennen brauche. „Der ‚Telegraph' wird sehr wenig gelesen und viele stehen noch in dem Wahn, Gutzkow sei unser Freund." Auch den „interessanten Nachzügler der Niebuhriana" — Mundt nennt ihn „Notiz" — will er ohne jede Beziehung auf den Hamburger Telegraphen drucken lassen[1]). Der „Telegraph" spreche vom „Freihafen" nur als von einer neuen Zeitschrift, ohne den Namen zu nennen. Anschließend gibt Mundt noch seine Abneigung gegen L. Wihl zu erkennen, der mit weniger Talent als Gutzkow, doch mit derselben Gemeinheit an der Fehde teilnehme; er sei der Verfasser der literarischen Streifzüge im „Hamburger Korrespondenten" und habe sich auch im „Telegraphen" gehässig über ihn ausgesprochen. Von Klein und Meyen hielt zwar Mundt selbst nicht viel und die beiden werden ihm (An Varnhagen a. a. O.) bald lästig genug, er widmete ihnen nur gelegentlich („Freih." 1838 I. und II., „Korresp.") wenige anerkennende Bemerkungen. Treffend über diese fragwürdigen Gestalten[2]) äußert sich Gutzkow in einem Briefe an Alex. Jung (Houb. „Sturm und Drang" S. 658 f.). Schon Mundts Bündnis mit Varnhagen, der seit seiner etwas überraschenden Absage an die „Deutsche Revue" (1835) mit Gutzkow auf gespanntem Fuße lebte (s. Houb. Gutzkow-Funde S. 41 ff.), konnte kein gutes Verhältnis zwischen beiden aufkommen lassen.

Des „Freihafens" Berichterstatter aus Hamburg, der übrigens auch Mundts „Delphin" gegen den „Hamburger Korresponden-

---

[1]) Was mit dem Nachzügler gemeint ist, darüber gibt der „Freihafen" wenigstens keine Auskunft. Houbens Briefschätze dürften vielleicht Klarheit schaffen.

[2]) Über Meyen und Klein vgl. auch Draeger a. a. O. 119 und 125 f.

ten" verteidigt[1]), also wie schon Gutzkow in dem oben angezogenen Briefe an Alex. Jung vermutete, Mundt selbst ist, begrüßt zwar die Niederlassung des ausgezeichneten Literaten (Gutzkow) in der Hauptstadt, kann sich aber mit den politischen Artikeln des „Telegraphen" in den Probeblättern, den Erzbischof von Köln[2]) und die Göttinger Sieben betreffend, nicht recht befreunden: man denke in Hamburg radikaler über die Sache und Gutzkow laufe Gefahr, sich in einen langweiligen Doktrinarismus zu verlieren; was weiter folgt, ist versteckte Ironie: weder Klima noch Publikum seien einem deutschen kritischen Journal in Hamburg günstig; eine mitten im Winter vorgenommene Veränderung des Wohnortes müsse rein als Aufopferung erscheinen. Dieser letzte Satz ist natürlich Hohn auf die Verweigerung des Passes von Seite der Frankfurter Behörde, die Gutzkow den Aufenthalt in der Mainstadt auf weiterhin unmöglich machte (s. darüber Houb. Gutzkow-Auswahl I. 57)[3]). Darauf hatte Gutzkow im Hamburger „Telegraphen" (1838 S. 302) dem Setzer Mundts einen Schnitzer vorgeworfen: er wünsche sich nicht anders als zu einem Doktrinalismus zu bekennen, worauf Mundt im „Freihafen" 1838 II. 257 ihn einen mäkelnden Magister mit Menzelschem Schulmeisterbakel nennt[4]), der seine Nase nur in eine französische Zeitung zu stecken brauche, daß die Form Doktrinarismus[5]) bei den Franzosen gang und gebe sei! Im 3. Heft des „Freihafens" (1838 S. 258) kündigt der Hamburger Berichterstatter eine Arbeit Wienbargs „Hannover und die Sieben"[6]) an, doch dürfte dem unmittelbaren Erscheinen dieser Schrift

---

[1]) S. auch „Freihafen" 1838 II. 256.

[2]) Gutzkows „Über die Entsetzung des Erzbischofs von Köln . . . ." Nr. 5 ff.; „Die sieben Göttinger Professoren" Nr. 7 ff., unterzeichnet G.

[3]) Gutzkow verstand die Ironie der „Aufopferung" sehr gut (s. „Telegraph" 1838 S. 302); ich vermag also Mundts Worte im „Freihafen" nicht ernsthaft anerkennend aufzufassen, wie dies Draeger a. a. O. S. 120 tut, auch das Wort vom „ausgezeichneten Literaten" (= Gutzkow) nicht. Gutzkows Phönixrezension (Lit. Bl. 1835 Nr. 13, Sp. 310 a), die auf Mundts Bewegungs-Trara! und seinen Vermittelungsstandpunkt grob zuschlägt, wird dieser nicht vergessen haben. Eine latente, aber starke Spannung war vorhanden und man kann Mundt nicht einmal zubilligen, im „Freihafen" harmlos vorgegangen zu sein.

[4]) Auch in den „Spaziergängen und Weltfahrten" 1838 II. 167 besorgt Mundt, Gutzkow wolle die Rolle Menzels aufnehmen. Die gefährlichen Ideen des gar zu lächerlichen und miserablen Instituts, „Junges Deutschland" genannt, wolle er, „einige freche Ideenlosigkeiten Gutzkows" ausgenommen, gern auf seine Schulter laden.

[5]) Im Wiener wie im Budapester Exemplar des „Freihafens" steht Doktrinarismus, nicht Doktrinärismus, wie Draeger S. 120 druckt; da Gutzkow und Mundt ohnehin über zwei Formen streiten, soll nicht noch eine dritte hereinspielen!

[6]) Auf die Göttinger Sieben wird noch „Freihafen" 1840 IV. 160 in H. Koenigs „Johannisfeier in Mainz" ein Lebehoch ausgebracht. Wie wichtig die Angelegenheit war, belehrt ein Blick in die Augsb. Allg. Ztg. 1838 Hauptblatt und auch Ao. Beilage.

noch mancherlei im Wege stehen. Zugleich benützt der Korrespondent, offenbar wieder Mundt, die Gelegenheit, mit dem „Tagebuch aus Helgoland“, welches in Deutschland die verdiente Anerkennung finde, Wienbarg gegen Gutzkow auszuspielen, der von unglücklicher Ruhmsucht getrieben, durch allerlei Schmutz, den er auf literarischem Gebiet zusammenschleppte, die Sympathien verloren habe; was wohl einen verspäteten Stich auf die „Wally“ bedeuten sollte. Weiterhin beeilt sich Mundt, gegen die Zusammenfassung von Schriftstellern unter einem Namen „Junges Deutschland“ zu protestieren[1]), die Veranlassung gegeben habe, Wienbarg und so manchen anderen — hier spricht er *pro domo* — auf längere Zeit zu hemmen und in den Bann zu tun. Dieser Stoßseufzer ward freilich nicht ohne Grund getan, bedenkt man die Schwierigkeiten, die Mundt mit seinen „Schriften in bunter Reihe“, dem „Zodiacus“, den „Dioskuren“ bisher gehabt hatte[2]), Gutzkow habe sich — heißt es weiter im „Freihafen“ — von neuem in eine literarische Verworfenheit hineingearbeitet[3]); dies und das Verdammnisurteil über Gutzkows „gemeine Schimpfereien“ „Freihafen“ 1840 III. 262 sind bereits Reaktionen auf dessen Polemik im „Telegraphen“, dessen Jahrgänge 1838 und 1839 eine reiche und interessante Ausbeute ergeben, so daß ich mir nicht versagen kann, sie hier, wenn auch möglichst gedrängt, auszulegen. Der „Telegraph“ 1838 steht Mundt zuerst ziemlich objektiv gegenüber, S. 32 und 56 nehmen „Mundts vertraute Briefe über Hamburg“ im „Delphin“ beinahe in Schutz. In Gutzkows „literarischen Elfenschicksalen“ wird Mundt noch geschont, aber Klein und Meyen, der als Meyenkäfer erscheint, hergenommen (S. 282 ff.). S. 302 erscheint die bereits erwähnte Entgegnung auf Mundts hämischen Angriff im „Freihafen“ (Doktrinalismus!) und nun folgt Schlag auf Schlag. Gutzkow beantwortet einen Stoß der „Zeitung f. d. elegante Welt“ mit Hieben auf Mundt und Kühne (S. 437), nachdem er vorher schon bezweifelt hat, daß der „Freihafen“ der Cottaschen Vierteljahrschrift das Gegengewicht halten könne. Er rettet (S. 489) Bettina vor Mundts Charakteristik in den „Spaziergängen“, läßt seine Spekulantia in Paris (Fortsetzung der „Elfenschicksale“) mit Mundt zusammentreffen, dessen Stieglitzdenkmal, „Madonna“, soziale Schriftstellerei — Poesie, nicht Bildungstendenz fordert Spe-

---

[1]) Man sehe auch Mundts literar. Notiz „Freihafen“ 1839 II. 253, in der er äußerst gereizt gegen die Ansicht der Halleschen Jahrbücher loszieht, Varnhagen sei der Führer des „Jungen Deutschland“; er selbst habe auf einer Reise zufällig aus der Zeitung zuerst erfahren, daß ein solches existiere, aus fünf Mitgliedern bestehe, unter denen er sogar seinen eigenen Namen fand!

[2]) Vgl. darüber ausführlich Houben „Jgd. Sturm und Drang“ S. 463 ff.

[3]) Daß Wienbarg auch bei anderen mehr Sympathien gewann als Gutzkow, belegt Houben, ibid. S. 200 f.

kulantia! — verspottet wird (S. 525). Bald wird Heine vor Mundt in Schutz genommen (S. 736): Wer über die Beine der Taglioni und die Papageiphilosophie einer Dejazet schreibe, dürfe Heine nicht der Frivolität zeihen, daß er mit Religion und Philosophie leichtsinnig umgehe. S. 752 wendet sich gegen die freche Kritik des Berliner Kreises, S. 817 ff. bringen eine vernichtende Rezension der Kühneschen „Klosternovellen" mit zahlreichen Stichen auf Mundt. Andere traten ins Gefecht: Uffo Horn (S. 686 f.) gegen Mundt, ein L. B. unterzeichneter Bericht (S. 761 ff.) nimmt die Berliner zuerst summarisch, Mundt, Kühne, Meyen und Klein dann noch besonders vor (vgl. auch S. 840). Man stichelt auf Mundts „Spaziergänge und Weltfahrten" (S. 832 und 856) oder der „Telegraph" nennt die Artikel im „Hamburger Korrespondenten" über die neuesten Literaturverhältnisse sehr beachtenswert (S. 920); in ihnen aber fand sich Mundt angegriffen (s. oben) von Wihl, der darüber mit der Leipziger „Eleganten" im „Telegraphen" weiterstritt (S. 1309). Eine Kritik über Varnhagens Denkwürdigkeiten III. Bd. vergißt nicht, ein wegwerfendes Urteil über Mundts, Laubes und Kühnes Stil[1]) zu fällen (S. 982), man erinnert sich wieder einmal der Ciceronianischen Beredsamkeit, die Mundt den Taglioni-Beinen zugesprochen (S. 1024), man eifert gegen dessen und Laubes Auffassung vom „Jungen Deutschland" (S. 1113), kritisiert abfällig Mundts Lustspiel „Komödie der Neigungen" (S. 1135) und nimmt zur Abwechslung die im II. Bande der Mundtschen „Spazierfahrten" und im 2. und 3. Hefte des „Freihafens" gehäuften Schmähungen im besonderen her, auch hier, wie der Anonymus der Allgemeinen Zeitung, Mitarbeiter wie König, Varnhagen, Carus, Rosenkranz, Mises ausnehmend, mit denen Mundt nur prunke (S. 1151). Das Wort über die Zügellosigkeit des Tadels, welche in Deutschland alles verderbe (S. 1168), gilt der Berliner Journalistik. Der Abdruck eines Teiles des Gutzkowschen „Blasedow" (S. 1221 f.) verhöhnte Mundt als Prosamagier[2]), eine durch zwei Nummern (154 und 155) ausführliche Kritik der „verunglückten" Mundtschen „Komödie der Neigungen" rückte seinem Stil mit zahlreichen Belegen zu Leibe; damit nicht genug, tadelte ein Nachtrag dazu (S. 1277 ff.) Mundts Ansicht von der Emanzipation der Frauen. Eine grobe Begegnung der Kühneschen Angriffe und zugleich Mundts unterzeichnet bald Gutzkow selbst (S. 1366), kleine Schläge tun bisweilen auch ihre Wirkung: Mundt möge als Kommentar zu Heinroths „Vom Ärger" über den Schriftstellerärger schreiben (S. 1408); ein drolliger Witz stellt sich gelegentlich ein, da sogar Orest Kühne seines Pylades Mundt

[1]) Über die Buhlerei mit klassischen Gespenstern s. S. 1149 Anmerkung.

[2]) Ähnlich auch S. 1000: Die Prosa und ihr Evangelist Mundt spielen eine klägliche Rolle, wenn sie den Vers verhöhnen.

Komödie für verunglückt erklärt habe: *„Sic transit gloria Mundti“* (S. 1488). Eine Besprechung von J. K. Fr. Rinnes „Lehre vom deutschen Stil“ kann es sich nicht versagen, dem „nicht immer gründlichen Buche“ Mundts über die deutsche Prosa und dessen Stil eins zu versetzen (S. 1494), dann fallen wieder spitze Worte selbst gegen die Ankündigungsmanier des „Freihafens“, gegen dessen Mitarbeiter, Cottas Vierteljahrschrift stehe weit höher, wobei nicht unterlassen wird, für den nächsten Jahrgang eine Fortsetzung der Polemik anzukündigen (S. 1538/39, 1624). Man sieht, im Jahrgang 1838 des „Telegraphen“ prasselte es tüchtig auf Mundt und seinen Kreis und es ist seiner Zurückhaltung im „Freihafen“ zuzurechnen, daß das Jahr 1839 nicht so kriegerisch verlief. Wohl gesteht Gutzkow (1839 S. 4), die Zergliederung der „Mundtschen Autorschaft“ im „Jahrbuch der Literatur“ habe ihm rechte Freude gemacht, wohl nennt er in der Rezension über „Drei Bücher deutscher Prosa“ H. Künzels Mundts Prosabuch eine Charlatanerie, eine auf Quellenstudium nirgend gegründete Unzuverlässigkeit und Hohlspiegelung (S. 82)[1]) oder der „Telegraph“ spottet über Mundts „Würde“ (S. 116); es treten doch schon größere Angriffspausen ein. Nach Monaten erst donnert Gutzkow gegen Mundt, Kühne und Laube: sie seien in der freimütigen Behauptung politischer und religiöser Überzeugungen gegen ihn die gehorsamsten Lakaien (S. 540)[2]). Im Streite Heine-Wihl nimmt der „Telegraph“ natürlich gegen Kühne Stellung (S. 736), er kämpft nun gegen eine „Mundt-Kühne-Laube-Heinesche Koalition“ (S. 808), gegen Kühne besonders, der sich Heines in der „Eleganten“ annahm (S. 816); es folgt das bekannte Sendschreiben des Jagdhundes Hektor gegen den Redakteur der „Eleganten“ (Gutzkow gegen Kühne) S. 817, dann noch eine Auseinandersetzung mit derselben Zeitung über Gutzkows „Richard Savage“ (S. 991). Gutzkow hatte neben dem Zank mit dem Buchhändler Hoff aus Mannheim mit Heine einen Gang auszufechten, so trat Mundt zurück. Nur einmal noch griff der „Telegraph“ (1839) den „Freihafen“ an: warum würden in diesem, wenn Mundt für Dav. Strauß sei, diejenigen Männer heruntergesetzt,

[1]) Draeger a. a. O. S. 122 führt aus Gutzkows „Götter, Helden und Don Quixote“ (1838) zwei allgemein gehaltene Bemerkungen anerkennenden Tones über Mundts Prosabuch in Kursiv. Gutzkow hier vorfindliche absprechende Urteile in gewöhnlichem Druck an; diese sind aber nicht zu übersehen, eben weil sie ins einzelne gehen, sie können auch vermehrt werden aus S. 222, 224, 228. Hält man dazu noch die von mir beigebrachten tadelnden Stellen aus dem „Telegraphen“ und Gutzkows Brief an Künzel 29. Februar 1839 (Zeitschr. f. Bücherfr. 1912 S. 119): „Sie stellen Mundt zu hoch . . . .“, so sieht man, daß Gutzkow über Mundts Werk bei weitem mehr Tadel als Lob aufbrachte.

[2]) Der Ausdruck „Servile Ideologie“ (anonym. Bericht über „Berliner Spaziergänge“ „Telegraph“ 1839 S. 1436) geht sicher auf den Mundt-Kreis, die „gemütlose Possenreißerei“ auf Glasbrenner.

die für Straußens Berufung in Zürich eintraten (S. 1344)? Hier ist aber der „Telegraph" im Irrtum: Mundts Züricher Korrespondent F. E. Pipitz tritt „Freihafen" 1839 III. S. 237 selbst für Strauß und eine konsequente Behandlung der Berufungsfrage ein, er verspottet nur beide Parteien, wo sie finanzielle und politische Fragen mit der Universitätsangelegenheit egoistisch verknüpften. Noch einer ironischen Frage ist zu erwähnen (S. 1512): Wo bleibt Mundts „Delphin" fürs nächste Jahr? — Um aber Gutzkows volle Kampfkraft, der Mundt zu unterliegen schien, zu würdigen, genügt die Durchsicht dieser zwei Jahrgänge des „Telegraphen" noch nicht. Im „Jahrbuch der Literatur" (1839) unter „Vergangenheit und Gegenwart" (S. 55 ff., 65 ff.) hielt Gutzkow eine gründliche Abrechnung mit Mundt, bei der dieser wahrlich übel wegkam. Nur die schärfsten Worte seien herausgegriffen: in Mundt bildete sich allmählich eine gesetzlose Anarchie des Denkens aus, von ihm erst habe Gutzkow die Rehabilitation des Fleisches kennen gelernt („Madonna"), Mundt werde von Wienbarg bei weitem überragt an klarer und harmonischer Ausbildung des Charakters; Kühnes „Quarantaine im Irrenhause", die Mundt schon im „Zodiacus" (II. 216) und später in seinen Literaturgeschichten als Werk der Vermittelung von Stabilität und Fortschritt gepriesen hatte, wird von Gutzkow zerzaust (Jahrb. S. 67)[1]. Als Kuriosum möchte zu vermerken sein, daß Mundt auf Gutzkow, dieser wieder auf jenen die Verantwortlichkeit für polizeiwidrige Schlagwörter schob. Auch sonst gab es Reibungspunkte: Der von Mundt gehaßte Wihl erschien im Jahrbuch als Mitarbeiter, Dr. Meyen wird als Rezensent Freiligraths von Dingelstedt abgelehnt (S. 244), ebenso Fr. v. W., Mitarbeiterin des „Freihafens" (1839 II.)[2] und Levin Schücking glaubt (Jahrb. S. 212) eine Erschöpfung, eine geistige Verarmung über so manchen, anfangs so rüstigen Kämpen gekommen,

[1] Wie es scheint als Antwort auf Mundts Korrespondenz über Alex. Jungs „Briefe über die neueste Literatur" „Freihafen" 1838 I. 244. Gutzkow druckte auch die auf Mundts Urteil über Jung bezügliche Bemerkung aus A. Lewalds „Europa", es sei etwas charakterlos und parteiisch, in seinem „Telegraphen" mit Behagen ab (1838 S. 616).

[2] H. Koenig, „Telegraph" 1838 noch als Mitarbeiter angekündigt (s. auch S. 228 ff.), wurde von Gutzkow 1839 S. 946 f. hart angefaßt, da er nach der Ehre gegeizt hatte, Mitarbeiter des „Freihafens" zu werden. Seine Stilwandlung trifft der Vorwurf der Hinneigung zum „Mundt-Kühne-Laube-Varnhagenschen Zeuge". — Der 1840 II. in den „Freihafen" eintretende F. W. Carové wurde von Gutzkow, „Telegraph" 1838 Nr. 100 f. (vgl. auch Nr. 63), wegen seiner schwankenden Stellungnahme in der Kölner Sache angegriffen und mit Goethes Pater Brey verglichen (dieser Teil der Gutzkowschen „Streifzüge" fehlt im Druck der „Vermischten Schriften" 1842 Bd. I); aber gerade solch ein Charakter mochte Mundts vermittelnder Tendenz entsprechen. — F. v. W. = Margar. v. Wolff, Goedeke X. ² 234, erscheint sie schon in Mundts „Dioskuren" und im „Dephin"; nach einer Notiz im „Telegraphen" 1838 S. 24 wurde sie von L. Schefer in die Literatur eingeführt.

daß man allen Ernstes befürchten müsse, sie bald der Gewohnheit breitgetretenen Pfad einlenken zu sehen: „Mundt . . . . scheint ihn schon jetzt als den behaglichsten zu halten, um darauf Weltfahrten zu machen“ [1]).

Unter so zahlreichen kleinen und großen Schlägen war der „Freihafen“ still geworden: der rücksichtslosen Natur eines Gutzkow gegenüber zog sich die sanftere Mundts in sich selbst zurück, um nur einmal noch im „Freihafen“ sich zu einer Entgegnung zu sammeln, in dem Rechtfertigungsaufsatz (1840 IV. 261 ff.) [2]). Dieser scheint, was meines Wissens noch niemandem beifiel, von Gutzkows „Vergangenheit und Gegenwart“ im Jahrbuch von 1839 angeregt worden zu sein: sowohl die in die Augen springende Ähnlichkeit der Anlage — Unterbrechung der erzählenden Darstellung durch Momentaufnahmen zeitgenössischer Schriftsteller — als auch die Absicht, die beide damit verbanden — Rückblick auf die Kämpfe der Jugend — sprechen dafür; nur ist Mundt der bequemere, er druckt einfach alte Rezensionen, so aus dem „Zodiacus“, ab und er will mehr als Gutzkow und nicht weniger der Behörde hier seine Ungefährlichkeit beweisen. Aber wie im „Jahrbuch“ Gutzkow mit Mundt abrechnet, so im „Freihafen“ fast zwei Jahre später Mundt mit Gutzkow: er wiederholt hier seine abfällige Kritik über die Wally aus dem „Zodiacus“, er setzte Gutzkow Wienbarg gegenüber — wieder eine „Zodiacus“-Besprechung wiederholend — genau so herab, wie es jener mit ihm im „Jahrbuch“ gemacht hatte, er gesteht Gutzkow hier nicht mehr zu (regsamen Verstand und kombinatorisches Talent) als jener ihm im „Jahrbuch“. Neu ist eigentlich nur, daß er Gutzkows reizbaren Charakter angreift, bei dessen Ausbrüchen diesen Verstand wie Talent verlassen; neu ist noch sein Bekenntnis, daß er schon bei Beginn des Gutzkow-Menzel-Streites der Vermittlung nahe gewesen sei; zum Beweise druckt er einen Brief Menzels (vom 25. September 1835) ab und erläutert seine Antwort darauf. Damit aber sind wir der besonderen Absicht, die Mundt mit diesem Aufsatz [3]), den er (nach Geiger a. a. O. S. 210) am 10. November 1840 sogar an das preußische Ministerium sandte, um die Aufhebung der drückenden Zensurmaßregeln zu erwirken, nahegekommen; er wollte nur als „mitgefangen — mitgehangen“ angesehen werden.

---

[1]) Gemünzt auf die 1838/39 erschienenen „Spaziergänge und Weltfahrten“ Mundts, die seine oben erwähnte Reise ausschöpfen.

[2]) Außerdem wird Gutzkows im „Freihafen“ 1841 I. 168 gedacht: auch er sei von den preußischen Behörden wieder zu Gnaden aufgenommen worden.

[3]) Er sei fürderhin kurz, wenn auch nicht schön, Vermittelungsaufsatz genannt, im Anschluß an Gutzkow, der Mundts Absichten schon im „Telegraph“ 1838 (S. 882) mit dem Kompositum „diplomatische Literaturvermittelung“ kennzeichnete.

Als äußeren Anlaß dieses vorläufigen Abschlusses bezeichnet Mundt die Schrift Heines über Börne, die bekanntlich auch Gutzkow zu einer Heine bekämpfenden Biographie Börnes bewogen hat. Er bedauert auf der zweiten Seite schon, daß man vergeblich versucht habe, sich mit der historischen Lebenskraft der Nation zu begegnen. Es liegt nahe, dies als einen Wink an die Behörden, denen er sich am Schlusse als Beichtenden empfiehlt, aufzufassen, welche ja das damalige Staatsleben aus der Geschichte rechtfertigen wollten. Er greift nun seine Leipzig 1832 erschienene Schrift „Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwicklung“ heraus, dort sei ihm die Bezweckung dieser Einheit unter den obwaltenden Umständen wie eine leere Abstraktion erschienen. Es folgt ein Abdruck jenes Teiles, der das Hambacher Fest abfällig kritisiert, wobei Mundt sich mit Sperrdruck — „aus der Luft gegriffenen lächerlichen Redensarten von dem einen und ungeteilten Deutschland“, „gedankenlosen Liberalismus, schmutzigen Liberalismus, Liberalismus der Lumpe“ — neuerdings den Behörden angenehm zu machen sucht; nicht anders mit dem Vorwurf der exaltierten deutschen Turnerberedsamkeit von 1815—1819 (S. 203 ff., 210). Nur vergißt Mundt dabei völlig, daß er einst in jener Schrift prinzipiell weder die Einigung Deutschlands noch den Liberalismus bekämpft hatte, sondern nur die veralteten Mittel. Er unterläßt weiter nicht (S. 211), sich als ehemaligen Mitarbeiter der halbamtlichen Staatszeitung zu präsentieren, für die er Auszüge aus landständischen Verhandlungen abfaßte, um im Anschluß daran (S. 213) die Ständeverfassung „gewiß als die Form, welche die beste bis jetzt hatte aufgefunden werden können“ anzupreisen. Das war der Standpunkt, wie ihn etwa Fr. Schlegel in den Kölner Vorlesungen von 1802—1804 und später vertreten hatte[1]). Es geschieht ferner gewiß nicht ohne Absicht, wenn er anläßlich seines Aufenthaltes in Jena der Wirkung des Rahelbuches in Kreisen gedenkt, die politisch untadelig waren: so unter anderen der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin. Anschließend daran stellt er seinen in Wien gepflogenen Verkehr mit dem „bekannten katholischen Philosophen“ Anton Günther, dessen Schülern Dr. Pabst und Dr. Hock[2]) ins Licht. Am besten cha-

[1]) Bemerkenswert ist, daß Gutzkow „An den Fürsten zu Solms-Lich“ „Hamb. Telegraph“ 1838 August Nr. 135 das ständische System, auf die Masse angewandt, für etwas Lächerliches erklärte.

[2]) Anton Günther 1783—1863. Er vertrat den spekulativen Katholizismus und mußte für Mundt nicht weniger interessant sein als die spekulativen Protestanten aus der Hegelschule; jedenfalls stand G. den romantischen katholischen Theologen näher, reklamierte ihn doch die Münchner Universität 1831 (Görres) als den Ihrigen. In Konflikt mit seiner Kirche kam Günther erst nach 1848. S. Wurzbach B. L. VI.; A. D. B. X. — Johann Heinr. Pabst, Arzt und Schriftsteller, seit 1823/24 Winter mit Günther befreundet und in dessen Sinne tätig (1785—

rakterisiert die jetzige Zwitterstellung Mundts hier der Satz (S. 216), in welchem die „von meiner Seite aufrichtig empfundene Verehrung für diese Männer“ und — als Bedingung für den Verkehr — „mehr der Reiz des Gegensatzes als der Übereinstimmung“ mit diplomatischer Vorsicht nebeneinandergestellt werden[1]). Ganz besonders liegt ihm aber am Herzen, seine „Modernen Lebenswirren“ zu retten; daß der oben genannte Hock sie in einer katholisch-theologischen Zeitschrift rezensierte, ist ihm eine besondere Genugtuung[2]). Er möchte sich darin als objektiven Ironiker gefunden wissen, der keiner Partei angehöre, was sein eigenstes Naturell sei. Er täuscht vor, daß mit der Sehnsucht nach der „historischen Tat“ eigentlich nichts Revolutionäres gemeint sei, nur der Wunsch nach Reform leuchte durch; die Aufgabe der „Lebenswirren“ sei eine „durch und durch“ ironische gewesen. Es wäre nicht verwunderlich, wenn Mundt den „Tatbegriff“ Wienbarg an den Kopf würfe, der ihn in seinen „Feldzügen“ gerade für die Gegenwart geprägt hatte. Denn Geschichte war in den Kampftagen für alle Jungdeutschen nicht etwa Vergangenes, sondern Gegenwärtiges, an dem mitzuarbeiten sie sich berufen fühlten, wenig bedacht um den Unterschied von Reform und Revolution; gestattete es der Raum, ließen sich die Belege in Fülle beibringen. Mit dem Hinweis auf Mundts ausdrückliche Berufung (S. 233 f.), er habe im „Zodiacus“ schon Altes und Neues, Stabilität und Fortschritt zu verbinden getrachtet, dürfte die vermittelnde Tendenz dieses Aufsatzes genügend gekennzeichnet sein.

Es erübrigt noch, kurz die Beziehungen des „Freihafens“ zu anderen Jungdeutschen zu skizzieren. Das 1. Heft (1838) S. 253 bringt in einer Pariser Korrespondenz einen kurzen Bericht über Heines Leben, Aussehen und Pläne (G. Sand zu übersetzen), der literarhistorisch wertlos ist. Nur die Stellungnahme an sich zu Heine ist dieselbe wie die Mundts in den „Spaziergängen und Weltfahrten“ 1838 II. 158 ff. und sie ist im Grunde auch im Vermittelungsaufsatz (Heine, Börne und

---

1838) Wurzbach XXI.; A. D. B. XXV. — Hock Karl Ferd., Freiherr von (1808—1869), Schüler Günthers, aber auch als kameralistischer Schriftsteller tätig. Wurzbach IX.; A. D. B. XII. Vgl. auch Draeger S. 31.

[1]) Wahrhaftig verehrungswürdig nennt er Günther (S. 224) als zugleich katholischen Priester und modernen Philosophen, der durch eine in sich freie und wahre Wissenschaft Protestantismus und Katholizismus zu versöhnen gesucht habe. Gleich auf der nächsten Seite aber spricht Mundt vom Pietismus, der den Protestantismus zu einem halben Katholizismus verhunze, von dieser falschen Vermittelung zwischen Protestantismus und Katholizismus, der aber doch Günther dienen wollte. Aus diesem Nebeneinander von Widersprüchen merkt man, wie schwierig Mundts Stellung zwischen den Parteien wurde, wie wenig geistig durchgearbeitet seine eigene Vermittelung war.

[2]) Ebenso Göschels „genau eingehende und des Lobes volle Beurteilung“ in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

das sogenannte junge Deutschland, „Freihafen" 1840 IV. 237 ff.) noch die, welche er im „Zodiacus" von 1835 eingenommen hatte (hier im „Freihafen" wieder gedruckt!): Er läßt den Dichter gelten[1]) und hält sich die Frivolität Heines, die ihm auch in der Politik und in der Oberflächlichkeit von dessen philosophiegeschichtlichen Arbeiten durchzublicken scheint, vom Leibe. Daß er Heine einen Dichter der Bewegung genannt hatte („Zodiacus" 1835 I. 13), gesteht er hier zu, daß er aber in der Posthornsinfonie, die auch im „Zodiacus" steht, selbst die Bewegungspartei vertreten hatte, verschweigt er an dieser Stelle des „Freihafens". Ein paar Seiten später will er freilich „Bewegung" als ganz harmlos hinstellen; es ist also ganz deutlich, wie sehr es ihm darauf ankommt, nicht mit Heine zusammengestellt zu werden. Es ist nicht uninteressant, hiebei einen Blick auf Gutzkows „Jahrbuch der Literatur" 1839 zu werfen: es trägt zwar das Bild Heines, aber wendet sich auch gegen ihn, nur von anderem Gesichtspunkte aus: so S. 146[2]), wo gegen ihn Börne ausgespielt wird, der die Achtung der Franzosen durch andere Ansprüche habe erringen wollen als durch die Bekenntnisse, daß er nie einen Fuß über die Schwelle einer Synagoge gesetzt, nie Tabak geraucht noch Sauerkraut gegessen habe; so auch S. 164[3]), wo Heine vorgeworfen wird, daß er seit seinem völligen Aufgehen in französischem Wesen unendlich viel verloren habe. Nur in einem waren sich Mundt und Gutzkow über Heine einig, in der Ablehnung der Schrift Heines über Börne, da sie beide sich in einer höheren Einschätzung von Börnes Charakter fanden[4]).

In freundlicher Weise gedenkt eine Korrespondenz aus Muskau („Freihafen" 1838 II. 237 f., von v. Tr.?) Heinrich Laubes, der abgeschieden von der eleganten Welt (gemeint ist die Leipziger „Zeitung für die elegante Welt") hieher gesetzt worden, womit auf Laubes Verbannung durch die Berliner Polizei angespielt wird; daß man ihn in Berlin am Barte gezupft, geht auf die Verschließung in der Hausvogtei[5]). Ernsthafter setzt sich schon der oben herangezogene Vermittelungsaufsatz im IV. Heft von 1840 mit ihm auseinander: ein liebenswürdiger und tüchtiger Charakter, der im Sinne des Liberalismus arbeitete, aber mehr Mut als Geist besessen habe. Leider habe er tendenziöse Formeln und Typen hingestellt, welche das Mißtrauen der Be-

[1]) Auch Gutzkow gedenkt noch (Jahrbuch S. 14) der poetischen Anlage des Elfengeistes Heine.

[2]) E. Kolloff: Börne in Paris.

[3]) Levin Schücking: Rückblicke auf die schöne Literatur seit 1830.

[4]) Man vergleiche „Freihafen" 1840 IV. 240 f. (nach „Zodiacus" 1835 I. 13 f.) und Gutzkows freilich um vieles schärfer geschriebene Börnebiographie.

[5]) Die Andeutung, Laube werde sich auf den Fischfang verlegen und sich von Herrn Engelmann in Leipzig Krebse schicken lassen, ist mir nicht verständlich. Engelmann ist offenbar der Leipziger Verleger.

hörden erweckten. Damit wird auf Laubes „Das junge Europa" gedeutet, in dem die Rehabilitation des Fleisches gepredigt und von den Personen des Romans auch erlebt wird: so gibt Mundt den Vorwurf Gutzkows, er habe aus der „Madonna" von dieser Rehabilitation zum erstenmal gehört[1]), prompt an Laube weiter. Daß aber alles an Laube nur ein Anlauf ist, daß ihm die geistige Durchbildung einer Persönlichkeit fehlt, darin stimmt Mundt mit Gutzkows Urteil im „Jahrbuch" überein; nur ist dieser auch hier der schärfer Zugreifende, es genüge, ein Wort zu zitieren: „Laube war ein oberflächlicher Forscher, ein schlottriger Stilist"[2]). Und wieder gemeinsam ist eine gewisse Achtung vor Wienbarg: er habe die edelsten Keime der neueren deutschen Literatur in sich aufgenommen, sagt Gutzkow[3]), und wie aus der weiteren Kritik hervorgeht, auch zu verarbeiten gesucht; von edelstem und reinstem Sinne Wienbargs spricht auch Mundt im „Freihafen" (a. a. O. S. 243). Dasselbe gilt von beider Urteilen über Charlotte Stieglitz: beide suchen zu rechtfertigen, jeder würdigt die Bedeutsamkeit des Entschlusses zum Selbstmorde, der zum Teil aus der Zeit und ihren Wehen zu erklären sei. Gutzkow gesteht (Jahrbuch S. 46), daß er ohne den Tod Charlottens seine „Wally" nicht geschrieben hätte, Mundt hat sein „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" zu verteidigen. Aber auch hier erscheint Mundts wenig sympathische Rechtfertigungssucht, welche seine Schrift von Zeittendenzen ferngehalten und sie aus persönlich teilnehmender Freundschaft aufgefaßt haben will: er hatte wohl noch im Gedächtnis, daß W. Menzel im Lit. Blatt (1835 S. 434) das „Denkmal" mit der „Wally" zusammengestellt und beide als unverkennbar einem Prinzip entstammend erklärt hatte, jener verkehrten Emanzipationslehre, welche die Ehe verdamme und aus jedem Mädchen eine Hetäre machen wolle.

Hier sei noch des Verhältnisses zu Immermann gedacht. Die Berliner Korrespondenz des „Freihafens" 1838 I. 220 ff. (wohl auch diesmal Mundt) widmet Immermanns „Opfer des Schweigens" anläßlich der Aufführung an der Hofbühne eine ausführliche Besprechung. Trotzdem sich der Berichterstatter für das Stück nicht zu erwärmen vermag, blickt doch die Anerkennung vor „einem unserer besten neueren Dichter" durch, die auszusprechen die übrigen Jungdeutschen der Gelegenheit stets wahrnahmen: so Gutzkow im Hamburger „Telegraphen" 1840 (Houb.-Ausw. VIII. 145 ff., s. noch Register), hatte er ihn doch schon in „Götter, Helden und Don Quixote" unter die Helden gezählt, so Laube in der „Zeitung für die elegante Welt" 1833 (ed. Houb. Bd. 49, 268 ff.), warm auch den Menschen Immermann schildernd in den „Erinnerungen" (ib. Bd. 40, 376 f.;

[1]) Jahrbuch 1839 S. 63.
[2]) Ibid. S. 30.
[3]) Ibid. S. 66.

41, 336; vgl. Burgtheater, Bd. 30, 199), so schließlich Wienbarg in dem scharf zusehenden Vergleich der Fassungen des Andreas Hofer-Stoffes in „Zur neuesten Literatur" (1835). Heines dauernde Freundschaft mit Immermann ist hinreichend bekannt: sie war durch die Gegnerschaft zu Platen gefestigt.

Bevor darauf eingegangen werden soll, wie sich der „Freihafen" zur Romantik stellte, möge erinnert werden, daß sich die Zeitschrift selbst geschichtlich als zur Übergangsepoche gehörig bestimmt. Besonders der Historiker Eduard Arnd betont diese in einer geschwätzigen Artikelreihe „Die Epochen der Zivilisation" nicht weniger als viermal (1841 III., 157, 247, 264/5 und IV. 72). Ähnlich sah Mundt in „Spaziergänge und Weltfahrten" (III. 72 f.) im konstitutionellen Liberalismus nur eine, wenn auch notwendige Durchgangsstufe. Levin Schücking nennt in Gutzkows „Jahrbuch" (S. 165) die Werke der jüngsten Literaten Generalproben und (S. 211) Propyläen. So bezeichnet Mundt noch in der Literaturgeschichte der Gegenwart 1853 (2. Aufl. 634) die jungdeutsche Zeit als Übergangsepoche, in der Ideen erarbeitet wurden, die einen Neubau der sozialen Verhältnisse, eine Fortentwicklung der Religion und die Begründung einer befriedigendsten Periode des Völkerlebens im Auge haben[1]). Es war das starke Gegenwartsbewußtsein, welches einer wertvollen Zukunft vorgeschaffen haben wollte, welches zu dieser Auffassung und im letzten Grunde zu einer Polemik gegen den abschließenden Systemgedanken Hegels führte. Die Jungdeutschen stellen sich also mitten in die Entwicklung hinein und hatten deshalb sich mit der Romantik auseinanderzusetzen.

Levin Schücking bemerkt im „Jahrbuch" (S. 170): Von 1830 datiere sich der Untergang der Romantik als herrschender Potenz, die als antirealistisch auszugeben sei. Daß dieser scharfe Einschnitt aber etwas Künstliches ist, ersieht man am besten aus dem Verhältnis zu Bettina. Im „Freihafen" (1841 II. 319 ff.)[2]) widmet ihr Mundt einen Aufsatz anläßlich des Buches „Die Günderode": er äußert sich durchaus zustimmend nicht nur zur Stiftung der originalen „Schwebereligion"[3]), wobei er den Terminus allerdings nicht recht aufnehmen will, aber diese Religion ist eine individuelle und dafür waren die Jungdeutschen als

[1]) Laube sprach von seiner Zeit als Durchgangsepoche, s. Przygodda, Berl. Beitr. Nr. 29 S. 70.

[2]) Zum Teil wörtlich in die Literaturgeschichte der Gegenwart 2. A. 1853 S. 638 ff. aufgenommen. Zu erinnern auch, daß Gutzkow und Wienbarg Bettina zur Mitarbeit an der „Deutschen Revue" eingeladen haben. (Bibl. Repertor. Zeitschriften des jungen Deutschl. I. 412.)

[3]) „Freihafen" 1838 III. 32 ruft David Strauß aus: „Wie lange wird es an solchen fehlen, die in Bettinas Briefen ein anderes Evangelium Johannis erblicken?", wobei er sich auf Heine beruft, der die Biographen Napoleons Evangelisten genannt habe (gemeint ist Le Grand IX.).

Schüler Schleiermachers gegen die einengenden Fesseln einer bestimmten Kirche immer zu haben. Nicht anders greift er „Denken und Handeln, die Einheit beider in der Tat" auf, ganz im Sinne jungdeutschen Strebens nach Überwindung des Dualismus. Voll Achtung steht auch Schücking (a. a. O. S. 186) Bettinen gegenüber und aus dem Kultus des Genius leitete schon Gutzkow auch im „Jahrbuch" (S. 43) vor Mundt und wie dieser ihre harmonische Persönlichkeit ab[1]). Zu den übrigen Romantikern fanden sich die Jungdeutschen nicht so leicht[2]) Börne nannte Dramat. Blätter, Werke ed. Geiger[3]) I. 320) die Romantik eine Auszehrung der Freiheit (ähnlich auch ibid. VII. S. 486 Lesarten zu „Menzel der Franzosenfresser" über Görres, Schlegel, Steffens und Z. Werner), Heines gegensätzliches Verhältnis dort, wo es auf Weltanschauung und die auf sie sich gründende Politik ankommt, ist hinlänglich bekannt; ebenso aber auch, was er ihr als Dichter zu verdanken hatte (vgl. Paul Beyer „Der junge Heine" Bonner Forsch. N. F. 1). Wienbarg verwahrt sich zwar gegen die romantischen Liebeleien, Rittertum und Pfaffentum (Geschichtl. Vorträge über ad. Sprache und Literatur 1838 S. 3 und 5), doch würdigt er die Verdienste der Romantik um das nationale Bewußtsein[4]). „Holland" 1833 I. 77 aber spottet er über den romantischen Mondschein der Schlegelianer und Tieckianer und in der „Quadriga" (1840 S. 83) wirft er den Schlegeln, die unsäglich viel über alles und nichts zu sagen gewußt hätten, Mangel an Sachlichkeit vor. Gutzkow nannte sich noch in den „Rückblicken" als Herausgeber des „Forums" einen Romantiker und gestand in autobiographischen Schriften, von ihnen beeinflußt zu sein (Bibl. Repert. a. a. O. I. 51, 49, aus den Jahren 1875 und 1870). Das „Forum" (1831 I. 1 S. 36, 53) rühmte auch den tiefpoetischen Blick der Brüder Schlegel in der Unterscheidung des Klassischen und Romantischen; der Geist des Christentums sei mit tiefer Begeisterung ergriffen worden, „die heilige Dreieinigkeit der Religion, Kunst und Philosophie war geahnt und ausgesprochen von den edelsten Geistern". Spottworte Gutzkows über den Turner-Studenten („Briefe eines Narren" 1832), einen Beleg für die Ablehnung romantischer Politik (Divination auf den .... württembergischen Landtag 1832) hat

---

[1]) W. Prinz in „Mundt als Literarhistoriker" Dissertat. 1912 S. 75 zweifelt, ob Mundt Bettinens Schwebereligion ernst oder ironisch nehme; das erstere ist durchaus gewiß, nur gegen den Stil Bettinens hat er einiges einzuwenden: dies ist deutlich unterscheidbar.

[2]) Auf beschränktem Raume kann ich aus meinem umfangreichen aufgezeichneten Material nur Proben geben; dasselbe muß auch für die übrigen Gesichtspunkte dieser Abhandlung gelten.

[3]) In Verbindung mit J. Dresch, R. Fürst, E. Kalischer, A. Klaar, A. Stern und L. Zeitlin.

[4]) Auch um das Phantasieleben (S. 5); nur habe es der Romantik an einem Mittelpunkte gefehlt (S. 6).

Proelß (S. 299, 311) beigebracht. Gutzkow kann jedenfalls als der ernsthafteste Beurteiler der Romantik unter den Jungdeutschen gelten: Man beachte die Achim v. Arnim wohlwollende Perspektive auf den im Artikel „Hofrat Tieck" hart mitgenommenen alten Romantiker (Lit. Bl. Nr. 19 und 3 zum „Phönix" 1835), ferner die Rezension über Eichendorff (ibid. Lit. Bl. Nr. 2), die ihn sogar zur Anerkennung des Gehaltes romantischer Bestrebungen und zur scharfen Unterscheidung zwischen Wesen der Romantik und der Restauration führt. Jener Gehalt habe aus der Subjektivität, dem schöpferischen Ich, seine Vergeistigung gefunden: Narren hätten dies mittelalterlich und christlich genannt. Dem Universalismus der Romantik versuchte er in den „Beiträgen zur . . . Literatur" (1836 II. 9 f.) gerecht zu werden, in den „Verm. Schriften" 1842 III. 218 sagt er ausdrücklich, er habe sich nie zu den unbedingten Gegnern des romantischen Prinzips im Leben und in der Kunst schlagen mögen; und nicht unerwähnt darf bleiben, daß er in der Vorrede (1835) zu Schleiermachers Lucindenbriefen den Schlegelschen Roman nach seiner sittlichen und gesellschaftlichen Emanzipation wohl zu schätzen wußte; er vermißte hier nur die soziale Perspektive. Laube blieb in seinen Urteilen über die Romantik von Anfang an an der Oberfläche. Friedr. Schlegels „Philosophie der Geschichte" sei zur Demütigung der Menschen geschrieben, romantische Resignation und jungdeutsches Tatleben stehen sich nach Heines Vorbild entgegen („Das junge Europa" III. 1837 ed. Houb. 79); romantisch ist die Poesie des Rittertums, jungdeutsch die des Liberalismus (ib. S. 9); schon hier hat Laube geradezu Mißbrauch mit dem Worte romantisch getrieben: Phantasieren im Gefängnisse ist romantisch, Prostituierte sind leichtsinnige Mädchen der Straßenromantik (ibid. S. 49, 76, 50); die Belege ließen sich aus Laubes späteren Schriften leicht vermehren und es ist kein Zweifel, daß er einer der Hauptschuldigen an der irrtümlich-populären Auffassung der Romantik ist, die sich das ganze 19. Jahrhundert, reichlich Unverständnis erzeugend, fortgeschleppt hat.

Der Mundt der „Madonna" (1835) sieht Schelling, die Schlegel, Schiller und Musäus noch in Schlafröcken, er spottet (S. 10, 65 f.) über Wackenroder („Phantasien eines zeitungsliebenden Klosterbruders oder eines klosterliebenden Zeitungsbruders"), in den „Charakteren und Situationen" (1837 II. 254) über die Elfenträume des „Phantasus", das Räucherwerk der „Genoveva", die ästhetischen Novellenraisonnements. Tieck war von ihm schon in den „Lebenswirren" (1834 S. 114 f.) unter die Lupe genommen worden: der „Hofrat" blieb von ihm wie auch von Gutzkow im „Phönix" nicht unvermerkt: vor allem, er ist kein Dichter fürs Volk. Tiecks antijungdeutsche Novelle „Eigensinn und Laune" wurde übel gezaust, so in den „Charakteren und

Situationen" II. 250[1]). Mehr durch äußere Ereignisse als durch kritische Reife kam Mundt der Romantik näher, indem er für den Verlag Simion in Berlin die Fortsetzung der Schlegelschen Geschichte der Literatur übernahm[2]): sie erschien 1842 in Lieferungen[3]). Mit ihr ist auch die Stellung des „Freihafens" zur Romantik bestimmt. Den ersten Aufsatz liefert hier (1839 III. 109 ff.) Rudolf Kausler[4]); er wendet den kritischen Standpunkt der Schlegel auf die Romantik selbst an: Verstehen ist besser als Tadeln. Sie ist Rückwirkung wie Sturm und Drang, selbst die späteren Übertritte zur katholischen Kirche werden als religiöse und politische Reaktion im ursprünglichen Wortsinne zu rechtfertigen gesucht (Heft IV. 74, 88, 90 Fr. Schlegel). Kausler polemisiert gegen Hegel, der behauptet hätte, Fr. Schlegel sei durch ein Mißverstehen Fichtes zum Ironiebegriff gelangt: „In der Tat ein geniales Mißverständnis!" Tiecks Lyrik gilt ihm als bestes Beispiel für den bedeutsamen Einfluß der Stimmung auf den romantischen Charakter, die ihren künstlerischen Ausdruck in der „Genoveva" und in dem altdeutschen Ton Tieckscher Märchen findet. Daß die romantischen Stimmungen sich nicht zu einer einheitlichen Gesinnung zusammengeschlossen haben, bedauert der Autor besonders an der „Genoveva"; in der „Lucinde" aber, die aus einer Privatapologie hervorgegangen sei, vermag er die sittliche Grundstimmung, die sich am besten in Fr. Schlegels Wort von sittlicher und sinnlicher Reizbarkeit einfangen läßt, nicht einmal wahrzunehmen: er erklärt sie für vorromantisch und stellt sie zu Wieland und Heinse. Man wird diese Entgleisung dem sonst aufrichtig um das romantische Wesen bemühten Kausler nicht weiter nachtragen: fällt doch auch manches einsichtige Wort, wie: die Romantik erscheine überall als Ingrediens, wo wahre Poesie sei, oder: von den Grundsätzen der Malerschule, die man jetzt die romantische nenne, sei im „Sternbald" eigentlich nichts zu finden. Mundt selbst hat sich dieser verstehenden und beinahe alles verzeihenden Auffassung angeschlossen: als jugendlicher Novellist hatte er den Einfluß Tiecks erfahren[5]); jetzt setzte er Schlegel als Literarhistoriker fort und er beeilte sich in seiner ersten Lieferung (S. 3), die Verdienste der Romantik um das Nationalbewußtsein

---

[1]) Daß Mundt dieser Novelle Unsittlichkeit vorwarf und die neueste Literatur für sittlicher ausgab als die Romantik, belegt W. Prinz a. a. O. 70.

[2]) Ursprünglich war Wienbarg dazu ausersehen; s. Houb. „Sturm und Drang" S. 247.

[3]) = Geschichte der Literatur der Gegenwart.

[4]) 1811—1874, Protest. Theologe, Historiker und Verfasser von Erzählungen (1851).

[5]) Das stellt sowohl die Rezension über den „Basilisken" 1833 in Menzels Lit. Bl. 1834 Nr. 44 fest wie auch Gutzkow im „Jahrbuch" 1839 S. 59.

und eine nationale Literatur hervorzuheben[1]). Aber schon vorher „Freihafen" 1841 I. 95 verteidigt er sie gegen Ruges und Echtermeyers „Hallische Jahrbücher", gegen deren „sogenanntes Manifest" über Protestantismus und Romantik: Aristokratismus, Katholizismus und Romantik dürfen nicht schlechthin zusammengeworfen werden. Diese habe eine volkstümliche Bedeutung, welche in den ungetrübten Anfängen der romantischen Schule auch zur Erscheinung gekommen sei. Sie sei keineswegs durch ihr Prinzip der Freiheit und dem Fortschritt entgegengesetzt[2]); die katholischen Grundstoffe der Romantik seien zwar nicht zu leugnen, aber die absolute Gleichstellung des Katholizismus mit der Unfreiheit habe etwas sehr Mißliches und vorzugsweise die katholischen Staaten hätten freie und öffentliche Verfassungen aus sich entwickelt.

Einen der Romantik selbst gewidmeten Aufsatz bringt der „Freihafen" 1842 I. 81 ff.[3]); da Mundt ihn aus seiner „Literaturgeschichte der Gegenwart herausnahm, scheint er ihm besonders wichtig gewesen zu sein. Wörtlich Fr. Schlegel zitierend[4]), glaubt er in ihm den Propheten des Realismus erkennen zu können: dieser, welcher das ganze Dasein mit seiner Lebensphilosophie durchdringen und befruchten sollte, sei besonders in der Wechselwirkung, in welcher die idealistische Zeitphilosophie mit der lebendig produzierenden Weltgeschichte begriffen war, so hoffnungsreich von Schlegel angeschaut und darin in der Tat der Grundkeim der modernen Völkerentwicklung aufgedeckt worden. In der Fichteschen Philosophie des Ich sieht er ein kräftiges Ergreifen der tatsächlichen Welt (S. 83 f.), höher freilich steht Schelling, der Ideales und Reales als eines begründet habe; diese Totalanschauung des Lebens im Absoluten mußte veredeln und befreien. Den Zusammenhang mit der französischen Revolution findet er im absoluten Indifferenzpunkt der Einheit und Vielheit, auf welchem die Harmonie der Freiheit und Notwendigkeit in der unendlichen Staatsidee sich darstellen sollte; der deutsche Geist habe dies Harmonieprinzip — „vorläufig" (!) — im absoluten Idealismus auf rein geistige Weise gelöst[5]). War so von

---

[1]) Vgl. auch Prinz a. a. O. S. 27.

[2]) Als Beleg dafür dient ihm auch die Wirkung der deutschen Romantik auf die französische, welche von liberalen Ideen genährt werde.

[3]) S. 81—86 Z. 15 v. u. = Geschichte der Lit. 1842 6. Lieferung S. 38—45 Z. 6 v. o.; S. 86 Z. 11 v. u. — Schluß = Geschichte . . . 6. Lief. S. 30 Z. 10 v. o. — Schluß der ersten Vorlesung (nur der Abschnitt über Schellings Subjekt—Objekt ist umgestellt).

[4]) Gespräch über die Poesie. Jugendschriften ed. Minor II. 359 f.

[5]) Mit dem Harmoniebegriff hat Mundt immer wieder operiert, so auch in seiner „Ästhetik" 1845; dies fügt sich dem jungdeutschen Streben ein, aus dem Dualismus herauszukommen und zu einer Lebenseinheit zu gelangen.

Mundt eine Beziehung seiner Zeit zur romantischen Schule hergestellt, so erübrigte noch, Romantik an sich historisch zu fassen: sie gilt als der eigentliche Ausdruck der Lebensmächte des Mittelalters, als Einheit des modernen christlichen Lebens, als Volksleben, in dem alles Leben überhaupt aufgegangen sei (S. 87 f.), so daß sie als Vermittlerin zwischen der Individualität und dem Feudalstaat angesehen werden muß; daher könne man ihr nicht nachsagen, daß in ihr als solches schon das Prinzip der Unfreiheit und Verfinsterung stecke (s. auch oben und hier noch einmal betont S. 91!). Mit einer Wendung gegen die neuesten Auswürflinge der Hegelschen Philosophie — Ruge und Echtermeyer sind hier wieder gemeint — die wohl nur solange, als sie sich eben noch in den Flegeljahren ihres philosophischen Begriffes befinden, an ihrer bloß negativen Ansicht festhalten werden, schließt dieser Aufsatz.

Das Verhältnis zu Tieck bedarf, soweit nicht schon vorher davon gehandelt werden mußte, noch einer Erläuterung. Mundt hatte, seitdem man seiner „Madonna" (1835), von der übrigens 1840 eine unveränderte 2. Auflage erschien, Unsittlichkeit vorgeworfen hatte, sichtlich das Bestreben, sich davon zu reinigen. Erwünschte Gelegenheit bot ihm Tiecks Novelle „Liebeswerben", im Taschenbuch „Helena" auf 1839 erschienen. Die literarischen Notizen des „Freihafens" (1838 IV. 237) sagen von dieser Novelle, sie gehe wie fast alle neuesten Arbeiten Tiecks auf eine kritische und negative Wirkung aus. Ganz Mundt ist nun die Art, wie er wiederum die Marke „Junges Deutschland" für sich nicht gelten lassen will. Tieck, dessen Ironie hier nicht über den Gesichtskreis eines Polizeikommissärs hinausgehe, werfe, indem er von der neuesten und jüngsten Literatur eine viel nachteiligere und befangenere Vorstellung hege als die Polizei, in Bausch und Bogen alles durcheinander und verwechsle die edelsten Bestrebungen (sc. Mundt) mit den gemeinsten (sc. Gutzkow)[1]). Ruhiger spricht Mundt im „Freihafen" 1841 I. (S. 200 ff.) mit dem Romantiker über dessen „Vittoria Accorombona"; aber die Rezension ist zweifellos in sich widerspruchsvoll und, indem ich die sachliche Erörterung im einzelnen für später aufspare, sei nur darauf hingewiesen, daß Mundt seiner Verwunderung ironisch Ausdruck verleiht, daß man diesen Roman nicht verboten habe. Der Begriff „Emanzipation der Frauen" habe also seine Amnestie in Ehren verdient. Und der Schluß beweist, daß ein Rest der alten Feindschaft noch immer da war: „. . . aufrichtig schämen würden wir uns, wenn wir diese sozialen Dinge, die so geistiger Natur und von so historischer Bedeutung sind,

[1]) Gutzkow verzichtete auf solcherlei Versuche, seine Person zu retten, erteilte aber dem alten Romantiker anläßlich dieser Novelle eine viel schärfere Abfuhr im „Telegraphen" 1838 Nr. 157.

jemals mit solchem Greuel und Graus in Verbindung gesetzt hätten wie der Verfasser der „Vittoria Accorombona!"[1]).

Wie schon oben gelegentlich einfloß, wollte Mundt es der deutschen Romantik gutschreiben (1841 I. 95), daß sie mit den liberalen Ideen der neueren Franzosen sich habe in Eins setzen können. Dies ist freilich nur eine halbe Wahrheit, um in seinem Anschluß an die romantische Schule keinen bösen Rückschritt sehen zu lassen. In den „Spaziergängen und Weltfahrten" 1838 I. 364 nannte er richtiger und offener den französischen Romantizismus eine Bewegungspartei, in deren Natur es lag, bald eine liberale Richtung nehmen zu müssen, „da ihre Wirkung an sich schon für die Freiheit war und auf eine Erlösung der Gesinnung zielte". Er wußte an ihm (Lit. d. Gegenwart 2. Aufl. S. 371) eine tiefere Lebenspoesie zu rühmen, die in den Wurzeln der Wirklichkeit hänge und durch echt menschliche Motive in das Herz der Nation überzugreifen suche; damit spielte er zutreffend auf den antiklassizistischen Idealrealismus der französischen Romantiker an und man wird sich hier dessen erinnern, wie oft die Jungdeutschen der deutschen Romantik Mangel an Wirklichkeitssinn vorgeworfen haben[2]). Über Gutzkow und den Romantizismus belehrt am besten Houbens Bibl. Repert. IV. 164: Wenn auch er selbst keine große Verehrung vor der romantischen Konfusion in Paris an den Tag legen wollte, es ist immerhin bezeichnend, daß Sauerländer ihn aufforderte, die Einleitung zu einer Übersetzung V. Hugos zu übernehmen, die der Dichter auch vorläufig annahm. Die unterscheidenden Termini altromantisch und neuromantisch scheinen aus dem Buche Dr. V. A. Hubers „Die neuromantische Poesie in Frankreich", Leipzig 1833, zu stammen — Gutzkow rezensierte es in Menzels Lit. Bl. 1833 Nr. 118, Laube in der Eleganten Zeitung 1834 Nr. 46

[1]) Auch diese Rezension erscheint wieder in der Lit. der Gegenwart 1842. W. Prinz a. a. O. erwähnt die „Freihafen"-Fassungen nicht. NB. bemerkt Prinz, daß Mundt der fürstenfeindliche Seume ganz unbekannt geblieben sei, sei kaum anzunehmen. In der „Madonna" (2. unver. Aufl. 1840 S. 176) befindet sich aber ein seitenlanger Exkurs über Seume! — Erwähnenswert ist noch, daß die Bücherschau des „Freihafens" 1839 III. 217 H. Koenigs Shakespeare-Roman über den Tiecks stellt. Am besten kam Tieck übrigens noch als Vorleser weg, so ibidem 1838 II. 48 f. in der Skizze „Von Pillnitz bis Sonnenstein" von H. Koenig. Hübsch vergleicht sich damit Laubes Urteil aus 1853 in „Ein Besuch bei L. Tieck" (Schrift. d. Gesellsch. f. Theatergesch. VIII. 326).

[2]) Mundt unterschied die beiden Richtungen schon frühzeitig in seiner Novelle „Madelon oder die Romantiker in Paris 1832": die deutsche auf ein inneres Schaffen verwiesen — die französische bleibt in Kunst und Wissenschaft mit dem öffentlichen (Staats-) Leben verbunden. S. auch Menzels Lit. Bl. 1832 Nr. 87. Über Mundts Rezension des Huberschen Buches s. Draeger S. 26, nach dessen Zitaten — sie selbst ist mir nicht zugänglich — er zusammenfassend charakterisierende Urteile in die Literaturg. der Gegenwart hinübergenommen hat.

— und dieser gebrauchte sie noch in seinem „Gans und Immermann“ 1841 (ed. Houb. I., S. 134).

Dieses Kapitel abschließend läßt sich feststellen: Der „Freihafen“ suchte mit der deutschen Romantik in ein auskömmliches Verhältnis zu treten, also auch hier zu vermitteln und den Kampf gegen sie, den Hegel in seiner Vorrede zur „Phänomenologie“ aufgenommen hatte, einschlummern zu lassen. Diese Absicht zeichnet selbst an der Physiognomie der Zeitschrift mit: Aufsätze wie der von Wilh. v. Waldbrühl[1]), „Der Volksgesang am Niederrhein“ („Freihafen“ 1840 III. 178 ff.) oder der von Lorenz Diefenbach[2]) „Britisch-keltische Literatur“ (1842 I. 291 ff.) könnten in einer spätromantischen Zeitschrift stehen, auch die sachlichen Berichte der Helmina v. Chezy, die unter dem Titel „Überlieferungen und Umrisse aus Napoleons Tagen“ („Freihafen“ 1840 III. f. — 1841 I.) ihre Erlebnisse auseinanderlegt (später in „Unvergessenes“ zu finden), worin vorurteilslose Beobachtung von Friedr. Schlegels Leben in Paris und Bemühung, seine Konversion zu verstehen, ihr schönes Recht wahrt.

[1]) = Autor Wilh. Florentin v. Zucculmaglio 1803—1869.
[2]) Lor. Diefenbach 1806—1853 Sprachforscher und Novellist; seine Celtica erschienen 1839—1842.

Budapest. Hugo v. Kleinmayr.

(Fortsetzung folgt.)

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

J. Král, Řecká a římská rhythmika a metrika. I. Řecká rhythmika. Griechische und römische Rhythmik und Metrik. I. Griechische Rhythmik. 2. Aufl. Prag 1915. 275 S. Preis brosch. 9 K.

Es ist nur natürlich, daß ein Buch, das nach 25 Jahren neu aufgelegt wird, sozusagen ein neues Buch ist, was sich nicht bloß durch den Inhalt äußert, sondern auch durch den Umfang, da darin die ganze umfangreiche Literatur bis September 1914 verarbeitet erscheint. Das Buch ist wie Králs Metrik ein Kampfbuch, gerichtet gegen die sogenannte neuere, tatsächlich aber schon alte Richtung in der Metrik, die hauptsächlich durch U. v. Wilamowitz-Moellendorff und seine Schule vertreten erscheint. Von der Unrichtigkeit dieser Theorien überzeugt, bekennt sich K. als Vertreter der älteren, auf Aristoxenos aufbauenden rhythmischen Theorien, die in der neueren Zeit durch Aug. Boeckh und R. Westphal und ihre Anhänger verfochten wurden. Ein Großteil der griechischen Dichtungen sei von Tanz und Gesang begleitet gewesen; darum gehöre zum gründlichen Verständnis der Metrik gründliche Kenntnis der Rhythmik; deshalb müsse man die Theorien der Metriker nach denen der Rhythmiker verbessern und so sei denn Aristoxenos als ältester Zeuge der Eckstein des ganzen Gebäudes. Jene neuere, durch Wilamowitz vertretene Richtung unterscheidet sich von dieser älteren rhythmisch-metrischen Richtung, wie K. sie nennt, kurz in folgenden Punkten: 1. Vollständige Trennung der Metrik von der Rhythmik und Erklärung der Verse ohne Rücksicht auf die Rhythmik. Danach hätten die alten Musiker dieselbe Freiheit gehabt wie die modernen. Die alten Metriker waren jedoch bis zu einem gewissen Grade gebunden, da die Verse ja doch quantitierend gebaut sind; sollte der Vers durch die Musik nicht zerstört werden, so durfte auf eine lange Silbe keine kurze Note fallen und umgekehrt. Bei unserem akzentuierenden Versmaß ist das natürlich anders. 2. Befolgung der Maße der alten Metriker und Verwerfung aller Maße, die mit ihnen nicht über-

einstimmen, d. h. die sogenannte historische Erklärung der Verse, was Westphal nicht getan habe. Das ist aber ein ungerechter Vorwurf, da sich ja Westphal an die älteste und verläßlichste Tradition, an Aristoxenos, hielt, der auf dem allen musischen Künsten gemeinsamen Rhythmus aufbaut und den Rhythmus an Worten, der Grundlage für die Musik, erläutert und zu einer Zeit lebte, wo die Melodien zu unseren Texten und daher auch ihre rhythmische Geltung bekannt waren. 3. Durchführung des dipodischen Maßes nach Metren und Verwerfung der Maße nach einzelnen Takten. Indes Aristoxenos, die Metriker und alle alten Schriftsteller kennen den Begriff Iambus und Trochäus und Aristoxenos kennt Tripodien und Pentapodien, ein Beweis, daß man auch monopodisch maß. 4. Die neuere Richtung sucht auch Erklärungen, wie der oder jener Vers entstand und sich weiter entwickelte; danach erst könne man seine Natur erkennen. Diese gewiß wissenschaftliche Aufgabe läßt sich aber kaum lösen, da wir den griechischen Vers erst von Homer an kennen und da nur unvollständig, weil wir von der Lyrik nur Trümmer haben. Alles, was diesbezüglich gesagt wird, sind nur Vermutungen, auf denen sich nicht aufbauen läßt. Die Metrik kann sich nur darauf beschränken zu erklären, was die erhaltenen Verse bedeuten. Eine wissenschaftliche Metrik muß von der Rhythmik ausgehen, die uns wenigstens teilweise aus Aristoxenos bekannt ist, und wo wir aus dem Altertum keine Nachrichten haben (z. B. über die logaödischen daktylo-epitritischen und dochmischen Metren), müssen wir alte rhythmische Theorien zur Erklärung heranziehen.

Nach dieser Einleitung, die der Wilamowitzschen Theorie keinerlei Konzessionen macht, geht K. auf das eigentliche Thema des Buches ein, das er in vier Kapiteln behandelt. I. Kapitel: Die rhythmischen Grundbegriffe. Der Rhythmus ist nach K. — in der Hauptsache deckt sich die Definition mit der des Aristoxenos — die Zergliederung der Zeit, in der irgend eine mit den Sinnen wahrnehmbare Bewegung vor sich geht, in kleinere Teile in bestimmter, leicht erkennbarer Ordnung. Das ῥυθμιζόμενον — so erklärt Aristoxenos als Aristotelesschüler — ist der Stoff, an dem der Rhythmus als Form sich zeigen kann. In der Poesie ist es die Sprache, in der eigentlichen Musik der Ton, in der Orchestik die Körperbewegungen. Diese verschiedenen ῥυθμιζόμενα können allein, aber auch verbunden erscheinen. Die Lehre vom Rhythmus und den ῥυθμιζόμενα bezüglich der rhythmischen Gebilde der Rede oder der dichterischen Metra heißt Metrik. Demnach kann von Metrik erst die Rede sein, wenn die Frage über Rhythmik abgetan ist. Der χρόνος πρῶτος ist die nicht mehr teilbare Zeit, die zur Hervorbringung des kleinsten Teiles des ῥυθμιζόμενον nötig ist, nicht absolut, sondern relativ je nach dem Tempo des Rhythmus; sie ist also nicht die Silbe. Darauf wird

die Bedeutung des χρόνος σύνθετος und ἀσύνθετος erörtert, dann des πούς, der eine Gruppe von Grundzeiten ist, durch e i n e n Iktus zu einem Ganzen verbunden, hernach wird die richtige Bedeutung der Thesis und Arsis festgestellt, an deren moderner Verwechslung R. Bentley schuld ist; ferner quantitierender und akzentuierender Rhythmus, darauf das Verhältnis von Wortakzent zu Versakzent. Dem strengen Rhythmus der Musik muß sich der Rhythmus der Rede bei der ᾠδή und παρακαταλογή unterordnen, während der Vortrag keinen so strengen Rhythmus kennt. Dann die *syllabae breves* und *longae positione* und *naturā*, die *communes* und *indifferentes*; der Begriff des Hiat und die Beseitigung desselben durch 1. συνεκφώνησις, d. h. Ausstoßung von Vokalen, und zwar *a*) Elision, wobei noch immer strittig bleibt, ob der Laut ganz ausfällt — dem neigt K. zu —, oder nur verschleift wird, *b*) ἀφαίρεσις, 2. Synizese, 3. κρᾶσις und entschuldbare Hiate.

Das II. Kapitel handelt vom Takt. Die Takte unterscheiden sich untereinander durch sieben Dinge: 1. Größe, 2. Art, 3. Gerade oder ungerade Anzahl der Grundtakte, 4. Einfach oder zusammengesetzt, 5. Gliederung, 6. Gestalt, 7. Stellung von Thesis und Arsis. Nach diesen Gesichtspunkten wird die Lehre vom Takt durchgenommen. Bei den steigenden und fallenden Takten wird betont, daß die Alten keinerlei Auftakt (ἀνάκρουσις) kannten, sondern dies ein von Bentley und G. Hermann auch in die antike Metrik eingeführter moderner Begriff ist. Die irrationalen Takte werden nach Aristoxenos als retardiert hingestellt, indem sie die Arsis um eine halbe Grundzeit länger haben als die ihnen entsprechenden rationalen Takte. Die verschiedene Gestalt der Takte ist bedingt durch Auflösung, Zusammenziehung, Längung, Ersatz und die Erscheinung, daß für den Choriamb auch der Diiamb stehen kann. Bezüglich der ῥυθμοὶ δόχμιοι, die die alten Metriker für achtzeitige Takte hielten, sagt K., daß dies als unvereinbar mit Aristoxenos falsch sei. Vielmehr sei der Dochmios ein Takt, zusammengesetzt mindestens aus zwei gleichen, nur der Gestalt nach verschiedenen Takten; welchem γένος diese Takte angehören, sei noch nicht klar.

Das III. Kapitel enthält die Lehre vom Tempo, vom Charakter der verschiedenen Rhythmen und von der rhythmischen Veränderung. Mit dieser Veränderung der Takte κατὰ γένος und der Veränderung des Rhythmus hängt höchstwahrscheinlich auch der unrichtig so genannte kyklische Daktyl zusammen. Bei dem vollständigen Fehlen antiker Tradition und der Undiskutierbarkeit einiger neuerer Erklärungsversuche dürfte der Ausgleich zwischen diesen Takten des γένος ἴσον und διπλάσιον am ehesten noch durch das Tempo bewerkstelligt worden sein.

Das IV. Kapitel behandelt die Rhythmopöie. Zuerst wird der Begriff κῶλον festgestellt und nach der Form des letzten

Taktes die Bedeutung des akatalektischen und katalektischen, des brachy- und hyperkatalektischen Kolons dargelegt. Eine Gruppe von κῶλα, durch ihre Eigenschaften einander verwandt, derart, daß sie ein in sich geschlossenes, von den Nachbargruppen der Kola derselben Bauart deutlich sich unterscheidendes selbständiges Ganzes bilden, heißt eine Periode. Die Abgrenzung in Perioden ist beim Fehlen der Melodien bisweilen schwer oder gar unmöglich. O. Schroeders Periodengesetz, wonach die Periode aus zwei Stollen und Abgesang bestehe, wird gänzlich verurteit. Dann wird über den Begriff μέτρον abgehandelt und festgestellt, daß der Ausdruck nur auf die vorgetragene Poesie Verwendung finden darf, die gesungene kennt nur Kola und rhythmische Perioden. Das μέτρον ist nur ein weiterer Ausdruck als Periode, da er nicht nur die Periode, sondern auch das selbständige Kolon bezeichnen kann. Ein Metron, das sich auf eine Zeile schreiben läßt, heißt Vers, an dessen Ende die Pause nicht unbedingt nötig ist. Die Ausdrücke ἀνάκρουσις und βάσις, die Christ und andere als Bezeichnung der Versanfänge eingeführt haben, sind als moderne Begriffe überhaupt auszuscheiden. Ausführlich wird dann über die Einteilung der Metra gehandelt, dann über διαίρεσις und Cäsur, die durch den Sinn bedingt, eigentlich nur in vorgetragenen Reihen zulässig und nötig sind, während die gesungenen oder mit Musik begleiteten sie nicht haben oder doch nicht haben müssen. Mit der Lehre von System und Strophe schließt das eigentliche Buch. Das System ist eine längere Periode, die nicht auf eine Zeile geschrieben werden und daher keinen Vers ausmachen kann, oder eine Gruppe von einigen Perioden, die ein größeres rhythmisches Ganzes ausmachen. Ein System, das in derselben Form zwei oder mehrere Male sich wiederholt, heißt Strophe. Antworten zwei Strophen einander, so heißt die erste Strophe, die zweite Antistrophe; demnach gibt es antistrophische Bildungen und sogenannte ἀπολελυμένα ohne antistrophische Responsion.

Anhangsweise wird noch von der strophischen Eurhythmie gesprochen. Roßbach, der das Verdienst hat, daß er als erster die Eurhythmie systematisch zu lösen versuchte, legte, wie K. zu zeigen sucht, recht zweifelhafte, ja geradezu unrichtige Dinge vor; der Hauptfehler liege darin, daß Roßbach die Eurhythmie durch die Kola bewirkt glaubt, einen Weg, den unter anderm auch Brambach und O. Schroeder einschlugen; am interessantesten und beachtenswertesten aber seien diesbezüglich die Darlegungen von M. Schmidt. Der endgültigen Lösung der Frage treten freilich verschiedene Schwierigkeiten in den Weg: einmal fehlt uns jedwede diesbezügliche Nachricht aus dem Altertum, ein andermal macht uns die Abgrenzung der einzelnen Perioden die größten Schwierigkeiten. Die eurhythmische Gliederung kann uns nur dort gelingen, wo sie sich ungezwungen ergibt.

Ein angehängtes Register erleichtert die Auffindung der wichtigsten Termini und der in dem Bande behandelten Dichterstellen.

Ich verdanke dem Buch reiche Belehrung und bedaure nur, daß, da es tschechisch geschrieben ist, die sehr beachtenswerten Ausführungen nur ganz wenigen an diesen Fragen interessierten Forschern unmittelbar zugänglich sind.

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

Ernst R. Fiechter, Die baugeschichtliche Entwicklung des antiken Theaters. Eine Studie. XI und 130 S. mit 132 Abbildungen auf 43 Tafeln. München 1914. Becksche Verlagsbuchhandlung. Preis geb. 30 M.

Der Verf. des prächtig ausgestatteten, August Thiersch gewidmeten Buches will die antiken Theaterruinen rein vom baulichen Standpunkte betrachten und kommt für das griechische Theater zu dem Schlusse, daß das hellenistische Theater eine hohe Bühne hatte (vgl. S. VI, 54), während das altgriechische Theater keine hohe Bühne besaß (vgl. S. 55 und 65). Ref. ist zwar ein überzeugter Anhänger der Theorie Dörpfelds, unter dessen Führung er einige Theaterruinen besuchte, hat aber das Buch mit großem Interesse gelesen und gibt eine Inhaltsangabe. Der erste Teil (S. 1—21) enthält Beobachtungen und kritische Bemerkungen zu den Theaterruinen von Oropos, Eretria, Athen, Epidauros, Megalopolis, Sikyon, Neu-Pleuron, Pergamon und Magnesia am Maiandros. Der zweite Teil (S. 22—74) behandelt das hellenistische Theater in zehn Abschnitten: I. Zeittafel vom 5. Jahrh. v. Chr. bis 1. Jahrh. n. Chr. und später. II. Die Gestalt des Proskenions. III. Die Bedeutung der Proskenionwand. IV. Das Bühnenhaus (S. 36: Es ergibt sich mit voller Sicherheit: „Das Proskenion ist die Bühne des hellenistischen Theaters"). V. Das Theater auf antiken Abbildungen (Vasenbilder, Terrakotten; Beziehung zur pompeianischen Wandmalerei zweiten Stiles). VI. Einiges über die Einrichtungen und Dekorationen des hellenistischen Theaters. VII. Die Sehverhältnisse im hellenistischen Theater (der Nachteil für die unteren Sitze ist bei der erhöhten Bühne unleugbar). VIII. Die Veranlassung zur Errichtung der hohen Bühne des hellenistischen Theaters (S. 58: Das hellenistische Theater hatte einen Doppelcharakter, es brauchte für die skenischen Aufführungen eine Bühne, für die thymelischen Spiele die Orchestra, was ermöglicht wurde durch den Einbau des Proskenions). IX. Das hellenistische Theater und das Theater Vitruvs (S. 59 und 66: *Vitruvs theatrum Graecum* ist mit dem hellenistischen Theater identisch). X. Die Entwicklungsgeschichte des griechischen Theatergebäudes. Im III. Teil (S. 75—125)

macht der Verf. den gelungenen Versuch, auch das römische Theater eingehender zu behandeln: I. Die Grundlagen des italischen Theaters. II. Das Theater in Pompei. III. Das Theater Roms. IV. Die römischen Theater im Westen. V. Die römischen Theater im Osten. VI. Die antiken Bezeichnungen der Hauptteile des römischen Theaters. VII. Die römische *scaenae frons*. VIII. Die bewegliche Theaterdekoration, der Vorhang, das Bühnendach und die Vela. Der Schluß S. 125/6 faßt das Ergebnis der Untersuchung in vier Punkten zusammen. Nachträge und Berichtigungen sind S. 127 gegeben, S. 128/9 enthalten das Sach- und Namenregister, ein griechisches Register S. 130 schließt das Buch. Die Inhaltsangabe zeigt, welche Fülle von Belehrung das Buch enthält, das jedenfalls allen Lehrern der klassischen Sprachen bestens empfohlen zu werden verdient. Wer sich eingehender mit der Theaterfrage befassen will, sei auf Dörpfelds Ausführungen im Arch. Anz. 1915, Sp. 93 f., und auf Ferdinand Noack, Σκηνὴ τραγική. Eine Studie über die szenischen Anlagen auf der Orchestra des Aischylos und der anderen Tragiker, Tübingen 1915 (Doktorenverzeichnis der Universität Tübingen, philos. Fak. 1912), verwiesen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Enrico Cocchia, Introduzione storica allo studio della letteratura latina. *Biblioteca di cultura moderna. Bari Gius. Laterza & Figli. 1915.* Kl 8°. 381 S. Preis 5 Lire.

Es ist nicht leicht, den Absichten, die der Verf. mit diesem Büchlein verfolgt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich bekenne, daß ich mir eine geschichtliche Einleitung in die lateinische Literatur ganz anders vorstelle, nämlich als Darlegung der von den Römern gepflegten Gattungen und ihrer Ausgestaltung sowie der wirkenden Kräfte, die auf Entstehung, Eigenart und Entfaltung der Literatur entscheidenden Einfluß genommen haben, also eine Schilderung der gesellschaftlichen Zustände und der Kulturverhältnisse, unter denen sich aus volkstümlichen, kunstlosen Anfängen Literaturwerke herausbildeten, ferner eine Übersicht über die Veränderungen in der inneren und äußeren Politik sowie in der allgemeinen Bildung und Weltanschauung, soweit sie die literarische Entwicklung bedingt haben. Alle diese Dinge sind natürlich, wenn auch meist nur knapp, in jeder brauchbaren Darstellung der lateinischen Literatur berührt und vieles davon findet sich auch in diesem Werke, daneben aber anderes, was kaum noch in lockerem Zusammenhang mit der Geschichte der Literatur steht, während wieder manches fehlt, was für den im Titel angegebenen Zweck erforderlich ist. Hält man sich aber nicht so sehr an den Titel als an den Inhalt, so muß man an-

erkennen, daß eine Anzahl von Fragen, die sich auf das Volkstum der alten Bewohner Italiens, ihre Sprache und Schrift, auf den allgemeinen Charakter der lateinischen Literatur, ihre Erhaltung und moderne Beurteilung beziehen, mit liebevoller Ausführlichkeit, gewinnender Klarheit und der Sachkunde des Fachprofessors, die auch Vertrautheit mit deutscher Literatur verrät, erörtert wird. Wenn auch die wissenschaftliche Erkenntnis hiedurch keine Förderung erfährt, so werden doch die Ausführungen, die dem Verf. sichtlich Herzenssache sind, besonders seinen Landsleuten willkommen sein.

Im 1. Kapitel wendet er sich gegen das harte Urteil Mommsens über die mangelhafte Kunstbegabung der Römer und sucht voll Begeisterung die Musik des lateinischen Verses als Errungenschaft der römischen Dichter zu erweisen, ohne sich hier über allgemeine Redewendungen zu erheben oder Kenntnis des Klauselrhythmus zu zeigen. Vorangeschickt ist die Frage, *se l'antica letteratura d'Italia debba chiamarsi romana o latina*, deren Beantwortung den nationalen Charakter der vorchristlichen Dichtung betont und S. 11 in dem Satze gipfelt: „*Il latino, che diede forma alla sua prima letteratura, non è altro che la lingua del Lazio* (?!) *estesa dalla conquista sino alle pendici delle Alpi, così come la letteratura di Roma non è sostanzialmente altra cosa che la letteratura dell'Italia latinizzata*". Das 2. Kapitel wendet sich gegen verständnislose Kritik, verteidigt namentlich Vergil gegen seine Angreifer, legt berechtigten Nachdruck auf die Tatsächlichkeit der in der Elegie besungenen Erlebnisse und geht S. 70—96 vergleichsweise auf die Komposition des Don Carlos unter scharfer Widerlegung der Ansichten Gerckes ein. Der Inhalt des 3. Kapitels ist gekennzeichnet durch die Überschrift: *Caratteri generali della letteratura latina*; es kommt die Abhängigkeit von den griechischen Vorbildern, der Einfluß der Rhetorik, Philosophie und Politik, die *urbanitas* und *humanitas* zur Sprache. Aus dem Rahmen des Buches fällt das 4. Kapitel heraus, das sich mit den Volksstämmen Italiens beschäftigt und S. 186—223 die Verwandtschaft der Etrusker mit den indogermanischen Italikern nachzuweisen sucht. Das 5. Kapitel (*la lingua e la scrittura*) lehnt eine italisch-keltische Volksgemeinschaft ab und tritt dafür neuerdings für nächste Verwandtschaft der Italiker mit den Griechen ein. Am Schluß des Buches wird (S. 361—364) die lateinische Literatur in acht Perioden eingeteilt und die Art der Erhaltung der Schriftwerke sowie die Gründe ihrer verschiedenen Schicksale behandelt.

E. Kalinka.

Die Metamorphosen des Ovidius Naso. Zweiter Band. Buch VIII—XV, im Anschluß an Moritz Haupts Bearbeitung der Bücher I—VII er-

klärt von Otto Korn, in vierter Auflage neu bearbeitet von R. Ehwald. Weidmann, Berlin 1916. 455 S.

Der Text der vierten Auflage dieses zweiten Bandes der erklärenden Ausgabe von Ovids Metamorphosen, die Ehwald besorgte, stimmt begreiflicherweise mit dem seiner kurz vorher erschienenen kritischen Ausgabe (Leipzig, Teubner, 1915) genau überein. Da ich über diese mein Urteil bereits in dieser Zeitschrift (LXVII 1916, S. 296 ff.) abgegeben habe, so kann ich mich begnügen, hier darauf hinzuweisen.

Der Kommentar ist im großen und ganzen in Anlage und Ausführung der gleiche geblieben wie in der dritten Auflage, die gleichfalls von Ehwald besorgt worden war. Von Veränderungen fallen zunächst solche auf, die durch Textesänderungen hervorgerufen worden sind; natürlich sind aus dem gleichen Grunde öfter frühere Noten unterdrückt, neue hinzugefügt worden. Für letztere wird sich besonders der Textkritiker interessieren, weil sie Ehwalds Erklärungsversuche schwieriger Stellen bringen. Ergänzend tritt der textkritische Anhang hinzu, der sehr wertvoll ist, weil er auch auf die neueste Literatur Rücksicht nimmt. Die anderen Veränderungen des Kommentars sind zumeist kleine Zusätze, die neue Parallelen (z. B. zu 8, 35. 41. 44. 53. 73. 75. 91. 701. 724. 812; 9, 324; 10, 666. 669 u. a.), metrische (z. B. zu 8, 819; 8, 843) oder sprachliche Beobachtungen (z. B. 8. 22 über viermaliges *que*; 8, 110 über den Gebrauch von *immitis*; 8, 156 über den von *monstrum*; 10, 200 über *nisi si*; 10, 657 über die Ellipse von *est* bei *tempus* mit dem Infinitiv, (wo aber hätte hinzugefügt werden sollen: „wie schon Prop. II 10, 1“) oder sachliche Ergänzungen (z. B. 8, 629. 8, 646; 8, 748; 8, 831 u. a.) bringen. Besonderes Augenmerk wurde den Anmerkungen gewidmet, die die Quellenfrage für die von Ovid behandelten Sagen erörtern. Hier findet man oft kleine Änderungen oder Erweiterungen, auch vorsichtigere Fassung einer Behauptung; man vgl. etwa die Noten zu 8, 1—151; 8, 183; 8, 260 ff. (wo aber der Einschub: „Äschylus, Choephor. 603 ff. gibt usw.“ an eine unrichtige Stelle geraten ist); 10, 162; 11, 410 ff.; 14, 154 ff. Auch daß die Rhetorik etwas stärker berücksichtigt wurde als früher, ist gegenüber einem so stark rhetorisch geschulten Dichter wie Ovid nur zu billigen. Aber all diese kleinen Zusätze, Streichungen und Veränderungen haben den Charakter des Kommentars nur sehr wenig verändert. Das ist gewiß mit Absicht geschehen und ich sehe daher davon ganz ab, die stillen Wünsche einer weit tiefer gehenden Umgestaltung und Vermehrung, die ich — und mit mir wohl viele andere — hegen, offen auszusprechen. Vielleicht ließe sich aber wenigstens einer in dem jetzt gesteckten Rahmen ohne sonderliche Schwierigkeit verwirklichen: Ovid in den sprachlichen und sachlichen Anmerkungen weniger isoliert zu betrachten, als es bisher ge-

schieht. Ich meine: Wenn beispielsweise zu 8, 377 *inter opacas . . . loca pervia silvas* bemerkt wird: „*loca pervia* ist als Apposition zwischen das zu erklärende Substantiv und das zugehörige Adjektivum beziehungsweise den zugehörigen Genetiv gestellt; vgl. V. 372. 9, 92. 10, 102. 12, 89“, so genügt dies ja zum Verständnis der Stellen zweifellos; aber daß Ovid auch hierin nur seinen Vorbildern folgt, hätte ein Hinweis auf Verg. Buc. II 3. IX 9. Catull 64, 184. Prop. IV 1, 12 u. a. (Leo zum Culex 51) lehren und so das Verständnis vertiefen können. Ein anderes Beispiel: Zu 8, 788 *Est locus extremis . . . in oris* wird bemerkt: „Mit *est locus* am Versanfang beginnt Ovid mehrfach Lokalschilderungen ‚bedeutsam auf neues vorbereitend‘. Vgl. Met. 2, 195. Fast. 2, 491. 4, 337 Ex Pont. 3, 2, 5“. Daß er aber damit nur die Technik des Epos befolgt, erfährt der Leser nicht; vgl. Ennius, Ann. 23 V. *est locus, Hesperiam quam mortales perhibebant* und so dann bei Verg. Aen. I 530. III 163. VII 563. Oder: 8, 539 *post cinerem cineres haustos ad pectora prensat*: „in gleicher Prägnanz Ex Ponto 4, 16, 3 *fama post cineres maior venit*“. Wichtiger erscheint mir der Hinweis, daß Ovid auch hier seinem Vorbild Properz folgt: III 1, 36 *illum post cineres auguror ipse diem*. Oder, um auch eine Anmerkung sachlicher Natur zu berühren: Zu 8, 81 *curarum maxima nutrix nox* wird eine Stelle aus Val. Fl. 8, 362 und Nonnus, Dionys. 33, 263 f. zitiert, die den Gedanken illustrieren sollen. Ich gebe zu, daß hiezu besonders die zweite: ἐν γὰρ ὀμίχλῃ θερμότερον γεγάασιν ἀεὶ σπινθῆρες ἐρώτων wohl geeignet ist. Aber warum zu Stellen späterer Dichter greifen, wenn Properz und Ovid selbst uns geeignete Parallelen liefern? Vgl. Prop. IV 3, 39 ff. Ovid, Epist. XIII 103—106. Rem. Am. 585. Daß *curae* hier „Liebesqualen“ bedeutet, hätte ich übrigens gern bemerkt gesehen. — Die angeführten Beispiele sollen natürlich nur die Richtung anzeigen, in der ich eine Ausgestaltung des Kommentars für wünschenswert und leicht durchführbar erachte.

Druckfehler sind mir bei den Stichproben aus den einzelnen Büchern wenige aufgefallen; weit mehr dagegen die Ungleichmäßigkeit in den Schreibungen von Eigennamen: Sophokles neben Sophocles, Nikander neben Nicander u. ä., oft dicht hintereinander. 8, 298 sind die Zahlen so zu verbessern: Am. 3, 13, 29. Met. 6, 546. 7, 523. — Zu 8, 80 vermißte ich einen Hinweis auf die überraschende Übereinstimmung des Gebrauches von *purpura* hier und Ciris 320, die noch verstärkt wird durch Rem. Am. 68 *haesisset capiti purpura, Nise, tuo*.

Wien. Karl Prinz.

Grško - slovenski slovar: Griechisch - slowenisches Wörterbuch. Unter Mitwirkung von Dr. A. Breznik und Dr. Fr. Jerè, Professoren am fürstbischöflichen Gymnasium zu St. Veit, verfaßt von

Anton Dokler, Professor am k. k. I. Staatsgymnasium zu Laibach. Laibach 1915. Verlag der fürstbischöflichen Anstalt zu St. Veit ob Laibach.

Ein slowenisches Wörterbuch im Umfange von 848 Seiten ist ein seltenes Ereignis, welches an dieser Stelle wohl eine Erwähnung verdienen dürfte. Wie aus der Einleitung des Hauptverfassers ersichtlich ist, enthält das Wörterbuch den Wortschatz jener griechischen Schriftsteller und Chrestomathien, deren Lektüre auf Grund der Ministerialverordnung vom 20. März 1909 an Gymnasien zulässig ist. Es sind dies folgende: Homer, Sophokles, Euripides (Iphigenia auf Tauris, Hippolytos, Medea, Bakchen), Herodotos, Thukydides, Xenophon (Anabasis, Hellenika, Kyrupaideia, Memorabilia), Platon (Apologie, Kriton, Phaidon, Euthyphron, Gorgias, Protagoras, Phaidros, Laches, Symposion), Demosthenes (die Staatsreden und die Rede über den Kranz), Arrians Anabasis, Plutarch (Aristides, Perikles, Caesar, Alexander); Neues Testament; Huemer, Chrestomathie aus Platon und Aristoteles; Schneider, Lesebuch aus Platon und Aristoteles; Haupt, Hellas; Biese, Auswahl aus den griechischen Lyrikern. — Bei der Ausarbeitung des Wörterbuches dienten dem Verf. als Grundlage zwei Wörterbücher: das von Passow-Rost, 5. Aufl., und Papes Griechisches Handwörterbuch, 3. Aufl., bearbeitet von Sengebusch. Leider konnte der Verfasser die neue von Crönert bearbeitete Auflage des Passowschen Wörterbuches (bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen) noch nicht berücksichtigen. Außer den zwei angeführten Vorlagen wurden auch die im Gebrauch stehenden Schulwörterbücher von Schenkl, Menge, Benseler und Gemoll herangezogen. Für das Neue Testament leistete dem Verf. Ταμιεῖον τῆς καινῆς διαθήκης ἐγχειρίδιον, bearbeitet von O. Schmoller, gute Dienste. Auch einige griechisch-slowenische Spezialwörterbücher für einzelne Schriftsteller standen ihm zur Verfügung: so das von Koritnik für die Ilias, das von Prebil für die Odyssee, von Pipenbacher für Demosthenes, von Tominšek für Xenophon, von Jerovšek für das 7. und 8. Buch Herodots. Von den Hauptquellen, die bei der Abfassung eines griechisch-slowenischen Wörterbuches notwendig gewesen wären, d. h. von den slowenischen Übersetzungen griechischer Texte, gibt es bis jetzt nur wenige. Es sind dies: Aias und Ödipus auf Kolonos von Sophokles, Apologie und Kriton von Platon, Memorabilia von Xenophon und einige Gesänge der Odyssee. Als die Handschrift schon fertig war, erschien in der vom fürstbischöflichen Gymnasium herausgegebenen Zeitschrift für Mittelschüler „Mentor" eine gelungene Übersetzung des Sophokleischen Philoktet von Prof. Omerzu, der in derselben Zeitschrift auch eine Übersetzung der Ilias erscheinen läßt.

Einige noch vor dem Drucke erschienene Gesänge konnte erst Dr. Jerè heranziehen, „der die Handschrift vor dem Drucke sorgfältig durchsah, manche Unebenheiten beseitigte, in lexikalischer und sprachlicher Hinsicht manche Verbesserungen vornahm, bei schwierigeren Stellen auf neuere Erklärungen aufmerksam machte usw.“ (Einleitung).

Dies vorauszuschicken war notwendig, wenn wir das Werk von Prof. Dokler gebührend würdigen wollen. Es war keine leichte Arbeit. Das Wörterbuch, wie es uns vorliegt, ist eben kein übersetzter Menge oder Gemoll; es ist ein neues selbständiges Werk. Da genügte es nicht, ein griechisch-deutsches Schulwörterbuch zu nehmen und einfach zu übersetzen.

Der Verfasser eines Wörterbuches darf kein Übersetzer sein; er muß sich von der Sprache der Vorlage, die er vor sich hat, unabhängig machen und dem Geiste der eigenen Sprache die größte Rechnung tragen. Schreibt er ein griechisch-slowenisches Wörterbuch, so muß er zunächst für griechische Begriffe slowenische Ausdrücke aufsuchen, sie nach ihrem Inhalt und Umfang gegeneinander abgrenzen, oft muß er sie erst schaffen, nicht als ob die slowenische Sprache an Ausdrücken so arm wäre, sondern weil er zwischen dem griechischen und dem entsprechenden slowenischen Ausdruck gewissermaßen erst eine ἀναγνώρισις vermitteln muß, bevor die Vermählung stattfinden kann. Und der Verf. ist ein gewandter Brautführer; die slowenischen Ausdrücke sind überall zutreffend, die synonymen Bedeutungen übersichtlich und klar gruppiert, Übersetzungen von besonderen, okkasionellen, übertragenen Bedeutungen sind stehenden Verbindungen meist hinzugefügt. Ein abschließendes Urteil hinsichtlich der einzelnen Bedeutungen wird natürlich erst in Zukunft auf Grund des praktischen Gebrauches gegeben werden können. Dem griechischen Wort folgen bei Hauptwörtern und Zeitwörtern alle gebräuchlichen Kausal- und Verbalformen, auch ionische und dorische, in einer Vollständigkeit, wie man sie in keinem der üblichen Schulwörterbücher findet. Dieser Umstand erhöht die Verwendbarkeit des Werkes bedeutend; wird doch dadurch die grammatische Erklärung bei der Lektüre erleichtert und vereinfacht, ohne daß dabei die so notwendige Mitarbeit des Schülers beeinträchtigt werde; im Gegenteil, wenn der Schüler bei seiner häuslichen Vorbereitung im Wörterbuche fleißig herumblättert, prägen sich ihm die schon halb vergessenen Formen immer wieder von neuem ein.

Ein weiterer Vorzug dieses Werkes ist die auf Grund gesicherter Ergebnisse beruhende Etymologie. Ihr Bearbeiter, Prof. Dr. A. Breznik, gibt in der Einleitung einen kurzen Überblick über die lautlichen Verhältnisse, wie sie sich im Indogermanischen, Griechischen, Lateinischen, Slowenischen

und Deutschen widerspiegeln. Der Schüler, der sich Mühe nehmen wird, die einzelnen Etymologien mit Hilfe dieses Abrisses zu vergleichen, wird nach und nach von selbst auf gewisse lautliche Gesetze aufmerksam werden. Für die Zusammenstellung der Etymologien waren folgende Quellen grundlegend: 1. Émile Boisacq, *Dictionnaire étymologique de la langue grecque*: 2. Alois Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch[2]; 3. Erich Berneker, Slawisches etymologisches Wörterbuch: gediehen bis „*moriti*"; 4. Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache[5]. Was speziell Homer anbelangt, so ist es jedenfalls zu bedauern, daß der Bearbeiter der griechischen Etymologien das neueste Speziallexikon „Lexilogus zu Homer" (Etymologie und Stammbildung Homerischer Wörter von Friedrich Bechtel, Halle a. d. S. 1914) nicht herangezogen hat. Die Homerische Wortforschung ist zwar noch immer kein abgeschlossenes Kapitel, doch scheint Bechtel durch Heranziehung aller einschlägigen Stellen, namentlich auch der Glossen, manches Neue und Zutreffende gefunden zu haben. Ich führe hier einige Berichtigungen und Ergänzungen an:

ἀβακέω (δ 249) heißt nicht: „nichts ahnen, nichts verstehen", die Alten erklärten: ἀβάκησαν = ἡσύχασαν; danach Voß „ungestört ließ ihn jeder gehen": vgl. Et. Magnum ἀβάκην· ἥσυχον καὶ πρᾷον. — ἄβρομος (Ν 40) nach Hesych ἄνευ βρόμου ἢ ἄνευ θορύβου, ähnlich αὐίαχοι· ἄνευ βοῆς, wofür auch die Situation spricht: also α *privativum* + βρέμω, nicht α *protheticum*, wie in ἀ—βληχρός. — Der Zusammenhang von ἀβροτάζω mit ἁμαρτάνω ist nicht ersichtlich, da die Zwischenstufe „ἀβροτεῖν = ἀμβροτεῖν (ἁμαρτάνω)" fehlt. Vgl. μιγάζομαι (θ 271) und μείγνυμι. — Daß ἀγανός mit ἄγαμαι verwandt ist, wird man nach Bechtels Ausführungen nicht mehr annehmen können. Er bringt es mit γάνος (Glanz), γανάω, γανόω in Zusammenhang. — Die ἐπίκλησις der Athene ἀγελείη ist ἀγεληίη zu schreiben, da den zweiten Bestandteil att. λεία, ion. ληίη aus λᾱϝιᾱ bildet; somit ist nur die Erklärung λείαν ἄγουσα (nicht λεών) möglich. — Statt ἀγκυλοχείλης ist ἀγκυλοχήλης einzusetzen (Π 428, τ 538. χ 302). — ἀδέω ist nicht mit ἄδην zu verbinden, sondern mit ἀηδής, ἀϝᾱδής, ἀϝαδέω; bei Photios ἀαδεῖν· ὀχλεῖν, ἀπορεῖν, ἀσιτεῖν. — ἀ—εικέλιος Nebenform von ἀεικέλιος, unter Einfluß von ἔικηλος. — ἀλλοπρόσαλλος nicht „sich von einer Seite zur andern wendend", sondern: „zu einem jeden anders (redend)", wetterwendisch. — ἀμαυρός heißt zunächst „schwach" und erst dann „blind". — Für ἀμάω hat unser W. zwei Bedeutungen: „mähe" und „sammle"; nun ist aber für die zweite Bedeutung ein vom ersten verschiedenes Verbum ἀμάομαι zu fordern, verw. mit griech. ἅμα und mit unserm „sammeln", also eig. ἁμάομαι. — Daß ἀμφιγυήεις noch

immer ein Rätsel ist, zeigen die verschiedenen Erklärungen. Früher deutete man „den auf beiden Füßen hinkenden“ (Hephaistos), gewöhnlich (und so auch unser W.) erklärt man „armkräftig“. Bechtel bringt das Wort mit γύης (Hesiod, Werke 427), ein krummes Stück Holz, das zur Herstellung des Pfluges verwendet wurde, in Zusammenhang und übersetzt: „einer, der auf beiden Seiten ein Krummholz (= krummes Bein) hat“. Ganz anders Prellwitz (Zeitschr. für vergl. Sprachf. 46. 1/2 [1914] S. 169 ff.). Er führt das Wort auf ein Abstraktum *ἐγγύη zurück, setzt ein *ἔγγυον (Handpfand) voraus und beruft sich dafür auf φερέγγυος (Sicherheit gewährend), ἐγέγγυος (Bürgschaft bietend). Δόρυ ἀμφίγυον übersetzt er „handliche“ Lanze und so kommt er zu *ἀμφιγύη (Handlichkeit, Geschicklichkeit) und ἀμφιγυήεις, mit Geschicklichkeit begabt, „Künstler“. Wie verträgt sich damit Sophokles Trach. 504? — Ob das zweite Element von ἀμφί-δυμος δύο ist, ist nicht sicher. — ἀμφίφαλος heißt nicht „doppelbügelig“, da ja E 743 und Λ 41 dieselbe κυνέη ἀμφίφαλος und τετραφάληρος (mit vier Bügeln, Kämmen versehen) genannt wird, sondern „zu beiden Seiten leuchtend“; dieses φαλός (leuchtend) bildet den ersten Teil der Komposita φαλακρός (kahlköpfig), φάλανθος. Ferner gehört hieher φαληριάω, was zunächst nicht „sich wölben“ heißt; Hesychios erklärt ein Wort φαλαρός mit φαλακρός, λευκός. Vgl. den Eigennamen Φάληρον. Basis bhale, lit. báltas (weiß), slaw. bělŭ. Ein ganz anderes Wort ist ὁ φάλος in τετράφαλος und τετραφάληρος und bedeutet einen röhrenartigen Vorsprung beim Helm. — ἀμφουδίς ist nicht mit οὖδας zu vereinigen, sondern ist ἀμφωδίς (aus ἀμφωϝαδίς) zu schreiben: „an beiden Ohren“. — α 320 ἀνόπαια (nicht ἀνοπαῖα) zu ἀνὰ τῇ ὀπῇ, „oben an der Dachluke“. — Von ἀργεννός (aus ἀργεσνός) führt das Vorgebirge Ἀργεννόν auf der erythräischen Halbinsel seinen Namen und die Inseln, bei denen die berühmte Schlacht des Jahres 406 geschlagen wurde, heißen bei Thukydides (VIII 101, 2) Ἀργεννοῦσαι (Vaticanus). B. ist der Ansicht, daß für ἀργός die ursprüngliche Bedeutung die der schnellen Bewegung ist und daß erst daraus die Bedeutung „leuchtend, weiß“ hervorgegangen ist. — ἀρημένος ist mit Ἄρης auf ein Präsens ἄρημι zurückzuführen. — Bei ἀρίζηλος wäre die Entstehung aus ἀρι-δέελος (δῆλος) hinzuzufügen, um den zweiten Bestandteil dieses Kompositums von ζῆλος (Eifer) getrennt zu halten. — ἀρνειός (Widder) ist nach einer andern Erklärung nicht aus ἀρήν, sondern aus *ἀρσνειός, ἄρσην (männlich) entstanden. — ἅρπη (Sichel) und ἅρπη (Falke) ist ein und dasselbe Wort; der Vogel wird wegen seiner gekrümmten Krallen ἅρπη genannt; vgl. lat. *falx* (Sichel) und *falco* (Falke). — Ob ἀτέραμνος (hart) mit τείρω zu verbinden ist, bleibt ungewiß. — Statt αὖος lit *saũsas*, slow.

„suh" ist richtiger αὐός zu schreiben. — αὐτόδιος erklären die Alten aus ἐξ αὐτῆς τῆς ὁδοῦ ἐλθόντα, also ist die neuere Erklärung αὐτο-διϜον, *dies*, nicht sicher. Auch begrifflich ist die ältere Erklärung ansprechender. — Daß das got. *agis*, ahd. *egi-dechsa*, Eidechse, zu ἄχος gehören sollte, ist wohl eine Verschreibung, es wird mit ὄφις in Zusammenhang gebracht. — ἄωροι πόδες (μ 89) erklärt B. mit Anlehnung an ion. ὤρη, lat. *sura* als „Beine, die keine Waden haben"; kaum zu ὁράω (unsichtbar), wie Menge und unser W. — βλωθρός heißt „sprossend". — βραχίων (Oberarm) ist von Curtius (Grdz.[5] 291) und Blaß (bei Kühner I 1, 555) als eine Nebenform zu βράσσων (kürzer) erkannt worden. — P 54 ist mit Zenodot und Bentley ἀναβέβροχεν zu lesen (nicht ἀναβέβρυχεν) von der Wurzel βροχ- (schlucken). — In δαΐφρων ist nur δαΐς (Kampf) und φρήν zu suchen, δαῆναι liegt fern; „die Zwiespältigkeit der Bedeutungen (kriegerisch und einsichtsvoll), die schon den Alten aufgefallen ist, rührt daher, daß das gleiche Wort von Dichtern gebraucht worden ist, die es verstanden, und von solchen, die es nicht verstanden haben (Dichter der Odyssee)". — Für δάηται Φ 375 setzt Schulze (KZ 29, 258) ein Zeitwort δάομαι (zerstören) nicht δαίω (brenne) an. — δηναιός (lange lebend) besteht aus δήν + αἰϜός, *aevum*, Loc. αἰϜεί, ἀεί. — Das Beiwort des Hermes διάκτορος leitet Boisacq nicht von ἄγω ab, sondern von τέρας (Schatz), also nicht „Begleiter", sondern „einer, der gründlich (διά) über Schätze verfügt", „Spender". „Diese Bezeichnung paßt für den δώτωρ ἐάων (θ 335) vortrefflich." — διερός (ζ 201) heißt nicht „flüchtig", sondern „zu fürchten", und ist als δϜιερός mit δϜέος zu verbinden. — Bei δίσκος wäre auf δικεῖν zu verweisen, wo δίσκος erklärt wird. — δυσηχής wird jetzt nicht mehr mit Ϝᾶχος, ἠχή, sondern mit ἄχος (Leid) in Verbindung gebracht. — Bei δύστηνος aus δύσ-στηνος wäre wohl das slow. *stan* (Aufenthalt) hinzuzufügen. — Was der Zusatz θεραπεύω bei ἐθείρω bedeuten soll, ist nicht klar; B. setzt ἐθείρω neben ἀθρέω. — η 122 hat unser W. richtig εἰλόπεδον (nicht θειλόπεδον): εἴλη aus ἑϜέλα heißt Sonnenwärme. Gegensatz dazu sind die ἄειλα πεδία des Aischylos (Fragm. 334). — Bei ἕλκω weist B. daraufhin, daß im Anlaute dieses Verbums kein Ϝ zugrunde gegangen ist, daß also slow. *vleči* und lit. *welkù* (ziehen) fernzuhalten ist, was auch Boisacq als möglich bezeichnet. — ἔνδιος ist aus ἐνδίϜιος und das beruht auf ἐνδιϜι, wie ἐννύχιος auf ἐν νυχί. — Das Beiwort des Hermes ἐριούνιος, ἐριούνης ist nicht mit ὀνίνημι zu verbinden; Boisacq gibt die Bedeutung „*très intelligent*" an; Bechtel erinnert an die Hesychglossen οὖνον · δρόμος, οὖνει · δεῦρο, δράμε und nimmt die Bedeutung eines θοός ἄγγελος an. — Neben ἐρύω (ziehe) ist ein älteres Ϝέρυμι anzusetzen. — ἐρωή bedeutet nicht ein Aus-

weichen, sondern ein Aufhören, Rast, Ruhe (πολέμου). — ἠλασκάζω und ἠλάσκω ist wahrscheinlich nicht mit lat. *alucinor* zu verbinden, da *alucinor* vielleicht eine Entlehnung aus ἀλύκη ist unter Einfluß von *vaticinor*. — Statt θάομαι (sauge) ist θήομαι zu schreiben. — Zu θρολίχθη (Ψ 396) setzt B. ein Präsens θρυλ(λ)ίζω, nicht θρυλίσσω, wegen des parallel gehenden Präsens auf — έω an, das er der Glosse θρυλ(λ)εῖ · ταράσσει entnimmt. — Bei ἰό-μωρος vermißt man den Hinweis auf das ähnlich gebildete ἐγχεσίμωρος, wo die Etymologie des zweiten Bestandteiles dieser Bildungen zu finden ist; der unkundige Leser könnte darin das ihm geläufigere μῶρος (dumm) sehen. — Für das überlieferte ἴσης (ι 549 ὥς μή τίς μοι ἀτεμβόμενος κίοι ἴσης) hat Fick aus der Glosse ἴσσασθαι · κληροῦσθαι ein ἴσσα (Teil) erschlossen, das sich von αἶσα so unterscheidet wie ἰθαρός von αἴθρα. — Wegen des Accus. ἰῶκα ist neben ἰωκή ein ἰώξ anzusetzen; vgl. παλίωξις. — καγχαλάω betrachtet B. auf Grund der Erklärung des Apollonius χαλῶμαι · ὑπὸ χαρᾶς ἀνίεμαι als Intensivum von χαλάω und übersetzt „ich bin losgelassen". — ἴξαλος ist nach Solmsen und Bechtel kleinasiatischen Ursprungs, womit der Ansatz der Wurzel „*aig*" und die Verwandtschaft mit ἴχνος fällt. — λειριόεις und λείριος bedeutet ursprünglich „dünn, schlank, trocken", dann „blaß, weiß": λειρ(ό)ς · ὁ ἰσχνός καὶ ὠχρός (Hes.). — λεχεποίης ist nicht der Ort, „wo sich das Gras lagert", sondern heißt „das Gras zum Bette habend", so: ναύλοχος, der dem Schiffe zum λέχος dient, und ξύλοχος (aus ξυλόλοχος) dürres Holz zum Bette habend. — Auch unser W. unterscheidet λίς² = λισσή (glatt, λὶς πέτρα) und λίς³ (λιτί, λῖτα, Leinwand); aber wenn man die Erklärung der Scholien liest: τὰ λιτὰ πρὸς ἀντιδιαστολὴν τῶν ὑφαντῶν καὶ πεποικιλμένων, so ist es klar, daß λιτί, λῖτα zu dem substantivisch gebrauchten Adjektiv λίς gehören, mit dem ein glattes Tuch im Gegensatz zu einem durch die Kunst des Webens, Stickens und Färbens ausgezeichneten benannt wird. — Die Erklärung des Wortes λυκά-βας ist nur durch die getrennte Schreibung angedeutet; im ersten Teil wenigstens ist sicher das Wort λύκη (Licht) enthalten. — μαλερός ist nicht mit μάλα zu verbinden, sondern gehört zu μάλευρον, einem Synonymum von ἄλευρον und bedeutet „zermalmend", was Wilamowitz aus dem Sprachgebrauch des Aischylos bewiesen hat. — μεταμώνιος ist nicht mit μάταιος und μάτην zu verbinden: auf Grund der Hesychglosse ἀμώνας · τὰς ἀνεμώνας verbindet B. μεταμώνια βάζειν mit ἀνεμώλια βάζειν und betrachtet μεταμώνιος als Verkürzung von *μετανεμώνιος (einer der μετ' ἀνέμων ist). — In μετανάστης ist nicht ναίω (wohnen) zu suchen, sondern es ist *nomen agentis* zu μετανάστασις, μετανίστασθαι: μετανάστης ist also einer, welcher seinen ursprünglichen Wohnsitz durch Aufstehen verändert hat. — B. schreibt

νεογιλλός, nicht νεογιλός und leitet das Adjektiv aus *γιδλός (lit. *žìd*) „saugend, Säugling" ab. — ὄαρ (Genossin) erklärt unser W. aus ὀ + *sr* (εἴρω); nach Brugmann (Idg. Forsch. 28, 293 f.) ist es mit der Wurzel ἀρ- (gefügt) zu verbinden, vgl. ἁρμός, ἁρμόζω. — ὀ-κρυόεις erscheint nur I 64 und Z 344, ὀ- gehört beidemal zur vorhergehenden Genetivendung ἐπιδημίου und κακομηχάνου, es gibt also nur ein κρυόεις. — ὁπλότερος erklärt unser W. als Komparativ für ὁπλός: ἁπαλός; soll etwa ὁπλός als eine (synkopierte?) Nebenform zu ἁπαλός angesehen werden? Wie ἀγρότερος den bezeichnet, der mit dem ἀγρός zu tun hat, so ist mit ὁπλότερος der gemeint, der sich mit den ὅπλα beschäftigt. „Erst dadurch, daß er als solcher in Gegensatz zu jemand tritt, der sich mit etwas anderem abgibt", nimmt ὁπλότερος die Bedeutung „sich mehr mit den Waffen beschäftigend (als ein anderer)" an und wird so zu einem Synonymum von νεώτερος. — In ὀρέσκῳος, ὀρέσκοος liegt nicht κεῖμαι, wie unser W. angibt, sondern κῶος, κοῦς, was nach Strabon p. 367 κοιλώματα (Grube, Höhle) bedeutet; κόοι · τὰ χάσματα τῆς γῆς (Hes.), κοῖλος, lat. *cavos.* — Der Zusammenhang der Wörter οὖρος (Grenze), οὖρον, οὐρεύς ist nicht ganz klar dargestellt. Die Grundform, die in unserem W. unerklärt bleibt, ist ϝόρϝος, att. ὅρος, ion. οὖρος aus ἐρύω (ziehen) und bedeutet die „Furche", lat. *urvus* (*circuitus civitatis*), *urvare* (umpflügen, bes. bei der Gründung einer Stadt, um den Umfang derselben damit zu bestimmen). οὖρος ist also „Grenzfurche" und dann „Grenze"; οὖρα ist ein Kollectivum zu οὖρος und οὖρον ein zu οὖρα nachgeschaffener Singularis; οὐρεύς aus ὀρϝεύς heißt das Maultier, insofern es Zieher der ὄρϝοι ist, also „*sulcator*". Der Zusammenhang dieser Sippe wäre klar, wenn bei ὅρος die Grundbedeutung „Furche" angegeben wäre. — Was παιπαλόεις eigentlich bedeutet, ist noch immer nicht ganz klar. Fick denkt an die Basis πελε, πόλος (Drehpunkt) und sieht im Worte die Bedeutung „wenden, falten", also: M 168 ὁδῷ ἐνὶ παιπαλοέσσῃ „windungsreich"; als Beiwort von von Bergen und Inseln bedeutet es soviel wie πολύπτυχος. — παιφάσσω heißt ursprünglich nicht „blitzen", sondern „sich zuckend, krampfhaft bewegen"; die Alten erklären das Verbum mit πυκνὰ ἀπ' ἄλλου ἐπ' ἄλλον ὁρμᾶν. — Neben πάλλω (schwinge) und παλάσσω (besudle) muß man ein παλλάσσομαι (lose) ansetzen, worauf die Formen πεπάλαχθε H 171 (nicht πεπάλασθε) und πεπαλάχθαι ι 331 (nicht πεπαλάσθαι) und die Glosse παλαχή, ἀρχή, λῆξις, μοῖρα hinweisen. Unser W. stellt (unter πάλλω) ganz verwirrend die Formen: πεπαλέσθαι, πεπάλεσθε und πεπαλάσθαι πεπάλασθε zu παλάσσω (παλάζω); statt dieses „παλάσσω (παλάζω)" ist für die vier angeführten Formen ein παλάσσομαι (losen) zu schreiben. — πλημυρίς (Flut) ist nicht mit πίμπλημι zu erklären, sondern als Ablaut des Stammes *$p l \bar{o}$-, gr. πλώω.

πλέω, got *flodus* (Fluß), slow. *plu-ti*. — Der Zusatz πᾶμα ohne Angabe der Bedeutung bei πολυπάμων (reich) wird dem Schüler wenig helfen, da πᾶμα im W. nicht zu finden ist. — Unter ῥήσσω vereinigt unser W. zwei Bedeutungen: „schlagen" und „zerreißen"; nun sind aber das zwei verschiedene Zeitwörter: 1. ῥήσσω (schlagen, stampfen), att. ῥάττω, slaw. *u-raziti*, daher ῥαχία (Brandung); 2. ῥήσσω (ῥήγνυμι) zerreißen. — Die Form συνοχωκότε B 217 leitet B. nicht direkt von συνέχω ab, sondern von dem aus dem Nomen σύνοχος entstandenen συνοχόω, συνόχωκα (ich bin zusammengewachsen). — Eine Etymologie, die nur die Wurzel angibt ohne ein verwandtes Wort der betreffenden Sippe, ist für Schulzwecke ohne Bedeutung; so hätte bei σῶκος (stark) das mit Ablaut gebildete σηκός angegeben werden sollen. — Warum die Paare τέκμαρ[1] (Ziel) und τέκμαρ[2] (Zeichen) und ebenso τεκμαίρομαι[1] (bestimmen) und τεκμαίρω[2] (erkennen) getrennt angesetzt werden, ist nicht einzusehen, da doch der ganzen Sippe ein Element zugrunde liegt, dessen Etymologie unter τεκμήριον zu finden ist. Ihre Stelle wäre eigentlich unter τέκμαρ. Die Grundbedeutung von τέκμωρ ist ‚Zeichen', und τεκμαίρεσθαι ist die Handlung, „wodurch eine herrschende, waltende Person ein solches τέκμωρ setzt. Bei Homer ist τεκμαίρομαι über diesen ganz bestimmten Sinn nicht hinausgewachsen". — Bei χερνῆτις vermißt man die bekannte Etymologie χερ + νῆν (spinnen), also „Handspinnerin". — Unter χραύω liest man in unserem W. zwei Bedeutungen: 1. streifen, berühren; 2 überfallen (hom. ἔχραε). Der Homerische Aorist *χραϝεῖν ist von χραύω (verw. mit altb. *gruda*, Erdscholle) zu trennen und mit lat. „*in-gruo*" zu verbinden. — Behufs leichterer Orientierung sollten Homerische Wörter und Formen ausdrücklich als solche bezeichnet werden.

Die äußere Ausstattung des Buches ist schön, der Druck recht deutlich und angenehm. Das Werk muß im ganzen als ein gelungenes bezeichnet werden, den Verfasser und seine Mitarbeiter müssen wir zu ihrem Werk aufrichtig beglückwünschen. Es bedeutet für unser Mittelschulwesen einen tüchtigen Schritt nach vorwärts.

St. Veit ob Laibach. Dr. Johann Samsa.

Graesers Schulausgaben. Neue Reihe. Heft 105—107, Wien, bei Karl Graeser & Cie., je 60 h.

Nr. 105. Karl Gutzkow, Der Königsleutnant, herausgegeben von Dr. Alfred Walheim.

„Der Königsleutnant", ein durchaus auf die Bühnenwirkung berechnetes Stück, besitzt nur sehr bedingten Kunstwert. Seine Auf-

nahme in die Graesersche Sammlung dürfte wie jene von Kotzebues „Kleinstädtern" (Nr. 104 der Sammlung) auf das Bestreben zurückzuführen sein, den Schülern außer dem sehr kleinen Bestand deutscher Meisterlustspiele auch einige unterhaltsame und technisch einwandfrein Proben der Gattung vorzuführen, — nur sollte man bei dieser Gelegenheit auf „Die Journalisten", den „Doppelselbstmord", „G'wissenswurm", „Die Kreuzelschreiber" und den „Biberpelz" nicht vergessen. Die anspruchslose Einleitung, ein Muster der leichtflüssigen, Erzählung und Kritik verbindenden Darstellung, verleugnet nirgends die wahre Bedeutung des Stückes; sie weist dem Leser (und solche dürften recht zahlreich sein, weil anekdotische Dichtungen aus dem Leben großer Männer die Jugend stets anziehen) sofort den richtigen Standpunkt an und gibt über das Verhältnis zur Quelle und zur Geschichte, über Entstehung, Aufbau und Charaktere hinreichend Auskunft. Auch die Anmerkungen genügen allen berechtigten Ansprüchen.

Nr. 106. Antigone, Tragödie des Sophokles, übersetzt von J. M. Stowasser, herausgegeben von Dr. Hans Fischl.

Stowassers Eigenart als Übersetzer, wie sie in den beiden bekannten Büchern „Griechenlyrik" und „Römerlyrik" festgelegt ist, tritt auch in seinen Übertragungen dramatischer Werke — außer der „Antigone" bringen Graesers Schulausgaben noch den „König Ödipus", den „Hippolytos" und die „Iphigenie auf Tauris" von ihm übersetzt — deutlich zu Tage. Wir begegnen in ihnen wieder dem Versuch, die Elemente der antiken und der modernen Sprachkunst zu einer neuen und höheren Einheit zu verbinden, und für die iambischen Partien, die den sechs- durch den fünffüßigen Vers ersetzen, scheint mir das Unternehmen restlos geglückt: So deutsch klingen die dialogischen Stellen und so griechisch zugleich, weil ihnen eine gewisse, leis-ungelenke Herbheit die Edelpatina des Antiken leiht. Weniger erfreulich wirkt die Behandlung der lyrischen Strophen. Zugegeben, daß die Chorlieder flüssiger und vor allem klarer verständlich sind als in Donners Verdeutschung — der Kunstgriff, die antiken Metra durch solche von ähnlicher rhythmischer Kraft und Stimmung zu ersetzen und die neuen Gebilde durch den Endreim dem modernen Empfinden näherzubringen, ist ja doch nur ein schwächliches Kompromiß, das hier und dort das Beste entlehnen möchte und darüber die Einheitlichkeit gefährdet. Wenn man schon vom Schema der Urschrift abweicht, warum dann nicht gleich freie, nur durch sich selbst wirkende Rhythmen oder möglichst einfache gereimte Liedstrophen, die in ihrer Anspruchlosigkeit keinen Gedanken an Nachahmung aufkommen lassen?

Der Herausgeber hat seine schwierige Aufgabe glücklich gelöst. Nicht daß er vom wissenschaftlichen Standpunkt aus etwas Neues brächte, was ja Schulausgaben keineswegs zu tun

brauchen, aber die auch den Inhalt mit Recht erläuternden Anmerkungen sowie die einleitende Charakteristik der Handlung und der Personen vermögen das Verständnis des Schülers für die immerhin fremdartige Darstellungsform wesentlich zu fördern. Wenn die vielleicht zu knapp geratenen allgemeinen Bemerkungen etwas über die Wirkungsmöglichkeiten des antiken Dramas und über die Kunst des Äschylos und Euripides im Verhältnis zu der des Sophokles vorbrächten, so käme das dem Deutschlehrer an griechischfreien Schulen ähnlich wie das beigegebene Ausspracheverzeichnis wohl zustatten. Desgleichen wäre eine kurze Notiz über Stowasser beziehungsweise über die verschiedenen Fragen, die bei der Übersetzung antiker Dichtungen in Betracht kommen, ziemlich am Platze. Dagegen ist, zumal in dieser Ausführlichkeit, die keinerlei allgemeine Ausblicke eröffnende Erörterung über Goethes Äußerung zu Vers 983 ff. überflüssig. (V. 561 fehlt ein hinweisendes „den".)

Nr. 107. Richard Wagner, Die Meistersinger von Nürnberg, herausgegeben von Dr. Egon v. Komorzynski.

Seitdem Wagner „frei" geworden ist, drängen sich geradezu die Schulausgaben seiner Werke und besonders die „Meistersinger" sind aus begreiflichen Gründen, weil die deutsche Literatur nur wenige Lustspiele von gleichem Werte aufweist, in mehreren Sammlungen erschienen. Die vorliegende Ausgabe ist nicht sonderlich geglückt. Die Einleitung ist recht breit und farblos geraten; was sie über den Meistersang zu sagen weiß, steht in jedem Schulbuch, Wagners Stellung in der Geschichte der Musik ist allzu dürftig charakterisiert, der Inhalt unnötigerweise weitschichtig umschrieben. Die gleiche Neigung zur Breite und zur störenden Erklärung von ganz Selbstverständlichem hat die Anmerkungen verdorben. Hält man Schüler überhaupt für reif, ein Kunstwerk auch künstlerisch zu genießen, so darf man ihnen nicht die einfachsten seelischen Vorgänge noch besonders ausdeuten wollen, wie das hier auf S. 6, 9 (zu Z. 194), 13, 17, 19, 26, 28, 35, 41, 46, 47, 61, 65, 68, 72, 74, 79, 80, 81 usw. geschieht. Ebensowenig bedürfen die Worte „Sakristei, Minne, Prosodie, Ärgernus, Polterabend, Silentium", um nur das Auffälligste zu nennen, einer ausdeutenden Umschreibung, wohl aber der bühnentechnische Ausdruck „praktikabel"; bei „Schanz" könnte auf das allgemein bekannte „Mummenschanz" verwiesen werden. Willkommen sind die Anmerkungen, welche hie und da Stimmung und Charakter der Begleitmusik andeuten.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Eduard Schwartz, Kaiser Konstantin und die christliche Kirche. Leipzig 1913. Teubner. S. VII und 171.

Aus der reichen Literatur, die das Jubiläumsjahr des Mailänder Ediktes gebracht hat, ragt Sch.' formvollendetes Buch als hochwillkommenes Geschenk für alle an den wichtigen Problemen konstantinischer Zeit interessierten Kreise hervor. Das Thema ist oft behandelt worden, da ja die Regierung Konstantins mit ihren Nachwirkungen eine historische Krise im Burckhardtschen Sinne (vgl. Weltgeschichtliche Betrachtungen S. 169) darstellt und das Verhältnis des Kaisers zur Kirche in ihr den Angelpunkt bildet. Jakob Burckhardts Kapitel Konstantin und die Kirche (Die Zeit Konstantins d. Gr.[2] S. 348--397) gehört auch zum Besten, was bisher über diese Frage vorlag. Für ihn ist Konstantin der „Egoist im Purpurgewande", der die Kirche für seine Zwecke meistert, auch er sieht bereits in Athanasius einen Vorläufer des dritten Innozenz. Sch. folgt im großen Burckhardts Gedankengang, was seine Darstellung aber weit emporhebt, ist das von ihm erschlossene Verständnis der eusebianischen Schriften und die auf den Grund gehende Kenntnis der philosophischen Zusammenhänge zwischen spätgriechischer und christlicher Theologie. Sch.' Buch ist aus fünf Vorträgen entstanden, die er seinerzeit am freien deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. gehalten hat; danach auch die Gliederung. Der einleitende Vortrag führt in kurzen prägnanten Sätzen die Entwicklung des römischen Staates und der christlichen Kirche während der drei ersten Jahrhunderte vor, wie einerseits der in der augusteischen Dyarchie enthaltene Keim des Absolutismus allmählich ausreift, anderseits die kleine Judengemeinde Jesu in Jerusalem zur Organisation über die Ökumene hin wächst. Der folgende gilt dem Verhältnisse des Staates zum Christentum: den anfänglichen Maßnahmen der Obrigkeit gegen die christlichen Vereine, die sich zum Kampfe des Staates um seine Existenz verschärfen, als die rasch sich mehrenden Christengemeinden die alte nationale Frömmigkeit bedrohen; den Verfolgungen unter Decius und Diocletian, die mit dem Triumphe der Kirche im Mailänderedikte enden. Die weiteren Vorträge behandeln das eigentliche Thema, Konstantins Stellung zur Kirche. Konstantin fördert die Kirche als Werkzeug für seine Universalmonarchie. Seine Pläne werden schon deutlich im Donatistenstreite, in dem der Kaiser Gelegenheit findet, Bischofssynoden zu berufen und auf ihnen als tatsächliches Oberhaupt zu entscheiden. Die Reichssynode von Nicäa ist durchaus sein Werk, vor allem auch in ihren praktischen Schöpfungen. Den Gang der Erzählung unterbricht im vierten Vortrage ein meisterhafter Exkurs über die christliche Philosophie und das Lehrgebäude des Origenes. Was Sch. am Schlusse noch besonders betont, ist der ethische Verlust, der für die Kirche im Zwange der nicänischen Formel speziell in ihrer Verweltlichung

durch den Aufstieg zur Reichsmacht im allgemeinen liegt. Grundsätzlich verschieden ist das Bild Konstantins, das Sch. uns entwirft, von der Auffassung O. Seecks in seiner Geschichte des Unterganges der antiken Welt. Hier ein innerlich unsicherer δεισιδαίμων, der sich kirchlicher Paraden freut und doch der Kirche gegenüber von der Synode von Arles angefangen bis zum Kampfe mit Athanasius von Niederlage zu Niederlage vorschreitet, dort ein Herrscher, der unentwegt seine Pläne zur universalen Monarchie durchführt und dabei sich mit dämonischem Scharfblicke der kirchlichen Macht bedient. Sch.' Buch wird im einzelnen vielen Widersprüchen begegnen, doch als wissenschaftliche Arbeit mit bleibenden Ergebnissen dauern.

Rudolf Egger.

Theodor Bitterauf, Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges. München 1915, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 202 S. Kl. 8⁰. Geh. 2 M. 40 Pf.

Unter den vielen Büchern, die die Entstehung des Weltkrieges behandeln, darf man das vorliegende in erster Linie nennen. Es ist nicht nur der Name des durch eine ganze Reihe gediegener Arbeiten zur neueren und neuesten Geschichte bekannt gewordenen Verf.s, sondern ein sachliches Motiv, das dies Urteil bedingt: dieses Buch ist nämlich so ziemlich das erste[1]), das bereits in der Lage ist, sich auf eine große Zahl von Quellen zu stützen, die früher entweder noch nicht oder nicht vollständig zugänglich waren. Heute darf man höchstens noch die Sammlung „Belgische Aktenstücke 1905—1914. Berichte der belgischen Vertreter in Berlin, London und Paris an den Minister des Äußern. Herausgegeben vom auswärtigen Amt“[2]) anfügen, „in denen in der denkbar prägnantesten Form hervortritt, daß es die im Jahre 1904 von England eingeleitete, gegen Deutschland gerichtete Ententepolitik gewesen ist, die tiefe Spaltungen in Europa hervorgerufen hat, welche schließlich zum gegenwärtigen Krieg führten“. Aber auch von dieser hochwichtigen Sammlung, die niemand außer acht lassen darf, der sich über die Vorgeschichte des Krieges belehren will (der billige Preis von 50 Pf. besagt, daß sie in aller Händen sein sollte), waren schon verschiedene Stücke bekannt und sind von dem Verf. des obigen Buches wie billig gewertet worden. Bitterauf hat seine Aufgabe übrigens weiter gefaßt, als man dem Gesagten entnehmen möchte. Er bietet eine treffliche Übersicht über die deutsche Politik im Zeitalter Bismarcks und jenem Wilhelms II., schließt daran ein lehrreiches Kapitel über die Marokkokrisen und das Balkan-

[1]) Die Besprechung war bald nach dem Erscheinen des Buches geschrieben worden.

[2]) Seither (1916) auch bei C. H. Beck in München verlegt.

problem sowie über die Koalition gegen das Deutsche Reich an und behandelt sodann den Ausbruch des Krieges. Was die ältere Zeit betrifft, werden mit großer Umsicht die Bemühungen Bismarcks zur Erhaltung des Friedens und die Entstehung des Dreibundes und der *Entente cordiale* dargelegt. Vieles aus der Politik des sogenannten Zickzacks, über die oft genug gespottet oder gescholten wurde, nimmt sich ja heute, aus der Perspektive gesehen, anders aus als im Augenblick des Entstehens; das gilt so gut von der Erwerbung Helgolands wie vom Krüger-Telegramm und manchem anderen. Mit Recht und mit Nachdruck wird auf die Bedeutung des Sansibarabkommens vom 17. Juni 1890 hingewiesen und bemerkt, wie der jetzige Seekrieg einen anderen Verlauf genommen hätte, wenn England noch im Besitze Helgolands wäre. Ein breiter Raum ist begreiflicherweise der Schilderung des Verhältnisses Deutschlands zu England zugewiesen, den Versuchen zu einer Allianz oder zu einem festen *Modus vivendi* mit der großen Seemacht zu gelangen, und sind die Hindernisse, die solchen Plänen sich auf der einen wie auch auf der anderen Seite entgegenstemmten, genau vermerkt. Das Kapitel über die Marokkokrisen und das Balkanproblem enthält eine sorgsam abgewogene Erörterung jener Ereignisse, die den großen Krieg unmittelbar vorhergingen und daß dessen Genesis in den Bestrebungen und dem Verhalten der Entente zu suchen ist, wird hier auf Grund der eigenen Entente-Buntbücher im einzelnen erwiesen. „Die Gegner," führt der Verf. aus, „haben uns die Steinchen geliefert, aus denen wir nicht mühelos im einzelnen, doch mit ausreichender Deutlichkeit das Bild ihrer Politik zusammensetzen konnten; noch fehlen einzelne Stücke, aber die angewandten Methoden stehen doch überall klar vor Augen, und wie sich das französische Kaiserreich 1870 mit seinen Beschwerden über die Hohenzollernkandidatur nicht an die allein zuständige Stelle, in Madrid, wandte, sondern an Berlin, das Rache für Sadowa geben sollte, so ersah sich auch der Dreiverband nicht Belgrad und Petersburg, sondern Berlin und Wien zum Ziel seiner Tätigkeit." Wie Japan, wie die Türkei und das bundbrüchige Italien in den Krieg eintraten, findet eine sachgemäße Erörterung. Alles in allem betrachtet, wird man dem Verf. zustimmen, wenn er sich in einem Schlußworte dahin ausspricht, daß „das komplizierte Spiel der Kräfte, die in dem größten aller Kriege nach einem Ausgleich ringen, bis zur Gründung des Deutschen Reiches zurückführt; denn wie der Frankfurter Friede das Revanchebedürfnis des französischen Volkes auslöste, kam der Panslawismus erst im Gegensatz zu der gefürchteten deutschen Hegemonie zur Entfaltung und die verhüllte englische Feindschaft gegen den stärksten Festlandsstaat wurde noch später offenbar, nämlich als dieser sich auch über dem Meere zu betätigen suchte." Erfreulich sind die guten

Worte, die der Verf. der deutschen Diplomatie der jüngsten Zeit spendet, denen man es — ein Marschall und Kiderlen-Wächter waren gewiß bedeutende Männer, wie es auch Fürst Bülow ist — zu danken hat, daß der Friede so lange erhalten blieb und dieser Krieg besser gerüstet geführt werden kann als einer in der früheren deutschen Geschichte. Das Büchlein bietet sonach reiche Belehrung und wird allen denen willkommen sein, die nicht in der Lage sind, die ganze einschlägige Literatur zu benützen.

Graz. J. Loserth.

Lehrbuch der Stereometrie von Dr. F. Bützberger, Professor an der Kantonschule Zürich. 3. Aufl. Mit 68 Fig. im Text. Zürich 1916, Verlag Orell Füssli. 116 S. Preis 2 M. 50 Pf.

Dieser Lehrgang, dessen beide ersten Auflagen nur autographiert erschienen sind, verdient es, durch die Drucklegung weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Er bringt in knapper Darstellung ein reiches Material, das an vielen Stellen über den an unseren Mittelschulen üblichen Lehrstoff hinausgeht, und auch in den Aufgaben, die gelegentlich die Kenntnis der goniometrischen Beziehungen voraussetzen, werden manche recht schwierige aber durchgehends lehrreiche Beziehungen zur Sprache gebracht.

Fast die Hälfte des Buches ist den einleitenden Sätzen und den allgemeinen Eigenschaften gewidmet. Die Lagenbeziehungen der Raumelemente, die an den Anfang gestellt werden, sind eines strengen Beweisverfahrens gewürdigt; die folgenden Untersuchungen führen auch zum Prinzip der Dualität, zur zentralen und zur Parallel-Projektion und endlich zu den drei Arten der Raumsymmetrie. Eingehend werden die Drehflächen erörtert, ferner das Dreikant nebst seinen Beziehungen zum Kugeldreieck, wobei naturgemäß vom Begriff des polaren Dreikantes ausgiebiger Gebrauch gemacht wird, schließlich die wichtigsten Sätze über die Polyeder.

In den weiteren Abschnitten werden die einzelnen Körperformen besprochen und hiebei wird die Formel für den Inhalt der Prismen nach dem Vorgange Euklids abgeleitet und dann erst das Cavalierische Prinzip eingeführt. Von besonderem Interesse sind die dem Tetraeder gewidmeten Betrachtungen und die Ableitung der beiden Guldinschen Regeln; auch die seltener behandelten Körperformen: Ponton, Obelisk, Zylinderhuf u. dgl. gelangen wenigstens in den Aufgaben zur Behandlung.

Die geschichtlichen Bemerkungen und die sich wiederholt findenden Hinweise auf ausführlichere Lehrbücher erhöhen den Wert der vorliegenden Arbeit ganz beträchtlich. Manche der Fachausdrücke würden allgemeinere Anwendung verdienen, so z. B. „abgeeckter“ Würfel, „Zwischenwinkel“ (= eingeschlossener

Winkel), „gegenwendig-gleiche" (in gewissem Gegensatz zu: kongruente) Dreikante, „*mittelnormale*" Ebene (die durch eine Kante gelegt wird), „normal-symmetrische" Schnittebene, „meiden" im Sinne von: weder schneiden noch berühren, „Mediane" eines schiefen Kreiszylinders (die vom Mittelpunkt des erzeugenden Kreises beschriebene Strecke), „Kugelrinde" und noch manche andere.

Wien. Prof. Wolletz.

Dr. Hugo Bauer, Geschichte der Chemie. II. Von Lavoisier bis zur Gegenwart. Zweite, verbesserte Auflage, Berlin und Leipzig 1915, Göschen. 140 S. Kl. 8°. 265. Bändchen der Sammlung Göschen.

Das zweite Bändchen der Geschichte der Chemie hat die Einteilung des Stoffes in drei Abschnitte, die schon in der ersten Auflage zur Durchführung gelangte, beibehalten: der erste Abschnitt behandelt das Zeitalter von Lavoisier, der zweite jenes der Entwicklung der organischen Chemie, der dritte aber die Chemie der Neuzeit. Dieser letzte Abschnitt enthält nun auch die Fortschritte der letzten 8—10 Jahre, wodurch er gegen früher die meisten Veränderungen erfahren hat. Aber auch in den beiden anderen Abschnitten sind die Resultate neuerer Forschung gewissenhaft berücksichtigt worden.

Im einzelnen kommen unter anderen folgende Gegenstände zur Sprache: I. Lebensbeschreibung der wichtigsten Chemiker des Zeitalters von Lavoisier, Verbrennungstheorie von Lavoisier, Klassifikation der Elemente und Verbindungen, Gesetz der multiplen Proportionen, Daltons Atomtheorie und Bestimmung der Atomgewichte, Gay-Lussacs Volumgesetz und Avogadros Hypothese, Atom und Äquivalent, Elektrolyse und elektrochemische Theorie, Elektrolyse der Alkalien, Chlor und Jod, Atomgewichte von Berzelius, chemische Verwandtschaft, Massenwirkung, neue Elemente und anorganische Verbindungen, chemische Technik, organische Chemie. II. Lebensbeschreibung von Liebig, Wöhler, Dumas, Bunsen, Laurent, Wurtz, Hofmann, Williamson, Kekulé, Frankland und Schönbein, Isomerie und chemische Konstitution, Radikaltheorie, Substitutionserscheinungen, Kerntheorie von Laurent, Typentheorie von Dumas, dann von Gerhardt-Laurent, Resttheorie, Gerhardts Klassifikation organischer Verbindungen, Atom, Molekül und Äquivalent, Sättigungskapazität und Valenzlehre, Typus „Methylwasserstoff" von Kekulé, Strukturformeln und Isomerie, atomistische und molekulare Verbindungen, Kekulés Anteil an der Entwicklung der Strukturchemie, Dampfdichtebestimmungen, Spektraluntersuchungen, Periodisches System, Analytische Chemie, Elemente und anorganische Verbindungen, Organische Chemie, Chemie der Farbstoffe, Chemische Großindustrie, Chemischer Unterricht und Literatur. III. Elektrolytische

Dissoziation, Osmotischer Druck, Elektrochemie, Edelgase, Elektronen, Radium, Valenzlehre, Isomerie und Tautomerie, Organische Synthese, Chemischer Unterricht und Literatur.

Diese vielen, mannigfaltigen und mitunter recht schwierigen Themata sind mit großer Sachkenntnis und in recht gefälliger Form behandelt worden. Als wahre Kabinettstückchen erweisen sich z. B. die Skizzen über die Entwicklung der Indigosynthese, über die Theorie der Farbstoffe und über die Verwertung chemischer Reaktionen für die chemische Großindustrie, die einleitenden Bemerkungen zur Chemie der Jetztzeit sowie schließlich die Schilderung dieses letzten Zeitabschnittes überhaupt und im besonderen die Notizen über das Radium . . . . Man liest übrigens in jedem Abschnitt in gleicher Weise mit Behagen und kann dabei wohl der berechtigten Meinung sein, daß Anfänger und Fortgeschrittene bei der Lektüre des Bändchens auf ihre Rechnung kommen werden!

Für die genaue Durchsicht der Arbeit spricht der fast völlige Mangel an Druckfehlern und auch die Verläßlichkeit des Namen- und des Sachregisters.

Ein Lapsus findet sich S. 97, A. 1, wo bei den Atomgewichtsbestimmungen von Elementen neben Indium, Zäsium, Rubidium, Kalium, Natrium und Schwefel auch die „Erdalkalien" genannt werden.

Wien. Joh. A. Kail.

Friedrich Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. III. Teil: Die Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. 11. Aufl. Von Dr. Max Frischeisen-Köhler. Verl. Mittler & Sohn, Berlin 1914.

Seit dem Jahre 1907, in welchem Geheimrat Heinze, nachdem er die 5. bis 9. Auflage besorgt hatte, sich von der Weiterbearbeitung der „Geschichte der Philosophie von F. Überweg" zurückgezogen hatte, besorgt je einer von vier Gelehrten einen von den seit 1901 vier Bänden. Von diesen liegt nun der III. Teil, von dem bedeutenden Philosophieprofessor in Berlin Frischeisen-Köhler bearbeitet, vor. Diese neue (11.) Auflage des weit verbreiteten Geschichtswerkes der Philosophie bedeutet im Vergleiche zu den früheren Auflagen eine so tiefgreifende Umgestaltung, daß, wie der jetzige Verf. selbst sagt (Vorrede S. VIII), „nahezu der gesamte Text des Großgedruckten und beinahe die Hälfte von dem Texte des Kleingedruckten neugeschrieben wurden". Es hat nicht nur der Inhalt, sondern auch die Disposition des Werkes eine bedeutende Veränderung erfahren. Während in den von Überweg und Heinze besorgten Auflagen die Gesichtspunkte des Kantischen Systems für die ganze Anordnung des Stoffes bestimmend waren, sind es jetzt geschichtsphilosophische Richtlinien, wie sie von Dilthey und Windelband ge-

zogen worden sind, die es dem Verf. dieser Auflage geraten erscheinen ließen, den Zusammenhang der Entwicklung des philosophischen Denkens mit den Wandlungen der allgemeinen Geisteskultur schon in der Disposition klar hervortreten zu lassen. Die Anordnung in der Darstellung des Stoffes ist so getroffen, daß einer allgemeinen Würdigung des Denkens und der Denker im Zusammenhange mit dem Leben und der Kultur eine gewöhnlich mit einer Biographie verbundene Reproduktion der Lehren im Anschluß an die Hauptwerke der Philosophen folgt. Die Bibliographie ist, wie auch in den anderen Bänden der Neubearbeitung, nunmehr vom Texte getrennt, mit Hinweisen auf die einzelnen Paragraphen des Buches am Schlusse zusammengefaßt. Auch hat der Verf. nicht wie Überweg durch kritische Betrachtungen die objektive Darstellung unterbrochen und auch eine Wertung der neueren Literatur unterlassen, freilich besonders mit Rücksicht auf die Gleichmäßigkeit mit den anderen Bänden des Buches. In den älteren Auflagen zerfiel die hier behandelte Periode der Neuzeit in drei Abschnitte: I. Die Übergangszeit, II. Die neuere Philosophie oder die Zeit des ausgebildeten Gegensatzes zwischen Empirismus, Dogmatismus und Skeptizismus, III. Kritik und Spekulation seit Kant. In der 11. Auflage ist derselbe Zeitabschnitt in vier Teile gegliedert: I. Zeit des Überganges, II. Die konstruktiven Systeme des 17. Jahrhunderts, III. Zeitalter der Aufklärung (1. Die englische, 2. Die französische, 3. Die deutsche Aufklärung), IV. Der Kritizismus Kants. Zeigt schon rein äußerlich diese verschiedene Anordnung die unmittelbare Wirkung des oben bemerkten neu angewandten Einteilungs- und Dispositionsgrundes, so sind auch in dem letzteren die vielfachen Verschiebungen in der Stoffanordnung innerhalb der einzelnen Teile begründet und ebenso manche Bereicherungen. Da die „Übergangszeit" nun als die Epoche von „der Befreiung vom mittelalterlichen Denken bis zu der Ausbildung der großen konstruktiven Systeme" aufgefaßt ist, so mußte mehr das Wirken der Neuscholastiker hervorgehoben werden, so daß z. B. der Jesuit Franz Suarez, der in den älteren Auflagen kaum Erwähnung findet, wegen seines nicht unbedeutenden Einflusses auf philosophischem Gebiete durch die Klarheit seiner Metaphysik einer ausführlicheren Würdigung teilhaftig wird (S. 4 f.). Unter den Neuplatonikern wird auch Savonarola und Leo Hebræus angeführt. Während Gassendi als Verteidiger des Epikureismus in den früheren Auflagen in dem I. Abschnitte Berücksichtigung fand, sind seine Lehren in der vorliegenden Auflage mit mehr Recht im Anschluß an Descartes, also erst im II. Abschnitte behandelt, in welchem die konstruktiven Systeme, deren Begriff, von Leonardo da Vinci geahnt, sich in Kepler und Galilei vollendete, ihre Darstellung finden. Ein eigener Paragraph (§ 5) läßt den Kampf gegen den scholastischen Aristoteles durch die

Antischolastiker Vives, Marius Nizolius, Petrus Ramus und durch den Bekämpfer des Aristotelismus Taurellus sich besser abheben, als es in den früheren Auflagen der Fall war. Unter den Protestanten, die durch den Rückgang auf die biblischen Urkunden die scholastische Rationalisierung des Dogmas bekämpfen, finden neben Luther und Melanchthon, was früher nicht der Fall war, auch Zwingli und Calvin ihre Würdigung (§ 6).

In den älteren Auflagen war die Behandlung der Anfänge selbständiger Forschung nach dem Verlassen der Scholastik eine solche, daß die Naturphilosophie und die philosophische Rechts- und Staatslehre in einem Zuge besprochen wurden, während jetzt, der Sache mehr entsprechend, § 7 der „Naturphilosophie und Theosophie“ und ein nunmehr selbständiger Paragraph (§ 8) dem „Naturrecht und der Naturreligion“ gewidmet ist.

Die Philosophie des Bacon v. Verulam hat der Verf. der Neubearbeitung noch innerhalb des I. Abschnittes (Übergangszeit) und nicht erst im II., wie es früher geschah, dargestellt und zwar in der Erwägung, daß Bacon v. Verulam, wenn er auch durch Abstreifung des der Naturphilosophie noch anhaftenden theosophischen Charakters und durch die Einschränkung der Methode der Naturphilosophen auf Induktion und Erfahrung als Herold einer neuen Zeit erscheint, doch die Art der Ausführung noch in die Philosophie der Renaissance verweist.

Daß die Besprechung des Descartes und seiner Philosophie eine viel eingehendere und eindringlichere ist als früher, erklärt sich schon daraus, daß hier das Gebiet vorliegt, das das eigentliche Arbeitsgebiet des Verf.s genannt werden kann. Der Philosophie des Thomas Hobbes ist nun nicht vor, sondern nach der Descartes' die Stelle angewiesen, da er ja zu seinen Gegnern gehört, „die an der kritischen Erörterung seiner Meditationen beteiligt waren“.

Das Problem der Wechselbeziehung des geistigen und leiblichen Lebens und dessen Untersuchung in jener Zeit findet nun mehr Beachtung dadurch, daß der Verf. in einem eigenen Paragraphen (§ 15) den Versuchen von Clauberg, Condemoy und Louis de la Forge die Wechselwirkung aller endlichen Substanzen aufzuheben, die Vertreter des Occasionalismus Geulincx und Malebranche gegenüberstellt.

In dem Abschnitte über Spinoza (§ 16) hatte der Verf. am meisten Gelegenheit, von den kritisierenden Anmerkungen Überwegs abzusehen.

Weil das System Lockes in dieser Auflage erst in dem Kapitel „Die englische Aufklärung“ seine Darstellung findet (§ 21), schließen sich jetzt an die Ausführungen über „Spinoza“, nicht die über „Locke“, sondern über „Leibniz“ an. Ebenso hat die Wolffsche Philosophie nunmehr nicht nach Leibniz, sondern innerhalb des Abschnittes „Die deutsche Aufklärung“ ihren Platz gefunden.

Daß der Verbreitung der Aufklärung über die engeren philosophischen Kreise in der vom philosophischen Geiste erfüllten Literatur, z. B. eines Lessing, ein besonderer Paragraph gewidmet ist (§ 32 Lessing und verwandte Dichter), kann nur als vollständig gerechtfertigt bezeichnet werden. In Umfang und Gehalt haben namentlich die die Kantsche Philosophie behandelnden Abschnitte große Veränderung und Bereicherung erfahren, die ja dem Kundigen nur naturgemäß erscheinen muß, der weiß, welche Flut von Untersuchungen und Studien zu Kant die Zeit des Kantjubiläums hervorbrachte und welche Förderungen die Kantforschungen in neuerer Zeit durch die von Vaihinger seit 1896 in zwanglosen Heften begründeten „Kantstudien" und durch die von demselben Gelehrten ins Leben gerufene Kant-Gesellschaft erfahren haben.

Wie viel Raum nehmen schon die Berichte über die neuerdings von Cohen, Cassirer, Bauch u. a. geführten Untersuchungen über das Ding-an-sich-Problem in dieser Auflage ein!

Wie überhaupt das philosophische Interesse in den letzten Jahrzehnten mächtigen Aufschwung genommen hat, beweist auch der große Umfang der „Bibliographie" am Schlusse des Bandes.

Es ist kein Zweifel, daß die Neubearbeitung dieses Teiles des Überwegschen Grundrisses der Philosophie alles getan hat, um den Charakter des Buches als „Musterwerk" nicht nur zu wahren, sondern noch zu steigern, so daß es noch geeigneter als früher erscheint, einen vortrefflichen Wegweiser auf den verschlungenen Pfaden der Philosophie abzugeben und überall ungeteilten Beifall gerade in der neuen Form finden wird.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Eingabe der Vereinigung deutscher Hochschullehrer Wiens

an das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht betreffend die Verbesserung des Mittelschulunterrichtes.

Es kann nicht bestritten werden, daß das gesamte Schulwesen eines Staates nach seinem Aufbau und seinen Zielen ein organisches Ganzes zu bilden hat. Aus dieser Einsicht leiten die Hochschullehrer die Berechtigung und die Pflicht ab, auf erkannte Mängel des Mittelschulunterrichtes, der den Hochschulstudien zur Grundlage dient, hinzuweisen und auf deren Abstellung hinzuwirken.

Mit den folgenden Darlegungen soll einer tiefergreifenden Umgestaltung unseres Mittelschulwesens in keiner Weise vorgegriffen werden; eine solche in Angriff zu nehmen fehlt es aber in der bewegten Kriegszeit an der nötigen Ruhe und an der Einsicht, was die Zukunft verlangen wird. Darum sollen nur solche Seiten berührt werden, die ohne weiter ausholende reformatorische Maßnahmen schon bei den jetzt herrschenden Verhältnissen einer Besserung zugeführt werden könnten, deren sie aber auch dringend bedürfen.

Die Ausbildung der Hörerschaft, welche den Hochschulen aus den Mittelschulen in so reicher Anzahl zuströmt, hat sich nämlich in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges auffallend verschlechtert. Die Hörer besitzen nicht jene Schulung im Denken, welche die unerläßliche Voraussetzung für einen gedeihlichen Hochschulunterricht ist. Ihre positiven Kenntnisse sind häufig ganz unzureichend. Während früher wenigstens ein großer Teil der Hörer sich dem Studium an der Hochschule mit wirklichem Interesse hingab, findet man jetzt vorwiegend das Bestreben, mit knapper Not die Prüfungen zu bestehen; die Anforderungen, welche bei diesen gestellt werden können, sinken natürlich in demselben Verhältnisse wie die Eignung der Hörerschaft. Besonders zum Schaden gereicht, daß die Fähigkeit zu intensiver, selbständiger und genauer Arbeit und zum ernstlichen Eindringen in die Schwierigkeiten eines Gegenstandes nur mehr bei verhältnismäßig

wenig Hörern entwickelt ist. Die Hochschullehrer haben lange gezögert, diese ihre Erfahrungen offen auszusprechen; sie waren sich dessen bewußt, daß man leicht der Gefahr unterliegt, die Zustände der Gegenwart gegenüber denen der Vergangenheit in zu ungünstigem Lichte zu erblicken. Aber die Beobachtungen, welche sie, und zwar ebensowohl die jüngeren wie die älteren, nunmehr durch Jahre gemacht haben, sind so unzweideutig, daß ein Zweifel an ihrer Richtigkeit nicht mehr möglich ist. Sie halten es daher für ihre Pflicht, diesen Zustand rückhaltlos darzulegen, und zwar gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte. Es ist nämlich zu befürchten, daß die mangelhafte Ausbildung der Hörer unmittelbar nach dem Kriege, sobald die mit Kriegsmatura für reif erklärten Hörer mehrerer Jahrgänge den Hochschulen zuströmen werden, noch weit stärker zu Tage treten, dann aber nur auf die bei der Kriegsmatura geübte Nachsicht zurückgeführt werden wird, während nach den früher erwähnten Beobachtungen auch schon vor dem Kriegsausbruch arge Mängel bestanden haben.

Daher ist die Vereinigung deutscher Hochschullehrer Wiens in eine Erörterung der Ursachen dieser Erscheinung eingetreten. Die Besprechung in der Vollversammlung vom 13. Januar 1917 führte dazu, daß vom Ausschusse am 19. Januar 1917 eine aus den Herren Prof. Castle, Priv-Doz. Prof. Prinz, Prof. Stigler, Prof. Tandler, Prof. v. Voltelini, Prof. Wegscheider (Universität), Hofrat Czuber, Hofrat Hochenegg, Hofrat Müller (Technische Hochschule), Prof. Wilhelm (Hochschule für Bodenkultur) bestehende Kommission eingesetzt wurde. Auf Grund des Berichtes dieser Kommission hat die Vollversammlung der Vereinigung deutscher Hochschullehrer vom 12. Mai 1917 beschlossen, die folgenden Darlegungen dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht zu unterbreiten.

Eine Hauptursache der schlechten Erfahrungen, welche die Hochschulen mit ihrer Hörerschaft machen, liegt darin, daß die Mittelschulen allzuvielen den Zutritt zu den Hochschulen ermöglichen. Es ist die Pflicht jener Mittelschulen, welche für Hochschulen vorbereiten sollen, die für geistige Arbeit minder geeigneten Schüler auszuscheiden, die hiefür begabten aber derart zu unterrichten, daß sie die Mittelschule mit geschärfter Fähigkeit zum Beobachten und logischen Denken, mit Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck und gewöhnt an ausdauernde geistige Arbeit und strenge Pflichterfüllung verlassen. Bei Erfüllung dieser Pflicht würde die Mittelschule auch jene Schüler für ihr künftiges Leben am besten ausbilden, die sich mit der in der Mittelschule erworbenen abgeschlossenen allgemeinen Bildung einer Berufsrichtung zuwenden, ohne die Hochschule aufzusuchen.

Der Erreichung dieses Zieles stehen unter anderem hemmend entgegen:

1. Der schon oft hervorgehobene übermäßige Zudrang zu den Mittelschulen aus sozialen Rücksichten und zum Zwecke der Erlangung des Freiwilligenrechtes.

In Österreich kam am Schlusse des Schuljahres 1910/11 ein Mittelschüler (Gymnasiast, Realgymnasiast oder Realschüler) schon auf 188 Bewohner, was jedenfalls kein gesundes Verhältnis darstellt; seither hat die Zahl der Mittelschüler noch beträchtlich zugenommen. Dieser Übelstand macht sich in einzelnen Teilen des Reiches ganz besonders auffällig bemerkbar. In der Bukowina, von deren Bevölkerung nach der Volkszählung vom Dezember 1910 39% Analphabeten (d. h. Personen über zehn Jahre, die nicht schreiben konnten) waren, kam am Ende des Schuljahres 1910/11 ein Mittelschüler auf 128 Bewohner. Diese Zahl wurde nur von Triest (91) unterschritten, also einem fast geschlossenen Stadtgebiet, in dem ganz andere Verhältnisse herrschen und dessen Mittelschüler zu einem beträchtlichen Teile aus anderen Verwaltungsgebieten stammen. Dann folgen Mähren mit 152, Niederösterreich (dessen Zahlen aber überwiegend durch Wien beeinflußt werden) mit 162, Krain mit 176, Vorarlberg mit 180, Böhmen mit 199, Schlesien mit 206, Galizien (bei 32% Analphabeten!) mit 210 Bewohnern auf einen Mittelschüler. Dann erst kommen die deutschen oder überwiegend deutschen Alpenländer Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Tirol (245 bis 296) sowie Görz, Istrien (deren Mittelschüler zum Teile wohl nach Triest gehen) und Dalmatien. Schon die Zahl der Mittelschüler in Krain sowie in den hochkultivierten Ländern Böhmen und Mähren ist nur künstlich infolge der nationalen Verhältnisse so hoch emporgetrieben worden. Noch weniger kann die Zahl der Mittelschüler in Galizien als angemessen erachtet werden, zumal wenn man die große Anzahl der Analphabeten in diesem Lande in Betracht zieht. Vergleicht man die Zahl der Mittelschüler mit der der Bevölkerung nach Abzug der Analphabeten, so kommt in ganz Österreich ein Mittelschüler auf 168 anrechenbare Einwohner, dagegen in Galizien auf 142, in der Bukowina sogar schon auf 77!

2. Die unzweckmäßige Verteilung der Mittelschulen.

In kleineren Orten sind Mittelschulen weit über das bestehende Bedürfnis hinaus errichtet und dadurch ist der unter Punkt 1 erwähnte Übelstand gesteigert worden. Dagegen ist in großen Städten ihre Zahl oft unzureichend, insolange nicht der übermäßige Zudrang zu den Mittelschulen eingedämmt wird; die Folge davon sind hier überfüllte Klassen, in denen der Unterricht unmöglich erfolgreich sein kann.

3. Der Umstand, daß ein nicht unerheblicher Teil der Mittelschullehrer den zu stellenden Anforderungen nicht genügt.

Teils ist dies die Folge der unzureichend gewordenen Besoldungs- und Beförderungsverhältnisse, die es bewirken, daß der Beruf nicht mehr die nötige Anziehungskraft auf begabtere Studierende ausübt, teils die Folge der Verschlechterung des Hörermaterials an den Hochschulen überhaupt, teils die Folge

der übermäßigen Vermehrung der Mittelschulen, welche zur Verwendung einer sehr großen Zahl ungeprüfter Lehrkräfte und zur milden Beurteilung bei den Lehramtsprüfungen zwingt.

4. Die Ungleichmäßigkeit der Leistungen der Mittelschulen.

Es gibt ganze Kronländer, in denen der Erfolg des Mittelschulunterrichtes auch nicht den bescheidensten Anforderungen genügt. Aber auch in anderen gibt es Mittelschulen, an denen die Leistungen der Schüler mit ganz unzulässiger Milde beurteilt werden, sei es aus nationalen oder aus konfessionellen Gründen, oder weil nur dadurch ein den Bestand dieser Mittelschulen rechtfertigender Besuch aufrecht erhalten werden kann.

Alle diese Mißstände fordern Abstellung, die sich freilich in vielen Beziehungen nicht leicht wird durchführen lassen. Es wäre aber gefehlt, in ihnen die alleinige Ursache der Verschlechterung des Hörermaterials an den Hochschulen zu sehen. Denn alle erwähnten Mißstände bestehen zum großen Teil schon seit wesentlich längerer Zeit, während die beklagte Verschlechterung sich gerade im letzten Jahrzehnt besonders auffällig bemerkbar machte. Auch die gegenwärtige Organisation der Mittelschulen kann nicht die Ursache sein, da sie seit langem keine durchgreifende Umgestaltung erfahren hat und die unbefriedigende Ausbildung bei den Absolventen des Gymnasiums und der Realschule, also der beiden sozusagen gegensätzlichen Schultypen, in gleicher Weise zu Tage tritt. Dies deutet darauf hin, daß die aufgetretenen Schäden zum großen Teil durch die in allen Mittelschulen gleichmäßig durchgeführten recht einschneidenden Änderungen des Schulbetriebes hervorgerufen sind. Hierin könnten aber Verbesserungen leicht durchgeführt werden.

Ein großer Teil der Reformen der letzten Jahrzehnte setzte sich zum Ziel, den Klagen wegen Überbürdung der Schüler entgegenzukommen.

Daher wurde unter anderem der Unterricht so umgestaltet, daß der Schüler fast alles in den Unterrichtsstunden lernen soll und seine häusliche Arbeit nur in geringem Maß in Anspruch genommen wird. Dies kommt am deutlichsten in der Tatsache zum Ausdruck, daß in Durchführung des K. U. M.-Erlasses vom 8. Mai 1910, Z. 19847, für die körperlichen Übungen zwei Nachmittage, überdies wenigstens in den unteren Klassen der Samstag und Sonntag nach K. U. M.-Verordnung vom 20. Oktober 1893, Z. 24734, von allen mündlichen und schriftlichen Arbeiten freigehalten werden müssen, so daß für die häuslichen Arbeiten der Schüler nur drei Halbtage der Woche und diese nach K. U. M.-Verordnung vom 28. November 1882, Z. 20416, mit je 2–3 beziehungsweise 3—4 Arbeitsstunden zur Verfügung stehen. Man hat also auf die Mittelschulen die Unterrichtsweise der Volksschulen übertragen. Sollen aber die Mittelschulen für die Hochschulen vorbereiten, so ist diese Art des Unterrichtes nicht am Platze. Die Zeit reicht dann nicht aus, um dem Schüler jene formale Schulung und jene Fertigkeit in der Anwendung der erworbenen Kenntnisse beizubringen, wie sie die Hochschule verlangen muß.

Ebenfalls zur Schonung der Schüler wurde die Forderung gedächtnismäßigen Wissens stark eingeschränkt. Sowenig wir einem gedankenlosen Auswendiglernen das Wort reden wollen, so ist doch nicht zu verkennen, daß ein gewisses Maß von Tatsachenwissen durchaus erforderlich und daß dieses ohne erhebliche Inanspruchnahme des Gedächtnisses nicht zu erwerben ist. Insbesondere muß aber betont werden, daß die häusliche Arbeit des Schülers ein wichtiges und durch den Unterricht in der Schule nicht zu ersetzendes Mittel ist, um ihn an selbständiges Arbeiten zu gewöhnen. Soll er die für die Hochschule erforderliche geistige Reife gewinnen, so muß er lernen, eine Aufgabe nach allen Richtungen genau durchzudenken und sich auch allein (ohne unmittelbare Mitwirkung des Lehrers) mit ihren Schwierigkeiten auseinanderzusetzen. Er muß erfahren, daß sein Pflichtenkreis nicht durch den Besuch der Schulstunden erschöpft ist und daß bestimmte Aufgaben zu bestimmter Zeit durchgeführt sein müssen, auch wenn es manchmal schwer fällt.

Somit erscheint es als die dringendste Reform der Mittelschulen, daß die Anforderungen an die Schüler erhöht werden. Es muß aber auch dem Lehrer die nötige Freiheit beim Prüfen gegeben werden. Wir sind weit entfernt, einen Zustand herbeiführen zu wollen, bei dem der Unterricht durch das Prüfen in den Hintergrund gedrängt wird. Aber es muß wieder in größerem Ausmaß dem Urteil des Lehrers anheimgestellt werden, wie und in welchem Umfange er prüfen und sich hiebei Aufzeichnungen machen will, gerade so, wie ihm auch bezüglich der Art des Unterrichtes ausreichende Freiheit gelassen werden sollte. Mag eine bestimmte Methode oder eine bestimmte Anordnung des Stoffes noch so vortrefflich sein, so wirkt ihre obligatorische Vorschreibung doch nur schädlich. Denn jeder Lehrer erzielt beste Erfolge nur dann, wenn er so unterrichten kann, wie es seiner Eigenart entspricht.

Die Besorgnis, daß erhöhte geistige Anforderungen der körperlichen Entwicklung der Schüler schädlich seien, vermögen wir durchaus nicht zu teilen. Es gibt genug begabte Schüler, an die wesentlich höhere Anforderungen als jetzt ohne Schaden gestellt werden können. Diejenigen aber, welche solchen erhöhten Anforderungen nicht gewachsen sind, gehören nicht an eine Mittelschule, die für die Hochschule vorbereitet.

Der Unterricht an der Mittelschule wird sehr wesentlich dadurch geschädigt, daß die Klassen mit nicht genügend begabten und mit unwissenden Schülern vollgepfropft sind. Denn die Leistungen jeder Schule werden unter sonst gleichen Umständen durch die durchschnittliche Beschaffenheit ihres Schülermaterials bestimmt. Es ist daher Aufgabe der Mittelschule, Unwissende zur Ergänzung ihrer Kenntnisse zu nötigen und Unbegabte auszuscheiden. An die Hochschule soll nur eine Auslese wirklich begabter Jünglinge übertreten können. Eine solche Siebung der Schüler muß insbesondere in den untersten Klassen durchgeführt werden, also zu einer Zeit, wo der Schüler

noch leicht eine andere Laufbahn ergreifen kann. Insbesondere wäre Vorsorge zu treffen, daß ausgesprochen unfähige Schüler spätestens beim Abschluß der Unterstufe von der Fortsetzung des Mittelschulstudiums ferngehalten werden. In vollem Gegensatz zu diesen Forderungen steht die Anordnung der K. U. M.-Verordnung vom 1. Juni 1908, Punkt 10, der zufolge man in den Unterklassen mit einem „nichtgenügend" in Sprachfächern, Mathematik oder geometrischem Zeichnen ohne Wiederholungsprüfung aufsteigen kann. Diese Bestimmung sollte daher sofort geändert werden.

Eine selbstverständliche Forderung ist ferner, daß die Beurteilung der Schüler an allen Mittelschulen gleichmäßig streng geübt werde. Es wäre eine der wichtigsten Aufgaben der Schulaufsicht, dahin zu wirken, daß die jetzt bestehenden Unterschiede nach Ländern und Orten verschwinden. Die richtige, nur von wissenschaftlichen und didaktischen Rücksichten bestimmte Auswahl der Schulinspektoren und Direktoren und deren Entlastung von allzuvielen Schreibgeschäften ist überhaupt für die Schule von wesentlicher Bedeutung.

Um die Mittelschulen leistungsfähiger zu machen, als sie gegenwärtig sind, ist auch erforderlich, daß die Kraft der Schüler nicht allzusehr durch körperliche und militärische Übungen in Anspruch genommen werde. So sehr es zu begrüßen ist, daß sich die Schule auch um die körperliche Entwicklung der Schüler kümmert und ihnen Gelegenheit zu Leibesübungen gibt, so ist doch ein Zwang zur Beteiligung an solchen Übungen nur in beschränktem Umfange zu empfehlen. Die Schule muß gewisse Gebiete für die freiwillige Betätigung der Schüler offen lassen und sie darf nicht deren Zeit für Dinge, die außerhalb ihrer Hauptaufgabe liegen, so stark in Anspruch nehmen, daß dadurch ihr eigentliches Ziel gefährdet wird. Die durch Wettbewerbe bewirkte übermäßige Sportbetätigung kann sogar für die Gesundheit gefährlich werden. Durch den ausgedehnten Sportbetrieb hat man sich dem englischen Unterrichtswesen genähert, hat aber dabei übersehen, daß die dadurch bewirkte Minderung der wissenschaftlichen Ausbildung an den Mittelschulen als notwendige Folge eine Erniedrigung des Niveaus der Hochschulen auf jenes der englischen Hochschulen nach sich zöge. Wir könnten einer solchen Erniedrigung nicht das Wort reden, sondern müssen vielmehr darauf hinweisen, daß das deutsche, auch in Österreich herrschende Unterrichtssystem seine Überlegenheit über das englische in der schlagendsten Weise dargetan hat. Militärische Übungen, die über den Rahmen des Turnunterrichtes hinausgehen, erscheinen uns für die Wehrkraft des Staates nicht unbedingt nötig. Denn die Reserveoffiziere, die aus den Mittelschulen vor Einführung solcher militärischen Übungen hervorgegangen sind, haben sich bestens bewährt, wie von allerhöchster Stelle anerkannt wurde. So viel als an militärischer Schulung an den Mittelschulen nur mit Schädigung ihrer eigentlichen Aufgaben erreicht werden kann, läßt sich unserer Meinung nach in einer Zeit, die ausschließlich der militärischen Ausbildung gewidmet ist, in kurzer Frist erzielen.

Insolange die Leistungen der Mittelschulen den Bedürfnissen der Hochschulen nicht wesentlich besser angepaßt sind als gegenwärtig, würde es durchaus begreiflich sein, wenn die Hochschulen das Recht beanspruchten, Absolventen der Mittelschulen auch aus anderen als Überfüllungsgründen von der Aufnahme auszuschließen. In vielen Fällen steht die Bescheinigung des Reifezeugnisses, der Inhaber sei reif zum Besuche einer Hochschule, in schreiendem Widerspruch mit den Tatsachen. Wir schlagen daher vor, daß die sogenannten Reifezeugnisse künftig nicht die Reife zum Besuche einer Hochschule, sondern etwa die Erreichung des Lehrzieles der betreffenden Mittelschule bescheinigen. Den gegenwärtigen Reifezeugnissen muß auch der Vorwurf gemacht werden, daß sie infolge ihrer Inhaltslosigkeit kaum einen brauchbaren Anhaltspunkt zur Beurteilung ihrer Inhaber geben. Daher erscheint es zweckdienlich, daß die Zeugnisse künftig wieder Noten aus allen wissenschaftlichen Lehrfächern der betreffenden Mittelschulgattung enthalten. Diese Noten wären, soweit sie nicht durch eine Schlußprüfung ermittelt werden, auf Grund von Semestralnoten einzusetzen.

Die Vereinigung deutscher Hochschullehrer Wiens ist überzeugt, daß die Leistungsfähigkeit jener Berufskreise, die an den Hochschulen herangebildet werden, durch eine Verminderung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung auf das wesentlichste beeinträchtigt und damit das Gedeihen des Staates schwer geschädigt würde. Die Beeinträchtigung der wissenschaftlichen Ausbildung an den Hochschulen ist aber durch das Zuströmen eines ungeeigneten Schülermaterials schon jetzt gegeben. Wir halten daher die Verbesserung der Zustände an den Mittelschulen für eine dringende Aufgabe.

Demgemäß gestatten wir uns, das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht zu ersuchen, es möge die nötigen Maßregeln ergreifen, damit im Sinne der vorstehenden Ausführungen die Minderbegabten schon an der Mittelschule ausgeschieden, der Unterricht intensiver gestaltet, ein Übermaß an körperlichen und militärischen Übungen beseitigt werde, endlich die Abgangszeugnisse der Mittelschulen einen den vorhandenen Bedürfnissen entsprechenden Inhalt bekommen.

Der Lateinunterricht nach dem Normallehrplan des Gymnasiums vom 20. März 1909.

I.

Meine Besprechung der Bestimmungen des Normalplanes über die „Lateinische Sprache“ geht von jenen drei Bestimmungen aus, die dem Grammatikunterricht auf der Mittelstufe gelten und folgendermaßen lauten:

„III. Klasse. Grammatik. 2—3 Stunden wöchentlich. Satzlehre: Der einfache Satz, im Mittelpunkte steht das Nomen; Präpositionen“ (Abschnitt I).

„IV. Klasse. Grammatik. 2—3 Stunden wöchentlich. Satzlehre: Der einfache und der zusammengesetzte Satz, im Mittelpunkte steht das Verbum; Konjunktionen“ (Abschnitt II).

„Die sogenannten Eigentümlichkeiten im Gebrauche der Nomina und Pronomina sind, da sie außerhalb jeder Systematik stehen, nicht zusammenhängend, sondern teils schon bei den Übungsbeispielen zur Formenlehre, teils von Fall zu Fall in der Lektüre und bei den stilistischen Übungen zu behandeln und oft rein lexikalisch einzuprägen. Nur vom Pronomen ist einiges aus der Gebrauchsweise der Demonstrativa, Reflexiva und Relativa naturgemäß im Zusammenhange mit der Lehre vom zusammengesetzten Satze in der IV. Klasse vorzunehmen“ (Abschnitt III).

Ich bezeichne diese Normen der Kürze halber nach der Reihenfolge der Abschnitte mit den Ziffern I, II, III, wobei ich bemerke, daß im Lehrplan der Abschnitt III als Zusatz zum Abschnitt II, mithin als zur IV. Klasse gehörig, erscheint.

A. Das erste, was in die Augen fällt, ist die Redewendung mit „bis“ in den Zahlangaben „2—3 Stunden wöchentlich“ und „3—4 Stunden wöchentlich“. Sie ist der Sprache des gewöhnlichen Alltags entnommen und scheint mir der Würde des Lehrplanes ebensowenig zu entsprechen wie seinem Zwecke. Die Normen des Lehrplanes sind Gesetze und die Sprache der Gesetze soll klar und bestimmt sein. Diese sonderbare, unklare Teilung der Zeit findet sich sonst nirgends im ganzen Normallehrplan, kommt auch weder im „Organisationsentwurf“ (1849), noch in den „Instruktionen“ (1884 und 1890) vor[1].

Offenbar kann die Zeitangabe „2—3 Stunden wöchentlich“ nur so zu verstehen sein, daß nach Belieben in einer Woche 2 oder 3, in einer anderen 3 oder 2 oder auch wieder 2 oder 3 Stunden dem Grammatikunterricht gewidmet werden sollen, je nach den Verhältnissen. Aber dem möchte ich entgegenhalten, daß ich den Unterricht gerade in der Grammatik doch für eine zu wichtige Sache halte, als daß ich ihn von willkürlichem Belieben und von Zufälligkeiten abhängig machen möchte. Indem also die Normen die Frage bezüglich des Zeitverbrauches offen lassen, lehnen sie die Ordnung und Regelung dieser wichtigen Angelegenheit ab und überlassen die Entscheidung darüber dem Lehrer. Warum? Um ihn möglicherweise noch für die Folgen zur Verantwortung zu ziehen? Oder sollte die Übertragung eines Teiles der Machtbefugnisse an die Lehrer nur eine ehrenvolle Vertrauenskundgebung für diese sein? Aber im ganzen Normallehrplan findet man kaum eine Spur eines solchen Vertrauens. Nur bei Latein in der III. und IV. Klasse sollten die Lehrer mitregieren dürfen?

---

[1]) Ähnlich verhält es sich mit dem Ausdruck „nach Bedarf“ in der Verbindung „Schul- und Hausübungen nach Bedarf“, dessen Deutung und Anwendung nur von persönlichem Belieben abhängt. Und wenn nun gar ein Lehrer Schul- und Hausübungen überhaupt nicht vornimmt, weil er dafür keinen Bedarf zu haben erklärt? Er dürfte, denke ich, kaum wegen „strafbarer Unterlassung“ verurteilt werden können.

Ich möchte noch auf die Folgen aufmerksam machen, die sich besonders für den Grammatikbetrieb, dem so bestimmte Grenzen gesetzt sind, aus der Unbestimmtheit der Arbeitszeit ergeben. In „2—3 Stunden wöchentlich" soll ein gewisses Quantum der Grammatik aufgearbeitet werden. Der grammatische Lehrstoff aber ist in der III. und IV. Klasse im Gegensatze zur Lektüre ein begrenzter, jede Klasse hat ihren besonderen Teil, jeder ist ein bestimmtes Pensum zugewiesen, das sie planmäßig durchzuarbeiten hat. Die Unbestimmtheit der wöchentlichen Arbeitszeit setzt nun die Unterrichtstätigkeit des ganzen Jahres der Gefahr aus, in Planlosigkeit zu geraten. Mit „2—3 Stunden wöchentlich" kann sich der Lehrer keinen Plan für seinen Unterricht zurechtlegen, nicht für die Woche, nicht für das Jahr. Denn die Planlosigkeit einer Woche wird durch eine gewisse Summe von Wochen nicht aufgehoben, sondern nur gesteigert und erscheint am Schlusse des Jahres erst recht als vielfach potenzierte Planlosigkeit.

Noch schlimmer steht es mit folgendem. Mit der Zuweisung des größeren Quantums der Arbeitszeit an die Lektüre bekennen die Normen unzweifelhaft, daß sie dieser größeren Wert beimessen als der Grammatik. Darin liegt aber eine neue Gefahr für den Grammatikunterricht, die Gefahr des Zeitverzettelns, die um so größer ist, je kleiner das Zeitausmaß ist, das der Grammatik zur Verfügung steht. Der Lehrer richtet sich in seinem Verhalten nach der Norm, auch er wird mehr Aufmerksamkeit der Lektüre schenken und bei den Schülern erfreut sich, wie man weiß, aus leicht begreiflichen Gründen der Grammatikunterricht erst recht nicht einer besonderen Beliebtheit. Daß bei dieser allgemeinen Unterschätzung der Grammatik seitens aller in Betracht kommenden Faktoren, der Normen, der Lehrer, der Schüler, der Unterricht in dieser Disziplin nicht sonderlich gedeihen kann, liegt auf der Hand, ihr wird in der Praxis manche kostbare Grammatikstunde zum Opfer fallen. So sind z. B., wenn der Grammatikbetrieb in der ersten Hälfte der Woche angesetzt ist, die Wochen nach Schluß des ersten Semesters, nach Ostern und Pfingsten für den Grammatikbetrieb so gut wie verloren. Ferner ist es fast allgemeiner Brauch, die Schularbeiten und ihre Korrektur auf die Grammatikstunden zu verlegen, und dies umsomehr, als der Lehrer damit *bona fide* im Dienste der Grammatik zu handeln vermeint. Weiter, der Lateinlehrer in der III. und IV. Klasse ist zumeist auch der Klassenvorstand. Nicht wenige administrative Geschäfte lassen sich nur in der Klasse abtun. Darf man sich nun wundern, wenn der Ordinarius zur Besorgung dieser Geschäfte und vielleicht auch noch anderer minder dringender eine Grammatikstunde wählt? Die Tatsache, daß dies geschehen ist und geschieht, läßt sich nicht leugnen. Und schließlich werden gewiß die Schüler in ihrer Findigkeit, gegebene Situationen zu ihrem Vorteile auszunützen, manche günstige Gelegenheit geschickt wahrzunehmen wissen, um dem allzu willfährigen Lehrer wenigstens eine und die andere der mißliebigen Grammatikstunden als „Schenkung" abzubetteln. Dieser ganze große Ausfall von Grammatikstunden, der sich gewissermaßen gleich zu Beginn

des Schuljahres zahlenmäßig berechnen ließe, erfährt sicherlich noch im Verlaufe des Schuljahres durch besondere Verhältnisse eine erkleckliche Steigerung. Darüber hilft keine Täuschung hinweg und die kargen 2—3 Stunden schrumpfen im Durchschnitt vielleicht auf nicht einmal zwei volle Stunden wöchentlich zusammen. Hat nun der Lehrer durch die unbestimmte Zeitangabe „2—3 Stunden wöchentlich" von Haus aus schon keinen rechten Überblick über das Quantum an Zeit, das ihm für den Unterricht zu Gebote steht, so muß er ihn durch den im Verlaufe des Jahres tatsächlich eintretenden Entgang vollends verlieren, ein geregeltes Haushalten mit der so kostbaren Zeit ist nicht mehr möglich. Was wird nun die Folge dieser Mißwirtschaft sein? Der Unterricht wird ein fahriges Wesen annehmen, ohne Halt, ohne festen Boden, und es tritt entweder gegen Ende des Schuljahres eine Überhastung des Unterrichtsbetriebes ein, die nur den Zweck verfolgt, das Ziel um jeden Preis, gleichviel wie, zu erreichen, oder der Lehrer bleibt am Schlusse des Jahres irgendwo in der Lehrbahn stecken. Beides kann aber nur auf Kosten der Gründlichkeit geschehen und — die Schüler müssen es büßen.

Von der III. Klasse an sind die beiden Disziplinen, Grammatik und Lektüre, in zwei selbständige Betriebe getrennt, was man nur billigen kann. Aber auf der Mittelstufe die Lektüre um ihrer selbst willen zu betreiben, sie zu einer Haupt- und Staatsaktion zu machen und mit einem besonderen Lehrziel auszuzeichnen, halte ich für verfrüht und ihre so verschwenderische Ausstattung mit Zeit für ungerechtfertigt. Zur Begründung meiner Ansicht gestatte ich mir, Wesen und Bedeutung der beiden Unterrichtszweige im Rahmen des Normallehrplanes näher zu beleuchten.

Bezüglich der **Lektüre** nun verordnen die Normen folgendes: „III. Klasse. Lesebuch (enthaltend Bruchstücke aus leichten Prosaikern) oder einige *vitae* des Corn. Nepos oder eine Auswahl aus Curtius. IV. Klasse. Cäsars *bellum Gallicum* (etwa drei Bücher). Im II. Semester kann an die Stelle der Cäsarlektüre die des Lesebuches der III. Klasse treten".

Sehen wir uns diesen Lesestoff des näheren an! Wir bemerken vor allem, daß er quantitativ ganz unbegrenzt ist. Man erfährt nicht, wie viele *vitae* des Nepos der Lehrer auf die Summe „einige" zu rechnen hat, wie viel Abschnitte aus Curtius zu lesen sind, ob die gelesenen *vitae* des Nepos und „Partien" aus Curtius lang oder kurz sein sollen. Auch die Cäsarlektüre ist ganz dem Belieben des Lehrers anheimgestellt. Er kann aus allen Büchern eine Auswahl treffen, nur muß diese etwa dem Ausmaße von drei wirklichen Büchern, ob kurzen oder langen, gleichkommen. Ebensowenig wie über das Quantum der Lektüre besteht über den Inhalt der Lektüre eine Vorschrift. Es ist keine bestimmte *vita* des Nepos genannt, kein besonderer Abschnitt aus Curtius, kein einzelnes Buch aus Cäsar. Es gibt also gar nichts, was dem Schüler besonderen Gewinn brächte und also — der Schluß liegt nahe — auch nichts, das, wenn es nicht gelesen wird, keinen

nennenswerten Verlust bedeuten kann? Und wie hoch darf die Lektüre qualitativ bewertet werden? Das „Lesebuch“ schließe ich von meiner Betrachtung aus. Denn ich stehe auf Seite jener Lehrer, die keine besondere Freude an Lesebüchern oder Chrestomathien für Schüler des humanistischen Gymnasiums haben, weil sie meinen, es sollten Tertianer und Quartaner mit der Nahrung, die sie schon in der I. und II. Klasse reichlich genossen haben, nicht noch weiter gefüttert werden, nämlich mit verschiedentlichen Geschichten und Geschichtchen. Aber Nepos- und Curtiuslektüre hat einen hohen pädagogischen Wert, den man nicht unterschätzen soll. Denn Nepos und Curtius sind historische Persönlichkeiten mit Fleisch und Blut und Namen und darum wird der kleine Tertianer nicht wenig stolz sein, wenn er seinen ersten lateinischen Schriftsteller liest und so ein Stückchen römischer Literatur kennen lernt. Und diese hohe Meinung braucht man ihm nicht zu nehmen, er braucht vorläufig noch nicht zu wissen, daß diese beiden Schriftsteller neben den Großen der Literatur freilich ebenso klein sind als er selbst neben einem Septimaner und Oktavaner. Aber wir dürfen das Erträgnis dieser Lektüre nicht überschätzen; etwas historischer Gewinn, nicht viel sprachlicher, fast gar kein ethischer, das ist das Um und Auf, was sie abwirft. Ihre Bedeutung aber für den weiteren Aufbau des Lateinunterrichtes ist gleich Null. Denn schon in der IV. Klasse kümmern sich weder Lehrer noch Schüler mehr um die Lektüre der III. Klasse, weil ja jede Beziehung aufhört. Nur bei Cäsar besteht eine Beziehung zwischen Unterstufe und Oberstufe insofern, als die wahlfreie Lektüre der IV. Klasse ebenso wahlfrei in der V. Klasse fortgesetzt werden soll, gewiß eine sehr lose Beziehung; und selbst diese muß bei einem Lehrerwechsel hinfällig werden und in völlige Verwirrung ausarten. Nach dem Gesagten könnte man also nicht gerade behaupten, daß die Lektüre, das so nobel mit Zeit ausgestattete Schoßkind der Normen, im Haushalte eine große Rolle spielt.

Aber abgesehen von dem geringen Gehalt kann ich auch noch aus anderen Gründen den Vollbetrieb der Lektüre auf der Mittelstufe nicht gutheißen. Ich bezweifle nämlich, daß Tertianer und Quartaner für eine Lektüre in großem Stile, wie sie die Normen wünschen, überhaupt reif genug sind. Sie betreiben ja nicht einmal in ihrer eigenen Muttersprache Lektüre als solche, es wird kein „deutscher Klassiker gelesen“. Im Lateinischen fehlt aber vollends die notwendige Vorbildung zu einer gedeihlichen Lektüre. Das Rüstzeug wenigstens, das die Schüler in die III. Klasse mitbringen, scheint mir völlig unzulänglich. Der Vokabelschatz ist zu klein und das grammatische Wissen reicht kaum über die Elemente der Wortlehre hinaus. Zu einer regelrechten Lektüre gehören ausreichende Grammatik- und Vokabelkenntnisse. Diese notwendigen Voraussetzungen sind jedoch in der III. und IV. Klasse noch nicht vorhanden, sie müssen erst geschaffen werden. Wer erst Handstellung und Fingersatz, Noten und Schlüssel lernen muß, kann sich noch nicht an eine Sonate von Clementi, geschweige denn von Beethoven wagen. Ebenso halte ich auch Aneignung grammatischer

Kenntnisse und gleichzeitigen Betrieb regelrechter Lektüre für unvereinbar. Denn wenn die Lektüre noch mit sprachlichen und auch sachlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wenn Stockungen und Hemmnisse eintreten, deren Überwindung die ganze Aufmerksamkeit des Lehrers und Schülers in Anspruch nimmt, muß der Zweck der Lektüre illusorisch werden und Lust und Freude an ihr ersterben; von einer vollen, unmittelbaren Einwirkung des Gelesenen auf Herz und Geist des Lesers kann keine Rede sein.

Die Normen haben für die Unterstufe und für die Oberstufe je ein Lehrziel aufgestellt. Das der Unterstufe, „Fertigkeit im Lesen eines leichten lateinischen Schriftstellers", haben sie aus dem Organisationsentwurfe übernommen, das der Oberstufe, „Fertigkeit im Lesen eines nicht besonders schwierigen lateinischen Textes", ist neu und augenscheinlich nur für die Reifeprüfung bestimmt. Nun, wenn das neue Lehrziel, das die Normen für die Oberstufe aufgestellt haben, für die Unterstufe gälte und das alte Lehrziel der Unterstufe für die Oberstufe angesetzt worden wäre, würde ich mich dabei beruhigen. Denn eine Fabel, ein Histörchen, eine Anekdote, ein einfaches Sätzchen aus dem Schulautor, gewiß lauter „nicht besonders schwierige Texte", könnte allenfalls ein Quartaner probeweise mit oder ohne Nachhilfe fertig lesen, während die „Fertigkeit im Übersetzen eines leichten Schriftstellers" zwar immerhin noch ein bescheidenes, aber doch großzügigeres und eines Oktavaners würdigeres Ziel wäre. Aber wie soll ein Quartaner Fertigkeit im Lesen eines noch so leichten lateinischen Schriftstellers erreichen, wenn er z. B. als Lektüre nur das von den Normen gestattete Lesebuch in der Hand gehabt, aber nie einen Schriftsteller selbst zu Gesicht bekommen, geschweige denn gelesen hat, außer im I. Semester der IV. Klasse den Cäsar, und von diesem auch nur „etwa drei Bücher"? Wenn man ferner das Lehrziel der Oberstufe, die Neuerung der Normen, mit dem alten Lehrziel der Unterstufe vergleicht, wird man schwerlich einen Unterschied zwischen beiden finden, höchstens den, daß das Lehrziel der Oberstufe jetzt niedriger steht als das der Unterstufe. So muß das gediegene alte Lehrziel der Unterstufe, das sich so würdig in den Rahmen des vom Organisationsentwurf aufgestellten Lehrplanes fügte, nunmehr völlig seine Bedeutung verlieren.

Nach dem Gesagten kann die Lektüre keinen Anspruch auf Selbständigkeit erheben. Sie hat nur vorbereitenden Charakter und dient untergeordneten Zwecken, und zwar zunächst zur Bereicherung des Vokabelschatzes in qualitativer Beziehung. In der I. und II. Klasse erhält der Schüler die Vokabeln durch die Wortkunde und die Wörterverzeichnisse seines Übungsbuches gewissermaßen vorgezählt, er hat sich das ihm Gebotene nur durch fleißiges Memorieren als dauernden Besitz anzueignen. Ferner ist auf dieser Unterrichtsstufe der Wortschatz aus losen Sätzen und kleineren zusammenhängenden Lesestücken gesammelt, die alle möglichen Stilgattungen vertreten, gleichsam wie Blumen, von Zierbeeten gebrochen und zu einem bunten Strauße ge-

bunden. Schön sind diese Kinder der Natur, aber tot. Wie ganz anders dagegen wirken die lebenden im farbenprächtigen Blumenteppich der Wiese! Und das sind, bildlich gesprochen, die Sprachgebilde auf dem freien Felde eines großen Schriftwerkes. Die Lektüre eines Schriftstellers erschließt dem Schüler einen fast völlig neuen Wortschatz, erst im Zusammenhange eines großen einheitlichen Werkes lernt der Schüler den Sinn der Wörter und Wortgefüge, besonders der vieldeutigen, in ihrem mannigfachen Gebrauche kennen, hier wird er auch auf viele neuartige sprachliche Erscheinungen stoßen und andere schon bekannte in neuen Verbindungen antreffen; auch ganz unscheinbare Sprachgebilde, an denen er früher achtlos vorübergegangen, verlangen energisch beachtet zu werden. Aber es bedarf einiger Zeit, bis er sich mit dieser Art der Sprachbetrachtung vertraut gemacht hat. Dazu kommt noch, daß sich der Schüler in der III. und IV. Klasse die Vokabulare selbst anzufertigen hat, ein Umstand, der den Wert der Arbeit erhöht, aber nur dann von Nutzen ist, wenn die Arbeit vom Lehrer geleitet und überwacht wird. Denn auch das Vokabelschreiben muß erst gelernt werden. Das ist der eine Zweck, dem die Lektüre dienen soll. Im weiteren soll sie in die Dienste der Grammatik treten. Auf der Mittelstufe stehen wir gerade mitten im Aufbau der Grammatik. In der Lektüre begegnet der Schüler manchen grammatischen Erscheinungen, die er als alte Bekannte begrüßen darf. Daraus kann er ersehen, daß die Regeln, die er in der Grammatikstunde kennen gelernt hat, doch etwas mehr sind als tote Theorie. In der Lektüre hat also der Lehrer die beste Gelegenheit, die theoretische Lehre der Grammatik praktisch wie ein Anatom am Leibe des Schriftstellers durch Beispiele zu demonstrieren. Die Hauptaufgabe der Lektüre auf der Mittelstufe besteht aber m. E. darin, den Schüler in die Kunst des Übersetzens, die bekanntlich nicht leicht ist, einzuführen. An den losen Sätzen und an den Lesestücken der Elementarübungsbücher, die mehr oder minder alle auf die niedrigste Unterrichtsstufe zugeschnitten sind, läßt sich diese Kunst kaum lernen. Erst im Zusammenhange eines zusammenhängenden größeren Textes — und gerade Nepos scheint mir das geeignetste Versuchsfeld zu sein —, wo ein weiter Ausblick möglich ist und die logischen Beziehungen zum Vorausgehenden und Nachfolgenden genau verfolgt werden können, läßt sich zeigen, welch mannigfache Mittel der deutschen Sprache zu Gebote stehen, um Sinn und Bedeutung lateinischer Sprachgebilde richtig zum Ausdruck zu bringen. Der Lehrer soll sich gegebenenfalls, wenn mehrere Übersetzungen möglich sind, nicht mit einer begnügen, er soll mit Heranziehung der Schüler alle versuchen, er soll den ganzen Reichtum der deutschen Sprache zeigen. So lernt der Schüler durch die fremde Sprache die eigene beherrschen. Der Lehrer muß also den Schüler zum Übersetzen erziehen, indem er ihn nach und nach daran gewöhnt, den Gedanken des Schriftstellers Schritt für Schritt auch auf schwierigem Wege allein nachzugehen. Zu diesem Behufe ist der Schüler frühzeitig, schon in der III. Klasse, mit den beiden einzigen Werkzeugen jeden Sprachstudiums, mit Le-

xikon und Grammatik, vertraut zu machen. Freilich erfordert diese Tätigkeit, wenn sie mit der notwendigen Gründlichkeit verbunden ist, viel Zeit, viel Geduld und Ausdauer. Namentlich wird die Benützung des Wörterbuches dem Schüler anfangs große Mühe machen, wenn er sich bemüßigt sieht, aus der Zahl der zu einem Vokabel angegebenen Bedeutungen die passende auszuwählen. Aber eben dieses Suchen nach der richtigen Bedeutung, dieses Überlegen bei der Auswahl ist mir der höhere Zweck. Im Vergleich zu dem geistigen Gewinn, der durch diese Denkarbeit erzielt wird, kann ich die materielle Einbuße an Lektüre, zumal einer solchen, wie ich sie oben geschildert habe, nicht einmal beklagen. *Multum, non multa,* wenig, aber gründlich ist der pädagogische Grundsatz, der für mich beim Unterricht maßgebend ist. Denn Denken ist neben Vokabel- und Grammatikkenntnissen das dritte wesentliche Erfordernis eines gedeihlichen Studiums jeder Sprache. Wo aber die Kräfte des Schülers dennoch versagen, ist in erster Linie der Lehrer berufen, helfend einzugreifen. Alle anderen sogenannten Übersetzungsbehelfe, mögen sie wie immer heißen, sind von Haus aus von der Schule fern zu halten. Denn so harmlos sie scheinen, in der ungeschickten Hand des Neulings richten sie doch nur Schaden an, sicherlich wenigstens den, daß sie den Schüler systematisch zur Bequemlichkeit und Denkfaulheit erziehen, indem sie ihn der Mühe eigenen Nachdenkens überheben und in ihm nie das natürliche Gefühl innerer Befriedigung und Freude an Selbstgeschaffenem aufkommen lassen. Soviel über die Lektüre auf der Mittelstufe.

Wie verhält es sich dagegen mit der **Grammatik?** Was leistet diese und welche Rolle spielt sie im Lehrplan? Jeder Klasse der Mittelstufe haben die Normen einen bestimmten Lehrstoff zur Aufarbeitung angewiesen, der III. Klasse das Nomen, der IV. Klasse das Verbum, daher müssen sie auch ihrerseits alles vorsorgen, daß das angestrebte Lehrziel erreicht werde. Denn der Grammatikbetrieb ist gar nicht so einfach. Es genügt nicht, dem Schüler nur das Erkennen eines lateinischen Sprachgebildes mittels Lehre und Beispiel beizubringen. Der Lehrer muß auch im Schüler die erworbene Erkenntnis zum dauernden Besitz, zum Können steigern, was nur durch fleißiges Üben erreicht werden kann. Außerdem liegt es wohl im Interesse der weiteren Sicherung des so gewonnenen Wissens, regelmäßig von Zeit zu Zeit nach Abschluß einer größeren zusammenhängenden Partie Ruhepausen im fortschreitenden Unterrichte zum Zwecke umfassender Wiederholung des eben Gelernten und Geübten eintreten zu lassen. Zu diesen regelmäßigen Wiederholungen kommen aber noch andere gelegentliche, die trotzdem die höchsten Anforderungen an die Energie des Lehrers stellen, eben weil die Objekte etwas abseits von der Fahrstraße liegen, auf der sich gerade der Lehrer im Unterrichte befindet. Der Lehrer in der III. und IV. Klasse darf sich nämlich nicht dem falschen Glauben hingeben, daß ihn die Beschäftigung mit dem laufenden Pflichtlehrstoff der Beachtung der elementaren Kenntnisse aus der Wortlehre überhebe. Die Erfahrung lehrt, daß es mit der Sicherheit des elementaren

grammatischen Wissens und Könnens gerade bei Schülern der Oberstufe oft recht übel bestellt ist. In dieser betrüblichen Erscheinung, die sich nicht wegleugnen läßt und die jahraus, jahrein bei den Schülern, Eltern und Lehrern nur Verdruß und Klagen auslöst, sehe ich die Folge schwerer Unterlassungssünden. Ich bin überzeugt, daß ein strammer Grammatikunterricht, der die Augen offen hält und stets am Zeuge flickt, manche Schäden verhüten könnte. Man sagt gewiß nicht ohne Grund: *repetitio est mater studiorum.*

Wie stellen sich nun die Normen zu dieser dreifachen Tätigkeit des Grammatikunterrichtes? Nach einem kräftigen Vorstoß, der mit einem schönen „Lehrziel“ und für die Behandlung „der lateinischen Sätze des Übungsbuches“ in der I. Klasse mit einer gesunden, vielversprechenden Methode einsetzt, folgt in der Norm für die „schriftlichen Arbeiten“ der I. Klasse ein unerwarteter Rückschlag. In dem betreffenden Abschnitte, der gar nicht lang ist, wimmelt es zwar nur so von „Übungen“, die mir zum Teil ganz unverständlich sind. Es werden genannt: „Schulübungen“, „Hausübungen“, „Vorübungen in der Schule“ und schließlich auch Schularbeiten. Aber alle diese Übungen sind durch einschränkende Zusätze wie: „nach Bedarf“, „erst nach“, „und zwar höchstens“, „1—2 Aufgaben“, „von so mäßigem Umfange“, „leicht und doch gründlich“ (sic!), so verklausuliert und inhibiert, daß einem schon beim Lesen der Norm ganz ängstlich zu Mute wird. „Vorsicht! Nur nicht schreiben! Nur nicht schriftlich üben!“, das ist der Grundton, der aus dem Ganzen herausklingt. Und mit den Schularbeiten ist es nicht anders. Denn es wird gewiß nicht zur Beruhigung der Gemüter beitragen, wenn nach dem Diktat der Lehrer *ex cathedra* mit der Uhr in der Hand den Schülern verkünden muß, daß sie nur eine halbe Stunde Arbeitszeit hätten. Wäre es nicht pädagogisch richtiger, mit dem restlichen Teil der Stunde, der bei den Nachwirkungen einer Schularbeitsaufregung zu einem ersprießlichen Unterricht ohnehin nicht mehr recht verwendbar ist, die Arbeitszeit zu verlängern und so Hast und Aufregung, soviel die Schule dazu beitragen kann, zu bannen? Diese zeitliche Beschränkung der Schularbeiten durch die Normen hat eine weitere pädagogische Verirrung zur Folge. Es ist mir bekannt, daß Lehrer auf die absonderliche Idee kamen und sich darauf sogar etwas zu gute taten, die Länge der Schularbeiten nach der Zahl der dabei zur Verwendung kommenden Vokabeln zu bemessen, als ob die Schularbeit darin bestünde, in der Zeit einer halben Stunde 40 oder 45 Vokabeln zu schreiben.

Also *summa summarum:* Bewußte und gewollte Hemmung der schriftlichen Arbeiten auf der untersten Stufe, auf der Mittelstufe „2—3 Stunden wöchentlich“ auf dem Papier, in den Klassen der Oberstufe je 1, auch nicht effektive Stunde wöchentlich — mit diesem kümmerlichen Aufgebot an Zeit und Methode soll in dem Schüler „der Sinn für stilistische Formgebung geweckt werden“! So lautet nämlich das Lehrziel, das die Normen für den deutsch-lateinischen Unterrichtsbetrieb angesetzt haben. Wenn aber nun meine Vermutung richtig ist,

daß der etwas gewundene Ausdruck „Weckung des Sinnes für stilistische Formgebung" nichts anderes besagt als „allmähliche Einführung in die Kunst, stilistisch schön zu schreiben", wenn es ferner richtig ist, daß diese Kunst neben theoretischem Unterricht hauptsächlich durch Schreiben, durch intensive schriftliche Übungen erlernt werden kann, dann wäre es ja die eigene Mutter, die ihr Kind tötet, dann würden ja die Normen selbst die Erreichung des Lehrzieles planmäßig hintertreiben. Denn auf der untersten Stufe sind alle schriftlichen Arbeiten in jeder Beziehung grundsätzlich eingedämmt, auf der Mittelstufe mangelt es, wie wir gesehen haben, zu schriftlichen Arbeiten an der unbedingt erforderlichen Zeit und auf der Oberstufe gewinnen die Schüler durch die vorsichtig gerechneten 20—25 stilistischen Übungen pro Jahr und Klasse erfahrungsgemäß nicht einmal soviel Sicherheit, um grammatisch fehlerfrei, geschweige denn stilistisch schön zu schreiben. So richtig der Satz ist: *qua quisque in arte se exercuerit, hanc norit*, ebenso richtig ist seine Verneinung. Wie soll man den Pelz waschen, wenn man ihn nicht naß machen darf?

Die unerfreulichen Erfahrungen, die ich als Lateinlehrer in der VIII. Klasse und bei Reifeprüfungen als Prüfender, Vorsitzender oder unbeteiligter Zuhörer gemacht habe, weckten in mir schon von jeher Zweifel an der Gesundheit des bestehenden Lehrsystems. Auch im Gedankenaustausch mit Kollegen wurden meine Bedenken nicht behoben, eher bestärkt. Müssen die großen Opfer an Zeit, Mühe und Geld während eines achtjährigen Lateinstudiums wirklich oft nur den Eltern Kummer und Sorge, dem Schüler Tadel und Strafen, dem Lehrer Ärger und Verdruß eintragen, um am Ende mit einem recht kläglichen, bisweilen nicht einmal mit einem positiven Erfolge abzuschließen? Sollte es in der Tat nicht möglich sein, bei einem achtjährigen Unterrichtsbetrieb mit insgesamt mindestens 3000 Stunden Arbeitszeit in Schule und Haus bessere Durchschnittsleistungen zu erzielen, als man bei Reifeprüfungen kennen lernt? Wenn ein Lehrer in der Sprechstunde zu der besorgten Mutter eines Sextaners oder Septimaners sagt: „Ja, mit dem Jungen will es nicht recht gehen, ihm fehlt die Grundlage," was mag er wohl mit der Begründung seines Urteils meinen? Es kann nur die Grammatik sein, die bei unrichtiger Behandlung so schwere Wunden schlägt, und meine Diagnose wird wohl richtig sein, wenn ich im Grammatikbetrieb oder besser gesagt in der ganzen Art des Lateinunterrichtes auf der Unterstufe den Sitz des Übels konstatiere. Durch die Hervorhebung der, wie wir gesehen haben, an sich ganz belanglosen und untergeordneten Zwecken dienenden Lektüre einerseits und durch die Zurückdrängung der für das weitere Studium so notwendigen, geradezu grundlegenden Grammatik anderseits tritt eine gewaltsame Verschiebung des natürlichen Lehrzieles der Unterstufe ein. Was in Wirklichkeit Nebensache ist, wird auf künstlichem Wege, auf dem Verordnungswege zur Hauptsache erhoben und die wirkliche Hauptsache sinkt zur Nebensache herab. *Ista quidem vis est!* Das Ergebnis ist eine Halbheit, die sich wie jede Halbheit früher oder später rächen

muß. Einmal wird die Zeit kommen müssen, da der Lehrer zur Erkenntnis gelangt, daß er mit seinem Unterrichte auf diesem Wege zu keinem Ziel kommt, weder nach A noch nach B, will sagen, daß die Schüler weder Grammatik noch Übersetzen lernen.

Auf der Oberstufe aber trete, um die Erörterung über den Grammatikbetrieb zu Ende zu führen, der Grammatikunterricht zurück und überlasse das Regiment der Lektüre. Ich möchte ihn nur noch zur gründlichen Verarbeitung und Erweiterung des Lehrstoffes der III. und IV. Klasse in dem gegenwärtigen Bestande, aber schon mit Einschränkung der deutsch-lateinischen Schularbeiten belassen. Denn es werden dem Schüler in der Lektüre der Oberklassen manche neue sprachliche Erscheinungen, namentlich bei Dichtern aufstoßen, anderseits wird erst mit zunehmender geistiger Reife das Verständnis für gewisse Sprachgesetze erwachen. Es ist nur billig, daß die Schule dem Zeitgeiste Rechnung trage, der vom Gymnasiasten nur das Verständnis der lateinischen Sprache verlangt, aber nicht, daß er die tote Sprache in Wort und Schrift beherrsche. Diese höhere Ausbildung mag den zünftigen Philologen an der Universität im Seminar und Proseminar überlassen sein. Und so hat denn auch die hohe Unterrichtsverwaltung in richtigem Erfassen der Sachlage, in weiser Erkenntnis der gegenwärtigen Schul- und Lebensinteressen mit Verordnung vom 29. Februar 1908, Z. 10051, die deutsch-lateinische Arbeit aus der Zahl der Reifeprüfungsarbeiten gestrichen, hat mit Verordnung vom 16. Juni 1913, Z. 2444, die deutsch-griechischen Schularbeiten auch in der VI. Klasse aufgehoben, hat mit Verordnung vom 11. Juni 1908, Z. 26651, gegen die einseitige Überschätzung schriftlicher Prüfungsarbeiten im Tone einer Verwarnung Stellung genommen, eine Kundgebung, die sich hauptsächlich auf die deutsch-lateinischen Schularbeiten auf der Oberstufe zu beziehen scheint. Alle diese Verordnungen finden nunmehr als vollendete Tatsachen gewiß die lebhafte Zustimmung der Schulwelt.

(Schluß folgt.)

Linz. Josef Strigl.

---

1. **Wilhelm Schremmer, Die deutsche Schule auf deutscher Grundlage.** Nuturwissenschaftlicher Verlag A. Haase. Leipzig 1916.
2. **Wilhelm Schremmer, Die Zukunftsaufgaben der deutschen und österreichischen Lehrerschaft.** Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Leipzig-Prag Annahof-Wien 1916.

Nr. 1 ist ein dickes Buch von 171 Seiten und spricht über vieles, was mit dem Thema nur schwer in Zusammenhang zu bringen ist, so über das soziale Problem, natürlich in allgemeinen, längst gehörten Worten und Phrasen. Ich will darüber nicht viel reden, daß der Verf. mit der deutschen Grammatik auf gespanntem Fuße zu stehen scheint; so lesen wir S. 3: „Der Krieg lehrt auch der Schule"; S. 4: „Dieser Geist der Arbeit ist in Österreich ebenso zu Hause als im Deutschen Reiche"; S. 5: „Die Schule, die in Werkstätten, auf dem Lande und

am Wasser arbeitete"; auch über den Stil will ich nicht reden; ich führe nur einen Satz von S. 3 an, der die geschmacklose Übertreibung, die allenthalben in dem Buche herrscht, zeigen soll: „Gleich einem Sturme ist die Schule vom Kriegssturm über das Meer gejagt worden. Dabei erbebte und brach vieles und, obwohl von der Schule — wie wir heute sagen können — die Probe oft durch die Art unserer Arbeit bestanden wurde, haben doch alle, die auf den Planken mit dahintrieben (— das Schiff erscheint also als Wrack —) oder am Strande standen, die feste Gewißheit, daß sie ihr Schiff für künftige Sturmzeiten noch viel besser ausrüsten können und müssen. Als die Blitze zuckten, lernten viele erst sehen, daß im Frieden Richtiges übertrieben, Notwendiges nicht erkannt und das Beste kaum geachtet wurde." Wenn trotzdem die deutsche und die österreichische Schule die Probe im Kriege bestanden hat, dann ist entweder ein Wunder geschehen oder, wer an solche nicht glaubt, sondern auch im Kriege das Gesetz der Kausalität wirksam sieht, der muß sagen, daß diese Schilderung der Schule vor dem Krieg nicht richtig ist. Demgemäß werden wir auch die radikale Umgestaltung unseres Schulwesens, die der Verf. für nötig hält, höflich, aber entschieden ablehnen; sie nimmt sich so einfach aus auf dem Papier, die Einheitsschule mit ihren verschiedenen aufgesetzten Gabelungen; aber sie ist eben gegenüber der Mannigfaltigkeit des Lebens zu einfach; wir sind mit der reichen Entwicklung unseres Schulwesens zufrieden, halten alle Uniformierung für eine Gewalttätigkeit und wünschen, daß sich das österreichische und deutsche Schulwesen immer reichhaltiger entwickle; also nicht: „Ein Volk, eine Schule" kann die Losung lauten, auch schon nicht für eigentlichen Volksschulunterricht.

Welche Vorstellung der Verf. vom Gymnasium hat, ersieht man aus seinen Behauptungen über den altsprachlichen Unterricht. „Bei den toten Sprachen kommt noch der große Übelstand zu allem Übel, daß der Anschauungs- und Begriffskreis dem jugendlichen Verständnis ganz fern liegt. Es fehlen überall die Anknüpfungspunkte. Der Reichtum der Sprache geht in Regeln und Ausnahmen unter. Der Kulturwert des fremden Volkes, von dem man so oft redet, wird ja den Schülern gar nicht nahegebracht, sondern die Sprachlehre . . . . ." (S. 131). *Sapienti sat!*

In Nr. 2 ist der Grundgedanke — ein österreichischer und deutscher Bund für gemeinsame Arbeit am Ausbau der deutschen Schule — gut. Im übrigen kehren hier vielfach dieselben Gedanken wieder, die in dem Buche von der deutschen Schule auf deutscher Grundlage breiter ausgeführt sind. Der Verf. meint auch hier, daß wir heute das griechisch-römische Altertum, die französische Kultur mehr denn je entbehren können (S. 7). „Es drängt die deutsche Schularbeit zu den Wurzeln, die im eigenen Volkstum liegen. Die Unsicherheit der Stoffwahl, das atemlose Herumschweifen in allen Kulturgebieten dieser Welt, die gerade in den deutschen höheren Schulen zu beobachten ist, wird aufhören" (S. 21). Merkwürdig, daß sich bei diesem „atemlosen

Herumschweifen in allen Kulturgebieten" das deutsche Volk und Österreich im Weltkriege so großartig bewährt haben!

Wien. August v. Scheindler.

Erziehung zur Arbeit. Von D. Dr. Eduard Lehmann, o. Professor an der Universität Lund. Kl. 8°. 86 S. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1914. „Aus Natur und Geisteswelt", Sammlung wissenschaftlich - gemeinverständlicher Darstellungen. 459. Bändchen.

Der Verf. entrollt uns staunenden Europäern zunächst das Bild eines Negers, der am 18. September 1895 in der ungeheuren Weltausstellungshalle der amerikanischen Südstaaten in Atalanta als erster Neger zu einer Versammlung von Zehntausenden öffentlich sprach. Mißlang die Rede, so war es für die schwarze Rasse ein schwerer Schlag. Als er aber die Worte gesprochen hatte: „In allen rein sozialen Fragen mögen wir voneinander geschieden sein wie die Finger der Hand; in allem aber, was gemeinsame Entwicklung und Fortschritt betrifft, müssen wir eins wie die Hand sein", da durchtobte betäubender Beifallssturm den Saal. Es sprach da ein „Mann der Hand", ein Sohn des Sklavenvolkes: der Neger Booker T. Washington, der als einer der größten Pädagogen der Jetztzeit Bewunderung verdient wie seinerzeit Pestalozzi. Tausende von Menschen hat er durch seine auf die Tätigkeit der Hand gegründete Arbeit erzogen. Rührend ist es zu lesen, wie er in der Negerstadt Tuskegee in Alabama mit seinen Schülern, jungen unwissenden Negern, einen alten Stall und ein Hühnerhaus samt einer verfallenen Methodistenkapelle zu Schulzwecken einrichtete, Zucker und Baumwolle pflanzte, seine Neger Liebe zur Arbeit lehrte und so durch Selbsthilfe zum Selbstvertrauen und zur Zivilisation emporhob. Heute bewundern wir in Tuskegee eine stattliche Zahl von Gebäuden, 125 an der Zahl: Schul- und Wohnhäuser, Versammlungslokale, Bibliothek und Museum, Werkstätten und Laboratorien, Fabriken und Bauernhöfe, mit Gärten und Sportplätzen dazwischen, von Feldern und Plantagen umgeben, inmitten des Ganzen eine stattliche Kirche — alles ein Werk seiner Schüler, die heute in einer Zahl von 1500 ihre Schulzeit hier verbringen. So wurde Tuskegee eine Zivilisationsanstalt für die farbige Bevölkerung Amerikas.

Für dieses Prinzip Booker Washingtons beruft sich nun der Verf. auf das Zeugnis der Menschennatur, demzufolge auch der einzelne Mensch, der Entwicklung der Völker entsprechend, den Entwicklungsgang von der Hand zum Kopf, d. h. von körperlicher Erfahrung zu geistiger Erkenntnis durchmacht. Er formuliert demnach das Problem der Erziehung zunächst so: „Wie lange soll die unberührte Selbstentwicklung ohne Eingriff irgend welchen Schulwesens dauern?" Nach Beginn des Unterrichtes aber: „Darf der Schulgang etwas anderes sein als die Fortsetzung dieser Selbstentwicklung, nur unter günstigen und lehrreichen Verhältnissen?"

Nach einem Rückblick über die Entwicklung des Primitiven und des Altertums spricht der Verf. über die Entwicklung der pädagogischen Grundsätze in der Schule:

„Mit Rousseau, der die ganze Grundlage, worauf die mittelalterliche Klosterschule und die des Humanismus aufgebaut war, grundsätzlich verwarf, begann die Entwicklung, die nun bis Booker W. geführt hat. Er hat . . . das Problem richtig gestellt: ‚Ist die Erziehung etwas anderes als die Frage nach des Menschenlebens (d. h. der Funktionen der Menschennatur) Entwicklung . . . .‘ Auf den beiden unerschöpflichen Fähigkeiten des Kindes, dem Tätigkeitstrieb und der Fragelust, beruht seine Entwicklung, nicht auf jener passiven Fähigkeit des Gedächtnisses . . .“

Will Rousseau die Selbstentwicklung des Kindeslebens bis zu dessen Abschluß unberührt lassen, so hat Pestalozzi den größten Einfluß auf die Nachwelt ausgeübt, indem er ‚Rousseau‘ in der Schule verwirklichen wollte. „Für sein Erzieherwerk war es aber verhängnisvoll, daß es . . . ihm nie gelang, die Kinderhand in natürlicher Weise zur Arbeit anzulernen.“

Erst Fröbel sollte die Erziehung über diese Einseitigkeit hinaus führen und Rousseaus Geist wieder ins Leben rufen. Man dürfe ihn nicht nach seinen Kindergärten beurteilen; trotzdem sei sein Werk ein großes Monument in der Erziehungsgeschichte durch seine prächtige Psychologie, worin er sofort die Natur des Kindes als Tätigkeitstrieb bestimmte und an dem Prinzip der Selbstentwicklung festhielt. Durch die Übertreibung seiner Schüler und Nachfolger wurde das Kind zu sehr von äußeren Antrieben abhängig und hiedurch sein Tätigkeitstrieb gehemmt.

Nun spricht der Verf. über die Erziehung des Willenslebens mit Berufung auf William James, der im Gegensatz zur rationalistischen Psychologie und zur romantischen Auffassung nicht fragt, welche Vorstellungen der Mensch hat, sondern wie er auf diese rückwirkt. Mit dieser Rückwirkung, d. h. mit den Äußerungen des Willenslebens solle sich der Erzieher vor allem befassen, den Menschen darin üben, seine Entschlüsse auszuführen und sich eine Gewohnheit zu erwerben, wodurch sich ein Charakter entwickle. Der Verf. sieht in der jetzigen Rückwirkung gegen die Auswüchse der romantischen Pädagogik, die einen großen Teil der Schuld an dem ungezügelten Individualismus unserer Zeit trägt, sowie in der Erkenntnis, daß gerade für das moderne Leben die Entwicklung des Gemeinsinnes notwendig ist, eine erfreuliche Tatsache.

Weiter wird untersucht, wie sich diese Bestrebungen zum Anschauungsunterricht verhalten, von dem mit Recht so viel Gebrauch gemacht werde. Nach dem Verf. soll ein kleines Kind nicht mehr Vorstellungen haben, als ihm natürlich sind; würden ganz neue Vorstellungsreihen eingeleitet, so müsse man die Kinder, um die nötige Tätigkeit hervorzurufen, die Dinge gebrauchen oder zeichnen, wenigstens (nach Pestalozzi) mit Worten beschreiben lassen. Für die Päda-

gogik, die jetzt allmählich zur Geltung komme, sei die Knabenhandarbeit (der schwedische Slöid) das charakteristische Fach, wodurch das Kind zu einem arbeitenden Menschen erzogen werde. Goethe selbst habe einem solchen Fache einen Platz in der Schule angewiesen.

Hierauf erörtert der Verf. das Prinzip des Psychologen John Dewey, Professors an der Columbia-Universität in Newyork, der seine Versuchsschule in Chicago auf die völlige Durchführung des Arbeitsgrundsatzes angelegt hat.

Bei Betrachtung des Verhältnisses der Kulturzeiten zur Erziehung bezeichnet der Verf. den Zeitgeist, mit dem unsere Schule im 19. Jahrhundert emporgewachsen ist, als den Geist der Romantik. Ihm stellt er den Positivismus entgegen, der alles auf den Boden der Wirklichkeit stellt und die Jugend auf naturwissenschaftlicher Grundlage erzogen wissen will, eine Lebensanschauung, die namentlich die englischen Philosophen J. Stuart Mill und Herb. Spencer aufnahmen, deren letzterer mit seiner Frage: „*How to live — that is the essential question for us*" und mit der „*Science*" das größte Gewicht auf solche Kenntnisse und Fertigkeiten legt, die uns in unserer gewöhnlichen Lebensführung am unmittelbarsten zunutze kommen. So hätten auch Kromann und Preyer in seiner Streitschrift gegen das humanistische Gymnasium die hervorragende Stellung der Naturwissenschaften in der modernen Kultur und in der Schule scharf betont. Gegenüber dem „unendlichen Streit", ob die Forderung aus dem Gebiete der Geistes- oder der Naturwissenschaften gestellt werden soll, läßt der Verf. die Frage: „Welches dieser Stoffgebiete enthält die besten Bedingungen für die Entwicklung der Kindesnatur" von den Genannten dahin beantworten, daß dies der naturwissenschaftliche Unterricht in hohem Grade ermöglicht, und schließt sich dieser Ansicht an.

Außer Positivismus und Evolutionismus habe das 19. Jahrhundert durch den Mund Carlyles, Ruskins, Tolstois und Krapotkins, die alle von dem hohen Werte der Arbeit und der Wirklichkeit als der festen Grundpfeiler alles Daseins durchdrungen sind, „das Evangelium der Arbeit" verkündet.

Das Schlußkapitel behandelt mit Berufung auf den Schweizer Psychiatriker A. Forel und den dänischen Irrenarzt Fr. Lange die Frage der Entartung der Stadtbevölkerung und namentlich der alten Familien. Den stärksten Ausdruck einer unwillkürlichen Rückwirkung gegen diese Entartung findet der Verf. im Sport; doch bleibe die bewußte Gegenwirkung dabei nicht stehen, sondern fordere mehr, eine durchgreifende Änderung der Zivilisation selbst, um die Verheerungen des Menschengeschlechtes möglichst abzuwehren. Im Namen dieser Bewegung hält der Verf. den Klagen über Entartung entgegen: „Laßt uns die Stubenkultur durch Freiluftkultur ablösen!"

Insofern es sich um das „Kind" im engeren Sinne handelt, kann man der historisch und sachlich so warm vertretenen Erziehungstheorie ohne weiteres zustimmen. Soll aber auch für die Jugend höherer

Schulen, namentlich des Gymnasiums, nach Spencer der Nützlichkeitsstandpunkt allein maßgebend sein, nach Kromann, Preyer und dem Verf. der naturwissenschaftliche Unterricht allein die besten Bedingungen für die geistige Entwicklung haben, dann muß wohl Ref. dem die Ansichten weiter und gewichtiger, aber anders denkender Kreise entgegenhalten.

Im Rahmen der humanistischen Vereine zu Wien, Berlin, Frankfurt a. M., München und außerhalb derselben treten, abgesehen von hervorragenden Vertretern der klassischen Philologie und von Gymnasialmännern, für die Pflege der humanistischen Bildung in Österreich und im Deutschen Reiche mit allem Nachdrucke ein eine stattliche Zahl von hohen Staatswürdenträgern und Mitgliedern des Herrenhauses, Reichsratsabgeordnete, Mitglieder des preußischen Landtages und Herrenhauses in erdrückender Mehrheit, hohe geistliche Würdenträger und Theologen verschiedener Bekenntnisse, eine große Zahl von Universitätsprofessoren, und zwar Philosophen und Pädagogen, Linguisten, Romanisten, Slawisten, Historiker, Germanisten und Literarhistoriker, Mathematiker und Physiker, Naturforscher, Rechtslehrer, Mediziner, Vertreter der Hochschule für Bodenkultur und der Akademie der bildenden Künste, Militärs; viele Schulinspektoren, Beamte verschiedener Kategorien, Advokaten und Notare, Redakteure und Schriftsteller, Direktoren von Geldinstituten, Großindustrielle namhafter Stellung, Kaufleute, Realschulprofessoren, Buchhändler, Ärzte, Ingenieure und Frauen. Bankdirektor G. Siemens nennt das Fehlen des humanistischen Studiums ein Unglück für die zukünftigen Ingenieure; der frühere Staatssekretär Dernburg lobt die ehemaligen Gymnasiasten; die preußische Unterrichtsverwaltung denkt nicht daran, die realistischen Anstalten zu bevorzugen; sie steht auf dem Standpunkte der völligen Gleichberechtigung der drei Typen der höheren Schulen; besonders trat neben den Abgeordneten v. Savigny, v. Goßler, Wildermann, Blankenburg und Cassel Graf York v. Wartenburg mit aller Entschiedenheit für das humanistische Gymnasium in ausgezeichneter Rede ein; Fürst Bülow bekennt sich als treuen Anhänger des humanistischen Gymnasiums, dessen Bedeutung Kaiser Wilhelm in seiner Ansprache an die Primaner des Casseler Gymnasiums nicht zuletzt anerkennt; Bismarck sagte zu den 1895 ihm huldigenden preußischen Oberlehrern: „Hätte ich nicht die Vorarbeit des höheren Lehrerstandes vorgefunden, so glaube ich nicht, daß mein Werk in dem Maße gelungen wäre"; von W. v. Humboldt, dem begeisterten Verehrer antiker Bildung und Wissenschaft, den großen Dichtern und Denkern der deutschen Nation und von Luther, nach dem die alten Sprachen die Scheide sind, darinnen das Messer des Geistes steckt, zu schweigen. Fünfzig ehemalige Schüler des Erfurter Gymnasiums haben sich vereinigt, um zu zeigen, daß die Söhne des humanistischen Gymnasiums vollstes Verständnis für die Aufgaben der Gegenwart haben und welch ein gewaltiger Kulturfaktor ein gut geleitetes Gymnasium ist; Deutschlands Universitäten treten stark

dafür ein; das Gymnasium hat einen starken Rückhalt im deutschen Volk.

Mit aller Wärme betonten Amerikaner, nicht nur Hochschulprofessoren von Ann Arbor, Harvard, Chicago und viele andere die Unentbehrlichkeit der klassischen Sprachstudien auch für Mediziner und Ingenieure, sondern auch Männer durchaus praktischer Berufstätigkeit wie Kaufleute, Industrielle, Beamte, Ärzte, Ingenieure, Offiziere, Staatsmänner und Künstler; nicht zu vergessen Präsident Wilson als Führer der humanistischen Bewegung. Shorey sagte: „Europas Zivilisation ist ein großer Bund derer, die als gemeinsames Rüstzeug Kenntnis von der Antike haben. Die Hegemonie gehört der Nation, die dieses Programm am besten erfüllt."

In Frankreich rufen laut nach Umkehr zum Humanismus Akademiker und Schriftsteller, Naturforscher und Mathematiker; die „*Ligue des amis des humanités et pour la culture française*" predigt Rückkehr zum Humanismus und tritt unentwegt für die klassischen Sprachen ein. Nach dem Minister Viviani gibt es keine wahre Kultur und keinen wahren Unterricht ohne Latein; dazu kommen auch Männer von praktischem Berufe; dahin gehören auch die Fachzeitschrift „*Enseignement secondaire*" und das „*Echo de Paris*", das gegen die Gegner des Latein als „*Saboteurs de la civilisation française*" zu Felde zieht.

Viele Anhänger zählt das humanistische Studium in England, in Ungarn und Rußland. Auch in Belgien und Norwegen war vor dem Kriege eine starke Bewegung zugunsten des altsprachlichen Unterrichtes im Gange.

Überall in diesen Ländern gibt man bei aller Würdigung des hohen Bildungswertes der Naturwissenschaften in Schrift und Wort der hohen Einschätzung des altklassischen Sprachstudiums als unentbehrlichen Bildungsmittels meist in glänzenden und wirkungsvollen Darlegungen Ausdruck. Man ist davon überzeugt, daß „nirgends ein solcher Wert auf das Hohe, Schöne, Erhabene gelegt wird als im Gymnasium"; daß das Studium der alten Sprachen eine ganz ausgezeichnete Zucht und Schulung des Geistes biete; daß es, während die Naturwissenschaften wohl den beobachtenden Verstand trefflich schulen, „in die Welt der inneren, sittlichen Werte" unvergleichlich einführe; daß sich der lateinlernende Knabe an eine unangenehme, trockene Arbeit gewöhnen müsse, deren Genauigkeit später den höheren Ständen unentbehrlich sei; daß die klassische Lektüre ein „Nährboden der Kritik, Kritik aber das Wahrzeichen gereiften Geistes sei, zu jedem historischen Studium, zu leichterem Verständnis der romanischen und germanischen Kultursprachen, d. h. auf die Höhe geistiger Bildung führe"; daß die Kultur der deutschen Nation auf der Grundlage der antiken ruhe, mit der der Zusammenhang nicht verloren gehen dürfe, da sie „mit unserer Kultur zu einer Einheit wie bei keinem anderen Volke zusammengewachsen und ohne sie die zweite deutsche Literaturblüte geschichtlich gar nicht verständlich" sei; daß das Studium der Antike einen „schützenden Damm gegen die Ver-

materialisierung der Gesellschaft" bilde; daß die Aufgabe der höheren Schule nicht darin bestehe, „für den Nutzen zu arbeiten, sondern in der allgemeinen Schulung des Geistes"; daß „man aus dem Gymnasium noch keine Griechen oder Römer, wohl aber gar viele edle Verfechter deutscher Art, vorzugsweise die Führer des Volkes, den höheren Beamtenstand, die großen Gelehrten, eine glänzende Reihe Parlamentarier habe hervorgehen gesehen", während dagegen „englisches und amerikanisches Wesen auf viele Deutsche sehr nachteilig gewirkt habe"; und daß „gerade dieses Studium uns vor dem eitlen, erbärmlichen Nationalismus, der jetzt bei unseren Feinden den jämmerlichsten Tiefstand der Moral enthüllt, bewahrt habe"; daß es auch „undeutsch wäre, Dante und Shakespeare zu lesen"; daß die deutsche Bildung zum Unterschiede von der anderer Länder zu einem „gesunden Idealismus" erziehe und daß „die einzig in der Welt dastehende Verbindung von Idealismus, Technik und wirtschaftlicher Höhe das deutsche Heer und Volk unüberwindlich mache"; daß „die Mannigfaltigkeit unseres Unterrichtswesens" in der glücklichen Ergänzung der realistischen Anstalten und des humanistischen Gymnasiums einen Vorzug bilde, der für das deutsche Bildungswesen von unschätzbarem Werte sei; daß endlich „der Krieg ein überwältigendes Zeugnis abgelegt habe; daß die vom humanistischen Gymnasium ins Feld gesandte Jugend körperlich, sittlich, geistig und in vaterländischer Denkweise nicht versagt habe, daß also diese Schule in der Erziehung ihre Pflicht getan und ihre Jugend zu tüchtigen Männern erzogen habe".

Nichtsdestoweniger entspricht dem Grundsatze der „Sammlung aus Natur und Geisteswelt", an der Erfüllung einer bedeutsamen sozialen Aufgabe mitzuwirken, auch dieses Bändchen, das sich an alle Eltern, Lehrer, Kinder- und Menschenfreunde richtet. Bei seinem reichen Inhalte bietet das interessante Büchlein viel Anregung und kann deshalb namentlich jedem Freunde der Schule und schulreformatorischer Bestrebungen zu eingehender Lektüre bestens empfohlen werden.

Wien. A. Stitz.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Die Würdigung Österreichs im „Geographischen Anzeiger" seit Beginn des Weltkrieges.

Wenn auch gelegentlich in dieser Zeitschrift bereits wohlwollende Hinweise auf das bei Justus Perthes in Gotha erscheinende Fachblatt der deutschen Schulgeographie enthalten waren, so ist es m. E. doch notwendig, den Wert des ideellen Zusammenhanges auch auf diesem Gebiete zwischen den beiden Mittelmächten, der trotz gelegentlicher Mißverständnisse hier lebendig erhalten wird, neuerlich zu betonen. Gewiß sind wir österreichische Lehrer der Erdkunde an höheren Schulen in glücklicherer Lage als unsere reichsdeutschen Berufsgenossen, was die Geltung unseres Faches anbelangt, gewiß fordert die Ungleichartigkeit der Verhältnisse in den einzelnen Bundesstaaten zu vergleichenden Betrachtungen, zur Erstrebung höherer Ziele mehr heraus als die Einheitlichkeit des Schulwesens in Lehrplan und ähnlichen Dingen in Österreich. Immer wird also die Mehrheit der Mitglieder des „Verbandes deutscher Schulgeographen" — dessen Zeitschrift eben der „Anzeiger" ist — von der reichsdeutschen Lehrerschaft gebildet sein, ja dem auf streng akademischem Boden stehenden österreichischen Mittelschullehrer, der von Anfang an den Professortitel führt, mag vielleicht die Einflußnahme der Lehrer mit kürzerer und daher naturgemäß geringerer Vorbildung, die sich seit einiger Zeit in der Leitung des Verbandes stark bemerkbar macht, etwas bedenklich erscheinen; naturgemäß ist der Inhalt der Zeitschrift vorwiegend von Interesse für die reichsdeutschen Leser. Aber so wie das nunmehrige deutschösterreichische Organ der Schulgeographie, die von Hassinger prächtig geleitete „Kartographische Zeitschrift", mit Recht bestrebt ist, Abnehmer und Mitarbeiter „draußen im Reich" zu gewinnen, so sollte es umgekehrt trotz der etwas ungleichen Verhältnisse (z. B. des hohen Markkurses) eine Ehrensache der österreichischen Vereine, Lehranstalten und Einzelpersonen sein, möglichst zahlreich dem obgenannten Verbande anzugehören, sollten die österreichischen Fachvertreter durch fleißige Mitarbeit, bei der sie gewiß auf möglichst weitgehendes Entgegenkommen der Schriftleitung rechnen können, ihre und damit ihres Vaterlandes Ebenbürtigkeit in der Pflege erdkundlichen Unterrichtes zur Geltung bringen. Unter den 27 Unterzeichnern des Dezember 1911 ergangenen Aufrufes zur Gründung des Verbandes, die dann der Hauptsache nach den Hauptvorstand zusammensetzten, sind vier Österreicher, darunter der Grazer Realschulprofessor Dr. Georg A. Lukas, der auch ständig der Schriftleitung angehört, außerdem gibt es neun Kronlandsvertreter, durchwegs akademisch vorgebildete Lehrer und Direktoren an Mittel-

schulen, während die einzelnen deutschen Bundesgebiete und preußischen Provinzen meist durch je einen Akademiker und einen Volksschullehrer vertreten sind. Bemerkenswert erscheint die Tatsache, daß im Bericht über das 1. Verbandsjahr 1912 auch ständige Vertreter für Belgien (Prof. Dr. Michotte-Löwen), China (nämlich Tsingtau), Norwegen, Schweden und Spanien genannt werden; daß die deutsche Schweiz nicht fern blieb, scheint wohl selbstverständlich.

Durch den Weltkrieg wurde die schon bestehende Geistesgemeinschaft wohl noch inniger und in den folgenden Zeilen soll kurz berichtet werden, inwiefern seither das Interesse an Österreich im Rahmen des „Anzeigers" zur Geltung kam. Vorweggenommen sei, daß Lukas fortlaufend Bericht über geographisch bemerkenswerte Aufsätze in österreichischen Lehrerzeitschriften erstattet, der früher in den „Verbandsmitteilungen" abgedruckt wurde, seit dem Februarheft 1917 aber mit Recht in den Literaturbericht des Hauptteiles vorrückte. Neben diesem den Österreich zugewiesenen Anteil der Verbandsmitteilungen meist ganz erfüllenden Berichte von Lukas finden wir an dieser Stelle noch gelegentliche kurze Mitteilungen über Neuerscheinungen der Lehrmittelindustrie, des heimatkundlichen Schrifttums u. ä., Vorträge usw. von Jauker-Laibach, Kende-Wien, Pettauer-Klagenfurt und dem Unterzeichneten. Der eigentliche „Anzeiger" bringt folgende Aufsätze: 1914, Augustheft: Steinbichl (Teplitz-Schönau), „Der geographische Unterricht mit Berücksichtigung der Geologie an den österreichischen Realschulen"; derselbe bespricht ebendort einen heimatkundlichen Programmaufsatz Rebhanns; im Oktoberheft würdigt Lukas ausführlich Müllners „Methodik des geographischen Unterrichtes", die ja im wesentlichen eine Ergänzung seines Lehrbuches für den Gebrauch des Lehrers bedeutet; im Novemberheft bringt ebenderselbe einige Textproben aus Schneider-Imendörffers groß angelegtem Werke „Mein Österreich, mein Heimatland", das außerdem von ihm eingehende kritische Betrachtung erfährt. Erinnerungen an einen mehrwöchigen Aufenthalt in Galizien, besonders in der auch an deutschen Kunstschätzen reichen Stadt Krakau und ihrer Umgebung schildert Prof. Dr. Pappritz-Naumburg a. S. in dem Aufsatze des Dezemberheftes „Wandern und Reisen in Galizien". — Jahrgang 1915: Barth-Sondershausen schildert „Die Durchbruchsschlacht am Dunajez, geographisch beleuchtet"; A. Müller-Magdeburg behandelt als einen „Beitrag zur Geographie der Gegenwart" die Karpathen; Rein-Wanne i. W. liefert auf Grund eines längeren Studienaufenthaltes im Frühjahr 1914 einen kritischen, die Sprachenfrage besonders würdigenden Beitrag „Zur Geographie des Küstenlandes"; Lukas bespricht Hofrat v. Philippovichs Broschüre „Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn" und Siegers Studie „Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihre Außenpolitik". — Jahrgang 1916: Heiderich-Wien gibt die Richtlinien seines Wiener Vortrages „Die Donau als Verkehrsstraße"; Kende-Wien bringt einen ausführlichen „Abriß der wirtschaftsgeographischen Verhältnisse der österreichisch-ungarischen Monarchie" mit reichem bis 1913 reichenden Zahlenmaterial; Lukas erörtert „Die Zukunft der Geographie im österreichischen Unterrichtswesen" und ergänzt die Forderungen des Innsbrucker Geographentages 1912 durch 7 weitere Punkte; Oehlmann-Linden endlich behandelt den „Streit um die österreichische Alpengrenze" in einem historisch-politischen Aufsatz. Auf die in den Jahresberichten deutschösterreichischer Mittelschulen des letzten Friedensjahres enthaltenen heimatkundlichen Arbeiten wies ich kurz hin, während Haack-Gotha, der verdienstliche, temperamentvolle Schriftleiter des „Anzeigers", in dem seit März 1916 ausschließlich von ihm gelieferten Literaturbericht zahlreiche, teils selbständig erschienene, teils in Zeitschriften verstreute umfangreichere Österreich betreffende Studien anführt, leider etwas knapp und mit den das außerhalb Deutschlands ge-

legene Gebiet Europas behandelnden Arbeiten in einem Abschnitte zusammen. Bei aller gebotenen Raumersparnis wäre es im Interesse der Ebenbürtigkeit und Wichtigkeit unseres Vaterlandes wohl sehr wünschenswert, wenn es mehr hervorgehoben, Deutschland gleichsam ranggleich zur Seite gestellt würde. Auch von den Karten- und Bildbeilagen könnten mehr als bisher Österreich gewidmet werden, wenn auch gern anerkannt werden soll, daß manche wertvolle Gabe schon enthalten war. M. E. soll die gewiß verständliche Auffassung des Verlages, entsprechend der geringen Zahl österreichischer Abnehmer unser Land stiefmütterlicher zu behandeln, zurücktreten hinter dem so wünschenswerten Bestreben, die Anteilnahme der reichsdeutschen Leser für österreichische Fragen zu wecken, ihre Kenntnisse unserer Heimat zu vertiefen. Möge bald der Friede uns Gelegenheit geben, an dem Ausbau der so notwendigen geistigen Gemeinschaft, insbesondere auf schulgeographischem Boden, in diesem Rahmen Hand in Hand tätig zu sein!

Graz. Dr. Max Hoffer.

Literarische Miszellen.

Dr. Otto Fredershausen, Ergebnisse der Papyrusforschung für den Gymnasialunterricht. Leipzig 1914, Quelle & Meyer. 64 S. Brosch. 1 M.

Die Broschüre beschäftigt sich nicht mit den auf Papyrus überlieferten klassischen Texten, sondern den öffentlichen und privaten Urkunden auf Papyrus und Holztafeln einschließlich der Ostraka, die der Verf. als Geschichtsquellen im weitesten Sinne des Wortes für die Schule zu verwerten sucht. Als Grundlage ist in erster Linie Wilcken-Mitteis, Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde, vorausgesetzt (hauptsächlich der historische Teil), doch wird auch auf andere Papyrussammlungen sowie Deißmann, Licht von Osten, Schubart, Ein Jahrtausend am Nil und Helbings Auswahl öfter verwiesen; abgedruckt beziehungsweise in Übersetzung wiedergegeben sind nur Pap. Sachau I und III (betreffend den jüdischen Tempel zu Elephantine), die Appianosakten, Schreiben des Beamten Hephästion an sich selbst, Verfügung betreffend den Empfang des L. Mummius, zwei Edikte des Germanicus, die Constitutio Antonina (Z. 1—10), Brief des verlorenen Sohnes (BGU III 846) und eine Urkunde aus der Decianischen Verfolgung (Chrestom. I 124). Der Verf. teilt seinen Stoff in drei Hauptabschnitte: I. Das Judentum in Ägypten seit der Perserzeit, II. Aus der Ptolemäerzeit, III. Aus der römischen Zeit. Die Urkunden unter Abschnitt I werden auf dem Gymnasium höchstens im israelitischen Religionsunterricht Verwendung finden, so interessant sie an sich sein mögen. Für den altsprachlichen und den Geschichts-Unterricht kommen dagegen manche Urkunden unter II und III sehr wohl in Betracht. Hervorzuheben wären folgende Punkte: Herrscherkult unter den Ptolemäern (S. 21 f.), Verpflegung Roms (S. 31), Staatsmonopole (ebenda), Postwesen (S. 33 f.), Germanicus in Ägypten (S. 42 ff.), Heerwesen (S. 49 ff.). Aber auch Dokumente antiken Aberglaubens, die Fredershausen bei Besprechung der von ihm mit Recht als ungenügend bezeichneten Laudienschen Auswahl von der Schule fernhalten will, wird man gelegentlich, z. B. bei Erklärung von Tac. Ann. II 69 mit Nutzen heranziehen können.

Die Forderung des Verf.s (S. 64), daß die besprochenen Quellen dem Gymnasiallehrer zugänglich sein müssen, und seinen Wunsch, wenigstens der I. Teil der Chrestomathie möge sich an den Lehrerbibliotheken finden, wird man gern billigen. Bei Verwertung der Papyri in der Schule aber soll vor dem Zuviel gewarnt sein; man wird

den Wert, den diese Urkunden bei maßvoller Benützung für die Belebung und Vertiefung des Unterrichtes zweifellos besitzen, nicht durch ein unangebrachtes, zur Zersplitterung desselben führendes Übermaß herabmindern dürfen.

Wien. Dr. Franz Hornstein.

Gotthold Sachse, Der Oidipus auf Kolonos des Sophokles und seine ästhetische Beurteilung. Berlin 1914, Weidmann, 30 S.

Die Schrift (= Wissenschaftl. Beilage zum Jahresber. d. Kön. Kaiserin-Augusta-Gymn. in Charlottenburg, Ostern 1914) verspricht mit dem etwas hochklingenden Titel mehr, als sie enthält. Sie bietet eine teils paraphrasierende, teils ausführlicher untersuchende Darstellung des Ganges der Handlung, also sachliche Exegese. Dazu kommt die Interpretation zweifelhafter Stellen. Gerade diese ist großenteils nicht einwandfrei und die aus dem Zusammenhang der „ästhetischen Beurteilung" geholten Stützen erweisen sich als ziemlich schwach. In der Interpretation finden sich manche Mängel. In Vers 75—77 erklärt S. μὴ σφαλῇς als „werde jetzt nicht wankend in deiner Gesinnung", was es kaum heißen kann, weil zu einer solchen Besorgnis kein Grund vorhanden ist, und verwirft Radermachers Übersetzung von γενναῖος mit „Edelmann". Der Hinweis auf das im V. 8 dem Ödipus zugeschriebene γενναῖον ist verfehlt. Dort ist es natürlich der edle Sinn, hier gilt es vom äußeren Eindruck: denn mehr weiß ja der Athener von dem Fremdling nicht, wohl aber sieht er ihm den bessern, vornehmen Menschen an. — S. 16 (zu V. 510), wo es sich um die Motivierung der Leidenserzählung des Ödipus vor dem Chor (510—518) handelt, fragt sich S., was den Chor „jetzt zu dieser Nachforschung bestimme". Nicht aus Besorgnis forsche er und „Neugier kann der Grund auch nicht sein; sie ist gar nicht zu verstehen". Die Erklärung findet S. darin: Ödipus muß seine Auffassung des Frevels vorbringen, er muß sich als ἄκων und ἄιδρις rechtfertigen. Daß dies der dichterische Zweck der Stelle ist, unterliegt keinem Zweifel: ebenso klar ist es aber, daß die Erzählung äußerlich durch die ganz und gar verständliche Neugierde des Chors (vgl. V. 517) motiviert ist. — S. 15 zu V. 605. S. nennt die Worte des Ödipus eine „bewußte Unwahrheit", weil er den Kampf zwischen Athen und Theben selbst zum Orakel hinzudichte, während in dem von Ismene mitgeteilten nur von einem Schutze für Theben gegen Argos die Rede war. Von diesem Vorwurf können wir Ödipus befreien. Als er V. 389—90 das Orakel von Ismene hört, in dem übrigens Argos nicht besonders hervorgehoben ist, verbindet er es sogleich (V. 453 bis 54) mit dem ihm selbst mitgeteilten „. . . κέρδη μὲν οἰκήσαντα τοῖς δεδεγμένοις, ἄτην δὲ τοῖς πέμψασιν . . .": daraus mußte sich ihm aber der Gedanke ergeben, daß er den Thebanern in einem Kriege mit Athen, wenn dieses ihn aufnehme, zum Verderben gereichen werde. Wenn das richtig ist, so ist auch die Frage, warum Antigone zu dieser „Lüge" schweige (S. 16—17), belanglos und der darauf aufgebaute Rückschluß auf die Echtheit der Verse 236—257, der schon an sich sehr schwach ist, fällt weg. — Schließlich kommen auch einige ästhetische Bemerkungen vor. Allerdings sind sie nicht immer treffend, so z. B. die auf S. 6. Hier ist die Heranziehung des Schillerschen Begriffes vom Erhabenen unpassend, weil Ödipus nirgends „die moralische Kraft die Gewalt des Leids 'dem Begriffe nach zu vernichten'" zeigt. Er drückt bloß seine [illegible] aus und wünscht ein baldiges Ende; das ist noch kein Überwinden des Leides an sich.

Wien. Dr. Friedrich Gläser.

G. Finsler, Die Homerische Dichtung. „Aus Natur und Geisteswelt", Band 496. Teubner, 1915. 113 S. 1 M. 25 Pf.

Der durch seinen im gleichen Verlage erschienenen „Homer" bekannte Verf. hat, einer Anregung des Verlegers folgend, in diesem Bändchen der bestens bekannten Sammlung eine Darstellung seiner Anschauungen über die Homerische Dichtung gegeben. Zu Grunde gelegt ist natürlich der entsprechende (dritte) Abschnitt des größeren Werkes; doch ist die vorliegende Arbeit des inzwischen leider verstorbenen Berner Rektors so weit selbständig, als es unter den gegebenen Verhältnissen eben möglich ist. Sie würde sich als Prämie für Schüler der obersten Klassen gut eignen. Hoffentlich läßt der zweite Band des „Homer" nicht zu lange mehr auf sich warten; sein Erscheinen scheint nach einigen Äußerungen im vorliegenden Bändchen und in Nekrologen gesichert zu sein.

Leoben. Dr. V. Bulhart.

Adolf Trendelenburg, Pausanias in Olympia. Mit einem Plane von Olympia. Berlin 1914, Weidmann. 104 S. Preis geh. 3 M.

Mit Interesse las Ref. das Buch, in dem der Verf. den Versuch macht, zu beweisen, daß Pausanias' Werk, für das er den Titel „Hellenika" vorschlägt, das verläßliche Fundament ist, auf dem alles aufgebaut werden kann und aufgebaut werden muß (S. 7), daß Pausanias in den beschreibenden Teilen selbständig ist, in den erzählenden aber von der schriftlichen oder mündlichen Überlieferung abhängt und daß die Anordnung des überreichen Stoffes klar und verständig, die scheinbare Unübersichtlichkeit nur durch umfangreiche Abschweifungen und Nachträge verursacht ist. Nach den Ausführungen des Verf.s stehen die Angaben des Pausanias und die Entdeckungen des Spatens im Einklange. Wenn auch Einzelheiten auf Widerspruch stoßen, gesteht Ref., daß wir an der Hand des Buches unter Benützung des guten Planes die wichtige Kultus- und Kunststätte kennen lernen: den Weg nach Olympia, die Grenzen Olympias und der Altis, die Anordnung der Beschreibung, die Reihe der großen Kultanlagen, den Altarrundgang, das Prozessionstor, die Weihgeschenke, die Standbilder, die Schatzhäuser und das Heraion, die Umgebung der Altis, den Zeustempel (den Tempel und seinen äußeren Schmuck, das Bild des Pheidias). Besonders der letzte Teil wird dem Lehrer gute Dienste leisten; das Buch sei den Fachkollegen bestens empfohlen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Dr. Heinrich Vockeradt, Das Studium des deutschen Stils an stilistischen Musterstücken. 4. Aufl. von W. Vockeradt. Paderborn 1913. F. Schöningh.

Bei der drängenden Fülle des Stoffes, den der Deutschlehrer in knapper Stundenzahl bewältigen soll, kommen die Arbeiten Vockeradts sehr gelegen. Für die Hand des Schülers bestimmt, führen sie an Beispielen die Andeutungen systematisch durch, die im Unterricht gelegentlich der Prosalektüre fallen, sich aber dort nur selten zu einem geschlossenen Ganzen vereinigen lassen. Sie untersuchen ohne Kleinlichkeit, doch mit strenger Folgerichtigkeit jeden Satz darauf, ob seine Form dem Gedanken genau angemessen ist, legen unter Hinweis auf ihren logischen und künstlerischen Wert die inneren Mittel des Stils (also nicht etwa die „Tropen und Figuren") dar und würdigen endlich die Bedeutung der einzelnen Glieder für den ganzen Aufsatz. Dieser immer aufs Wesen der Sache zielende Vorgang, der zum Über-

legen und Wägen zwingt und so der ausgemünzten Phrase erfolgreich entgegenarbeitet, kann tatsächlich die bei unserer Jugend immer mehr um sich greifende Stilverlotterung bekämpfen — vorausgesetzt, daß noch viele Schüler die ernste Geduld aufbringen, die das Studium des Buches erfordert. Doch scheint der Umstand der 4. Auflage meine Befürchtung zu widerlegen. Für künftige Auflagen schlage ich die Aufnahme einiger wirklich moderner Musterbeispiele vor, damit auch der impressionistische Gegenwartsstil mit seinen unleugbaren Vorzügen zur gehörigen Geltung komme; ferner ließe sich erwägen, ob nicht in Stilsachen auch einmal die veraltete Abschreckungstheorie am rechten Platze ist: ich denke doch, daß die würdige Zerpflückung eines schlecht geschriebenen Stückes manches stilistische Erbübel zu heilen imstande wäre (vgl. Wustmann und Anthes!).

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Wilhelm Hillmer, Beispielsammlung zur französischen Grammatik. Umformungen und Ergänzungen für den Klassen- und Nachhilfeunterricht. Halle a. d. S. 1912. Preis 80 Pf.

Diese Beispielsammlung soll eine Ergänzung der im Gebrauche befindlichen französischen Lehrbücher sein. Sie enthält 60 grammatische Übungen, die Lehrer und Schüler bei der Durchnahme von Regeln unterstützen sollen. Den größten Teil der Übungen nehmen Umformungen und Ergänzungen ein, eine Methode, die ja in den meisten unserer neuen Lehrbücher bereits Eingang gefunden und die sich mir viel besser als die früheren Übersetzungen in die Fremdsprache zu bewähren scheint. Als Beispiele wurden mit großer Sorgfalt meist leichtverständliche Einzelsätze gewählt, die sich in ihrer stilistischen Einfachheit möglichst an die vorhandene Wortkenntnis eines Mittelschülers anlehnen. Vom zweiten Jahrgange des Französischunterrichtes an kann das Büchlein bis in die höchsten Klassen hinauf benützt werden und dürfte besonders bei größeren Wiederholungen gute Dienste leisten. Ganz besonders kann es Lehrern für den Nachhilfeunterricht und zur Stellung von Hausaufgaben empfohlen werden.

Göding. Karl Fischl.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit, herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach

62. Bändchen: J. Sandeau, La roche aux Mouettes.

63. Bändchen: René Bazin, La douce France. Berlin 1911, Weidmann. Preis 1 M., beziehungsweise 1 M. 40 Pf.

René Bazin, einer der bedeutendsten Pfleger der Heimatkunst in Frankreich, dessen Romane „*Ma tante Giron*", „*Une tache d'encre*", „*Me. Corentin*", „*De toute mon âme*" u. a. von wahrhaft dichterischer Begabung und starkem Naturgefühl Zeugnis ablegen, zeigt sich auch in einem seiner letzten Werke, in „*La douce France*" (1911) als tiefer Kenner seines Heimatlandes und seines geliebten Volkes. Ein treuer, überzeugter Katholik, ein glühender Patriot, entfaltet Bazin ein ideales Bild seines Heimatlandes und belauscht voll Liebe und Hingebung das Volk bei seiner Arbeit und seinem Spiele. Er widmet sein Buch der französischen Jugend, „auf daß sie nimmer irre werde an ihrer Heimat"; und daß dieses Geschenk des großen Gelehrten, der einer der 40 Unsterblichen ist, von einem Großteil der Franzosen auch mit Begeisterung entgegengenommen wurde, ist bei der glühenden Vaterlandsliebe dieses Volkes, bei seinem tiefgläubigen Sinne recht begreiflich; ob aber die

deutsche Jugend, für welche ein Franzose, der Lektor an der Greifswalder Universität René Plessis, eine Schulausgabe besorgt hat, an den etwas panegyrisch gehaltenen Schilderungen dieselbe Freude haben wird, das ist füglich zu bezweifeln; denn der deutsche oder österreichische Jüngling, der stolz auf die Größe und Schönheit seines eigenen Vaterlandes ist, wird sich kaum davon überzeugen lassen, daß Frankreich das schönste Land der Erde sei, u. ä. m. Um das Buch von Bazin auch für die deutsche Jugend fördernd zu gestalten, hätte es daher in vielem einer besseren Auswahl des Stoffes bedurft, denn „*La douce France*" bietet neben patriotischem Überschwang genug des rein Menschlichen. Auch die dem Texte beigegebenen „*Notes explicatives*" genügen vielfach selbst den in der Sprache Vorgeschritteneren nicht immer und die Druckfehler (S. 5 *différent*, S. 61 *en amont*, 69 *également*, 69 *noms bien inventées*, 73 *fatiques*, 76 *dnas*, 129 *rent* statt *reut*, 131 *ce pourquoi*, 137 *narigua* u. a.) wirken störend.

Hingegen ist die reizende Erzählung „*La Roche aux Mouettes*" von Sandeau, die Prof. H. Bretschneider herausgegeben hat, auch für deutsche Knaben vorzüglich zur Lektüre geeignet, denn sie führt den Leser an die Meeresküste, macht ihn mit den Gefahren des Seewesens bekannt und bringt ihm in eindringlich rührender Weise die Tugend der Sanftmut und Güte gegen minderwertige Menschen, die meist nur gequält und verspottet werden, zu Gemüte. Der Text dieses Büchleins ist sorgfältig redigiert, die Anmerkungen sind in entsprechender Zahl und dem Verständnisse der Schüler angepaßt.

Wien. Dr. Richter.

V. Valentin, Bismarck und seine Zeit. „Aus Natur und Geisteswelt", 500. Bändchen. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1915.

Das Büchlein ist in zweifachem Sinn als eine Jubiläumsschrift gedacht gewesen, einmal zum hundertjährigen Gedächtnistag von Bismarcks Geburt, dann aber auch als das 500. Bändchen der Sammlung. So weit der Raum es gestattet, wird der Lebensgang des Helden in allen seinen Phasen verfolgt und überall der Zusammenhang mit den Zeitumständen und Strömungen sorgfältig aufgezeigt. Was Auffassung anbelangt, stehe ich nicht an, diese Miniaturbiographie als eine hervorragende Leistung zu bezeichnen. Vor allem imponiert der Mut, mit dem der Verf. in einer Jubiläumsschrift und in einer so panegyrisch gestimmten Zeit die Schattenseiten von Bismarcks Wesen aufzeigt. Er wagt es, von ihm als dem „Tyrannen der inneren Politik" zu sprechen, „der mit seinem Wesen, seiner Wucht, seinem Haß und der Verwegenheit seiner innersten letzten Gedanken und Pläne lastete auf den Hoffnungen und Wünschen der neuen Generation" (Wilhelm II.!). — Ich glaube, das Rätsel seines Wesens kann nicht erfaßt werden ohne die Erkenntnis, daß in ihm — ganz natürlich bei seiner überragenden Genialität und seiner ausgesprochenen Willensnatur — der Drang zur persönlichen Macht mit ungeheurer Kraft wirkte, naiv, mit Naturgewalt, wie der Wildbach die Ufer überschwemmen muß. Er war nicht in erster Linie „ein treuer Diener seines Herrn", sondern selbst ein Gewaltiger, der gewohnt war, alles um sich, auch seinen Herrn mit sich zu reißen. Darin ist er sich eigentlich gleich geblieben; gehorchen und schweigen konnte er nie, ebensowenig als junger Student oder Beamter, wie später als leitender oder zuletzt als entlassener Minister. Aber eben das machte ihn zu dem Übermenschen, der einer ganzen Zeit seinen Stempel aufdrücken konnte; freilich macht es auch begreiflich, daß seine glänzendsten Erfolge doch auf dem Gebiet der äußeren Politik errungen wurden, wo der rücksichtslose Kampf bis aufs Messer am Platze ist, weniger in der inneren, wo der eigentlichen Machtpolitik doch gewisse Schranken gesetzt sind; dabei darf natürlich nicht übersehen werden, daß auch da

sein Wirken noch weit das gewöhnlicher Talente überragt. — Nochmals, das kleine Werk ist eine trefflich durchdachte, in mancher Beziehung glänzende Darstellung des schwierigen Stoffes und sollte möglichst viel gelesen werden.

Teschen. Dr. Moritz v. Landwehr.

Czerwenka, Landwehr v. Pragenau und Pollak, Lehr- und Lesebuch der Geschichte für die Unterklassen der österreichischen Realschulen.

Unter den Lehrbüchern der Geschichte, die den neuen Lehrplänen ihre Entstehung verdanken, lenkt vor allem das obige die Aufmerksamkeit auf sich.

Schon der Titel „Lehr- und Lesebuch" läßt uns eine Neuerung erwarten. Das Geleitwort führt uns in ausführlicher Weise in die Ziele ein, die den Verfassern vorschwebten und die — wir wollen das gleich vorausschicken — auch wirklich erreicht wurden. Auf einige Vorzüge des Buches möge hier noch im besonderen hingewiesen werden.

Der Mut, mit dem ein Ballast wertloser Namen und Zahlen entfernt wurde, verdient alle Achtung. Die stärkere Betonung der altorientalischen Geschichte ist zu begrüßen, da durch die Vorführung des Kindesalters der Menschheit den Schülern der Begriff der historischen Entwicklung am leichtesten beigebracht werden kann. Der Erzählerton ist gut getroffen, doch zwingt dabei der logische Aufbau der Darstellung den Schüler, den Lernstoff auch verstandesmäßig zu erfassen, und gerade diese der Unterstufe angemessene Vorschule der pragmatischen Geschichtsauffassung macht das Buch zu einem modernen Unterrichtsbehelf im besten Sinn des Wortes. Die Zahl, Auswahl und Ausführung der Illustrationen ist ein auf den ersten Blick erkennbarer Vorzug des Buches. Die Behandlung der antiken Topographie, die sich mit einer kurzen Charakteristik der Länder begnügt, die einzelnen Landschafts- und Städtenamen jedoch erst im Verlaufe des Unterrichtes vorführt, wird wohl allgemein begrüßt werden.

Das Fehlen von Kartenskizzen erscheint als ein Mangel des sonst so reich ausgestatteten Buches. Ein weiterer Mangel, dem hoffentlich spätere Auflagen abhelfen werden, besteht darin, daß die Betonung der Fremdwörter und Eigennamen nicht ersichtlich gemacht ist, was doch besonders in der Realschulausgabe recht wünschenswert wäre.

In der Trennung zwischen dem Lern- und Lesestoff besteht der Hauptvorzug, aber auch die Hauptschwierigkeit des Buches. Wollte man sich streng auf den Standpunkt der Approbationsklausel stellen, die lediglich den Inhalt des „Lehrbuches" als Prüfungsstoff bezeichnet, so müßte man von Lücken im Lernstoff sprechen; denn manches, was unbedingt zum „eisernen Bestand der allgemeinen Bildung" gerechnet werden muß, ist nur im Lesebuch enthalten, z. B.: Tierverehrung der Ägypter, Sphinx, Mumien, Pentathlon, Charakter und Wirksamkeit des Sokrates, Gladiatoren, Engelsburg, Katakomben u. a.

Daraus soll aber den Verfassern kein Vorwurf gemacht werden. Denn es ist klar, daß diejenigen Partien des Lehrbuches, denen im Lesebuch ein Abschnitt gewidmet ist, zur Vermeidung von Wiederholungen nur kurz gestreift werden können. In einem solchen Falle kann eben der Lehrer, da nicht das Lehrbuch, sondern der Lehrplan maßgebend ist, die Lücken des Lehrbuches mit Hilfe des Lesestückes ausfüllen. Übrigens hat die oben erwähnte Approbationsklausel die Verfasser veranlaßt, im 2. Bande (Mittelalter) eine vollständige Trennung des Lern- und Lesestoffes durchzuführen, so daß der Lernstoff jetzt ein vollkommen einheitliches, keinerlei Ergänzung aus dem Lesebuche bedürfendes Ganzes darstellt, während das Lesebuch nur Lektüre sein soll.

Das Gefühl, das in den Lernstoff des 1. Bandes Überflüssiges oder doch wenigstens Entbehrliches aufgenommen sei, wird man nur an wenigen Stellen haben können; die Dimensionen des heiligen Bezirkes von Delphi (S. 29) und die Lykurgussagen (S. 47f.) gehören jedenfalls nicht zum Lernstoff; die griechische Mythologie ist für einen Realschul-Primaner wohl zu ausführlich geschildert, während im 2. Bande die nur drei Seiten beanspruchende nordgermanische Mythologie in den Lesestoff verbannt ist; die Geschicke des Königs Pyrrhus von Epirus (S. 80), die als Beispiel für die Abenteuersucht der Diadochenzeit dienen sollen, haben nur darauf Anspruch, im Lesebuch angeführt zu werden; hingegen ist sein Eingreifen in italische Verhältnisse (S. 95—97) im richtigen Ausmaß im Lernstoff geschildert. Ob sich die römischen „Sagen und Geschichtsmärchen, die zum großen Teil nur der Schule noch ein Scheinleben verdanken", trotz ihrer „historischen Wertlosigkeit" im Lernstoff auf die Dauer behaupten können, wird die Zukunft lehren.

Der Umfang des Buches mag wohl auf den ersten Blick bedenklich erscheinen; aber die 131 Seiten des „Lehrbuches" weisen großen Druck und viele Textillustrationen auf, so daß der Lernstoff auch dann zu bewältigen ist, wenn man das Lesebuch — wenigstens zum großen Teil — in der Schule durchnimmt. Eine selbständige häusliche Lektüre des Lesebuches verspricht auf der Unterstufe keinerlei Nutzen, da die vertiefende, oft an Fachausdrücken reiche Darstellung der Lesestücke von vornherein einer gründlichen Erklärung bedarf.

Daß das Buch auch in einer eigenen Ausgabe für Gymnasien und Realgymnasien erschienen ist, wäre wohl keine Notwendigkeit gewesen; eine auf der Kenntnis der klassischen Sprachen beruhende gründlichere Behandlung der Geschichte des Altertums ist doch nur auf der Oberstufe des Gymnasiums möglich. Daher ist — wahrscheinlich in Erkenntnis dieser Tatsache — beim 2. Bande die obgenannte Zweiteilung entfallen.

Richtig gebraucht, wird das Buch m. E. die besten Dienste leisten.

Hohenelbe. Hans Zwack.

Prof. Dr. Ottokar Weber, Von Luther zu Bismarck. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Zwei Bände à 1 M. 25 Pf. 2. Aufl. Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" 123. Verlag B. G. Teubner, Leipzig 1913.

Man wird nicht leicht ein Werk finden, das bei gleichem Umfange und bei so geringem Preise so viel des Erfreulichen und Wissenswerten bietet wie das vorliegende. Der bekannte Prager Historiker gibt hier im Drucke zwölf Vorträge, die er zuerst im Sommer 1904 in Rumburg in Böhmen gehalten hat. Diese ursprüngliche Bestimmung hat den Charakter der Publikation festgelegt. Vor einem verschiedenartig zusammengesetzten Publikum gehalten, mußten die Vorträge leicht verständlich sein; aber sie sind populär im besten Sinne des Wortes und jeder Fachmann wird sie mit Vergnügen lesen. Dem Lehrer der Geschichte bietet sich hier eine Fülle der Anregung, die sich mühelos im Unterrichte verwerten läßt. Auch reiferen Schülern möchte ich die beiden Bändchen gern in die Hand geben.

Wien. B. Imendörffer.

Artarias Eisenbahnkarte von Österreich-Ungarn und den Balkanländern. Mit 8 Nebenkarten und einem Stationsverzeichnisse. 5. Neubearbeitung. Wien 1917, Artaria & Co. Preis 3 K.

Die Karte, die in jeder Hinsicht den gegenwärtigen Stand des Schienennetzes zur Darstellung bringt, wird den Tagesereignissen in-

sofern gerecht, als sie bereits die Dobrudschalinie verzeichnet und auf der Beikarte von Südpolen alle für den Zivilverkehr eröffneten Linien der Heeresbahnen kenntlich macht.

Wien. J. Müllner.

Mathematik im Kriege. Von Oberlehrer Dr. P. Riebesell. Teubner, 1916. Preis geh. 40 Pf.

Dieses Büchlein umfaßt 40 Seiten und erscheint als erstes Bändchen der vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung herausgegebenen Deutschen Feld- und Heimatbücher. Hier sollen den weitesten Kreisen des deutschen Volkes die Grundlagen für ein tieferes Verständnis der Kriegsereignisse geboten werden. Die Aufgabe des Verf.s war daher nicht leicht, denn die von ihm behandelten Fragen, nämlich die mathematischen Grundlagen des Schießdienstes und die Orientierung im Gelände, zur See und in der Luft lassen nur schwer eine solche Behandlung zu, für die nur Volksschulbildung vorausgesetzt werden soll. Immerhin können Schüler der IV. Klasse einer Mittelschule das Büchlein mit richtigem Verständnis lesen, zumal das Eindringen in die einschlägigen physikalischen Tatsachen durch 31 Abbildungen wesentlich gefördert wird. Von besonderem Interesse dürften hiebei die geschilderten Hilfsmittel zum Messen der Entfernungen sein.

Von Druckfehlern seien bemerkt: S. 19, Z. 6, wo statt rechts zu lesen ist links und S. 27, Z. 22, wo es heißen soll $AB = a$, nicht c.

Das so wohlfeile Büchlein kann unseren Schülern bestens empfohlen werden.

Wien. K. Wolletz.

A. F. Möbius, Astronomie, Größe, Bewegung und Entfernung der Himmelskörper. 12 Aufl. Neubearbeitet von Prof. Dr. Hermann Kobold. II. Kometen, Meteore und das Sternsystem. Mit 15 Figuren und 2 Sternkarten. Aus „Sammlung Göschen". Berlin und Leipzig 1916. G. J. Göschensche Verlagshandlung, G. m. b. H. 128 S.

Die Neuausgabe des in dieser Zeitschrift schon oft besprochenen Büchleins, das als eine Erweiterung des von dem bekannten und berühmten Direktor der Sternwarte in Leipzig A. F. Möbius verfaßten Buches angesehen werden kann, gibt eine gedrängte Übersicht über das Gesamtgebiet der Astronomie. Speziell im vorliegenden Teile werden behandelt die Kometen und Meteore, das Fixsternsystem und im Schlußkapitel wird eine Darstellung der kosmogonischen Theorien gegeben. Daß stets auch die seit Erscheinen der letzten Auflage erzielten neuen Ergebnisse der Wissenschaft berücksichtigt werden, dafür bürgt der Name des Herausgebers Prof. Kobold, der als Redakteur der astronomischen Hauptzeitschrift Deutschlands und Österreichs, der Astronomischen Nachrichten, im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Getriebes steht.

Wien. S. Oppenheim.

Max Voigt, Das Winterplankton unserer Binnengewässer. Eine Anleitung zum Fange und zum Studium des Winterplanktons. Leipzig 1916, Th. G. Fisher & Co. 18 S. mit 73 Abb. und einem Titelbilde. 50 Pf.

Unter dem Sammelnamen „Biologische Arbeit" beabsichtigt der Verlag Th. G. Fisher & Co. in Leipzig eine Reihe von Heften herauszugeben, welche Schülern und Naturfreunden bei leichter Erreichbarkeit der Untersuchungsgegenstände und Verwendung einfachster Hilfs-

mittel als Berater für biologische Arbeiten dienen sollen. Der Zweck dieses Sammelwerkes ist hauptsächlich der, die Schüler in ihren Mußestunden in die Kenntnis der heimischen Pflanzen- und Tierwelt einführen, sie dadurch zu Eigenforschern auf den ihnen zugängigen Gebieten heranzubilden.

Auch im Arbeitsunterrichte können die Hefte der „Biologischen Arbeit" Verwendung finden; sie sollen überhaupt eine Fundgrube für einfache Schulversuche und Fingerzeige bieten, in welcher Weise Anschauungsmaterial leicht beschafft werden könne.

Als erstes ist das in der Aufschrift genannte Heft von Max Voigt (Oschatz) erschienen. Es bespricht zunächst die Netze, welche erforderlich sind, um in Binnengewässern die winzigen Lebewesen zu erbeuten. Mit dem Netze soll zur Winterszeit auch noch ein Bleirohr zum Ausloten der Tiefe des Gewässers und ein handliches Beil zum Durchschlagen des Eises mitgenommen werden. Hierauf wird ein dreieckiges Loch in das Eis geschlagen und gleichmäßig vertieft. Das Netz wird sodann bis an den Rand in das Wasser getaucht. Das gefischte Plankton wird in weithalsigen Sammelgläsern aufbewahrt, die man in wollene Tücher hüllt, welche am Körper erwärmt worden sind. Ebenso ist das Netz in wollenen Tüchern zu verwahren.

Im Winter ist die Plankton-Ausbeute eine sehr verschiedene. Stehende Gewässer der Gebirgsgegenden sind meist arm an Schwebeorganismen, ebenso die Flüsse und Ströme, in welchen auch zur Sommerszeit das Planktonleben gering ist; mehr Erfolg bieten die Seen und Teiche des Flachlandes sowie Seitenarme der Flüsse mit ihrem stehenden Wasser und sogenannte Altwässer.

Die Untersuchung des gefischten Materials läßt schon dem freien Auge bei durchfallendem Lichte mehrere Hüpferlinge (*Cyclops-*, *Diaptomus-*Arten) erkennen, welche im Winterplankton oft sehr stark vertreten sind. Zuweilen gesellen sich dazu Larven der Büschelmücke (*Corethra plumicornis*), weniger häufig einige Wassermilben. Wenn beim Stehen des Glases eine grünliche Masse an die Wasseroberfläche steigt, so hat man in dieser „Wasserblüte" vornehmlich Spaltalgen (darunter am häufigsten die Gitteralgen *Polycystis flos aquae* oder *Clathrocystis aeruginosa*), seltener die Gallertklümpchen von *Coelosphaerium Kuetzingianum* oder Flocken des *Aphanizomenon flos aquae* vor sich.

Entnimmt man dem Glase mit einer Pipette einen Tropfen Flüssigkeit, den man auf einen Objektträger fallen läßt und untersucht man am Mikroskop, so wird man noch eine andere Welt von Tierwesen beobachten, besonders wenn man sehr verdünnte Lösungen von Neutralrot oder von Methylenblau zufließen läßt. Es fallen dann gepanzerte Rädertiere, vornehmlich Arten der Gattung *Notholca*, auf, dann Vertreter der Gattungen *Filinia*, *Keratella*, *Brachionus*. Fast alle erbeuteten Rädertiere sind Weibchen, die sich parthenogenetisch vermehren. Von Infusorien und Flagellaten sind viele Gehäusebauer zu nennen, wie die Arten von *Codonella* und *Tintinnidium*, dann die in Kolonien lebenden *Synura-*, *Uroglena-*, *Eudorina-*, *Pandorina-*, *Dinobryum-*Arten. Ihre Zahl wird beim Übergange zum Frühjahr eine erheblich größere. Zu dieser Zeit machen sich auch die Kieselalgen besonders geltend, namentlich mit Arten der Gattungen *Asterionella*, *Tabellaria*, *Diatoma*, *Melosira*, *Fragilaria*, *Stephanodiscus* usw.

Als Ergebnisse der Untersuchung stellen sich im allgemeinen heraus: Bei mehreren Arten von Planktonorganismen erwacht eine regere Lebenstätigkeit mit dem Sinken der Wassertemperatur und der damit verbundenen Änderung in der Dichte des Wassers. In demselben Zusammenhange wiederum eine Änderung in der Körperform der Organismen. Die geringe Lichtmenge, die im Winter bis in die Tiefe dringt, bedingt ein allmähliches Absterben des pflanzlichen Planktons und damit

Hand in Hand auch eine Verringerung der tierischen Schwebeorganismen. Die Eisbedeckung hemmt noch mehr die Durchleuchtung der Gewässer. Finden wir trotzdem sogar unter dem Eise ein reges Leben, dann ist wohl der Grund dazu in dem stärkeren Gehalt des Wassers an gelösten Nährstoffen zu suchen, die ihm durch Zuflüsse oder durch Zersetzung organischer Substanzen zugeführt werden.

Zur Konservierung von Planktonmaterial muß man dem Wasser wenige Tropfen Formalin zusetzen und die Gefäße vor Licht geschützt aufbewahren.

Dem interessanten Hefte sind zwei kurze Verzeichnisse beigefügt, das eine über die wichtigste Literatur zum Bestimmen von Plankton, das andere über Bezugsquellen von Fanggeräten und sonstigem Untersuchungsmaterial.

Derzeit Graz. R. Solla.

Rudolf Schäfer, Biblische Bilder. 29×36 *cm*. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916. 4 M.

Die soeben in abgetöntem Holzschnitte erschienenen sechs Bilder mit gefälligen Randleisten illustrieren die Bibelstellen Ruth. I, 16f.; Matth. V, 3—10; XXV, 40; Markus X, 14 und Lukas II, 11, XXII, 19, 20. Will man sich über das Gebotene ganz kurz ausdrücken, so kann man sagen, daß die Leistungen sehr zufriedenstellend sind. Die Gestalten, welche uns die biblischen Sprüche verkörpern, sind durchaus volkstümlich. Das Gemach, in welchem wir den Herrn das letzte Abendmahl mit seinen Jüngern feiern sehen, ist eine deutsche Arbeiterstube: niedrig ist die Decke, die Hinterwand schmucklos, nur von einem Fenster und einer Türe durchbrochen; die Stühle sind aus derbem Holz gemacht, aber weißes Linnen deckt den Tisch, an dem die Apostelschar zusammengedrängt sitzt. Nur Judas tritt durch die halbgeöffnete Türe in die dunkle Nacht hinaus. Und auf dem Gesichte des Erlösers spiegelt sich die Todesgewißheit in einem wehmütigen Zuge. In der Lichtwirkung packend ist die Flur der Herberge, in der der „barmherzige Samaritan" den halberschlagenen Mann dem Wirte zur Pflege bringt. Nur die brennende Laterne, welche die Wirtin neugierig in die Höhe hebt, beleuchtet den gewölbten Raum zum Teil, während der Hintergrund in tiefes Dunkel gehüllt bleibt. Wo Christus die Kinder zu sich kommen läßt, befinden wir uns beim Brunnen am Marktplatze einer kleinen deutschen Provinzstadt und deutsche Mütter bringen ihre Liebsten zum Segnen dem Herrn. Und neben dem deutschen Handwerker, der sinnend auf der Steinbank sitzt, ist ein allerliebstes Babi zu sehen, das staunend den Finger in den Mund steckt, wie es Kinderart zu sein pflegt. Wo der Herr von den acht Seligkeiten spricht, sind seine Zuhörer dem Landvolke entnommen, während im Hintergrunde ein Sämann seinen Samen streut und jenseits vom Flusse sich auf einem Hügel eine Burg vom blauen Himmel hebt. Wir finden überall eine zwar einfache, aber sehr eindringliche Charakteristik und eine Innenkunst im besten Sinne des Wortes. In den unteren Schulen dürfte aber das Verständnis für die Sprache fehlen, die die Bilder reden.

Wien. G. Juritsch.

Alois Riehl, Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. 4. Auflage. Berlin und Leipzig 1913, B. G. Teubner. Geh. 3 M., geb. 3 M. 60 Pf.

Schon fünf Jahre nach dem Erscheinen der 3. Auflage ist offenbar wegen der großen Nachfrage nach diesem Werkchen die 4. Auflage

erschienen, und zwar in fast unveränderter Form, da die „Verbesserungen“ in dieser Auflage sich wohl nur auf früher übersehene Druckfehler wie „Pritane“ S. 182 beziehen. Der Wert des Büchleins scheint demnach ein allgemein anerkannter zu sein und mit Recht. Gehört doch diese „Einführung in die Philosophie“ zu den wenigen ihrer Art, welche es verstehen, sowohl durch die äußere Form, indem sie an dem Charakter der freien Rede in Vorträgen festhalten, als auch dadurch, daß sie nicht durch breite Erörterungen subjektiver, auf ein eigenes System gegründeter Meinungen den objektiv gehaltenen Tenor einer philosophisch-historischen Darlegung störend unterbrechen, den Leser, ohne ihn zu ermüden, über die Entwicklung der gegenwärtigen Philosophie aus der Vergangenheit zu unterweisen und ihn so zum „Philosophieren“ anzuregen. Auf den Inhalt einzugehen erscheint deshalb nicht nötig, weil Ref. schon einmal Gelegenheit hatte, in dieser Zeitschrift über das Werkchen zu referieren, so daß er sich begnügen kann, die philosophisch interessierten Leser auf diese Schrift Riehls neuerdings aufmerksam zu machen.

Wien. Gustav Spengler.

Programmschau.

Josef Wagner, Etymologien des Dialektes von Deux-Sèvres. Programm des Gymnasiums in Gablonz a. N., 1915.

Unter dem nicht sehr geschickten Titel „Etymologien des Dialektes von Deux-Sèvres“ gibt Wagner eine Liste der dem Schriftfranzösisch unbekannten Wörter des im modernpoitevinischen Dialekte geschriebenen Volksbuches „*L'Histouère dos Quate Fails Aymein*“ *ed. Francet* zu Niô 1885, das er in seiner Dissertation „Der Dialekt von Deux-Sèvres“ nach der grammatischen Seite behandelt hatte. Da das Volksbuch nicht in phonetischer Schrift, sondern in der französischen Orthographie geschrieben ist, so ist die Schreibung mancher Wörter nicht nur ungenau, sondern für den, der die Mundart nicht kennt, mehrdeutig. Wagner erkannte diesen Mangel und suchte ihm, wo es ging, durch Hinweis auf die entsprechenden Wörter und Formen im *Atlas linguistique de la France* abzuhelfen. Doch war dies nur in manchen Fällen möglich. So vermindert der Mangel, der übrigens nicht dem Verf., sondern seiner Vorlage zur Last fällt, sehr den Wert der Liste. Immerhin ist sie eine nützliche Ergänzung des *Glossaire du patois Poitevin* von Lalanne und des *Glossaire Poitevin* des Abbé Rousseau. Zu den Wörtern seines Textes verweist Wagner, wo es möglich ist, auf die entsprechenden Ausdrücke bei Lalanne oder im altfrz. oder altprov. Wb., beides mit Recht, da das Poitevinische an der Grenze zwischen dem Frz. und dem Prov. steht. Außerdem behandelt Wagner noch die Etymologie der Wörter, die nicht ohneweiters etymologisch klar sind. So weit er hier die vorhandene etymologische Literatur benützt, ist das, was er sagt, ebenso richtig wie seine den tatsächlichen Bestand der Mundart betreffenden Angaben. Nur wo er eigene Etymologien geben will, geht er oft irre. Die folgenden Bemerkungen zu Einzelheiten mögen diesen Vorwurf bestätigen und zugleich noch einiges andere der Erwähnung Werte bringen.

aneut „heute“, s. *Atl. ling.* 72, wo *anüi*, *anö* = altfrz. *anuit* „heute nachts“ im ganzen Westen, Südwesten und anderseits im Lothr. erscheint, vgl. *heint* (= mittelhd. *hint*) „Nacht“, „heute nachts“ in vielen deutschen Mundarten. Es war nicht ohne jede weitere Bemerkung als selbstverständlich die Erklärung als *à nuit*, also *ad noctem*,

anzuführen, vielmehr wenigstens auf Meyer-Lübkes Wb. 5973 hinzuweisen gewesen, wo die andere Herleitung, die aus *hā nocte*, erörtert wird. — *brélères* „Henkel" wird zu prov. *borel* „Henker" unter Berufung auf die etymologische Verwandtschaft von Henkel und Henker gestellt. Dies wäre nur dann möglich, wenn wie im Deutschen ein Verb der Bedeutung „hängen" vorhanden wäre, von dem einerseits eine Benennung der Person, die hängen macht, anderseits eine Bezeichnung des Dinges, an dem etwas hängt, abgeleitet wäre. Nun habe ich in Zeitschr. f. rom. Phil. XXXVI, 584 *borel* auf ein germ. **buril* (nicht *bīdil*, wie Wagner versehentlich angibt) zurückgeführt und dieses als Ableitung vom Stamme des althd. altengl. *berian*, altnord. *berja*, erklärt. Der Henker wäre dann eigentlich kein Henkender, sondern einer, der die Todesstrafe durch Erschlagen vollzieht. Damit ist aber jede Möglichkeit, ein Wort der Bedeutung „Henkel" anzuknüpfen, ausgeschlossen. *Brélères* ist eine Ableitung des altfrz. *bridle*, neufrz. *bride* (aus mittelengl. *brīdel*), das in der Schriftsprache unter anderem den Henkel der Glocke bezeichnet. — *calet* in *à calet* „*à nu*" gehört nicht zu westfrz. *kalé* „zurückweichen", wohl aber zu dem von Wagner noch angeführten und von ihm mit Meyer-Lübke, Wb. 1487, m. E. mit Unrecht, zu *calare* griech. Ursprungs gestellten berrich. *šalé* „Nüsse abschlagen", das vielmehr mit Abtrennung des als *ex* aufgefaßten *é*- aus *ésalé* = schriftfrz. *écaler* „Nüsse ausschälen" entstanden ist; vgl. etwa niedermain. *tšalé* „*enlever l'enveloppe de la noix*" neben *etšalé* id. bei Dottin 111 und 167. Man ersetzte den Begriff des Ausschälens der Nuß durch den des vorhergehenden Abschlagens. Zu dieser auf fränk. *skala* „Schale" beruhenden Sippe gehört nun auch westfrz. *kalé* „Nuß", poitev. *kaló* „Nuß ohne die grüne Schale" und damit ist wohl poitev. *à kalet* zu verbinden. Man beachte etwa noch niedermain. *il et a la kalabr* „er ist halbnackt", Dottin 274. — *chaleingeaie* „*tarder*" ist gewiß mit altfrz. *chalengier* aus *calumniare* identisch und entwickelte seine Bedeutung wohl aus „schikanieren", was schon lat. *calumniari* besagt. — *chompis* „Bastard" ist gewiß Weiterbildung zu *champ*, hat aber mit dem Übergang zu den *i*-Verben nichts zu tun, da es von altfrz. *champier* ebensowenig wie von *champir* abgeleitet ist, sondern direkt von *champ* mit dem wohl von *mixticius* „Mischling" übertragenen -*icius* und wahrscheinlich unter germ. Einfluß. Die germ. Sprachen bildeten gern Benennungen des unehelichen Kindes aus Bezeichnungen des Ortes, an dem es gezeugt wurde: *Bankert*, niederl. *bankaard*; altnord. *hrîsungr* zu *hrîs* „Busch"; *hornungr*, mittelnd. *hornink* zu *horn* „Ecke", wohl auch *Bastard*. — *choppe* „halb faul" ist sicher mit prov. *caumar* „vor Hitze ersticken" nicht verwandt. — *détreviraie* „in entgegengesetztem Sinne drehen" ist nicht *destre* (aus *dexter*) *virer*, sondern *distransvirare*. — *gale* „hübsch" gehört nicht zu prov. *garbier* „anmutig", sondern zu mittelfrz. *gale* „Ergötzlichkeit, Pracht", zu dem *galant* „gefällig" gehört; wegen der Herkunft s. Meyer-Lübke, Wb. 3655, und wegen des Überganges vom Subst. zum Adj. denselben, Rom. Gramm. II, 439f. — *jhardes* „Kleider" gehört nicht zu *jarret*, sondern zu *hardes* „Kleider". Was bedeutet die Schreibung *jh*? — *jaspinaie* „*parler de toutes sortes de choses*" ist gewiß mit *jaser* verwandt, stellt aber dabei, da sonst der zweite Teil des Wortes unerklärt bliebe, eine Kreuzung mit poitev. *gaspillai* „*gaspiller*", das zu *gaspilles* „*ce que le van rejette à terre*" (beide bei Lalanne) gehört, dar; vgl. die Nebenform *jaspillai* neben *jaspinai*. Die Gedanken „Spreu verzetteln" und „überflüssige Bemerkungen fallen lassen" konnten in der Ideenwelt der Bauern in Beziehung gesetzt werden. Wegen der Herkunft von *gaspillai* s. Horning, Zeitschr. f. rom. Phil. XXII, 485. — *néné* „Großmutter" ist nicht analog nach *pépé*, da dann ja **mémé* zu erwarten wäre, ist vielmehr das Schallwort *ninna* (auch *nanna*, *nonna*), s. Tappolet, Die rom. Verwandtschaftsnamen, 69ff. und Meyer-Lübke, Wb. 5817. —

racremai, recremai „rappeler“, das etymologisch nicht erklärt wird, ist wohl *recriminare*. — *rechannai „hennir“* kann nicht auf *hinnire* zurückgehen, gehört vielmehr, worauf die von Lalanne verzeichnete Nebenform *rechegnai* hinweist, zu *réchigner*. Nur stellt es nicht die Form mit *-gn-*, sondern eine zu germ. *kinan* gut stimmende mit einfachem *n* dar, die auch von dem aus dem Frz. entlehnten span. *rechinar* bezeugt wird. — *reçunaie „faire la collation“* ist sicher *recenare* (Meyer-Lübke, Wb. 7108). — *salou* „Grab“ ist mit poitev. *salou* „Gefäß, in dem man das Schweinefleisch aufbewahrt“ gewiß identisch; wegen des für Wagner auffälligen Bedeutungswandels vgl. altfrz. *ves*, altprov. *vas* „Grab“. — *soulas* „Menge“ ist ohne Zweifel *solacium*; auch das altprov. *solatz* hat die Bedeutung *„compagnie, société“*. Sie entwickelte sich aus *„entretien, conversation“*. — *rassé „se fatiguer“*, das etymologisch nicht erklärt wird, hätte wenigstens mit altprov. *cesar „tourmenter, fatiguer“*, wozu Levy allerdings ein Fragezeichen setzt, verglichen werden sollen. Dieses ist m. E. mit dem von Levy in eigene Zeile gesetzten, also nicht für identisch gehaltenen *cesar* = *cersar* identisch. Es ist von der Bedeutung „hin und her treiben, tummeln“ des lat. *cersare* auszugehen. Die Bedeutungsentwicklung hätte es verdient, von Meyer-Lübke im Wb. angeführt zu werden.

Wien. J. Brüch.

Dr. Emil Oswald, Die Welt Shakespeares. 39. Jahresbericht der k. k. Franz-Joseph-Realschule Wien (XX/1). 1913/14. 12 S.

Es ist dem Verf. nicht darum zu tun, „die historische und kritische Forschung um irgend eine geringfügige Einzelheit zu bereichern“, auch die uferlose Shakespeareästhetik will er nicht um einen neuen Essay erweitern. Trotz solcher bescheidener Zurückhaltung wird man diese von einer innigen und liebevollen Versenkung in Shakespeares Zauberwelt zeugenden Worte eines Lehrers an seine Schüler als achtungswerten Beitrag zur Erkenntnis des unsterblichen Stratforders begrüßen. Aus der unmittelbaren Wirkung der unermeßlichen Persönlichkeit heraus sind in begeistert beschwingter Sprache alle dichterischen Vorzüge bleibender Bedeutung, an denen auch der Weltkrieg nichts geändert hat, die wir vielleicht in unserer deutschen Objektivität jetzt gerade voll zu erkennen bestrebt sind, am Vorabend der kriegerischen Ereignisse entwickelt. Eine knappe Charakteristik des vermutlichen Entwicklungsganges der dramatischen Kunst des Dichters soll dem Zwecke dienen, dem hinaustretenden Abiturienten ein Wegweiser bei späterer Lektüre Shakespeares zu sein, und Oswald dürfte sein Ziel bei geistig regen Schülern damit wohl auch erreicht haben. Vielleicht würde man die enge und stets anregende Beziehung des Dichters zum Theater, zur Bühne in künstlerischer wie praktischer Hinsicht im Lebensgange des Genius doch etwas stärker betont wissen wollen, weil der bewußt oder instinktiv Schaffende dadurch einem prächtigen Aufbau seines Kunst- wie seines Lebenswerkes näher kam. Prächtige Vergleiche und Bilder, Betonung der allumfassenden Naturliebe und des noch so echt germanischen Wesens des Engländers zeichnen diese gediegene Schulrede aus.

Graz. A. Eichler.

Dr. A. Konrad, Die Sternenkunde in der Bibel. Programm der Staatsrealschule in Knittelfeld. 1914. 16 S.

In einer so kurz gehaltenen Abhandlung läßt sich selbstverständlich die Sternenkunde der Bibel, d. h. des jüdischen Volkes, nicht erschöpfend bearbeiten. Offenbar ist in des Verf.s Buch „Die Naturkunde

in der Bibel", das uns aber nicht zugänglich ist, die Astronomie, so wie sie uns in der Bibel erkennbar wird, auch in ihrer Abhängigkeit von Babylon beleuchtet. Daß die zwei großen Himmelskörper und das Heer der Sterne den Naturmenschen einen tiefen Eindruck machten, ist zweifellos. Die Vorstellungen gewann man nach dem Augenschein und hielt daran ohne wesentliche Verbesserungen Jahrtausende fest. Die Viehzucht treibenden Nomaden hatten in den klaren Nächten hinlänglich Muße, den regelmäßigen Lauf der Gestirne zu beobachten: Josef, der Sohn Jakobs, hätte nie den Traum von den sich verneigenden Sternen haben können (Genes. XXXVII, 9), wenn er nicht gewohnt gewesen wäre, ein offenes Auge für das Himmelszelt zu haben. Die Sternbewegung am Firmament dachte man sich als Einwirkung des Jahve, weshalb im Buche Josue (X, v. 12—15) leicht ein Zitat aus einem Heldenliede, benannt „Buch der Braven", Aufnahme finden konnte, in welchem das Stillestehen der Sonne und des Mondes bis zur Vernichtung der Emoriter besungen wurde. Übrigens finden wir bei Homer (Ilias II, 411—418; Odyssee XXIII, 241—246) ähnliche Wendungen, was der antiken Auffassung völlig entspricht. Es wäre zu erwarten gewesen, daß der Verf. die im Buche Hiob öfter vorkommenden besonderen Sternnamen in eine innigere Verbindung mit dessen Entstehungszeit zu bringen versucht hätte. Nehmen wir nämlich an, daß Hiob zur Zeit des Königs Hiskias (727—698) verfaßt wurde, so wäre es nicht unbegründet, babylonischen Einfluß zu vermuten. Es wird bekannt sein, daß die Monatsnamen von Seite der Juden während der babylonischen Gefangenschaft entlehnt wurden, wie denn beiderseits die siebentägige Woche, die sich übrigens auch in Griechenland und Italien findet, auf einen gemeinsamen Ursprung hinweist. Erst durch den Zusammenbruch des babylonischen Reiches wurde die Quelle für Israel verstopft. Während man dort imstande gewesen war zu berechnen, daß sich die Finsternisse nach 6585 Tagen und 8 Stunden wiederholen, und die Theorien vom Tierkreise entwickelte, blieben hier die astronomischen Vorstellungen durch Jahrhunderte auf derselben Stufe. Da sich Christus den Anschauungen seiner Zeitgenossen anbequemte, um überhaupt verstanden zu werden, so können wir aus den übrigens wenigen Stellen der Evangelien auf den Stand der astronomischen Kenntnisse der damaligen Zeit schließen. Es sind genau dieselben Vorstellungen, wie sie zur Zeit der Propheten Hesaias, Hezechiel und Ioel verbreitet waren. Ebenso ist begreiflich, daß der Glaube der alten Welt, die Geburt oder Thronbesteigung großer Könige kündige sich durch Erscheinen von Sternen an, sich auch in der Bibel vorfindet. Der Ausspruch Bileams, des Sohnes Be'or: „Hervorgetreten ist ein Stern aus Jakob" (Num. XXIV, 17) fand seine Erfüllung im Berichte des Evangelisten Matthäus (Cap. II), einer Bemerkung in der Apokalypse (C. XXII, v. 16) und im zweiten Briefe des hl. Petrus (C. I, v. 19). Auffallend ist, daß der hl. Paulus in seinen zahlreichen Briefen nur ganz vereinzelt von Sonne und Sternen spricht (I. Korinth. XV, 41), in der „Geheimen Offenbarung" des hl. Johannes die Sonne und die Sternenerscheinungen aber eine hervorragende Rolle spielen. Vielleicht ist es nicht zufällig. Wir wissen, daß sich einer der Führer beim großen jüdischen Aufstande unter Kaiser Hadrian Bar-Kochba nannte. Schon der Rabbi Aqiba führte den Namen auf die Verheißung Bileams zurück, von der wir vorhin sprachen. Es lag offenbar nicht im Plane des Verf.s, die astronomischen Vorstellungen der Juden mit der Entwicklung ihrer Religion in näheren Zusammenhang zu bringen; seine Kenntnisse sind aber darnach angetan, etwa in einem größeren Aufsatz die Verwertung der astronomischen Beobachtungen in religiöser Beziehung mit Zugrundelegung eines geschichtlichen Aufbaues allseitig durchzuführen.

Wien. G. Juritsch.

Eingesendet.

Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. (E. V.) „Historisch-pädagogische Handschriftensammlung".

Die „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" ist neuerdings auch bemüht, nicht nur durch quellenmäßige Veröffentlichungen und durch Sammlung von Schulbüchertiteln und Handschriftennachweisen der wissenschaftlichen Arbeit dienstbar zu werden, sie will ihr vielmehr auch wichtiges Arbeitsmaterial in der ursprünglichsten Form vorlegen können und hat in solcher Absicht nunmehr den Grundstock zu einer „Historisch-pädagogischen Handschriftensammlung" gelegt, die in ihren neuen Arbeitsräumen, Berlin-Schöneberg, Grunewaldstraße 6—7, sicher bewahrt wird. Fräulein Mary J. Lýschinska in Wolfenbüttel hat die ehedem dem Reichstagsabgeordneten Karl Schrader und seit seinem Tode ihr gehörigen, bisher im Berliner Pestalozzi-Fröbel-Hause bewahrten wichtigen Teile des handschriftlichen Nachlasses Friedrich Fröbels der Gesellschaft als Eigentum überwiesen. Eine Fülle von Manuskripten und Briefen Fröbels und seiner Mitarbeiter ist dadurch in den Besitz der Gesellschaft gelangt. Ferner hat Frau Helma Fink, geb. Münch in Elberfeld den ganzen in ihrem Besitz befindlichen handschriftlichen Nachlaß Wilhelm Münchs, ihres Onkels, der Gesellschaft zum Geschenk gemacht: außer der Korrespondenz besonders die Kollegienhefte sowie Manuskripte pädagogischer und didaktischer Gutachten und wissenschaftlicher und künstlerischer Veröffentlichungen in großer Fülle.

Die Gesellschaft richtet nunmehr an alle Freunde der historisch-pädagogischen Forschung die *dringende Bitte*, die neu geschaffene Sammlung durch gütige Gaben zu vermehren. Nicht nur ganze Nachlässe, sondern auch einzelne Stücke sind willkommen, und zwar auch dann, wenn die Verfasser nicht Träger so berühmter Namen sind; auch Akten zur Geschichte des Unterrichtswesens und einzelner Anstalten u. a. werden mit größtem Dank entgegengenommen. Was in der Vereinzelung bewahrt vielleicht beinahe wertlos erscheint, kann im Rahmen der neuen „Historisch-pädagogischen Handschriftensammlung" irgendwie einmal der Forschung noch bedeutsame Dienste leisten. Alle Zuschriften wolle man richten an die „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte", Berlin-Schöneberg, Grunewaldstraße 6—7.

Preisausschreibung.

Das Volksbildungshaus Wiener Urania stellt als Preisaufgabe die Behandlung des Gegenstandes: *Probleme und Gestaltungen der Volksbildung.* Ausgehend von einer wissenschaftlichen Klarstellung und Abgrenzung des Begriffes der Volksbildung sollen die Probleme der modernen Volksbildungsbewegung behandelt, die Fragen der Organisation und der Entwicklungsmöglichkeiten der freien Volksbildungseinrichtungen sowie deren Verhältnis zum Unterrichtswesen kritisch untersucht und in Absicht auf praktische Ergebnisse eingehend dargestellt werden. Die Bezugnahme auf österreichische Verhältnisse und auf das österreichische Verwaltungsrecht wäre erwünscht. Arbeiten von vorwiegend historischem oder statistischem Charakter kommen nicht in Betracht. Beispielsweise sei auf einige der vielen Probleme hingewiesen: V(olksbildung) und Volkserziehung; V. und Wissenschaft; Verhältnis der V. zu Familie, Schule, Heimat, Staat, Religion und Kunst; V. als akademischer Lehrgegenstand; Methodik und Didaktik des volkstümlichen

Vortragswesens (Rücksicht auf Bildungsgrad und Bedürfnis der Hörerschaft); Vortrag und Buch; V., Volksunterhaltung und Volksgeselligkeit; volkstümlich und populär; V. und Kino; die V. und die Heranziehung der weiblichen Jugend zum Hausfrauenberufe usw. Die Arbeit soll den Umfang von zehn Druckbogen nicht übersteigen. Hervorragende Arbeiten können auch bei größerem Umfange preisgekrönt werden.

Für die besten Arbeiten werden vier Preise ausgeschrieben, und zwar: 1. Preis: 2000 K, 2. Preis: 1000 K, ferner zwei Preise zu je 250 K. Das Preisgericht kann einer besonders hervorragenden Arbeit auch mehrere der ausgeschriebenen Preise zusprechen. Mangels würdiger Arbeiten kann das Preisgericht beschließen, einzelne oder auch alle Preise nicht zu verleihen und einer neuen Preisausschreibung vorzubehalten. Die Arbeiten müssen mit Schreibmaschine geschrieben werden (jedes Blatt nur auf einer Seite) und bis längstens 31. Mai 1918 bei dem Volksbildungshause Wiener Urania, Wien I., Uraniastraße 1, einlangen. Die Arbeiten sind mit einem Kennworte zu versehen, das außerdem auf einem verschlossenen Briefumschlage anzubringen ist, der die genaue Adresse des Verfassers enthält. Der Zeitpunkt der Preiszuerkennung wird längstens bis zum 30. Juni 1918 öffentlich bekanntgegeben werden. Das Volksbildungshaus Wiener Urania kann binnen vier Wochen nach der Entscheidung des Preisgerichtes das Verlagsrecht an den preisgekrönten Arbeiten zum Zwecke der Veröffentlichung im eigenen Verlage in Anspruch nehmen.

Das Preisrichterkollegium steht unter dem Ehrenvorsitze des Protektors des Volksbildungshauses Wiener Urania Sr. k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Max.

Berichtigung.

Eine unliebsame Blattversetzung des Manuskriptes hat eine Verwirrung in dem Texte des II. Teiles des Referates G. Spenglers „Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit von A. v. Meinong" veranlaßt. Es soll nämlich auf S. 195 die S. 197 von Z. 11 oben bis S. 198 (Ende des 1. Absatzes), dann auf die Seiten 196 und 197 (bis Z. 11) der übrige Teil der S. 198 folgen.

Außerdem ist auf S. 87, Z. 11 v. o. an Stelle des Wortes „objektiven" das Wort „subjektiven", auf S. 195, Z. 17, 20 und 22 statt „Seinaktion" das Wort „Seiunktion" einzusetzen.

Von der Schriftleitung am 14. November 1917 erledigt.

Zeitschrift

für die

österreichischen Gymnasien.

Verantwortliche Schriftleiter:

E. Hauler, L. Radermacher, H. Schenkl.

Achtundsechzigster Jahrgang 1917.
Siebentes und achtes Heft.

Erscheint zwölfmal jährlich.

WIEN, 1917.
ALFRED HÖLDER,
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Buchhändler der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Beiträge zur Zeitschrift bittet man an Prof. Dr. E. Hauler (IX., Währinger Gürtel 88), an Prof. Dr. L. Radermacher (XVIII., Hermann Pachergasse 7) oder an Prof. Dr. H. Schenkl (I. Universität, philologisches Seminar) zu senden.

Die Schriftleitung.

Bezugspreis für ein Jahr K 24·—.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zu Theodor Mundts „Freihafen".

Eine Studie.

(Fortsetzung und Schluß.)

Bei diesem Ausgleichsversuch zwischen jungdeutschem und romantischem Denken haben Schellings Schriften aus der Frühzeit eine nicht geringe Rolle gespielt. Da in der ursprünglichen Parallelisierung von Natur und Geist die Wirklichkeit mehr zu ihrem Rechte zu kommen schien als in der Hegelschen Begriffsableitung, bot die Lehre Schellings zahlreichere Anregungen, zumal an die Identitätsphilosophie die Überwindung des Dualismus angeknüpft werden konnte[1]). Aber nicht nur die Unterschiede in der Weltanschauung waren maßgebend, sondern auch, und wie es scheint geschichtlich zuerst, die aus ihr abgeleitete Ästhetik der beiden Philosophen, welche Mundt von Hegel abzog und zu Schelling wies. — Das zweite Kapitel des Mundtschen Aufsatzes „Gegensätze und Widersprüche der deutschen Nationalbildung" („Freihafen" 1841 I. 97 ff.) beschäftigt sich mit dem philosophischen und ästhetischen Bildungsstand; es stellt einen Versuch zu einer Geschichte der Ästhetik im kleinen dar. Über Wolffs und Baumgartens Vollkommenheitsprinzip, die nur um der Vollständigkeit des Systems willen zur Kunstlehre gelangten und das Schöne als niederes Seelenvermögen begriffen, hinweggleitend, hat Mundt an Kant auszusetzen, daß dieser das Schöne vom Standpunkte seiner Philosophie nicht begründen, sondern nur als möglich zulassen wollte; erst die Kritik der Urteilskraft suche ein Prinzip dafür. Kant gelange zu einer höchst formalen,

[1]) Man hüte sich aber zu glauben, daß Mundt etwa auf Grund starken Naturgefühls zu einer Entscheidung gedrängt wird, der Sinn für Wirklichkeit (im weitesten Umfange) ist maßgebend; in der „Madonna" (1835, Posthornsinfonie) gelten der Mensch und seine Verhältnisse alles, Natur und Landschaft ist für die Bildung nebensächlich, beinahe wertlos.

ja beleidigenden Begründung der Idee der Schönheit, in der übrigens das Kunstschöne mit dem Naturschönen zusammenfalle. Herders „Kalligone“ als Gegenschrift wird von Mundt beinahe gelobt und nach einem gnädigen Wort über Schiller hat er an Fichte zu tadeln, daß er den selbständigen Begriff des Schönen hinweggetilgt habe zu gunsten des Sittlichen. Die Unterordnung des ersteren unter das letztere verkünde zwar auch Plato in Form einer Anleitung zur Tugend, aber bei diesem habe es noch immer einen freieren Sinn auf Grund der „Mitabstammung des Schönen mit dem Guten und Wahren aus den Urideen“. Dagegen erscheint Schellings Philosophie als die erste, welche Kunst und Schönheit in der Ewigkeit und Unendlichkeit ihrer Idee anerkannt und nicht bloß auf die niederen Seelenvermögen im Menschen hinabgezogen habe. Eine kurze Darstellung der Grundzüge der Ästhetik, wie sie Schelling in seinem System des transzendentalen Idealismus gegeben, wobei nicht zu übersehen ist, daß Mundt jene in seine „Ästhetik“ (1845) übernommen hat, beschließt den anerkennenden Teil der Besprechung; denn auch hier hat er noch einen Tadel übrig, der freilich nicht Schelling allein treffen kann und hier wenig angebracht war: Unmöglichkeit und innere Fruchtlosigkeit einer Ästhetik *a priori*. Aber mit diesen „negativen Bemerkungen“ findet er, nach einem raschen Blick auf Solger, den er aber, wie ich an anderer Stelle nachzuweisen vorhabe, für seine „Ästhetik“ genauer durcharbeitete, den Weg zu Hegel, dessen geringe Einsicht in das Wesen der Kunst sich dadurch charakterisiere, daß diese als die Idee in ihrer Unmittelbarkeit, folglich als etwas mit dem bloßen Natürlichen Zusammenhängendes auftrete. Nicht der absolute Geist erscheine durch die Kunst im Bewußtsein, das Schöne sei nach Hegel vielmehr die unmittelbare Einheit der Natur und des Geistes. Da aber seine Lehre nichts im Leben unvermittelt dastehen lasse, sondern jegliches zu vermitteln, d. h. in den Begriff zu fassen strebe, so könnte diese Hegelsche Kunst höchstens in Logik aufgehen, und insofern Hegel auf die Vermittelung durch den Begriff verzichte, bleibe die Kunst nur ein Anhängsel an das System und Hegels Ästhetik bedeute einen Rückschritt zu Wolff. Aber diese Kunstlehre ermangle auch der Achtung vor der schaffenden Persönlichkeit, bezeichne sie doch das Subjektive im Kunstwerk nur als diejenige schlechte Besonderheit, durch deren Beimischung der Gehalt des innewohnenden Geistes sich beflecke. Bevor aber auf den positiven Teil dieses Aufsatzes eingegangen werde — Forderung einer auf Wirklichkeit gegründeten Kunstlehre und Sicherung der künstlerischen Individualität läßt sich schon hier feststellen — dürfte ein kurzer Rückblick auf Mundts frühere Äußerungen von Vorteil sein. Im „Freihafen“ 1840 IV. 191 gedenkt Mundt jener Zeit, in der die Jugendkraft gegen die Fesselung des Schönen und der Kunst an das Begriffs- und Gedankenmäßige zu

gunsten der poetischen Individualität aufstand und zugleich die Mahnungen des Nationalen und Volkstümlichen erstarken hörte; er zitiert hier seine Humoreske „Kampf eines Hegelianers mit den Grazien“, in welcher der Professor des Fürsichseins von der poetischen Individualität geneckt werde[1]). Im „Zodiacus“[2]) bemerkt er, daß er schon im Jahre 1829 in mehreren Aufsätzen das freie Leben der Persönlichkeit, besonders aber die Rechte der Kunst gegen den alles Individuelle verzehrenden Begriff der Hegelschen Philosophie geltend zu machen versucht habe, und zwar als „der erste unter der jungen Literatur“[3]). Jene philosophische Humoreske enthält im Kerne eine Polemik gegen Hegels Auffassung der Natur, als eines unaufgelösten Widerspruches, deren Sein ihrem Begriffe nicht entspricht, und gegen seine Kunstlehre. Der Hegelianer Fürsich „kann und darf“ die Grazien in ihrer Unmittelbarkeit sich gegenüber nicht verharren lassen, sondern er „will und muß“ sie sich durch die Notwendigkeit des Denkens zu eigen machen. Er bittet sie, sich dem Begriffe nicht länger zu entziehen, nur die unvernünftige Natur täte dies. Die Grazien vermögen freilich den Wunsch des Fürsich nicht zu erfüllen und Mundt deklamiert ihm Strophen aus Klopstocks „Züricher See“ vor als ausdrucksstarkes Beispiel dichterischer Naturerfassung. Wie in dem oben angezogenen Abriß der Ästhetik, folgt auch hier der Angriff auf Hegels Kunstlehre, dem sich Fürsich durch seine Behauptung bloßgibt, die Zeit des Individuellen sei vorüber und der Menschengeist werde sich immer mehr in sein Allgemeines auflösen; nur Phantasten hielten das Individuelle für den eigentlichen Reiz an Leben und Kunst, nicht das Individuelle, sondern das Absolute sei Tendenz aller Bildung. Wie früher Natur und Begriff, so werden hier Kunst und Begriff gegeneinander gespielt, wenn Fürsich die Grazien neuerdings in unfreiwilliger Ironie auffordert, zugrunde zu gehen, d. h. auf den Grund ihres Begriffes sich zurückführen zu lassen, wobei er nicht unterläßt, sich wiederum auf Hegels Mißachtung der Empfindung (nach der heutigen psychologischen Terminologie = Gefühl) und auf dessen Wertschätzung des Denkens zu berufen. Man wird aus dieser mehr humorvollen als geistreichen Satire die positive Kritik durchleuchten sehen, der „Freihafen“-Aufsatz 1841 I. bietet sie erweitert und klarer: Die Bedingungen eines Kunstschaffens und somit auch der Kunstlehre sind nicht philosophisch *a priori*, sondern historisch nachzuweisen, nicht

[1]) Geschrieben Sommer 1831, zuerst erschienen in den „Blättern f. literar. Unterh.“ 1832, Nr. 61—64. Zweiter Druck „Kritische Wälder“ 1833 S. 33 ff. Sie erhielt Menzels Beifall im Lit. Bl. 1833, Nr. 124.

[2]) II. 217.

[3]) Diese Aufsätze konnte ich zur Zeit nicht auftreiben; sie sind wohl im Berliner Konversationsblatt, für welches M. von 1827 an schrieb, und im „Freimütigen“ (ab 1829) zu suchen.

aus einem System, sondern aus der Individualität des Künstlers, aus der Weltanschauung einer Zeit, aus der Nationalität eines Volkes, die Kunstlehre ist also nichts Sekundäres an einer Philosophie, sondern eine originale und selbständige Disziplin. Man wird hier den historisch-genetischen Gesichtspunkt Herders durch die Romantik hindurch als wirksam erkennen. Aber Mundt versucht noch eine gedrängte Ableitung des Schönen zu geben: das Schöne ist die Gestaltung, die Philosophie der Begriff der Dinge, das Schöne ist die Harmonie äußerer und innerer Notwendigkeit eines Gegenstandes in der Einheit des Bildes ausgedrückt und diese Einheit des frei Gebildeten mit dem notwendig Gegebenen ist die Vollendung der Erscheinung, die Gestalt. Die Gestalt hat den Begriff, das Bild hat den Geist in sich, aber nicht als Begriff, sondern aufgegangen und verklärt in der Gestalt. Die Philosophie, die nur auf den Begriff geht, muß daher die Gestalt zersetzen und zertrümmern, um zu ihm zu gelangen. Das Schöne aber, das den Begriff immer gestalten will, zerstört den Begriff nicht, sondern erhält ihn in der Harmonie des Bildes, zu der sie ihn ausprägt. Das Ästhetische ist somit immer etwas Zusammengesetztes, weil es die Einheit von Begriff und Bild ist; das Philosophische ist etwas Auflösendes, weil es zu dem Begriff durch Zerstörung der Gestalt gelangt. Das Philosophische ist das Warum, das Ästhetische ist das Wie des Lebens. — Diese Darlegung leidet vor allem daran, daß Mundt völlig zu sagen vergißt, was er unter Bild verstehe. Hier hilft uns allein seine „Madonna", in der er drei Abschnitte (2. Aufl., S. 406 f.) mit dem Refrain beschließt: Ich kämpfe für die Wiedereinsetzung des Bildes![1]) Aber auch hier gibt es reichlich Verwirrung und Gutzkow hatte nicht so sehr Unrecht, wenn er ihm Anarchie des Denkens vorwarf[2]). Die klärendsten Belege aus der „Madonna" (394 f.) sind: „Licht gibt es nicht ohne Finsternis, und Finsternis nicht ohne Licht, ohne beide aber keine Farbe und kein Bild. Ich bin ein Bild der Welt und zwei Verschiedenheiten sind in mir, sonst wäre ich kein Bild. . . . Der Geist ist nicht ohne den Körper und der Körper nicht ohne den Geist, sondern beide ineinander sind das Bild, als das ich erscheine . . . . darum bin ich gesund . . . ., weil ich ein Bild bin, und ich würde krank sein . . . ., wenn ich auseinanderfiele in Geist und Leib, in

---

[1]) Ansätze zu einer Erklärung des Verhältnisses von Bild und Begriff finden sich bereits in den „Lebenswirren" (2. unveränd. Aufl. S. 144 ff.).

[2]) Die Aufhellung des Quellenverhältnisses im einzelnen würde den Rahmen dieser Abhandlung sprengen; sie muß auf eine größere Arbeit verspart werden. Aber hier schon wird sich zeigen, daß Mundt die metaphysische Bedeutung der Begriffsbestimmungen (sowohl bei Schelling wie bei Hegel) verloren hat und sich mit ihrer Gültigkeit für die Erscheinungswelt begnügt; nur selten leuchtet jene durch, daher auch die Unklarheit.

Diesseits und Jenseits.“ Bild ist also Einheit. Schelling wird dies sofort erläutern, wo er die absolute Einheit des Endlichen und Unendlichen (= das Allgemeine) an der bestimmten Einheit (= das Besondere, welches nach Aphorismen zur Einleitung in die Naturphilosophie § 111 f. unter der Relation steht) demonstriert. Das Besondere schlechthin würde in der Allgemeinheit vernichtet werden, dagegen wird es insofern selbst im Absoluten dargestellt, als es selbst das ganze Absolute in sich ausgedrückt enthält, von dem Absoluten, als Allgemeinen, nur ideell, nämlich als Gegenbild vom Vorbild, unterschieden, an sich aber oder reell[1]) ihm ganz gleich ist. In dieser Gleichheit oder gleichen Absolutheit der beiden Einheiten (also des Allgemeinen und des Besonderen) ruht . . . . das innerste Geheimnis der Schöpfung oder der göttlichen Ineinsbildung (Ein - Bildung) des Vorbildlichen und Gegenbildlichen, in welcher jedes wahre Wesen seine Wurzel hat. Mundts Bild ist also gleich Schellings Ineinsbildung; diesen Terminus hat Mundt geradezu totgeritten[2]), so in seiner „Ästhetik“ (1845) und hier (S. 143) heißt es auch: Bild ist diejenige Form, welche das Wesen selbst ist, das wahre Wesen des Gedankens selbst[3]). — Bliebe noch Mundts „Die Gestalt hat den Begriff“ zu erklären; bei Schelling (a. a. O.) steht zu lesen: Das ganze Universum ist — nach obiger Denkweise — im Absoluten als Pflanze, als Tier, als Mensch, aber weil in jedem das Ganze ist, so ist es nicht als Pflanze, nicht als Tier, nicht als Mensch oder als die besondere Einheit, sondern als absolute Einheit darin; erst in der Erscheinung, wo es aufhört, das Ganze zu sein, die Form etwas für sich sein will und aus der Indifferenz mit dem Wesen tritt, wird jedes das Besondere und die bestimmte Einheit . . . . was wir Pflanze nennen, ist (nicht das Wesen, die Substanz, sondern) bloß Begriff, bloß ideelle Bestimmung und alle Formen erlangen Realität (transzendentale!) nur, insofern sie das göttliche Bild der Einheit empfangen. Mundts Gestalt ist also nichts weiter als sinnliche Form eines Gegen-

---

[1]) Hier ist ausdrücklich zu erinnern, daß reell für Schelling an dieser Stelle beileibe nicht als sinnliche Welt gefaßt werden darf, sondern die wahre Realität ist die transzendentale!

[2]) „Ineinsbildung“ findet sich auch im „Freihafen“, aber in welcher Veräußerlichung! „Hamburg . . . . fehlt die harmonische Ineinsbildung, organisches Ineinanderfassen der Äußerlichkeit und Innerlichkeit . . . .“ 1839 III. 240 Hanseatische Briefe von Alex. Soltwedel - Friedrich Saß, nicht Alexander Saß, wie Holzmann-Boh. Pseudon.-Lex. druckt. S. Neuer Nekrolog 1851 II. 1273. — Ein Anonymus beschreibt ib. 1841 III. 217 („In Böhmen. Aus dem Reisetagebuche eines politischen Tölpels“) einen Hochzeitstanz: „Braut und Bräutigam nippen den hinanstrebenden Nervenäther ihrer seligsten Ineinsbildung“ (!).

[3]) Hier ist noch an Schellings Identität von Denken und Sein (= Wesen) im Absoluten zu denken. — Die angezogene Stelle findet sich Schelling S. W. I. 393 f. (Fernere Darstellungen aus dem System der Philosophie. 1802).

standes, losgelöst von aller Beziehung auf die transzendentale Einheit, die sinnliche Erscheinung in ihrer Vereinzelung, also weniger als das Bild, welches Einheit von Unendlichem und Endlichem ist, also schon ein Abstraktum, ein Begriff, unter dem wir es zu fassen gewohnt sind. Mundts ästhetische Skizze klärt sich also folgendermaßen auf: die Gestalt als sinnliche Erscheinungsform schlechthin enthält nur unseren Begriff von einem Gegenstande; dieser aber, in seiner Beziehung zum Absoluten betrachtet, ist mehr: Einheit von Unendlichem und Endlichem (Licht — Finsternis, Jenseits — Diesseits usw.), er enthält den (absoluten) Geist, ist (dessen) Bild. Der Gegenstand als Gestalt schlechthin ist noch lange kein Kunstwerk; denn die hat nur den Begriff, er wird es aber, wenn er jene absolute Einheit = Bild aufnimmt! Dann besitzt er sowohl die Einheit des Unendlichen und Endlichen als auch die Gestalt (da es ohne sinnliche Form keine Kunst gibt), ist also selbst wieder eine Einheit, die von Bild und Begriff, die Kunstgestalt in der Vollendung [1]).

Mundt knüpft in oberflächlicher Weise — denn er mischt hier noch Hegels Begriff, aber in dessen logischem Stadium ein — an Schellings, wie schon K. Fischer erkannte, schwierigstes Problem von der transzendentalen Realität des Absoluten und deren Widerschein im Bedingten (Besonderen) an. Aber die Wichtigkeit der Einheit des Unendlichen und Endlichen im Absoluten hat er wenigstens erkannt. „Madonna“ (S. 407) bemerkt er, er meine das Bild, nicht die von der Idee abgetrennten Bilder, das Bunte der Einzelheit. Das stimmt genau mit Schellings Aphorismus (a. a. O. 111 f., 118): Was bloß auf Relation beruht, ist bloßes *Ens imaginarium*, leeres Geschöpf ohne innere Einheit (weil ohne Beziehung aufs Absolute), ein Scheinbild (*simulacrum*), kein *Unum per se*, sondern ein bloßes *Unum per accidens*. Plato habe mit dem Begriffe der Materie als des μὴ ὄν, außer der *idea*, nichts anderes gemeint. — Der Terminus Bild wurde nicht von Mundt zuerst aufgegriffen. Bereits A. W. Schlegel bediente sich seiner in der Kunstlehre der Berliner Vorlesungen (ed. Minor I. S. 90 ff.). Dadurch aber, daß er Schellings Definition „das Unendliche endlich dargestellt“ in eine symbolische Darstellung des Unendlichen variierte, wurde Bild bei ihm gleich Symbol. Im „Freihafen“ spricht Mundt zwar nicht vom Verhältnis des Symbols zum Bilde, in seiner Ästhetik von 1845 bezeichnet er aber jenes ausdrücklich und antiromantisch, aber Hegel folgend, als Vorstufe zu diesem. An nächster Stelle tritt der Landshuter Professor Friedr. Ast mit seinem 1805 erschienenen „System der Kunstlehre“, welchen Ed. v. Hartmann

[1]) S. Lublinski setzt Mundts „Bild“ gleich Liebe, eine Erklärung, die innerhalb des kläglichen Geschwätzes über „Das junge Deutschland und Hegel“ (Voss. Ztg. Beil. Nr. 18, 1901) weiter nicht verwundert.

(Die deutsche Ästhetik seit Kant S. 44) als den einflußreichsten unter den unmittelbaren Schellingianern bezeichnet. Ast verwertet den Bildbegriff im spekulativen Teil seines Systems ungemein häufig; es genüge hier, auf den § 31 aufmerksam zu machen, in dem es heißt: Schönheit ist . . . . die sinnbildliche Erscheinung des Absoluten, unendlich in sich, wie das Absolute, aber endlich und menschlich in der Form, als der Gestalt und Begrenztheit oder Bestimmtheit des erscheinenden Absoluten. Das Kunstwerk stellt sonach als ein Gleichnis des Absoluten ein Bild des Universums dar. Neben Ast kann Solger als Zwischenstufe sich eingebaut haben (Erwin 1815 I. 125 ff.): Das Muster (= Schellings Vorbild) oder die Idee drücke sich selbsttätig im Bilde (= Schönen) aus, welches Bild aber von Abbild, welches das Wesen des Musters nicht aufnehme, scharf zu scheiden sei. Schleiermacher gebrauchte, sich an Schelling anlehnend, den Begriff immer in der Verbindung Bild des Ganzen, Bild des Universums (Brouillon 1805/06 Wke. ed. Dorn.-Braun-Bauer II. 183, 211) und sehr klar drückt er sich (Einl. Ethik 1816 ibid. S. 529) aus: Ein Wissen, welches Gegensätze in sich gebunden enthält, ist insofern das Bild des über alle Gegensätze gestellten höchsten Wesens, und so auch das Sein des Seins; an anderer Stelle (S. 434): Das Zugleich von Kraft und Erscheinung als Kraft, oder auf allgemeine Weise gesetzt, ist das Wesen; dasselbe als Besonderes gesetzt, ist das Dasein. Das reinste Bild des höchsten Seins in Beziehung auf diese Verschiedenheit ist der Organismus. Auch die von allen Jungdeutschen verehrte Rahel schrieb: „Weißt du, warum wir hoffen? Wir können nicht ohne Bild leben. Ohne Hoffen haben wir kein Bild in der Seele; da ist nichts“ (1834 III. 45); das Element (Meer des Daseins) führt unser Lebensschiff, aber es enthält für uns keine Bilder, „und bildergierig, bilderschaffend, nachbildend sind wir gemacht“ (III. 61). Der wahre Glaube finde kein Bild; „wo Bilder sind, schuf Gott unsere Welt; die für uns“ (III. 81). Man habe Gott unbegriffen zu vertrauen, unvorstellbar Gutes von ihm zu erwarten, Gottesfurcht und Gottesliebe bestehe in auf Wahrhaftigkeit Dringen, Religion Verbreiten. „Aber Bildervorstellungen dahingestellt sein lassen“ (III. 171)[1]. Die ersteren Aphorismen scheinen Bild mit Beziehung auf das Unendliche (Wesentliche) zu fassen, im letzten scheint Rahel Schellings *simulacra* (Scheinbildern) nahezukommen, die Mundt mit dem Plural „Bilder“ in der „Madonna“ übersetzte. Ihre Formulierung entbehrt jedoch zureichender Klarheit.

Jene offenbare Wendung zu Schelling hat Mundt unter den Jungdeutschen allein vollzogen; sie ist aus der Reaktion gegen Hegel zu begreifen. Mit diesem setzt sich Mundt im „Freihafen“

[1] Diese Aussprüche Rahels aus den Jahren 1822 und 1821.

weiter allerdings nicht auseinander, wohl aber einige seiner Mitarbeiter. Er selbst hatte schon in früheren Schriften mit Hegel abgeschlossen oder glaubte wenigstens, ihn überwunden zu haben. Bereits in den „Lebenswirren“ (1834 S. 214 ff.) hielt er Hegel eine Leichenrede, die zum Hauptthema die Abwehr gegen die Gottvollendung des Gedankens hat, nach welcher nichts mehr zu erwarten sei als die unterschiedslose Ewigkeit. Der Jungdeutsche ruft dagegen dreimal das Wort „Zeit!“ aus, ruft nach frischem Strom neuer Tage und endigt mit dem die Refraintechnik der „Madonna“ (Wiedereinsetzung des Bildes!) vorbereitenden: „Ich komme nie zu einem System!“ In der „Madonna“ wird dieser Gedanke des öfteren wiederholt: Die Weltanschauung, die in dem sich selbst bewegenden Diesseits das Ziel ihrer fertigen Systementwicklung erhält, ist ihm zu eng: „Dies Diesseits mag ich nicht . . . .“ Das Jenseitige in Hegels System habe ein diesseitiges Reich gegründet und die Bewegung des Geistes darin geschlossen, während doch Gott selbst, als er in die Welt sich tauchte, die fortdauernde Weltwerdung seiner selbst in alle Zukunft hinein frei ließ. Mundt fürchtet einen Schlußpunkt der Geschichte, ein stabil gewordenes, ein legitimes Reich des Gedankens, das keine Zukunft hat. Man sieht auch hier, daß Mundts Polemik, wie sein Anschluß an Schelling, die philosophische Lehre nicht an der Wurzel faßt: erst dort, wo durch die Bewegung des (metaphysischen) Begriffes, d. h. durch die begriffliche Funktion, die einzelnen Begriffe gesetzt werden, die zugleich Realitäten sind, erst in dem Prozeßstadium, in dem die Realitäten sich in der Bewegung und durch sie erhalten, die Bewegung die Realitäten fortsetzt, greift Mundt an. Statt des Fertigwerdens durch die Bewegung bei Hegel tritt die unendliche Evolution in der Fortbewegung. — Laube hat sich mit Hegel kritisch nicht ernsthaft beschäftigt, Wienbarg [1]) befehdete gelegentlich die übrigens oft recht mißverstandene Lehre „Alles, was ist, ist vernünftig“, Heine witzelte mehr über sie, als er über sie dachte, sein Aufsatz „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ schließt mit den Schellingianern; aber Gutzkow würgte schon, wie er in seinem „Kastanienwäldchen“ (III. ed. Houb. XII. S. 43) gesteht, an dem obersten Satz, daß Denken gleich Sein sei. In den „Narrenbriefen“ (1832 S. 155) meinte er, daß Hegel die Doktrin des preußischen Liberalismus mit Überzeugung in seiner Art *a priori* konstruierte, während der Organismus des Landes und die Regierung noch immer Fichtisch seien. Auch ihm handelt es sich also frühzeitig mehr um die praktische Wirkung des Systems als um dieses selbst, und ganz besonders um die Nachfolge Hegels. Er fürchtet (Beiträge

[1]) In den „Tierkreiswanderungen“ 1835 sagt er von einer Disputation mit einem Freunde: „Er hielt auf Hegel, ich auf Herbart . . .“

zur Geschichte der neuesten Literatur 1836 I. 359) vom Hegelianismus die Stabilität und damit den Rückschritt: indem Hegel nachwies, daß an den Dingen „nichts wahr sei als der Begriff", fixierte er die Dinge und veranlaßte eine Philosophie, die an dem Bestehenden ein sehr verdächtiges Genügen hat. Er verweist dagegen — an Gust. Kühne gerichtet — auf die bildende Kraft des Lebens und der Geschichte, genau so wie Mundt sich immer wieder auf die unmittelbare Produktivität des Daseins berief, ein Schlagwort, daß dieser bis zum Überdruß abwandelte [1]).

Im „Freihafen" „erlaubt sich" Th. M.(undt) zum Abdruck einer Skizze „Das System der spekulativen Philosophie" von Nees von Esenbeck (1841 III. 190 ff.) folgende Anmerkung: „.... Vorläufer eines neuen philosophischen Systems ...., welches im Erscheinen begriffen und durch seinen eigentümlichen und geistesfreien Standpunkt, in dem es sich vorzugsweise auf das Prinzip der Individualität stützt und darin die Versöhnung der in den bisherigen Systemen feindlich auseinanderliegenden Gegensätze der philosophischen und poetischen Anschauung zu begründen trachtet, heilsam und heilend auf das Geistesleben der Gegenwart wirken wird". Nees brauchte (S. 192) gar nicht Schelling zu zitieren, um dessen Patenschaft erkennen zu lassen. Nees geht aus von der Natur und arbeitet mit dem Begriff der Kraft, für dessen reichliche Verwendung bei Schelling die „Allgemeine Deduktion des dynamischen Prozesses ...." 1806 und schon der „erste Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" 1799 Belege liefert. Schlagend ist die Übereinstimmung in der ersten Grundlegung. Nees' erste Grundidee der Natur handelt vom Unbedingten in ihr, Schellings erster Satz spricht ebendavon, „inwiefern der Natur Unbedingtheit zugeschrieben werden könne" (S. W. I. 3, S. 11). Wenn bei Nees die Philosophie als Natur (!) sich durch Stufen bewegt, so erinnert das deutlich an Schellings Organisationsstufen. Auch für die in der totalen Einheit der Natur und der Intelligenz ihre Natur sehende Gottidee braucht man nicht allzu weit zu suchen. Bemerkt sei nun noch, daß Nees am Schlusse seine Systemskizze in triadischem Schema aufzeichnet; dies und seine Hegel noch überbietende abstrakte Terminologie, die ganz wie dieser mit den Begriffen jongliert, rücken sie in eine vermittelnde Stellung und gerade von einer solchen mußte sich Mundt angezogen fühlen. Das Prinzip der Individualität glaubte er wohl in Sätzen zu finden wie: „Die im Glauben vollendete (in Gott selige, gottnotwendige oder mit der göttlichen Freiheit geeinte) Intelligenz

[1]) Gutzkow unterschied in „Leo und die Hegelingen" 1838 zwei Parteien: die eine, für welche die Hegelsche Lehre bestätigt, was ist, die andere, „um mit ihr von vielem zu zeigen, daß es weit besser sein könnte, als es ist". Nur von der zweiten Richtung, dem jüngeren Nachwuchs, hofft er starke Impulse für das moderne Leben.

steht unter dem Charakter des frei-gehorsamen (das göttliche Tun tuenden und in der Einheit mit dem absoluten Tun erkennenden) Tuns." Als „Freigehorsamer" konnte man übrigens nicht mehr als Revolutionär gelten, man war auf dem besten Wege — zu vermitteln. — So ist Hegel im „Freihafen" wenig geschätzt; außerhalb der religiösen Fragen findet sich, soweit ich sehe, nur eine namentliche Verteidigung (1839 II. 245), und zwar gegen Herrn Schubarth aus Hirschberg, der die Hegelsche Philosophie als den verderblichsten Krebs jeder höheren Bildung, als das größte Übel und Unheil für das Menschengeschlecht verurteilt und insbesondere die „Unvereinbarkeit der Hegelschen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwicklungsprinzip des *preußischen* Staates"[1]) nachweisen will. Der Referent[2]) beschuldigt Schubarth eines atheistischen Egoismus, orientalischer Schmeichelei den Hohenzollern gegenüber und belegt mit zahlreichen Zitaten dessen antikonstitutionelle Gesinnung, die für die Substanz des preußischen Staates, als reiner Monarchie, wesentlich nur dessen regierendes Geschlecht gelten läßt. Dieser Servilismus findet mit Recht die gebührende Züchtigung; leider geht der Referent auf eine sachliche Würdigung von Hegels Rechtsphilosophie, worin sich seine Staatslehre[3]) am schärfsten ausprägt, nicht ein; ihm gilt, trotz der recht verschiedenen Beurteilungen, die Hegel gerade in diesem Punkte von unbedingten Absolutisten und von Liberalen erfahren habe, Hegel als der philosophische Begründer einer konstitutionellen Monarchie.

Ein anderer Mitarbeiter versucht in einer Skizze „Die deutsche Philosophie in ihrer Stellung zum öffentlichen Leben und zur modernen Gesellschaft" (1841 I. 217 ff.), Hegel sich objektiv gegenüberzustellen; schon der Titel ist bezeichnend dafür, von welchem Standpunkte aus man damals einer Philosophie gern gegenübertrat, und der Verfasser, K. Biedermann[4]), hat die Fühlung mit den Zeitströmungen, wie sein Lebenslauf beweist, auch ferner nicht aufgegeben. Nach kurz vorgetragenen Urteilen über Kant, dessen Kritizismus eine freie, selbstkräftige Bewegung

---

[1]) So der Titel der 1839 erschienenen Schrift, deren Autor Karl Ernst Schubarth, der Schützling Goethes ist. Er war in Hirschberg Gymnasiallehrer. 1829/30 stand er mit Hegel in einer literarischen Fehde, in der er sich dagegen wehrte, das Christentum in das System einzufangen.

[2]) Dr. V.

[3]) Gegen sie wendet sich Dr. Frauenstädt in einem Referat über H. Arens' Rechts- und Staatsphilosophie 1841 IV. 78. Christ. Martin Jul. Frauenstädt, der Schüler Schopenhauers und Verbreiter von dessen Lehren; ADB, Nachträge.

[4]) Dr. Karl Biedermann 1812—1901; seit 1838 war er Extraordinarius für Philosophie in Leipzig. Auf seine Rezension über „Götter, Helden und Don Quixote" entgegnete Gutzkow „Telegraph" 1839 S. 537 ff. Mit einer Schrift Biedermanns beschäftigte sich Hebbel ibid. 1066.

des Individuums für das philosophische Denken voraussetze, durch dessen Ethik im Prinzip wenigstens unendlich viel gewonnen wurde, weiter über Fichte, dessen Tathandlung des Ich als Bewegung, freieste, unendlichste Tätigkeit des menschlichen Geistes gilt, in dessen Lehre die spekulative Idee so nahe an das tatsächliche Prinzip des Lebens hinstreift, daß sie fast mit demselben eins wird, kommt Biedermann, Schellings Naturphilosophie nur berührend, zu Hegel: bei ihm brach sich das Prinzip der Bewegung und des Fortschrittes wieder „einigermaßen" Bahn. Es wird schon aufgefallen sein, wie gern der Verfasser seine auswählende Betrachtung an dem Begriff der Bewegung orientiert. Daß nach Hegel das Leben des Universums von innen nach außen drängte, von der Idee auf die Objektivität hin, vom Allgemeinen zum Besonderen und Individuellen, daß die reelle, tatsächliche Erscheinung der höchste Ausdruck und Zweck des Lebens werde, dessen höchste Bestimmung und Bedeutung einzig dem tatkräftigen Streben vorbehalten bleibe, dieser Gedankenablauf führt nun zu der für die Erkenntnis der Jungdeutschen höchst wichtigen Aussage: „So wären wir, wie es scheint, durch die Dialektik des Gedankens selbst von dem alten Prinzipe zu dem modernen, von dem Stillstand zu der Bewegung hinübergeführt worden" (S. 222). Damit wäre also das Schlagwort „Bewegung", welches, wie Mundt im Vermittelungsaufsatze des „Freihafens" erklärt, auf die Behörden wie ein rotes Tuch gewirkt hatte, letzten Sinnes auf Hegels oberstes Prinzip der Weltentstehung, die dialektische Selbstbewegung des Begriffes, zurückzuführen [1]). Es ist nun interessant zu sehen, wie Bieder-

[1]) Dieser Vermutung bin ich lange nachgehangen und finde sie hier am deutlichsten bestätigt. Gleichwohl dürfte eine Mischung mit dem Einflusse Schellings, der aus Kants dynamischer, das Sein der Materie aus dem Verhältnis von Attraktions- und Repulsionskräften konstruierender Theorie seinen Organismus der Natur bildete und so der moderne Mitschöpfer des dynamischen Weltbildes (gegen die Demokritisch-Galileische mechanische Naturerklärung) wurde, nicht abzuweisen sein. Als Zwischenstufe muß dann der „geniale" Oken, den Mundt 1838 (Brief an Varnhagen 9. Oktober) auch persönlich kennen lernte, in Anspruch genommen werden (Lehrbuch der Naturphilosophie 1809 I. S. 22ff.; die 2. Auflage rezensierte Mundt in den Blättern für literarische Unterhaltung 1832, Nr. 201 f.!). Lorenz Oken knüpfte an das für Schelling höchst wichtige Prinzip der Polarität an: Es gibt keine einfache Kraft in der Welt, jede ist Selbsterscheinung, eine Position von + — oder eine Polarität, deren Offenbarung ist Bewegung. Die Urbewegung ist Resultat der Urpolarität. Alle Bewegung ist auf dynamische, nicht auf mechanische Weise entsprungen, aus der Polarität (immanenten Zweiheit), sie selbst aber ist Einheit, ausgegangen aus dem Absoluten, sie ist dessen wiederholte Entelechie. Es gibt kein Ding ohne Bewegung, ohne Entelechie. Ein Endliches ohne immerdauernde Bewegung ist ein Widerspruch; Ruhe gibt es nur im Absoluten, im Nichts. Die Bewegung der endlichen Dinge aus Polarität oder die entelechiale Bewegung ist das Leben der Dinge. Diesen beiden letzten Sätzen entsprechen Mundts Ablehnung eines den Werdeprozeß

mann — und der Ton seiner Sprache wird hier geradezu enthusiastisch — sich an diese ursprüngliche Bewegungsfunktion hält, sie in der Weiterentwicklung alles Existierenden verfolgt, das Prinzip des Fortschrittes als der freien Bewegung innerhalb der höheren Lebensformen aus ihr begründet und gerade von ihr die Eigenart seiner Zeit ableitet, die Lebensbetrachtung mit aller Macht auf die Entwicklung der objektiven Verhältnisse der Gesellschaft einzustellen. Damit ist der Übergang zur Staatslehre gegeben: Kants Garantien seien unverläßlich, Fichtes Vernunftstaat eine rein ideologische Schöpfung, Schellings Historismus lande schließlich auch in einer unbrauchbaren Theokratie, Hegel erst habe die Macht des Tatsächlichen, welcher sowohl Fürst wie Volk sich zu fügen habe, in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt, aber mehr als Problem denn als Prinzip und auch seine Garantien ruhen letzten Sinnes nur auf dem guten Willen der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt. Die Folge sei, daß gegensätzliche Parteien sich auf Hegel berufen, und verzweifelt fragt Biedermann nach wörtlichem Zitat aus der „Encyclopädie“, was mit deren dunkler Terminologie eigentlich gemeint sei. Hält sich dieser Autor an Hegels „Bewegung“, um zu einer positiven Auslegung der Gegenwart zu kommen, so ringen andere mit dem Dualismus, dessen befriedigende Lösung sie ihm nicht verdanken konnten. Heinrich Koenig glaubt (1838 II. 31) die Durchdringung beider „Lebenspole“ in Varnhagen von Ense repräsentiert zu finden, der zwischen Bürgertum und regierender Gewalt vermittle und damit das Humane (von Koenig gesperrt!) verkörpere; an Schelling lehnt aber auch er sich an, wenn er das Individuum als den Mittelpunkt faßt, in dem sich zwei Unendlichkeiten berühren (1839 II. 219). Wie tief die Frage in das praktische Leben einschnitt, bezeugt ein Aufsatz von Dr. H. Schmidt (1840 I. 57 ff.) „Über den Konflikt der geistigen und der materiellen Interessen“. Auf dem Wege der Erfahrung (S. 68), der Natur als der treuesten und zuverlässigsten Führerin folgend, was er wohl von Goethe gelernt haben dürfte, kommt er ohne viele Aufwendung von Geisteskraft zu dem Resultate: Der Mensch sei ein geistig-sinnliches Wesen (S. 75), durch Harmonie und Gleichgewicht in seiner Existenz bedingt. Die Anwendung auf das Soziale (Volksernährung S. 86, Ehescheidung S. 91 u. a. m.) wird sogleich erprobt. Als letzter, zu einem neuen Problem hinüberleitend, sei H. Merz[1]) angeführt, der (1841 IV. 20 ff.)

abschließenden Systems (Hegel) und seine starke Betonung des Lebensgefühls. — Laubes Berührung mit Oken scheint nur an der Oberfläche stattgefunden zu haben, soweit Przygoddas leider etwas verworrene Darstellung (Berl. Beiträge Nr. 29, S. 39 ff.) Schlüsse zuläßt. — Die Ableitung der „Bewegung“ aus der politischen Terminologie (Draeger S. 39) bleibt im Äußerlichen stecken.

[1]) Hier spürt man schon Schellings Offenbarungsphilosophie wirksam werden, deren Hauptgedanken bereits in den Anfang der Zwanzigerjahre

das Hegeltum, dessen selbstvergötterndem Pantheismus er durchaus abgeneigt ist, als eine Landeskalamität bezeichnet und, köstliche Sätze „eisenfresserischen Gewütes“ aus der evangelischen Kirchenzeitung anführend, seine Hoffnung auf den alten Schelling setzt, der „vielleicht“ von dem Übel des Hegeltums helfen werde.

Das religiöse Interesse bringt der „Freihafen“ kräftig zum Ausdruck, beinahe kein Heft, das sich nicht mit Christentum oder Kirche beschäftigte oder die wichtigsten Fragen doch streifte. Die Plattheit, mit der Menzel den Jungdeutschen Atheismus in konfessionellem Sinne vorwarf, mag ihm heute vergeben werden oder nicht, jedenfalls war der Vorwurf unangebracht. Das erweist sich noch aus dem „Freihafen“. Religion, Ehre, Treue sind sittliche Bedürfnisse, deren Schwächung durchaus als Mangel empfunden wird: die Herrschaft religiöser und moralischer Ideen über die Wirklichkeit macht das sittliche Dasein der Nation aus (1841 III. 130 f. Ed. Arnd)[1]. Ein Dr. Wilhelm Meyer[2]) bekämpft (1841 III. 172 ff.) die in Lessings „Nathan“ festgelegte Toleranzauffassung, spricht sich sogar gegen die Freiheit von den Fesseln eines Bekenntnisses, gegen die vorausgesetzte Indifferenz der besonderen religiösen Denk- und Anschauungsweisen aus. H. Merz, in dem schon oben zitierten Aufsatze (Philosophie, Christentum und Kirche) prägt dem Leser vor allem den Geist der Vermittelung (hier gesperrt!) ein: auf Grund des Bewußtseins des Geistes von seiner inneren Absolutheit, vermöge dessen er sich in die lebendige Mitte des Weltzusammenhanges zu stellen vermag, würdigt er hier die spekulativen Bemühungen Schellings und Hegels oder (S. 3) die historischen eines David Strauß, welche eine blödsinnige Frömmigkeit nicht zu begreifen vermöge. Strauß selbst hatte zum „Freihafen“ (1838 III. 1 ff.) „Vergängliches und Bleibendes im Christentum“ beigesteuert[3]. Biedermann nannte (1841 I. 234) diese Selbst-

---

gehaltenen Vorlesungen über positive Philosophie vorgetragen waren (S. W. II. 3 S. VI f.). Ende dieser Jahre war schon der spezielle Teil der Offenbarungsphilosophie fertig. — Von Heinrich Merz kann ich nur zwei Schriften verzeichnen: „Das System der christlichen Sittenlehre in seiner Gestaltung nach den Grundsätzen des Protestantismus im Gegensatz zum Katholizismus“, Tübingen 1841, und „Die Jahrbücher der Gegenwart und ihre Helden. Wider die Herrn DD. Schwegler, Vischer und Zeller in Tübingen“, Stuttgart 1845.

[1] Karl Eduard A., Dichter und Historiker 1801—1874; als Breslauer Student war er Schüler Steffens' und Wachlers.

[2] War mir ebensowenig eruierbar wie der oben erwähnte Dr. H. Schmidt. Auch über den später zitierten Dr. Fr. Schmidt stellten sich nur Mutmaßungen ein.

[3] Der Aufsatz erregte nach d. Augsb. Allg. Ztg. 1838 Beil. Nr. 240 in Berlin, wo der „Freihafen“ in gebildeten Kreisen zahlreiche Leser fände, Aufsehen.

gespräche, von denen hier nur ein Teil erschien, Widerruf und Rückkehr zur historischen Betrachtungsweise. Sie wurde damals besonders auf die Kultformen der römischen Kirche angewendet: so fordert Dr. F. Schmidt (1841 I. 162) auf, sich an die Ergebnisse der historischen Forschungen über das Verhältnis zu indischer und persischer Mythologie zu halten, H. Koenig geht (ib. II. 1 ff.) den Parallelen mit indischen, tibetanischen, persischen Anschauungen nach (Menschwerdung Gottes, Dreieinigkeit, Nächstenliebe, Jungfrausohn, Gnadenlehre, hierarchische Organisation). Mit hymnischen Worten begrüßt er die Erscheinung Christi, nicht als Gottessohnes, sondern als moralischen Genies[1]). Nicht die Einsetzung der Taufe, die Lehre von der Unsterblichkeit, die bereits im Altpersischen vorhanden war, auch nicht der Erlösungsgedanke, der als Grundgesetz der Welt (— Ausstrahlen in die Unendlichkeit des Daseins und Rückkehr in die Unendlichkeit des Ursprungs —) vorgegeben war, ist Christi höchste Leistung, sondern die Wendung des tausendfältigen Daseins nach innen, die Gewährung der Freiheit mit dem Herzen der Liebe. Mit einem Hoffnungsblick auf die Entwicklungsfähigkeit des Christentums, mit der Klage über das theologische Gezänke, über das Kastenwesen schließt der noch heute lesenswerte Aufsatz. Er macht auch den Weg sichtbar — es ist der der geschichtlichen Betrachtung —, auf welchem man zu einer Verinnerlichung des Christentums gelangt; freilich zumeist unter Anlehnung an Grundbegriffe[2]) Schellings, manchmal auch Hegels. Gewiß sei die Frage nach einem außerweltlichen Gott, das Dogma der Dreieinigkeit der Probierstein für alle an der Religion Interessierten, bemerkt H. Merz (a. a. O. S. 7), wichtiger aber sei, daß mit Christus etwas Neues gegeben, der Menschengeist an sich und in sich selbst in die Potenz des Absoluten erhoben wurde. Der Verinnerlichung[3]) widersetzt sich aber die Kirche, indem sie sich verweltlicht, wobei sie heidnisch-jüdische (Kult-)Formen aufnimmt. Luther stellt den Geist wieder her, er macht die Religion zur Herzenssache,

[1]) Nicht anders faßt ihn auch Dav. Strauß im „Freihafen" a. a. O. — Koenigs Aufsatz trägt die bezeichnende, auf den Kern dringende Überschrift: „Was ist im Christentume christlich?", wobei unter Christentum die geschichtlich gewordenen Formen, wie sie die Kirche entwickelte, verstanden sind. Eine genauer treffende Überschrift findet Alex. Jung („Telegraph" 1839 Nr. 83) für seine, aber auf anderem Wege versuchten Bemühungen um dasselbe Ziel: Christentum und Kirche.

[2]) Wie sehr sie die Bibelinterpretation durchsetzen, mag Merz' Satz belegen: Der Widerstand Christi gegen die Versuchung des Satans sei die Stärke seines Willens, sich in der Einheit des Endlichen und Unendlichen, d. h. in seiner Absolutheit zu erhalten (1841 IV. S. 9).

[3]) Vgl. ibid. S. 46 Friedrich Saß' „Auf der Ostsee". An einer geschichtlichen Betrachtung des Verhältnisses von Meer und Mensch kommt ihm der Verlust der Innerlichkeit (= „Humanität, die einst alle Herzen durchzitterte") zum Bewußtsein.

Innerlichkeit und Freiheit läßt sich nimmer scheiden. Rückfälle wie die Leos, der von der Toleranz als einer gottverfluchten spricht (ebenso Hengstenberg), werden von Merz verächtlich abgelehnt, ebenso der Pietismus[1]). Trotz gegenwärtiger Verwirrung, Ungewißheit und Unklarheit bleibe eines unverlierbar, die Potenz der Innerlichkeit, die jedem wahren Christen schon bei der Geburt mitgegeben werde. Auf sie zielte auch Friedr. Wilh. Carové in seinem „Grundriß der christlichen Weltanschauung“ (1840 II. und III.), an dessen Schluß er, ohne vorher zu den Zeitfragen weiter Stellung zu nehmen, den Geist des Absoluten, der allbefreienden Liebe als den Herakles preist, der nun auf immer den gefesselten Prometheus befreien werde. Aus den angeführten Stellen dürfte schon entnommen worden sein, wie wenig Dogma und Kultform damals galt: Christi Genius offenbarte sich am reinsten im Urchristentum und nicht ohne Absicht nennt eine Jenaer Korrespondenz (gezeichnet —y—, worunter Mundt zu verstehen sein wird) bisher ungedruckte Blätter aus Knebels Nachlaß Vorläufer zu Strauß' systematischer Darstellung und zu Gfrörers „Geschichte des Urchristentums“. Diese Nachlaßblätter (1838 I. 235 ff. publiziert)[2]) wenden sich scharf gegen den Wunderglauben als eine spätere Erscheinung dogmatischer Lehre; soweit die Wunder grobsinnliche Konkretionen schon in früher Zeit annehmen, dürfe dies als naiver Aberglaube der ersten christlichen Jahrhunderte verstanden und verziehen werden. Selbst die kirchliche Offenbarungslehre ist nicht rein genug, der Mensch verehre die Schöpfung, das Unendliche, Gott, sofern er im kleinsten Blatte, sofern er in den Welten ist. So formuliert, ist dies allerdings mehr pantheistisch als urchristlich, aber dieser kindliche Glaube konnte nur an die reine, ursprüngliche Lehre anknüpfen, die kirchlich-geschichtliche Vergangenheit beiseite lassend und in die Zukunft nach ein-

---

[1]) Bezeichnender Weise wird in einer Novelle des L. Mühlbach „Gold und Kohle“ (1841 IV. 176) die betrügerische Gräfin Anastasia eine Pietistin. — H. M. . z (wohl = Merz) wies schon ibid. 1839 IV. 48 f. und 54 den Pietismus, weil er dualistisch sei, zurück: „Die Religion ist nur e i n e Erscheinungsform des Geistes“. — Ein antipietistischer Ton aus derselben Zeit in Gutzkows Jahrbuch 1839 S. 114 (Karl Riedel „Friedr. Daumer und Ludw. Feuerbach“). — Über Gutzkows Verhältnis zum Pietismus s. Caselmann, Gutzkows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen . . . 1900 S. 91 ff., der hier einen schönen Nachweis über des Dichters Streben nach Innerlichkeit und feindliche Haltung gegen jede äußerliche Beglaubigung der Frömmigkeit (Humanismus statt Pietismus!) beibringt. Daß auch Laube eine Religion der Wahrheit und Innerlichkeit zu gewinnen suchte, s. Przygodda S. 83.

[2]) Damit kam Mundt auf eine Zensurepisode aus dem Jahre 1836 zurück, in dem der 3. Band des von ihm und Varnhagen edierten Nachlasses verboten worden war. Über die höchst erheiternden Gründe vgl. Geiger „Das junge Deutschland und die preußische Zensur“ S. 179 ff.

fachen Formen ausschauend, im Vertrauen auf die Entwicklungsfähigkeit des Christentums. Möglich, daß der Protestantismus nur im Abbruch der alten Kirche begriffen sei, aber das Christentum selbst sei nicht erschöpft, verkündigt H. Koenig (1838 I. S. 78 ff.); nach dem Verfall der Peterskirche werde sich die Paulinische (Paulus — der erste Oppositionsgeist des Frühchristentums) erbauen und zwar nicht in Verschmähung, sondern in Anerkennung der Welt. Neben dieser echt jungdeutschen Bejahung der Wirklichkeit geht die Berufung auf das Recht jedes einzelnen auf eine individuelle Religion, wofür die Jungdeutschen jedenfalls Schleiermacher verpflichtet sind. Höchste Aufgabe also bleibt es, den wahren Geist des Christentums zu begreifen und in seinem individuellen Leben auf eigentümliche Weise zu entwickeln. Mundt erhofft in einem Artikel „Görres und die katholische Weltanschauung" von der Entwicklungsfähigkeit des Christentums eine Verschmelzung des Protestantismus mit dem Katholizismus, indem er das „Glück" mittelalterlich-katholischer Weltanschauung als unzeitgemäße Phantasmagorie ablehnt und in Erinnerung an Schleiermacher das Recht der Individualität auch in Religionssachen verteidigt (1838 II. 182 ff.)[1]). Gerade dieses habe der Katholizismus unterdrückt und dadurch die vernünftige Harmonie und Durchdringung mit den weltlichen Lebenselementen nicht erreicht[2]). Sei der Katholizismus entwickelbar, wie Görres behaupte, so bleibe er nicht mechanisierend[3]), sondern mache Zugeständnisse an den historischen und sozialen Fortschritt, wie es der Protestantismus getan! Und für den Protestantismus tritt der „Freihafen" durchaus ein. Da ist vor allen F. A. Maercker[4]): Die Augsburgische Konfession ist der erste Akt der Freiheit (1839 IV. 192 ff.), sie wurde die Grundlage des neu im Geiste der Freiheit aufzuführenden mächtigen Baues, der selbst die Peterskuppel durch

---

[1]) Nach Carovés „Grundriß der christlichen Weltanschauung" 1840 III. 121 ist das Christentum im Gegensatz zur indischen Religion schon dem Prinzipe nach individualisierend.

[2]) Man beachte übrigens hier seine gewundene, die Versöhnung mit der Romantik anstrebende Ausdrucksweise: Wohl habe die harmonische Ineinsbildung (!) der lebendigen Individualität mit den allgemeinen Mächten des Staates und der Kirche auch den verhüllten Kern katholischer Weltanschauung im Mittelalter gebildet, nur mit dem Unterschiede, daß die Individualität zu der liebevollen Freiwilligkeit, mit der sie sich damals in die allgemeinen und vorgefundenen Begriffe auflöste, gewissermaßen (!) gezwungen wurde durch die Hinweisung auf ewige Verdammnis oder Belohnung. A. a. O. S. 185 f.

[3]) Hier mag erinnert werden, daß Schelling den Mechanismus als Weltanschauung als vollkommen widersprechend seinem Organismusgedanken, der bekanntlich frühromantisch ist, verurteilt hat.

[4]) Friedr. Adolf M. 1804—1889; 1838—1840 am Fr.-Werderschen Gymnasium tätig. 1842 Privatdozent in Berlin. Von ihm auch Lyrika und Dramen. Über seine Beziehung zu Jungdeutschen. Voss. Ztg. 525 und Beil. 45, 1904.

seinen Glanz überragen sollte; dies der Hauptgedanke seiner kurzen Einleitung zum Abdruck einer akademischen Rede Hegels, gehalten 1830 bei der dritten Säkularfeier der Übergabe der Augsburgischen Konfession. Diese Rede paßte insofern treffend in den „Freihafen“, als sie bei bemerkenswerter Schärfe gegen den Katholizismus als Quelle des Aberglaubens die Geistesfreiheit des Protestantismus verficht, mit strenger Abweisung des Zölibats, der freiwilligen Armut und des blinden Gehorsams in die sozialen Fragen übergreift und schließlich die freie Eintracht des Staates und der Religion gerade in Preußen als einzig zu erstrebendes politisches Gut erfaßt. Der Wiederabdruck dieser Rede konnte um die Zeit des Kölner Streites den „Freihafen“ der preußischen Regierung nur bestens empfehlen. Alexander Soltwedel spricht in seinen hanseatischen Briefen für den freien Protestantismus (1840 I. 263), jener Dr. Wilh. Meyer, der gegen Lessings „Nathan“ aufgetreten war, gesteht Vermögen zu wahrer Toleranz nur dem Protestantismus zu[1]), dessen lebendiges inneres Moralgesetz in Gegensatz zu äußerlicher Satzung Julius Mosen stellt (1841 IV. 117 „Grundriß einer Geschichte der Tragödie“). Innerhalb des evangelischen Bekenntnisses aber eifert der „Freihafen“ gegen die Orthodoxie und setzt sich für einen Rationalismus ein, der auf Volksreligion fußt[2]), entwicklungsfähig ist. Eine religiöse Doktrin muß permanent und progressiv sein, sichere Grundwahrheiten über Gott und seine Beziehungen zum Menschen und zum Universum enthalten, aber auch auf jedes Dogma verzichten, welches keine fortschreitende Entwicklung zuließe und dadurch mit der Vernunft in Widerspruch käme (Dr. J. Frauenstädt „Rechts- und Staatsphilosophie des Professors Ahrens in Brüssel“ 1841 IV. 99)[3]). Nur der Rationalismus konnte die Freiheit gewähren, um welche im Zeitalter des Liberalismus gekämpft wurde. Das Stück aus seinem historischen Roman „Thomas Münzer“, welches Mundt im „Freihafen“ (1841 III.) abdruckt, ist von bezeugendem Werte. Münzer stiftet die „deutsche Messe“ und hofft, gerade in ihr völkisches Freiheitsbewußtsein zu verinnerlichen[4]): „. . . nur der ist ein wahres Kind Gottes, der zugleich ein wahres Kind seines Volkes ist. Der freigewordene Christ muß auch ein freier Deutscher sein . . .“ Der neue Glaube muß Kraft genug in sich haben, Grundpfeiler

---

[1]) Aber nicht den Papisten. Dagegen polemisierte die Entgegnung (gez. St.) 1842 II. 245 ff. und nannte dies Toleranz des Hochmutes.

[2]) Der Supranaturalismus ist ein Produkt der Kirche (1841 IV. „Über den konstitutionellen Geist der nordischen Völker“ anonym); solange er besteht, ist weder an Recht, Freiheit, Ordnung noch an ein geregeltes Staats- und Familienleben zu denken (S. 188).

[3]) *In den direkten Kampf mit einem Orthodoxen tritt ein Anonymus 1842 I.: „Claus Harms und die orthodoxe lutherische Kirche in Holstein“, ohne aber sachliche Gründe beizubringen.*

[4]) *Bemerkenswert ist, daß Münzer sich an Tauler anschließt.*

des öffentlichen Lebens zu sein[1]), und in Hoffnung auf die glückverbreitende Kraft seines Bekenntnisses tauft er seinen neugebornen Sohn Felix Eleutheros. Hiemit aber treten wir aus dem Gebiete der religiösen Fragen[2]) in das der kirchlich-politischen; der Zwist des Kölner Erzbischofs mit der preußischen Regierung hatte den Sinn für sie geschärft und katholische Orthodoxie, die auch ins öffentliche Leben hinüberzugreifen versuchte, mußte noch mehr reizen als protestantische[3]).

Die Gegnerschaft des „Freihafens" zur Kirche trifft, wo er sich nicht gegen die hierarchischen Bestrebungen eines Hengstenberg und dessen Genossen wendet, die katholische; sie fußt in dem antidogmatischen Standpunkt. Der anonyme Referent über „Das neue philosophische System des Lamennais"[4]) (1841 II.) unterläßt nicht, dessen vielfache Bekämpfung der Dogmen hervorzuheben: so der Dreieinigkeit, der kirchlichen Gnadentheorie (S. 184 f.), der Lehre von der Erbsünde, die eine Korruption der Natur durch den menschlichen Sündenfall annehme, während vielmehr durch die Entwicklung der unorganischen, der organischen und der intelligenten Welt alles zur Einheit zusammenzutreffen

[1]) Im Liberalismus sah schon Menzels „Deutsche Literatur" 1828 eine Fortbildung der Reformation.

[2]) Zur abschließenden Ergänzung diene noch: J. H. Fichte polemisiert 1840 II. 176 ff. gegen Paulus' Lebensskizzen (1839) in der Sache des Atheismusstreites seines Vaters. Neben der persönlichen Auseinandersetzung, die hier nicht von Belang ist, kommen zwei Fragen zur Behandlung: die Bestimmung eines außerweltlichen Gottes und seines Verhältnisses zur Welt, das Gottesbewußtsein als in der sittlichen Tat beruhend. Die gegenwärtige Philosophie sei in der Auffassung des Göttlichen eigentlich nicht weitergekommen. Nicht zuletzt war die Unbegreiflichkeit Gottes durch das diskursive Bewußtsein, welchen jede Kirche hartnäckig anthropomorph beschrieb und darstellte, ein für den „Freihafen" zeitgemäßer Gedanke. — Sonderbare Blüten treibt der religiöse Sinn der Zeit in Georg Ludw. Wilh. Funke, der, Goethes Faust II. erklären wollend, das Ewig-Weibliche = Gott-Natur setzt: durch die Aufnahme des Ewig-Weiblichen vergeistigt und versittlicht sich der Mensch, durch die des Endlich-Weiblichen versinnlicht und entgöttlicht er sich (1840 IV. 90 ff.). Funkes Schriften haben erschrecklich lange Titel: Geschichtliche Entwicklung der geistigen Richtungen in Staat, Kirche, Kunst und Wissenschaft . . . . oder usw. 1835. — Die aus der unbeschränkten Teilbarkeit des Grundeigentums hervorgehenden Nachteile usw. 1839. — Über die . . . . Heuerleute im Fürstentum Osnabrück 1847. — Österreichs welthistorische Mission . . . . 1851 und 1854. — Und gar ein Kuriosum bietet der Anonymus in 1841 III. 96, der Vinz. Prießnitz, den Mann der Wasserkur, pathetisch mit Jesus Christus vergleicht: Messias des physischen Heils — Messias des moralischen.

[3]) Der ruhige Carové bringt in seinem „Grundriß" 1840 III. 110 f. drastische Belege für beide: aus Droste-Vischerings „Versuch zur Erleichterung des inneren Gebets" 1833 und aus der evangelischen Kirchenzeitung.

[4]) Er beruft sich auf eine gelungene deutsche Übersetzung der „*Esquisse d'une Philosophie par Lamennais 1841*".

und die ganze Welt sich stufenweise zu Gott, ihrem ewigen Typus, zu erheben habe (S. 191); nicht einen Abfall von dem Vollkommenen, sondern eine Entwicklung aus dem Unvollkommenen stelle das Weltgeschehen dar, sonst wäre die Welt ein Lazarett der Wesen, ein Reich des Übels. Die Freiheit des Glaubens vermißt nicht weniger H. Koenig (1839 III. 169), der zugleich das deutsche Volk bedauert, daß es den Allokutionen eines fremden Pontifex Gehör schenke. Ganz offen spricht selbst der sanftmütige Varnhagen (1838 II. 72 f.) vom Verderbnis der katholischen Kirche, die aber wenigstens den Vorteil habe, zur eigentümlichen Selbstleitung, zur Annäherung an einen Protestantismus zu drängen, der Glauben und Geistesfreiheit nicht ausschließe. In einem hier wiedergegebenen Aufsatz der Herzogin Luise von Bourbon gilt keine andere Regel als das Evangelium, kein anderes Haupt als Christus, die ersten Zeiten des Christentums sind vorbildlich. Jedes höhere Geistesleben, meint Varnhagen, sei schon halb protestantisch und auch er weist auf eine Zukunft, auf eine neue Stufe religiöser Bildung hin, wo jede Gestalt zugelassen, aber keine gefordert wird, nur in allen das Wesen. Das Christentum war in Priestertum ausgeartet[1]), die Reformation war ein Versuch, es wieder auf Religion zurückzuführen, sagt Dr. F. Schmidt (1841 I. 156, 160); durch Priestertum und Kult werde vermittels des starren Dogmas und festgehaltener positiver Satzungen die Gewissensfreiheit behindert. Freilich gab es auch unter Protestanten zu reinigen, auch hier war gegen das „Frömmlerwesen im Luthertum" (1839 III. v. C. M. Ed)[2]) die individuelle Religion, die Emanzipation des freien Geistes im Christentum zu verteidigen, dabei aber auch für die Einheit einzutreten gegen das Sektenwesen, welches auch der früher genannte Fr. Schmidt bekämpft, allerdings mehr aus handelspolitischen Gründen (a. a. O. S. 164). Gegen die Anmaßungen der Stola wie der Bäffchen bekennt sich H. Koenig (1842 I. 13) zur Menschheitsentwicklung aus der ihr einwohnenden göttlichen Idee; nur die Idee kann wirken, der einzelne in der Wirkung auf die Zeit kann nur Gefäß sein, so Herm. Andreas Müller (1841 II. 202). Beide erinnern dabei wieder an Schelling, der erstere wandelt die Analogie Natur und Geist ab, dem zweiten ist die „Unendlichkeit" schnell zur Hand. In der Kölner Sache Stellung zu nehmen, war natürlich auch dem „Freihafen" geboten: Mundt, dem ja, wie schon oben bemerkt, Gutzkow darin zu wenig radikal war, steht durchaus auf Seite des preußischen Staates, mit dem er sich zu versöhnen gedachte[3]), und kann es Rotteck nicht übel

[1]) H. Koenig spricht von „Pfaffheit" a. a. O., er stichelt auch gern auf den Priesterstand (1842 I. 3).

[2]) = Christof Marquard Ed, 1809—1885 s. Brümmer.

[3]) Er lobte an Preußen, dem „jugendlich kräftigsten Staat", besonders die Bemühungen um die protestantische Union, über die er

genug vermerken, daß er sich gegen die Regierung geäußert hatte[1]). Sympathisch dagegen ist ihm Welckers, des protestantischen Lamennais, Vereinigung des Liberalismus und der Freiheit mit dem Christentum. Ihm sekundiert H. Koenig, der (1838 II. 7) die Ansicht, daß die Kirche über dem Staate stehe, ad absurdum führt[2]); sie werde nur dort ihre heftigen Verfechter werben, wo die Zivilisation am weitesten zurück und noch im Gleichgewichte mit den Mönchskutten ist (ibid. S. 58). „Ich wollte lieber ein freizappelnder Säugling der Natur als ein Embryo der Kirche sein“ ruft er einmal aus[3]) (1839 II. 235). Das Thema „Staat und Kirche“ drang auch bald in die schöne Literatur des „Freihafens“: Friedr. von Heydens[4]) „Der neue Hyazinth“ (1838 IV. 86 ff.) läßt einen Offizier, der, enthusiastischer Protestant, eine Katholikin zur Braut hat, in Konflikt mit römischen Behörden geraten, in welchem er deren Einmischung nicht nachzugeben gesonnen ist. Daraus entwickelt sich die Tragik der Novelle, die drei Menschenleben zerstört. Merkwürdig aber bleibt, daß der gegen Freiheit des Geistes und des Gewissens intervenierende Erzbischof, ein hochgebildeter, milder, trefflicher Fürst genannt, seinem Prälaten schonendste Zartheit zugesprochen und der Leser schließlich eingeladen wird, so billig zu sein, diejenigen nicht verantwortlich zu machen, von denen der Schlag zunächst ausging: „Sie taten, was ihres Amtes . . . .“[5]).

Eine zweite Veranlassung, über Staat und Kirche zu sprechen, gab die Berufung David Straußens an die Züricher Universität,

---

sich mit Steffens schon in den „Kritischen Wäldern“ 1833 auseinandergesetzt hatte; s. auch Blätter für literarische Unterhaltung 1831, Nr. 282 ff.

[1]) Der im „Freihafen“ (1839 II. 158 ff.) als „Rotteck und Welcker“ gedruckte Artikel kehrt wörtlich in „Spaziergängen und Weltfahrten“ III. (1839) S. 46—73 wieder. Welch endlose Reihe von Zeitungskämpfen der Streit um die gemischten Ehen hervorrief, belehrt schon ein Blick in den Jahrgang 1838 der „Augsburger Allgemeinen“; beinahe kein Heft ist frei davon.

[2]) Gutzkow trat (Phönix 1835 Lit. Bl. Nr. 20) „Thron und Altar“ für die Trennung von Staat und Kirche ein.

[3]) In merkwürdiger Ähnlichkeit mit dem von Caselmann a. a. O. S. 41 für Gutzkow beigebrachten Ausspruch Bettinens: „O je, wie war mir leicht, wenn ich aus der Klosterkirche in den schönen Garten konnte springen, da war mir der geringste Sonnenstrahl eine bessere Erleuchtung als die ganze Kirchengeschichte“.

[4]) Nicht der bekannte Schriftsteller, wie Mundt selbst bemerkt (s. die oben zitierten Briefe an Varnhagen, Voss. Ztg.), sondern ein Regierungsrat aus Breslau.

[5]) Mit Behagen gibt der Anonymus aus 1841 III. 212 ff. („In Böhmen“) eine Geschichte zum besten, welche die Entführung einer jungen aristokratischen Dame aus dem Prager Barnabitenkloster zum Gegenstande hat. Als freier Protestant wettert er gegen die Heiligenverehrung mit einem Radikalismus, der sonst im „Freihafen“ nicht anzutreffen ist.

die wieder rückgängig gemacht wurde. Eine Korrespondenz 1839 II. 256 bringt den ersten Bericht, anonym, doch wohl von Friedr. Ernst Pipitz, der sich III. 229ff. („Dr. Strauß und die Züricher") schon mit vollem Namen unterzeichnet[1]). Er schildert ausführlich die Vorgänge, die sich beim Widerruf abgespielt hatten, und steht fest auf Seite Straußens und dessen Anhänger; auf tiefer schürfende Erörterungen aber läßt er sich nicht ein.

In einer Zeit, da die Kirche selbst in der freien Schweiz die Berufung Straußens unmöglich machte, mußte ihr Verhältnis zum Erziehungswesen besondere Aufmerksamkeit finden. Die Korrespondenz „Aus Süddeutschland" (1838 II. 240ff.)[2]) ist nach einer Einleitung über Toleranz, die Möglichkeit einer Nationalkirche — Mundt trat für sie ein —, über die reaktionären Bestrebungen Roms bald beim Jesuitenorden und dessen Schulgründungen angelangt. Die Jesuitenanstalt in Freiburg in der Schweiz wird einer weitläufigen Kritik unterzogen[3]). 1839 I. S. 29ff. unterzeichnet Mundt einen „Bericht über das Unterrichtswesen der Jesuiten in Freiburg"[4]). Beiden Aufsätzen ist gemeinsam die protestantische Gesinnung und der Vorwurf mangelhaften Wissens gegen Lehrer wie gegen Schüler. Der Protestantismus erweist sich nach Mundt in seiner Frömmigkeit werktätiger und begründet nicht nur die Arbeit des Geistes und der Forschung, sondern auch des Körpers in gesunder irdischer Lebensbetätigung; so wirkt er volkstümlich. Die jesuitische Erziehung dagegen kneble die Individualität, deren Befreiung auch hier als protestantisch empfunden wird, sie wird besonders verdächtig durch ihre Dienstfertigkeit gegenüber der Legitimität. Hier mag sich noch L. Mühlbach mit einem Referat über die „Kiehlsche Töchterstiftung" anschließen mit der Forderung nach individueller Erziehung auf Grundlage der Religion (— nicht jenes frömmelnde Händefalten, das im Augenverdrehen und in weisen Lippenreden besteht [*sic!*] —), die das Kind zu einem nützlichen Mitgliede der Gesellschaft bildet (1840 I. 222, 224[5]).

---

[1]) Er ist wohl auch der Einsender der Notiz „Aus Zürich" 1840 I. 266f.; III. 212 charakterisiert er Züricher Universitätsprofessoren, wobei deren Stellungnahme in der Strauß-Affäre nicht vergessen wird. Gez. F. E. P.

[2]) Auch diese wird von Pipitz sein, trotz großer Ähnlichkeit mit dem Aufsatz von Mundt, der aber dasselbe Thema nicht selbst zweimal vorgenommen haben wird. Hier schon das † - Zeichen.

[3]) Gegen die Jesuitenschulen auch „Das Volksprinzip im Wallis" 1840 I. 196 (W. v. R.?).

[4]) Wörtlicher Abdruck aus „Spaziergänge und Weltfahrten" III. 215—270.

[5]) Eine Rundschau über die Schweizer Blätter, unter denen die kirchendienerischen ironisiert werden (1840 III.), ist von Troxler. —

Wie im „Freihafen“ über Religion gedacht wird, leuchtet auch aus den wenigen Urteilen über christliche Kunst. Mit unverkennbarem Behagen beschreibt Mundt (1839 I. 33) das Bildwerk über der Kirchtüre des Freiburger Münsters[1]), nach dessen Darstellung der Papst vom Teufel geholt wird; die Zeit aber, welche dies schaffen konnte und durfte, ohne daß der Gläubige daran Anstoß nahm, erschien ihm als die wahrhaft freie. In dem Vermittelungsaufsatz von 1840 (IV. 233) behauptet er, von Bildern Rafaels und Tizians in Dresdener und Wiener Galerien Anregungen für die Ideenverbindungen seiner „Madonna“ erhalten zu haben. Das ist freilich mit einiger Vorsicht aufzunehmen: er konnte hier die Absicht haben, jene Ideenverbindungen wenigstens ihrem Ursprunge nach als harmlos hinzustellen. Zutreffend ist seine Behauptung nur hinsichtlich der Unterscheidung von Bildern (*simulacra*) und Bild als Moment der Ineinsbildung. Jene sind wie in der Erscheinungswelt nur leere Scheinbilder nach unseren Begriffen, auf dem Gebiete der Kunst grobsinnliche Schöpfungen, die Aberglauben und unvernünftige Heiligenverehrung veranlassen, dieses aber zeigt das Wesen in der Einheit auch in der Kunst. Hier nur so viel, daß in der „Madonna“ Rafael das Unendliche ins Endliche, Tizian aber das Endliche ins Unendliche zu führen scheint[2]); beide gelangen so zum „Bilde“. Julius Mosen spricht 1839 II. über „Blüte und Verfall der christlichen Malerei in Italien“. Schon die einleitenden Worte suchen über den Zusammenhang von Weltanschauung und Kunstleben zu orientieren: wo das christliche Mittelalter endigte und die neueste Zeit hereinbrach mit Erfindungen, Entdeckungen und Reformation, da vollendete sich der Geist des Mittelalters in der Malerei. Nach kurzer Charakteristik Leonardos, Luinis,

---

Ein Kuriosum — diesmal konfessioneller Streitlust — findet sich auch hier: Der Zank über Friedrich Kranckes „Arithmetisches Rechenbuch für Schulen . . .“ 1838: ein Rechenbuch mit protestantischen Tendenzen nennt es ein K. Heinzen 1842 I. 282, worauf im nächsten Heft ein Friedr. Voigts erwidert, es ließe sich mit dem Büchlein auch katholisierend lehren; K. Heinzen ist vermutlich mit dem Freiheitskämpfer 1809—1880 identisch, über dessen vielbewegtes Leben Brümmer und ADB. Nachtr. berichtet.

[1]) Gemeint ist die Skulptur des Westportals der Nikolauskirche (Freiburg im Uechtlande), spätgotisch, etwa 1470, das jüngste Gericht darstellend.

[2]) Auch dieser Gedanke ist von Schelling eingegeben; man vergleiche dessen 1802—1805 gehaltene Vorlesungen über „Philosophie der Kunst“ S. W. I. 5 S. 451 f. § 43 ff. Im Stoff der Kunst ist kein Gegensatz denkbar als ein formeller. Die Einheit des Unendlichen und Endlichen ist in jenem immer notwendig gesetzt, sie ist aber auf doppelte Art möglich, daß das Universum im Endlichen oder das Endliche im Universum dargestellt wird. Diese beiden möglichen Wege der Ineinsbildung tauchen in Mundts Satz wieder auf. Schelling aber schritt von hier weiter zur Erscheinung von Notwendigkeit und Freiheit in der Kunst, zur Ableitung des Symbols und der Allegorie.

Michelangelos treffen wir bei Fra Bartolomeo auf Gesichtspunkte, wie sie von Heine vorgegeben waren: Ist in Michelangelo der Spiritualismus des Christentums verdammnisfreudig, so sucht in Bartolomeos Madonna della Misericordia (in Lucca) das sensuelle Prinzip die arme sündige Welt der Verdammnis zu entziehen. Hier sei subjektiv gelöst, was Raffael hernach objektiv gelöst hat, der die Verschmelzung des sensuellen und spirituellen Prinzips zu vollenden vermochte (S. 182f.)[1]. So stehen im Mittelpunkte des Interesses seine Madonnen, weniger die historischen und legendaren Stoffe, aber die Madonna wird nicht etwa als Himmelsgöttin empfunden, sondern als der zu leiblicher Anschauung gebrachte höchste Inbegriff der Weiblichkeit. Ähnlich spricht sich H. Koenig (1838 II. 12) aus, der sich dem Zauber der Sixtina in Dresden ebensowenig entziehen konnte wie J. Mosen. Er interpretiert sie mit „Hier ist das Göttliche auf unbegreifliche Weise aus dem Menschlichen erglüht . . . ." Das Geheimnis des Bildes liege darin, daß die Hand des Genius irgend einer menschlichen Situation den Boden einstößt, mit welchem sie auf der Unendlichkeit ruht. Keine konfessionelle Gläubigkeit, keine romantische Andacht also, sondern Berufung auf Menschentum in seiner Beziehung zum Unendlichen bedingt diese Urteile. So konnte Mosen (a. a. O. 185) die Transfiguration für „eine gemalte Prophezeiung von dem neuen Weltenheiland" ausgeben, welchem Rafael das Stichwort zurufe: Licht und Freiheit[2]). Dagegen wurde der gotische Dom einem D. Strauß zum Sinnbild der Unfreiheit und einer veralteten Lebensanschauung: wir wissen keine Kirchen mehr zu bauen, entweder errichten wir profane Säle oder wir äffen, wie der Frosch dem Ochsen, die alten Dome kindisch nach. Es fehlt der eigentümliche, ursprüngliche Trieb, der im christlichen Mittelalter jene riesigen Steinpflanzen mit ihrem verschlungenen Blätterschmuck, ihren Dornenspitzen und Fensterrosen emporsprossen machte (1838 III. 31). Mundt aber glaubte trotz der Knechtschaft, in der das Volk damals zu leben schien, auch den Dom unter dem Gesichtspunkt

[1]) Dagegen ist Correggio „freigewordener Sensualist" (S. 186, 187 f.). Tizians Muse ist die irdische Maria, das irdisch schöne Weib wird vom Sturme emporgetragen in die Arme Gottes (Himmelfahrt, Akad. Venedig), was Mundts obiger Tizian-Auffassung nächst verwandt ist.

[2]) Von den übrigen Urteilen Mosens, die nebenbei immer flüchtiger werden, sei nur eines hervorgehoben: Bassanos Darstellungen des gemeinen Lebens (Genrebilder) werden als Verfallserscheinung gewertet. Nur an dieser Stelle blitzt die für die Jungdeutschen sehr wichtige Frage nach dem Realismus des Genrebildes auf. — Erwähnenswert bleibt noch Soltwedels (Saß?) unbedingte Hochschätzung Overbecks (anknüpfend an dessen „Einzug Christi in Jerusalem"). Die Jungdeutschen der Frühzeit lehnen die Nazarener durchaus ab; einzig mit der starken Persönlichkeit des Cornelius setzt man sich — notgedrungen und zweifelnd besonders Gutzkow — auseinander.

der mittelalterlichen Einheit aller Lebensmächte rechtfertigen zu können (1842 I. 90), und so gewinnt er auch hier einen Weg der Vermittelung.

Es erübrigt, diesen Abschnitt, welcher dem religiösen, sich kirchlicher, künstlerischer und anderer Fragen bemächtigenden Interesse gewidmet war, rückschauend durchzuarbeiten und an Mundts Mitstrebenden die Spiegelung wahrzunehmen, welche jene in ihnen gefunden haben. — Zuerst der gotische Dom: jeder der Jungdeutschen hat sich über ihn geäußert und nicht nur etwa einmal, so daß auch hier nur eine stellvertretende Auswahl aus den überzahlreich vorhandenen Belegen Platz finden kann. Der junge Mundt konnte sich zwar den gemüterregenden Eindrücken des gotischen Domes (St. Veit) in Prag nicht entziehen („Madonna“ S. 347 f.), auch einige Jahre später nicht, als er in Frankreich (Amphitheater zu Nîmes) römische und gotische Baukunst verglich (Völkerschau auf Reisen 1840 I. 4—12), aber die Wirkung ist nicht einheitlich: die Gotik erhebt und zertritt, demütigt und rührt zu Tränen. In diesem Geständnis trifft er mit Börne zusammen, der aus Köln an Jeanette (24. September 1819) schrieb: „wenn wir in diesem Gotteshause stehen . . . ., so verlieren wir uns darin und das Gefühl unserer Niedrigkeit drückt uns ganz zu Boden“. Mundt rettet sich gern zum „festen Gedanken“, den eben die Gotik versage, da sie mehr Gedankenstimmungen als reine Gedanken zulasse („Madonna“ S. 349), zumal keine der modernen religiösen Strömungen, auch nicht der Pietismus, die unendliche Perspektive der Gotik unserem Fühlen zu sichern vermöge. Diese Unterscheidung von mittelalterlichem Fühlen und neuzeitlichem Denken schärft sich bei Gutzkow zu wiederholtem Ausdrucke: der Urahne begann zu bauen, die Nachkommen vollenden den Dom, „nun fehlt nur . . . . der Glaube“[1]) oder „Steine schenken sie sich, um ihre Dome zu bauen, Wärest durch Zufall du doch, Stein auch der Weisen, dabei!“ (Ges. Ausg. I. Serie I. 271 und 320); ein künstlicher Glaube baut aus, was ein natürlicher unvollendet ließ (Zauberer von Rom, ed. Houb. I. 291; vgl. auch Briefe aus Paris 1842, Frankfurt 1846 S. 15 f.). Wie viel die Verkündigung des preußischen Königs, der Kölner Dom solle ausgebaut werden, für die politischen Köpfe bedeutete, erzählt uns Laube[2]). Das Für und Wider verdichtete sich bis zur Prinzipienfrage in den Strömungen des Liberalismus überhaupt; Heine wollte den Dom ja, wie aus seinem „Deutschland“ bekannt ist, aus politischen Grundsätzen

[1]) Erster Druck („Das Münster“) „Telegraph“ 1838 S. 1383, was Caselmann a. a. O. S. 120 f. übersehen hat. Daher ist seine Interpretation, Gutzkow „vermisse“ in diesem Gedichte den rechten Glauben, er spreche also aus einer sentimentalen Entsagung, mindestens schief.

[2]) Erinnerungen, Wke. Houb. 41, S. 29. Er selbst war für den Ausbau, aber als eines nationalen Kunstwerkes.

heraus nicht vollendet haben. Für wen ist, fragte Gutzkow vor dem Mailänder Dom, dieser Tempel gebaut? Für schwache Seelen mit den täglichen Sünden, für Neugierige, Lungernde, Bettler — in ihm verwirklicht sich kein Volksgedanke. (Reise nach Italien, Houb. IX. 172 ff.). Heine nennt den Mailänder Dom ein Spielzeug für Riesenkinder (ed. Elster III. 272)[1]), er glaubt — und hier treten schon weltanschauliche Gegensätze heraus — ein Gegengift wider jene Schlangen zu besitzen, die im Schutte der alten Dome und Burgen lauern (ib. 116), die gotische Kunst war ihm nichts weiter als kranke Kunst (VII. 412); der jungdeutsche Sensualist aber bejaht das Leben, das gegenwärtige, an dem er sich mittätig fühlt. Das Vergangene jedoch gewinnt leicht den Schein des Veralteten und so wird der „alte Dom“ einem Gutzkow zum Sinnbild eines antiquierten Christentums, wie es Görres herbeiwünscht („Die rothe Mütze“ 1838 Houb.-Ausw. IX. 54), die neue Zeit wohnt lieber in Hütten, aber mit freiem Ausblick; der Ausbau des Kölner Domes und die Arbeit des Bundestages gilt Börnen als unerwünschter Rückschritt (Eßkünstler, ed. Geiger III. 108). Und gerade so wie Börne von gotischen Staatsverfassungen als veralteten schon in der „Wage“ sprach, von gotischen Grundsätzen reaktionärer Politiker in den Zeitschwingen (1819, ibid. II. 93, 250), so auch Gutzkow von gotischer Verschlingung in der Sprache als unzeitgemäßem Periodenbau (Phönix 1835, Lit. Bl. Nr. 2); und Wienbarg sah in der Quadriga (1840 S. 11) in den abstrakten Denkübungen der Scholastiker ein Analogon zum kunstreich durchbrochenen gotischen Bauwerke. — Der Gotik als Baukunst an sich wurden die Jungdeutschen nur selten gerecht, sie sind beinahe nie rein ästhetische Betrachter, sondern unterliegen gern der umspielenden Vorstellung von deren weltanschaulichem Wert. Deshalb wenden sie sich mit Schauder von Märtyrerdarstellungen[2]), die eine Verneinung des Lebens aussprechen, von vornherein Verzicht leistend auf eine Ausdeutung der Kunstwerke nach den Anschauungen, wie sie die Kirche an die Hand gibt. Wo sie sich aber dem Zauber einer christliche Stoffe verarbeitenden Kunst nicht entziehen können, interpretieren sie aus eigenen geistigen Mitteln. Die Ineinsbildung von unschuldiger Magd und der vom Geiste überschatteten Mutter, sagt Mundt („Madonna“ 118 ff.), ist von der Kirche als sichtbarer Macht zu trennen. Raffael ist ein Weltmaler, seine Bilder sind Weltbilder[3]). War in der Erscheinung der Jungfrau-Mutter das Bewußtsein Gottes in die

---

[1]) Sehr schön vergleicht sich hiezu Goethe an Karl August, Mailand, 23. Mai 1788.

[2]) Auch hierin sich mit Goethe berührend, diesmal besonders Heine und Gutzkow, der sich über S. Stefano in Rom entsetzte.

[3]) Er nennt Rafaels Klarheit und Gedankenerhellung sogar protestantisch.

jungfräuliche Unbewußtheit gestiegen, hatte der unsichtbare Geist damit sichtbares Leben gefunden, so bilden die Künste, die sie darstellen, eine naive Harmonie der Unbewußtheit und der Bewußtheit in ihren großen Erfindungen aus. Gerade in dieser eigenartigen Harmonisierung aber sah Hegel (Ästhetikvorlesungen) den Wert des künstlerischen Madonnentypus der Renaissance und es ist bei dieser Formulierung wohl an ihn als Quelle zu denken, trotzdem Mundt auch hier mit „Gott war die Wahrheit, die Madonna war das Bild“ von Schelling überkommene Begriffe einmischt. Dieses Sätzchen aber ist insofern nicht unwichtig, als Mundt auch in der von der christlichen Mythologie geschaffenen Jungfrau-Mutter nichts anderes sah als die in Erscheinung tretende Koinzidenz von Unendlichkeit und Endlichkeit. Das war von aller Dogmatik der Kirche ebensoweit entfernt als seine Forderung in der „Ästhetik“ (1845 S. 231), daß der Madonnenmaler einfach das echt Menschliche, die Mutter mit dem Kinde, als das wahrhaft Göttliche darzustellen habe. Auch hier mag Hegel nicht ohne Einfluß gewesen sein, der aus der Himmelskönigin nur Beseligung und Befriedigtsein in sich selbst („ohne Leidenschaft und Sehnsucht, ohne weiteres Bedürfnis“) herausfühlt und den Muttertypus in der Madonna auf psychologischem Wege zu erfassen sucht („Ästhet.“ III. 44 f.). Charlotte Stieglitz sprach in einem Briefe an Mundt (Denkmal S. 274) von der Sixtina und der Madonna Holbeins: „diese ist Gemüt, jene Geist“, Gutzkow sah in der Sixtina das Symbol einer höheren, in Worte nicht zu fassenden Liebe (Pestalozzi 1870 I. 170); Kühne rang mit diesem Bilde, verwarf es, weil es zur Demut zwinge und floh zu griechischen Göttern, denen man frei ins Auge schauen könne (Zodiacus 1836 S. 30); Wienbarg urteilte („Feldzüge“ 1834 S. 112), Rafael gebe in seinen Madonnen das Bild eines reizenden Weibes, Heine sah nicht ungern eine Madonna sich in ein irdisches Weib verwandeln (Jugendgedicht „Die Weihe“) und spottete darüber in den „Geständnissen“. Herder und Heinse haben dieser weltlichen Auffassung vorgearbeitet[1]).

Diese übrigens noch nicht erschöpften Belege für das Verhältnis der Jungdeutschen zur christlichen Kunst werden zum Beweise ausreichen, daß der „Freihafen“ sich ihm vollkommen anpaßte. Diese Tatsache fußt eben auf der Gemeinsamkeit der

---

[1]) Da Rahel III. 231 in Peter Vischers Krönung Mariens (Wittenberg, Hauptkirche) — gemeint ist der Epitaph Henning Gödens, Erzguß 1521 — schlechthin „das Menschliche hineingebracht“ findet („man möchte sagen, in Mensch übersetzt“), so wird man für das Bestreben, im Kunstwerk das rein Menschliche darzustellen und zu sehen, auch Goethes in Italien gereifte Kunstanschauung in Anschlag zu bringen haben. Man sehe auch das Gemäldegespräch im Athenäum der Schlegel nach: Maria (Sixtina) ist keine Göttin, vielmehr das Höchste menschlicher Bildung . . . . man laufe keine Gefahr, vor diesem Bilde katholisch zu werden.

Ansichten über die Kirche: Über Gutzkows Stellungnahme gegen Dogmatik und Wunderglauben berichtet Albert Oppermann (Jahrbuch 1839), „Bulvers Zeitgenossen“ rezensierend; Geiger (Das junge Deutschland und die preußische Zensur S. 207) zitiert einen Ausspruch Herweghs, der Kampf gegen die Anmaßung der Priester sei Gutzkows Lebensaufgabe gewesen, im „Maha Guru“ schon gegen sie die Waffen erhebend, habe er das tragische Ende seines Sauls mit Beziehung auf den Kölner Streit gestaltet. Der junge Laube erlaubte sich in den „Politischen Briefen“ (1833 S. 307) mit Berufung auf das Recht zu einem individuellen Glauben auszurufen: Es gibt nichts Dümmeres als den Begriff der Kirche! Für Heine mag seine „Disputation“, in der jüdisches wie katholisches Dogma gleich scharf verhöhnt werden, hier einstehen. Die verdammendsten Worte schrieb wohl Börne anläßlich einer katholischen Prozession in München (an Jeanette 5. November 1821): Lüge, Komödie .... *aqua tofana*, woran seit 1800 Jahren die Menschheit siecht. Mundt wäre noch für eine deutsch-protestantische Nationalkirche zu haben gewesen, wie aus seinem oben dargelegten Streite mit Steffens hervorgeht, aber gegen die Orthodoxie innerhalb jeder Kirche richtet sich der „Freihafen“ wie der „Telegraph“, der 1839 Nr. 207 f. seinen Artikel gegen den Formalismus eines Claus Harms in Kiel losläßt, dem „Freihafen“ nicht minder gegen den Pietismus sekundiert, wo er eine ähnliche Erscheinung im Wuppertale oder die Propaganda der Berliner Frömmler zu treffen findet (1839 Nr. 49 f. und Nr. 61). Bei diesen Kämpfen tut die Konfession nichts zur Sache, Gutzkow faßt einmal schlechtweg unter Leo-Görresschen Prinzipien zusammen, was Gegenstand des Streites ist (Görres' Triarier, Verm. Schr. 1838—1842 I. 59 f.). Aus dieser Feindschaft gegen moderne Kirchenbestrebungen ergibt sich folgerichtig die Sehnsucht nach dem Urchristentum[1]), welches Wienbarg („Tierkreis“ 1835 S. 196) ausdrücklich von der Kirche trennt, nach jener echten Religion, die Gutzkow als positive Heilkraft gegen das dogmatisch entwickelte System wohl zu achten weiß („Wally“, ed. Wolff, S. 50). Das Urchristentum aber halten sie für entwicklungsfähig, ein Gedanke, den besonders Gutzkow verfocht; wandte er sich doch einmal sogar gegen Börne, der die theologische Debatte in die Vergangenheit verweise und von den Untersuchungen über das Christentum wie von einer antiquierten und verbrauchten Maxime spreche (Beiträge zur .... Literatur 1836 I. 92 f.). Kritiklose Abweisung war ihm da wertlos, zwischen urchristlicher Ethik und Moral der Hierarchie wohl unterscheidend, erblickte er in ihm die größte Tatsache der Religionsgeschichte, in Christus den Mittler unseres

---

[1]) Proelß („Das junge Deutschland“ S. 56) vermutete in Lamennais' „*Paroles d'un croyant*“ (1833) die Anregung.

dialektischen Gefühls, den Erwecker des Bewußtseins, welches Endliches und Unendliches in uns in Zwiespalt setzt, erblickte in der Urstufe Anregung zu geistiger Fortbewegung (Philosophie der Geschichte 1836, später Lit. Anstalt 1845 IV. 35, 145f.). Wie er in den „Narrenbriefen" von 1832 mit dem Ethos des Christentums rang, so verstand er dessen sittliche Welt gegen den praktischen Materialismus in den „Rittern vom Geiste" (1850 V. 282) richtig zu werten. Die Abneigung gegen die Kirche aber blieb: erklärte er doch 1861, der Untergang Roms würde die Deutschkatholiken nicht berühren, der wahre Katholizismus deutscher Bildung sei aus sich selbst einer geläuterten und schönen Zukunft fähig (Ges. Werke I. Serie, X. 326). Er meint auch hier ein Christentum, welches in das Leben wirke, es bejahen helfe, genau so wie Charlotte Stieglitz von Christus sagte, er setze hier Kampf und Sieg, in seiner Lehre sei nicht Weltverleugnung, sondern Weltbeherrschung zu sehen[1]). Wie diese auf einer Auswahl beruhenden Ausführungen hinlänglich dargetan haben werden, stand des „Freihafens" Gesinnung in kirchlichen und religiösen Dingen nicht allein, seine Urteile berühren sich vielmehr auf das engste mit den anderer Jungdeutschen; zu einem gleichen Ergebnisse wird die über das Volkstum angestellte Betrachtung führen.

Der „Freihafen" bringt 1839 II. einen anonymen Aufsatz über Volksfeste und Volksgesang in Schwaben. So naiv der Verfasser sich zu geben und in volksmäßiges Gebaren, mag es sich im Liede oder in festlicher Handlung äußern, einzuführen vermag, das polizierte Staatsleben reizt ihn bald, das Einst und Jetzt eines freien völkischen Lebens abzuwägen: wir sind gebildet, folglich ernst und vornehm geworden, unsere Feste sollen feierlich sein, geordnet, ruhig — Ruhe ist die erste Bürgerpflicht (S. 13). Mit dem Blicke auf die moderne soziale Schichtung wird auch des Autors Rede ernster und setzt zu einer längeren Ausführung an, die mit der Klage „Wir haben kein Volk mehr!" beginnt. Die Masse der Bildung, welche immer tiefer und weiter dringe, habe die geschlossene Kernhaftigkeit des alten volkstümlichen Bewußtseins zerrissen, die Interessen ins Unendliche zerteilt und die ruhige Einheit in tausend flüssige Punkte zerstreut. Losgerissen von der Gesamtheit, stelle die Persönlichkeit sich auf sich selbst, früher dem Ganzen dienend, nehme sie von ihm, so viel sie zu nehmen vermöge. Es fehlt ein nationales Staatsleben, also das Gefühl innerer Zusammengehörigkeit; es gibt daher eine Literatur des Volkes und der Gebildeten,

[1]) Nicht anders dachte Rahel (vgl. III. 450); ihre oft zitierte Forderung nach neuen Religionsformen wird als bekannt vorausgesetzt. — Über Gutzkows schon im „Maha Guru" lebenbejahende Religion und seinen durch Johanneisches Christentum geläuterten Humanismus s. Caselmann a. a. O. S. 29 und 59 ff.

aber keine Nationalliteratur. Mit diesem Satze lenkt der Verfasser unsere Aufmerksamkeit auf ein Hauptmotiv jungdeutscher Strömungen, auf den Mangel völkischen Lebens, der sowohl für die politische wie die geistige Zerfahrenheit Deutschlands verantwortlich erschien. Wäre dieses Leben vorhanden, so wären auch geschichtliche Taten da und diese würden zu sicheren Grundlagen geistig-gemeinsamer Schöpfungen. Der Urheber geschichtlicher Taten ist der Geist eines Volkes; nicht der Dampf der Steinkohlen, sondern der Glühhauch des sich selbst gebärenden Geistes sprüht aus der Stelle auf, wo sich die Tat der Geschichte offenbart. Das Regen und Weben des Volksgeistes ist ein anderes als das der Räder und Maschinen. Nicht von Eisenbahn und Dampfmaschine ist also eine Zukunft zu erhoffen, in der ein Genius die zerstreuten Strahlen sammle, sondern von den geistigen Errungenschaften der Reformation, von den gesellschaftlichen der Revolution des 18. Jahrhunderts. Dieser Aufsatz gibt uns ein typisches Bild vom jungdeutschen Verhältnisse zum Sozialismus ihres Zeitalters: nicht daß etwa an den Gesellschaftsproblemen der Neuzeit vorbeigesehen würde, die zahllosen besonders in Frankreich erschienenen Schriften über Systeme der Volksbeglückung waren zu anreizend, die Umwälzung allüberall zu mahnend, von jungdeutscher Seite wurde gelesen und geprüft, aber die geistige Freiheit war zu sehr gefesselt, als daß die materielle Frage allzu schwer gewogen hätte, das Bürgertum politisch noch zu unfrei, als daß der Arbeiter des vierten Standes Hauptgegenstand der Diskussion geworden wäre: der Begriff vom Volkstum — und das ist die wichtige theoretische Seite dieses Verhältnisses — war, wie aus dem Gedankengang unseres Anonymus hervorgeht, an der Romantik und der idealistischen Philosophie orientiert; an jener, soweit das nationale Deutschtum in ihm mitgedacht wurde, an dieser, soweit der Volksgeist aus sich selbst die Gesellschaftszustände zu einer neuen Ordnung wandeln sollte. Für beide Fassungen des völkischen Gedankens bietet der „Freihafen" Belege. Die erste erscheint am schärfsten geschliffen in der Abschätzung französischen Wesens gegenüber dem deutschen. Ed. Arnd (Die Epochen der Zivilisation, 1841 III. 142 f.) gesteht die Tatsache einer Geistesverpflichtung unter verschiedenen Nationen selbstverständlich zu: was habe Châteaubriand England und Amerika, die Staël, V. Hugo, Aug. Thierry Deutschland zu verdanken! Aber in der Verarbeitung der Erkenntnisse vermißt er Wahrheit und Tiefe, die er deutschem Wesen eigentümlich weiß, und erhebt den Vorwurf der Oberflächlichkeit wiederholt und besonders da, wo von den Franzosen Religion, Sitte und Literatur äußeren Zwecken untergeordnet werden (S. 145, 152). Das Recht auf Nationalstolz, wie ihn Laube in Berangers („Berangers in Tours" 1841 I. 31) verkörpert und begründet vorfand, zu erwerben, das

war nach Mundt die Aufgabe des „sogenannten" jungen Deutschlands, und zwar durch Vermittelung der Interessen eines öffentlichen Nationallebens mit Literatur und Wissenschaft („Gegensätze und Widersprüche in der deutschen Nationalbildung", ibid. S. 93). Novalis blickte sehnsüchtig in das Mittelalter, Mundt hatte in diesem, wie oben dargelegt wurde, die Einheit aller Lebensmächte als dessen romantisches Zeichen gefunden, aber er war jedenfalls weit davon entfernt, die Inhalte jener Einheitsform unverändert wiedererwecken zu wollen; der beste Beweis dafür ist, daß er — gegen die Hallischen Jahrbücher — Hegel als durchaus deutschen Philosophen, die absolute Idee als durchaus deutsche erklärte, welche alle Eigentümlichkeiten und Konflikte der neuesten deutschen Kulturzustände in sich schließe und, wo sie mit protestantisch-stabilen Eigenschaften gefärbt sei, die Phase des neuesten deutschen Geschichtsgeistes bezeichne (ibid. S. 89). Bei Erhaltung des Erhaltenswerten gegen geistige und politische Schranken zu protestieren, mit diesen beiden Mitteln sollte ein neues Nationalleben geschaffen werden[1]). So verstehen wir die Klage jenes Anonymus um entschwundenen Volksgesang und Volksleben, aber auch — und jetzt sind wir bei der zweiten Erscheinungsmöglichkeit des Volksgeistes — dessen demokratische Bedeutung. Daher fügt er sich ganz in jungdeutsches Gedankenleben, wenn Holtei („Briefe aus Grafenort" „Freihafen" 1840 I. 32) über die Medaillen und Ordenssterne spottet, mit denen ein Fürstenhaus Goethe schmückte, und gegen diesen einen einfachen, werktätigen Volksmann ausspielt, wenn Mundt erklärte, alle Volkspoesie trage einen Keim von Opposition in sich, das deutsche Volkslied habe in Scherz und Schimpf so manchen nationalen Widerstand ausgefochten, da in der Anschauung des schlichten Mannes Recht und Freiheit schon wie ein Naturinstinkt lebten („Über Hoffmann von Fallerslebens unpolitische Lieder" 1841 III. 316). Diesen Gedanken verwertete Mundt wieder in seiner „Ästhetik" (1845 S. 335): die moderne Oppositionspoesie möge zur Volkspoesie zurückkehren und zur Volkspoesie werden; er widmete hier aber auch dem Zusammenhange von Kunst und Volk ein eigenes Kapitel (S. 288 f.): die Verschiedenheiten der Bildung unterlägen dem Einflusse bestimmter Naturverhältnisse, woraus ein eigentümlicher Volkscharakter in der Darstellung des Schönen hervorgehe. Damit stand Mundt nicht vereinzelt, Wienbarg hatte in den „Ästhetischen Feldzügen" die Bedeutsamkeit völkischen Lebens für das nationale Bewußtsein und dessen höchste Leistungen, die geschichtliche Tat und die Kunst, 1834 schon gewürdigt, mag er die Anregung dazu aus Goethes „Kunst und Altertum",

[1]) Auch Gutzkow mochte Ende der Dreißigerjahre schon nicht mehr als Wüterich gelten, der alles Bestehende radikal zerstören wolle.

wie V. Schweizer (L. Wienbarg 1898, S. 128) meint, gewonnen haben oder aus der Humanitätsidee Herders, worauf Proelß (a. O. S. 397, 418) aufmerksam machte[1]); er rühmte in seinen „Vorträgen über altdeutsche Sprache und Literatur“ (1838 S. 114) an dem deutschen Volksgeiste, daß dieser, wo er ungetrübt und aus frischer Quelle sich äußere, wie in der Baukunst und späteren Malerei, die allerherrlichsten Werke geschaffen habe. Über seine drastische Unterscheidung zwischen Volk und Publikum[2]) lese man Schweizer a. a. O. nach, sie verdeutlicht so recht seine kräftige und aufrichtige Wertschätzung des Völkischen. Ihm stand Gutzkow wenig nach: die von ihm und Wienbarg geplante „Revue“ sah im Programm als Aufgabe des Deutschen vor, einen gemeinsamen Tempel des Nationalstolzes zu bauen (vgl. Proelß S. 607); doch schon in den „Narrenbriefen“ sprach er vom geistigen Kapital, das in den untersten Klassen angelegt sei, von der dynamischen[3]) Kraft, welche durch die Energie eines äußeren Umstandes plötzlich zu den herrlichsten Wirkungen geweckt werden könne (1832 S. 282 f.). Demokratisierend forderte er in diesem Büchlein mit offensichtlicher Beziehung auf Bayern, ein Fürst baue weder Kirchen nach seinem Geschmack, noch Pinakotheken, er höre vielmehr auf die Wünsche seines Volkes (ib. S. 17, vgl. auch S. 248). Laut pries der junge Laube (Polen, 1833 I. 43) den Wert nationalen Strebens und verdonnerte alle Zerstörer völkischen Entwicklungswillens zu engherzigen Rechenmeistern, Börne verzichtete in „Menzel der Franzosenfresser“ auf Kunst, Wissenschaft, Glauben und alle Freuden des Lebens, wüßte er das Volk nur in der Freiheit, die alle Kräfte zu fördern vermag. Was schließlich die Wahrung des Deutschtums den Franzosen gegenüber betrifft, so hat Heine nicht nur einmal diese gewarnt, den deutschen Michel am Ohre zu zupfen, am schönsten vielleicht am Schlusse der Abhandlung „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“; hier drückt sich die Stellung der Jungdeutschen am klarsten aus: man anerkennt den Fortschritt Frankreichs in der Gestaltung innerpolitischer Verhältnisse, man wünscht, ihren Errungenschaften nahe- und nachzukommen, aber unter Wahrung deutscher Eigenart, an der Heine und Wienbarg nicht minder fest-

[1]) Ich verweise aber auch auf A. W. Schlegels Berl. Vorlesungen, ed. Minor I. 16. — Mundt erkannte die in den „Feldzügen“ vorgetragene Einheit der Kunst mit der Weltanschauung eines jeden Volkes als grundlegend und nannte Wienbarg darin einen Schüler Schleiermachers und Platos (Allgem. Lit. Gesch. III. 358 f.)!

[2]) Ein „Publikum“ charakterisierte wohl auch Börne im „Tischgespräch“; aber erst in den „Nachg. Schr.“ 1841—1847 gedruckt, S. W. ed. Geiger III. 259 f. — Über Wienbargs Romanpläne, die, wären sie ausgeführt worden, einer Art Heimatkunst gedient hätten, vgl. Houben „Jgd. Sturm und Drang“ S. 205.

[3]) Selbstverständlich hier = möglich (potentiell).

hielten als ihre Kampfgenossen; findet sich doch bei letzterem aus dem Jahre 1835 eine nur aus dem Vollbewußtsein deutschen Wesens mögliche Kritik des Franzosentums, wie sie schärfer, aber auch zutreffender kaum gedacht werden kann[1]).

Dies sichere Gefühl für die Wichtigkeit völkischen Lebens mußte das Auge für die neuauftauchenden sozialen Probleme und die Versuche ihrer Lösungen öffnen. Gutzkow hatte in seiner „Wally“ (ed. Wolff S. 176) der christlichen Religion, insofern sie die Entsagung auf diesseitige Güter bestärke, eine nutzbringende Förderung der sozialen Frage abgesprochen, da sie weiter nichts vermöge, als den Arbeiter auf das himmlische Brot des ewigen Lebens hinzuweisen[2]). Anderseits war man, wie aus dem oben zitierten Worte der Charlotte Stieglitz hervorgeht, geneigt, in der christlichen Lehre, wohl im Zusammenhang mit der Überzeugung, daß sie entwicklungsfähig sei, auch Weltbeherrschung zu sehen. Solche Auffassung von der christlichen als Diesseits-Religion bewährte sich später in Mundts „Ästhetik“ (1845), wo er diese, solange sie als transzendente im Dualismus befangen sei, als dualistisch und veraltet, soweit sie aber, Gott in der Wirklichkeit darstellend, an dem modernen Einheitsbedürfnis mitarbeite, als Religion eines neuen sozialen Tatlebens bewertet. Zwischen beiden Auffassungen — auch die Gutzkows ist im Grunde ideologisch gewonnen — stehen etwa die Auseinandersetzungen des „Freihafens“ mit praktischen Systemvorschlägen. Daß der Kampf um kommerzielle und industrielle Interessen neben dem um nationale und religiöse Güter als unabweisliche Erscheinung des Jahrhunderts zu stellen sei, bekennt die „Allgemeine publizistische Übersicht der neuesten Zeitereignisse und sozialen Zustände“ (1840 II. 244 f., anonym). Mit einer Verteidigung der Lehre des Malthus war schon 1839 III. des „Freihafens“ Franz Baltisch dem Verhältnisse von „Armut[3]) und Volksvermehrung“ nähergetreten. Die Gefahr der Übervölkerung, der Schrecken der Eigentumslosen, welche ihre

[1]) So z. B. in den Tierkreiswanderungen 119 f.: Der französische Genius habe sich nie als schaffender gezeigt. W. begrüßt Deutschland als „Zentralkraft“, aus welcher ein neuer Lebensumschwung emporkreisend zu erwarten sei. — Über das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich s. in Walzels Untersuchungen Heft 1 Hans Bloesch, der m. E. den Einfluß Frankreichs überschätzt.

[2]) Dieser Gedanke wurde bereits von Saint-Simon ausgesprochen. Daß Gutzkow bei derlei Aussprüchen an das Christentum denkt, wie es überliefert und von seinen Verteidigern gepriesen wird, als solches aber nicht mehr als Kulturmacht von ihm anerkannt wird, diese Feststellung Caselmanns (a. a. O. S. 62) ist wichtig.

[3]) Ein damals schon wichtiges Thema. Vgl. z. B. Prof. Bülaus Studie über den Pauperismus in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1838, Heft I. — Von Baltisch: Politische Freiheit 1832, Eigentum und Vielkinderei 1846. Über eine ihm „wahrscheinlich“ zuzusprechende Broschüre „Was wollen die Bürgerlichen?“ s. „Telegraph“ 1838 Nr. 170.

Kinder nicht mehr ernähren können, scheint dem Verfasser weder durch staatliche Fürsorge noch durch eine in endlosen Aufteilungen sich bewährende Bodenreform zu bannen möglich; er schlägt vielmehr vor, die drei Achtel verfügbaren Ackerlandes dem freien Verkehre als Ware preiszugeben und zwar durch feste geschlossene Ackerlose. An diesen leider nur in Andeutungen sich ergehenden Aufsatz schließt sich 1840 III. Dr. F. Schmidts „Die neueren Entwürfe zur Regeneration der Gesellschaft", ein durchaus sachlich gehaltener Überblick über die Versuche der Franzosen Condorcet, Saint-Simon, Karl Fourier, der Engländer Godwin, Malthus und R. Owen. Nur einmal tritt Schmidt mit einem Urteile hervor: es seien in deren Lehren vielleicht einseitige oder unausführbare Ideen vorgetragen, aber auch viele herrliche, große und tiefe Wahrheiten. Zwei dieser Ideen aber rühmt er besonders, die der anerkennenden und ausgleichenden Gerechtigkeit und die der Assoziationen. Die erstere ist zufolge der Feststellung, daß alle Menschen ursprünglich gleichen Anspruch auf Glück und Wohlbefinden hätten, der jungdeutschen Idee des Ständeausgleichs, vornehmlich zwischen Bürgertum und Adel, nahe verwandt, die zweite stand den Schriftstellern des jungen Deutschlands zufolge der Gewißheit der vorhandenen Übelstände und der Notwendigkeit einer Reform wenigstens als Postulat vor Augen; als sozialer Gedanke der Organisation, wie heute der Ausdruck lautet, oder der Arbeits- und Wirtschaftsverbände reicht sie bis in unsere Zeit[1]). Mit dem Fourierschen Sozialsystem, seinen Anhängern und Erklärern beschäftigt sich ein Artikel im „Freihafen" 1841 II. (unterzeichnet Paris. R.). Der Referent stimmt den auf praktische Verwertbarkeit zielenden Vorschlägen zu: der Harmonisierung der individuellen und Kollektiv-Interessen durch Anteil des einzelnen an dem Ertrag des „Phalansteriums" im Verhältnis zu Kapital, Talent oder Arbeit, der Ausschaltung des Zwischenhandels, der Verwertung der Arbeit, die nicht mehr aus dem Zwange der Armut heraus ergriffen werden darf, und ihrer Organisation, der Einrichtung der Fourierschen Phalanx, der Normalgemeinde; ja, er ist so sehr auf die Forderungen der Wirklichkeit eingestellt, daß er am Schlusse bekennt, den transzendentalen Teil der Theorie Fouriers deshalb unberührt gelassen zu haben, weil er ohne großen Nachteil vom eigentlichen Sozialsystem getrennt werden könne; weder Politik, heißt es einige Seiten vorher, noch Philosophie, Moral, Religion hätten eine gerechte Verteilung sozialer Aufgaben zuwege gebracht. Diesem nüchternen Be-

[1]) Auch Gutzkow hielt („Bulwers Zeitgenossen") anknüpfend an den Saint-Simonismus den Assoziationsgeist für das vorzüglichste Hilfsmittel, die Schwierigkeiten der Existenz zu erleichtern (vgl. Jahrbuch 1839 S. 280). — Einen Lobgesang auf die Assoziation stimmt auch Dr. Frauenstädt an („Freihafen" 1841 IV. 107).

richterstatter stellt sich der schon erwähnte Dr. F. Schmidt mit seinen Artikeln „Die feindlichen Elemente in der Gesellschaft" zur Seite (1841 I.), der von der Zerstörung des römischen Weltreiches an geschichtlich verfahrend, seiner Zeit nahezukommen versucht. Auch er will kein Theoretiker sein: die Umwälzungen in der Gesellschaft gehen nicht aus Theorien, sondern aus Zuständen hervor, die sich früher oder später Geltung verschaffen. Nachdem er sie für seine Zeit überprüft hat, verlangt er für das Bürgertum eine freie und allgemeine Vertretung, Freiheit der Presse, Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, politische und religiöse Freiheit. Damit sind wir von der materiellen Seite, welche im „Freihafen" ohnehin nur referierend gestreift wird, abgekommen und nähern uns wieder der geistigen Seite sozialer Fragen, welcher die Jungdeutschen stets interessiert gegenüberstanden. Einzig Wienbarg hatte sich jener ersteren zugewandt, als er in den Wanderungen durch den Tierkreis (1835 S. 55 ff., 61 ff.) den Reichtum für ein Unrecht, ja für ein Verbrechen erklärte; Heines Ekel vor einer sozialen Gleichheit ist als bekannt vorauszusetzen, wie dieser scheute auch Gutzkow vor einem praktisch durchgeführten Kommunismus zurück, der, wie er in den Pariser Eindrücken 1846 bemerkt, nur einem sozialen Materialismus Vorschub leiste, welchem Gott, die Welt, die Geschichte, die Fragen der Moral, der Politik, der Kunst und Literatur völlig gleichgültig seien (Lit. Anst. XII. S. 466)[1]. Börne hatte am ehesten sich in eine Angleichung an den Stand der Arbeiter gefunden und wurde von Heine deshalb gehöhnt; aber auch da ist es mehr der deutsche Handwerker, der bald zum Bürger aufrückte, während der vierte Stand des Fabriksarbeiters erst im Entstehen war. Gutzkow empfand z. B. in den Säkularbildern (I. 255 ff.) den Bürgerstand als eine neue Schicht staatlichen Lebens[2]) und diesen hatte man, in Deutschland wenigstens, noch gegen den Adel zu stützen. Man sehe daraufhin die „Ritter vom Geiste" an, wie wenig der Fabriksarbeiter, wie laut der Handwerker darin zu Worte kommt[3]). Der letzte Grund für die noch kühle, mitunter ablehnende Betrachtung materieller sozialer Fragen von Seite der Jungdeutschen, für

[1]) Seine Teilnahme an einem Festmahle der Fourieristen beschreibt Gutzkow in den „Briefen aus Paris" (ib. S. 154 ff.): den immer und oft mühsam Ringenden schreckte ihr „Hedonismus" ab, er glaubt an ihren edlen Willen, nicht an die Tat, an den Zweck, nicht an die Mittel. Weitere Belege bei Caselmann (S. 79).

[2]) Vgl. auch II. 250: Unser bürgerlicher Charakter ist die Bedingung für einen neuen Kunststil.

[3]) Und sehr bezeichnend — neben anderen Beweisgründen — seine Argumentation gegen Fourier (Briefe aus Paris a. a. O. S. 163): „Noch ist nicht alles Fabriksarbeiter . . . . Noch freut sich der Handwerker, wenn sich sein Laden öffnet . . . ."

ihre energische Vertretung des Bürgertums gegen den Adel [1]) ist in dem gewaltigen Unterschiede im Tempo der innerpolitischen Entwicklung Frankreichs und Deutschlands zu suchen: dort hatte die Revolution den Standesunterschied des 18. Jahrhunderts gründlich ausgeglichen und einem vierten Stande den Weg bereitet; hier hatte die Reaktion das alte Problem in das 19. Jahrhundert herübergerettet. So ist es auch jungdeutsch, wenn der „Freihafen" von Margar v. Wolff eine Novelle bringt, deren Hauptmotiv der Standesunterschied ist (1839 II.): die aus ihm entspringenden Verwicklungen werden durch die Heirat eines bürgerlichen Malers mit einer russischen Prinzessin schließlich gelöst. Sehr charakteristisch setzt eine Erzählung der L. Mühlbach (1841 IV.) „Gold und Kohle" mit der Arbeiterfrage ein; was hier über die jämmerliche Lage der Bergarbeiter gesagt wird, ist Einfluß des 19. Jahrhunderts, wenn aber der aristokratische Werksbesitzer einer Arbeiterfrau zu nahe getreten ist und dies den Anlaß zu einer Rebellion im kleinen gibt, so wird man an Motive der Genieperiode erinnert, ganz abgesehen davon, daß die Erzählung der Arbeiter bald vergißt und in eine Familiengeschichte endigt, die laut genug gegen den Adel spricht. Über „Standesunterschiede und der Adel" brachte der „Freihafen" (1841 IV.) einen Aufsatz von Ehrenreich Eichholz [2]), aus dem nur die wichtigsten Gesichtspunkte hervorgehoben werden mögen: Standesunterschiede wurden nicht durch Recht, sondern durch Gewalt geschaffen; wo sie zum verdammenswerten Mittel der Politik geworden sind, hat jede Regierung die Pflicht, den gedrückten Stand zu erziehen, zu bilden und ihm zum allmählichen Ausgleich zu helfen (dem Bürger!); der Adel hat ebensowenig das Übergewicht der materiellen Mittel wie der geistigen, so fehlt ihm für seine Bevorrechtungen jede vernünftige Grundlage. Über das Verhältnis jungdeutscher Schriftsteller zu sozialen Strömungen aber äußerte sich scharfsinnig Levin Schücking in Gutzkows „Jahrbuch" (1839 S. 171): wohl habe die Literatur von den romantischen Höhen herabsteigen und, da „die ganze Zeit eine praktische Richtung genommen habe", dieser Zugeständnisse machen müssen; so sei sie pragmatisch geworden. Doch habe sie sich eben dadurch einen Einfluß auf die sozialen Zustände gesichert und könne hoffen, eine spiritualistische Reaktion (!) gegen das Umsichgreifen der Materie auszuüben. Das war von sozialistischer Schriftstellerei im heutigen Sinne

[1]) Voll entsprechend dieser Tendenz bietet der „Telegraph" 1839 Nr. 169 seinen Lesern bisher Ungedrucktes von Börne über Bürgertum und Adel.

[2]) 1807—1871, s. Brümmer. Das Redaktionsmitglied des Berlin. polit. Wochenblattes hieß nach „Telegraph" 1839 S. 1095 Mayer-Eichholz. Joh. Ed. Ehrenreich Eichholzens Roman „Eduard Elfen" wurde von Fr. Hebbel ib. S. 1561 verworfen.

weit entfernt[1]) und versprach nur eine umbildende, geistig-fördernde Mitarbeit gegen das Veraltete, welches, allzulange festgehalten, allein zu revolutionären Exzessen führt, wie Dr. Fr. Schmidt einmal bemerkt. Jene Mitarbeit aber bedeutete geistig geleiteten Fortschritt.

Daß jungdeutsches Streben vom Gedanken des Fortschrittes beherrscht wird, dies im einzelnen zu belegen, würde einen Zitatenschatz sammeln heißen. Wie dieser Gedanke wirksam wurde, erklärt einerseits der Einfluß französischer Literatur, anderseits sein Zusammenhang mit anderen programmatisch feststehenden Vorstellungen, von deren Zusammenschluß er vielleicht sogar als Ergebnis gewertet werden könnte. Der Referent des „Freihafens" (1841 II.) über „Das neue philosophische System des Lamennais" (anonym) kommt auf den Fortschrittsgedanken des öftern zu sprechen. Lamennais' Ablehnung der kirchlichen Gnadentheorie, welche letzten Endes eine Erschlaffung der menschlichen Tätigkeit zur Folge habe, bedingt ebenso den Fortschritt auf Grund von Gewissen und Vernunft wie seine Opposition gegen die Erbsünde; gegen diese muß die Entwicklung der Schöpfung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen festgehalten werden, die in der Verwirklichung des unendlichen Wesens, im ewigen Fortschreiten der Dinge nach einem nie zu erreichenden Ziele besteht. Dieser Zusammenfassung der im Referate verstreuten Gedanken füge sich noch ein Satz an: Die Schöpfung, einer Pflanze gleich, strebt nach dem Gesetze des Fortschreitens ihre Beschränktheit, die notwendige Bedingung ihrer Existenz, in unendlicher Annäherung an das unendliche Dasein Gottes abzustreifen. Es ist klar, daß der Mensch sich diesem Gesetze ebensowenig entziehen kann wie jedes andere Einzelwesen. Über Condorcets „*Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain*" berichtet, wie schon oben erwähnt, Dr. Fr. Schmidt innerhalb seiner Übersicht über die neueren Sozialsysteme; der Fortschrittsgedanke findet hier nur als Grundlage der vorgetragenen praktischen Besserungsvorschläge Platz, aber führt sich zugleich auf den Begriff der Vervollkommnungsfähigkeit zurück. Mundt selbst gedenkt im „Freihafen" (1841 I. 98) einmal flüchtig des Hauptprinzips der Philosophie Christ. Wolffs, der endlosen Perfektibilität, wichtiger aber ist, daß auch er sich mit Condorcet auseinandersetzte, und zwar sowohl in seiner Literaturgeschichte der Gegenwart (2. Aufl. 1853) wie auch schon in der Allgemeinen Literatur-

[1]) Gutzkow meinte auch, das bisherige Feld der gesellschaftlichen Debatte, der kirchliche und politische Gesichtspunkt reformatorischer Bestrebungen reiche vollkommen aus, um die Arbeit von ihrem Druck, den Lohn von seiner Übervorteilung, das Erträgnis der Natur von ihren künstlichen Lasten zu befreien (Briefe aus Paris a. a. O.).

geschichte von 1846 (III. 16)[1]). Es werde von diesem die maßloseste Perfektibilität des Menschengeschlechtes verteidigt und so sei der Gedanke durchaus abzulehnen, da in dieser Fassung alles Feste und Positive fehle. Aber schon Friedr. Schlegel hat eine Kritik der „*Esquisse*“ in Niethammers Journal 1795 geliefert (Jugendschr. ed. Minor II. 50 ff.), in welcher der Franzose sich mehrmals den Vorwurf des Flüchtigen, einer unzureichenden Methode gefallen lassen muß, da die Bestimmung des Notwendigen in der Geschichte durchaus fehle. Rückschläge in ihr seien unableugbar, auch sie stünden unter einem Gesetz. In „Über das Studium“ warnte er vor der mißverständlichen Anwendung der Vervollkommnungslehre auf die Geschichte, wenn der Blick auf den rechten Moment, auf das Ganze fehle. Nur den Gedanken einer historischen Dynamik wollte er im Athen. fragm. 227 anerkennen. Aug. Wilhelm spendete Condorcet Fragm. 195 zwar ein Lob, nahm aber Friedrichs Einschränkung wie so manchen von dessen Gedanken in seine Berliner Vorlesungen (I. 13) hinüber. Das Kriterium des Romantikers ist dem der Jungdeutschen insofern äußerst ähnlich, als von beiden gefordert wird, der „historischen Dynamik“ ein Gesetz zu geben, anders als Condorcet, da der stetige Fortschritt mit der empirischen Wissenschaft in Widerspruch gerät. So ist der Begriff der Vervollkommnung für die Jungdeutschen auf den der Entwicklung[2]) zu reduzieren, der in ihren Schriften immer wieder vertreten wird im Kampfe gegen das Bestehende. Die Geschichte ist eine ewige Regeneration, sagte Gutzkow (1835) in seiner später umgetauften Abhandlung „Philosophie der Geschichte“ .... Im Begriffe der Regeneration liegt aber das Zugeständnis der geschichtlichen Rückschläge schon eingeschlossen und nicht nur darin berührt er sich mit Fr. Schlegel, sondern auch mit dessen Dynamik in der Anerkennung einer bewegenden und bewegsamen Kraft, für deren unendliche Lebens- und Bildungsfähigkeit die ewige Regeneration der Ausdruck sei. Wiederum erweist hier der Begriff der Bewegung seinen Anteil an jungdeutschem Denken; wie er als Angriffswaffe des Fortschrittes gegen das Veraltete verwertet wird, belege etwa der Umstand, daß Wienbarg aus Schleiermachers Polemik gegen die Unverständigen (Lucinden-Briefe) in seine „Tierkreiswanderungen“ die Worte aufnimmt, die sich gegen die Vernichtung jeder freien Bewegung, gegen den Dienst vor ehernen Formeln richten.

Der Begriff der Entwicklung erfaßt zuvörderst nur eine Form des Geschehens, ihr Substrat ist für die Jungdeutschen

---

[1]) Die beiden Stellen sind gleichlautend.

[2]) Er trat zu Tage auch in der oben besprochenen Hoffnung der Jungdeutschen auf die Entwicklungsfähigkeit des Christentums. Als erster habe Schleiermacher diese gegen die Unfruchtbarkeit des Rationalismus verfochten, behauptete Mundt in der Allg. Lit. Gesch. III. 142.

das Leben, nicht nur in dieser oder jener Erscheinung, sondern es selbst. Beide werden von ihnen so oft und so innig aneinander gebunden gedacht, daß sie wie Korrelatbegriffe auftreten. Die Wertung der Entwicklung aber mußte hiemit zugleich das Leben bejahen als ihren notwendigen Stoff oder mindestens nach dessen Wesen fragen. Die Frage stellt H. Koenig im „Freihafen" (1839 II. 222 ff.); wir wollen ihm in seinen geschichtlichen, naturwissenschaftlichen Abschweifungen nicht folgen, sondern halten uns an das Ergebnis. Das Leben kann im Grunde nur eine Einheit sein trotz seiner verschiedenen Erscheinungsformen; die Unendlichkeit der Welt gewährleistet auch eine Unendlichkeit des Lebens, dessen Geist — alles Dasein ist geistigen Ursprungs gedacht — sein alleiniger Schöpfer ist. Er verbürgt, daß die seelischen Vermögen des Menschen, Gedanken, Gefühle und Wille, ein unbedingtes Maß haben, das nach der absoluten Größe gestempelt, während in der materiellen Welt eine unbedingte Größe nicht vorzufinden ist.

Diese hier in populärer Form vorgetragene Metaphysik — ein wenn auch ferner Nachklang Hegelscher Grundgedanken — ist durchaus den Jungdeutschen gemeinsam. Wenn sie auch die Frage nach der Wurzel des Daseins nicht spekulativ erörtert haben, da sie mehr den Erscheinungen als dem Wesen des Seins nachtragten, so galt für sie dennoch die geistige Durchdringung alles Erfahrbaren als gewiß. Daß von Hegels Philosophie auch der Sinn für Wirklichkeit geweckt wurde, konnte schon aus dem „Freihafen" (s. oben, über Hegel) belegt werden. Gerade an diese Seite knüpften die Jungdeutschen an, an die bewegte und sich bewegende Realität, die von Begriffen konstituiert wurde, und so ist ihre Lebensbejahung stets von geistigen Prinzipien geleitet[1]). Ich verweise hier auf die Fassung des Diesseitsgedankens, wie er anläßlich des Mundtschen Bildbegriffes zur Sprache kam. Er blitzt wieder auf in der anonymen Reiseskizze „In Böhmen" „Freihafen" (1841 III.): nur der Lebensmüde bescheidet sich mit der dumpfen Resignation auf ein selbstgeschaffenes Glück im Diesseits, mit einem noch dumpferen Hoffen auf ein freieres Jenseitsleben, mit einer Wendung ins Religiöse wird von dem schnodderig-radikalen Verfasser das Nonnengelübde ein dämonisch-tragischer Assekuranzeinsatz auf eine ewig-selige Jenseitsexistenz genannt. Der das Leben Bejahende preist es als göttergleich und findet, durch die erlösende Liebe geweckt, in himmelstrunkener Lust seine Auferstehung: diesen Hymnus dichtet G. Kühne in einem Elegienkranz „Liebesduett" („Freihafen" 1838 III.). „Göttergleich" braucht hier

[1]) Von dieser Tatsache aus wird auch der Kunstanschauung der Jungdeutschen, ob realistisch oder naturalistisch, beizukommen sein; eine eingehende Untersuchung hierüber muß einer größeren Arbeit vorbehalten bleiben.

nicht nur eine dichterische Phrase zu sein; man muß sich erinnern, daß sowohl von Schellings Frühphilosophie wie von Hegels Metaphysik Gott unpersönlich, von jenem als transzendentale Einheit, von diesem als absoluter Geist gefaßt wurde, weiter daß Mundt ein starkes Bedürfnis hatte, das Dasein zu harmonisieren; so ist es die stetig zu erstrebende Annäherung an die Einheit im Absoluten, wenn er den Ausspruch tut: Nicht der Tod, sondern das Leben führt zu Gott, das Leben in seiner kräftigsten Bewegung und Sättigung. („Spaziergänge ...." 1838 II. 230). Dieser Lebensbejahung huldigte auch Gutzkow, ich bringe hier mit Absicht einen Beleg bei, der des religiösen Einschlages nicht entbehrt: es ist der gewichtigste Vorwurf, den er in der Vorrede zu Schleiermachers Lucinden-Briefen (1835) der orthodoxen Theologie entgegenschleudern kann: die Natur einzusaugen und das Leben zu begraben. Hören wir noch auf den Ruf Wienbargs in der Vorrede zu den „Tierkreiswanderungen" (ebenfalls 1835), der zeugungskräftigen Gegenwart sich hinzugeben, in die Zeit zu greifen, an das Leben sich zu halten, ein Ruf, in den auch das Werk ausklingt. Daß Gutzkow nach eigenem Geständnis in den Rückblicken die Unterscheidung von Nazarenertum und Hellenismus von Heine überkam, zog schon Proelß heran; bekanntlich fand er aber Heines Pariser Erotik zu platt und des Dichters unwürdig; dem entspricht genau Mundts Urteil in der Literaturgeschichte (1853 S. 603 f.), mit dem er dessen populäre Formulierung als flachen Gegensatz von Geistigkeit und Sinnlichkeit verwirft. Sie vermißten beide an Heine die ernsthafte Betrachtung eines geistig durchdrungenen Lebens, Mundt hatte übrigens im „Zodiacus" (1835 II. 149) schon einen Dichter des Diesseits, den er gegen Göschels pietistische Vermittelungssucht verteidigte, gefunden, es ist Goethe[1]). Von ihm erhofft er eine ethische Wirkung weit ins 19. Jahrhundert hinein; das „Weltkind Goethe" habe der Aussöhnung der modern zerrissenen Weltanschauung zuerst in die Hände gearbeitet, er habe den Gott gepredigt, der in die Welt gekommen und in der Welt (beide Male von Mundt gesperrt!) sich offenbart hat, wenn auch nicht in christlichen Formeln, so doch in der ursprünglichsten christlichen Idee. Als abgesagte Feinde einer spiritualistisch-verneinenden Weltanschauung einerseits, eines nur sinnesempfindlichen Dahinlebens anderseits, fanden die Jungdeutschen in einer geistes- und gefühlskräftigen Erfassung der Umwelt das Mittel, in ihr und an ihr sich zu betätigen. Jener Referent über Lamennais rühmt dessen Klassifikation und Charakteristik der Leidenschaften, die an sich gut und notwendig seien; keine Willenstätigkeit ist ohne sie möglich, im moralischen Wesen

[1]) Für diese Auffassung Goethes bei Laube bringt Przygodda a. a. O. S. 85 Belege aus 1833 und 1834.

sind sie der Ausdruck der wesentlichen und eigentümlichen Kraft, wobei festzuhalten, daß nach Lamennais die Kraft, die Intelligenz (oder Form) und die Liebe (oder das Leben) kosmische Grundvermögen bedeuten, die Leidenschaften also der Ehre einer transzendentalen Ableitung teilhaft werden. Nur wenn die Liebe entartet, die Ordnung, die darin besteht, sich individuell zu lieben, aber das Ganze mehr als sich selbst, gestört wird, werden die Leidenschaften ins Böse gewendet und der antisoziale Egoismus nimmt ihnen das Ursprünglich-Gute. Mündet diese Affektlehre in die gesellschaftliche Betrachtung, so blieb eine andere, von Mundt im „Freihafen" (1841 II. 327 f.) wiedergegeben und freundlich begrüßt, bei ihrer metaphysisch gefärbten Beziehung zu Gott stehen, die Bettinens in der „Günderode": „Gott ist die Leidenschaft. Und fühlst nicht auch hier: das Göttliche, was den Geist des Erschaffens gibt, sei die ungebändigte Leidenschaft? . . . . Was ist Leidenschaft als erhöhtes Leben durchs Gefühl, das Göttliche sei dir nah, du könntest es erreichen, du könntest zusammenströmen mit ihm?" Gewiß wurde der Enthusiasmusbegriff der Romantiker von den Jungdeutschen nicht schlechthin übernommen, als an ihrer Weltanschauung mitbildend darf er jedoch angesehen werden. „Gebt Leidenschaften," ruft Gutzkow einmal den Dichtern zu, „die Leidenschaften reißen hin und völlig gleichgültig ist es, ob sie in einer geschichtlichen Begebenheit oder in einer Anekdote, welche der Dichter sich selbst verdankt, zum Vorschein kommen" (Phönix 1835, Lit. Bl. 31, über Wienbargs „Zur neuesten Literatur"). Der junge Börne aber fordert die Menschen auf, den Schöpfer am meisten dafür zu preisen, daß er sie leidenschaftlich machte. Daß wir durch Leidenschaft nur unser Dasein genießen, durch sie nur nach dem Guten streben, es erreichen und verbreiten, daher der Tugendhafte wie der Bösewicht nicht ohne Leidenschaft seien, dieser näher dem guten Menschen stehe als der kalte Leidenschaftslose[1]) — alle diese Sätze bestimmen den Hauptbegriff als Potenz eines Gefühlslebens, welche über die klägliche Gewöhnlichkeit des Lebens hinwegtreibend den einzelnen zur kräftigen Erfassung des Für und Wider, zur Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit zwingt. Die jungdeutsche Verachtung des Philisters, dessen Typ Börnen der gute Hallenser Bürger darbietet, nimmt etwas von Nietzsches freilich tiefer wurzelndem Kampfe gegen das erbärmliche Behagen vorweg.

Des Saint-Simonismus[2]) wird zwar von allen Arbeiten über die Jungdeutschen als einflußübender Lehre gedacht; bisher

---

[1]) Briefe an Henr. Herz, Leipzig 1861, S. 91 f.

[2]) Durch welche Schriften die Kenntnis vermittelt wurde, z. B. an Laube, darüber Houben „Jgd. Sturm und Drang" 367. — Ich verweise noch auf Menzels Lit. Bl. 1832 Nr. 78, wo vier Bücher über den

wurden aber, soweit ich sehe, nicht einmal die hauptsächlichsten Richtungen seines Einflusses untersucht, vielmehr nur diejenige einer näheren Betrachtung gewürdigt, welche durch den Unverstand der Polizei und W. Menzels die Jungdeutschen in den Konflikt mit der Staatsgewalt brachte. Außer der Emanzipation des Fleisches ist es aber die Frage nach der Vereinigung von höchster individueller Freiheit und Befriedigung des Gesamtinteresses der Menschheit und des Staates, deren Beantwortung vom Saint-Simonismus erstrebt wurde und wirkte, und zwar auf Grund eines „*Nouveau christianisme*“ (1825). Dessen Ziel, der Verweltlichung des Christentums, stimmte Mundt[1]) schon in den „Zodiacus“-Jahren bei, die religiöse Seite der neuen Lehre darf also durchaus nicht außer acht gelassen werden. „Wird vielleicht ein reineres oder das eigentliche Urchristentum daraus hervorgehen?“ fragt Börnes Freundin Jeanette. Börne selbst gestand, an diese Wiederherstellung des reinen Christentums bei den Saint-Simonisten zu glauben, weil sie von geistlicher und weltlicher Macht verfolgt würden wie die Karbonari in Italien (Briefe aus Paris 30. Dezember 1831). Ein Wesentliches an diesem neu gepredigten Urchristentum war jedoch — wir folgen hier Gutzkow in den „Narrenbriefen“ (S. 38) —, daß das Bedürfnis einer Koalition unseres geistigen und materiellen Lebens ausgesprochen wurde. Der Einfluß Saint-Simons macht sich also in drei Richtungen fühlbar: in dem Bestreben nach religiöser Reform, nach Überwindung des Dualismus und anschließend daran nach Neugestaltung der Gesellschaft; er darf aber nicht so hoch eingeschätzt werden, daß er etwa allein das jungdeutsche Denken bestimmt hätte. Orthodoxie, Pietismus, die Junghegelianer innerhalb der protestantischen Kirche gaben reichlich Anlaß zur Bearbeitung religiöser Fragen, die deutsche idealistische Philosophie weckte ein weltanschauliches Einheitsbedürfnis; die sozialistische Theorie der Franzosen fand in Deutschland noch den Kampf des Bürgertums mit dem Adel vor und konnte, nur wo ihre Anwendung auf jenen möglich war, Anregung geben. Hiezu kommt, daß die Jungdeutschen den Saint-Simonismus nicht kritiklos hinnehmen. Börne stimmt seiner Gesellschaftsreform im angezogenen Pariser Briefe nur teilweise zu, Gutzkow urteilt, seine Lehren, der Spekulation entsprungen, könnten nicht befriedigen, „aber sie haben im Schematismus der mannigfachen unsere Zeit durchkreuzenden Tendenzen eine . . . . mathematisch richtige

---

Saint-Simonismus angeführt sind: zwei in französischer Sprache aus 1831, zwei in deutscher, F. W. Carové 1831 und Dr. K. G. Bretschneider 1832; aber auch Blätter für literarische Unterhaltung 1832, Nr. 1ff., 42/3, 90/1, 142/3, 209f.

[1]) Man lese seine Kritik in der Allg. Lit. Gesch. 1846 III. 288 ff. — Sehr belehrend ist Alex. Jungs Gegenüberstellung von Heines und Mundts Christianismus im „Zodiacus“ 1835 II. 136.

Stellung“ („Narrenbriefe“ a. a. O.), in den „Beiträgen zur .... Literatur“ (1836 II. 17) spricht er von Widersinnigkeiten des Saint-Simonismus, in dessen geisttötender Deutung die Rehabilitation der Materie aufgefaßt zu haben, Mundt in seiner Literaturgeschichte der Gegenwart Heinen vorwirft. Von der Rehabilitation der Materie ist der Gedanke von der Emanzipation des Fleisches und der der Frauen nicht zu trennen; und zu dessen Erwägung hat auch der „Freihafen“ einiges beigesteuert. H. Koenig schrieb für 1838 II. eine Skizze „Von Pillnitz bis Sonnenstein“, deren Heldin eine der „Madonna“ Mundts ähnliche Entwicklung durchgemacht hat. Selbständigkeit für das Weib verlangt Elise, will Selbstbestimmung nach der Vernunft, nicht aber dem Herkommen, den Vorurteilen, den Statuten der hundertfältigsten Borniertheit unterworfen bleiben. Der Autor jedoch pariert mit der nun einmal bestehenden Verschiedenheit in der Organisation der beiden Geschlechter, das eine mit Wirksamkeit, das andere mit Empfänglichkeit ausgerüstet; selbst die Vermögen des Geistes, die sittlichen Kräfte, die Lebensanschauungen, die bürgerlichen Pflichten seien ursprünglich männlich und weiblich verschieden. Diese etwas spießbürgerlich geratene Abwehr gesteht schließlich doch zu, daß man die Frauen nicht bloß an das Küchenmesser verweisen dürfe[1]). Weit höher steht Mundts Auslassung in der Kritik der Tieckschen „Vittoria Accorombona“ (1841 I.). Wenn er dessen Ansichten von der Versittlichung des Weibes, die an die höhere geistige Geltung gebunden ist, wiedergibt, so sind das, trotz der Gewundenheit seiner Kritik, seine eigenen Ansichten, da er eine Seite vorher für die Frau höchste Sittlichkeit auf Grund der Vergeistigung aller materiellen Lebensmächte beansprucht. Diese Sittlichkeit sei die höchste Freiheit. Welchen Standpunkt Mundt der kirchlichen Sanktion der Liebe gegenüber einnahm, welche nach Tieck die Ehe nicht sittlich machen könne, ist zweifelhaft; dem Ausspruch Vittorias — er hebt ihn unter anderm durch Fettdruck hervor! — „Nur für das blöde Auge der Menge, nur für den zünftigen Priester, für jammervolle alte Gevatterinnen kann zwischen der privilegierten und scheinbar verbotenen Verbindung ein Unterschied stattfinden“ — dürfte der Mundt der Vierzigerjahre kaum mehr zugestimmt haben[2]). Dagegen billigte er den Frauen

[1]) Mit merklicher Zurückhaltung über die Frauenemanzipation auch Troxler, „Freihafen“ 1840 II. 231, 234.

[2]) Man sehe übrigens seine Verwahrung S. 215, daß dies Ideal der Weiblichkeit — man setze aber hinzu: durchaus — nach seinem Sinne sei. — Die Novelle „Die Geschiedene“ von Leop. Schweitzer (1815—1896 s. Brümmer) berührt nur das Eheproblem: der tragische Schluß erwächst nicht aus der Scheidung und ihren etwaigen sozialen Folgen, sondern aus dem Charakter des zweiten Mannes, eines Schwächlings und Phrasenhelden („Freihafen“ 1840 III.).

einen Anteil an Staat und Bürgertum auch jetzt noch zu[1]), dabei auf den „genialen“ Hippel verweisend, der vor den Saint-Simonisten in diesem Sinne gesprochen und dem er schon in den „Kritischen Wäldern“ (1833) ein ehrendes Denkmal gesetzt hatte. Entdeckte Mundt neben den Franzosen einen deutschen Verteidiger der Frauenrechte in Hippel, so glaubte der Schweizer Professor Troxler, in Goethes Briefen an Lavater aus den Jahren 1776—1783 „die ersten Wurzelsprossen der Emanzipationsschule des Fleisches oder der deutschen Opposition gegen die Oberherrschaft eines geistlichen Geistes“ zu finden („Freihafen“ 1841 II. S. 267 ff.). Er druckt nach Ulrich Hegners „Beiträgen zur näheren Kenntnis und wahren Darstellung J. K. Lavaters“[2]) Stellen aus Goethes Blättern an diesen im Auszuge ab. Heben wir Goethes Bekenntnis „wir Heiden“, die Berufung auf die fünf Sinne, das Lob dieser „schönen Welt“, seine Absage an den Wunderglauben, der eigentlich eine Lästerung gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur ist, und noch die derbe Ausstattung einer kirchlichen Einrichtung, nämlich des Konzils, mit „Pfaffen, Huren und Mauleseln“ heraus, so haben wir hier tatsächlich Angriffe und Abwehren, wie sie die Jungdeutschen später beschäftigten, vor uns. Einleitend wie abschließend bemerkt Troxler, daß der Briefwechsel Goethes mit Lavater sich fast ausschließlich um den Angelpunkt eines tiefen Meinungszwistes in Religionssachen bewegte. Wo der entscheidende Punkt lag, belehrt jener Satz Goethes (S. 274), der die von wem immer angemaßte ausschließliche Geltung eines Bekenntnisses nicht anerkennt — wir geben uns einer jeden durch Menschen und den Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hin! — die Freiheit fordert vielmehr, als Söhne Gottes ihn in uns selbst und in allen Kinder Gottes anzubeten. „Ist das nicht Hegelsche Christologie vor Hegel? Heines Hellenismus im Gegensatz zu Juda- und Christianismus?“ fragt Troxler in der Anmerkung. Nicht mit Unrecht: denn mit Hegels Bestimmung Gottes als des absoluten Geistes war jede Erscheinung der sinnlichen Welt zugleich in ihm gegeben, mit Goethe zu sprechen, sein Kind, mit der Rechtfertigung ihrer objektiven Existenz durch ihn war sie auch nicht mehr eine böse, verneinungswerte, über welche hinaus auf ein Jenseits zu vertrösten wäre, sondern eine zu bejahende; ihre begriffliche Grundlegung bei Hegel verhinderte eine grob naturalistische Weltanschauung, was eben den modernisierten Hellenismus Heines ausmacht. Troxler ist übrigens nicht der einzige, der auf Goethe zurückgreift. Levin Schücking gesteht in Gutzkows Jahrbuch (1839 S. 174 f.), daß der Versuch zur Emanzipation des Fleisches vielleicht zu kraß hervorgetreten

[1]) Wie in den „Lebenswirren“ (1834 S. 87), besonders den gebildeten Frauen, die weniger Rechte besäßen als ungebildete Ladendiener.
[2]) Erschien. 1836. ADB. XI.

sei, aber man habe — Anspielung auf Menzels Denunziation und den Bundestagsbeschluß — den Jungdeutschen die Verteidigung versagt. Schließlich brauche die ernste Besonnenheit der Deutschen keine polizeiliche Intervention, man möge jenen Versuch den zur Emanzipation der Liebe vom Philistertum, von den Vorurteilen nennen, dann seien Goethe und der fromme Lamartine (*La Chûte d'un Ange*) Koryphäen des jungen Deutschlands[1]). Mit solchen Hinweisen, die am Saint-Simonismus vorbeisehen, wurde das Thema — und dies empfanden die Jungdeutschen richtig — geadelt; war es doch für Goethe eine Frage der persönlichen Lebensanschauung und nicht sozialistischer Problemstellung: Wo diese und der Saint-Simonismus es ergreift, es auf die Stellung der Frau erweitert, deren Rechte in *eroticis* übertreibt, gehen die Jungdeutschen nicht mit. Ist es den Saint-Simonisten ernst mit der Emanzipation der Frauen, so seien sie in einem Wahne befangen, urteilt Börne (Pariser Brief a. a. O.). Selbständigkeit des Weibes würde nicht allein die Bestimmung des weiblichen, sondern auch die des männlichen Geschlechtes vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menschliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menschen. Mit einem Schlußwort geleitet er das Weib in die Ehe. Anders und freier faßte Wienbarg die Verbindung „Mann und Weib": daß nicht eines allein, sondern beide erst das gesellschaftliche Individuum darstellen, der Satz sei eine der herrlichsten Grundsäulen des Systems der Saint-Simonisten, die sie aber, wie alle übrigen, oben auf dem Knopfe mit ihrer Schellenkappe behängt haben (Tierkreiswand. 1835 S. 201). Ähnlich spricht Gutzkow von der „tollen Emanzipationsidee der Frauen" und bezeichnet ihre Entdecker, die Saint-Simonisten, als überwiegend verrückt (Philosophie der Tat a. a. O. S. 77). Mundt ironisiert in der Bohemiconymphomachia seiner „Madonna" die neue Lehre; in ihr ruhen zwar Wahrheiten, aber die Verwirrung sei groß. Wohl um die Auswüchse zu treffen, läßt er den Mägdekrieg kläglich im ehelichen Gehorsam des Weibes endigen.

Aus der Lebensbejahung löst sich leicht die Empfänglichkeit für den Reiz der Gegenwart: der „Zeitgeist" wurde ein beliebtes Schlagwort, ihn zu erfassen, an seiner Verwirklichung mitzuarbeiten, wurde zur Aufgabe des Lebens. Er erwachte als Widerstand gegen die Fesseln des reaktionären Polizeistaates, der seine Untertanen an die Zustände vor den Befreiungskriegen zurückgewöhnen wollte; der Freiheitsgedanke feierte seine Auferstehung.

[1]) Aus demselben Bedürfnis nach Abwehr hatte Gutzkow in der Kritik der Kühneschen Klosternovellen („Telegraph" 1838 S. 822) vorgeschlagen, für Rehabilitation des Fleisches, wenn sie in der Literatur Sinn haben soll, Studium der Antike zu substituieren.

Das Gefühl der intellektuellen Freiheit neuerer Zeiten erscheint Ed. Arnd („Die Epochen der Zivilisation“ „Freihafen“ 1841 IV.) als ein unverlierbares Gut, da durch sie die Individualität von allen besonderen und zufälligen Lagen und Äußerlichkeiten getrennt und als etwas über sie Erhabenes gewußt wird; sie ist wertvoller als die persönliche Freiheit des Mittelalters, die mit dem Verluste der individuellen Verhältnisse den wildesten Kriegsmann meist in ein Kloster entließ. Sie wird geadelt werden durch die geschwisterliche Verbindung mit der Sittlichkeit, welche ins deutsche Gemüt schon die edelsten Keime gepflanzt hat; für die Zukunft bleibt zu hoffen, daß die Freiheit die Wurzeln nicht weniger tief schlage. Derselben Erwartung gibt sich ein Ad. Bock[1]) (Über Sealsfields „Cajüten-Buch“ 1842 I.) hin: die deutsche schöne Literatur ist die Literatur der Befreiung; die Literatur der Freiheit will sie erst werden. Sie hat der Philosophie und ihrer Praxis, der Politik („die wir noch erwarten!“), in dieser Hinsicht vorgearbeitet. Dann griff ihr die Wissenschaft vor. Damit diese ihre hohe Mission erfüllen könne, muß man ihr Freiheit der Bewegung gegen die politischen Einschränkungsversuche des Staates und die dogmatischen der Kirche in allen ihren Richtungen lassen, zitiert Dr. Frauenstädt aus Professor Ahrens Rechts- und Staatsphilosophie mit begeisterter Zustimmung (1841 IV. 101 f.). Julius Mosen preist, indem er von den „Räubern“ bis zum „Tell“ kurz die Problemstellung erörtert (ibid. 121), Schiller — gegen Goethe — als den Dichter, der für persönliche oder soziale Freiheit stritt. Das Freiheitsstreben findet wie bei den Jungdeutschen auch im „Freihafen“ seinen Stoff an den staatlichen Zuständen, im besonderen an dem Verhältnis von Individuum und Staat. Nach Ahrens beruht dieses, wie Frauenstädt (a. a. O.) berichtet, im Grunde auf einer Frage des Rechtes, dessen Prinzipien geschichtlich ableiten zu wollen durchaus fehlerhaft sei (S. 83 f.). Das Problem sei vielmehr philosophisch und nicht historisch und die Qualifikation des Rechtes ergibt sich aus der Bestimmung des Menschen, der ungeteilten Entwicklung aller seiner Fähigkeiten und ihrer Anwendung auf alle Ordnungen der Dinge, gemäß der allgemeinen Ordnung und der Natur jedes Dinges insbesondere, Raum zu geben. Aus dieser individualistischen Beantwortung der Frage folgern die Grenzen der Staatsgewalt, welche keine ungerechten Ansprüche auf Beherrschung aller Kräfte, aller sozialen Sphären zu erheben, vielmehr sich ihnen zu koordinieren, ihre Bewegungen zu belauschen, zu verfolgen hat, um jedem Zustand der Entwicklung in dem einen oder anderen dieser Gebiete die sozialen Bedingungen der Existenz und des weiteren Fortschrittes anzupassen.

[1]) Über ihn versagten die mir erreichbaren Nachschlagewerke ebenso wie über den früher genannten Herm. Andr. Müller.

Es bedeutete einen Rückschritt, wenn jemand Staat oder Kirche als die oberste Macht der sozialen Ordnung hinstellte; jedes von ihnen ist nur eines der konstitutiven Elemente neben anderen. Das aber sind die Grundsätze einer konstitutionellen Verfassung, deren Hauptsätze in diesem Referate auch in fünf Punkten skizziert und am Schlusse zusammengefaßt werden, ohne daß dabei des Mittels einer sozial ausgleichenden Organisation vergessen würde. Genau so erkannte der schon genannte C. Biedermann in der Idee der individuellen Freiheit, der Selbstregierung, den Keim der konstitutionellen Form und erklärte die Garantien der Ständeverfassung für allzu beschränkt. Mit einem für den „Freihafen" bemerkenswerten Mut verficht er den „organisierenden Charakter" konstitutioneller Ideen, die man ungerechter Weise destruktiver Tendenzen beschuldigt habe (1841 I. 243 f.). Ed. Arnd unternimmt zwar einen Versuch zu einer geschichtlich gerechten Beurteilung der absoluten Monarchie, ihre Leistungen besonders für das Mittelalter nicht verkennend, weiß aber auch — wieder aus dem Freiheitsbewußtsein heraus — ihre Fehler ins Licht zu setzen: Gewalt für Recht übend, tat sie nichts für die Erweiterung der persönlichen und ständischen Freiheit zu einer allgemeinen nationalen (ib. IV. 65—68). Die Konstitution stellt sich ihm gleich wie die Notwendigkeit einer höheren Entwicklung dar, in welcher die aus dem Altertume geerbte Intelligenz und die persönliche Unabhängigkeit des Mittelalters sich zu einer bewußten, alle Kreise des öffentlichen Lebens gleichmäßig umfassenden Freiheit vereinigen[1]), eine Freiheit, die spezifisch germanisch gewertet und deren Verwirklichung für die nächste Zukunft trotz aller Widerstände aufs bestimmteste erhofft wird (ib. 58, III. 260). Die rechtliche Grundlegung der Konstitution kehrt wieder in dem anonymen Aufsatz „Über den konstitutionellen Geist der nordischen Völker" (1841 IV. 181)[2]), nebenbei der christlichen Kirche vorwerfend, daß sie aus dem völkisch ursprünglich geordneten Zustand ein Chaos gemacht habe. Auch hier fehlt am Schlusse der Ausblick auf eine nahe Erfüllung nicht. Daß bei einem so stark bekräftigten Interesse für Neugestaltung der inneren Politik ein Artikel wie die „Allgemeine publizistische Übersicht über die neuesten Zeitereignisse . . . ." (1840 II.) geheime und öffentliche Regierungsformen, Regeneration und Revolution in ihre Betrachtung zieht,

---

[1]) Dies durchaus entsprechend der Ansicht Gutzkows „Verm. Schr." 1842 IV. 201—206: Das Mittelalter ist auf Persönlichkeiten gegründet, der Volksgeist schlummerte noch. Neuzeitlich ist, daß der einzelne sich an die großen Strömungen innerhalb der Masse fortgibt und jeder zum Zeitgenossen wird.

[2]) Der Aufsatz vergleicht sich gut einer Abhandlung Wienbargs in der Quadriga (1840): Geist der Norwegschen Verfassung.

immer mit mehr oder minder verstecktem Hinweis auf Deutschland, ist selbstverständlich [1]).

Der Mittel, eine konstitutionelle Verfassung durchzusetzen und gleichmäßig für jeden Deutschen zu erhalten, sind zwei: die Einigung Deutschlands und die Freiheit der Presse. Jener redet Friedr. Saß das Wort, das Meer zum Sinnbild nehmend. Im Meere erkennt sich alles Wesen, was zur göttlichen Ureinheit des Menschengeschlechtes hinaufstrebt: Einheit der Wissenschaft und des Lebens, der menschlichen Entwicklung, der Zeit und der Weltgeschichte, und mit einem prophetischen Blick in Deutschlands Zukunft: „Unsere deutsche Heimat ist das Meer"; aber noch finden wir sie nicht, ahnen sie selbst nicht. Ein seekrankes Bernburger Männchen ist ihm der rechte Typus für den politisch kleindenkenden Menschen, der den Sachsen und den Bayer damals allzu gut zu trennen verstand. Welche Macht stelle dagegen das in sich geschlossene Rußland dar und — wieder mit scharfer Voraussicht gesprochen — welch drohende Gefahr! Der Deutsche gebe sich dem Meere hin! Denn das Meer ist freie Bewegung, es duldet auch hier die freie Bewegung (im Druck gesperrt!) an seiner rauschenden Brust und kein Palast und kein Kreuz und kein Schlagbaum steht auf dem Meere [2]). Diesem Manne, der seine Sehnsucht nach Einigung aus echt deutschem Idealismus gewinnt, stellt sich der robuste Anonymus („In Böhmen" 1841 III. 213) zur Seite, der sich mit Selbstironie, wohl auch um seine grobe Sprache zu rechtfertigen, einen politischen Tölpel nennt: Wir besitzen uns nicht, weil wir keinen Trieb zur politischen Einigung in uns tragen, weil wir nicht lassen können von so viel schlechten und armseligen Angewohnheiten, die als gittige Würmer den ganzen Organismus unserer Nationalexistenz bekriechen und je mehr und mehr in ihn hineinfressen, weil wir nicht gesonnen sind, aus Schlafmützen und schwülen Träumern edle dramatische Figuren und tatstarke Politiker zu werden. Mitten in den praktischen Kampf führt uns Karl Buchner, der vom Streite zwischen Landsmannschaft und Burschenschaft — dort Provinzialismus, hier Universalismus — berichtet (Die Universität Gießen 1842 I.); sonderbare, aber auch traurig stimmende Akten über Demagogenriecherei deckt er auf, hier der Gelegenheit wahrnehmend, dankbar Karl Follens zu gedenken, dem er schon „Freihafen" 1841 II. eine Erinnerung

[1]) Der Komik entbehrt nicht die novellistische Verarbeitung des schönen Freiheitsgedankens bei Luise Mühlbach: Sie verherrlicht in einer Novelle „Traijne" („Freihafen" 1841 III.) einen Wilderer, der wie alle, die es ohne Besitz nach Jagd gelüstet, jedes Waldgetier für freies Gut erklärt und seiner unstaatlichen Gesinnung durch seine Abneigung gegen jede Steuerzahlung Ausdruck verleiht.

[2]) Auch Heines „Nordseelieder" gedenkt Saß: Hätte der Dichter sie nur fortsingen dürfen! (1841 IV. 251; zum übrigen S. 231 ff., 42 und 28).

stiftete. Auch in Adolf Stahrs Beitrag (1842 I.) werden wir an jene Zeit gemahnt, in der so manche junge Begabung durch jahrelange Kerkerhaft gebrochen wurde[1]).

Das zweite Mittel, der Konstitution vorzuarbeiten, war die Möglichkeit eines freien Gedankenaustausches in der Öffentlichkeit, die Freiheit der Presse. Jene „Allgemeine publizistische Übersicht ....“ (1840 II.) beschäftigt sich mit ihr in einem besonderen Kapitel. Ausgehend von der Intensivierung des geistigen Lebens in neuerer Zeit, anknüpfend an die Vorbereitung zur Gutenbergfeier — siehe über das Gutenbergsalbum Gutzkows Verm. Schr. I[2]) — bestreitet der Autor die Ansicht Gentzens, daß es unmöglich sei, ein gutes Preßgesetz zu stande zu bringen. Die objektive Wahrheit dürfe immer gesagt werden, dagegen seien Verleumdungen, Beleidigungen in ungebührlicher Form, gehässige Aufdeckung aus dem Privatleben zu bestrafen. Auf Grund des § 18 der Bundesakte sei ein Preßgesetz zu fordern. Preßfreiheit, gegen Mißbrauch geschützt, ist eine der größten Wohltaten für das Volk; diesen Ausspruch des neuen Königs von Dänemark zitiert der Verf. in mahnendem Sperrdruck. Ein Gutenbergfest des Hanauer Singvereines beschreibt H. Koenig (1840 IV.). Die ironischen Bemerkungen über geschickt lavierende Redner, die, man weiß nicht, für oder wider die Preßfreiheit sprechen (S. 148), über den Fürsten, der durch sie endlich die Wahrheit über die Zustände des Landes erfahren soll, nur streifend, halten wir uns an die hier wiedergegebenen Worte Andrées[3]): Von ihm (dem deutschen Volke) geht die Verjüngung Europas aus; erst hat der Germane diesen Weltteil in Besitz genommen und dann gestaltet er ihn durch Ideen. Und die Trägerin, die Verbreiterin dieser Ideen ist die Presse, sie die große Wohltäterin der gesamten Menschheit, sie der Hebel des Völkerbewußtseins. An das Versprechen der Bundesakte erinnert auch Dr. F. Schmidt (1841 I. 147), unter den zusammengefaßten

[1]) Erwähnenswert ist ein Versuch Fr. v. Schönholz' (Zur Geographie der Politik 1841 III.), die politischen Strömungen nach der geographischen Lage der Staaten zu bestimmen. Küstenbewohner seien weniger für innere Politik zu haben als Inlandsvölker. Schillers Ruodi, Baumgarten und Tell werden als merkwürdige Belege angeführt. Wohl derselbe Schönholz, der 1837 über die Brevierminiaturen Philipps II. schrieb und 1840 ein Handbuch aller Wissenschaften herausgab. Eine Notiz im „Telegraph“ 1838 S. 935 erwähnt einen Herrn v. Schönholz als Vertreter der Redaktion des „Modespiegels“. — Über Ad. Stahr (1805—1876) s. ADB. 35 und über K. Buchner 1800—1872 Brümmer; er war 1817 Gießener Student und eifriger Burschenschafter. Nach „Telegraph“ 1838 S. 584 söhnte er sich damals mit E. Beurmann aus; S. 1307 wurde seine Streitschrift gegen den Fürsten Solms-Lich von Gutzkow freundlich besprochen.

[2]) Hier auch über Beiträge jungdeutscher Schriftsteller.

[3]) = Dr. Karl Andrée 1808—1875, Geograph und Publizist, s. Grillp. Jb. XXI. 64.

Punkten bürgerlicher Forderung erscheint auch hier als zweiter die Freiheit der Presse. Troxler gab einen Jahrgang vorher (Heft III, 240) eine kurze Darstellung schweizerischer Kämpfe um sie. Daß auch Schüsse gegen die Zensur abgegeben werden, versteht sich bei dieser Gesinnung von selbst. Koenig spottet über die krebsartige Rückschrittlichkeit (a. a. O. 139 und 142), Schmidt meint, es würde zuviel regiert und verlangt Verwaltungsreform (a. a. O. 151), der anonyme „politische Tölpel" (1841 III. 226) vergleicht Frankreich, Belgien, England mit Österreich. Dort eine alle Personen und Dinge durchzitternde Beweglichkeit und Öffentlichkeit, alles immer klar zu Tage liegend, so Recht wie Unrecht, hier pflichtgemäße Ruhe und Verschwiegenheit, alles hinter Riegel und in Registraturen, so Recht wie Unrecht. Auch die berüchtigte Briefzensur geht im „Freihafen" nicht leer aus: Holtei stichelt (1840 I. 1) auf „Herrn von Nagler Exzellenz", den Leiter des preußischen Postdienstes, unter dem man so gut verstand, Briefe zu öffnen und zu kopieren; auch sonst läßt sich der Verf. der „Briefe aus Grafenort" die Gelegenheit nicht entwischen, die oft verzweifelten Unterdrückungs- und Regierungskünste deutscher Bundesstaaten zu verhöhnen (bes. S. 16 und 19). Die Zensurzustände illustriert drollig eine Stelle aus einer Novelle Amalie Winters[1]) „Der Naturforscher": die Heldin erhält verbotene Bücher von dem sie verehrenden — Polizeiminister.

Daß jungdeutsche Schriftsteller auch außerhalb des „Freihafens" ihre Kraft dem Kampfe um die Einigung Deutschlands, um Konstitution und Freiheit des gedruckten Wortes widmeten, ist zu bekannt, als daß Belege hiefür nicht entbehrlich wären. Anders steht es mit der Kenntnis dessen, daß sie den Zeitgeist auch in der Kunst lebendig wissen wollten. Wienbarg sah in den „Feldzügen" diese nicht anders als in durchgängiger Beziehung zum gegenwärtigen Leben, also als dessen möglichst vollkommenen Ausdruck. Mundt behauptete, als einer der ersten diesen Blick gewonnen zu haben[2]). Aber es blieb bei Forderungen, schriftstellerischen Kundgebungen, die einem Gutzkow zu leer erschienen. Ihm war das Mundtsche Trara! der Posthornsinfonie in der „Madonna" nicht mehr als ein Geschwätz, vagste, leerste Allgemeinheit mit dem ewigen Refrain Zeit! Zeit![3]) Dieselbe

[1]) = Amalie Groß, s. Brümmer.

[2]) S. Draeger S. 26 Anm. 3 und S. 141.

[3]) 28. März 1835 abgedruckt Houbens „Zeitschr. d. j. Deutschl." II. 116. — Die kräftige Weise, in welcher der Gegensatz von positivem Kunstschaffen und negierender Literaturkritik von Gutzkow erlebt wurde, erweist jene Stelle aus der Lenau-Rezension („Telegraph" 1838 S. 954), an der er sogar Brentanos „Gockel, Hinkel und Gakeleja" als zarte, sinnige, liebe, kindliche Poesie gegen die Werke der erfindungsarmen Laube, Mundt und Kühne zu rühmen für wert hält (allerdings „mit Abzug des letzten, in mystischem Weihrauchsqualm er-

Wendung vollzog er im Phönix (Lit. Bl. 13, 1835), das an dieser Stelle etwas verborgene „Glaubensbekenntnis" finde in den bezeichnenden Eingangsworten hier seinen Platz: Ich glaube an die Zeit, die allmächtige Schöpferin Himmels und der Erden, und ihren eingebornen Sohn, die Kunst .... Wohl ließen Novellen des „Freihafens" auch Gegenwartsprobleme hereinspielen, wie deren schon erwähnt wurde, aber sie treten spärlich auf und finden keine wahrhaft künstlerische Verarbeitung. Aber wenigstens energisch verteidigt hat unsere Zeitschrift, Herm. Andreas Müller (1841 II. 218 f.), die neueste schöne Literatur gegen den Vorwurf eines Gervinus[1]), sie sei ein stagnierender Sumpf: die Poesie ist kein eitles, inhaltloses Spiel, in ihr erscheint das Leben des Volkes. Und mit scharfer Ironie fragt er auf Gervinus' Wunsch nach Orkanen, die den Sumpf aufwühlen sollten: „Orkane von außen? Das soll wohl die Polizei bedeuten?" Denselben Gedanken verfolgt Julius Mosen (1841 IV. 126): Die moderne Tragödie sei von Deutschlands nächster Zukunft abhängig. Bei beiden Mitarbeitern aber zeigt sich eine Betrachtungsweise, die m. E. für die gedankengeschichtliche Einschätzung einer späteren, heute noch recht vernachlässigten Periode der Jungdeutschen von Wert ist: Es ist der historische Rechtfertigungsversuch früherer geistiger Entwicklungsabschnitte gegen den „hohlen Pragmatismus" eines Gervinus, so der deutschen Sturm- und Drangepoche[2]), der Kämpfe Lessings, der Freiheitsdichtung Klopstocks bei Müller, der des bürgerlichen Drama bei Mosen. Sollte nicht Rahels[3]) kluges Wort, daß Geist der Zeit nichts anderes als die jedesmal allgemein gewordene Überzeugung sei — auch der alberne Greuel der Hexenverbrennung war einmal Zeitgeist — zur Anbahnung des geschichtlichen Verständnisses mitgewirkt haben und uns das Verstehen dafür erleichtern, daß Gutzkow „Hohenschwangau", Laube einen „Deutschen Krieg", Mundt einen „Thomas Münzer" — um nur die wichtigsten historischen Romane zu erwähnen — schrieb? Gewiß erkannten sie in der Vergangenheit verwandtschaftliche Züge oder projizierten in sie Fragen der Gegenwart, aber daß sie Romane in geschichtlichem Gewande dichteten, verdient beachtet zu werden und nicht zum letzten, ob diese Form-

---

stickten Viertels" des romantischen Märchens). Über die „verfehlten Dichtungsversuche" eines Kühne, Mundt u. a. s. auch „Telegraph" 1839 S. 281). — Über Laubes Entwicklung von liberaler Schriftstellerei zur Kunstdichtung vgl. Przygodda a. a. O. S. 79—83; seines „Abfalls" Rechtfertigung daraus wenig überzeugend S. 131.

[1]) Auch L. Wihl erklärte sich in Gutzkows Jahrbuch (S. 139) gegen ihn, Börne in Schutz nehmend, ebenso der „Telegraph" 1838 S. 1018; anders L. Schücking Jahrb. S. 214.

[2]) Im selben Sinne Gutzkows Epigramm „Gervinus" („Telegraph" 1839 S. 861).

[3]) III. 72 datiert 2. November 1822.

wahl nicht in einer leisen und allmählichen Wandlung ihrer Lebensanschauung ihren ersten Grund hat. Konnte es dem Gutzkow des „Forums" (1831) noch anstehen, von Untergang und Zerstörung zu predigen, mit jeglichem Rüstzeug immer gegen das Zuletztbestehende zu kämpfen, dem jungen Mundt zu sagen, die Kunstwerke der Antike seien nicht Fleisch von unserem Fleisch, nicht Geist von unserem Geiste, und diese als „historische Momente" einfach in die geschichtliche Betrachtung zu verweisen („Lebenswirren" 1834), so stimmten die gereiften Männer gar solch burschikosem Ausruf des Laubeschen Hippolyt „. . . . langweilig wie alles Unzeitige" („Das junge Europa" I.) gewiß nicht mehr zu. Hegels nach umfassender geistiger Weltbeherrschung strebender Historismus konnte nicht ohne Wirkung bleiben[1]).

Die vorstehenden Ausführungen[2]) werden gezeigt haben, daß Mundts Zeitschrift eine jungdeutsche genannt werden kann. Die persönliche Reibung mit Gutzkow besagt nicht mehr, als daß von einer geschlossenen Schule etwa unter Führung eines einzelnen nicht zu sprechen ist; daß sich solch Gegensatz bis in die Gruppierung der Mitarbeiter verzweigt, ist natürlich. Ausschlaggebend aber ist die Gemeinsamkeit sowohl der Gedanken, welche das erfahrbare Leben und seine Gegliedertheit in Gesellschaft, Staat und Kirche in deren einander berührenden oder durchdringenden Triebkräften erfassen, wie auch der, welche dieses Leben an eine Weltanschauung knüpfen, die, in Kunsturteilen, religiösen Anschauungen und bewußter Abgrenzung gegen die Vergangenheit zu Tage tretend, die Eroberung sichern und an der Zukunft mitgestalten will. Gerade der Einsicht in die weltanschauliche Begründung gibt der „Freihafen" Raum, aller Orten öffnet sich der Blick auf die Anlehnung an die idealistische Philosophie. Doch geschah der Anschluß nicht ohne Vorbehalt, wo diese zum abschließenden System gelangte, hier lag die jungdeutsche Grenze gegen die ins Absolute rückkehrende Transzendenz des empirischen Lebens; der Anschluß geschah auch nicht ohne Sprung dort, wo sowohl bei Schelling wie bei Hegel zwischen dem ursprünglich gesetzten, transzendentalen Sein und der aus diesem erst sich entwickelnden raum-

[1]) Über Laubes Hegelstudium in der Naumburgerzeit und den Ausgleich zwischen rein spekulativer und historischer Betrachtung s. Przygodda a. a. O. S. 131.

[2]) Die Beziehungen zu Österreich und Ungarn schied ich aus, um ihrer Bearbeitung noch archivalische Nachforschung dienstbar zu machen. — Die Belege konnte ich trotz Zerstreutheit des Materials größtenteils nachprüfen. Ihre große Zahl ist insofern gerechtfertigt, als m. E. die Frage des „Ballastes" keine methodisch prinzipielle ist, dessen jeweilige Schwere sich vielmehr aus dem bereits geleisteten Umfang literarhistorischer Arbeit über das betreffende Gebiet und deren Geschlossenheit notwendig ergibt.

zeitlichen Welt sich Zwischenstufen einschieben, die noch der übersinnlichen Sphäre angehören, bei Schelling z. B. die Realität der Idee außerhalb unserer Erscheinungswelt, bei Hegel etwa, um nur eines herauszugreifen, die Objektivität in der logischen Sphäre des Begriffes. Am deutlichsten kann dies an Mundts Bildbegriff aufgezeigt werden: sein Bild gehört der raum-zeitlichen Sphäre an, es ist hier auf dieser Welt, wenn es auch der transzendentalen Beziehung niemals entbehren kann; jene vollkommenste absolute Schönheit, die Schelling nur der Idee, die Idealität und Realität als begrifflichen Gegensatz und sachliche Einheit in sich schließt, zugesteht, bleibt für ihn im Dämmergrund. Die idealistische Bindung des empirischen Daseins an das transzendentale Sein aber haben sich die Jungdeutschen erhalten: dies erweist der Entwicklungsgedanke und der mit ihm zusammenhängende Bewegungsbegriff. Mag der letztere vornehmlich dem Mundt-Kreise angehören, bei den übrigen in solch programmatischer Schärfe nicht hervortreten, mag Gutzkow ihn als allzuviel gebrauchtes Schlagwort ablehnen, ihm zu grunde liegt die Anerkennung einer durchgängigen Aktualität des Seins überhaupt, wie sie allen Jungdeutschen gemeinsam ist. Schellings dynamisches Weltbild bereitete jene Anerkennung vor, Hegels Panlogismus bot sie bereits als festgefügte Lehre. Wenn die neuen Stürmer und Dränger diese popularisieren, so sind sie, so oft sie es auch nicht wahrhaben möchten, Schüler Hegels und stellen sich mitten in die ideengeschichtliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts, nicht ohne Verdienst. Denn dadurch, daß sie als gegenwartsbewußte Menschen die Bewegtheit des Geschehens kurzerhand und immer zuvörderst an der praktischen Welt gesehen, geprüft und gefördert wissen wollten, haben sie wenigstens mitgearbeitet an der Stärkung des Sinnes für die erfahrbare Welt, aus deren durch die aufblühenden Naturwissenschaften gewonnenen vermehrten und vertieften Kenntnis, welche die Jungdeutschen freilich noch nicht ahnen konnten, die Anschauung von der Aktualität des Seins, in welchem alles Stabile nur relativ ist, heute sich neu geboren hat.

Soviel über die geistigen Ziele, wie sie aus dem „Freihafen“ widerscheinen; praktisch sollte er, wie aus der recht verschiedenen Eigenart der Mitarbeiter, aus Mundts eigenen Beiträgen hervorging, vermitteln, so schließt er sich an früher von Mundt herausgegebene Zeitschriften entsprechend an und ergreift wohl auch die Gelegenheit einer günstigen behördlichen Stimmung: gerüchtweise wenigstens verlautete, daß man in Preußen etwas locker ließ. Der Berliner Korrespondent der Augsburger Allgemeinen (7. März 1839) meldet, daß die Namen geächteter Jungdeutschen wieder in Journalen erscheinen dürfen, die kleine Chronik des „Telegraphen“ (Februar, Nummer 32, 1839) verzeichnet, die fünf Mitglieder des „sogenannten jungen Deutsch-

lands“ sollen von Berlin aus bedeutet worden sein, daß vielleicht mit dem Jahre 1840 die preußischen Beschränkungen ihrer literarischen Tätigkeit aufgehoben würden. Wenn Draeger einmal sagt, Mundt sei der geborene Vermittler, so trifft dies zu; aber es fragt sich, ob diese Vermittelungstendenz nur aus persönlicher Anlage zu verstehen ist, ob nicht vielmehr auch hierin Hegel der Richtunggebende war, der Begriff der Vermittelung, der bei dem Philosophen in der Erklärung der Erscheinungswelt eine nicht unwichtige Stelle erhielt, nicht auch wie manch andere seiner Denkbestimmungen eine übertragene Anwendung und Veräußerlichung erlitt.

Budapest. Hugo v. Kleinmayr.

Wiener Handschriften.

I. Biblioth. palat. Vindob. cod. 2625*.

Über den Inhalt dieser sorgfältig kalligraphierten und mit leeren Feldern für Initialen und Miniaturen versehenen Pergamenthandschrift vom Ende des 15. Jahrhunderts sagt der Katalog der k. k. Hofbibliothek nur: „*Chants royaux*“, *carmina decantantia morum praecepta.* — Heute ist es nicht schwer, Genaueres festzustellen, als es damals möglich war. Die Handschrift enthält nämlich nicht bloß die angegebenen „*Chants royaux*“, sondern auch eine Totenklage, der zwar nur ein Hinweis auf Angoulême zu entnehmen ist; das genügt aber, um die Aufmerksamkeit auf die richtige Spur zu lenken. Tatsächlich erweisen sich die Gedichte insgesamt als Werke von Octovien de Saint-Gelais.

Die 20 „*Chants royaux*“ oder Balladen nehmen Fol. 1—20 der Handschrift ein, jede ein Blatt mit dem Raum für eine Miniatur. Sie handeln abwechselnd von den verschiedenen Tugenden und den entsprechenden Lastern und wären etwa als *Ballades des Vertus et des Vices* zu bezeichnen. Die Anfangsverse und die Refrainzeilen sind im Catalogue Rothschild Bd. III unter nr. 2582, 6 abgedruckt. Sie finden sich außerdem in der Pariser Hs. B N n. acq. fr. 1158 fol. 37 r°—58 v° und gedruckt in *La Chasse et le depart d'Amours* von Anthoine Verard, 14 avril 1509 fol. B 5 v° mit einer Einleitung in Prosa, die vermutlich nicht von O. de Saint-Gelais ist. Vgl. H.-J. Molinier, *Essai biographique et littéraire sur Octovien de Saint-Gelays, évêque d'Angoulême (1468—1502).* Paris 1910 S. 178 ff. — Diese Balladen wurden für Karl VIII. auf dessen Wunsch geschrieben und O. de Saint-Gelais kündigt sie in den Schlußversen seiner *Vision* an, die er nach dem italienischen Feldzug verfaßte. Da

Karl Ende Oktober 1495 nach Frankreich zurückkehrte, wird die *Vision*, in der Saint-Gelais das Ergebnis der Expedition zusammenfaßt, 1496 entstanden sein und unsere Balladen vielleicht noch im gleichen oder spätestens im folgenden Jahr; denn der junge König wurde schon am 8. April 1498 vom Tod weggerafft.

Das andere Gedicht, *Ha, pleume et ancre, à quoy hores musez*, ist eine Totenklage auf den Grafen Karl von Angoulême, den Sohn Ludwigs von Orléans, den Gemahl Luisens von Savoyen und den Vater des späteren Königs Franz I. Wir werden es *Complainte sur le trespas de Charles, comte d'Angoulême* nennen. Das Gedicht zählt 785 Verse und findet sich auch in der Rothschildschen Hs. 2582 als 14. Stück und in der Pariser Hs. B N n. acq. fr. 1158 fol. 119 r°—137 r°. Vgl. Molinier l. c. S. 169 ff. Karl von Angoulême starb unerwartet früh am 1. Januar 1496, vermutlich alten Stils, d. h. also 1497. Die Balladen und die Totenklage dürften also unmittelbar hintereinander entstanden sein. — In der Wiener Handschrift nimmt die *Complainte* Fol. 21 r°—32 v° ein mit einer Lücke, die von Vers 160 bis 276 reicht und die durch den Ausfall zweier Blätter verschuldet ist. Die Handschrift besteht nämlich aus drei Heften von 4 + 4 + 2 Lagen für die Balladen und aus zwei Heften von 3 + 4 Lagen für die Trauerklage. Vom ersten Heft des zweiten Teiles fehlt die mittlere Lage, d. h. der Raum für 116 Verse und 12 leere Spatien, bei 32 Zeilen auf jeder Seite. Das ist genau das, was ausgefallen ist, nach der Abschrift der Pariser Hs., die Frl. Dr. Elise Richter besitzt und in die mir freundlichst Einblick gewährt wurde.

Wenn die Balladen über die Tugenden und Laster und die Trauerklage über den Grafen Karl von Angoulême kurz nacheinander im Jahre 1496/97 gedichtet wurden, so mag die Wiener Hs. wohl bald darauf als Widmungsexemplar angelegt worden sein. War sie etwa für Karl VIII. bestimmt, so würde dessen plötzlicher Tod es erklären, daß die Handschrift den beabsichtigten Bilderschmuck nicht mehr erhielt. Auf einen anderen Gedanken können jedoch die angesengten oberen Ecken der Pergamentblätter bringen, falls die Beschädigung so alt sein sollte. Im allgemeinen bietet die Wiener Handschrift einen sehr sauberen Text und gute Lesungen; nur an drei oder vier Stellen weicht sie von der Pariser Hs. stärker ab, und zwar gibt sie uns vermutlich die ältere Verfasservariante.

Verschiedene Eintragungen auf den leergebliebenen Seiten am Schluß belehren uns dürftig über die späteren Schicksale der Handschrift. Wir finden den Namen *de la Roque* mit der Devise *Che val sapere a chi fortuna est contra* und weiter *Appartient a moy soubz signe qui l'apportay de Thle' en l'annee 1587*, leider mit ausradierter Unterschrift. In den Besitz der k. k. Hof-

bibliothek gelangte die Handschrift im 18. Jahrhundert mit den anderen Hohendorfschen Handschriften, deren Provenienz meist dunkel ist.

II. Biblioth. palat. Vindob. codd. mss. 2565 und 2587.

Die Handschriften 2565 und 2587 der Wiener Hofbibliothek enthalten Vitae Plutarchs in französischer Übersetzung von der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert. Beide sind gleich künstlerisch ausgestattet, aber von verschiedenem Format und wohl auch aus verschiedener Werkstatt. In beiden folgt aber auf das Explicit der einzelnen Vitae der Spruch *A Domino factum est istud.* Die Hs. 2565 enthält das Leben von Demosthenes, von Cicero und vom älteren Cato, die beiden ersteren nach der lateinischen Übertragung von Leonardo Aretino, das letztere nach der von Francesco Barbaro. Die Hs. 2587 bietet das Leben Hannibals, das auch unter Plutarchs Namen ging, in Wirklichkeit aber von Donato Aciaioli stammt. Dieselbe Devise findet sich auch in Cod. palat. 2581 und 2582, „*Triumphes de Petrarque*".

Der Verfasser dieser Übersetzungen ist nicht angegeben; man kennt aber nur einen so frühen französischen Plutarchübersetzer, Simon Bourgouyn, Baccalaureus der Rechte und Kammerdiener Ludwigs XII. Er arbeitete durchweg nach den lateinischen Übersetzungen. Die Pariser Hs. BN fr. 732 enthält von ihm das Leben des Pompeius nach dem Lateinischen, das Leben Ciceros nach Leonardo Aretino (wie die erste Wiener Hs.) und das Leben Scipios von Donato Aciaioli. Vgl. René Sturel, *Jacques Amyot traducteur des vies parallèles de Plutarque.* Paris 1909 S. 8. Außerdem erwähnt A. de Blignières, *Essai sur Amyot* p. 177 n. 1 ohne Angabe des Fundortes das Leben Hannibals nach Donato Aciaioli von Simon Bourgouyn (wie die zweite Wiener Hs.) und das zweite Buch Plutarchs vom Leben des Scipio und des Pompeius ebenfalls von ihm; eine dritte Handschrift enthält nach Blignières das Leben des Romulus nach Lappo Fiorentino und eine vierte das des jüngeren Cato. Diese beiden Handschriften nennen den Übersetzer ebenfalls nicht. In der Wiener Hs. 2565 schließt aber das Leben des älteren Cato mit einem Hinweis auf das des jüngeren als Fortsetzung: *Lequel fut oncle du philozophe Caton, homme de son aige tres clarificque et florissant en vertu et gloire ainsi qu'il appert en sa vie cy apres ensuyvante.* Alle diese Übertragungen stammen vielleicht aus der gleichen Feder. Für die Wiener Hs. weist auch die Art der Titelfassung auf Simon Bourgouyn. Vgl. z. B. Pariser Hs. BN fr. 732: *La tresillustre vie de Marc Tullus Cycero redigee de Plutarque grec en latin par doctissime et eleguant orateur Leonard Aretin. Et translatee de latin en langue françoyse par Simon Bourgouyn, bachelier en Loix,* und Cod. palat. Vindob. 2565: *La tresillustre*

vie de Cicero redigee de Plutarque grec en latin par Leonard Aretin souverain et elegant orateur et translatee de latin en francois. — Auf ihn scheinen auch die zum Monogramm verschlungenen Buchstaben SNB hinzudeuten, die in beiden Wiener Handschriften unter dem Spruch *A Domino factum est istud* zu sehen sind.

Um eine Vergleichung zu ermöglichen, geben wir hier die ersten Sätze aus dem Leben Ciceros:

La famille et lignee de Tulles la quelle aucun temps apres la premiere origine eut le surnom de Cicero print son originelle naisance d'un lieu nommé Arpinas. Et par certaine oppinion on disoit le commencement de son lignaige estre procede de vng nomme Tulie qui en son temps fut roy des volsquins.

Die Wiener Hs. 2565 ist mit dem Wappen eines Herzogs von Lothringen aus dem Hause Anjou-Bar geschmückt: oben Ungarn, Anjou-Sizilien, Jerusalem und Aragon, unten das jüngere Anjou und Bar und im Mittelschild Lothringen. In Frage kommt nach dem Alter der Handschrift René von Lothringen (1471—1508) als Sohn Friedrichs II. von Lothringen, Grafen von Vaudemont und Yolandas von Anjou, Erbin von Lothringen und Bar, oder dessen Sohn Herzog Anton (1508—1544).

Ph. Aug. Becker.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Essays and Studies *presented to William Ridgeway on his sixtieth birthday 6 August 1913 edited by E. C. Quiggin. Cambridge, University Press 1913.* XXV und 656 S. mit Tafeln und Abbildungen. Geb. 25 sh.

Der vorliegende, mit dem Bildnisse des Gefeierten, 18 Tafeln und 69 Abbildungen geschmückte Band enthält 48 Abhandlungen, die verschiedenen Wissensgebieten angehören. Vorangeschickt ist S. XXIV f. ein Gedicht in griechischen Distichen, in dem John Harrower die wissenschaftlichen Arbeiten Ridgeways feiert. Im folgenden muß sich Ref. begnügen, den Inhalt von 25 Abhandlungen, die in sein Bereich fallen, in drei Gruppen anzugeben: 1. Klassische Archäologie im allgemeinen. G. F. Hill bespricht die Münze von Smyrna, A. W. Gomme bestimmt den alten Namen von Gla; statt des gewöhnlichen Arne nimmt er Phlegya oder Gyrton an (S. 123). Die ἀπαρχαί und die eleusinischen Mysterien bilden den Gegenstand der ausführlichen Abhandlung von F. M. Cornford, während E. Harrison über Δία λίθον und Jovem Lapidem eine ansprechende Erklärung gibt. R. M. Dawkins bespricht eine Gemme von Melos, P. N. Ure behandelt eine schwarzfigurige Vase aus Rhitsona (Mykalessos) in Böotien; vgl. JHS. XXIX (1909) 308 f.; XXX (1910) 336 f.; BSA XIV 226 f. über die Ausgrabungen in Rhitsona. Eine interessante Darstellung: Poseidon, Herakles und Hermes als Fischer bietet eine attische Lekythos aus Sizilien, die E. M. W. Tillyard auf Grund der neuen Publikation erörtert und für echt erklärt gegen Schneider, der sie AEM III (1879) 28, Anm. 12 als moderne Fälschung bezeichnet hatte. Einige ägyptische Königssiegel bringt W. M. Flinders Petrie, eine Frage der römischen Topographie behandelt O. L. Richmond in seinem Aufsatze über die Tempel des Divus Augustus und Apollo Palatinus auf römischen Münzen. Einen bronzenen geflügelten Löwen im British Museum

sieht C. Hercules Read als Erzeugnis baktrischer Kunst aus der Zeit zwischen Alexander dem Großen und Christi Geburt an. R. C. Bosanquet bespricht einige Äxte und einen Speer, F. W. Green eine ägyptische Vase im Fitzwilliam Museum. Als Übergang zur 2. Gruppe „Griechische Autoren" sei erwähnt J. H. Moulton, Notes on Iranian Ethnographie. Elpis und Pandora in Hesiods Ἔργα καὶ Ἡμέραι behandelt A. S. F. Gow, J. T. Sheppart übersetzt und erklärt Vers 36—101 von Alkmans Partheneion, W. M. L. Hutchinson gibt zwei Bemerkungen zu Nemeen III. Von besonderem Interesse ist J. E. Harrison, Sophokles Ichneutae col. IX 1—7 and the δρώμενον of Kyllene and the Satyrs (S. 136—152) wegen der zahlreichen Abbildungen und Erläuterungen, ebenso A. B. Cook, Nephelokokkygía (S. 213 —221); beachtenswert ist, daß in dem Namen der Stadt der argivische Berg Kokkygion gefunden wird. J. P. Mahaffy bespricht die Verwendung von Zahlzeichen in der klassischen Zeit und daraus entstandene Irrtümer bei Herodot und Thukydides. J. J. Beare stellt eine neue Ordnung der platonischen Dialoge auf, H. Browne behandelt Aristoteles' Theorie über die Metrik. Die FHG II 232 enthaltenen drei Fragmente publiziert neu W. H. Duke (S. 228—248): Three fragments of the περὶ τῶν ἐν τῇ Ἑλλάδι πόλεων of Heracleides the Critic; als Abfassungszeit wird 270—200 v. Chr. angenommen; vgl. RE² VIII 484 f. D. S. Robertson handelt über Echtheit und Zeit von Lukians de saltatione, tritt für die Echtheit ein und meint, die Abfassung sei zu Antiochia zwischen 162 und 165 n. Chr. erfolgt. 3. Lateinische Autoren. Mit dem Aufbau des VI. Buches der Äneis beschäftigt sich R. S. Conway, der die Bedeutung dieses Buches richtig würdigt. L. C. Purser gibt Bemerkungen zu Cicero ad Atticum XI. Von den das Mittelalter betreffenden Arbeiten sind zu erwähnen M. R. James, Ovidius De Mirabilibus Mundi und H. M. Chadwick, Some German River-names, von den Anthropologie und vergleichende Religionsgeschichte betreffenden seien erwähnt W. H. R. Rivers, The Contact of Peoples, G. Elliot Smiths, The evolution of the Rock-cut Tomb and the Dolmen (vgl. E. Pfuhl, Zur Geschichte des Kurvenbaues A. M. XXX [1905] 330 f.), J. Rendel Harris, The Dioscuri in Byzantium and the Neighbourhood (hingewiesen wird auf die Kirchen Cosmas und Damianus und St. Maria in Cosmedin in Rom). Den Schluß bilden Versus Eupolidei von R. Y. Tyrrell (S. 641—643) und ein Index der Eigennamen (S. 650—656). Die reichen Literaturangaben ermöglichen dem Leser nähere Orientierung, die guten Abbildungen die erwünschte Anschauung. Das gut ausgestattete Buch wird jeder Bibliothek nicht bloß zum Nutzen, sondern auch zur Zierde gereichen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, begründet von M. Haupt und H. Sauppe. Ciceros ausgewählte Reden, erklärt von Karl Halm. 3. Band: Die Reden gegen L. Sergius Catilina und für den Dichter Archias. 15., umgearbeitete Auflage von Wilhelm Sternkopf. Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung. 231 S. Preis 2 M. 40 Pf.

Die vorliegende Ausgabe hat mit der von H. Laubmann besorgten 14. Auflage sehr wenig gemein. Sie stellt eine durchaus selbständige Leistung, eine wertvolle und erfreuliche Bereicherung der Cicero-Literatur dar. Der neue Herausgeber hat bekanntlich in einer Reihe gediegener Untersuchungen und außerdem durch seinen Kommentar zu den Philippischen Reden Ciceros (3.—10. Rede)[1]) unser Wissen von dieser Zeit gefördert. Dies gilt auch von der vorliegenden Neubearbeitung, deren Umfang gegenüber der 14. Auflage nahezu auf das Doppelte angewachsen ist.

Die prächtige Einleitung zu den Catilinarischen Reden erörtert in sorgfältigster und zugleich fesselnd geschriebener Darstellung all die verschiedenen mit dem Gegenstande verknüpften Probleme, so z. B. die Frage bezüglich der sogenannten ersten Verschwörung, bezüglich des Tages, an dem die erste Rede gegen Catilina gehalten wurde usw., die mit selbständigem Urteil gründlich erörtert und in befriedigender Weise entschieden werden. Bezüglich der ersten Rede gegen Catilina ist St. mit Recht der Meinung, daß sie keineswegs ganz improvisiert, sondern dem Inhalte nach jedenfalls wohl vorbereitet war. St. spricht sich darüber S. 19 also aus: „Ob der Redner die Form extemporierte, das hängt davon ab, ob er auf Catilinas Erscheinen rechnete oder nicht. Wir glauben das erstere.“ Auf die Einleitung folgt eine klare Gliederung der Reden. In einer Vorbemerkung wird dem Irrtum vorgebeugt, daß Cicero in Sachen der Catilinarischen Verschwörung bloß jene vier uns erhaltenen Reden gehalten habe, und gezeigt, von welchen Grundsätzen sich der Redner bei der Veröffentlichung gerade dieser Reden leiten ließ. Sehr ansprechend ist die Würdigung der vierten Catilinarischen Rede, die von St. mit vollem Recht als „ein diplomatisches Meisterstück“ bezeichnet wird. Für die Einleitung zur Rede *pro Archia poeta* konnte St. seine gründliche Untersuchung im Hermes (1907, S. 337 ff.) verwerten. Die Absicht, die Cicero mit dem wichtigeren Teile dieser Rede (*extra causam*) verfolgte, kennzeichnet St. S. 168 treffend dahin, daß der Redner die willkommene Gelegenheit benützte, „um als ein Führer des modernen gebildeten Römertums ein öffentliches Zeugnis abzulegen für den Segen der höheren Geisteskultur, um für Kunst und Wissenschaft und hellenische Bildung

[1]) Über diese von der Kritik mit einstimmigem Beifall aufgenommene Ausgabe vgl. des Ref. Anzeige in diesen Blättern 1913, S. 731—738, 1914, S. 232—237.

eine Lanze zu brechen und das nationale Vorurteil gegen die *optimarum artium studia* zu bekämpfen".

In der Bewertung der Handschriften der Reden gegen Catilina folgt St. wie Clark mit Recht der Führung Nohls, jedoch mit selbständigem Urteil. Aus dem reichhaltigen „Kritischen Anhang" (S. 213—231) ersehen wir, daß St. vielfach auch die Klauseltechnik mit Recht als unterstützendes Moment für die von ihm gewählte Leseart heranzieht.

Cat. I 22 möchte ich die von mir früher (in der Besprechung der Ausgabe Nohls Wochenschr. f. kl. Phil. 1913, S. 209) gegen die bestüberlieferte Schreibung *colligas* (Vulg. *corrigas*) geäußerten Bedenken nicht mehr aufrechthalten. — Dagegen könnte ich mich nicht dazu verstehen, ebenda mit Sternkopf (nach Nohl) in dem Satze *dummodo tua ista sit privata calamitas* an dem *tua* festzuhalten, wobei mit *calamitas* das Exil Catilinas bezeichnet würde. Vielmehr kann Cicero nach meinem Empfinden doch nur sagen: Doch das (nämlich die *tempestas invidiae*, die mir droht) will ich gern auf mich nehmen (*est tanti*), wenn ich so durch ein Opfer, das ich persönlich bringe, vom Staate selbst das Unglück fernhalte. Das — überdies an wechselnder Stelle — überlieferte *tua*, dankt wohl, wie Eberhard es aussprach, nur einem Mißverständnis der Stelle seine Einfügung. Warum die dem Redner drohende *tempestas invidiae* nicht als eine *calamitas* bezeichnet werden könne (Nohl im Kr. A. z. d. St.), vermag ich nicht einzusehen. Einen ähnlichen Gedanken spricht der Redner in § 11 aus: *videbam perniciem meam cum magna calamitate rei publicae esse coniunctam.* — Von wichtigeren Schreibungen St.s seien noch folgende angeführt: Cat. I 24 *sacrarium scelerum*, so mit Recht nach α, — gut die Anm. z. d. St. —, während die Mehrzahl der Herausgeber *scelerum* tilgt. — Cat. II 4 wird die La. *ne vobis quidem omnibus re etiam tum probata* (so β γ) mit Recht gegen Nohls Bedenken in Schutz genommen, wie ich es schon in meiner oben erwähnten Anzeige getan hatte. — Ebd. § 12 bleibt bei der von St. in den Text aufgenommenen Schreibung . . . *paruit. Qui ut* (so β γ) die Beziehung des *qui* eine kaum erträgliche Härte. Denn es bezieht sich nicht, wie jeder erwarten muß, auf das grammatische Subjekt des vorausgehenden Satzes — das ist Catilina —, sondern soll sich „auf die in den vorhergehenden Sätzen unterstrichene Hauptperson" beziehen. Die bisherigen Heilungsversuche befriedigen teils an sich nicht, teils sind sie in klauseltechnischer Hinsicht mangelhaft. Ich möchte folgenden Vorschlag machen. Der Vorwurf (§ 12 Anfang), Catilina sei durch die Drohungen und das Machtwort des Konsuls ins Exil getrieben worden, erfährt zunächst durch den Satz *homo videlicet timidus . . . paruit* eine ironische Begründung und wird dann in dem mit *ut hesterno die* beginnenden Satze

in allem Ernste widerlegt. Als eine besonders eindringliche Form der Widerlegung verwendet der Redner hier nun die argumentierende rhetorische Frage mit vorausgeschicktem *quid?* Die Stelle hat also, wie ich glaube, folgendermaßen zu lauten: *Quid?* (so a) *ut hesterno die, cum domi meae paene interfectus essem, senatum in aedem Iovis Statoris convocavi, rem omnem ⟨nonne⟩ ad patres conscriptos detuli?* Wie? sagt Cicero, ich allein, der eigenmächtig vorgehende Konsul, wäre es gewesen, der Catilina hinausdrängte? Habe ich nicht vielmehr, wiewohl ich am Leben bedroht war, den Senat ausdrücklich zu dem Zwecke berufen, um diesem die ganze Sache vorzulegen und die Entscheidung zu überlassen? *Nonne* erscheint hier, wie dies in solchen Satzformen üblich ist, dem betonten Begriff (*rem omnem*) nachgestellt. Daß aber *nonne* nach *omnem* außerordentlich leicht ausfallen konnte, liegt auf der Hand. Dies hatte dann die weitere Verderbnis (*qui*) zur Folge. Für eine solche Stellung der Fragepartikel in dem auf das argumentierende *quid?* folgenden Satze bietet der Sprachgebrauch der lateinischen Schriftsteller eine Menge ähnlicher Beispiele, vgl. etwa auch Menge Repet. 410. — Cat. III 25 schützt St. mit triftigen Gründen den von Nohl u. a. als Interpolation getilgten Satz *atque illae tamen omnes dissensiones — diiudicatae sint.* — An der bekannten schwierigen Stelle Cat. IV 11, einer wahren *crux interpretum,* nimmt St. den von mir vor Jahren gemachten Heilungsvorschlag[1]) in den Text auf. Dieser lautet: *me atque vos a crudelitatis vituperatione ⟨prohibebo⟩ atque obtinebo* cet. In x fehlt das erste Verbum, dafür liest man da *p. R.* (*populo Romano* a), in anderen Hs. ist die Lücke willkürlich ergänzt. Ich habe nun a. a. O. gezeigt, daß die falsche Lesung der ersten beiden Buchstaben von *prohibebo* den Wegfall des Wortrestes herbeiführte, zumal unmittelbar danach *obtinebo* folgt. Andere Heilungsversuche haben, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, die verschiedensten Bedenken gegen sich. Meine Vermutung wurde mehrfach als sehr probabel bezeichnet. Daß sie nunmehr von einem so vorsichtig abwägenden Kritiker und gründlichen Kenner des Ciceronischen Sprachgebrauches in den Text gesetzt wurde, ist mir eine Genugtuung. — Arch. 4 ändert St. das überlieferte *antecellere contigit* nach der Vermutung Ernestis, dem auch Clark folgte, in *antecellere coepit.* Die Herausgeber haben sich sonst allgemein mit der bei Cicero ganz unerhörten Konstruktion des *contigit* mit dem Infinitiv abgefunden und auch in den Grammatiken wird diese Stelle als ein ganz vereinzeltes Beispiel aus Cicero angeführt, wiewohl auch das Fehlen des *ei* bei *contigit* etwas

[1]) Im Programm des Nikolsburger Gymnasiums 1891 und in der *praefatio* meiner Ausgabe der Catilinarischen Reden.

bedenklich ist. Zur Unterstützung der Schreibung *coepit* möchte ich noch auf die Tatsache hinweisen, daß Cicero, wie hier: *antecellere omnibus ingenii gloria coepit,* es liebt, *coepit,* von seinem Infinitiv getrennt, ans Ende des Satzes zu stellen; vgl. *respirare a metu coepit* Cluent. 200; ebenso Verr. 1, 64; 3, 67; 4, 75; Cat. 2, 4. Schwierig ist es freilich zu sagen, wie aus einem ursprünglichen *coepit* das überlieferte *contigit* werden konnte[1]). — Cat. II 25 schreibt St. mit geringeren Hs. *eget ille senatu, equitibus, populo Romano* mit ansprechender Begründung in der Note z. d. St., die neueren Herausgeber alle: *senatu, equitibus Romanis.* — Cat. III 22 bietet St.s Schreibung *iam vero in illa Allobrogum sollicitatione* (codd.: *i. v. illa A. sollicitatio*) eine einfachere Lösung der Schwierigkeiten der Stelle als die Tilgung der Worte *illa A. s.* (so Nohl nach Mommsen) oder die Annahme einer Lücke. — Cat. IV 8 *esset opposita,* St. nach eigener Vermutung, während Clark und Nohl das überlieferte *posita* nach einer Vermutung C. F. W. Müllers durch *proposita* ersetzen. Dem Sprachgebrauche Ciceros und dem Sinne der Stelle entspricht das eine wie das andere; für *opposita* spricht die bessere Klausel. — Arch. 32 ändert St. die verderbte Schreibung der codd. (*quae firme a me*) nach eigener Vermutung also: *quae efferens me a mea* cet. Diese Änderung entfernt sich zwar etwas weniger von den Spuren der Überlieferung als verschiedene andere, mit denen man der Stelle aufzuhelfen suchte; doch daß *se efferre a consuetudine* bedeuten könne „sich über die Gewohnheit erheben und einen höheren Schwung nehmen", scheint mir nicht recht glaublich. Würde es dann nicht vielmehr *supra consuetudinem* heißen müssen? Auch klingt *efferens me* m. E. etwas gar zu unbescheiden.

Die erklärenden Anmerkungen entsprechen durchaus den Erwartungen, die man von St. nach seinem vorzüglichen Kommentar zu den Philippischen Reden hegen durfte. Fußend auf vollständiger Beherrschung der einschlägigen Literatur, verbreiten sie sich mit musterhafter Sorgfalt über alle Gebiete der Erklärung. Für die sachliche Erläuterung kam dem Herausgeber seine eindringende Kenntnis der Ciceronischen Zeit zustatten. Die sprachlichen Beobachtungen und Erläuterungen bieten auch dem mit diesen Reden Ciceros vertrauten Leser mannigfache Anregung und Belehrung und Ref. bekennt, daß es ihm eine rechte Freude gewesen sei, sich mit St.s Kommentar eingehend zu beschäftigen. Einige kleine Proben mögen hier zur Veranschaulichung der Erklärungsweise St.s angeführt werden: Cat. II 14 zu *Manlius iste centurio:* „*centurio* ‚Feldwebel'

[1]) Vielleicht nicht allzu schwierig, wenn man an Uncialschrift denkt, besonders bei der Annahme einer Zwischenstufe *cogit.* H. Sch.

(nicht ‚Hauptmann‘). Die Zenturionen gingen aus den gemeinen Soldaten hervor; der Offiziersrang war ihnen verschlossen. Cicero betont diese Stellung des Manlius, weil es lächerlich ist anzunehmen, daß ein solcher Mann *suo nomine* dem Staate den Krieg erklärt habe. Vgl. Hor. Sat. I 6, 72, wo die Zenturionensöhne ironisch als *magni pueri magnis e centurionibus orti* bezeichnet werden“. Oder III 22 zu *deorum templis sunt funestos ac nefarios ignes inferre conati:* „Die Zerreißung der Verbalform *sunt conati* dient einem doppelten Zweck: durch das tonlose *sunt* werden die Gegensätze *deorum templis* — *nefarios ignes* gesperrt und am Schlusse gewinnt der Redner die beliebte Klausel ⏒́ ⏑ ⏒́ ⏒́ –“. Nicht zustimmen kann ich St.s Auffassung der Worte *non est saepius in uno homine summa salus periclitanda rei publicae* (Cat. I 11), wonach *in uno homine* „in der Person eines einzelnen“, nämlich *Ciceros* bedeuten soll. Es ist vielmehr nach meiner Überzeugung kein Zweifel, daß mit *in uno homine* nur Catilina gemeint sein könne. Der Zustand, sagt der Redner, daß ein einziger Mensch wie Catilina eine ständige Gefahr der Existenz des Staates bildet, ist unerträglich und kann nicht länger geduldet werden. Das allein ist der vom Zusammenhange geforderte Gedanke, der übrigens in mannigfacher Variation die ganze erste Rede gegen Catilina durchzieht. — Ebd. § 15 *tuas petitiones* —, *ut aiunt, corpore effugi;* hier vermisse ich die Bemerkung, daß die durch das beigegebene *ut aiunt* als sprichwörtlich gekennzeichnete Wendung der Fechtersprache angehört; vgl. über die *Termini* der Fechtersprache die instruktive Note Landgrafs in seiner Ausg.[2]) der Rosciana § 33 zu *telum recepisset* und meine Bemerkung dazu in diesen Blättern 1916, S. 317.

So sei denn zum Schluß Sternkopfs schöner Kommentar, der sich auch durch einen besonders klaren und scharfen, die Augen schonenden Druck auszeichnet, dem eingehenden Studium der Fachgenossen wärmstens empfohlen.

Wien. Alois Kornitzer.

Otto F. Jahn, Schuldramen in analytischer Übersicht. I. Band. Von Sophokles bis Schiller. Wien und Leipzig, 1914, Tempsky.

Das vorliegende Buch behandelt 39 Stücke von Sophokles, Euripides, Aristophanes, Shakespeare, Calderon, Lessing, Leisewitz, Goethe und Schiller, darunter auch solche, auf deren eingehende Durchnahme im Unterrichte wohl kaum jemand verfallen dürfte wie etwa die „Stella“; ein zweiter Band über 48 Stücke von Kleist, Uhland, Raimund, Körner, Grillparzer, Werner, Bauernfeld, Halm, Gutzkow, Ludwig, Hebbel, Wagner, Freytag, Ibsen, Anzengruber, Hauptmann und Schönherr soll folgen. Das Schema für die Behandlung jedes Stückes ist folgendes: Zeit der

Abfassung und bedingende Literaturströmungen, Quellen, Vorgeschichte, Gang der Handlung, nach Akten und Auftritten gegliedert, Ziel der Handlung (bisweilen auch Katastrophe oder gar „Grundgedanke" genannt), Motive, Vorläufer und Nachfolger.

Zu meinem Bedauern muß ich das Buch, das sich auf der Buchhändlerschleife als „Maturarepetitorium" bezeichnet, im allgemeinen und im speziellen ablehnen. Im allgemeinen deshalb, weil es trotz der Verwahrung des Vorwortes kaum je eine andere Verwendung finden kann, als die Lektüre der Werke überhaupt oder mindestens ihre geistige Aneignung zu ersparen. Es ist unglaublich und betrübend zugleich, wie viel Geld selbst minderbemittelte Schüler und Eltern für derlei Machwerke ausgeben, die sich eben noch auf dem schmalen Raine des nicht geradezu Verbotenen bewegen, jedenfalls aber eigene geistige Arbeit überflüssig machen sollen. Wer aber den Schätzen der Literatur nie anders als auf solchen Wegen genaht ist, wird sie sicherlich sofort in den Winkel werfen, sobald er sie nicht mehr „für die Schule" braucht. Darum sind derlei Bücher einfach schädlich, selbst wenn sie gut gemacht sind, was allerdings selten der Fall ist und bei dem vorliegenden Band gar nicht zutrifft. Die Ausführungen bleiben nicht nur durchaus an der Oberfläche (man vergleiche etwa „Faust" II, „Aias", „Richard III." oder die „Jungfrau"), sie bieten vielfach auch Ungesichertes als Tatsache oder direkt Unrichtiges und das manchmal in einem so ungepflegten Deutsch, daß ein Schüler, der diese Ausführungen vertrauensvoll wiedergeben wollte, sehr unangenehme Überraschungen erleben könnte. Beispiele für den Stil: Jahn konstruiert „bedeuten" im Sinn von „verständigen" konsequent mit dem Dativ (S. 96, 196, 260); Gewissensbisse quälen bei ihm „auf der Seele" (S. 110); er redet von „Arkas' gerüchtweiser Meldung" (S. 175), von einem „Hofduell" (S. 186), vom „großen Romanhelden Wilhelm Meister" (S. 206); „Kreon schüchtert die Meldungen ein" (S. 14); „Mephisto will dem Faust Gretchens Zimmer zeigen; zu diesem Behufe verlangt Faust ein Geschenk für sie" (S. 196); „Der Mohr erscheint mit einem Zettel und will indes Fiesko erstechen" (S. 221); „Kalb steht, da er von Ferdinands Drohung mit der Enthüllung des Verbrechens seines Vaters hört, der Verstand still" (S. 230); „Luise beruht auf der von ähnlichen Gefühlen belebten Emilia" (S. 233); „Buttler hat sich von Gallas nicht abreden lassen, fern zu bleiben" (S. 253); „Die Erregung sprengt die Wände des Saales" (S. 256); „Krankheitsanfälle wirkten störend, aber auch die Furcht, den Termin des Buchhändlers zu überschreiten" (S. 281); „Tell hatte die Fesseln gelöst bekommen" (S. 310). — Belege für die sachliche Unzuverlässigkeit: „Ödipus wandert von Delphi nach Norden" (S. 15); „Portia hat einige körperliche Züge mit Königin Elisabeth gemein" (S. 46); Ewald Kleist ist „schlachtendurstig" (S. 115); „Philotas stellt durch

einen freiwilligen Tod die verletzte Heldenehre wieder her. Dieses grundlegende Motiv entstammt dem ‚Aias‘ des Sophokles“ (S. 117); „in der ‚Minna‘ werden alle Namen, die auf die Zeitgeschichte anspielen, unterdrückt“ [z. B. Friedrich II., Prinz Heinrich; Anm. des Ref.] (ebd.); „Lessing wirkt in der ‚Emilia‘ mustergültig durch seinen strengen Aufbau, namentlich für Goethes ‚Götz‘“ (S. 133); „Saladin macht die Geldbeschaffung für die Kriegführung seines Vaters auf dem Libanon Sorgen“ (S. 136); „Maria zwischen Weislingen und Sickingen gemahnt wohl an Kleopatras ähnliche Lage bei Shakespeare“ (S. 152); „Mephisto, der Sendling des Erdgeists, erscheint uns ursprünglich im Urfaust ganz klar als Abbild Herders“ (S. 207 f.); „Goethe wendete sich in der ersten Weimarer Zeit ganz von Sturm und Drang ab“ (S. 209); die Solitude ist „bei Stuttgart“ (ebd., Anm.); *in tyrannos* heißt „gegen den Tyrannen“ (S. 211), *annales Ferdinandei* „Jahrbücher der Ferdinande“ (S. 247); „Bellievre wirbt für seinen Dauphin um Elisabeth (S. 275); „Die ‚Braut von Messina‘ hat den Vatermord (?) mit dem ‚König Ödipus‘ gemein“ (S. 302); Boris Godunow ist ein „walachischer Adeliger“ (S. 315). — Kritisches Urteil: „Nach dem 13. Buche von ‚Dichtung und Wahrheit‘ hat sich Goethe im ‚Götz‘ der Richtung derer angeschlossen, die — wie Schröder in seinen Bearbeitungen englischer Lustspiele zeigt — unzufrieden waren, daß durch die bürgerlichen Trauerspiele ‚das deutsche Theater sich völlig zur Verweichlichung hinneigte‘“ (S. 152); „Das Zauberhafte (im ‚Faust‘) ist es am ehesten, das allem eine größere lyrische Ruhe verleiht“ (S. 208); „viel berechtigter (als der Schluß der ‚Räuber‘) ist da die ähnliche Katastrophe in Franzos' Roman ‚Ein Kampf ums Recht‘“ (S. 217); „wie viel lebendiger ist Wurms Zeichnung als die seines Vorbildes Marinelli!“ (S. 228, Anm.). — In dem Verzeichnis der Eigennamen mit Aussprachebezeichnung fehlen Hamlet, Stuart, Rapin de Thoyras, Levesque; falsch ist die Aussprache angegeben bei Guido und Guise, die Betonung bei Baudricour, Diderot, Dunois, Fontane, Orleans, Riccaut, Valois. — Wenn ich noch hinzufüge, daß ich natürlich für jede Gattung von Bedenken gegen das hier angezeigte Buch nur einige Beispiele aus meinen überreichen Sammlungen angeführt habe, so wird man meinen Zweifel begreifen, ob es wirklich nach der Versicherung des Vorwortes „einem Bedürfnisse bei Lehrenden, Studierenden und Literaturfreunden abzuhelfen“ in der Lage ist.

Triest. Alfred Nathansky.

Walther Eggert-Windegg, „Der Barde“. Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. München, C. H. Beck. 4 M. 50 Pf. Lb. 6 M.

Der Gedanke, den Eggert-Windegg in dem Buche verwirklicht, ist nicht gerade neu. Die deutsche Geschichte durch

ausgewählte Dichtungen zu veranschaulichen, haben unter anderm schon Grube, Bindewaldt, Tetzner und einige Hefte des „Deutschen Spielmanns" versucht, von Sammlungen über einzelne Landschaften ganz zu schweigen. Der vorliegende Band erhält seinen besonderen Wert durch die Absicht des Herausgebers, nur künstlerisch wertvolle Proben aufzunehmen, und von Einzelheiten abgesehen — was soll z. B. Mühlers „Otto I. und Heinrich" neben dem „Gleitenden Purpur"? — ist Eggert-Windegg seinem Grundsatz auch durchaus treu geblieben. Er geht dabei von der berechtigten Überzeugung aus, daß nur der wahre Dichter „die Schicksale, ihren Vorgang wie ihre zeitliche und ewige, menschliche Bedeutung gesteigert und verklärt zur Anschauung und zur Empfindung zu bringen" vermag. Leider hat ihn sein Leitsatz auch ohne Not zu einer merkwürdigen Begrenzung des Materials geführt: er behauptet nämlich, zwischen den von Paul v. Winterfeld zweifellos meisterlich übersetzten „Dichtungen des lateinischen Mittelalters" und den Früchten der „neuhochdeutschen, hauptsächlich neuzeitlichen Literatur" fast nichts der Aufnahme Wertes gefunden zu haben, was füglich bezweifelt werden darf. So wie er ein Bruchstück aus Linggs „Völkerwanderung" bringt, könnte er auch Stellen aus dem Nibelungenlied und der Gudrun, das Hildebrandslied und das Ludwigslied abdrucken, und Walthers politische Sprüche hätten erst recht eine reiche Ausbeute gestattet. Bieten die zwei christlichen Lieder „Der in den ôren siech" und „Ir sult sprechen willekommen" wirklich alles, was Walther in Sachen der Staufer zu sagen hatte? Wer wie die Leser des „Barden" aus Gedichten den Geist einer Zeit erfassen soll, muß auch soviel Kraft des Einlebens besitzen, in formell ungelenkeren Dichtungen den Hauch wahrer Kunst zu spüren. Weil der Herausgeber das nicht bedachte, machen besonders die ersten Abschnitte des Buches den Eindruck des allzu Glatten und Farblosen, als stammten sie durchwegs aus dem Münchner Kreis, der mit Lingg und Hertz tatsächlich überreich vertreten ist. Zeitstimmung kann erst durch reiche Heranziehung der Ergebnisse der Zeit zustande kommen. Einen weiteren Mangel der Grundanlage erblicke ich — und hier wirkt eine veraltete Geschichtsauffassung nach — in der Bevorzugung einzelner Helden und einzelner Ereignisse vor den kulturellen und sozialen Bedingungen, aus denen die Einzelleistungen erst erwuchsen. Um es durch ein paar Beispiele klar zu machen: Sollten nicht auch Schenkendorfs „Die Deutschen an ihren Kaiser" oder Heines Weberlied in einer solchen Sammlung ihren Platz finden? Auch Standeslieder böten reichen Stoff. Schließlich wird sich der Österreicher, dessen Schicksale doch wohl auch der deutschen Geschichte angehören, gleichfalls etwas stiefmütterlich behandelt finden (ich erinnere an „Gott erhalte Franz den Kaiser", Grillparzers „Napoleon" und „Feldmarschall Radetzky"). Ein paar

knappe Anmerkungen könnten dem Verständnis sehr förderlich werden. — Aller Einwendungen ungeachtet bleibt das Buch, wie ich schon einleitend sagte, eine wertvolle Bereicherung unserer Blütenlesen-Literatur, denn es trägt in geschmackvoller und künstlerischer Weise dazu bei, die Geschichte lebendig und seelisch wirksam zu machen. Und was ihm noch fehlt, können spätere Auflagen ergänzen.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens (1823—1832). Kommentierte Ausgabe. Herausgegeben mit Einleitung, erläuternden und ergänzenden Anmerkungen sowie mit einem Register versehen von Prof. Dr. Eduard Castle. Mit 88 Abbildungen und zwei Handschriftproben. Drei Teile in zwei Bänden. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart 1916.

Die vorliegende Ausgabe teilt das Schicksal so vieler Bücher, deren Erscheinen der Weltkrieg unterbrochen und verzögert hat. 1913 war bereits der Text gedruckt, 1914 wurden die Anmerkungen beigefügt, aber erst 1916 gelang es dem Herausgeber und dem Verlag, das Register zum Abschluß zu bringen. In einer Nachschrift, die Castle dem Geleitwort des dritten Teiles folgen läßt, fallen treffende Worte über die Beziehungen der „Gespräche mit Goethe" zu dem noch immer währenden Krieg. Wie kein anderes scheint ja gerade dieses Werk geeignet, der gegenseitigen Verständigung der Völker zu dienen, und es ist nicht unsere Schuld, wenn es seiner Aufgabe heute nicht gerecht zu werden vermag. Kann man sich schärfere Gegensätze denken als die krankhaft gesteigerten Wut- und Haßausbrüche unserer Gegner und den alle und alles mit gleicher Liebe und Achtung umfassenden Geist kulturgeeinten Europäertums, den Goethes Worte atmen? Daß ein solches Buch mitten im Krieg in neuer Ausgabe erscheint und daß wir fähig sind, es auch heute zu lesen und zu lieben, ist mit ein Zug deutscher Wesensart und wahrlich nicht der geringste.

Die knappe Einleitung des Herausgebers (I, S. V—XXI) zieht in kluger Selbstbeschränkung nur die allgemeinen Richtlinien, alle Einzelheiten sind in die Anmerkungen verwiesen. Castle sucht zunächst mit ein paar geistvollen Sätzen seine Leser auf die besondere literarische Gattung des Gespräches einzustellen. Spät erst und immer nur ganz vereinzelt ist das Gespräch zu seinen älteren Schwestern, der Biographie und der Autobiographie, getreten. Nur dann nämlich, wenn der sprechbegabte Meister spricht und der lauschgewandte Jünger schreibt, kann die Gattung des Gespräches entstehen. „In der Antike waren es Sokrates und Jesus, zur Zeit der Renaissance Luther und etwa noch Melanchthon, im Anfang des 19. Jahrhunderts das

Dreigestirn Napoleon-Byron-Goethe, von denen ein solcher Zauber der Persönlichkeit ausging, daß ihre Jünger auch das Allerpersönlichste des Meisters festzuhalten suchten: den im Ohr verhallenden Klang des Wortes, die im Blick erhaschte begleitende Geste." Im folgenden bringt Castle einen neuen Nachweis zur Entstehungsgeschichte der „Gespräche". Im Dezember 1823 las Goethe des Grafen Las Cases *„Mémorial de Sainte-Hélène"*, ein Tagebuch, worin Las Cases durch 18 Monate Tag für Tag aufgezeichnet hat, was sein Abgott tat oder sprach. Ein Urteil Goethes über dieses achtbändige Werk, mit dem er sich wochenlang beschäftigte, hat sich zufällig nicht erhalten, aber zweifellos hat er sich gegen seine Umgebung, also auch gegen Eckermann, ausführlich darüber ausgesprochen. In Eckermanns Seele aber warf das Napoleonbuch den zündenden Gedanken. Schon am 24. Januar 1824 wünscht seine Braut, daß er sein interessantes Tagebuch fortsetze, und am 15. Februar legt er Goethe „eine aufgeschriebene frühere Unterredung" vor. Genau ein Jahr nach der Beschäftigung mit Las Cases, im Dezember 1824, kamen Thomas Medwins „Gespräche mit Lord Byron" in Goethes Hand und damit erhielt Eckermanns Unternehmen einen neuen Anstoß. Die erste Anregung war aber von Las Cases ausgegangen und ihm schuldet Eckermann auch den Einfall, den Aufzeichnungen eine „Nachricht über seine Person und Herkunft und die Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe" vorauszuschicken. Zum Schlusse verweist Castle mit Recht auf die durchaus kunstmäßige Anlage des Werkes, das nirgends auf lichtbildartigen Abklatsch der Wirklichkeit ausgeht, aber eben darum, wie das von Künstlerhand geschaffene Bildnis, Wahrheit in höherem Sinne vermittelt.

Für die Textgestaltung blieb Castle nicht viel zu tun übrig. Er bietet den ersten und zweiten Teil nach dem Wortlaut der ersten Originalauflage von 1836 (mit einer kleinen Abweichung: I, S. 132, Z. 9 f.), beim Abdruck des dritten Teiles folgt er der achten Originalausgabe von 1909, für die Houben bekanntlich die noch vorhandene Handschrift Eckermanns benützen konnte. Ein Einblick in diese Handschrift ist Castle natürlich nicht möglich gewesen. Vermag somit die Ausgabe textlich nichts Neues zu bieten, so leistet sie um so mehr in Erläuterung und Kritik. Seitdem Düntzer 1885 seine Anmerkungen zur sechsten Auflage geschaffen hatte, war die Erläuterung der Gespräche lange Zeit nicht wesentlich über ihn hinausgekommen. Düntzer widerfuhr das übliche Kommentatorenschicksal, das dem des Dichters oft gerade entgegengesetzt ist. Je mehr der Dichter gelobt wird, desto weniger wird er, wie ja schon Lessing an Klopstock festgestellt hat, mitunter gelesen. Je mehr ein Kommentator geschmäht und verspottet wird — beides ist dem alten, braven Düntzer reichlich zu teil geworden

—, desto gründlicher wird er ausgeschrieben. Erst Geiger hat in seiner verdienstvollen Ausgabe (bei Hesse und Becker, 1902) die inzwischen in der Weimarer Ausgabe veröffentlichten Tagebücher Goethes und die in den Goethejahrbüchern enthaltenen Einzelforschungen für die Erklärung Eckermanns fruchtbar gemacht. Castle nun zieht zum erstenmal in großem Umfange die in der Weimarer Ausgabe vorliegenden Tagebücher und Briefe Goethes, ferner die von Biedermann gesammelten Gespräche und Gräfs achtbändiges Goethewerk sowie Eckermanns nachgelassene Schriften, soweit sie Tewes veröffentlicht hat, aber auch Ungedrucktes aus dem Goethe-Schiller-Archiv zur Überprüfung und, wo es nottut, zur Richtigstellung und Ergänzung Eckermanns heran. Galt es doch, „bei jedem Gespräch zu untersuchen, ob Goethe das, was Eckermann berichtet, überhaupt und ob er es an dem betreffenden Tag gesagt haben kann, dem es bei Eckermann zugewiesen erscheint". Auf diese Weise gelang Castle in vielen Fällen eine Umdatierung der Gespräche, eine Scheidung der von Eckermann aus künstlerischen Gründen oder aus mangelhafter Erinnerung oft unter einem Datum zusammengefaßten Aufzeichnungen und die Ausfüllung der sich aus Eckermanns Arbeitsweise ergebenden Lücken in der Gesprächfolge; nebenbei fiel auch manches Licht auf bisher dunkle Stellen in Goethes Tagebüchern. Die Goetheforschung wird aus dieser Arbeit Castles reichen Gewinn ziehen, für Eckermann bedeutet sie nicht etwa eine Schmälerung seines Ruhmes, sondern im Gegenteil eine Klarstellung seiner schriftstellerischen und, wie man wohl oft sagen kann, dichterischen Leistung.

Ein Werk unendlichen Fleißes sind die mit unbedingt verläßlicher Genauigkeit abgefaßten, den Text voll ausschöpfenden Register (Bd. 2, S. 315—475). Sie behandeln Namen (S. 317—433), Sachen (S. 434—458), Schriften (S. 459—471) und Kunstwerke (S. 472—475). Im Namenregister wachsen natürlich die Abschnitte „Eckermann" (S. 331—343) und „Goethe" (S. 349—386) zu bedeutendem Umfang an; ihnen sind auch besondere Inhaltsübersichten vorangestellt. Aus dem Sachregister sei besonders hervorgehoben der Abschnitt „Kunst" (S. 438—448) mit seinen Unterabteilungen: „Kunst im allgemeinen" (Kunst, Künstler, Kunstwerk, Publikum, Kritik, Kritiker, Kunstlehre, Ästhetische Ausdrücke) und „Einzelne Künste" (Baukunst, Wohnungseinrichtung, Bildende Kunst, Malerei, Dichtkunst, Musik, Schauspielkunst, Theaterwesen) und der Abschnitt „Wissenschaft" (S. 454—456). Wer künftig die „Gespräche" zu wissenschaftlicher Arbeit benützen will, sei es der Literarhistoriker, der Kunstgelehrte, der Ästhetiker, der Naturforscher, wird zu Castles mustergültiger und vorläufig abschließender Ausgabe greifen müssen, die neben dem „Gräf" ein unentbehrliches Rüstzeug der Goetheforschung zu werden berufen ist.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Bildbeigaben. Der erste, der die „Gespräche" mit beispielgebendem Bilderwerk versah, war H. H. Houben in der achten Originalausgabe (1909). Ihm folgten 1913 Hans Th. Kröber in Gustav Kiepenheuers Verlag in Weimar und Konrad Höfer in der neu aufgelegten Geigerschen Ausgabe. Castles Bildbeilagen betreffen Örtlichkeiten, wobei besonders Goethes Haus am Frauenplan reich bedacht ist (Außenansicht, Grundriß des Obergeschosses, Arbeitszimmer, Büstenzimmer, Deckenzimmer, Gelber Saal, Turmzimmer, Majolikazimmer, Große Wohnstube, Sterbezimmer, Treppenaufgang, Urbinozimmer), Persönlichkeiten, Kunstgegenstände (Antiken, Deutsche, Franzosen, Italiener, Niederländer) und Handschriften. Die Kunstgegenstände, die Goethe Eckermann vorgelegt hat, wurden nach Chr. Schuchardts Katalog von „Goethes Kunstsammlungen" sichergestellt und die Verlagshandlung ließ nach den Originalen im Goethe-Nationalmuseum Wiedergaben in Kunstdruck anfertigen, so daß wir durchwegs Abbildungen der Stücke erhalten, die Eckermann selbst in Händen gehabt hat. Auch hierin verrät sich die *Sorgfalt*, die Herausgeber und Verleger dem Werke gewidmet haben und für die ihnen der Dank aller Goethefreunde gebührt.

Wien. Dr. Alfred Walheim.

K. Hampe, Belgiens Vergangenheit und Gegenwart. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin und Leipzig 1916, Verlag von B. G. Teubner. IV und 107 S.

Wir danken dem Verf. des vorliegenden Buches bereits den ausgezeichneten Aufsatz „*Belgien und die großen Mächte*" in dem Sammelwerke „Deutschland und der Weltkrieg", ein Aufsatz, der für einen großen Leserkreis die brennende Frage über die belgische Neutralität klargelegt hat. Auch dieses nun schon in zweiter Auflage vorliegende Buch wird dieser Frage gerecht und kann als eine breitere Darstellung desselben Gegenstandes bezeichnet werden. Mit Recht wird zum besseren Verständnis der jüngsten Vergangenheit die ältere Geschichte der damals noch ungetrennten niederländischen Landesteile behandelt. Es ist schon an sich von Interesse, einen Blick in die älteren Zeiten dieses Landes zu werfen, das als das Grenzgebiet verschiedener Völker seit dem 19. Jahrhundert einen schweren Kampf um Volks- und Sprachgrenze führt. Wie es dazu gekommen, wird hier in lichtvoller Weise dargestellt. Die wichtigsten Momente aus der Vergangenheit des Landes treten uns nahe: die Zeiten der alten Kaiserherrschaft, das Ringen der Engländer und Franzosen auf diesem Boden, das Andringen Frankreichs und sein wachsender Einfluß, die Begründung des neuburgundischen Staates, dessen Anfall an das Haus Habsburg, die Lockerung der deutschen Ver-

bindung, die Kämpfe um die Freiheit der Niederlande, die Trennung des Nordens vom Süden usw., vor allem wird an die schweren Bedrängnisse erinnert, die Belgien von Frankreich auszustehen hatte, (1648—1848 nicht weniger als 52 feindliche französische Einfälle), an die Gier nach dem Erwerb der südlichen Niederlande, die auch seit der Errichtung des Königreiches Belgien gleich stark geblieben ist wie früher. Wie die österreichische Verwaltung gut geschildert wird, so auch der tiefgreifende Einfluß, den die französische Herrschaft (1794—1814) auf Belgien ausgeübt hat, wie anderseits der Grund der Mißerfolge der französischen Verwaltung. Die Bedeutung Antwerpens wird lebhaft betont: Antwerpen in Frankreichs Händen bedeutet für England die Notwendigkeit eines dauerndes Kriegszustandes. Die Schäden bei der Begründung des neuen Staates der Oranier werden in die rechte Beleuchtung gerückt und nachgewiesen, daß und warum die neue Schöpfung als nicht lebensfähig zusammenbrechen mußte. Wie es mit dem Namen Belgien, dessen Wahl, historisch betrachtet, nicht glücklich, bestellt ist, was die Neutralität Belgiens vom Anfang an für eine Bedeutung hatte, welchen Gefahren und Annexionswünschen das junge Staatswesen von französischer Seite ausgesetzt war, wird gut übersichtlich dargestellt. Das gilt namentlich von den Versuchen Napoleons III., Belgien zu gewinnen. Das meiste für dessen Unabhängigkeit haben die deutschen Siege im Deutsch-Französischen Krieg getan. Interessant, teilweise neu, jedenfalls wenig bekannt ist, was über spätere französische Aufteilungspläne Belgiens und dessen wachsende Bedrohung mitgeteilt wird. Das beste ist, was über die jüngste Politik Belgiens, die Annäherung an England, die friedliche Durchdringung durch die Franzosen, „die Marokkanisierung Belgiens" und die Verhältnisse daselbst unmittelbar vor und beim Ausbruch des Krieges gesagt wird. Wer über diese die Welt noch jetzt bewegenden Fragen und vornehmlich über die Belgische Neutralitätsfrage Auskunft sucht, wird sie in dem vorliegenden Buche in erwünschtester Weise finden. Man darf ihm daher die weiteste Verbreitung wünschen.

Graz. J. Loserth.

Chronik des Deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. 9. Band vom 21. September bis 20. Oktober 1915. Mit einer einleitenden Darstellung des Kriegsverlaufs von Mitte September 1915 bis Mitte Februar 1916 von Oberstleutnant a. D. K. Freiherrn von Lupin. Mit drei Bildnissen und einer Karte des Balkankriegsschauplatzes. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck. München 1916. XXXIX und 484 S. 3 M. 50 Pf.

In dankenswerter Raschheit ist der 9. Band dieser ausgezeichneten Sammlung seinem Vorgänger, der die berühmt ge-

wordenen belgischen Gesandtschaftsberichte enthält, nachgefolgt. Die Anlage ist die gleich vortreffliche geblieben wie früher. Noch geht der Siegeszug in Rußland weiter, im Westen wird die von der deutschen Heeresverwaltung aufgerichtete Mauer eine undurchdringliche und im Südosten beginnt der Kampf, der den dem Größenwahn verfallenen serbischen und den montenegrinischen Staat zerschmettern wird. Der Inhalt entbehrt sonach auch hier nicht großer heroischer Züge. Im einzelnen finden sich daneben außerordentlich interessante Rückblicke auf den Gang der hohen Politik vor dem Krieg und im Laufe des Krieges. So ersieht man, um nur einiges anzumerken, die Wirkung der deutschen und österreichischen Siege in Polen und Rußland in den Gefühlen, die sie in England und Belgien auslösten; dort findet (S. 39) jetzt mit einem Male England den Krieg uninteressant, Maeterlinck, der zu Anfang des Krieges Deutschland nicht genug verunglimpfen konnte, spricht von dem Deutschland, das schon jetzt die Wunden heilt, die der Krieg seinem Belgien geschlagen (S. 40), der Franzose André Lichenberger entwirft (S. 52 3) ein glänzendes Bild von der kraftvollen Organisation und der Macht der Methode, mit der Deutschland alle Stöße pariert; die politischen Gesichtspunkte z. B. in dem eigentümlichen Verhalten Amerikas sind lichtvoll zusammengestellt (S. 54 ff.), die Politik Italiens und die Rumäniens wird ebenso richtig gewürdigt, wie die Persönlichkeit und das Verfahren Greys gekennzeichnet. Gewiß verdient es betont zu werden, wie dessen hinterlistige und kriegshetzerische Politik auch in England selbst von einsichtigen Männern, wie es der Arbeiterführer Keir Hardi war, gewertet wird. Nach dessen Überzeugung (S. 112) ist Deutschlands großes Verbrechen in den Augen der englischen Handelswelt sein Erfolg im Welthandel und eine der abstoßendsten Seiten des Krieges ist die Preßkampagne gewesen, die den Krieg gegen Deutschlands Handel forderte. Greys Verlogenheit tritt in allen seinen Reden hervor. Mit einem Worte, auch in dem vorliegenden Bande wird der Leser reichlich die Materialien finden, die ihm gestatten, sich rasch und selbständig über den Verlauf des gigantischen Krieges zu orientieren.

Graz. J. Loserth.

Abhandlungen über den mathematischen Unterricht in Deutschland. Veranlaßt durch die Internationale Mathematische Unterrichtskommission, herausgegeben von F. Klein. Band III, Heft 9. Das Studium der Mathematik an den deutschen Universitäten des 19. Jahrhunderts von Prof. Dr. Wilhelm Lorey, Direktor der öffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig und Berlin 1916. B. G. Teubner. 431 und XII S.

Der Verf. beginnt mit einer allgemeinen Beschreibung der deutschen Universitäten, weil er glaubt, daß seine Arbeit auch

Ausländer interessieren wird. Schon im ersten Kapitel zeigt er Gründlichkeit, die auch die geringste Nebensache mit Zahlen, Namen, Zeitangabe, . . . usw. belegt. Das nächste Kapitel handelt von dem Zustand der deutschen Universitäten am Beginn des 19. Jahrhunderts und den Reformversuchen von 1818—1848. Hier zeigt sich schon das charakteristische Merkmal der Darstellung: der Verf. schildert Zustände und Strömungen, indem er Tätigkeit und Einfluß einzelner Persönlichkeiten studiert. So geht es weiter in der Zeit bis 1870. Hier läßt der Verf. wieder eine neue Periode beginnen, 1870—1890, der er das 5. Kapitel widmet. Dann kommt die neueste Zeit. Je näher wir der Gegenwart kommen, desto stärker treten Persönlichkeiten hervor, besonders Männer, die für diesen Bericht ihre Erinnerungen aufgeschrieben haben, aus denen oft lange Auszüge mitgeteilt werden. Auch eine Ordnung des Stoffes nach den Universitäten, die für einen Zeitabschnitt den mathematischen Universitätsunterricht geführt haben, tritt hervor. So wird besonders der Einfluß Königsbergs, Berlins und Göttingens studiert. Der Verf. bemüht sich natürlich, allen Männern, die er nennt, gerecht zu werden. Es ist klar, daß er bei einem Meister wie Weierstraß besonders bestrebt ist, den tiefen und nachhaltigen Einfluß aufzudecken, den Weierstraß geübt hat. Vielleicht hätte aber doch in den Erinnerungen Runges manches ungedruckt werden können, was Runge über Weierstraß' Vortrag vielleicht selbst nicht für die breite Öffentlichkeit gesagt hat. Selten kann sich ein Kopf wie Weierstraß zu einem glatten Vortrag zwingen. Das ist eine natürliche Sache. Und gerade im mathematischen Universitätsvortrag sucht man ja doch mehr die Tiefe und die Anregung als die vollendete Form. Auch wenn sich Weierstraß „verhedderte", konnte man wohl aus dem Fehlen des Meisters noch viel lernen, sogar wenn er in der nächsten Vorlesung tat, als wäre nichts gewesen. Solche Erzählungen machen sich gut am Tische kollegialer Geselligkeit, die starre Form des Druckes steht ihnen schlecht.

Schließlich bespricht der Verf. neuere Einrichtungen, so den Zusammenschluß der Mathematiker, die mathematischen Seminare und Lesezimmer, die in Deutschland wirklich beneidenswert gut sind, die Ausgabe von Ratschlägen an Studierende, . . . u. a. m. Einmal wird in einer Erinnerung auch mit Recht ablehnend der mathematischen Vielredner gedacht, die es leider unter den Studenten mancher Universitäten gibt. Obwohl der Kundige sofort ihre Seichtigkeit durchschaut, sind sie doch eine Gefahr für junge Semester. Das hätte vielleicht betont werden sollen. Die Vielredner reizen ähnliche Naturen zur Nachahmung, was wenig schadet; aber sie können bescheidene und tiefangelegte Köpfe entmutigen. Der Verf. bespricht in diesem Teile auch die Beziehungen zwischen der Schulmathematik und der Mathe-

matik an der Universität. Die heikle Frage, wieweit das Gymnasium der Universität entgegenkommen soll, ist noch beiweitem nicht gelöst. Soll das Gymnasium in der Mathematik außer den Elementen noch anderes wirklich lehren oder seine Schüler nur vorbereiten, anderes wirklich und rasch zu lernen? Vielleicht soll das Gymnasium gerade in der Zeit der Vielwisserei scharf den Standpunkt wieder beziehen, der es groß gemacht hat: Männer heranzubilden, die auch etwas können, was sie nicht gelernt haben. Ich will zu dieser Sache die Worte Eulers anführen, mit denen er seine *Introductio in Analysin infinitorum* beginnt. Sie klingen uns sehr modern, dennoch habe ich noch nicht gefunden, daß sie irgend wo im Zusammenhang mit diesen Fragen wären betrachtet worden. Euler sagt: *Saepenumero animadverti, maximam difficultatum partem, quas Matheseos cultores in addiscenda Analysi infinitorum offendere solent, inde oriri, quod, Algebra communi vix apprehensa, animum ad illam sublimiorem artem appellant, quo fit, ut non solum quasi in limine subsistant, sed etiam perversas ideas illius infiniti, cujus notio in subsidium vocatur, sibi forment.*

Wien. Suppantschitsch.

Mathematische Bibliothek. Herausgegeben von W. Lietzmann und A. Witting, 19. Vom periodischen Dezimalbruch zur Zahlentheorie von Prof. Alfred Leman, Oberlehrer an der Oberrealschule beim Kaiserplatz in Straßburg i. E. Mit einem Bildnis von P. Fermat als Titelbild. Leipzig und Berlin 1916. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Eine Primzahl p ordnet die natürlichen Zahlen in p-Klassen, so daß die Zahlen der 1., 2., . . . p-Klasse bei der Division durch p, beziehungsweise die Reste 1, 2, . . . $(p-1)$, 0 ergeben. Aus der Definition der Klasse folgt, daß die Differenz zweier Zahlen einer Klasse ein Vielfaches von p ist. Es sei b teilerfremd zu p. Die Potenzen $b, b^2, \ldots b^{p-1}, b^p$ gehören dann den Klassen $r_1, r_2 \ldots r_{p-1}, r_p$ an. Da jedes r kleiner oder gleich $p-1$ ist, so muß r_1, wie man leicht sieht, wieder einmal auftreten. Dies geschieht entweder bei $r_p = r_1$, oder früher, etwa bei $r_{\nu+1} = r_1$. Dann ist aber ν ein Teiler von $p-1$, denn man muß durch Multiplikation der Zahlen $b, b^2 \ldots b^\nu$ mit ganzen Zahlen gerade $(p-1)$ Repräsentanten der $(p-1)$ ersten Klassen erhalten. Also ist auch in diesem Falle $r_p = r_1$. In allen drei Fällen gehören daher b^p und b derselben Klasse an und $b^p - b$ ist durch p, also auch $b^{p-1} - 1$ durch p teilbar. Macht man $b = 10$, so ergeben sich daraus zahlreiche Sätze über die Periodenlänge der Darstellungen der Brüche $\frac{1}{p}$ als Dezimalzahlen. Das angezeigte Werkchen ist ein Kommentar zu dieser einfachen Tatsache. Es geht umgekehrt vom Studium der Periodenlängen an zahlreichen

Beispielen aus, etwa in naturbeschreibender Art, und versucht da und dort Ausblicke in das Wesen der Sache zu eröffnen. Es ist offenbar nur für den Laien bestimmt, erfordert aber zur Lektüre bedeutende Geduld. Es ist fraglich, ob das heute vielgeliebte experimentelle Verfahren der pädagogischen Mathematik auch auf solche Dinge mit Glück anzuwenden ist, und noch mehr, ob diese Schrift wirklich, wie der Verf. meint, eine Vorbereitung für das Studium der *Disquisitiones arithmeticae* sein kann. Wie in einer Unterrichtsstunde wird jeder Kleinigkeit eine große Bedeutung beigelegt. Dadurch kann das Urteil des Unerfahrenen getrübt werden. Am Schlusse der Vorrede wird der Nachwelt mitgeteilt, daß das Jahr 1915 das Kriegsjahr war.

Wien. R. Suppantschitsch.

Festschrift für Wilhelm Jerusalem. Zu seinem 60. Geburtstag von Freunden, Verehrern und Schülern mit Beiträgen von Max Adler, Rudolf Eisler, Siegmund Feilbogen, Rudolf Goldscheid, Stephan Hock, Helen Keller, Josef Kraus, Anton Lampa, Ernst Mach, Rosa Mayreder, Julius Ofner, Josef Popper, Otto Simon, Christine Touaillon, Anton Wildgans. Wien und Leipzig 1915, Braumüller.

Zu dieser vorliegenden Festschrift, durch welche der wegen seiner Verdienste auf dem Gebiete der Philosophie und Pädagogik bekannte Dozent der Wiener Universität Dr. Wilhelm Jerusalem zu seinem 60. Geburtstage geehrt wurde, haben 15 Autoren aus seinem Freundeskreise literarische Beiträge geliefert, die hauptsächlich philosophische und soziologische Gegenstände behandeln, denen sich solche aus dem Gebiete der Physik von den Physikern E. Mach und A. Lampa, ein pädagogischer von O. Simon und ein Brief Helen Kellers an den Gefeierten anschließen.

Auf eine poetische, den Jubilar als Mittelschullehrer feiernde „Widmung" seines ehemaligen Schülers Anton Wildgans folgt ein Aufsatz von Max Adler „Über den kritischen Begriff der Religion". In einem einleitenden Abschnitte stellt M. Adler der Renaissance der philosophischen Arbeit und des philosophischen Interesses in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts das Wiedererwachen religiösen Interesses und die damit verbundene Neubelebung religiöser Vorstellung unserer Tage entgegen. Gerade aus der eher auf die Auflösung aller Religion gerichteten Kritik der religiösen Überlieferung und der vergleichenden Betrachtung der Religionen ging die Renaissance religiösen Denkens hervor. Die Trennung der zwei Begriffe Mythus und Religion führte zu einem nichts Dogmatisches und nichts Kultisches mehr in sich schließenden Auffassen des Begriffes der Religion, das das religiöse Problem wieder zu voller Geltung brachte. Zur Abgrenzung des Religionsbegriffes übergehend, stellt der Verf., um gleichsam durch Vermittlung des

Umfanges den Inhalt des Begriffes zu gewinnen, die Frage, was alles nicht zu dem von ihm aufgestellten Religionsbegriffe gehört. Zunächst sind es, da die Religion in die mit unserem Willen verknüpfte Sphäre des praktischen Bewußtseins gehört, alle theoretischen Momente, vor allem der auf die Erklärung der Welt und des Weltgeschehens sich beziehende „kosmologische“ Faktor, sodann die wissenschaftliche theoretische Vollendung, aber auch die ethische Begründung, als ob die Religion die Grundlage der Sittlichkeit wäre. Denn die Ethik verhält sich wegen des Indifferentismus der Pflicht dem Lebensglücke des Individuums gegenüber gegen das Geschick des einzelnen völlig gleichgültig. Das Bewußtsein dieses Widerspruches zwischen Naturgesetzlichkeit und Wertvollendung führt den Verf. zu einer neuen Stellungnahme, die beide in eins zu verbinden sucht und die Zusammenstimmung des Weltlaufes mit der moralischen Ordnung verlangt. Sie ist in der unserem ganzen Leben immanenten Anschauung gegeben, nach welcher wir uns selbst und das ganze empirische Weltgeschehen nur als einen Teil eines sinnvollen Ganzen auffassen, in eine Überzeugung, die in denjenigen Menschen wach wird, welche den Wert ihres eigenen Lebens und den Sinn der Kulturentwicklung bejahen. In Konsequenz dieser Ansicht bespricht der Verf. dann das Problem der Realität der Religion, das durch den Begriff der Realität als Gesetzmäßigkeit unseres eigenen Bewußtseins seine Lösung findet. Es ergibt sich dem Verf. aus seinen Erwägungen weiter, daß zwischen Philosophie und Religion kein Widerspruch möglich sei, vielmehr sich beide voneinander nicht trennen lassen, sondern Philosophie als das einzige Mittel der Befriedigung des religiösen Bedürfnisses sich darstelle.

In dem Aufsatze über „Unsterblichkeit“ entwickelt Rud. Eisler seine Gedanken über das Unsterblichkeitsproblem im monistischen Sinne. Er stellt dem Gesetze der Erhaltung der Substanz und der Energie ein Gesetz der Erhaltung des Psychischen gegenüber, weil dieses nichts anderes als die Innenseite, das Innen- und Fürsichsein des Menschen, bedeutet, die organische Seele überhaupt und somit auch die des Menschen, die Resultante all der Regungen, die den einzelnen Elementen des Organismus eigen ist. Wie die physische Besonderheit der Dinge sich in deren materiell energetischen Wirkungen auf die Welt erhalte, so beeinflusse auch die seelische Individualität das „Innensein“ der Welt und modifiziere sie in irgend einem Grade. Nach Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit versteht er unter der überindividuellen, überpersönlichen Unsterblichkeit den Anteil am überzeitlichen Sein der ewigen All-Einheit, in der alle Dinge ihren gemeinsamen Wesensgrund besitzen. — Siegmund Feilbogen bespricht die Solidaritätsphilosophie und ihre Entwicklung in Frankreich, welche sich aus dem Abbröckelungsprozesse

der zwei entgegengesetzten Gedankenkreise des Individualismus und der Geneigtheit des Sozialismus, das Individuum ausschließlich als Produkt der Gesellschaft zu betrachten, herausgebildet hat. An dieser Durchlöcherung des einen und des anderen Prinzips haben Leroy-Beaulieu und A. Neymark, anderseits Proudhon, weiterhin Renouvrier und Bourgeois mitgewirkt. Es folgt eine eingehende Darstellung der Prüfung dieser Theorie in der „*Académie des Sciences morales et politiques*“. Berichterstatter war der Nationalökonom d'Eichthal, während an der Diskussion Leroy-Beaulieu, Tande und in hervorragender Weise Boubroux, der eine Reihe von Fragen formulierte, teilnahmen. Diese Kritik der Akademie hatte eine Anzahl von Veröffentlichungen zur Folge, besonders die Arbeiten von Bouylé und Fleurant. — Der als Soziologe bekannte Gelehrte Dr. Goldscheid setzt sich in einer Abhandlung über „Die Organismen als Ökonomismen“ das Ziel, im Anschluß an das von Mach aufgestellte Prinzip der Denkökonomie die Philosophie biologisch zu fundieren. In der auf die Periode der Naturbeherrschung folgenden Epoche der Lebensbeherrschung, die mit dem Aufstiege der Soziologie anhebe, zeige sich das Ökonomische in neuer Beleuchtung. Das Leben und das Erkennen sei in letzter Synthese ökonomische Funktion, weshalb die Organismen als Ökonomismen aufzufassen seien. Das Ökonomieprinzip sei die Wurzel alles menschlichen Aktivismus. Dieser ist aber auch ein notwendiges Produkt streng logischer einheitlich-erkenntnistheoretischer Selbstbestimmung. Das Verhältnis des Ökonomischen zum Logischen bestimmt der Verf. in der Weise, daß, da der Ökonomismus die ursprünglichste Lebensfunktion darstelle, die Kategorie des Ökonomischen älter als die des Logischen sei. Es herrsche die Tendenz des Denkorgans, von den Funktionen des Gesamtorganismus sich loszulösen. Das Denken sei nicht reines Denken, nicht ein Denkenwollen, sondern ein Ordnenwollen. Das Ordnen ist das wesentliche Moment des Erkennens. Ordnung sei aber ein Wertbegriff. Die Widerspruchslosigkeit werde im Denken nur im Hinblick auf die Ordnung des Erfahrungszusammenhanges so hoch bewertet. Der Unterschied zwischen Denken und Erkennen bestehe darin, daß Denken ohne Werten möglich, Erkennen ohne Werten nicht möglich sei. Das Wertempfinden sei immer der Ausdruck einer Bilanz, mit welcher der Keim zum Ökonomismus gegeben ist, ob es sich um qualitative Unterschiede oder um quantitative handle. Ein Maximum an Erkenntnis mit einem Minimum an Widerspruch ist das Ziel unseres Denkens als Erkenntniswille. Das involviere aber ökonomische Probleme. Der Verf. leitet nun biogenetisch die logischen Wertungen von den praktischen ab. Beide seien Regulationseinrichtungen unseres Organs. Er sucht dann erkenntnistheoretisch durch Orientierung am Ordnungsbegriff die damit gegebenen Beziehungen zu klären.

— Stephan Hock erörtert die Bedeutung der Wiederholung in der Dichtung in dem mit großem Fleiß und großer Literaturkenntnis an der Hand reichen Materials aus allen Gebieten der Dichtkunst verfaßten Abhandlung „Über die Wiederholung in der Dichtung“. Aus einer kurzen Besprechung der Versuche, die Bedeutung der Wiederholung in jeder künstlerischen Form darzustellen, ergibt sich dem Verf. der Hinweis auf die zwei Termini „reine“ Form und „Erlebniskunst“, durch welche zwei Arten der Kunst charakterisiert sind, mit den zwei Grundprinzipien: Eurhythmie der Form und Wiedergabe des Lebens. Beide kennen die Wiederholung. Sie ist ein Urphänomen der Sprache, erzeugt durch mächtigen Gefühlsdrang, aber auch durch das Streben nach Verdeutlichung. Die Erlebniskunst kann der Form nicht entraten, die Formkunst einen erlebten Inhalt nicht ausschließen. Das Kind verlangt nach Wiederholung des Liedes ebenso aus ästhetischem Bedürfnis als aus erkennendem. Diesen Relativismus weist nun der Verf. an Beispielen aus dem Gebiete des Epos und (im Anschlusse daran) des Märchens nach. Im Drama wird die Wiederholung weniger gern hingenommen als im Epos. Das Epos steigert durch Wiederholung, das Drama aber durch Verstärkung der Motive. Durch Wiederholung verstärkt das Drama das Motiv, wenn es z. B. das Motiv der Haupthandlung in der Nebenhandlung wiederholt oder wohl auch das Dargestellte aus dem Bereiche der Wirklichkeit in eine gespenstige oder märchenhafte Region zu heben strebt. Rhythmus ruft Spannungs- und Lösungsgefühle hervor; wenn aber die Spannung sich in nichts auflöst, so entsteht Komik, so im Choliambus. Das tritt besonders am Lustspiel hervor. Die Tragödie wirkt durch starke, das Lustspiel durch wiederholte Effekte. — Mit der für den praktischen Juristen nicht weniger wie für den Theoretiker bedeutenden Frage, „welche ‚Moral‘ der Richter zu seiner Richtschnur zu nehmen habe, um Lücken des Gesetzes auszufüllen oder das lückenhafte Gesetz in zweifelhaften Fällen richtig anzuwenden“ beschäftigt sich der Aufsatz von Dr. Josef Kraus: Sittlichkeit und Recht. Nach einer allgemeinen Einleitung, die nach dem Ursprung aller Sittlichkeit forscht und in historisch-kritischer Weise das Gewissen als Quelle derselben und dessen psychologische Analyse bespricht, wirft der Verf. die Frage auf, ob unser sittliches, nach Zeit und Ort so verschieden reagierendes Bewußtsein zur Auffindung einer ethischen Richtlinie sich eigne. In der Beantwortung dieser Frage ergibt sich ihm, daß es ein absolut gültiges oberstes Moralprinzip gebe. — Die Erörterung des Verhältnisses von Moral zum positiven Rechte führt den Verf., nachdem er auch dem „Rechtsgefühle“ seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, zur Aufweisung der Konfliktsursache zwischen Moral und Recht, die in der Unwandelbarkeit des obersten Moralprinzips neben der mit den Zeiten dem Wandel unter-

worfenen praktischen Anwendung dieser Grundsätze gelegen ist. Während das Gewohnheitsrecht automatisch mit den sittlichen Anschauungen sich wandelt, bietet das gesetzte Recht viel mehr Konfliktsstoff, je schwerfälliger die Gesetzesmaschine ist. Weder die orthodox-konservative Richtung noch die „Freirechtsbewegung“ könne Abhilfe schaffen; diese sei nur zu erwarten, wenn es gelinge, eine neue Hygiene für das Rechtsleben zu finden, die in der Objektivierung des sittlichen Bewußtseins besteht, und zwar durch dessen Füllung mit möglichst umfassender sozialer Erkenntnis. Von der Erwägung ausgehend, daß, wenn die organisierte Gesellschaft einen obersten Zweck ihres Daseins anerkennt, der dem obersten Moralprinzip gemäß ist, dann das in Wahrheit sozial Zweckmäßige auch moralisch sein müsse, gewinnt der Verf. objektive Kriterien sozialer Zweckmäßigkeit, welche die Soziologie vermitteln kann. — Der Physiker Dr. Anton Lampa erörtert, es kritisierend, das von Fechner formulierte und von Petzold zum Ausdruck gebrachte Prinzip der Tendenz zur Stabilität und gewinnt an der Hand einiger früher nicht berücksichtigten physikalischen Beispiele einen weiteren Sinn für diese Bezeichnung und zugleich den Nachweis des erfahrungsmäßigen Charakters dieses Satzes. — Es folgen „Einige Experimente über Interferenz, insbesondere über komplementärfarbige Interferenzringe“, die der bekannte Philosoph und Physiker Ernst Mach beschreibt, nachdem er in einem vorausgeschickten Schreiben an den Jubilar seinen freundschaftlichen Gefühlen diesem gegenüber Ausdruck verliehen hat. — Frau Rosa Mayreder hat sich „das Problem der Väterlichkeit“ zum Gegenstande ihres wissenschaftlichen Beitrages gewählt. In diesem sehr interessanten Aufsatz ist dieses Problem namentlich durch die Gegenüberstellung der Väterlichkeit und der Mutterschaft ins rechte Licht gebracht. Im Gegensatz zur Mütterlichkeit zeigt sich die Väterlichkeit nicht als „seelische Prädisposition“, bei den meisten Männern nur als Begleiterscheinung der sozialen Vaterstellung, auf das Eigentums- und Herrschaftsverhältnis gestützt, bei einigen nur als instinktive Zuneigung auf Grund physiologischer Zusammengehörigkeit, des Identitätsbewußtseins. Dies zeigt die Verf. an der Hand der Äußerungen in der Literatur und im Leben, unter denen besonders die merkwürdige Sitte des „Männerkindbetts“ erörtert und zu erklären versucht wird. — Ein Essai Dr. Julius Ofners, „Laotse“ überschrieben, stellt einen Vergleich zwischen den philosophischen Lehren von Laotse und Kungfutse einerseits und Spinozas und Kants anderseits an, der einen Gegensatz zwischen Geistern tiefer Innerlichkeit mit der Gefahr, das Leben zu vergessen (Laotse, Spinoza) und Geistern besonnener Lebenskenntnis mit der Gefahr, zu äußerlich zu werden (Kungfutse, Kant) erkennen läßt, wie er in der Geschichte der Ethik immer wiederkehrt. — In einem

pädagogisch-didaktischen Aufsatze „Das zweite Fach" verteidigt Otto Simon den von ihm gemachten Vorschlag, daß dem Lehrer, der in seinem Fache tüchtig ist, auch ein anderes Fach, das er an der Universität nicht betrieben hat, anvertraut werde, gegen eine Reihe von Einwürfen und Bedenken, die gegen diesen Vorschlag erhoben werden könnten. — Verwandt ist in der Grundtendenz mit Mayreders oben erwähnter Abhandlung der Literaturbericht der Frau Dr. phil. Christine Touaillon über die Dichterin K. A. Fischer am Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts. Auch hier handelt es sich um das Verhältnis der Geschlechter, das die Verf. der „Honigmonate" zum Zwecke der Polemik gegen den Roman der Frau von Wobesser „Elisa, das Weib, wie es nicht sein sollte" und dessen Verherrlichung der Macht des Mannes im entgegengesetzten Sinne behandelt. Eine Studie über die Lebensverhältnisse und über die gesamten Werke der Dichterin läßt die von dem Frauenroman des 18. Jahrhunderts abweichenden Ansichten der Verf. als durch die eigenen Schicksale der Dichterin begründet erscheinen und stellt einen sehr wertvollen Beitrag zur Geschichte des Frauenromans des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts dar. Eine Legende von dem orientalischen Philosophen Ibn Roschd, dem Averroes der Abendländer, von Josef Popper-Lynkeus erzählt, und ein Brief von Helen Keller mit Worten der Verehrung an den Jubilar schließt den reichen Kranz der Festgaben, an denen der, dem sie zugedacht wurden, nicht weniger sich erfreuen mag als die Leser, die sich in den Inhalt der Festschrift vertiefen.

Wien. Gustav Spengler.

A. Salač, Isis, Sarapis a sdružená božstva dle svědectví řeckých a římských nápisů. (Isis, Sarapis und die σύνναοι θεοί nach den griechischen und lateinischen Inschriften.) Verlag der böhmischen Kaiser-Franz-Josef-Akademie der Wissenschaften. (Die III., philog. Cl.) Prag 1915. 127 S. Preis 2 K.

Die vorliegende Schrift soll eine Vorarbeit sein, die einen Teil der Quellen (die griechischen und lateinischen Inschriften) für den Kultus der ägyptischen Gottheiten in der hellenistischen und römischen Zeit kritisch bearbeitet. Die anderen Quellen (die Nachrichten der Autoren, die Denkmäler, Münzen usw.) will der Verf. später in einer Fortsetzung seines Werkes verarbeiten. Jetzt liegt uns nur der erste Teil seiner größeren Arbeit vor.

Er hat schon in diesem Thema Vorgänger gefunden. Die griechischen Inschriften hat Rusch (*De Iside, Sarapide in Graecia cultis.* Berl. Diss. 1906) gesammelt und kritisch analysiert. Seine Methode verfolgt der Verf. in der ersten Abteilung (bis zur S. 67) seiner Arbeit, nur die neu gefundenen oder einige

von Rusch übersehenen Inschriften trägt er nach. Er führt auch verschiedene ältere Meinungen an, wählt unter ihnen nach seiner Ansicht die beste, vermutlich nach der Methode seines Lehrers bei den Seminarübungen, oder er stellt hie und da, nur in wenigen Fällen, eine neue selbständige Meinung auf. In der zweiten Abteilung (von S. 68), der Bearbeitung der lateinischen Inschriften, ist er selbständiger, obzwar auch diese Inschriften schon von Cumont (hauptsächlich von Rom und Italien, *Les religions orientales dans le paganisme romaine*) und J. Toutain (*Les cultes païens dans l'empire romaine* II. S. 5—34, die Inschriften der lateinischen Provinzen — dieses Werk kennt der Verf. überhaupt nicht) bearbeitet wurden. Diese Gelehrten haben aber natürlich ihre Vorarbeiten unveröffentlicht lassen und nur die Resultate über die Entwicklung, Bedeutung, soziale Stellung der Verehrer usw. der ägyptischen Götter in der römischen Kaiserzeit hauptsächlich der gelehrten Welt vorgelegt. In dieser Hinsicht ist die Vorarbeit des Verf.s als eine erste anzusprechen.

Er ordnet die Inschriften (wie Rusch) nach den betreffenden Fundstellen, nur eine Ausnahme macht er. Wenn z. B. der Widmende bei seinem Namen sein Vaterland nennt, setzt der Verf. diese Inschrift ins Land, woher der Mann stammt, nicht aber in die Stadt, wo die Inschrift gefunden wurde. Diese Art der Ordnung ist nach meiner Ansicht ganz verfehlt. Die meisten solchen Inschriften stammen aus Delos oder verschiedenen ägyptischen Städten und aus Rom, aber die widmenden Leute würden in ihrer Heimat, die öfter ganz wo anders liegt, vielleicht niemals die in den Inschriften ausgesprochenen Ansichten übernommen haben. Wenn z. B. ein Deutscher in Konstantinopel zum Islam übertreten würde, so würde dieser Schritt keine Verbreitung des Islams in Deutschland bedeuten, sondern umgekehrt nur den mächtigen Einfluß dieser Religion in Konstantinopel beweisen. Aber auch in dieser Methode ist der Verf. inkonsequent.

Noch eine Bemerkung! Der Verf. läßt den Gott Ammon unberücksichtigt und übergeht ihn vollkommen in seinen Ausführungen, weil er nach Ansicht des Verf.s in der hellenistisch-römischen Zeit schon sehr gräzisiert worden sei. Aber bei allen anderen diesen ägyptischen Göttern (siehe z. B. Isis, Isis bei Daremberg-Saglio III. 1 [jetzt auch Pauly-Wissowa Real-Enc. XVIII. Hbd., Isis]) wurde auch schon ihre ägyptische Natur ververändert. Umgekehrt aber ist Sarapis nicht einmal ein rein ägyptischer Gott, er wurde ägyptisiert. Ebenfalls ist es zweifelhaft, ob Antinoos unter die hellenisierten ägyptischen Götter zu rechnen ist, obwohl sein Kultus in Ägypten entstanden ist.

Von den Inschriften sind aus allen leichter zugänglichen Werken fast alle gesammelt. Ich habe zufällig nur drei griechische übersehene Inschriften (zwei aus Makedonien, jetzt W.

Baege: *De Macedonum sacris.* Diss. phil. Halenses XXII. S. 160, 162, eine aus Thessalien, Θεσσαλικὰ μνημεῖα. Athen 1909, Nr. 52) gefunden. Siehe auch: Michel, Recueil, Nr. 28., 334., 385., 873. und Dittenberger: Or. G. J., Nr. 191., 342., 592., 758., JG. XII. 8., Nr. 440., 589., 673. usw.

Diese Vorarbeit will demnach als Grundlage für das Studium des Kultus der ägyptischen Götter dienen. Sie könnte eine größere Bedeutung in einer der weiter verbreiteten Sprachen (z. B. Deutsch, Französisch oder Englisch) erlangen. Ich glaube nicht, daß viele Gelehrte mit dieser Frage unter den tschechischen klassischen Philologen sich befassen[1]). Ob diese Arbeit unter ihnen neue Verehrer der ägyptischen Götter gewinnen wird?

Einige kleine Bemerkungen: S. 7: die athenischen Metropolitankirchen sind zwei und keine von ihnen liegt „am Abhange" der Akropolis. S. 12: „μεγάλοι θεοί" sind eher Gottheiten von Samothrake, die die Ptolemäer auch eifrig verehrt haben (vgl. B. Müller: Μέγας θεός. Diss. phil. Hal. XXI. S. 289, O. Kern: Nordgriechische Skizzen, S. 78. S. 19: Pagasai sind in der römischen Zeit ein Demos von Demetrias (Strabo IX. 436); jetzt sind die Ruinen der s. g. Pagasai als Demetrias erkannt (K. J. Beloch: Klio XI. [1911] S. 442—445 und die folgenden Arbeiten), die Inschrift ist also auch aus Demetrias. S. 13 und 19: Über die Freilassung der Sklaven in Griechenland konnte der Verf. Näheres in P. W. Real. Enc. und Fouilles des Delphes III. 2, S. 121, finden. Über „ξενικὴ λύσις" bei den Thessalern handelt das Werk von W. Rensch: *De manumissionum titulis apud Thessalos.* Diss. phil. Halenses XVIII. Über das Verhältnis der Ptolemäer könnte der Verf. gute Bemerkungen bei Bouché-Leclerq: *Histoire des Lagides* finden. S. 31: Warum die Erklärung des Wortes „σωτήρ" nur den Orientalisten überlassen werden soll, weiß ich nicht. Siehe P. Wendland: Σωτήρ. Zeitschrift für neutestament. Wissen V. (1904) S. 355 ff., S. 55 und 82: Der syrische Kult ist ihm unbekannt, auch die Bedeutung des Wortes „Bel-Baal" ist dem Verf. nicht ganz klar. Vgl. Toutain, o. c. II. S. 35. S. 85: Die höheren Stände der Bevölkerung des römischen Reiches haben sich an den fremden Kulten im ganzen sehr wenig beteiligt. Nach O. Seeks richtiger Ansicht sind erst im dritten Jahrh. die niederen Stände — ausnahmsweise schon im zweiten, auch einige Kaiser — in die höheren eingedrungen und infolgedessen auch die fremden Kulte. S. 86: Es ist zu schreiben Hierofant (nicht Jerofant). S. 105: Die Lage von *Virunum* sollte näher bezeichnet werden, wie der Verf. es bei

[1]) Der Verf. ist ein klassischer Philologe, der nichts von der ägyptischen Religionsgeschichte weiß, wie er selbst sagt. In der Einleitung sagt er etwas über die ägyptischen Gottheiten, aber alles ist nur der gut oder schlecht verstandene Ermann (Ägypt. Religion. 2. Ausg. Berliner Museums Handbücher).

anderen Städten getan hat (es liegt in der Nähe von Klagenfurt). S. 108: Astarte-Caeestis-Tanit ist besser zu erklären; die weibliche Gottheit in der Dreiheit ist nicht immer schon eine Gattin der männlichen (siehe Useners: Dreiheit). Die lateinischen Namen sind konsequent zu schreiben (entweder überall mit „C“ oder überall mit „K“; für die arabischen Namen der nordafrikanischen Ortschaften ist die Orthographie der Schrift anzuwenden, nicht die der französischen Gelehrten. Tortoocar (= Dudurcar) ist nur englisch geschrieben (S. 63) und ist derselbe Name.

Am Ende des Buches ist ein Verzeichnis der benützten Werke und Stellen, welches sehr zur Kontrolle dieser dienen wird. Es wäre auch gut, ein Namenverzeichnis dazuzugeben, und zwar den Namen der ägyptischen Götter, wo diese allein in den Inschriften oder in verschiedenen Gruppen genannt wurden, oder eine chronologische Gruppierung der Inschriften, so weit es möglich ist. Dieses chronologische Verzeichnis würde eine große Bedeutung für den Sarapiskult haben. Vielleicht wird der Verf. diese Verzeichnisse bei seiner versprochenen Bearbeitung der Inschriften nachtragen.

Prag. Dr. Anton Pollak.

A. Halm, Harmonielehre. Neudruck. 1916, Sammlung Göschen.

Die sich bereits mehrmals ergebende Notwendigkeit eines Neudruckes zeigt am besten, welch ein brauchbares Lehrbuch die Musikwelt an der Halmschen Harmonielehre besitzt. Einerseits zeichnet sie sich durch klare, kurze Darstellungsweise aus, die jeden unnützen Ballast über Bord wirft, anderseits ist diese Knappheit doch wieder weit entfernt vom reizlosen Leitfadenstil. Im Gegenteil: Trotz aller Kürze würzt eine Reihe feiner ästhetischer Bemerkungen die rein theoretischen Ausführungen. Gut gewählte Notenbeispiele veranschaulichen besser als viele Worte eines dicken Lehrbuches das Gesagte.

Im Anhang erlaubt sich Halm unter anderm die ausführliche Behandlung einer besonderen Frage, des Dominantnonakkordes (S. 118 ff.). Es ist traurig, daß der selbständige Nonakkord überhaupt eine besondere Frage darstellt und von manchen Theoretikern geleugnet wurde. Halm tritt mit Recht für den Bestand dieses Akkordes ein. Es kann auch nur einem ganz in seine Ideen verrannten Theoretiker, niemals aber einem klar denkenden Musiker einfallen zu behaupten, der Septakkord (1—3—5—7) sei ein selbständiges Gebilde, nicht aber der Nonakkord (1—3—5—7—9). Die Non ist ja so wie die Sept Oberton des Grundtones, sie steht außerdem im nahen Verhältnis der Quint zur Quint. Nimmt hier Halm mit Recht den Kampf gegen Hirngespinste unfruchtbarer Theoretiker auf, so verfällt anderseits

auch er bei Behandlung dieser Frage in Engherzigkeit, indem er dem Nonakkord die Umkehrungsfähigkeit abspricht. Warum soll er nicht umkehrbar sein? Die Theoretiker mögen doch endlich einmal lernen, daß die holde Frau Musica sich von keinem Gelehrten vorschreiben läßt, ob sie etwas tun darf oder nicht, und aus einer augenblicklichen Ungebräuchlichkeit (Beispiele eines beschränkten Gebrauches siehe jedoch bei Schönberg, Harmonielehre S. 389 ff.) nicht gleich ein Verbot herauskonstruieren.

Im allgemeinen lebt aber in diesem Lehrbuch ein so feiner Geist, daß es ehrliche Freude gewährt, darin zu lesen. Möge der Neudruck dem ausgezeichneten Werk eine Reihe neuer Freunde verschaffen!

Wien. Dr. Richard Maux.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der Lateinunterricht nach dem Normallehrplan des Gymnasiums vom 20. März 1909.

II.

B. Außer den Zeitangaben fallen mir in den Abschnitten I und II auch die Zusätze auf: Präpositionen und Konjunktionen. Es ist mir ganz unfaßlich, wie man den gehaltlosesten Gebilden, die die Sprache kennt, den Schmarotzern, die nur an fremden Körpern vegetieren können, eine so große Bedeutung beilegen kann, daß man, wie die eben genannten Zusätze schließen lassen und wie es tatsächlich in gewissen Übungsbüchern geschieht, eine selbständige Behandlung derselben im deutsch-lateinischen Unterrichte verlangt. Die Präpositionen und Konjunktionen sind ja bekanntlich nur Begleiterscheinungen des Nomens beziehungsweise des Verbums, an sich völlig inhaltslose Formwörter, nur dazu da, die logischen Beziehungen der sinnbildenden Körper, zu denen sie gehören, sinnfälliger zu gestalten; aber selbst zu diesem Zwecke kann die Sprache ihrer Dienste oft entbehren. Ihre Hervorhebung ist auch wieder eine Ausgeburt der formalen Grammatik, der die Form mehr gilt als der Geist der Sprache. Die Zusätze „Präpositionen" und „Konjunktionen" könnten also hier ohne Schaden für den Unterricht wegbleiben und dies umsomehr, als schon in der Norm für die I. Klasse für die Aneignung „wichtigerer Präpositionen und Konjunktionen" vorgesorgt ist.

C. Daß ferner in Abschnitt II der „einfache Satz", der Lehrstoff der III. Klasse, noch einmal als Lehrstoff der IV. Klasse erscheint, will mir auch nicht recht gefallen. Denn das ist das Geständnis, daß die III. Klasse nicht imstande ist, der ihr zugemessenen Aufgabe gerecht zu werden, und das ist vom Übel. Man hätte ihr von vornherein nicht so viel zumuten sollen!

D. Ich komme nun zu dem Abschnitt III, gegen den ich schwere Bedenken vorzubringen gezwungen bin.

1. Schon der Platz, wo er steht, ist unglücklich gewählt. Hier bringt er nur arge Enttäuschung. Die Normen der III. Klasse (Ab-

schnitt I) enthalten außer Angaben über die Zeit, den Lehrstoff und die schriftlichen Arbeiten auch einige methodische Winke über den Betrieb der Lektüre, die aber für meine Erörterungen nicht in Betracht kommen. Der Abschnitt II gilt der IV. Klasse. Auch hier folgt in den Normen auf die meritorischen Angaben der Zeit, des Lehrstoffes und der schriftlichen Arbeiten ein besonderer Zusatz (Abschnitt III). Man sollte nun meinen, daß man auch hier analog wie in der III. Klasse gewisse Erläuterungen zum Lehrstoff der IV. Klasse zu hören bekommt. Aber es ist immer nur von „Nomen und Pronomen" die Rede, vom Verbum keine Silbe, obwohl es „im Mittelpunkte" des Unterrichtes der IV. Klasse stehen soll! Warum steht Abschnitt III also nicht nach I bei den Normen der III. Klasse, wo das Nomen „im Mittelpunkte" des Unterrichtes stehen soll?

2. Ferner herrscht Unklarheit in der Bezeichnung des Lehrstoffes, von dem in diesem Abschnitte die Rede ist. Welche Eigentümlichkeiten sollen die „sogenannten" sein und welcher Gebrauch ist gemeint? „Sogenannt" ist kein Eigenschaftswort und gibt daher keine klare Vorstellung von der Art dieser Eigentümlichkeiten, weil die Angabe der Eigenschaft fehlt. Wenn es wenigstens hieße „die sogenannten syntaktisch-stilistischen Eigentümlichkeiten im Gebrauche der Nomina und Pronomina", dann wüßte man doch, was gemeint ist.

3. Auch die Methodik, die in Abschnitt III gelehrt wird, läßt alles zu wünschen übrig. Es ist, wie gesagt, von der Behandlung der „sogenannten Eigentümlichkeiten im Gebrauche der Nomina und Pronomina" die Rede. Als leitender Grundsatz wird dabei aufgestellt, daß sie nicht „zusammenhängend" zu „behandeln" sind. Es muß also dieser Lehrstoff partienweise durchgenommen werden und ich will nach dem Wortlaut der Norm zu zeigen versuchen, in welcher Weise das zu geschehen hat. Erstens heißt es: „teils schon bei den Übungsbeispielen der Formenlehre" sind sie zu behandeln, d. i. also schon in der I. und II. Klasse. Ferner heißt es: „teils von Fall zu Fall in der Lektüre und bei den stilistischen Übungen" sind sie zu behandeln, d. i. also in der III. und IV. Klasse. Drittens sind sie „oft" (also nicht immer) „rein lexikalisch einzuprägen". Daß das Tätigkeitswort hier „einprägen" heißt, also als psychologisches Subjekt wohl „der Schüler" zu denken ist, während sonst immer nur von „behandeln" oder „vornehmen" die Rede ist, darauf will ich nicht allzuviel Gewicht legen. Aber was da vorgeschrieben wird, darf sich m. E. nicht methodisches Verfahren nennen, es ist vielmehr Planlosigkeit. Der Lehrstoff wird ganz zerstückelt, und zwar nicht etwa so, daß er nach seinem Inhalte in gewisse, in sich geschlossene Gruppen zerlegt würde, um nach und nach in systematischer Ordnung *suo quidque tempore et loco* abgetan zu werden, sondern er wird ohne Wahl in zusammenhangslose Stücke zerrissen und diese Tortur dauert vier Jahre, von der I. bis zur IV. Klasse. Man erfährt nur, wann und wo etwas „vorgenommen" werden soll, aber nur in sehr unklarer Fassung wie und nie was. Daß dieser Vorgang nur geeignet ist, Verwirrung anzurichten, liegt auf der Hand.

Die Unklarheit erreicht aber ihren Höhepunkt durch die Bestimmung des Schlußsatzes dieses Abschnittes: „Nur vom Pronomen ist einiges ... in der IV. Klasse vorzunehmen.“ Ich frage, was ist denn das, dieses „einiges“? Darf dieses „einiges“ weder „in den Übungsbeispielen zur Formenlehre“, d. i. in der I. und II. Klasse, noch „in der Lektüre und bei den stilistischen Übungen“, d. i. in der III. und IV. Klasse, vorkommen, daß ihm hier eigens ein Platz reserviert wird? Ein ungenannter Lehrstoff wird aus einem ungenannten Lehrstoff der gleichen Art ausgeschieden. Der Lehrer steht vor einem Rätsel, das er nicht lösen kann. Oder soll ich doch noch einmal raten? Im zweiten Teile der Scheindlerschen Schulgrammatik, der sich „Satzlehre (Syntax)“ nennt, eine Bezeichnung, auf die ich noch zurückkommen werde, steht ein Kapitel, das die Überschrift führt: „Einiges über die Bedeutung und Gebrauchsweise der Pronomina im Lateinischen.“ Dieses Kapitel steht hier in seiner Art ganz isoliert, inhaltlich ohne logischen Zusammenhang mit dem Vorausgehenden oder Nachfolgenden. Vielleicht ist hier jener Reservatlehrstoff zu suchen, nach dem ich so lange gefragt! Die auffällige Sonderstellung jenes Kapitels im Rahmen der „Satzlehre (Syntax)“ der Scheindlerschen Schulgrammatik, der Ähnliches keine der gangbarsten Schulgrammatiken aufweist, sowie das kleine, verräterische Wörtchen „einiges“ bringen mich auf diese Vermutung.

4. Der Abschnitt III besteht aus zwei Sätzen, die beide in dem kategorischen Tone des *sic volo, sic iubeo* gehalten sind, und jeder Satz enthält eine Motivierung, auf die sich die Aussage stützt. Diese Motivierungen möchte ich mir näher ansehen. Die erste lautet: „da sie (nämlich die sogenannten Eigentümlichkeiten „im Gebrauche der Nomina und Pronomina) außerhalb jeder Systematik stehen“. Ich will nicht untersuchen, ob das Motiv stark genug ist, um die oben geschilderte methodische Mißhandlung des fraglichen Lehrstoffes zu rechtfertigen, man braucht auch nicht zu wissen, was unter jenem rätselhaften Lehrstoff zu verstehen sei, es genügt zu wissen, daß es sich um gewisse Spracheigentümlichkeiten handelt. Als solche aber müssen sie, wenn nicht alle Logik täuscht, so gut wie die Sprachregelmäßigkeiten in dem System eines Buches, das sich die Aufgabe gestellt hat, die Gesetze einer Sprache zu lehren und demnach Sprachlehre oder Grammatik heißt, sie müssen, behaupte ich, in dem System eines solchen Buches Aufnahme finden können. Können sie das nicht, so liegt die Schuld nicht an ihnen, weil man sie eben nicht aus der Sprache hinauskommandieren kann, sondern am Buche, weil es sich seiner Aufgabe nicht gewachsen zeigt. Entgegen dieser ungezwungenen Folgerung natürlichster Logik erscheint die Behauptung, jene Spracheigentümlichkeiten stünden außerhalb jeder Systematik, recht sonderbar. Woher wohl diese „Systematik“ stammen mag? Gewisse Anzeichen lassen mich darauf schließen, daß sie sich auf Schulgrammatiken stützt. Aber diese Quellen fließen oft recht trüb und so mögen die Normen insofern recht haben, wenn sie sagen, daß, wo überhaupt

keine Systematik vorhanden ist, auch die „sogenannten" Eigentümlichkeiten der Nomina und Pronomina „außerhalb jeder Systematik stehen".

5. Die zweite Motivierung lautet: „Nur vom Pronomen ist einiges ... naturgemäß im Zusammenhange mit der Lehre vom zusammengesetzten Satze vorzunehmen." „Naturgemäß" ist die Behandlung dann, wenn eine sprachliche Erscheinung in der Grammatik dort zuerst behandelt wird, wo sie auch in der Sprache zuerst erscheint. Nun finden sich die „Gebrauchsweisen" wenigstens der Demonstrativa und Reflexiva unzweifelhaft zuerst im einfachen Satze und sollten demnach auch beim einfachen Satze besprochen werden. Ich kenne keine „Gebrauchsweise" des Demonstrativums, die naturgemäß mit der Lehre vom zusammengesetzten Satze vorzunehmen wäre. Was das Reflexivum betrifft, so erheischt seine Anwendung in Nebensätzen allerdings besondere Behandlung und fällt somit in den Kreis des „zusammengesetzten Satzes". Aber es spielt hier nur eine untergeordnete Rolle. Im Operationsgebiete des „zusammengesetzten Satzes" ist das Verbum der *deus regens*, die einleitenden Formwörter der Nebensätze, das Reflexivum und andere Elemente sind *di parentes*, Trabanten, niedere Gefolgsleute im Solde des Verbums, das ihrer Dienste oft gar nicht einmal benötigt und sich um ihre Organisation weniger kümmert, weil es Wichtigeres zu tun hat. Übrigens kommt das Reflexivum viel häufiger schon im einfachen Satze vor, selbst in seinem indirekten Gebrauche und müßte mithin auch naturgemäß hier behandelt werden. Nur die „Gebrauchsweisen" des Relativums könnten mit einem gewissen Rechte der Lehre vom „zusammengesetzten Satze" vorbehalten werden, insofern eben der Relativsatz auch ein Nebensatz ist. Aber dieses Recht besteht nur zum Scheine. Denn nicht alle Relativsätze sind Nebensätze, auch gehören gewisse Gebrauchsweisen überhaupt nur dem einfachen Satze an (z. B. *quam maximis itineribus*, *quacumque ratione*) und selbst in den Relativsätzen mit dem Range eines Nebensatzes liegt der Schwerpunkt der Darstellung wie bei allen Nebensätzen naturgemäß auf dem Verbum, nicht auf dem einleitenden Formwort. Es ist also m. E. auch diese Motivierung nicht stichhaltig.

6. Der Abschnitt III enthält auch einige unzutreffende Begriffsbezeichnungen. Die Bezeichnung „Nomen und Pronomen" mag ihre wissenschaftliche Berechtigung haben. Aber mit dem heute noch allgemein geübten Brauch des grammatischen Unterrichtes steht sie in offenbarem Widerspruch; denn der Schüler lernt das Pronomen ebenso wie das Substantivum, Adjektivum und Numerale als Unterarten des weiteren Begriffes „Nomen" kennen. Von diesem Standpunkt aus enthält die Nebeneinanderstellung von Nomen und Pronomen als „gleichberechtigte Glieder einer Reihe" eine logische Unmöglichkeit.

Ein anderes ist die Begriffsbezeichnung „Formenlehre". Über Formenlehre als Teil eines grammatischen Systems hat John Ries in seinem kritischen Versuch: Was ist Syntax?, Marburg 1894, in überzeugender Weise gehandelt und er kommt S. 67 zu dem Schlusse,

„daß Formenlehre und Syntax keine reinen Gegensätze sind, daß eine Einteilung, in welcher Flexionslehre (oder Formenlehre) und Syntax als Glieder in einer Reihe auftreten, prinziplos ist". Noch ungerechtfertigter ist die Einteilung „Formenlehre und Satzlehre" und mit der Einteilung „Formenlehre und Satzlehre (Syntax)" wird die Sache nur noch schlimmer, da Satzlehre und Syntax bekanntlich nicht dasselbe ist. Auch ich habe in meinem Aufsatze: Zur Psychologie der lateinischen Schulgrammatik, Lehrproben und Lehrgänge 1914, II, zur Sache gesprochen, aber von einem anderen Standpunkte aus. Ich habe den Teil der lateinischen Schulgrammatiken, der „Formenlehre" betitelt ist, in Bezug auf seinen Inhalt untersucht und gefunden, daß er sich außer mit den Formen der fünf formbildenden Wortarten auch noch mit vielen anderen Dingen beschäftigt, mit den Buchstaben, mit den Silben, mit der Quantität der Silben, mit der Bedeutung der Wörter, mit dem Geschlecht der Substantiva, mit dem Genus des Verbums, mit dem Gebrauch der Präpositionen und mit der Wortbildung und daß er dementsprechend auch ebensoviele „Lehren" enthält: eine Lautlehre, eine Silbenlehre, eine Quantitätslehre usw. Man mag nun gern zugeben, daß die wichtigste von allen diesen „Lehren" die Flexionslehre oder Formenlehre ist und daß sie auf Grund dessen das Recht für sich in Anspruch nehmen dürfe, Titelträgerin für den ganzen Teil zu sein. Aber sie darf nicht vergessen, daß ihr dies Recht nicht ohneweiters von Natur aus zukommt, sondern nur von den übrigen „Lehren" eingeräumt wird, freiwillig oder nicht, und daß es bei einer Berufung an eine höhere Instanz möglicherweise aufgehoben werden könnte. Und dieser Fall ist hier gegeben. Denn da diese Begriffsbezeichnung mit Rücksicht auf die Gesamttätigkeit der Formenlehre zu eng ist, entspricht sie nicht der bezeichneten Sache. Mithin ist sie an sich schon unwahr und für eine logische Einteilung unbrauchbar. „Wortlehre" dagegen trifft den Nagel haarscharf auf den Kopf. Denn das Objekt der ganzen „Formenlehre" ist doch nur das Wort und die Entdeckung, die da Ries gemacht hat, erscheint hinterher so einfach und natürlich wie die Geschichte mit dem Ei des Kolumbus. Aber die Schulgrammatik bleibt gegen eine Wahrheit, die ihrem Formalismus unbequem ist, blind und taub.

Ein drittes ist die Begriffsbezeichnung „zusammengesetzter Satz". Auch dieser Ausdruck gehört zu den Sprachschulsünden, von denen Schmalz in seiner o. e. Schrift S. 32f. spricht. Das Streben nach Kürze im Ausdruck ist an sich löblich, darf aber nicht zu Unklarheit führen. In unserem Wortgefüge fehlt die Angabe, woraus der Satz zusammengesetzt ist, und darum läßt es auch eine klare Vorstellung nicht aufkommen. „Zusammengesetzt" ist ja gerade auch das Sprachgebilde, das wir mit dem Namen „einfacher Satz" bezeichnen, „zusammengesetzt" ist das Wort, die Silbe. Dagegen ist die Bezeichnung „mehrfacher Satz" im Gegensatz zu „einfacher Satz", wie ich in meinem o. e. Aufsatze S. 41f. gezeigt habe, oder auch „Satzmehrheit" im Gegensatze zu „Satzeinheit" ungleich wirksamer.

Was wirklich zu loben ist im Normenkomplex der III. und IV. Klasse, ist die geschickte Aufteilung des Lehrstoffes der beiden Klassen: der III. Klasse das Nomen, der IV. Klasse das Verbum. Indem sie den Zankapfel der beiden Klassen in der Mitte entzwei schneidet, wirkt der Schnitt wie eine erlösende Tat. Aber die Priorität des Gedankens darf wohl ich für mich in Anspruch nehmen. Wenigstens habe ich im Begleitwort zu meiner lateinischen Schulgrammatik im Mai 1897 über die Verteilung des grammatischen Lehrstoffes folgendes geschrieben: „Der Lehrstoff für die III. und IV. Klasse läßt sich leicht und naturgemäß in der Weise verteilen, daß auf die III. Klasse der einfache Satz und die syntaktisch-stilistischen Eigentümlichkeiten im Gebrauche des Nomens, auf die IV. Klasse aber die syntaktisch-stilistischen Eigentümlichkeiten im Gebrauche des Verbums, das Satzgefüge und die Periode kommen.“ Und einige Zeilen später: „Offenbar will der Organisationsentwurf, daß in der III. Klasse das **Nomen** (d. i. das Substantiv, das Adjektiv, das Numerale und Pronomen) in allen seinen Verhältnissen und Beziehungen im Satze, in der IV. Klasse dagegen in gleicher Weise das **Verbum** behandelt und damit die Syntax zum Abschluß gebracht werde.“ So einfach und durchsichtig dieses System ist, scheint es doch nicht bei den Normen volles Verständnis gefunden zu haben. Wenigstens muß es auffallen, wenn in der Norm I, d. i. in der III. Klasse, als Lehrstoff nur das „Nomen“, in der Norm II, d. i. in der IV. Klasse, nur das „Verbum“ genannt wird, während in der Norm III von einem Lehrstoff „Nomen und Pronomen“ die Rede ist.

E. Der Lehrplan für die lateinische Sprache besteht aus zwei Teilen, aus einem alten Grundstock, der aus dem Organisationsentwurf und den Instruktionen übernommen ist, und aus neuen Zutaten. Ich fasse die Neuerungen, die ich schon im vorhergehenden fast alle besprochen habe, kurz zusammen. Es sind folgende:

1. Gewisse Arten von „Übungen“, die bei den „schriftlichen Arbeiten“ der I. Klasse erwähnt werden. Nach dem, was über die Behandlung „der lateinischen Sätze des Übungsbuches“ angeordnet ist, daß sie nämlich „der Ausgangspunkt für die mannigfachsten Übungen im Übersetzen nach beiden Richtungen, Umformen und Neubilden von Sätzen“ sein sollen, und da es auch „Schularbeiten“ gibt, sind mir im besonderen noch schriftliche „Schulübungen nach Bedarf“ und „Hausübungen erst nach genügender Vorübung in der Schule“ nicht recht verständlich. Einfacher und zweckdienlicher wäre wohl die Fassung: „Der Ausgangspunkt für die mannigfachsten Übungen im Übersetzen nach beiden Richtungen, Umformen und Neubilden von Sätzen, mündlich und schriftlich, in der Schule und über Haus.“

2. Die unbestimmte Bezeichnung der Unterrichtszeit für Grammatik und Lektüre in der III. und IV. Klasse.

3. Die unbillige Verteilung der Unterrichtszeit an Grammatik und Lektüre in der III. und IV. Klasse.

4. Der Abschnitt der Normen der IV. Klasse, den ich mit der Ziffer III bezeichnet habe, der vom Anfang bis zum Ende eine zusammenhängende Kette arger Verstöße gegen Logik, Methodik und Wissenschaft bildet.

5. Die Zulassung eines „Lesebuches" als Lektüre in der III. und IV. Klasse an Stelle eines Schriftstellers.

6. Die Ausschaltung Ovids aus der Lektüre der IV. Klasse, die um so unerklärlicher und auffälliger ist, als auch im Deutschen „das Wichtigste aus der deutschen Verslehre" behandelt werden soll und auch im griechischen Übungsbuche der III. und IV. Klasse mit Recht Hexameter und Distichen aufgenommen sind. Warum darf also gerade im Lateinischen das Wichtigste aus der Verslehre, Hexameter und Pentameter, in der IV. Klasse nicht behandelt werden? Wo bleibt da die Konzentration des Unterrichtes?

7. Die Aufstellung eines Lehrzieles der Lektüre für die Oberstufe, das niedriger gesteckt ist als das der Unterstufe.

Alle diese Neuerungen stehen entweder nicht in folgerichtigem Einklang mit den bezüglichen alten Bestimmungen des Organisationsentwurfes und der Instruktionen oder sie sind an sich pädagogisch und wissenschaftlich nicht einwandfrei. Daher erscheint mir der Lehrplan für die lateinische Sprache nicht als ein einheitliches, aus einem Guß hervorgegangenes Werk, sondern als eine Schweißung mit Ecken und Rissen. Darum kann ich auch die Bezeichnung des ganzen Lehrplanes als „Normallehrplan" nicht billigen. Denn in dem das Latein behandelnden Teil wenigstens ist vieles nicht normal, d. h. so, wie es sein sollte, und ich höre, daß auch in anderen Disziplinen so manches nicht klappt.

Ich bin mit meiner destruktiven Arbeit fertig. Die Bausteine, die ich aus dem Gebäude des Normallehrplanes herausnehmen muß, sind ohne Zweifel mehr oder weniger schadhaft. Es ziemt mir nun, sie durch andere mit teils neuen, teils alten Richtlinien zu ersetzen.

Unterstufe.

1. Lehrziel. *a*) Aneignung gründlicher Grammatikkenntnisse; *b*) Erwerbung eines ausgiebigen Wortschatzes; *c*) Einführung in die Lektüre. Mit dieser dreifachen Tätigkeit verfolge der Unterricht den einen Zweck, dem unbehinderten Betriebe der Lektüre auf der Oberstufe vorzuarbeiten.

2. Eingehende Pflege schriftlicher Übungen im Übersetzen in das Lateinische namentlich auf der Unterstufe (I.—IV. Klasse).

3. Für die Schularbeiten in der I. und II. Klasse Ausdehnung der Arbeitszeit auf eine volle Stunde.

4. III. Klasse. Grammatik, drei volle Stunden wöchentlich (ein etwaiger Ausfall ist aus den Lektürestunden zu ersetzen). Syntax des Nomens (Satzlehre im engeren Sinne des Wortes und die stilistischen Eigentümlichkeiten im Gebrauche des Nomens).

Lektüre, drei Stunden wöchentlich (oder auch weniger). Nepos und Curtius.

5. IV. Klasse. Grammatik, drei volle Stunden wöchentlich (ein etwaiger Ausfall ist aus den Lektürestunden zu ersetzen). Syntax des Verbums (Genera, Tempora und Modi im einfachen Satze und der mehrfache Satz).

Lektüre, drei Stunden wöchentlich (oder auch weniger). Cäsar und Ovid (Einführung in die Dichterlektüre).

Oberstufe.

1. Lehrziel. Vorwiegend Lektüre. Sie hat die Aufgabe, den Sinn für die Schönheit der lateinischen Sprache zu wecken, mit dem Bedeutendsten aus der römischen Literatur bekannt zu machen und in das Verständnis römischen Kulturlebens einzuführen.

2. V. Klasse. Lektüre: Livius und Ovid.

3. Einschränkung der Schularbeiten als Übersetzungen in das Lateinische in der V., VI. und VII. Klasse und gänzliche Auflassung derselben in der VIII. Klasse.

Linz. Josef Strigl.

Zur Mittelschulumgestaltung[1]).

Bis in die Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts war das G. eigentlich die einzige Art von M. Denn die R. war bis dahin zu sehr noch Fachschule. Der Weg zu den höheren Berufen führte durchs G. Industrie und Handel waren wenig entwickelt, der Bedarf an höher Vorgebildeten und damit auch der Anreiz zum Studium war geringer. Die kleinere Zahl der G.n nötigte den größeren Teil der Schüler zum Studium in anderen Orten, was den Eltern Kosten und Erziehungssorgen verursachte, sie freilich auch vorsichtiger machte. Das hat sich nun bedeutend geändert. Die Lockung zum Studium ist ungemein groß geworden und die zahlreichen M.n ermöglichen es den meisten, zu studieren, ohne das Elternhaus verlassen zu müssen. Die Verhältnisse sind also wieder für alle ziemlich gleich, und zwar günstig, so daß die Eltern sorgloser und wagemutiger sind und nicht klagen könnten, wenn es auch nur noch eine einzige Art der M. gäbe. Nun gibt es aber jetzt vier von der untersten bis zur obersten Klasse verschieden gestaltete M.n und der 11jährige Knabe soll wählen und sich für 7—8 Jahre binden. Das verursacht Qual und schafft Groll gegen die Schule. Denn

[1]) Gebrauchte Abkürzungen: M. = Mittelschule; G. = Gymnasium; Rg. = Realgymnasium; R. = Realschule; Rf. = Reform; L. = Latein; Gr. = Griechisch; F. = Französisch; E. = Englisch.

innerhalb der langen Zeit gehen die größten Veränderungen im jungen Menschen vor sich, es erwachen erst allmählich seine Neigungen und seine Bedürfnisse. Die anfangs getroffene Wahl ist ein Sprung ins Dunkle. Wo aber jene Wahl nicht möglich ist — wie in Orten mit nur einer M. —, da wird die vorhandene zur Zwangsschule, was gleichfalls kein geringer Übelstand ist. Alles dies brauchte nicht der Fall zu sein. 11jährige Knaben sind zwar meist verschieden in ihrer Veranlagung, aber doch nicht so sehr, daß für sie fünf verschiedene Fortbildungsmöglichkeiten bestehen müßten. Drei genügten: Volks-, Bürger- und Mittelschule. Letztere soll die besten Schüler bekommen. Einige Jahre später, wenn Neigung und Bedürfnisse besser erkannt werden, kann eine weitere Sonderung eintreten, eine Gabelung der M. in G., Rg. und R. wie beim Tetschner Typus, dem ORG. Die hier vorhandene zweiklassige Einheitsuntermittelschule läßt sich leicht und vorteilhaft in eine vierklassige verwandeln, wenn mit dem Gr. erst später — der Unterzeichnete empfiehlt die VI. Klasse — begonnen wird. Die von der I. Klasse an zu betreibende Fremdsprache (L.) soll den Hauptunterschied gegenüber der Bürgerschule schaffen und auch die für die M. wünschenswerte Schülerqualität verbürgen. Diese Einheitsuntermittelschule entspricht dem Entwicklungsgange der Jugend weit besser als unsere gegenwärtige Vielheit. Von der III. Klasse an würde eine moderne Fremdsprache (F.) in den Lehrplan eintreten.

Nach der IV. Klasse kann L. aufgegeben werden. Die sich dafür entscheidenden Schüler bilden nachher die realistische Oberabteilung des ORG. Nach der V. Klasse kann von den übrigen Schülern F. als **Pflichtgegenstand** aufgegeben und dafür Gr. gewählt werden. Diese Schüler bilden nachher die gymnasiale Oberabteilung, während der Rest Realgymnasiasten sind. In den meisten Gegenständen können alle Schüler auch in den Oberklassen gemeinsamen Unterricht erhalten, nur in den charakteristischen Gegenständen hat die Sonderung einzutreten. In großen Orten, welche drei M.n vertragen, kann der Oberbau in der einen gymnasial, in der zweiten realgymnasial, in der dritten realistisch (mit nur 3 Klassen) sein. Wo nur zwei M.n möglich sind, kann die eine zweifach gegabelt (G. und Rg.), die andere die 3klassige OR. sein. Und nur in Orten mit bloß einer M. wäre der Oberbau dreifach gegabelt einzurichten. Der Nachteil des vierten Jahres für die Realisten dieser Gegend wird sicher durch den Vorteil aufgewogen, daß die Gegend alle drei M.n besitzt und die Schüler die Wahl der Studienrichtung bis zum vierten Jahre hinaufschieben können. Übrigens wird das Opfer des vierten Jahres selbst von vermögenden Eltern gern getragen, wenn die Söhne im Elternhause bleiben können. Der Fall ist in Tetschen nicht vereinzelt, daß Realisten, die in Kosthäusern leben müssen, acht Jahre hier verbleiben, obwohl sie an OR.n in sieben Jahren fertig würden.

Die Realisten des ORG. haben zwar, bis jetzt wenigstens, trotz der acht Jahre nur die Berechtigung der Realschüler und müssen, um die Rechte des Rg. zu erlangen, wie diese eine Ergänzungsprüfung

aus L. nachtragen, aber sie dürfen diese gleich nach der realistischen Reifeprüfung ablegen, während der Realschüler erst ein Jahr später zugelassen wird und außerdem auch noch eine Prüfung aus Logik und Psychologie machen muß. Da aber am ORG. der Schüler erst nach der IV. Klasse Realist wird, wird diese Wahl schon mit einer gewissen Überlegung getroffen und es kommt deshalb äußerst selten vor, daß ein solcher Realist nach dem achten Jahre realgymnasiale Neigungen bekommt. In den 14 Jahren des Bestandes des Tetschner Typs haben bloß zwei Schüler die Rechte des Rg. angestrebt und erreicht und diese stammen noch aus der Zeit, wo das Rg. noch nicht eingegliedert war, hatten sich also schon zu Beginn der III. Klasse als Realisten bekennen müssen.

Die einfache R. ist für jene Schüler bestimmt gedacht, deren Begabungsrichtung mehr nach der technischnaturwissenschaftlichen Richtung gelegen ist, aber nur g e d a c h t. In Wirklichkeit steht es ganz anders. Wo nur die R. besteht, müssen alle Knaben diese R. besuchen, ob sie jene Begabungsrichtung haben oder nicht. Die Schule zwingt ihnen einfach die Studienrichtung auf. Ähnlich steht es ja auch beim G. und Rg. Wo aber daneben noch andere M.n bestehen, da wissen beim Eintritt weder Eltern noch Schüler, welche Richtung den letzteren besser liegt. Da entspricht das ORG. mit seiner späteren Richtungswahl bedeutend besser dem oben angeführten Gedanken.

Die Ausbildung der Realisten des ORG. ist wegen des 8. Jahres natürlich eine weit bessere als die der Realschüler. In den u n t e r e n Klassen ist die realistische Ausbildung wohl ein wenig verkürzt (eine Stunde Freihand-, vier Stunden geometrisches Zeichnen — beides Gegenstände, die auf dieser Stufe hauptsächlich Handfertigkeit beanspruchen — und eine Stunde Physik, also im ganzen sechs Stunden für vier Jahre), dafür ist aber die sprachliche Ausbildung bedeutend gesteigert, was sehr wertvoll ist (s. S. 6). Der obige Vorschlag knüpft, wie schon erwähnt, an den bisherigen Tetschner Typus an, der sich in den 14 Jahren seines Bestandes wohl bewährt und als ein gut gelungener Versuch und als Fortschritt auf dem Wege der Vereinheitlichung unseres Mittelschulwesens erwiesen hat. Der Vorschlag übernimmt wie das bisherige ORG. die bestehenden Lehrpläne der einfachen M.n möglichst ungeändert, um seine Verwirklichung nicht zu erschweren. Werden die bisherigen Lehrpläne der einfachen M. von der Unterrichtsbehörde geändert, so wird sich auch das neue ORG. den neuen Verhältnissen anpassen lassen. Eigene Wünsche bezüglich der Lehrpläne (innere Änderungen) sollen später vorgebracht werden.

Es genügt deshalb hier die nachfolgende Stundenübersicht, wobei die mit g überschriebene Spalte die allen Schülern gemeinsamen Stunden enthält, während die mit a, b, c überschriebenen sich auf die Gymnasiasten beziehungsweise Realgymnasiasten und Realisten beziehen.

Klasse	1	2	3	4	5			6				7				8			
Richtung					g	ab	c	g	a	b	c	g	a	b	c	g	a	b	c
Religion	2	2	2	2	2	.	.	2	.	.	.	2	.	.	.	2	.	.	
Deutsch	4	4	3	3	3		.	3	.	.	.	3	.	.		3	.		.
Latein	7	7	6	6	.	6		.	5	5	.	.	6	6	.	.	5	5	.
Griechisch	.	.	.	.	.	.	.	.	7	.	.		6	.	.		7	.	.
Französisch	.	.	5	4	3	.	.	.	.	2	2	.		3	3	.	.	3	3
Englisch	.		.	.		.	3	.	.	.	2	.	.	.	2	.			2
Geschichte	.	2	2	2	3	.	.	3	.	.		3	.		.	3¼	.	.	.
Geographie	2	2	2	2	1	.		1	.	.						.	.	.	.
Mathematik	3	3	3	3	3	.	1	3	.	.	1	3		.	1	2	.	.	
Darstellende	2*	2		1		.	.		.	3	3	.	.	3	3	.	.	2	2
Naturgeschichte	2	2		.	3	.	.	3	.						.	.	.	2	2
Chemie		.	.	2	3	.	.	.	.	2	2	.	.		.	.	.	.	.
Naturlehre		.	3	2	.	.	.	.	.	.	.	3	.		1	3¼	.	.	1
Propädeutik		.	.			.	.		.	.		2	.		.	2	.	.	.
Zeichnen	4	3	3	2	.	.	2				2	.	.		2	.	.	.	2
Turnen	2	2	2	2	2	.	.	2				2		.	.	2	.	.	.

* Mit Schönschreiben vereinigt.

Um die dreiklassige OR. an den Unterbau anschließen zu können, brauchen nur für Mathematik und Darstellende die Stundenzahlen in V—VII etwas umgestellt (5, 3½, 4 und 3, 2, 3) und der Geschichte in VI drei Stunden zugewiesen zu werden, so daß die ganze Geschichte mit einer kleinen Einschränkung gegen das bisherige Ausmaß bewältigt werden könnte.

Der Unterbau des vorgeschlagenen ORG. ist bis auf einzelne Ergänzungen und Abweichungen, die zu Gunsten der UR. nötig sind, dem Unterbau des einfachen Rg. gleich. Jene Ergänzungen betreffen die realistische Ausbildung der Schüler. Diese ist an UR.n größer als an UG.n und URg.n. Den neun naturwissenschaftlichen und zehn Zeichen-Stunden am UG. oder URg. stehen an der UR. 15 Zeichen-, 12 naturwissenschaftliche und sieben geometrische Zeichenstunden gegenüber. Dieser Unterschied ist mit Rücksicht auf die Unterstufe nicht groß. Das ORG. vermindert diesen Unterschied, indem es die Hälfte davon übernimmt. An sprachlicher Ausbildung seiner Schüler ist jedoch der Unterbau des ORG. der UR. weit überlegen. Dadurch, daß die Realisten des ORG. vier Jahre L. neben zwei Jahren F. in den ersten vier Jahren wie am Rg. treiben müssen, wird die R. bedeutend gehoben. Denn eine gute sprachliche Ausbildung ist das Notwendigste, was für einen Mittelschüler angestrebt werden muß. Je weiter er es darin bringt, desto leichter wird er sich im Studium auch anderer Wissenschaften und im Leben zurechtfinden. Er wird mit anderem Erfolge lesen, schreiben und studieren als einer, dem es daran fehlt.

Vielleicht darf der bessere Unterrichtserfolg am G., der sich auch in den nichtsprachlichen Fächern zeigt, zum Teil wenigstens dem stärkeren sprachlichen Betrieb zugeschrieben werden. Daß die sprachliche Ausbildung durchs Studium von Fremdsprachen gefördert wird, ist wohl eine anerkannte Tatsache.

Die verschiedenen Fremdsprachen sind hiefür wohl nicht gleichwertig. Ich kann nur dem L. den Vorzug vor F. oder E. geben. Daß L. eine tote, also schon fest gewordene Sprache ist mit reichen und deutlich verschiedenen einfachen Formen, einer klaren und scharf gegliederten Syntax, spricht sehr für sie. L. empfiehlt sich ferner deshalb als erste zu erlernende Fremdsprache, weil es eine vorzügliche Grundlage für die Erlernung anderer Fremdsprachen, ganz besonders der romanischen, schafft. Der Vorteil läßt sich sogar durch Zahlen angeben. Obwohl an den alten Rg.n des vorigen Jahrhunderts und am ORG. F. erst in der III. Klasse begonnen und in der III. und IV. Klasse zusammen nur in neun Stunden gelehrt wurde und wird, wurden die Schüler doch so weit gebracht, daß sie an OR.n mit mindestens gleichem Erfolge wie vorher fortkamen, obwohl die Realschüler 19 Stunden F. getrieben hatten. Diese Ersparnis von 10 Stunden (über 50%) bewirkt neben der größeren Reife der um zwei Jahre älteren Schüler ausschließlich das L.studium. Das F. kann umgekehrt nicht so Grundlage für nachfolgendes L. sein, was ja die Reformrealgymnasien (Rfrg.) erweisen werden (s. Dr. Schreiner, Aufsatz in der österreichischen Gymnasialzeitschrift 1913).

L. empfiehlt sich ferner als Sprache des einen der beiden höchststehenden Kulturvölker des Altertums, auf deren Kultur die unsrige sich aufbaut. Es ist jedenfalls nicht von geringem Werte, mit der Kultur jenes Volkes auch unsere nach höherer Bildung strebenden Realisten bekanntzumachen, wenn auch nur so weit, als es sich durch den elementaren Betrieb der Sprache in den unteren vier Jahren vermitteln läßt. Dem L.unterricht kann man aber auch noch eine stark erziehliche Wirkung zuschreiben. Das L.studium bedingt in erster Linie Gedächtnisarbeit. Das Gedächtnis tritt aber beim Menschen am frühesten in die Erscheinung; es schafft Wissensmaterial in den Geist, das zu verarbeiten der Verstand oft erst später fähig wird. Eben darum läßt sich in den unteren Klassen auch nicht alles durch den Verstand er- und verarbeiten und wird es doch versucht, so knüpft sich daran entweder kein Erfolg oder ein sehr teuer erkaufter. Die Verstandesarbeit muß in den ersten Jahren darin bestehen, neuen Stoff mit dem alten in immer engere Verbindung zu bringen und dadurch Halt und feste Ordnung in das Wissen zu bringen. Durch fortgesetzte Betätigung dieser Arbeit an einem der jeweiligen Fassungskraft der Schüler angepaßten Unterrichtsstoff wird der Geist gewöhnt, die stofflichen Beziehungen und Zusammenhänge immer rascher zu erkennen und so immer sparsamer mit seinen Kräften zu arbeiten. Das L.studium läßt diesen Weg zu. Zuerst werden wenige Formen eingeprägt und dann durch oftmaliges Hin- und Herübersetzen zu

mannigfachster Anwendung gebracht und befestigt. Daran schließen sich langsam neue Formen, die gleich behandelt werden, wobei das früher Gelernte immer wieder herangezogen wird. So wird im langsamen Fortschreiten das ganze sprachliche Gebäude aufgebaut. Die Auffindung der anzuwendenden Formen bedingt Überlegen, damit Ruhe und Gelassenheit, und heischt so Verstandesarbeit, die langsam an Schwierigkeit zunimmt. Jede Abweichung wird zum Fehler. Diese feste Ordnung findet sich nicht einmal in der Mathematik, deren Unterricht dem des L. am meisten verwandt ist, so bestimmt vorgezeichnet. Der L.unterricht zwingt also dem Schüler eine ganz bestimmte Arbeitsrichtung auf[1]). Dadurch wird er freilich für viele anstrengend. Schüler, die dem mit dieser Arbeitsrichtung verknüpften Zwang sich willig fügen, werden in allen Gegenständen immer erfolgreicher arbeiten. Im allgemeinen aber sträubt sich wohl die Schülernatur gegen jeden Zwang desto mehr, je mehr ablenkende Kräfte in ihr nach Geltung ringen. Soll durch den L.unterricht jene Gewöhnung erzielt werden, dann muß damit in der Jugend begonnen werden. Auch ist eine große Stundenzahl hiefür erforderlich. Mit dem L. stellen jedenfalls G. und Rg. höhere Anforderungen als die R. und halten dadurch fürs Studium ungeeignete Elemente wirksamer vom M.-Studium fern als die R. Daß das G. wegen des L. eine bessere Schülerqualität beansprucht, weiß und fühlt auch die Bevölkerung und bringt deshalb dem L. und G. eine höhere Achtung oder Scheu entgegen. Die R. entnimmt ihre Schüler der Volksschule bis zu einem niedrigeren Grade der Qualität als das G. oder bringt Schüler gleicher Qualität bis in höhere Klassen hinauf. Deshalb kann und wird die R. wohl immer auch tüchtige Schüler haben, aber durchschnittlich ist die Qualität am G. besser. Daß das L. höhere Anforderungen stellt, wird auch das Rfrg. erweisen. Sein Unterbau ist die UR., die deshalb einen sehr starken Besuch aufweisen wird. Nun soll im Oberbau L. auf der dafür wenig geeigneten Grundlage des F. (s. oben S. 376) einsetzen. Es wird deshalb ein starkes Entvölkern eintreten oder der Unterrichtserfolg wird trotz großen Zeitaufwandes nicht groß sein. Derartige M.n scheinen berechtigt für große Städte, welche mehrere R.n besitzen; da kann das Rfrg. Sammelanstalt für alle nach der Universität strebenden Realschüler sein.

Daß nur der L.unterricht zu dem oben angeführten Ziele führe und daß alle, die vier oder acht Jahre L. gelernt haben, zu erfolgreichen Studien jeder Art befähigt sein müssen, soll nicht behauptet sein. Beidem widerspricht ja die Erfahrung. Beim L.unterricht aber scheint mir der Weg hiezu streng vorgezeichnet zu sein, während jeder andere Weg ein freieres Schalten der dem Schüler innewohnenden Kräfte gestattet. Auch gehören die durch den L.unterricht entwickelten Eigenschaften mehr zu den „passiven" Willensbegabungen,

---

[1]) Vgl. „Allgemeine Bildung und Mittelschuleinrichtung" in den Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen. 16. Jg. Nov. 1917.

während doch auch aktive, wie Mut, Tapferkeit, Unternehmungslust u. dgl., nach Betätigung streben. Eben deshalb sind die Meinungen darüber, ob jene Gewöhnung durch den L.unterricht gut sei oder für jeden gut sei, geteilt. Die Jugend wird dadurch achtsam auf Kleinigkeiten, genau, gewissenhaft, sicher, erfolgreich und sparsam arbeitend, sagen die einen; sie verliert den freien Geist, arbeitet schablonengemäß, wird einseitig, überläßt sich Vorurteilen und schwört nur auf theoretische Schulansichten, sagen die anderen. Ich meine, daß der Erfolg immer von der Veranlagung des einzelnen Schülers abhängen wird. Der L.unterricht kann die erforderlichen Eigenschaften nicht schaffen, sondern nur wecken und fördern, wo sie vorhanden sind.

Da nun nicht entschieden werden kann, welche Meinung die richtige oder bessere ist, wird in der vorgeschlagenen Einrichtung der Mittelweg empfohlen. Einen vierjährigen L.unterricht kann jeder, der überhaupt die für höhere Studien erforderliche Tüchtigkeit besitzt, vertragen. Für vereinzelte Ausnahmen kann in anderer Weise der Weg geebnet werden. Während der vier Jahre aber kann der L.unterricht alle die guten Wirkungen wenigstens zum Teil ausüben, die ihm seine Freunde zuschreiben, anderseits kann er nicht soviel schaden und des Schülers Geist nicht so sehr verkrüppeln (wie die Gegner behaupten), daß es bei der Jugend der Schüler nicht wieder gutgemacht werden könnte.

Beim neuen ORG. wählen also die Schüler oder deren Angehörige nach den in den ersten vier Jahren gemachten Erfahrungen und den im Schüler hervortretenden Neigungen und Bedürfnissen die Mittelschulart, tragen natürlich auch die Verantwortung für diese Wahl und können darüber nicht der Schuleinrichtung Vorwürfe machen, wie sie es bei der gegenwärtigen Einrichtung der einfachen M. mit Recht tun können. Das ORG. bietet jedem Mittelschulorte alle drei Mittelschultypen. Jeder Schüler kann frei wählen, keiner ist gezwungen auszuwandern. Wo, wie es jetzt der Fall oft ist, nur ein G. ist, dort müssen alle studierenden Knaben Gymnasiasten werden. Wo nur ein Rg. oder eine R. ist, kann kein Schüler Gymnasiast werden. Überall herrscht auf diese Weise Zwang, der beim ORG. beseitigt ist.

Im ORG. erhalten alle Mittelschüler einen vierjährigen L.- und einen dreijährigen F.unterricht und somit die gleiche sprachliche Ausbildung. Daß gerade in den Unterklassen ein großer Teil der Zeit darauf verwendet wird, erscheint nach den früheren Ausführungen berechtigt. Es soll ja die sprachliche Ausbildung auch schon ziemlich vorgeschritten sein, wenn die Schüler sich in den Oberklassen mit den Gegenständen wissenschaftlich zu beschäftigen anfangen. Schließlich kann die Jugend in den unteren Klassen, wo ihr Verstand noch nicht sehr entwickelt ist, stark ihr Gedächtnis für die erstsprachliche Ausbildung im Elementarunterricht verwerten. Die dann noch übrige Zeit ist vollkommen ausreichend, um der realistischen Ausbildung in dem Maße gerecht zu werden, wie es der geistige Zustand 11—15jähriger Knaben zuläßt. Die R. verwendet darauf wohl mehr Zeit,

aber zumeist auf geometrisches und Freihand-Zeichnen, die zwar sehr erziehlich wirken und bilden, auf dieser Stufe aber zum großen Teile doch nur Handfertigkeit beanspruchen. Die verstärkte sprachliche Ausbildung am ORG. wird die Realschüler in den oberen Klassen beim Studium aller Unterrichtsfächer fördern und sicher das ersetzen, was vielleicht in den Unterklassen an realistischer Ausbildung zu wenig geboten wird.

Die bisherige Art, eine moderne Sprache (F.) den Gymnasiasten als Freigegenstand zugänglich zu machen, befriedigt nicht. Der Unterricht wirkt als Mehrbelastung und sein Zustandekommen hängt vom Vorhandensein eines geeigneten Lehrers und von der Schülerzahl, die von Halbjahr zu Halbjahr meist stark abnimmt, ab. Beim ORG. fällt der Unterricht in die normale Lernverpflichtung, ist also keine Mehrbelastung. In den zwölf Stunden, welche ihm in der III.—V. Klasse eingeräumt sind, lernen die Schüler sicher soviel, als sie beim gegenwärtigen Freiunterricht lernen können. Nach der V. Klasse können die Gymnasiasten den F.unterricht als Freigegenstand mit je zwei Stunden wöchentlich fortsetzen, wovon gewiß die meisten derselben Gebrauch machen werden.

Eine Halbheit ist der vierjährige L.unterricht keineswegs; wenn auch in acht Jahren mehr geleistet werden kann, so muß ich doch den ersten vier L.-Jahren wegen ihrer erziehlichen Wirkung und sprachlichen Schulung den größeren Wert zuerkennen. Anderseits ist das Abbrechen kein Unglück. Denn wichtiger für den Unterrichtserfolg ist das Interesse, das der Schüler dem Gegenstande entgegenbringt, als die Meinung, die wir von dem Gegenstande haben. Ohne Zwang geht es an der M. freilich nicht, aber er muß nicht dort geübt werden, wo er vermieden werden kann. Mancher Realist des alten Rg. oder des ORG., der unten mit dem L. zu kämpfen hatte und deshalb auch in anderen Gegenständen weniger leistungsfähig war, wurde nach dem Aufgeben des L. ein guter Schüler.

Mit dem L. ist die Bevölkerung von jeher vertrauter und findet sich eher damit ab. Aber das Gr. halten überaus viele Leute für eine überflüssige und drückende Belastung ihrer Söhne. Eine moderne Fremdsprache halten sie für notwendiger und nützlicher für das spätere Fortkommen der Jugend, obwohl nur ein sehr kleiner Teil der Schüler das gelernte F. oder E. später zu verwerten in die Lage kommt, die zweite Landessprache viel notwendiger wäre und der Gymnasiast F. oder E. bald nachzuholen in der Lage ist, wenn die Notwendigkeit hiezu drängt. Aber die Strömung ist nun einmal vorhanden und das neue Rg. kommt ihr entgegen. Das Verlangen nach Rg.n, nach Umwandlung von G.n in Rg.n wird darum immer häufiger gestellt werden, besonders auch deshalb, weil das Rg. Berechtigungen gewährt, die jene des G.s nach der realistischen Seite überragen, nach der humanistischen Seite nur wenig dahinter zurückbleiben. Das G. geht m. E. auf diese Weise dem Untergange entgegen und das wäre schade. Gegenwärtig scheint ja die Zahl

der überzeugten Anhänger des G.s noch groß zu sein, aber das kann (und wird vielleicht) sich ändern.

Herr Hofrat Landesschulinspektor Dr. A. v. Scheindler hat in dieser Zeitschrift (1916) entschieden Stellung genommen für das G. in seiner bisherigen Form, soweit die alten Sprachen hiebei in Betracht kommen, und sich auch gegen die Hinaufschiebung des Gr. ausgesprochen. Seine Ausführungen geben natürlich wie die meinen persönliche Ansichten wieder, für die weder ein logisch-mathematischer noch ein allseitig anerkannter Erfahrungsbeweis sich erbringen läßt. Ansichten stützen sich auf Anhang. Wer eine neue Ansicht vertritt, hat einen schwierigeren Stand. Trotzdem wage ich für meine Ansicht einzutreten und meine Überzeugungsgründe anzuführen. Daß das ORG. für jeden M.ort alle drei einfachen M.n schafft und dazu noch die Möglichkeit gibt, die Wahl der M.art um vier Jahre hinaufzuschieben, sind doch entschieden in wirtschaftlicher wie in erziehlicher Hinsicht bedeutsame Vorzüge. Nun zum Gr.

Wenn mit dem Gr. in der III. Klasse begonnen wird, muß der Lehrer hauptsächlich mit dem Gedächtnis der Schüler rechnen und den gedächtnismäßigen Drill ausgiebig handhaben. Dadurch kommt wohl das Wissensmaterial in den Geist, aber zum bleibenden Besitz wird es doch erst nur durch den Verstand gemacht. Kommt dieser nicht in ausreichendem Maße hinzu, so nützt der ganze Drill nichts. Die Sache liegt hier ganz anders wie bei dem sich längerer, ruhiger Entwicklung erfreuenden elementaren L.unterricht. Da nun aber am G. alle Tertianer das Gr. lernen müssen und unter ihnen zunächst alle jene, welche im Verlaufe der III., IV. oder V. Klasse das Mittelschulstudium freiwillig oder gezwungen aufgeben, so behindern sie den Erfolg. Für sie wäre eine moderne Sprache wahrscheinlich vorteilhafter gewesen. (Ein mit F. abgehender Schüler der III. Klasse z. B. findet wahrscheinlich Aufnahme in die IV. Klasse einer Bürgerschule. Der Grieche ist ausgeschlossen.) Darin liegt keine Sparsamkeit, sondern Zeit- und Energievergeudung. Aber auch bei den übrigen ist der Verstand in der III. Klasse noch zu wenig entwickelt und wie das Interesse durch zu geringe Gedankensammlung, die ja für den Gr.unterricht besonders erwünscht wäre, zurückgehalten. Denn gut begabte und fleißige Schüler sind in allen Klassen in der Minderzahl vorhanden. Dazu kommt, daß in der III. Klasse schon die Erscheinungen der Flegeljahre sich zu zeigen beginnen, die in der IV. Klasse meist ihren Höhepunkt erreichen und in der V. Klasse schon wieder schwächer werden. Es sind darum gerade die III. und IV. Klasse für den Beginn des Gr. sehr wenig günstig. Daß das Gr. so wenig Grund in der Bevölkerung gefaßt hat trotz der langen Zeit seines Bestandes in den G.n und trotz der starken Pflege, scheint mir gerade darin seinen Hauptgrund zu haben, daß es allen Schülern von der III. Klasse an aufgedrängt wurde. Wenn man den Gymnasiasten, welche das Gr. nicht zu lernen wünschten, früher den Bescheid gab, sie hätten in diesem Falle die R. wählen, oder jetzt nach der Errichtung der Rg.n,

sie hätten ins Rg. übertreten sollen, so liegt darin eine Nichtberücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse desjenigen Teiles der Bevölkerung, der nur auf die im Orte befindliche M. angewiesen ist, abgesehen davon, daß der Übergang in die R. auch dem Lehrplane nach nicht so leicht durchführbar ist. Die Befreiung vom griechischen Unterrichte am G. aber wird nur denen gewährt, welche aufs M.-Studium in den oberen Klassen verzichten. Sie ist also mit einem Zwang verbunden.

Für den größten Teil der Mittelschüler ist eine alte Kultursprache vollkommen ausreichend und das kann nur L. sein. L. und Gr. nebeneinander sind zuviel und können nur Abneigung wachrufen.

Daß das Gr. einen hohen idealen Wert hat, das würdigt die Bevölkerung im allgemeinen nicht und der Jugend kann es nur schwer klar gemacht werden, keinesfalls aber schon beim Beginn der III. Klasse. Es wird vielen Gymnasiasten nicht einmal bis zur Reifeprüfung klar. Um wenigstens den Gymnasiasten jene Überzeugung beizubringen, müßte L.- und Gr.unterricht von diesem Streben durchdrungen sein, aber auch Geschichts- und Deutschunterricht und Freihandzeichnen. Die geschichtlichen Lehrbücher brachten früher gar nichts über die kulturelle Entwicklung der Völker, also auch nichts über den mächtigen Einfluß des Gr., den es auf die Römer, auf die ganze alte Welt und bis auf die Jetztzeit ausgeübt hat, und wenn sie schon jetzt manches bringen, so wird es häufig überschlagen. Soll nun aber das Gr.-Studium ohne rein äußere Zwangsmittel weiter erhalten bleiben, so wird man die Schüler, ehe man sie vor die Wahl zwischen G. und Rg. stellt, reifer werden lassen, wird also Gr. möglichst weit hinausschieben müssen, d. i. bis zum Beginn der VI. Klasse. Bis dahin können L., Geschichte, Deutsch und auch Freihandzeichnen dem Gr. einigermaßen vorarbeiten, bis dahin kann der sprachliche Unterricht in L. und F. im Schüler eine größere und überzeugte Vorliebe für sprachliche Studien schaffen und schließlich wirkt bei solchen Schülern auch der geringe Überschuß der Berechtigungen des G.s über jene des Rg.s. Wenn der Gr.unterricht in der VI. Klasse beginnt, so kommen alle bisher erwähnten Umstände dem Unterrichte zu Hilfe. Die schwächsten Schüler sind überdies bereits ausgeschieden. Was aber ganz besonders bei der vorgeschlagenen Einrichtung ins Gewicht fällt, es kommen nur solche Schüler fürs Gr. in Betracht, die aus eigenem Antrieb, nicht genötigt durch die Schuleinrichtung, es wählen, die durch fünfjährigen L.- und F.-Unterricht für sprachliche Studien gut geschult sind und hiefür eine gewisse Vorliebe bekunden. Alle diese günstigen Umstände lassen ein rascheres Vorwärtskommen im Elementarunterricht zu, so daß sicher schon im zweiten Halbjahre der VI. Klasse die Xenophon-Lektüre mit Aussicht auf Erfolg betrieben werden kann. Die Unterbrechung im anwendenden, vertiefenden und wissenschaftlichen Unterrichte des gymnasialen Oberbaues wird darum nur eine geringe sein, wenn darauf wirklich ein so großer Wert gelegt werden muß. In den drei oberen Klassen wird dann nicht weniger Stoff im Gr.

gut durchgenommen werden können als gegenwärtig in sechs Klassen. Man wird wahre Freunde und begeisterte Anhänger des Gr. und des G.s heranbilden. Mit der Einrichtung des Gr.unterrichtes am Theresianum läßt sich unser Vorschlag nicht in eine Linie stellen. Dort beginnt das Gr. in der V. Klasse, wo Ruhe und Interesse noch nicht genügend in den Schülern eingetreten sind, dann verlangt es das Gr. von allen Schülern und setzt dafür 21 Stunden an, während unser Vorschlag bei viel günstigeren Umständen 20 Stunden vorsieht. Ich erinnere hier an die zehn ersparten F.stunden (über 50%) in den unteren Klassen des ORG.s (S. 376) infolge der größeren Reife und der besseren sprachlichen Ausbildung.

Das ORG. wird an jedem M.orte zwar weniger zahlreiche, aber dafür tüchtige Gymnasiasten schaffen, deren Gesamtzahl für die Bedürfnisse des Staates jedenfalls vollauf genügen wird. Weil es dem Gymnasiasten die Möglichkeit gibt, ohne Mehrbelastung eine moderne Fremdsprache zu lernen und ohne im Gr. verkürzt zu werden, stellt es auch noch eine sparsamere Ausnützung der Unterrichtszeit dar und macht das G. zur Eliteschule.

Daß am ORG. sich zuerst die Realisten (in der V. Klasse) und dann erst die Gymnasiasten (in der VI. Klasse) absondern, liegt auch noch darin begründet, daß der Entschluß, das L. aufzugeben, wozu nicht selten der bis dahin erzielte geringe Erfolg drängt, dem Schüler viel leichter fällt, als das L. beizubehalten und noch Gr. dazu zu nehmen.

Es mag hier gestattet sein, auf den Einwand einzugehen, den schon bei der M.enquete 1908 der altphilologische Professor Herr E. Reichelt als bloße Behauptung hingeworfen hat und den nachher andere Altphilologen wiederholt haben (s. Jahresbericht 1911 des Tetschner ORG.s). Es sei bedenklich, daß in den oberen Klassen in Geschichte und Deutsch Schüler mit verschiedener Vorbildung zusammen kämen. Aus eigener Erfahrung hat keiner jener Herren gesprochen. Von Geschichte kann ich vielleicht hier absehen. Auf Deutsch aber will ich etwas näher eingehen. Die Tetschner Deutschlehrer (bisher fünf) haben irgend welche Nachteile noch nicht entdeckt. Es handelt sich vor allem um das Lesen dichterischer Werke, die ein gutes Verständnis des altklassischen Altertums voraussetzen. Daß die Ungleichheit in der Vorbildung der Schüler erst in der V. Klasse anfängt und bloß auf L. und Gr. beschränkt ist und bleibt, daß ein Lesen der oben erwähnten Werke erst in der VII. und VIII. Klasse stattfindet und wegen der geringen zur Verfügung stehenden Zeit und der Größe des übrigen Stoffes nur in spärlichem Ausmaße herangezogen werden kann, will ich unerörtert lassen. Nur folgende Tatsache, welche jeder Lehrer aus Erfahrung kennt, will ich ins Treffen führen. Wenn ein halbwegs schwieriger Abschnitt aus einer fremden Sprache übersetzt oder eine verwickeltere mathematische oder physikalische Aufgabe gelöst werden soll, dann muß sich der Lehrer an die besten Schüler seines Gegenstandes wenden. Und wieviel solche beste Schüler hat jeder Lehrer für seinen Gegenstand? 10% werden selten überstiegen. Die anderen

Schüler kann er zum Wiedergeben des mit den besten Schülern herausgearbeiteten Stoffes heranziehen, darf sich aber dabei noch keine weiten Sprünge gestatten. Handelt er nicht so, dann wächst das hiezu erforderliche Zeitausmaß ganz bedeutend. Damit vermindert sich auch das Interesse der übrigen Schüler und der Lehrer mag sich klar darüber werden, wie stark er seine Lehraufgabe beschneiden muß, um sie für eine derartige Behandlungsweise geeignet zu machen. Nichtschulmänner, auch wenn sie die M. selbst durchgemacht haben, machen sich ja oft großartige Vorstellungen von dem, was an M.n alles geleistet und erreicht wird. Wie werden nicht oft Mittelschüler in Romanen sprechend vorgeführt! Aber Schulmänner erfahren doch täglich beim Unterricht, wie notwendig das Sichbeschränken ist. Trotz dieser täglichen und vielfachen Erfahrung wollen aber doch viele an solche Beschränkung nicht glauben. Was wollten Schulmänner nicht in die M. an Lernstoff noch hineinstopfen, ohne anderes dafür zu streichen? Was für dickbändige Lehrbücher wurden und werden nicht geschrieben und wie schwer faßlich ist oft der Ausdruck gestaltet, wie wenig den Schülern angepaßt? Alles das entspringt falschem Wahn und rechnet nicht mit der Wirklichkeit. Auch der oben erwähnte Vorwurf gegen das ORG. entspringt diesem Wahne. Von den M.n wünschen und brauchen die Hochschulen nicht eine Entlastung ihrer Arbeit durch Überlastung der M.n mit Stoff, sondern durch Erziehung zu ernster und gewissenhafter Arbeit. Unsere Mittelschüler sind zum nicht geringen Teile bis in die obersten Klassen hinauf vorzugsweise Gedächtnismenschen und man muß oft froh sein, wenn sie wenigstens in Gedächtnisarbeit etwas leisten. Vieles von dem, was an der M. durchgenommen wird, fassen die Schüler nicht so auf, wie wir es wünschen. Die Frucht reift bei vielen weit später, oft erst lange nach der M.zeit. Der durchzunehmende Lehrstoff ist in den meisten Fächern für die Zahl und Art der Schüler zu groß, wenn die Hauptarbeit in der Schule geleistet werden soll, was mit Rücksicht auf die so überaus notwendige Pflege des Körpers und der Gesundheit der Jugend nur gerechtfertigt ist. Die Schüler finden nicht an allem, was der Unterricht ihnen bietet, Gefallen, dagegen an vielem anderen, was weniger im Schulinteresse gelegen ist. Und gerade solches treiben sie oft mit einem Übereifer.

Dann wirken auch noch viele andere Faktoren auf die Schüler ablenkend ein, die ganze Umwelt erzieht und bildet sie in ganz bedeutendem Maße mit, sowohl in für sie gutem als auch in schlechtem Sinne, je nach der Umgebung, Abstammung und Eigenart des Schülers. So ist die ganze M.zeit ein beständiger Kampf der Schule gegen die nach freier Betätigung ringenden Kräfte der Schüler und anderer Widerstände. Unter solchen Verhältnissen reift trotz aller Bemühung und Sorgfalt der Lehrer der Erfolg nur langsam, so daß sie bis in die obersten Klassen nicht ungetrübte Freude genießen können. Da üben so geringfügige Unterschiede, wie sie der Bildungsgang der drei verschiedenen Schülergattungen am ORG. aufweist, keine beson-

dere Wirkung aus. Was den Realisten an sogenannter altklassischer Bildung abgeht, ersetzen sie wieder durch modernsprachliche Bildung und andere Schulungsarbeit, die ihre geistigen Kräfte ebenfalls gefördert haben, so daß sie den in Rede stehenden Dichtungswerken in dem Maße wenigstens, wie sie an der M. zur Behandlung kommen, nicht gar so verständnislos gegenübertreten müssen, wie jene meinen, welche das ORG. deshalb tadeln zu müssen glauben. Übrigens muß sich der Deutschunterricht, soweit er sich mit Dichtungswerken beschäftigt, an gar viele Faktoren des menschlichen Wesens wenden, welche nicht in jedem Menschen sich gleichmäßig verteilt finden. Drum kann es vorkommen, daß selbst vorzügliche Gymnasiasten einem Dichtungswerke, das zu seinem Verständnis altklassische Bildung erfordert, kälter und verständnisloser gegenübertreten als jemand, der gar keine altklassische Bildung genossen hat und dem man das zum besseren Verständnis Nötige einfach mitteilt. Zum vollen Genuß eines Dichtungswerkes gehört wohl am notwendigsten eine gewisse eigene dichterische Veranlagung des Schülers wie auch ganz besonders des Lehrers. Die hängt aber nicht vom Bildungsgange ab, den ein Mensch genommen hat oder nimmt, und kann deshalb in manchem Realisten stärker vorhanden sein als im besten Gymnasiasten.

Gegenüber einer einfachen M. verursacht das dreifach gegabelte ORG. kaum 25% Mehrkosten. Auch an Räumen braucht es nur wenig mehr. Nun möchte es sich wohl lohnen, den Vorschlag auch zu erproben. Von vornherein wird wohl niemand behaupten und es begründen können, daß der Vorschlag schlecht sei und zurückgewiesen werden müsse. Ein mathematischer Beweis ist hier nicht möglich. Nur die Erfahrung kann Gewißheit schaffen. Da läßt nun die bisherige günstige Entwicklung des Tetschner Typus hoffen, daß auch der neue Versuch gut ausfallen und vielleicht Leitlinien für weitere Reformen auf dem Gebiete des Mittelschulwesens ergeben werde. Auf alle Fälle kann nur der Versuch die nötige Klarheit schaffen und hiezu eignen sich naturgemäß die ORG. in Tetschen und Brüx am besten, weil hier gar keine Schwierigkeiten oder Mehrkosten im Wege stehen.

In aller Kürze will ich noch einige besondere Wünsche vorbringen und zu einigen Mittelschulfragen meine Meinung äußern. Dem L.unterricht der unteren Klassen möchte ich den ganzen grammatisch-syntaktischen Deutschunterricht angliedern und mit dem übrigen Deutschunterricht die Geschichte in Form von Geschichtserzählungen verbinden (ohne Änderung der Gesamtstundenzahl). In den unteren Klassen wäre der Vorgang den geistigen Fähigkeiten der Jugend besser anzupassen, als welche Gedächtnis und Nachahmungsstreben (Pflege der Sinne, Handfertigkeit) am frühesten hervortreten und mehr auszunützen wären. Verstandesarbeit soll darum nicht vernachlässigt werden, aber der Verstand kommt — ich wiederhole es — später als das Gedächtnis. Reiner Verstandesunterricht paßt für Untermittelschüler nicht und schafft wenig Nutzen. Auch unsere Lehrbücher sollen mehr den Fähigkeiten der Schüler als der Wissenschaft angepaßt, ihre Dar-

stellung soll klar und leicht faßlich sein. Daß Lehrbücher nach kurzem Gebrauch schon wieder geändert werden, nützt weder der Schule noch dem Schüler oder der Wissenschaft und ist nicht notwendig. Daß für einzelne Gegenstände an den drei einfachen M.n verschiedene Lehrbücher geschaffen werden, erscheint nach den Lehrplänen auch nicht gerechtfertigt.

Schön lesen, recht schreiben und gut rechnen sollen die Schüler schon in der Volksschule lernen. Dazu wäre freilich notwendig, daß sich die ersten vier Volksschuljahre nur mit Lesen, Schreiben und Rechnen beschäftigten und zu anderem Unterricht erst später übergingen, wozu dann auch noch Zeit wäre. Das würde nicht bloß der M. nützen. Es kommt mir vor, als ob in unserem Schulwesen manches um eine Altersstufe zu frühzeitig angesetzt wäre.

Eine Eindämmung des Zudranges zu den M.n scheint mir nur auf folgendem Wege erreichbar. Man gestalte die Bürgerschule zur vierklassigen Freischule (auch die ortsansässigen Knaben sollen nicht hineingezwungen werden), geleitet von Lehrern mit Hochschulbildung, richte sie so ein, daß deren Absolventen durch eine Aufnahmsprüfung in die V. Klasse einer R. (oder realistischen Abteilung eines ORG.s) gelangen können und daß anderseits Untermittelschüler aus jeder Klasse ohne Jahresverlust an die gleich hohe Klasse der Bürgerschule übertreten können und erkläre sie als Vorschule für alle mittleren Berufsschulen (Lehrerbildungsanstalten, Ackerbau-, Handels-, Gewerbe-, Kadetten- und ähnliche Schulen). Die Volksschule richte man daneben je nach Bedarf 5—8klassig ein. Dies Mittel allein genügt jedoch nicht. Die Eltern werden stets jene Bildungsmöglichkeit für ihre Kinder ausnützen, die im Orte oder zu Fuß oder durch billigen Bahnverkehr täglich leicht erreichbar ist. Auswärtiges Wohnen der Kinder verursacht große Kosten und Erziehungssorgen. Da man nun jene mittleren Berufsschulen nicht überall errichten kann, müßte man durch Stipendien nachhelfen, was besonders bei armen hoffnungsvollen Mittelschülern sich lohnte. Ferner müßte die Schulgeldbefreiung an den M.n an einen mindestens guten Unterrichtserfolg geknüpft sein und sollten Schüler, die während der Studienzeit im Elternhause verbleiben können, nur dann Befreiung erlangen, wenn sie wirklich dürftig sind.

Die Erlernung der anderen Landessprache ist stark zu fördern. Durch einen 2—3stündigen Schulunterricht allein kann nur eine grammatikalisch-syntaktische Grundlage mit einiger Vokabelkenntnis geschaffen werden. Zur praktischen Beherrschung kommt man nur durch sprachlichen Verkehr. Darum sollte in gemischtsprachigen Gegenden der persönliche Verkehr mit dem anderen Volksstamm der Jugend nicht nur nahegelegt und empfohlen, sondern sogar vorgeschrieben werden und in einsprachigen Gegenden wären Schüler in den II. oder III. Jahreskurs nicht zuzulassen, welche sich nicht über einen vorangegangenen Ferialaufenthalt beim anderen Volksstamme, der ja auch gesundheitlich, erziehlich und für die Völkerverständigung vorteilhaft ist, ausweisen können. Er wäre öfter zu wiederholen. Der Kinder-

tausch wäre möglichst zu fördern. Der Schulunterricht wird für solche Schüler bessere Erfolge zeitigen und weniger als schwer und als Mehrbelastung empfunden werden, auch wenn er nur als Freigegenstand eingeführt wird.

Turnen, Jugendspiel und andere körperliche und sportliche Übungen stärken nicht bloß den Körper, sondern auch den Willen und Charakter, erziehen zur Selbstbeherrschung und Selbstzucht und schützen vielleicht mehr vor Entartung als die bloß intellektuelle Ausbildung. Auch wecken sie ästhetischen Sinn, erziehen, in Gruppen und Vereinen ausgeübt, zur Aufmerksamkeit, zum Gehorsam, Gemeinsinn und Verantwortlichkeitsgefühl. Und wenn wie beim Schießen und Fechten oder sonstigen militärischen Übungen die Verteidigung des Vaterlandes als fernes Ziel vorschwebt, so liegt darin auch noch die Förderung der Liebe zum Vaterland, zu Kaiser und Herrscherhaus.

Eine Einheitsmittelschule ohne Fremdsprache von der I. Klasse an würde den Zudrang von Schülern noch stärker machen und die M. auf eine tiefere Stufe herabdrücken. Wer derartiges anstrebt, könnte durch die oben erwähnte Bürgerschule hindurch nach der realistischen Oberabteilung des ORG. streben und durch die Ablegung der Ergänzungsreifeprüfung aus L., die dann keine gar so großen Schwierigkeiten mehr böte, zur Universität gelangen.

Wer dem L. von Anfang an nur wenige Stunden zuweisen will, tut besser daran, ganz darauf zu verzichten. In der großen Stundenzahl des L. sehe ich den Hauptvorzug des G.s. Weniger Gegenstände und mehr Zeit für jeden einzelnen scheint mir für die Entwicklung der Jugend wertvoller zu sein.

Tetschen. Dr. Anton Schlosser.

Den im vorliegenden Aufsatz niedergelegten Ansichten den Raum zu verwehren haben wir keinen Anlaß. Wir beschränken uns sofort zu betonen, daß wir den Vorschlag, den griechischen Unterricht auf die VI. Klasse hinaufzuschieben, durchaus nicht für glücklich halten. Hier hat wohl vor allem auch das Urteil von Fachleuten zu entscheiden. Unsere persönliche Meinung geht dahin, daß der Betrieb des Griechischen, wie er jetzt auf österreichischen Gymnasien geführt wird, die Grenzen darstellt, innerhalb deren der Unterricht noch fruchtbar gestaltet werden kann. Daß ein Tertianer nicht zum vollen Verständnis der historischen Bedeutung des Hellenentums zu führen ist, geben wir gern zu, wohl aber läßt sich auf dieser Stufe die elementare Grundlage legen, auf der später der tüchtige und für sein Fach begeisterte Lehrer aufbauen kann, ohne die Zeit, die er hat, mit elementaren Übungen zu verlieren. Ein Gymnasium, auf dem Griechisch gewissermaßen als Nachtisch serviert wird, vermag seine Pflicht nicht zu erfüllen und ist im Grunde nach dem heutigen Zustand der Schritt zum Realgymnasium, aber ohne dessen individuelle Vorzüge. Möge man vor allem

die Geduld finden, mit Reformen noch zu warten. Die Schulfrage ist eine Kulturfrage. Unsere Zeit, die im Triumphe technischer Errungenschaften scheinbar den Sieg der Realien verkündet, enthüllt im Widerstreit auch die Gefahren einer auf rein technische Mittel gegründeten Kultur. Technik ist indifferent; entscheidend, was menschlicher Wille aus ihr macht; es bleibt dabei, daß es auf das Wollen hauptsächlich ankommt. Ist der Krieg erst zu Ende, so wird die Auseinandersetzung über die Kulturfrage, wie wir glauben, breiteren Raum gewinnen und wir sehen von unserem Standpunkte solch einer Auseinandersetzung mit gutem Vertrauen entgegen, weil wir glauben, daß eine Zeit kommen könnte, die wieder mehr allgemeines Verständnis für die Aufgaben entwickelt, die das Gymnasium neben der Realschule zu erfüllen hat, das Gymnasium aber, wie es allmählich seine Ziele gebildet hat, steht und fällt mit dem Griechischen. Es ist klar, daß dieser unser Standpunkt auch der Einheitsschule mit späterer Gabelung nicht günstig ist, weil jede Schule unseres Erachtens um so besser ist, je geschlossener und kräftiger von Anfang an sie ihre eigentümlichen Vorzüge entfaltet. Im übrigen stellen wir den Aufsatz zur Erörterung. Die Schriftleitung.

Von Art und Arbeit des Gymnasiums. Aufsätze von Georg Boesch, Franz Charitius, Kurt Hubert, Gustav Kuhlmann, Leo Weber. Herausgegeben von Dr. F. Boesch, kgl. Gymnasialdirektor. Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung.

Die Schrift soll der merklichen Beunruhigung der Eltern über das Schicksal des Gymnasiums nach dem Kriege entgegenwirken und das richtige Verständnis verbreiten helfen für das, was das Gymnasium will, und für die besonderen Mittel, mit denen es das vorschwebende Ziel zu erreichen bestrebt ist; „daß die Zukunft des Gymnasiums (wie die Zukunft unserer Kultur) abhängt von der Stellung, die wir zum Griechentum einnehmen werden, ist eine Überzeugung, die mehr als sonst auf Verständnis rechnen kann; mit Nachdruck ist aber darauf hinzuweisen, daß der griechische Unterricht seine besonderen Aufgaben nur dann erfüllen kann, wenn zunächst vor ihm und dann neben ihm der lateinische Unterricht seiner Sonderaufgabe gerecht wird. Im Organismus der höheren Schule haben beide Sprachen ihre ganz bestimmten verschiedenen Aufgaben" usw. (Vorwort S. IX f.).

Die Schrift enthält nach dem Vorwort des Herausgebers fünf Aufsätze, und zwar: „Vom Werte des Sprachunterrichtes". Von Prof. Dr. Franz Charitius, Landsberg a. W. Dann handelt Oberlehrer Dr. Georg Boesch, Templin, „Vom Übersetzen in das Lateinische", Oberlehrer Dr. Gustav Kuhlmann, Templin, „Vom deutschen Unterricht auf dem Gymnasium", Oberlehrer Dr. Kurt Hubert über „Die Bedeutung der alten Geschichte für die geschichtliche und staatsbürgerliche Erziehung", endlich Dr. Leo Weber, Düsseldorf, über „Griechentum und Deutschtum, die Lebensfrage des humanistischen Gymnasiums".

In den ersten vier Aufsätzen gelangt das Thema zu sachgemäßer und gründlicher Behandlung, die überzeugend wirkt. An konkreten Beispielen wird zunächst zur Würdigung des Wertes des Sprachunterrichtes die Arbeit des Übersetzens in formeller und inhaltlicher Hinsicht dargelegt; daneben fließen methodische Bemerkungen ein; erfreut war ich, meine Ansicht über das Lesen des fremdsprachlichen Textes, die ich in meiner „Methodik des Unterrichtes in der lateinischen Sprache" S. 103 entwickelt habe, von dem Verf. gebilligt zu finden (S. 19). Den Abschluß des ersten Aufsatzes bildet die Betonung des großen Gegensatzes zwischen dem Erleben des Stoffes im altsprachlichen und der Gefahr der Übersättigung mit Stoff im übrigen nichtsprachlichen Unterricht. Den Bildungswert des Sprachunterrichtes findet er darin, „daß er den Schüler nötigt, die Lebenserfahrung, die er gewonnen hat und fortwährend gewinnt, immer zu klären, zu ordnen, zu vertiefen und sein inneres Leben in der Richtung auf eine einheitliche, wissenschaftlich begründete Lebens- und Weltanschauung zu entwickeln. Fertig wird er nicht sein, wenn die Schule ihn mit dem ‚Reifezeugnis' entläßt; er wird aber b i l d u n g s f ä h i g sein und vor allem: er wird den starken Trieb in sich haben, sich weiter zu bilden" (S. 27).

Die Notwendigkeit des Übersetzens in das Lateinische ist im zweiten Aufsatze sehr gründlich dargelegt. Ganz richtig betont der Verf., wie davon der Erfolg der Lektüre abhängt. „Zur Kritik meiner Auffassung bin ich nur dann imstande, wenn ich weiß oder fühle, wie diese meine Auffassung in der Fremdsprache ausgedrückt würde. Diese Möglichkeit der Selbstkritik aber, dieses scharfe Erfassen der sprachlichen und logischen Konsequenzen gehört, wie man mit Recht gesagt hat, zu dem Wertvollsten, was der Unterricht überhaupt bieten kann" (S. 36). Und später: „Noch einmal: wer nicht gegebenenfalls sagen kann, warum es so und nicht anders heißt und übersetzt werden muß, versteht den Text nicht sicher; wer das sagen will, muß die grammatische Konstruktion verstehen und die anderen Möglichkeiten kennen; wer sie kennen will, muß sie üben" (S. 37).

Im dritten Aufsatze bekennt der Verf.: „Eine Erweiterung der Aufgaben des Deutschunterrichtes", wie sie neuerdings gefordert wird, halte ich weder für möglich noch für richtig" (S. 69). Auch für den Fall der Heranziehung neuer Seiten des deutschen Kulturlebens „müßten die Stunden für die alten Sprachen unangetastet bleiben" (S. 70). Noch möchte ich besonders aus diesem sehr verständigen Aufsatze hervorheben, daß der Verf. aufs entschiedenste die Forderung vertritt, daß trotz aller Anerkennung des Wertes der neueren deutschen Dichtung auch für den Unterricht Goethe und Schiller im Mittelpunkte stehen bleiben. „Denn Wertvolleres als sie haben wir nicht. Will man aber sie in ihrer Entwicklung, ihre Ziele verstehen, so wird man die Griechen nicht entbehren können. Das leugnet kaum jemand" (S. 55).

Eine ganz vorzügliche Darlegung des unschätzbaren propädeutischen Wertes für die geschichtliche, politische und staatsbürgerliche

Heranbildung der Jugend durch den Unterricht in der alten Geschichte bietet der folgende Aufsatz; alles Entscheidende ist in einer Weise entwickelt, die selbst den Gegner überzeugen muß. Der Verf. schließt mit den Worten: „... Ohne Trübung durch die Parteiungen des Tages kann hier das Urteil reifen; ohne aufdringliche Gesinnungsmache, die ein Unterricht über vaterländische Geschichte nicht immer vermeiden und manchmal von der Jugend auch irrtümlich vermutet wird und ihren Zweck darum wohl nie erreicht, kann hier echte, freigesinnte Vaterlandsliebe und dogmenfreie, verständnisvolle, hochgemute staatsbürgerliche Gesinnung und Bildung aufwachsen" (S. 88). Dazu bedarf es der Zeit; schränkt man diese ein, dann ist es nicht möglich, das eigentlich Wertvolle in ihm zu entfalten, er wird tote Gedächtnislast und hat dann freilich jede Daseinsberechtigung eingebüßt.

Der letzte Aufsatz steht nicht ganz auf der Höhe der vorangehenden; es findet sich darin manches schön gesagt, aber das eigentliche Thema kommt nicht ganz zu seinem Rechte.

Wien. August v. Scheindler.

Staatsbürgerliche Erziehung vor und nach dem Kriege. Von Dr. Adolf Matthias. 47 S. Gr. 8°. Leipzig 1916, Verlag von S. Hirzel.

Die Erörterungen des Verf.s, dessen kraft- und schwungvolle sowie zielsichere Art wir schon aus seinen vortrefflichen Schriften über „Krieg und Schule" und „Deutsche Wehrkraft und kommendes Geschlecht" kennen, sind aus drei Aufsätzen des „Berliner Tagblattes" vom 9., 10. und 12. August 1916 hervorgegangen. Einleitend weist er nach, daß die Schule mit ihrer Zucht und Ordnung, mit der Anbahnung sozialen Empfindens, mit der Pflege des Patriotismus und der Wehrhaftigkeit, kurz mit ihrem staatlichen Mikrokosmus für die staatsbürgerliche Erziehung seit langem mehr gewirkt hat, als man annimmt. Das Geschlecht vor uns, das auf die Gründung des Deutschen Reiches hingearbeitet und das dieses Reich gegründet habe, sei doch nicht politisch und staatsbürgerlich so unerzogen gewesen.

Hierauf geht der Verf. in anregender Weise der Frage nach, wie es kam, daß um die Wende des Jahrhunderts das Verlangen nach staatsbürgerlicher Erziehung der Jugend so kräftig einsetzte. Nicht so sehr in dem solchen neu einsetzenden Bewegungen leicht anhaftenden Übereifer findet er die tieferen Quellen dieser Bewegung als vielmehr im Wechsel der allgemein politischen Zustände. Die ganze Politik der Bismarckischen Zeit, des werdenden Reiches, sei zweifellos der Quell eines lebendigen staatsbürgerlichen Geistes gewesen. Mit dem Rücktritte Bismarcks sei aber der natürliche Quell politischer Kraft versiegt und da habe man dann in dieser Zeit des politischen Niederganges, des Epigonentums, den Ruf nach staatsbürgerlicher Erziehung immer lauter ertönen lassen.

Was nun den Unterricht selbst betrifft, so lehnt der Verf. die Forderungen nach besonderen Unterrichtsstunden für staatsbürgerliche

Unterweisung aus wohlerwogenen, triftigen Gründen bündig ab; er will solche Belehrungen mit dem lebensvollen Entwicklungsgang der Geschichte verknüpft wissen. Infolgedessen verlange aber der Geschichtsunterricht ein Mehr von Stunden; unter Ausscheidung alles für unser geschichtliches Leben völlig interesselosen Gedächtnisballastes solle er Gegenwartswert gewinnen. Es soll ein „gesunder Geschichtsunterricht“ angestrebt werden. „Wir wollen bittere Wahrheit im Geschichtsunterricht sorgsamer pflegen als süße Illusionen,“ damit unser Volk sich fernhalte „von der ungesunden hysterischen Auffassung“ des französischen Volkes.

Daneben soll gesunde Schulzucht in den Dienst staatsbürgerlicher Erziehung treten, eine Zucht, die in den Jugendwehrbestrebungen durch militärischen Einschlag zweifellos verstärkt werde. Nur dürfe es sich nicht um militärische Spielerei und Nachäfferei handeln, sondern um Pflege des spartanischen Mannesgeistes, wie er sich im Kriege so prächtig bewährt habe. „In der Schule wird gleichsam das Schwert des Kriegers über den Helden aus unserem großen Kriege an der Wand hängen.“ Da Manneszucht und Mannesfreiheit schön beieinander wohnen, so müsse man nach dem Kriege in der Schule das Maß von Selbstverwaltung den Schülern bieten, das sie zu späterer Selbständigkeit stark mache. Er will die Jugend auch vor tagespolitischen Fragen nicht ängstlich gehütet wissen und hält es sogar für „sehr segensreich“, wenn die Jugend in solchen Versammlungen kluge und taktvolle Männer sprechen hörte, vorausgesetzt, daß die ruhigen Köpfe die Führung haben und agitatorische Schreier aus solchen Versammlungen durchaus ferngehalten würden. Außer Unterricht und Zucht werde aber das große Ganze der Schule das Seinige zu staatsbürgerlicher Erziehung beitragen müssen.

Seine grundsätzliche Meinung faßt er nun kurz dahin zusammen: „Wir haben von unserer ganzen staatsbürgerlichen Erziehung nichts zu erwarten, wenn nicht in unserem gesamten politischen Leben eine liberale (d. h. freimütige, großzügige) politische Weltanschauung gründlich Platz greift und wenn außerhalb der Schule die politische Stickluft weiterherrschen sollte, wie sie uns vor dem Kriege vielfach den Atem beengt hat.“ Der gegenseitigen Entfremdung durch Kasten- und Klassengeist, der nirgends so scharf ausgeprägt sei als in Deutschland, müsse entgegengewirkt werden; sonst sei von einer gesunden staatsbürgerlichen Erziehung wenig zu hoffen. Und daß ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis im Bereiche der Möglichkeit liegt, bestätigen dem Verf. Stimmen des Tages, wie z. B. die des konservativen Dietrich v. Örtzen und namentlich Vertrauen erweckende aus dem sozialdemokratischen Lager wie die Kolbs. Außerdem bedürften noch manche andere Dinge einer Neuorientierung, wie z. B. die zu starke Überwertung des Beamtentums, des gleich[illegible] ererbten Intellektualismus in der Gelehrtenwelt, aller Autorität, in[illegible]n sie nicht durch eigene Kraft und Arbeit im staatlichen Leben mit[illegible]nit zu werden verdient u. a.

Wenn Ref. einerseits die Ansicht des Verf.s über die Teilnahme der Jugend an politischen Versammlungen (S. 36) nicht teilen kann, weil da die unreife und für Opposition jeder Art so empfängliche Jugend trotz aller Voraussetzungen doch nur zu leicht unter den Einfluß agitatorischer Parteipolitiker geraten kann und die Idee jedenfalls einen Sprung ins Dunkle bedeutet; wenn auch die scharfe Bemerkung (S. 45/46) über den „Intellektualismus in der Gelehrtenwelt" übers Ziel schießt, so zeugen anderseits seine Ausführungen über die innige Verknüpfung des staatsbürgerlichen mit dem Geschichts-Unterricht von dem durchaus zutreffenden Urteile eines erfahrungsreichen Pädagogen. Ebenso verdienen seine Ansichten über die Jugendwehrbewegung ohne militärische Spielerei vollste Zustimmung. Wo er sich aber über das rein Schulmäßige erhebt und von der hohen Warte der politischen Bildung im allgemeinen für eine großzügige Neuorientierung des ganzen sozialen und politischen Lebens eintritt, spricht er jedem echten Deutschen aus dem Herzen. Die gehalt- und geistvolle Broschüre muß daher für Lehrer- und Elternkreise von großem Interesse sein.

Wien. A. Stitz.

Der geologische Unterricht als Grundlage und Abschluß des erd- und naturkundlichen Unterrichtes. Erfahrungen und Vorschläge von Prof. Johannes Walther. Leipzig und Berlin 1915, B. G. Teubner. (Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen, herausgegeben von W. B. Schmidt in Leipzig, Band III, Heft 5.)

Schon seit längerer Zeit wird Geologie an den mittleren Schulen gelehrt. Der in Fachkreisen hochgeschätzte Autor begnügt sich mit dieser Tatsache nicht. Ausgehend von dem hohen volkswirtschaftlichen und erziehlichen Wert der Geologie verlangt er, daß dieser Unterricht die Grundlage, den Ausgangspunkt sowie den Abschluß des ganzen erd- und naturkundlichen Unterrichtes an allen, also auch an den niederen Schulen bilden solle. Wie er das meint und wie er es im einzelnen durchgeführt wissen will, möge in dem Hefte selbst nachgelesen werden. Es handelt sich um Gedanken, die von tiefem Verständnis und hoher Begeisterung für das Fach ein schönes Zeugnis geben. Hier nur eine Randbemerkung: Daß sich gewisse Tatsachen, namentlich aus der dynamischen Geologie, auch dem kindlichen Verständnisse nahebringen lassen, soll nicht geleugnet werden. Daß aber diese primitivsten geologischen Kenntnisse nur durch Anschauung in der Natur gewonnen werden können und daß dieser Unterricht ein geradezu ideales didaktisches und pädagogisches Empfinden neben tiefer Sachkenntnis von Seite des Lehrers voraussetzt, wenn er sein Ziel erreichen soll, ist die gewiß nicht leicht zu erfüllende Hauptbedingung für die Verwirklichung von Walthers Ideen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Aus der Schriftleitungsstube.

Nicht lange, nachdem ich mein Ernennungsdekret erhalten hatte, in dem ich zum Mitherausgeber dieser Zeitschrift bestellt worden war, kam das vom 15. April 1917 datierte Heft 3—4 des 16. Jahrganges der „Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen" in meine Hände. Dort las ich (S. 61) in einem „Die gegenwärtigen Pläne zur Verbesserung der Mittelschulen" überschriebenen Aufsatz des Herrn Universitätsprofessors Dr. Wendelin Toischer folgendes:

„Die reichlich ausgestattete Zeitschrift für österreichische Gymnasien leistet nicht, was sie leisten sollte und könnte nach den gegebenen Mitteln. Der erste vornehmste Teil jedes Heftes dieser großen Zeitschrift bringt ausschließlich *Philologica minora Viennensium*, der zweite, wohl vier Fünftel des Raumes einnehmend, Bücherbesprechungen eines geschlossenen Kreises von Wiener Fachgelehrten und der dritte wieder meist Bücherbesprechungen, wohl auch einige Splitter zur Erziehungs- und Unterrichtslehre — bezeichnend schon für diese ‚Gymnasialzeitschrift', daß alles, was dahin gehört, nur in kleinem Druck erscheinen darf und nur die philologische Fachgelehrsamkeit vollwertig ist. Daß Philolog und Gymnasiallehrer sich decken, hat doch für Österreich nie gegolten, und daß die Fachbildung allein nicht ausreicht für den Mittelschullehrer, ist heute doch schon ziemlich allgemein anerkannt."

Mein Schrecken war nicht gering. Da war ich ja in eine nette Gesellschaft geraten und hatte außerdem das unangenehme Bewußtsein, mich in dem Eindruck, den ich bisher von der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien gewonnen hatte, offenbar gründlich getäuscht zu haben. Die Zahlen führten doch eine zu beredte Sprache, wenn auch manches, wie die Anknüpfung des letzten Satzes, mir nicht recht einleuchten wollte. Allein was half's? Durch die vielfältigen Verpflichtungen, die meine neue Stellung mir auferlegte, ganz in Anspruch genommen, mußte ich zunächst den Wurm in mir nagen lassen. Sobald ich jedoch etwas Luft bekam, machte ich mich daran, die Richtigkeit der von Herrn Professor Toischer aufgestellten Behauptungen am letzten Jahrgang unserer Zeitschrift nachzuprüfen. Was ich dabei ermittelt habe, teile ich Punkt für Punkt im Anschlusse an den Wortlaut der einzelnen Ausstellungen mit, wobei ich mir die Freiheit nehme, manches durch Sperrdruck hervorzuheben.

1. „Der erste vornehmste Teil jedes Heftes dieser großen Zeitschrift bringt ausschließlich *Philologica minora Viennensium*."

Das feierliche lateinische Gewand, das den letzten drei Worten angezogen ist, legt die Vermutung nahe, daß mit den *Philologica* hier Beiträge aus dem Gebiet der klassischen Altertumswissenschaft gemeint sind, da bei den Vertretern der übrigen „Philologien" eine solche Betitelung im allgemeinen schwerlich allzu warme Gegenliebe auslösen würde. Aber darauf soll kein Gewicht gelegt werden. Auch mit der Interpretation des Ausdrucks *minora* wollen wir keine Zeit verlieren. Die Hauptsache ist, daß die Rechnung weder so noch so stimmt. Von den Beiträgen der ersten Abteilung des Jahrgangs 1916 gehören an:

den Gebieten der klassischen Altertumswissenschaft	37	Seiten
der Germanistik	50	„
der allgemeinen Kulturgeschichte	27½	„
der Geschichte	59½	„
der Pädagogik	36	„
der Musikforschung	45	„
zusammen:	255	Seiten.

Also entfallen auf Philologie im weitesten Sinne von 255 Seiten 87, d. i. 34%, etwas mehr als ein Drittel, auf die klassische Altertumskunde 14·5% oder rund ein Siebentel; nach Herrn Prof. Toischers Behauptung müßten es 100% sein.

2. „der zweite, wohl vier Fünftel des Raumes einnehmend, Bücherbesprechungen."

Wiederum falsch. Es umfassen:

die erste Abteilung	255	Seiten
die zweite	315	„
die dritte	227	„
das übrige	163	„
zusammen:	960	Seiten.

Das besagt: die zweite Abteilung, die Herr Prof. Toischer auf vier Fünftel, also 80% des Raumes einschätzt, nimmt in Wahrheit nur 32¾%, weniger als ein Drittel ein.

3. „der dritte wieder meist Bücherbesprechungen, wohl auch einige Splitter zur Erziehungs- und Unterrichtslehre."

Das Richtige ist vielmehr: von den 227 Seiten der dritten Abteilung entfallen auf die „Splitter" 168, auf die „Bücherbesprechungen" (zu denen ich zusammenhängende Berichterstattungen über große Strömungen nicht rechne) 59 Seiten, also **74% gegen 26%**, ein Verhältnis, dessen zweiten Posten man mit „meist" kaum passend bezeichnen kann.

4. „bezeichnend für diese ‚Gymnasialzeitschrift', daß alles, was dahin gehört, nur in kleinem Druck erscheinen darf und nur die philologische Fachgelehrsamkeit vollwertig ist."

Obwohl diese Äußerung eines offenbar beabsichtigten scherzhaften Beigeschmackes nicht entbehrt, soll dagegen ernsthaft bemerkt werden, daß, wie unter Punkt 1 gezeigt wurde, ein Siebentel der ersten Abteilung des Jahrganges 1916 der Pädagogik gewidmet ist und daß ein großer Teil des übrigen Inhaltes dieser Abteilung keineswegs unter das Schlagwort der „Fachgelehrsamkeit" und am allerwenigsten der „philologischen" fällt. Aufsätze wie die über Mommsen und die Monumenta Germaniae (O. Redlich) und über die Briefe der Kaiserin Maria Theresia (K. Fuchs) und auch der „philologische" zur deutschen Literaturentwicklung seit 1832 (W. Brecht) sind keine gelehrten Untersuchungen, sondern wollen allgemeine Bildung vermitteln; und die ist dem Mittelschullehrer ebenso nötig wie alles übrige.

Da Herr Prof. Toischer den Vorwurf der Bevorzugung der „philologischen Fachgelehrsamkeit“ auf die Druckausstattung stellt, dehnt er ihn auch auf die der ersten „vornehmsten“ (warum vornehmsten?) darin gleichgestellte zweite Abteilung aus. Darum sei hier die Anführung des ziffermäßigen Nachweises für die in dieser vertretenen Fachgebiete gestattet, bei gesonderter Ansetzung der Wiener Mitarbeiter unter A, der auswärtigen unter B. Es gehören an:

	A	B	zus.
I. der klassischen Altertumswissenschaft	90 S.	5	95
der Germanistik	33	28	61
der Romanistik	3½	1	4½
der Anglistik	16	4½	20½
der Slavistik	5½	4½	10
insgesamt:	148	42	190
II. der Geschichte	17 S.	25	42
der Geographie	2½	1	3½
der Religionswissenschaft	1	—	1
der Mathematik, Physik, Astronomie, Chemie .	31	5	36
der Naturwissenschaft	7	1½	8½
der Philosophie	22	3½	25½
der Musikforschung	1	—	1
der Kunstwissenschaft, Buchkunde, Turnen usw.	6	1	7
insgesamt:	86	39	125
I und II:	234	81	315

Die „philologische Fachgelehrsamkeit“ ist also in dieser Abteilung mit 190 von 315 Seiten (60½%) gegenüber den anderen Fächern mit 125 Seiten stärker vertreten als in der ersten Abteilung, aber keineswegs ausschließlich und überdies in einem Ausmaße, das den Zahlenverhältnissen der Lehrstunden in den einzelnen Fächern unseres Gymnasiallehrplanes durchaus entspricht; auf die klassische Altertumswissenschaft entfallen hievon im ganzen 95 S. (33%). Auch der angeblich „geschlossene Kreis von Wiener Fachgelehrten“ erscheint durch ein gutes Viertel auswärtiger Mitarbeiter durchbrochen. Übrigens ist dieser Umstand ganz belanglos. Die meisten der Wiener Mitarbeiter des Jahrganges 1916 sind vorher einmal in der Provinz gewesen und damalige „Auswärtige“ erscheinen 1917 schon als „Wiener“. Wenn tüchtige Mittelschullehrer nach Wien streben und gelangen, kann es der Schriftleitung zum Vorwurf gemacht werden, daß sie Mitarbeiter bleiben oder werden?

Was endlich den „kleineren Druck“ der dritten Abteilung betrifft (in früherer Zeit war der Satz vierfach abgestuft, indem die zweite Abteilung in der Druckausstattung zwischen der ersten und dritten stand), so bin ich mir nicht klar darüber, nach welcher Seite hin Herr Prof. Toischer eine Abänderung wünscht. Wenn die dritte Abteilung den beiden vorhergehenden im Satz gleichgestellt werden soll, so müßte sie auf einen Teil ihres jetzigen Inhaltes im Umfange eines Bogens verzichten. Wollte man umgekehrt die beiden ersten Abteilungen auf die jetzige Ausstattung der dritten reduzieren, so ließen sich zwar bequem vier Bogen an Inhalt gewinnen; eine andere Frage ist es, ob die Leser der Zeitschrift damit einverstanden wären, besonders solange noch überhaupt griechischer Druck in einer Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien Verwendung findet. Die Schriftleitung hält den gegenwärtigen Zustand für das kleinere Übel: eine eingehendere Auseinandersetzung über das Warum läge außerhalb der Grenzen dieser Zeilen, die sich auf bloße Ziffernstatistik beschränken wollen.

Die Feststellung dieser Ziffern und der in ihnen zum Ausdruck gelangenden Tatsachen hat mich eine kleine Stunde Zählens gekostet

und die aufgewendete Mühe gereut mich nicht; denn sie hat mich vollständig beruhigt. Hoffentlich übt sie auf andere die gleiche Wirkung aus. Die früheren Jahrgänge in derselben Weise zu mustern, sehe ich keine Veranlassung. Herr Prof. Toischer spricht von der Zeitschrift im Präsens; das mag nun im Sinne der jüngsten Gegenwart oder einer länger dauernden Kontinuität zu verstehen sein. Ob die Zeitschrift früher (etwa unter der Mitleitung meines unvergeßlichen Vorgängers, zu dessen Lebzeiten meines Wissens ähnliche Anwürfe nicht erhoben wurden) „besser“ oder „schlechter“ geleitet war, das festzustellen, wäre seine Sache gewesen. Soweit der Jahrgang 1916 in Betracht kommt, getraue ich mir zu sagen, daß sich grundlosere Anschuldigungen als die hier zurückgewiesenen nicht leicht denken lassen.

Wien. Heinrich Schenkl.

Literarische Miszellen.

Henry Bartlett van Hoesen, Roman Cursive Writing. Princeton 1915, University Press. 268 S. 10 T. 8°. 2 sh.

Die Arbeit, die wertvolles Material zusammenstellt (150 Papyri aus der Zeit von 17 vor bis 247 n. Chr. und von 293—639 n. Chr.), aber durch die Nachzeichnungen einzelner Buchstaben nicht erweisen kann, daß eine Scheidung älterer und (im 4. Jahrhundert einsetzender) jüngerer Kursive gar nicht nötig sei, wurde von mir in der Berl. phil. Woch. 1916, 1171 besprochen (vgl. auch Jahresber. über d. Fortschr. d. klass. Altertumswiss. CLXXII, 8); hier kann ich noch einen Hinweis auf die Ergänzung des (von Van Hoesen) im wesentlichen 1910 abgeschlossenen) Materials bei A. Stein, Untersuch. z. Gesch. u. Verwaltung Ägyptens, Stuttgart 1915, 206, hinzufügen.

Brünn. Wilh. Weinberger.

Karl Thieme, Scribisne litterulas Latinas? Kleine moderne Korrespondenz in lateinischer Sprache. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Dresden und Leipzig 1916, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung. 109 S. Preis geb. 2 M.

Wer Interesse für das Lateinische hat und sich eine vergnügte Stunde machen will, nehme dies Büchlein zur Hand. Er findet eine Fülle kleiner Briefe über ganz moderne Themata in deutscher und gegenüberstehender lateinischer Sprache: über Kegel- und Billardspiel, Kommerse, Frühschoppen, Geldsendung mittels Postanweisung, Automobilausflüge, Wahlversammlung, Tanzunterhaltung mit Polka, Rheinländer und Walzer, Hoteleinrichtung usw. Man staunt, wie fügsam sich das alte Idiom gegenüber den modernsten Einrichtungen unserer Zeit erweist. Das Latein ist recht gewandt, hält sich frei von aller Geschraubtheit und engherzigem Klassizismus und trifft zumeist den richtigen Ton. In der neuen Auflage sind mehrere Briefe durch andere ersetzt worden, doch so, daß die Zahl der Briefe dieselbe geblieben ist. Außer Ciceros und Senecas Briefen, die schon für die erste Auflage benützt wurden, hat der Verf., wie er im Vorworte mitteilt, für die neue Auflage auch die römischen Komiker, ferner von Neulateinern Erasmus von Rotterdam und Muretus herangezogen. Diese Lektüre ist denn auch dem Büchlein sichtlich zustatten gekommen. Natürlich gibt es darin noch immer Dinge, die man gern anders sähe. So finde ich beispielsweise die oft wiederkehrende Übersetzung von „Fräulein“ mit *muliercula*, wo es bloß Ehrentitel sein soll, störend; vgl. „Herr Volksschullehrer N. N. läßt sich nächstens

mit Fräulein N. N. trauen": *N. N., scholae publicae magister, propediem N. N. mulierculam in matrimonium ducturus est* (S. 98) oder „Fräulein Marthas Zuneigung . . . freut mich ungemein": *Marthae mulierculae amore . . . unice delector* (S. 99). Mit dem Worte *muliercula* will der Lateiner entweder sagen: „das schwache Weiblein", gelegentlich mit subjektiver Nuancierung von Teilnahme oder Zärtlichkeit, oder — und dieser Gebrauch überwiegt — verächtlich oder doch geringschätzend: „(leichtfertiges) Frauenzimmer". Man sieht, daß der Lateiner die oben angeführten Briefstellen ganz anders aufgefaßt hätte, als es der Verf. beabsichtigte. Soll also schon ein unserem „Fräulein" entsprechender Titel eingesetzt werden, so wähle man *domnula*; ich verweise auf den Anhang zum vierten Abschnitt des ersten Bandes von Friedländers „Sittengeschichte", 8. Auflage, S. 454ff., und Löfstedt, Philologischer Kommentar zur *Peregrinatio Aetheriae*, S. 115ff. Wiederholungen wie S. 28 *vectus sum navi illa . . . quae nuncupatur „Princeps Henricus". Eo die „Princeps Henricus", qui* (richtiger *quae!*) *vocatur . . . quasi ludibundus* (richtiger *ludibunda*) *pervenit* oder S. 30 *dubito, hic an in oppidulo, vulgo Goslar . . . tempus consumpturus sim. Si in oppidulum, vulgo Goslar, vel alio me conferam, scribam* vermeidet der Lateiner und begnügt sich dafür mit dem Demonstrativpronomen. Überflüssige Neologismen wie *libelli agitatorii* für „Flugblätter" (S. 79) würde ich meiden. Eine „*ambulatio litoris*" (S. 29) würde der Lateiner wohl als „Wandelhalle am Strande" verstanden haben, nicht als „Spaziergang an der Meeresküste". Auszumerzen sind Verstöße wie S. 53 *In quibus enim translationibus* (statt *In quibus translationibus*), S. 61 *vereor, ne brevi moriturus sit* (statt *moriatur*; denn die paar Ausnahmen von dieser Grundregel haben besondere Gründe), S. 71 *sermuncula urbana iam nosti* (statt *sermunculos urbanos*), S. 86, Nr. 90: „so kann ich Ihnen . . . empfehlen" (statt 'Dir', wie die in diesem Briefe sonst gebrauchten Anredeformen lehren; auch wäre dort *per diem constat binis marcis* korrekter als *duabus*), S. 98 *Cuius quoque sponsa fortunas habet* (statt *Cuius sponsa ipsa* [oder *ipsa quoque* oder *item*] *f. h.*), S. 98 *sumptiores* (statt *sumptuosiores*), S. 98 *filium sororis Tuae et, ut rogas* (statt *f. s. T., ut rogas*). Jedenfalls legt diese kleine Liste von Irrtümern, die sich bloß aus Stichproben ergab, den Gedanken nahe, für eine dritte Auflage das Büchlein noch einmal genau durchzusehen.

Zum Schlusse möchte ich noch eines zu bedenken geben. Dem Philologen kann natürlich nicht entgehen, daß manche Briefstellen im wörtlichen Anschluß an lateinische Originalstellen abgefaßt sind, z. B. Nr. 26 Mitte nach Cic. Att. II 6, Nr. 48 Anf. nach Cic. Q. fr. I 2, 7, Nr. 50 Mitte nach Cic. Nat. deor. I 12 (wo aber *facultas* zu stark durch „Meisterschaft" wiedergegeben wird), Nr. 52 Anf. nach Cic. Q. fr. II 12, 1, Nr. 54 nach Cic. Fam. V 12, 4ff. u. a. Daraus soll natürlich kein Vorwurf gemacht werden. Aber etwas anderes hat sich mir beim Lesen und Vergleichen ergeben. Die Briefe klingen in der lateinischen Fassung viel natürlicher als in der deutschen. Das erklärt sich eben aus ihrer oben angedeuteten Entstehung. Sie sind vielfach für die lateinischen Originalstellen, die verwendet werden sollten, erst zurechtgemacht worden. Daher ihr sonderbarer Stil, der oft befremdet. Schreibt unsereiner an den Verlobten seiner Schwester so (S. 40): „Meiner Schwester, die so ausgezeichnete Liebe, Charakterfestigkeit und Treue bewährt, widme ich die Wünsche, welche sie verdient, in ihrer ganzen Fülle zur Verlobung"? Man höre dagegen die lateinische Fassung: *Sorori insigni pietate, virtute, fide praeditae bona quam plurima precor in sponsalia, ut debeo.* Ich denke, es wird niemand zweifeln, welche er für die natürlichere erklären soll. Daraus ergibt sich aber für eine neue Auflage die Pflicht, die deutsche Fassung der Briefe daraufhin einer genauen Durchsicht

zu unterwerfen und alles, was die Rücksicht auf den lateinischen Ausdruck zu sehr verrät, umzustilisieren.

Mögen diese Ausführungen dem Verf. beweisen, daß ich seinem Werkchen wirkliches Interesse entgegengebracht habe.

Wien. Karl Prinz.

Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte von Friedrich Rückert. Herausgegeben und erläutert von Oskar Schwarz. Verlag von Heinrich Hugendubel, München 1915. Preis 1 M. 20 Pf.

Da „Rostem und Suhrab" von der bayrischen Schulordnung zum Lesen in der VI. Klasse der Mittelschulen empfohlen wird, hat sich die bekannte Buchhandlung entschlossen, das Epos in einer für Schulzwecke eingerichteten Ausgabe vorzulegen. Der Verlag hat durch schönen Druck und gefällige Ausstattung bei verhältnismäßig niedrigem Preis das Seinige getan, und da das jugendliche Alter an der viel gerühmten Heldengeschichte immer noch Geschmack finden dürfte, so sei das Büchlein den Fachgenossen zum Ankauf für die Schülerbibliothek empfohlen. Anders freilich, als der kritiklose Herausgeber es will, steht es heute mit der streng künstlerischen Beurteilung des alten Gedichts. „Verwandte Motive klingen uns auch aus der alten Ödipusdichtung und der deutschen Hildebrandsage entgegen; die persische Sage aber überragt sie beide an dramatischer Steigerung und tragischer Verwicklung, die uns stets hoffen und bangen läßt, bis das unvermeidliche Geschick sich erfüllt" (S. 14). Ich muß gestehen, daß ich das kurze, markige Bruchstück unseres Hildebrandliedes trotz der Verderbnis seines Textes der von Rückert auf 3916 Verse angeschwellten geschwätzigen, an äußeren und inneren Unwahrscheinlichkeiten reichen Erzählung Firdusis bei weitem vorziehe. Zu dramatischer Steigerung gehört doch eine Verwicklung, die entgegengesetzte Lösungen offen läßt, und ein kräftiger Fortschritt der Handlung. Bei Firdusi sehen wir aber das Ende schon früh voraus; trotzdem dehnt sich die Darstellung gerade gegen die Katastrophe hin unleidlich aus, so daß die Schilderung des entscheidenden Kampfes, die merkwürdig flüchtig geraten ist, ohne größere Wirkung bleibt. Auch der landläufigen Behauptung, daß sich Rückert als Meister der Sprache und des Reimes große Verdienste erworben habe (S. 6), wird man gerade mit Hinblick auf „Rostem und Suhrab" nicht ohne Vorbehalte zustimmen können. Sein Ausdruck ist hier an vielen Stellen mühsam, ja gequält und die Janitscharenmusik seiner Reime gibt der Freiligrathschen nichts nach. Man höre z. B. (V. 1393 fg.):

Nun gilt es der Gefahr mit Kraft Entgegenstemmung,
Die Brust von Iran frei zu machen von Beklemmung;
Hemmung und Dämmung gilt's von Turans Überschwemmung![1])
Sobald du diesen Brief erbrochen hast, brich auf!
Im Augenblick brich auf und halte dich nicht auf!
Stehst du, wo dieser Brief ankommt, nicht sitze nieder
Zu lesen! Sitzest du, erheb im Sprung die Glieder!
Wenn in der Hand den Strauß du hältst, zu riechen, reuch nicht
Daran! Wirf hin den Strauß, zeuch aus, zeuch! und verzeuch nicht!

Solches Wortgeklapper fällt den Schülern von selbst auf und es ist für Rückerts Stil zu charakteristisch, als daß man bei der Bewertung seiner Leistungen darüber hinweggehen dürfte. Nicht einzusehen ist, welchen Zweck der Herausgeber mit der ausführlichen Inhaltsanalyse verfolgt; der Gang der Handlung ist ja ohnehin einfach und

[1]) Anm. d. Herausgebers: „Echt Rückertsche Wortspiele!"

wasserklar. Oberflächlich und verworren sind die Ausführungen über das Versmaß (S. 15fg.). Darf man bei den persischen Versen wirklich von Bakchien sprechen? Da schon Opitz den Alexandriner in allen Dichtungsgattungen durchgesetzt hatte, konnte ihn nicht auch Gottsched „einführen". Was S. 16 über die Bildung eines neuen hyperkatalektischen Alexandriners durch Vertauschung der beiden Hälften des Nibelungenverses behauptet wird, verstehe ich nicht. Schiller verschmähte die Sonettform (S. 2) — was hat dies mit Rückert zu tun? Der Pfaffe Lamprecht wird mit Unrecht als ein Landsmann Rückerts herbeibemüht (S. 1).

Auch die angehängten „Erläuterungen" geben zu manchen Einwänden Anlaß. Ein Viertel davon hätte genügt und der Herausgeber hätte dann nicht zu befürchten brauchen, daß die Anmerkungen an ihrem natürlichen Platz, unter dem Text, den reinen Genuß des Gedichts trüben könnten. Überflüssig für Sextaner sind m. E. die meisten sprachlichen Glossen, insofern sie sich auf Worte und Formen beziehen, die bei jedem altertümelnden Dichter häufig vorkommen, wie: des, wes, sein = seiner, gar = ganz, fodern, gebeut, ungemut, Pfühl, Fant, Post und Zeitung = Nachricht, Rund = Kreis, Gewicht = Nachdruck u. v. a. (Nicht erklärt ist dagegen „Malm" in V. 3354). Jedenfalls reicht einmalige Erklärung dieser Eigentümlichkeiten hin; wozu z. B. sechsmal auf die Anm. zu V. 678 verweisen, die dem Leser den Sinn von „jach" offenbart? Ganz entbehrlich sind bei solchen Erläuterungen Parallelstellen und auch auf Textvarianten (die übrigens bei „Rostem und Suhrab" geringfügig sind) wird der Schüler gern verzichten. Was sollen ferner Hinweise auf Betonungshärten, gesuchte Wortstellungen und Anakoluthe, ausgeführte Vergleiche in Homers (nicht in Firdusis) Art, Anaphern, Oxymora, Wort- und Reimspiele, die am Tage liegen? Schließlich werden auch in den sachlichen Noten kleine Weisheiten bei unpassenden Anlässen ausgekramt. In *usum Delphini* hätten die Verse 63—68 gestrichen werden sollen.

Flüchtigkeiten und Versehen des Herausgebers, beziehungsweise des Druckers: S. 1 und 9: Fantasie; S. 3: dem Schöpfer; Dschelaledin: S. 4: „östlichen Rosen"; daß vielmehr bei ihm sich; S. 10: gab dem Stoff Ausdruck; S. 13: Nachdem Rostem sich weigert; S. 14: Dieses hat: Sehnsucht zum Vater; S. 15: unerschöpflich an oftmaliger Anwendung; V. 718 erfrische (st. erfrischt); S. 147: 549 st. 559; S. 148, Z. 6: Der Romantiker; 885 st. 886; 916/7 st. 918; S. 150: Carlos; Schwäher; 1592 st. 1594; S. 153: 2475 st. 2476; S. 154: 2728 st. 2727; S. 155: 3245/6 st. 3246; vgl. V. 3408 (?); 3263 st. 3262; 3292. übermögen; S. 157: 3558 st. 3559; 3635. Vgl. V. 1939 (die folgende Anmerkung ist unverständlich); 3663 st. 3664; 3857 st. 3858. Bildungen wie „Advokatenstochter" (S. 1) (Arztenswitwe, Fabrikantensgattin) nehmen neuerdings überhand. Warum nicht „Advokatentochter", „Arzteswitwe", „Fabrikantengattin"? Für eine Neuauflage empfehle ich auch sorgfältigere Überprüfung der Satzzeichen.

Mauer bei Wien. Dr. Johann Černy.

Guido Glück, Deutsches Lesebuch für österreichische Mittelschulen. 2. Bd. Brünn 1914 bei Karl Winiker. Lbd. 3 K 20 h.

Seitdem Bauer-Jelinek-Streinz die neueste Literatur planvoll zu berücksichtigen begannen und seit den neuen Lehrplänen, ist nach dieser Richtung des Guten beinahe zu viel geschehen. Die Bearbeitungen älterer Lesebuchreihen und die Bände von Latzke brachten in dem Bestreben, frische Kräfte vorzuführen, manches, dessen Dauerwert recht fraglich ist. Glück sucht seine eigene Note in der bewußten Bevorzugung österreichischer Dichter. Der Gedanke besticht, aber der tatsächliche Ge-

winn ist nur recht gering. Denn die Ebner, Feuchtersleben, Gilm, Ginzkey, Grillparzer, Grün, Hawel, Hörmann, Kernstock, Lenau, Poetzl, Rosegger, Saar, Salus, Seidl und Stifter sind auch schon von anderen Herausgebern reichlich herangezogen worden, und was Glück von Brod, Max Burckhard, Julius von der Traun und besonders der Grazie bringt — das Wühlen im Grausigen, das ihr Kolosseumgedicht und ebenso Hamerlings „Christenverfolgung" entstellt, macht, nebenbei bemerkt, beide Dichtungen für Zwölfjährige wenig geeignet — erhebt sich nicht über den guten Durchschnitt. Daß Kinder durch Erwägungen literarhistorischer Art zur Vaterlandsliebe erzogen werden könnten, wird wohl niemand ernstlich glauben; und sie werden es am allerwenigsten, wenn durch solche Rücksichten die Auswahl nach der inhaltlichen oder formalen Seite hin leidet. Auch sonst sind manche Proben künstlerisch nicht vollwertig, andere dürften vom Schüler auf ihren ästhetischen oder gedanklichen Gehalt hin kaum voll erfaßt werden; man vergleiche dazu „Christus beruhigt das Meer", „Ein Schwerthieb", „Der Nil", „Homer". Ein wirklicher Gewinn sind neben der schon anderwärts berücksichtigten Lagerlöf Hamerlings und Hesses Prosa, dann etwa Hunas „Karfreitagslegende" und besonders die zahlreichen Versgeschichten des jungen Schweizers Alfred Huggenberger. Wegen dieser Einzelheiten eine neue Bücherreihe zu begründen, ist doch wohl unnötig, dazu bedürfte es einer frischen und fruchtbaren Idee, die das von Bauer-Jelinek-Streinz Geleistete von innen her zu bereichern vermöchte. Wenn man z. B. unter Verzicht auf die „schulgemäße" Ausstattung die Wirkung der Dichtung durch jene der Malerei steigerte und etwa neben manche Gedichte stimmungsverwandte Kunstwerke — ja nicht *ad hoc* verfertigte „Illustrationen"! — stellte. Und gerade, was „Augenkultur" betrifft, bedeutet Glücks Buch einen Rückschritt; das Satzbild der Gedichte, diese großen Lettern in enggestellten Zeilen, ist einfach garstig.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Auswahl aus Alfred de Musset. Für den Schulgebrauch herausgegeben von August Geist, K. Gymnasialkonrektor und Studienrat. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Wien und Leipzig 1914. 172 S. Preis 1 M. 50 Pf. = 1 K 80 h.

Der Verf. hat die schwierige Aufgabe übernommen, die reifere Jugend mit dem größten französischen Lyriker des 19. Jahrhunderts bekannt zu machen. Und diese Aufgabe ist glücklich gelöst worden. Hervorzuheben ist schon die knappe, treffende Einleitung. Ebenso ist die Auswahl aus den Werken des Dichters gediegen. Der erste Teil *Poésies* enthält unter anderen: *Lucie, La Nuit d'Octobre* und drei Sonette. Er schließt mit *L'Espoir en Dieu*. Der zweite Teil enthält *Nouvelles et Contes*, und zwar: *Croisilles* und *La Mouche*, das der letzten Schaffensperiode des Dichters angehört. Daran schließt sich in einem dritten Teile: *Barberine, Comédie en trois Actes*.

Vorzüglich sind auch die Anmerkungen, die in deutscher Sprache die zahlreichen Schwierigkeiten erklären.

Der Wert der Auswahl liegt vor allem darin, daß der Herausgeber nicht nur Proben der lyrischen Dichtungen von Musset bietet, sondern auch Proben seiner Prosaschriften und ein Stück der dramatischen Muse gibt.

Wiener-Neustadt. Dr. Scheiblberger.

Octave Carion, Hauptsächlichste Paronyme der französischen Sprache, mit übersetzten Beispielen zum Gebrauche für Deutsche. 2. Auflage. Leipzig 1912, Fr. Jansa. Preis geb. 2 M. 50 Pf.

Es bietet beim Studium einer fremden Sprache dem Schüler sicherlich eine bedeutende Erleichterung, wenn er Hilfsbücher zur Hand hat, die ihm den neuaufzunehmenden Wortschatz in mehr oder weniger spielender Weise übermitteln. Ein solches förderndes Buch ist Carions Paronymen-Verzeichnis, das aus drei Teilen (Zeitwörter, Hauptwörter, Bei- und Mittelwörter) besteht und das die im Französischen vorkommenden ähnlich klingenden Worte zusammenstellt, sie nach ihrer verschiedenen Bedeutung genau scheidet und an französischen sowie deutschen Sätzen diese Bedeutungsunterschiede beleuchtet. Die Sätze sind vorzüglich dem täglichen Leben entnommen und vielfach so geformt, daß sie die Verschiedenheit in Form und Inhalt der Paronyme dem Gedächtnisse des Lernenden für immer einprägen, wie dies aus den Beispielen *Mon oncle, qui est matineux, n'a pas été matinal aujourd'hui,* oder *Beaucoup de champignons sont vénéneux, beaucoup de serpents sont venimeux* ersehen werden mag. Durch die Zusammenstellung ähnlichlautender Worte findet aber auch eine gute Aussprache wesentliche Förderung, indem dadurch der Unterschied in der Lautung von *b* und *p* (*bidon, piton*), von *d* und *t* (*donner, tonner*) usw. an Beispielen recht drastisch zu Gehör gebracht wird. Es kann daher dieses nützliche Büchlein, das eine reichhaltige Zusammenstellung auch weniger häufig vorkommender Wörter bietet, Schülern wie Lehrern recht warm empfohlen werden.

Wien. Dr. R. Richter.

E. Marcks, Der Imperialismus und der Weltkrieg. (Vorträge der Gehe-Stiftungen zu Dresden. 8. Band, Heft 1.) Leipzig und Dresden 1916, B. G. Teubner. 26 S. 60 Pf.

Der berühmte Verf. schränkt die Bedeutung des Imperialismus für den Weltkrieg sehr ein. Er stellt zwar die „schrankenlosen", in ihrem Wesen unersättlichen Imperien — England, Rußland, vielleicht Vereinigte Staaten, Japan — dem defensiven Imperialismus Deutschlands gegenüber und gibt die aus der Natur der ersteren hervorgehenden Gefahren zu, doch findet er die eigentlichen Gründe des Krieges in den kontinentalen europäischen Gegensätzen, dem Neide Englands gegen die Blüte der deutschen Industrie und die Ausbreitung deutschen Handels in Europa, in dem geschichtlichen Gegensatz Frankreichs zu Deutschland, Rußlands und Italiens zu Österreich-Ungarn, Rußlands zur Türkei, kurz gesagt in dem natürlichen Flankendruck von Ost- und Westeuropa gegen Mitteleuropa, der durch die Jahrhunderte hindurchgeht. Wird so der Imperialismus als eigentliche Ursache des Krieges abgelehnt, so hebt der Verf. doch hervor, daß aus einem günstigen Ausgang für die Mittelmächte naturgemäß eine neue Periode des Imperialismus hervorgehen müsse, da der Krieg für sie doch vor allem den Sinn hat, sich außer dem Fortbestand einen Platz an der Sonne, also die Möglichkeit des Vorwärtsstrebens in die weite Welt hinein zu erkämpfen.

Teschen. Dr. M. v. Landwehr.

Paul Collischonn, Freund und Feind in der Geschichte. Mit vier Karten. Leipzig 1916, B. G. Teubner.

Hanns Altmann, Die Entstehung des Weltkrieges. Leipzig 1916, B. G. Teubner. (Beide auch unter dem Titel: „Deutsche Feld- und Heimatbücher". Herausgegeben vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung. Band II. 6. und 8. Bändchen.)

Die Deutschen Feld- und Heimatbücher „wollen nicht Neugierde befriedigen, sondern den Wunsch nach gediegenem Wissen. Sie setzen nur Volksschulkenntnisse voraus und behandeln nur das wirklich Notwendige in gedrängter Darstellung. Sie zeichnen sich so vor der bisher vorhandenen Fachliteratur über Krieg und Kultur durch Allgemeinverständlichkeit, Knappheit und Billigkeit (40 Pf. für das Bändchen) aus". In diesem Sinne gibt das erstgenannte Büchlein eine knapp gehaltene, gut geschriebene Übersicht der deutschen Geschichte von ihren Anfängen bis zur Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches. In den Noten werden die entsprechend umfangreicheren Schriften zu den einzelnen (vier) Perioden, in die das Ganze gegliedert ist, für eingehendere Orientierung (sie sind der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" entnommen) vermerkt.

Das zweite Bändchen gibt eine Übersicht der Geschichte der Mächte von 1870 bis zum Ausbruch des Weltkrieges und „spürt den Kräften nach, die sich in jenem Zeitraum sammelten, um heute auf Leben und Tod miteinander zu ringen". Von diesem Gesichtspunkte aus wird im ersten Abschnitt die Geschichte der Zentralmächte und der Türkei, im zweiten der Ausbau des englischen, russischen und französischen Weltreiches, im dritten die Entwicklung der übrigen Mächte und im vierten der Ausbruch des Weltkrieges in gut übersichtlicher Weise behandelt. Auch hier werden zur weiteren Orientierung einzelne Bändchen der genannten Sammlung empfohlen. Für den vierten Abschnitt sollte auf die tüchtigen Arbeiten von Th. Bitterauf und Paul Herre bei einer etwaigen Neuauflage hingewiesen werden.

Graz. J. Loserth.

A. Zeehe, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien und Mädchenlyzeen. II. Teil: Vom Beginn des Mittelalters bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Fünfte, textlich wenig veränderte Auflage mit vier Farbendrucktafeln und 72 Abbildungen im Anhange. Approbiert mit Erlaß vom 14. Aug. 1915, Z. 21453. Laibach 1915, Kleinmayr & Bamberg. Preis 3 K 90 h.

Die für die VI. Klasse der Gymnasien — und die entsprechende Klasse verwandter Lehranstalten — gestellte geschichtliche Aufgabe umfaßt ein weites Gebiet. Bei keiner anderen Gelegenheit wird man in der Auswahl des Stoffes zumal heutzutage mit so peinlicher Sorgfalt vorgehen müssen als gerade in diesem Falle: es will etwas heißen, die Schüler in einem Jahre von den Anfängen der Völkerwanderung bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges durch das Gebiet der Geschichte zu führen. Schon die Einleitungsthemen sind schwierig, daher zeitraubend: man kann die römische Kaiserzeit nicht übergehen, man muß die Vorgeschichte der Germanen behandeln. Wohin wir blicken — Neues, genaue Erörterung Heischendes: Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft, Christliche Kirche, Islam, Kunst. Dazu kommt, daß wir nun in der Erzählung bald häufig auf vaterländischem Boden stehen und also der heimatlichen Geschichte unser besonderes Augenmerk zuwenden müssen; wie soll sich da Zeit erübrigen lassen auch noch für französische, englische Geschichte usw.? Und doch kann diese

nicht völlig übergangen werden. So geht es weiter in beängstigender Fülle: Lehensverhältnisse, Rittertum, Städtewesen, Kreuzzüge, Kirchengeschichte, Dreißigjähriger Krieg, Kaiser- und Fürstentum, Erfindungen und Entdeckungen, Humanismus und Renaissance.

An der befriedigenden Lösung dieser so schweren Aufgabe hat zuerst Zeehe in seinem „Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters" bahnbrechend und mustergebend gearbeitet; dieser erste, glückliche Entwurf wurde in der Hauptsache beibehalten, nur mußte nach dem neuen Lehrplane zum Mittelalter ein Teil der Neuzeit hinzugeschlagen werden und es hat sich natürlich in den letzten Auflagen dieses nunmehr auch für Mädchenlyzeen approbierten Lehrbuches manche Änderung, in der fünften Auflage dieses Teiles zudem manche erwünschte Kürzung ergeben.

Äußerlich am auffallendsten ist der hinzugekommene reiche Bilderschmuck, in der neuesten Auflage insbesondere vier sehr schöne Farbendrucktafeln, deren letzte (Tafel IV) mit Recht als Titelbild gewählt wurde: Madonna im Rosenhage von Stephan Lochner in Köln; das Gepräge dieser ganzen Zeit, das Vorherrschen der kirchlichen Ideen, germanisches Kunstempfinden im Dienste der Kirche wird dem Schüler so gleich eingangs sinnfällig vor Augen gestellt. Die anderen farbigen Tafeln zeigen ein Mosaik in S. Vitale (Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora mit Gefolge), maurische Ornamentik von der Alhambra und endlich einen Teil der Holzdecke in der Michaelskirche in Hildesheim. Von der übrigen trefflichen Auswahl der gegenüber der letzten Auflage an Zahl bedeutend vermehrten Bilder seien genannt: S. Apollinare in Classe, die Krieger- und Ritterbilder, Rathaus in Löwen, Marienburg, Straße in Rotenburg, Certosa und Dürers Allerheiligenbild. Einen bemerkenswerten Fortschritt bedeutet die Beschreibung der Bilder, wobei es sich nicht eben um kunstgeschichtliche Daten, sondern darum handelt, daß die Schüler angeleitet werden, im Bilde wirklich zu sehen, was zu sehen ist; so wird der wichtige anschauliche Unterricht mächtig gefördert. Der Lehrer wird fallweise noch manches hinzufügen können, z. B. bei Leonardo, „Das letzte Abendmahl": Judas allein ist im Schatten und daran erkenntlich; die Bewegungen der Hände, die förmlich reden, leiten wieder zum Mittelpunkt, zum Heiland, hin. Wünschenswert wären auch Abbildungen über die Trachten der Ritterorden (zu S. 84), über Abbildung 41 (Wartburg) weiter unten. Aus dem Anhange sei hervorgehoben: die Zeittafel, die Urkunden, die Wilhelm-Tell-Sage als Beispiel der Sagenbildung sowie das Verzeichnis der benützten Werke.

Der eigentliche Lernstoff, dessen Gliederung wesentlich vereinfacht wurde, umfaßt rund 240 Seiten; das ist, an anderen, dem gleichen Zwecke dienenden Lehrbüchern gemessen, nicht zuviel, gewiß aber auch nicht wenig mit Rücksicht auf die oft schwierigen Materien. Mit Rücksicht auf die Neueste Geschichte beginnt jetzt das Lehrpensum in VII mit dem Zeitalter Ludwigs XIV. Anderthalb Jahrhunderte, Reformation, Gegenreformation samt kriegerischen und kulturellen Begleiterscheinungen wurden zum Mittelalter in VI einfach hinzugeschlagen. Nun kann man ja wohl sagen, in unserer Zeit haben die kirchengeschichtlichen Vorgänge und die damit zusammenhängenden politischen Kämpfe nicht mehr so große Bedeutung und mögen rascher und kürzer behandelt werden — was um so unvermeidlicher ist, als diese Partien nun an das Ende des Jahrespensums rücken. Aber gar so einfach ist die Sache denn doch nicht und aufrichtige Fachmänner sind darüber einig, daß der geschichtliche Lehrstoff in VI in dem Ausmaße wie bisher nicht bewältigt werden kann und auch nicht bewältigt wird. Es bleibt kein anderer Ausweg als ausgiebige Kürzungen und es sei dem Ref. gestattet, hier einige Proben beizubringen. Die Verfassung, Verwaltung und gesellschaftliche Zustände für die

gesamte Zeit des Frankenreiches bis einschließlich Karl d. Gr. könnte in einem behandelt und mehr zusammengefaßt werden. Die Zeit Karls d. Gr. bedeutet den Höhepunkt einer äußeren und inneren Entwicklung, deren einzelne Phasen wir nebeneinander und miteinander aufbauen können. Entbehrliche Einzelheiten: Beim Kampf der Söhne Ludwigs d. Fr. mit ihrem Vater und untereinander, mehrere Romzüge deutscher Kaiser; größte Sparsamkeit in der Nennung von Papstnamen (kürzer auch Nikolaus I. und die Emanzipation des Papsttums) und nur beiläufige Jahreszahlen für die Pontifikate (mit Ausnahme Gregors VII. und Innozenz' III.). Entbehrlich scheinen dem Ref. die Ortsnamen der Fürstenversammlungen beim Investiturstreit, der Name des von Heinrich IV. eingesetzten Gegenpapstes, wohl auch Paschalis II., Calixtus II., mancher Name und manches Detail aus den Kreuzzügen und vielleicht überhaupt eine geschlossene Behandlung derselben. Nur das Ergebnis des Kampfes gegen die Katharer in Südfrankreich wäre zu erwähnen. Die Vorgänge in Deutschland zur Zeit Friedrichs II. sind zwar zu würdigen, aber ohne Reichstage und zugehörige Jahreszahlen zu nennen. Können wir nicht vieles aus der Literatur dem Deutschunterrichte überlassen? Rechtshistorische Betrachtungen erfordern zum wahren Verständnis oft das genaue Eingehen in recht verwickelte und schwer klar zu machende Verhältnisse; deshalb wird man auch da sparsam sein dürfen, obzwar manches, wie die Immunitäten, gewiß nicht übergangen werden kann (vgl. unten). Vom Interregnum an werden wir die vaterländische Geschichte mehr in den Vordergrund stellen, aber nur nicht mit zu vielen Einzelheiten. Die Angliederung sowie später der Verlust der einzelnen Schweizergaue für den habsburgischen Hausbesitz, die genaue Unterscheidung der einzelnen Rechtstitel der Habsburger daselbst wird zu umständlich dargetan; schließlich blieben ja die Gebiete doch verloren. Überhaupt Detail in der Territorialentwicklung! Damit sollen wir unsere Schüler nicht plagen, wo es nicht unumgänglich notwendig ist. Sehr dünn sind die Fäden der Beziehungen Albrechts I. zu Frankreich und dem Papste (S. 129), entraten kann man auch der Aufzählung der Rechtstitel und Mittel, deren sich die Päpste zur Erhöhung ihrer Einkünfte bedienten (S. 142). Von den übrigen Kulturstaaten möchte Ref. nur der französischen und englischen Geschichte ein kurzes Kapitel zugestehen. Einiges über Italien kann z. B. bei „Humanismus und Renaissance", über die Iberische Halbinsel bei der Geschichte der Entdeckungen untergebracht werden; es ist ja ganz angezeigt, äußere und innere Geschichte ineinander zu verflechten. Von den Kriegen Karls V. mit Franz von Frankreich wäre außer Ursache und Gesamtdauer (1521—1544) nur das Endergebnis zu erwähnen, dann etwa noch die Schlacht bei Pavia und die Plünderung Roms; ferner mit besonderer Kürze zu nehmen: die Parteien in Frankreich zur Zeit der Hugenottenkriege und diese selbst; von den Namen der Päpste bei der kirchlichen Gegenreformation nur Gregor XIII.; von den Kriegen Philipps II. mit Frankreich wohl lediglich das siegreiche Vorgehen des Grafen Egmont. Ebenso empfiehlt sich für den Freiheitskampf der Niederlande nach Schilderung der Ursachen und Zustände bis 1568 ein summarisches Verfahren für die eigentlichen Kampfphasen von 1568—1648, desgleichen für den Schwedisch-Französischen Krieg 1635—1648.

Kürzungen solcher und ähnlicher Art werden um so unvermeidlicher sein, als anderseits auch Zusätze nicht ausgeschlossen bleiben können, z. B. solche militärischer Art, wie denn überhaupt die militärische Erziehung die Kräfte unserer Schüler wohl stark in Anspruch nehmen wird. Neuen Stoff dieser Richtung bringt Zeehe auch in dieser Auflage, und zwar in den Fußnoten, z. B.: 13, 1; 22, 1; 53, 2; 76, 1; 94, 1; 109, 1; 132, 2; 138, 2; 147, 1; 158, 2; 160, 1; 219, 1; 230, 3; 234, 1.

Auf einiges möchte Ref. noch aufmerksam machen. S. 2: Das Christentum wurde Weltreligion, aber doch nur für den abendländischen Kulturkreis. Man möge den Beginn der Neuzeit nicht mit einer bestimmten Jahreszahl fixieren, sondern etwa sagen: um 1500, im großen Zeitalter Maximilians. S. 6, 1: Das Johannisfeuer mag doch wohl an Stelle des Sommersonnwendfeuers getreten sein wie die Christbaumlichter an Stelle des Wintersonnwend-Scheiterhaufens. S. 7: Bei den Hausgeistern auf die Heinzelmännchen hinweisen! S. 9, 3 wäre vielleicht hinzuzufügen, daß man wohl bei der Verhängung der Feuerprobe schon von der Schuld des Angeklagten überzeugt war. S. 12: Das Jahr 9 für die Schlacht im Teutoburger Walde ist nicht sicher. S. 15: Ungern vermißt man beim Vordringen Alarichs nach Italien die charaktervolle, echt germanische Figur des Stilicho. S. 18: Wichtig für das Verstehen des Mittelalters sind die Ausführungen über den Gottesstaat des Augustinus; erwähnenswert wäre das Zusammentreffen Odoakers und des hl. Severin. S. 20: Zeno verfolgte auch den Zweck, durch die Entsendung Theoderichs wieder Herr in Italien zu werden. S. 22: Vitigis sollte nicht fehlen, Justinians wichtige äußere und innere Regierung in zusammenfassender Gliederung noch einmal anschaulich überblickt werden. S. 25: Einfluß der katholischen Clothilde von Burgund auf ihren Gemahl Chlodwig. S. 26: Das Eingreifen Theoderichs zu Gunsten des Westgotenreiches sollte auch aus methodischen Gründen (Zeitgenossen!) nicht übergangen werden. S. 31, 1: Erklärung des Wortes *feudum*. S. 34: Von der weiteren bayrisch-fränkischen Missionstätigkeit wäre noch Rupert (Kloster St. Peter, Iuvavum) hervorzuheben. S. 35: Bilderstreit: hier wären die Parteien zu nennen: Ikonodulen und Ikonoklasten; ähnliches begegnet ja auch bei der Reformation. S. 38, 39: Es müßte das volkstümliche Vorhaben Mohammeds betont werden, den Monotheismus in Verbindung mit gewissen alten heimisch-heidnischen Gebräuchen und Überlieferungen seinem Volke zu lehren; so wird die Beibehaltung der Kaaba-Verehrung neben dem Glauben an Allah erklärlich. Amru wird der Begründer der Stadt Kairo, des Mittelpunktes des afrikanischen Islams. S. 40: Die Nachteile des Wahlkönigreiches bei den Westgoten! S. 40, 41: Jussuf verdient im Kampfe des Islams gegen die Christen in Spanien Erwähnung; das Versinken der mesopotamischen Kultur seit der Zeit der Mongolenherrschaft! S. 47: Die Ursache des abermaligen Kampfes zwischen Karl d. Gr. und Tassilo wird wohl darin zu suchen sein, daß der gedemütigte Bayernherzog von seiner Gemahlin, einer Tochter des Desiderius, aufgereizt wurde. S. 48: Die erste Begründung der Ostmark (*limes Avaricus* oder *Pannonicus*) wäre hier, im Zusammenhange mit dem Avarenkriege, zu erwähnen. S. 50: Von den Marken könnte noch die sorbische an der Saale erwähnt werden, aus der sich später Brandenburg entwickelte. S. 51: Der Begriff der Immunität könnte etwas eingehender erklärt werden. Es handelt sich auch um die Befreiung von der Amtsgewalt der Staatsbeamten, in weiterer Folge um Übertragung staatlicher Rechte auf den Immunitätsherrn, also neben dem Lehenswesen um eine dem staatlichen Zentralismus entgegengesetzte Entwicklung (Partikularismus). S. 53: Etwas über das berühmte „*capitulare de villis*“ (im Anhange). S. 54: „Christliche Merkmale“: Begründung des Erzbistums Salzburg. S. 58: Der Folgesatz nach: Arnulf schlug die Normannen so vollständig, würde sinngemäßer lauten: „daß sie (bis auf einen Raubzug) Deutschland weiterhin verschonten.“ S. 63: Von den Gründungen Heinrichs I. möge wenigstens Goslar genannt werden. S. 72: Heinrich III. benützte auch die Pässe des Böhmerwaldes; Hinweis auf S. 147, 1. Wieso kam Stephan auf Bayern als Vorbild? (Die Verwandtschaft.) S. 73: Verbindung Heinrichs III. mit der Reformbewegung: Es zeugt von hohen Fähigkeiten eines Herrschers, wenn er den Geist seiner Zeit richtig

würdigt; Hinweis auf die Verbindung Konstantins mit dem Christentum; etwas Ähnliches später (S. 100): Der Grundsatz der Armut wird von Innozenz III. in den Dienst der Kirche gestellt. (Andere Beispiele später: Friedrich II. und Josef II. zur Zeit der Aufklärung, Kaiser Wilhelms I. Versuch einer Sozialreform). S. 90, 1: Das Wort „Ghibillinen (*gibelim*) gilt als die arabische Übersetzung von „Hohenstaufen". S. 104, 105: Friedrichs II. (und Heinrichs VI.) schönes Grabmal in Palermo (diese beiden Herrscher ruhen nicht in Speyer, vgl. S. 114), das schöne Denkmal Konradins in der Kirche *del Carmine* in Neapel! S. 108—110: Eine kurze Beschreibung der Burg finden wir jetzt bei Abb. 41; wünschenswert wäre eine Ergänzung über das Innere der Burg, Rittersaal usw. S. 113: Der germanische Einfluß beim sogenannten romanischen Stil sollte doch in den Hauptentwicklungsstufen erwähnt werden: Sächsische Kunst, Hirsauer und (rheinischer) Übergangsstil. S. 126: Hermann von Baden war nicht der erste Gatte der Gertrud von Babenberg. S. 138: Die treffliche Schilderung des Zunftwesens von Jul. Wolff im „Sülfmeister" (vgl. Pöpperl, „Neue Strömungen in der Methodik des Geschichtsunterrichtes", Zeitschr. f. d. Realschulwesen 1912, S. 143). Die Beilegung des Schismas sollte durch das Konzil von Pisa erfolgen; allein Ruprecht hielt an dem römischen Papste fest, verdarb es sich so mit den meisten deutschen Fürsten, die auf Seite der Pisaner standen, und erweckte auch in dem abgesetzten Wenzel, der sich ebenfalls für das Konzil aussprach, neue Hoffnungen. S. 145: Zu erwähnen die Beihilfe Friedrichs von Tirol bei der Flucht des Papstes oder doch Hinweis auf S. 151. S. 148: Die Folgen der Hussitenkriege: Ref. wäre bei den Punkten für die Aufeinanderfolge *a, c, b, d.* S. 152: Hinweis auf Kapistrankanzel und -denkmal am Stephansdom. Zur Geschichte Friedrichs III. eine Stammtafel, welche die Verwandtschaft der Häuser Anjou, Luxemburg, Habsburg und Jagello zeigt (vgl. Bachmann, Österr. Reichsgesch. S. 212). S. 169: Erwähnenswert Orellanas Fahrt am Amazonas und seine Schilderungen („El Dorado"). S. 175: Die Termini „geozentrisches und heliozentrisches System" könnten beigefügt werden. S. 178—180: Zu ergänzen wäre: Von Tizian das Bild „Maria Assunta" (Akademie in Venedig), von Krafft das Sakramentshäuschen in der Lorenzkirche. Quatrocentro: Früh-, Cinquecento: Hochrenaissance. Nach dem inneren Werte seiner Schöpfungen steht Cranach weit hinter Dürer zurück. S. 197: Das Kloster heißt eigentlich *San Geronimo de Juste.*

Doch all dies kann und soll nur Kleinwerk oft individueller Anschauung sein; die neue Auflage des zweiten Teiles des Lehrbuches von Zeehe bedeutet einen wichtigen Fortschritt des ausgezeichneten Gesamtwerkes, welches als Lehrbehelf sich so vielfach bewährt hat und nur neuerdings wärmstens empfohlen werden kann.

Wien. W. A. Schuh.

Methoden zur Lösung geometrischer Aufgaben. Von B. Kerst, Oberlehrer am Realgymnasium in Zwickau i. S. 26. Bändchen der von Lietzmann und Witting herausgegebenen Mathematischen Bibliothek. Teubner, 1916. 47 S. Preis geh. 80 Pf.

Bei den hier zur Lösung der 136 Aufgaben verwendeten Konstruktionsmethoden handelt es sich nicht so sehr um geometrische Örter, Hilfsfiguren oder ähnliche Figuren, sondern um Verwertung der Bewegung der Figuren (Parallelverschiebung, Drehung, Spiegelung, allgemeine Verlagerung verbunden mit Ähnlichkeitstransformation u. dgl.). Man findet daher die wenigsten der behandelten Aufgaben in den Schulbüchern und dem Verf. ist es zu danken, daß er bei so vielen Aufgaben die Lösung in so durchsichtiger Art entwickelt; immerhin

bleibt auch eine beträchtliche Anzahl von Aufgaben dem Leser zu eigener und selbständiger Lösung. Die Figuren sind natürlich in ziemlich kleinem Maßstab ausgeführt, genügen aber vollauf für den angestrebten Zweck, ein Büchlein zu schaffen, das den Schüler in leicht faßlicher Weise mit einigen lehrreichen Konstruktionsmethoden bekannt machen soll (in der Fig. 35 ist anstatt S zu lesen s, in Fig. 42 anstatt des einen Y ein Y'). Zudem ist auch die Wahl der behandelten Aufgaben sehr geschickt vorgenommen, da die meisten Aufgaben geeignet sind, an sich schon Interesse zu erwecken; zur Lösung der Aufg. 74 wäre nur zu bemerken, daß der Mittelpunkt M einfacher auf Grund der Tatsache gefunden werden kann, daß BG eine Sehne des Kreises sein muß; hier sei auch noch des Druckfehlers auf S. 11 gedacht, wo in Zeile 27 und in der Fußnote c durch b zu ersetzen ist.

So kann auch dieses Bändchen der Mathematischen Bibliothek den Schülern unserer oberen Klassen, aber auch dem Lehrer bestens empfohlen werden.

Wien. Prof. K. Wolletz.

Die Lehrbücher für Mathematik, darstellende Geometrie und Physik an den Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache. Von Dr. Vorovka, L. Červenka und Dr. Posejpal. Mit einem Vorworte von J. Sobotka. In Kommission bei A. Hölder, Wien 1914.

Diese Abhandlung umfaßt 89 Seiten und erschien als 13. Heft der durch die internationale mathematische Unterrichtskommission veranlaßten Berichte über den mathematischen Unterricht in Österreich.

Über die Lehrbücher der Mathematik berichtet Dr. Vorovka und er versteht es, den Rückblick auf die Entwicklung der böhmischen mathematischen Lehrbücher durch lebhafte und eingehende Darstellung fesselnd zu gestalten. Nach Aufzählung der neueren Lehrbücher charakterisiert sie der Verf. in lichtvoller Weise, indem er die methodische Behandlung der Arithmetik, der Infinitesimalrechnung und der Geometrie schildert und auch den Logarithmentafeln, den Aufgabensammlungen und dem eigenartigen von Bydžovsky-Vojtech (1910) herausgegebenen „Wiederholungsbuch" seine Aufmerksamkeit zuwendet; insbesondere diese letzteren Ausführungen sind sehr anregend: sie zeigen, wie einzelne Kapitel der Mathematik vertieft werden könnten, wie weit auch historische Bemerkungen und philosophische Fragen in den Unterricht der obersten Klasse aufgenommen werden können.

Kürzer, aber doch erschöpfend wird von L. Červenka die darstellende Geometrie behandelt und es wird gezeigt, in welchem Umfange sie an den böhmischen Realschulen gepflegt wird. — Von Dr. Posejpal stammt der Abschnitt über „Mathematik im Physikunterricht" her; man staunt über die Fülle von Lehrstoff, der in den Lehrbüchern abgehandelt wird, und muß den modernen Zug in der Durchführung anerkennen. Doch gibt der Verf. des höchst lesenswerten Vorwortes, J. Sobotka, seiner Meinung unverhohlen Ausdruck, daß in einigen der neueren Bücher allzuviel Lehrstoff angehäuft ist und daß auch eine Auswahl sehr schwer durchführbar erscheint.

Im großen Ganzen sehen wir, wie sehr auch die böhmischen Lehrbuchverfasser bestrebt sind, den Reformvorschlägen zum Durchbruch zu verhelfen und mit welchem Geschick sie sich ihrer Aufgabe, die doch die Einheitlichkeit in der Auffassung an manchen wichtigen Punkten missen läßt, erledigt haben. Bemerkenswert ist die im Vorwort niedergelegte Bemerkung: „Es ist klar, daß die neuen Lehrbücher und vielleicht auch Lehrpläne, die sozusagen im Zustande der

inneren Gärung entstanden sind, nicht für eine lange Zeitperiode das letzte Wort bedeuten. Es wird wohl manches wieder geändert werden; das Merkmal der sich vollziehenden Bewegung wird aber erkennbar bleiben."

Jeder Lehrer der Mathematik wird dieses Heft mit Interesse lesen und wird wohl zur Überzeugung gelangen, daß die Fachgenossen an den böhmischen Schulen auf dem Gebiete der Lehrbücher eine große Arbeit geleistet haben, die es wohl verdient, auch von anderen Völkern gekannt und gewürdigt zu werden.

Wien. Prof. K. Wolletz.

Programmschau.

Dr. Otto Schönbrunn, Der Stand der das Loblied auf Piso (*Panegyricus in Pisonem*) betreffenden Streitfragen. I. Teil. 44. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Reichenberg für das Schuljahr 1915/16. S. 3—8.

Der vorliegende erste Teil der Untersuchung beschäftigt sich mit der Frage, um welchen Piso es sich eigentlich handle. Der Verf. entscheidet sich nach Anführung der Bedenken, die gegen alle anderen in Betracht kommenden Persönlichkeiten dieses Namens sprechen, für denjenigen Piso, der die nach ihm benannte Verschwörung unter Nero anzettelte. Mit Recht wird ferner die Annahme abgelehnt, daß der *Panegyricus* eine Redeübung aus dem Mittelalter sei, wobei der von K. L. Roth ans Licht gezogenen Pariser Handschrift aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts besondere Beweiskraft zukommt. Die Fortsetzung soll im nächsten Jahresbericht folgen.

Wien. R. Bitschofsky.

Volkskundliches bei Theodor Storm. Von Prof. Dr. Adalbert Depinyi. 35. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums zu Linz über das Schuljahr 1916. S. 1—13.

In Theodor Storms Lyrik treten volkskundliche Motive ganz zurück, während sie in seiner Novellistik in ziemlichem Umfang künstlerisch verwertet werden. Zu diesem Ergebnis gelangt der Verf. der obigen Abhandlung, welche in Storms sämtlichen Werken nach ethnologischen Motiven fahndet und die aufgefundenen verzeichnet.

Wien. Dr. A. Zipper.

Dr. Karl Lienhart, Allan Ramsays Leben. I. Teil. Jahresbericht der niederösterreichischen Landes-Oberrealschule Wiener-Neustadt 1913/14. 16 S.

Als Einleitung zu einer kritischen Würdigung der Werke des literarhistorisch nicht unwichtigen Dichters (1686—1758), der als erster in Schottland das Interesse an volksmäßiger älterer Literatur wieder weckte und in seinem Hirtenspiel „*The Gentle Shepherd*" eine recht ansprechende Probe bodenständiger Natürlichkeit lieferte sowie in den ästhetisch wertlosen Balladen und Liedern, die weit verbreitet waren, jenen englisch-schottischen Kunstdialekt schuf, dessen sich Fergusson und Robert Burns dann mit Erfolg bedienten, bietet L. eine kurze Lebensskizze, die nicht über die bisherige biographische Literatur hinausgeht. Aus den „zahlreichen Anspielungen auf antike Gestalten

in seinen Gedichten" auf Ramsays „gründliche Kenntnis ihrer Mythologie und Geschichte" zu schließen (S. 6), erscheint gewagt: diesen Apparat konnte er wohl auch bloß den klassizistischen englischen Vorbildern verdanken. Beckerstaff als Ramsays Klubname ist wohl = Bickerstaff (in Swifts satirischer Kalenderprophezeiung). *Christis* (nicht *Christs*) *Kirk on the Green* ist nicht ohne weiteres Jakob I. von Schottland zuzuschreiben. Der Stil der Darstellung ist nicht stets einwandfrei, u. a. stört das böse Amtswort „diesbezüglich". Englische Titel sollten mit großgeschriebenen Substantiven und Adjektiven zitiert werden; in der Literaturliste vermißt man die Angabe der *standard edition* von G. Chalmers (1800 oder 1848) sowie die der sehr guten kritischen Würdigung in T. F. Henderson, *Scottish Vernacular Literature* (1898, 1900, 1910).

Graz. A. Eichler.

Josef Schröck, Wallensteins Verrat an Kaiser und Reich im Jahre 1630. 9. Jahresbericht des öffentlichen bischöflichen Gymnasiums der Diözese Leitmeritz unter Leitung der Gesellschaft Jesu in Mariaschein 1915. 31 S.

Der Verf. dieser Schrift, der vornehmlich aus den jüngstens (1912) von Hermann Hallwich veröffentlichten Briefen und Urkunden zur Geschichte Wallensteins (1630—1634) schöpft, im übrigen aber wichtige Quellen und neuere Literatur (s. das sehr unvollständige Verzeichnis der angeführten Quellen und Werke S. 3, 4) unberücksichtigt läßt, sucht den Verrat Wallensteins an dem Kaiser schon für das Jahr 1630 vornehmlich aus dem Umstand zu erweisen, daß Wallenstein „für die Abwehr des schwedischen Feindes keine Anstalten traf, solche von seiner Seite bei vollem Bewußtsein der drohenden Feindesgefahr unterlassen habe. Mit dieser Unterlassung habe er schon vor Beginn des Kurfürstentages von Regensburg Kaiser und Reich verraten, wofür auch die Tatsachen sprechen, die dann dargelegt werden". Wiewohl der Verf. noch zweimal (S. 21 und dann in gesperrtem Druck S. 27/28) dies hervorhebt und noch einige Bemerkungen über Wallensteins Verhalten während und nach der Regensburger Tagung anfügt, das ähnlich gedeutet wird, können diese Darlegungen den Ref. von dem Verrat Wallensteins nicht überzeugen; denn das Verhalten Wallensteins in der genannten Zeit kann auch auf andere Motive zurückgeführt werden und wird von so namhaften Historikern wie Alfons Huber auch anders gedeutet.

Graz. J. Loserth.

Dr. Joh. Zöchbaur, Bischof Johannes Maria und das Petrinum. 12 S. und ein Porträt.

Dr. Joh. Ilg, Beiträge zur Geschichte Gleinks. Mit besonderer Verwertung von Lindners Annalen. 53 S. Programm des bischöflichen Privatgymnasiums am Kollegium Petrinum, derzeit in Gleink und Schlierbach, 1915/16.

Dem im Sommer 1915 zum Bischof von Linz ernannten ehemaligen Religionslehrer am Petrinum Dr. Johann Gföllner wurden die ersten zwölf Seiten des Programmes als verdiente Huldigung gewidmet. Man merkt, wie ersprießlich es ist, wenn bei Besetzung der Bistümer auf Persönlichkeiten gegriffen wird, die mit Land und Volk eng verwachsen sind. Es ist sehr schlimm, wenn der gesamte Klerus und das Volk

durch eine Bischofsernennung überrascht werden und die Zeitungen nichts anderes zu berichten wissen, als daß die Gunst hochstehender Persönlichkeiten Ursache der Beförderung war. Kirchenämter sind nicht dazu geschaffen, um Günstlinge emporzubringen, sondern um Würdige zu dem heiligen Amte zu berufen. Ein solcher war Dr. Johann Maria Gföllner.

Dr. Ilg verfaßte eine hochinteressante Studie über das ehemalige Kloster Gleink etwa vom Jahre 1590 an bis zum Jahre 1622. Die annalistischen Aufzeichnungen des wackeren Steyrer Schulmeisters Wolfgang Linder, teilweise veröffentlicht im Archiv für die Geschichte der Diözese Linz, Band VI und VII (1910), bilden hiezu die Grundlage, wozu noch die „*Annales Styrenses*" von Preunhueber (1740) kommen. Vor mehr als einem halben Jahrhundert veröffentlichte Pritz Monographien über Gleink und Steyr. Der Leser findet in der vorliegenden Abhandlung mehr als der Titel angibt, da auch schätzenswerte Nachrichten über die Stadt Steyr eingeflochten, ferner die Geschicke der Kollegiatstifte Spital am Pyhrn und Garsten berührt wurden. Nach unserer Auffassung sind Programmarbeiten, welche Lokalgeschichten behandeln, von vorzüglichem Werte auch für den intelligenteren Teil des Volkes und könnten zur Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse ebenso für Lehrerkreise nutzbringend verwendet werden. Es herrscht nämlich nicht bloß beim Volke, sondern auch in den sogenannten Intelligenzzirkeln eine außerordentliche Unkenntnis der Geschichte der Heimatsbezirke. Nur müßten die Abhandlungen so gearbeitet sein, daß fremdsprachige Zitate als Anmerkungen gebracht werden und billig hergestellte Separatabzüge eine Massenverbreitung zulassen. Jedenfalls gebührt Herrn Prof. Dr. Ilg der Dank aller Geschichtsfreunde.

Wien. G. Juritsch.

Zur Stammtafel Speckbachers. Von Prof. P. Adjut Troger. Jahresbericht des k. k. Franz-Joseph-Gymnasiums der Franziskaner zu Hall i. T. 1914/15.

Diese Arbeit wurde, wie Verf. bemerkt, durch die kriegerischen Ereignisse der Gegenwart angeregt, da es nahe lag, sich mit den so ähnlichen Verhältnissen Tirols im großen Jahre Neun zu beschäftigen. Gestützt auf frühere Arbeiten, insbesondere auf den von Prof. E. Kiechl in Innsbruck herausgegebenen Stammbaum Speckbachers, sucht Verf. nachzuweisen, daß einzelne über Speckbacher und seine nächsten Angehörigen bisher geltende Angaben nicht ganz richtig sind. Mit viel Umsicht und Fleiß stellt Verf. diese Daten richtig.

Wien. B. Imendörffer.

Die linearen diophantischen Gleichungen. Von Leopold Strniste. Jahresbericht der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1913.

Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung folgen die allgemeinen Sätze über die Auflösung der diophantischen Aufgaben ersten Grades mit zwei Unbekannten in der herkömmlichen Form. Die Darstellung weist daher auch die wunde Stelle in den früheren Lehrbüchern auf: Es wird nur gezeigt, daß die Gleichung $ax + by = c$ stets unendlich viele ganzzahlige Lösungen von der Form $x = x_0 \pm bn$, $y = y_0 \mp an$ besitzt, wenn a und b teilerfremd sind, aber nicht, daß darin alle Lösungen enthalten sind. Erst Suppantschitschs Lehrbuch bringt den Satz vollständig. An die allgemeinen Sätze schließen sich, an Beispielen erläutert, die verschiedenen Auflösungsmethoden: des Tatto-

nierens, der Substitution, Eulers Reduktionsmethode und Lagranges Kettenbruchmethode; ferner ein Verfahren mittels gewisser „Systembrüche“ und ein anderes einfaches als Anwendung der arithmetischen und geometrischen Reihen; schließlich ein kurzes Substitutionsverfahren von Prof. Kunze und ein anderes einfaches von Prof. Hofmann mittels Zerlegung. Erst am Schlusse folgt die geometrische Konstruktion der Gleichung ersten Grades mit zwei Unbekannten in recht schwerfälliger Form. In der Zeit der graphischen Darstellung sollte wohl von der geometrischen Darstellung ausgegangen und dabei der so anschaulichen „Gitterpunkte“ nicht vergessen werden.

Neues bringt die Abhandlung nicht; doch dürfte sie Kandidaten des Lehramtes für die Unterstufe, die das Thema zu bearbeiten haben, eine willkommene Zusammenstellung dessen bieten, was man in einer Hausarbeit von ihnen zu verlangen pflegt.

Bozen. Dr. A. Lechthaler.

Dr. Wladimir Kuczer, Dejaki usluhy fizyky w teperischnij wijni (Einige Leistungen der Physik im gegenwärtigen Kriege). Jahresbericht des k. k. akademischen Gymnasiums in Lemberg für das Schuljahr 1915/16. 22 S.

Nach einer kurzen Darlegung über die Wissenschaften, die während des Weltkrieges den Kriegführenden behilflich sind, bespricht der Verf. eingehender die Physik und ihre Anwendung im Kriege. Er macht uns zuerst mit den Einrichtungen bekannt, welche auf der Mechanik beruhen, hauptsächlich mit denjenigen, welche auf Grund der Mechanik der flüssigen und gasförmigen Körper in der Luft- und Seefahrt wichtige Dienste leisten, und zwar mit dem Bau der Schiffe und der U-Boote sowie mit der Geschichte und Errichtung der Luftschiffe und Flugapparate. Nach der Besprechung der Ausnützung akustischer Erscheinungen im Kriege, besonders zum Signalisieren, erfahren wir in einem Kapitel Genaueres über die Signalisierung mit Hilfe des Lichtes und über den Bau der verschiedenen Fernrohre, nämlich des Scheren- und Rundblickfernrohres, welche im Kriege große Dienste leisten, und über den Bau der Periskope. Der Behandlung der Telemeter von Zeiß und des Photographierens von einem Luftschiff aus folgt die Erwähnung der Meßapparate und schließlich des Mikroskops im Dienste des Sanitätswesens. Die nächsten Kapitel behandeln die Anwendung der Wärmelehre, vor allem der Thermodynamik, des Magnetismus und der zweifellos sehr wichtigen Lehre von der elektrischen Energie, hauptsächlich den Gebrauch des Funkentelegraphen im Signalwesen und der Röntgenotechnik in der Kriegsmedizin. In seiner Abhandlung beschränkt sich der Verf. wegen des Raummangels auf eine knappe Darstellung, gewährt aber trotzdem eine klare Einsicht in die moderne Kriegstechnik, besonders für die heranreifende Jugend, die sich dadurch mit den neuesten technischen Errungenschaften vertraut macht.

Lemberg. Dr. Roman Ilewycz.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

(Vom 1. Januar bis 30. Juni 1917.)

Verordnungen und Erlässe.

Seine k. u. k. Apostolische Majestät haben nachstehendes Allerhöchstes Handschreiben a. g. zu erlassen geruht:

Lieber Dr. Freiherr von Hussarek!

In Gottes freier Natur sah Ich gestern 2400 Mädchen, Jünglinge und Knaben, Kinder Meiner lieben Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, bei Jugendspielen, militärischen und Turn-Übungen. Ich hörte aus jungen Kehlen vortrefflich geschulten Gesang.

Mit Befriedigung nahm Ich wahr, wie die Notwendigkeit, der körperlichen Entwicklung der Jugend rege Aufmerksamkeit zu schenken, nunmehr auch von der Schule erkannt wird.

Ich danke Ihnen, lieber Freiherr von Hussarek, und all jenen, die diesen hochwichtigen Zweig der Jugendfürsorge verständnisvoll fördern, danke besonders den bewährten Lehrkräften, die — obwohl ihre Lehrtätigkeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen wesentlich erschwert ist — die ihnen anvertrauten Schüler ins Freie führen, für ihre körperliche Kräftigung sorgen, die Liebe zur Natur wecken, die Sinne des Heranwachsenden schärfen.

Ich erwarte, daß auf dem betretenen Wege eifrig und zielbewußt weitergeschritten wird. Jeder, der da mitarbeitet, erwirbt sich das schönste Verdienst, denn er veredelt das kostbarste Gut des Staates, unsere liebe Jugend.

Baden, am 1. Mai 1917.

Karl m. p.

Verordnung des Min. f. K. u. U. im Einvernehmen m. d. Min. f. öff. Arbeiten vom 8. Januar 1917 (V. Bl. III, S. 9f.).

Jenen Supplenten und Assistenten an staatlichen mittleren Lehranstalten, die während des gegenwärtigen Krieges durch eine ihrer Bestellung nachfolgende aktive Militärdienstleistung, bezw. wegen erhöhter lehramtlicher Inanspruchnahme infolge des gegenwärtigen Krieges oder aus einem anderen dadurch bedingten wichtigen Grund an der Ablegung der für die definitive Anstellung im Lehramte vorgeschriebenen Lehramtsprüfung verhindert wurden, kann die nach dem 31. Juli 1914 im aktiven Militärdienste zurückgelegte sowie die in unmittelbarem Anschlusse an diesen Militärdienst, bezw. die seit dem Eintritte des nachzuweisenden Hinderungsgrundes in der Eigenschaft von Supplenten oder Assistenten an staatlichen mittleren Lehranstalten zurückgelegte Dienstzeit für die Erlangung der den Supplenten gemäß dem Gesetze vom 8. Juli 1886, R. G. Bl. Nr. 121, gebührenden Dienstalterszulage

und im Falle ihrer späteren Ernennung zu (wirklichen) Lehrern für die Vorrückung in die gesetzlichen Quinquennalzulagen bei Zutreffen der sonstigen gesetzlichen Voraussetzungen so angerechnet werden, als ob sie diese Zeit nach Erlangung der vollständigen Lehrbefähigung im Lehramte zurückgelegt hätten, wenn sie vor Antritt des Militärdienstes, bezw. vor Eintritt des Hinderungsgrundes bereits zur Ablegung der Lehramtsprüfung zugelassen waren und längstens binnen Jahresfrist nach Erlöschen des Hinderungsgrundes die Lehramtsprüfung mit Erfolg ablegen.

Die erhöhte lehramtliche Inanspruchnahme gilt nur dann als Hinderungsgrund, wenn der Supplent (Assistent) während der Kriegsdauer mit einer das Höchstausmaß der Lehrverpflichtung eines wirklichen Lehrers um mehr als vier Stunden übersteigenden wöchentlichen Stundenzahl oder in von mehr als 50 Schülern besuchten Klassenabteilungen mindestens mit dem Höchstausmaße der Lehrverpflichtung eines wirklichen Lehrers beschäftigt war.

Verordnung des Ministers f. K. u. U. vom 16. März 1917, Z. 6861 (V. Bl. VII, S. 55), womit die Ferienordnung an den Mittelschulen einschließlich der Mädchenlyzeen, dann an den Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten sowie an den kommerziellen und nautischen Schulen (Punkt 2, lit. *a*) der Ministerialverordnung vom 21. Dezember 1875, Z. 19109, Ministerialverordnungsblatt Nr. 2 ex 1876, betreffend die Dauer des Schuljahres an den Mittelschulen, sowie die Ministerialverordnung vom 28. November 1885, Min. V. Bl. Nr. 45) abgeändert wird: An den bezeichneten Lehranstalten haben der 4. November zur Feier des Namensfestes Seiner Majestät des Kaisers, der 27. April zur Feier des Namensfestes Ihrer Majestät der Kaiserin und der 9. Mai zur Feier des Geburtsfestes Ihrer Majestät der Kaiserin als Ferialtage zu gelten. (Das Geburtsfest Seiner Majestät des Kaisers fällt überall in die Hauptferien.)

Kaiserliche Verordnung vom 14. März 1917, womit die Berechtigung zur Führung der Standesbezeichnung „Ingenieur" festgelegt wird (V. Bl. VIII, S. 81f.).

Erlaß des Ministers f. K. u. U. vom 11. Mai 1917, Z. 1213/K. U. M. (V. Bl. X, S. 129f.).

Punkt 2 des hierortigen im Einvernehmen mit sämtlichen beteiligten Zentralstellen ergangenen Erlasses vom 24. Oktober 1914, Z. 3104/K. U. M., M. V. Bl. Nr. 51, betreffend die Auszahlung von Zivilbezügen an die Zivilstaatsbediensteten während deren aktiver Militärdienstleistung, wird durch folgende Bestimmungen ersetzt:

„Gemäß § 6, Punkt 4, lit. *c*, des Gesetzes vom 22. Juni 1878, R. G. Bl. Nr. 59, hat hinsichtlich der Zivilbezüge jener zur aktiven Militärdienstleistung einberufenen, zu den Militärgagisten gehörigen Zivilstaatsbediensteten, welche einen eigenen Hausstand mit Frau oder Kind haben, folgendes zu gelten:

a) Diesen Zivilstaatsbediensteten gebührt im Falle des § 6, Punkt 4, lit. *c*, des bezogenen Gesetzes nebst den gemäß § 6, Punkt 4, lit. *a* und lit. *b*, gebührenden Teilen der Zivilbezüge überdies die volle Aktivitätszulage. — *b*) In jenen Fällen, in denen der Gehalt samt allfälligen Dienstalterszulagen und sonstigen, für die Ruhegenußbemessung anrechenbaren Personalzulagen weniger als 2400 K beträgt (§ 6, Punkt 4, *c*, 2. Absatz des mehrzitierten Gesetzes), ist behufs Ermittlung der anzuweisenden Differenzquote zwischen Militärgage und anrechenbaren Zivilgebühren die Militärgage von der im Gesetze für diese Fälle normierten speziellen Begrenzungssumme per 2400 K — also nicht von der Pensionsbemessungsgrundlage und auch nicht von dem Gehalte

samt obigen Zulagen — abzuziehen. — c) Die Summe der sich nach den vorstehenden Bestimmungen gemäß § 6, Punkt 4 des Ges. vom 22. Juni 1878 ergebenden Zivilbezüge darf keinesfalls das Ausmaß jener Zivilbezüge übersteigen, die den Bezugsberechtigten jeweils gebühren würden, wenn sie nicht im aktiven Militärdienste stünden."

Mit der Durchführung dieser Neubemessung der Zivilbezüge ist sofort vorzugehen.

Kundmachung des Min. f. K. u. U. vom 14. Mai 1917, Z. 242/K. U. M., betreffend die Ortsbenennungen in Albanien.

In teilweiser Abänderung der h. ä. Kundmachung vom 10. Juni 1916, Z. 911/K. U. M. (M. V. Bl. 1916, S. 198), betreffend die Anwendung von albanesischen Ortsbezeichnungen wird bekanntgegeben, daß in Hinkunft die alten Ortsnamen, also Skutari statt Schkodra, Durazzo statt Durz usw. Anwendung zu finden haben, denen die neuen Namen in Klammern beizusetzen sind.

Die Verfasser und Umarbeiter von Schulbehelfen für die erwähnten Lehranstalten und Schulen haben auf diese Verfügung Rücksicht zu nehmen und im Bedarfsfalle diesbezüglich das Einvernehmen unmittelbar mit dem militärisch-geographischen Institute zu pflegen.

Erlaß des Min. f. K. u. U. vom 26. Mai 1917, Z. 16983 (V. Bl. XII, S. 159f.), betreffend die Einführung staatlicher Prüfungen an der Öffentlichen Lehranstalt für orientalische Sprachen in Wien.

Jeder Hörer kann sich am Schlusse jedes Jahres einer Prüfung unterziehen. Die Zeit der Ablegung der Prüfung wird vom Direktor der Anstalt bestimmt. Jede Prüfung dauert höchstens eine halbe Stunde und ihr Ergebnis wird mit „sehr gut", „gut", „genügend" in dem Meldungsbuche verzeichnet. Die Prüfung wird von dem jeweiligen Lehrer der Sprache in Gegenwart des Direktors abgehalten.

Wer sich zum Nachweise der erfolgreichen Vollendung seiner Studien an der Öffentlichen Lehranstalt für orientalische Sprachen ein staatliches Zeugnis erwerben will, hat sich am Ende des zweiten Jahres einer Prüfung vor einer speziellen für jede der an der Lehranstalt gelehrten Sprachen (Realien) vom Min. f. K. u. U. mit fünfjähriger Funktionsdauer bestellten Prüfungskommission zu unterziehen. Die Prüfung findet regelmäßig am Schlusse des Studienjahres statt. Der Kandidat hat sich vor dem 15. Juni jedes Jahres schriftlich unter Beifügung eines *curriculum vitae* bei dem Direktor der Anstalt zu melden und neben der normalen Stempelgebühr für das Prüfungszeugnis eine Taxe von 10 K zu erlegen. Ist die Prüfung bestanden, so wird dies durch die Klassifikation „sehr gut", „gut" und „bestanden" festgestellt. Ist die Prüfung nicht bestanden, so hat die Kommission mit Stimmenmehrheit darüber Beschluß zu fassen, wann der Kandidat sich neuerlich melden darf.

Erlaß des Min. f. K. u. U. vom 20. Juni 1917, Z. 2274/K. U. M. (V. Bl. XIV, S. 177): In Ergänzung der h. o. Erlässe vom 23. Dez. 1914, M. V. Bl. Nr. 1 ex 15, und vom 26. Nov. 1915, M. V. Bl. Nr. 22, wird die (der) k. k. ... einvernehmlich mit dem Finanzministerium ermächtigt, den Witwen und Waisen von vor dem Feind gefallenen (unter gleichgehaltenen Umständen gestorbenen) Zivilstaatsbediensteten, bezw. den Gattinnen und Kindern vor dem Feind vermißter Zivilstaatsbediensteter über ihr Ansuchen auf Abschlag der ihnen nach Maßgabe des Gesetzes vom 27. April 1887, R. G. Bl. Nr. 41, bezw. des Gesetzes vom 19. März 1907, R. G. Bl. Nr. 86, und der Zivilversorgungsnormen gebührenden Zivilversorgungsgenüsse, bezw. der in Betracht kommenden Alimentationen, Vorschüsse im vollen Ausmaße der Differenz zwischen der nach den Zivilversorgungsnormen entfallenden

Summe der Versorgungsgenüsse und den mutmaßlichen normalen Militärversorgungsgebühren zu Lasten der allgemeinen Pensionen von dem auf die tatsächliche Einstellung der Aktivitätsgebühren des Verstorbenen (Vermißten) folgenden Monatsersten an in solchen Fällen flüssig zu machen, in welchen die an Aktivitätsgebühren des verstorbenen (vermißten) Bediensteten entstandenen Nebengenüsse in den bis zur Einstellung dieser Gebühren angefallenen fortlaufenden Zivilversorgungsgenuß- (Alimentations-) Quoten und im eventuellen Sterbequartal volle Deckung finden.

Von der Flüssigmachung derartiger Vorschüsse wären die Parteien mit dem Bemerken zu verständigen, daß die Zuerkennung der definitiven Versorgungsgenüsse (Alimentation) erst nach Anweisung der Militärversorgungsgenüsse erfolgen wird.

Sollten in einzelnen Fällen Übergenüsse an Aktivitätsgebühren in den Zivilversorgungsgenüssen (Alimentationen) innerhalb der obigen Grenzen keine volle Deckung finden, so wäre antragstellend zu berichten.

Frequenzausweise für W. S. 1916/17 (S. S. 1917: XIV, S. 182): der k. k. evang. theolog. Fakultät in Wien V. Bl. III, S. 15; der kath. theolog. Fakultäten außer dem Verbande einer Universität IV, S. 20; der Universitäten VI, S. 50ff. — Statistik der mit dem Öffentlichkeitsrechte beliehenen Gymnasien und Realschulen in betreff ihres Umfanges, ihrer Erhalter und in betreff der Unterrichtssprache, desgleichen Ausweise über die gegenüber 1915/16 eingetretenen Veränderungen und über die Anzahl der öffentlichen Schüler, bezw. Schülerinnen (auch an den mit dem Öffentlichkeitsrechte beliehenen Mädchenlyzeen) im Schuljahr 1916/17, V. Bl. VII, S. 62ff.

Die Mittelschulen, denen das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer des Schuljahres 1916/17, bezw. auch der folgenden oder auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehen wurde, sind auf S. 3, 12, 19, 48, 59, 87f., 92f., 133f., 151, 163f., 173ff., 181 des V. Bl. verzeichnet.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen (Verleihungen und Bestätigungen).

Bestätigt wurde: die Wahl des o. Prof. der altindischen Philologie und vergleichenden Sprachforschung an der böhm. Univ. in Prag Dr. Josef Zubaty zum Präsidenten der III. Klasse der böhmischen Kaiser-Franz-Josef-Akademie der Wissenschaften, Literatur und Kunst in Prag und des Dr. techn. Johann Karlik zum Vizepräsidenten des bei derselben Akademie bestehenden volkswirtschaftlichen Institutes, beide für den Rest der laufenden dreijährigen Funktionsperiode.

Ernannt wurden: der o. Prof. an der Univ. in Graz Dr. Heinrich Schenkl zum o. Prof. der klass. Philologie an der Univ. in Wien; der o. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Rud. v. Scala zum o. Prof. der Geschichte des Altertums an der Univ. in Graz; der ao. Prof. der kosmischen Physik an der Univ. in Innsbruck Dr. Felix Exner zum Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik und o. Prof. der Physik der Erde an der Univ. in Wien; der Prof. an der landw. Akademie in Dublany Johann Zawidzki zum o. Prof. der Chemie an der Univ. in Krakau; der ao. Prof. an der Univ. in Krakau Dr. Kasimir Nitsch zum o. Prof. der slawischen Philologie an der Univ. in Lemberg; der ao. Prof. der allgemeinen und österreichischen Geschichte an der Univ. in Innsbruck Dr. Harold Steinacker zum o. Prof. für histor. Hilfswissenschaften an der deutschen

Univ. in Prag; der ao. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. August **Haffner** zum o. Prof. der semitischen Sprachen daselbst; der ao. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Adalbert **Prey** zum o. Prof. der Astronomie und Direktor der Sternwarte an der deutschen Univ. in Prag; der ao. Prof. Dr. Heinrich Ritter v. **Srbik** an der Univ. in Graz zum o. Prof. für neuere Geschichte und Wirtschaftsgeschichte daselbst; der ao. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Josef **Mesk** zum o. Prof. der klass. Philologie an der Univ. in Graz; der Privatdoz. Dr. Zdzislaus **Jachimecki** zum ao. Prof. für Musikwissenschaft an der Univ. in Krakau; der Privatdoz. Adolf **Chybinski** zum ao. Prof. für Musikwissenschaft an der Univ. in Lemberg; der Tit.-ao.-Univ.-Prof., Privatdoz., Gymn.-Prof. Dr. Gustav **Turba** zum ao. Prof. der österreichischen Geschichte an der Univ. in Wien unter Verleihung des Titels und Charakters eines o. Univ.-Prof.

Die Ministerial-Vizesekretäre Alfred **Johanny**, Dr. Viktor Vinzenz **Schwegel**, Dr. Viktor Freiherr v. **Fuchs**, Dr. Josef **Beran**, Dr. Erwin **Lauppert** v. **Peharnik** und Paul Graf **Scapinelli** von **Leguigno** zu Ministerialsekretären; die Bezirkskommissäre der Statthalterei in Böhmen Dr. Oswald Edler v. **Janota-Forster** und Oskar v. **Meiss-Teufen**, der Statthalterei in Dalmatien Vinzenz **Rubelli** Edler v. **Sturmfest** und der Landesregierung in Kärnten Dr. Josef **Fohr** zu Ministerial-Vizesekretären; der Archivar Dr. Rudolf **Kment** zum Archivsekretär; sämtliche im Min. f. K. u. U.

Zu Landesschulinspektoren: der Direktor des Erzherzog-Rainer-St.-RG. in Wien Regierungsrat Dr. Johann **Müllner** und der Prof. am St.-G. in Trient Dr. Anton **De Sisti** (dem LSR. für Tirol zur Dienstleistung zugewiesen); der Direktor des St.-RG. in Ragusa Regierungsrat Dr. Josef **Posedel** (dem LSR. für Dalmatien zugew.); der Direktor der Lehrerinnenbildungsanstalt in Wien Rudolf **Piffl** (dem LSR. für Niederösterreich zur Dienstleistung zugew.).

Der Domdechant des Metropolitankapitels in Zara Angelus **Piasevoli**, der Protosingelos und Rektor der gr.-or. theologischen Lehranstalt in Zara Jerotej **Cvijetić**, der Direktor des St.-G. mit ital. Unterrichtssprache in Zara Georg **Lušić** sowie der Prof. und interimistische Leiter der Lehrerbildungsanstalt in Borgo-Erizzo Schulrat Augustin **Grgić** zu Mitgliedern des LSR. für Dalmatien für die nächste sechsjährige Funktionsperiode; der Direktor des St.-G. bei St. Anna in Krakau Regierungsrat Dr. Leo **Kulczyński** zum Mitgliede des LSR. für Galizien für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode; der Direktor der Landes-Realschule in Proßnitz Regierungsrat Karl **Beneš** zum Ersatzmann des Vertreters der Realschulen in der böhmischen Sektion und der Direktor des St.-G. in Mährisch-Neustadt Karl **Klecker** zum Ersatzmann des Vertreters der Gymnasien in der deutschen Sektion des LSR. für Mähren, längstens aber bis zum Ablauf der gegenwärtigen Funktionsperiode.

Zu Mittelschuldirektoren: der Prof. am St.-G. in Bregenz Schulrat Josef **Ilg** (daselbst); der Direktor des Landes-RG. in Littau Dr. Franz **Nerad** (I. böhmische St.-Rsch. in Brünn); der Direktor des St.-G. in Bielitz Regierungsrat Franz **Klein** (St.-G. mit deutscher Uspr. in Troppau); der Prof. am Elisabeth-G. in Wien Dr. Josef **Kiesewetter** (St.-G. in Bielitz); der Prof. am I. St.-G. in Laibach Franz **Novak** (daselbst); der Prof. am St.-G. mit böhm. Uspr. in Troppau Schulrat Thomas **Sverák** (daselbst); der Direktor des Kaiser-Franz-Josef-G. mit deutscher Uspr. in Mährisch-Ostrau Dr. Julius **Krassnig** (St.-G. mit deutscher Uspr. in Olmütz); der Prof. am St.-G. mit deutscher Uspr. in Prag-Neustadt, Stephansgasse, Dr. Josef **Hampel** (daselbst); der Prof. am St.-G. mit deutscher Uspr. in Königliche Weinberge Schulrat Wenzel **Nowak** (daselbst); der Prof. am St.-G. in Leitmeritz Dr. Andreas **Rebhann** (St.-RG. in Arnau); der Direktor des St.-G. in

Neuhaus Schulrat Johann Stránský (St.-G. in Deutschbrod); der Prof. am St.-RG. in Pilgram Dr. Ferdinand Hoffmeister (St.-G. in Neuhaus); der Prof. am St.-G. in Reichenau a. K. Wenzel Šjevl (St.-G. in Hohenmauth); der Prof. am St.-G. in Pardubitz Franz Svoboda (St.-G. in Reichenau a. K.); der Prof. am St.-RG. in Neubydzow Anton Jelínek (daselbst); der Prof. am St.-G. in Žižkow Dr. Wenzel Auersperger (St.-RG. in Taus); der Prof. am St.-RG. mit deutscher Uspr. in Görz Dr. Lorenz Tretter (St.-G. mit deutscher Uspr. in Laibach); der Direktor des St.-G. in Mies Dr. Johann Endt (St.-G. mit deutscher Uspr. in Budweis); der Prof. am St.-G. in Sanok Stanislaus Basiński (daselbst); der Direktor des VI. St.-G. in Lemberg Dr. Konstantin Wojciechowski (Franz-Josef-G. daselbst); der Prof. an der St.-Rsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirk Cölestin Krupka (St.-RG. im XIV. Wiener Gemeindebezirk); ferner zum Direktor der St.-Rsch. in Elbogen der Prof. an der St.-Rsch. in Teplitz-Schönau Karl Scheiter; der St.-Rsch. in Pardubitz der Prof. an dieser Anstalt Emanuel Hlavaty; der Lehrerbildungsanstalt in Kremsier der Prof. am St.-G. in Prerau Bezirksschulinspektor Dr. Vladimir Janků.

Zu Bezirksschulinspektoren: für den böhmischen Schulbezirk Olmütz-Stadt für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der Prof. am St.-G. mit böhmischer Uspr. daselbst Albin Polešovsky; für den Schulbezirk Klattau und die deutschen Schulen in den böhmischen Schulbezirken Pilsen usw. der Prof. an der St.-Rsch. mit deutscher Uspr. Karl Lampl; für die böhmischen Schulen des Schulbezirkes Wittingau der Prof. am St.-RG. in Taus Oskar Heyberger.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Salzburg der provisorische Lehrer am deutschen Mädchenlyzeum in Prag Dr. Karl Wagner.

Zum Vorstande des Staats-Denkmalamtes der Vorstand der kunstwissenschaftlich-technischen Abteilung der Zentralkommission für Denkmalpflege Regierungsrat Dr. Fortunat Schubert Ritter v. Soldern.

Zum Geologen in der VIII. Rangklasse der Staatsbeamten bei der Geologischen Reichsanstalt der Adjunkt Dr. Lukas Waagen.

Zu Bibliothekaren II. Klasse: die Assistenten an den Universitäts-Bibliotheken Dr. Karl Bielohlawek in Graz, Dr. Johann Nowak und Dr. Bronislaus Pawlowski in Lemberg.

Zum Direktorstellvertreter der Prüfungskommission für das Lehramt an Mittelschulen in Graz der o. Prof. an der Univ. in Graz Dr. Richard Kornelius Kukula.

Zu Mitgliedern der (wissenschaftlichen) Prüfungskommissionen für das Lehramt an Mittelschulen auf die Dauer der laufenden Funktionsperiode: mit deutscher Unterrichtssprache in Prag die o. Professoren an der deutschen Univ. in Prag Dr. Oskar Kraus (Philosophie), Dr. Gerhard Kowalewski (Mathematik) und der ao. Prof. Dr. Philipp Frank (Physik); in Graz der ao. Prof. Dr. Rajko Nachtigall (slowenische und serbokroatische Sprache); in Lemberg der ao. Prof. Dr. Edmund Bulanda (klass. Archäologie); der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens in Prag der ao. Prof. an der deutschen Technischen Hochschule in Prag Karl Mack (darstell. Geometrie und Mathematik).

Zum Direktorstellvertreter der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Lemberg der o. Univ.-Prof. Dr. Josef Markowski und zum Mitglied dieser Prüfungskommission der o. Univ.-Prof. Dr. Paul Kučera (Physiologie und Hygiene); im übrigen wurde die bestehende Prüfungskommission auf die Dauer der Studienjahre 1916/17 bis 1918/19 bestätigt.

Bestätigt wurde die Zulassung als Privatdozenten an philosoph. Fakultäten: des Kustos an der Hofbibliothek in Wien Dr. Hans v. Mžik für hist. Geographie des Orientes und des Assistenten am Staatsdenkmalamte Dr. Georg v. Kyrle für Urgeschichte des Menschen in Wien;

des Gymnasialsupplenten Dr. Sigismund Lempicki für deutsche Philologie in Krakau; des Dr. Artur March für theoretische Physik in Innsbruck sowie die Wiederverleihung der von Dr. Emil Dittler seinerzeit in Wien erworbenen *venia legendi* für Mineralogie.

Seine k. u. k. Apostolische Majestät haben a. g. zu gestatten geruht, daß die Staats-Realschule im III. Wiener Gemeindebezirk den Namen „Kaiser-Karl-Realschule“ führen dürfe.

Auszeichnungen.

Es wurden verliehen:

Das Ritterkreuz des Leopold-Ordens dem Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten beim LSR. für Krain Hofrat Oskar Ritter Kaltenegger v. Riedhorst und dem an der k. u. k. Konsularakademie als Prof. der deutschen Sprache fungierenden Hofrate und Landesschulinspektor Dr. Karl Rieger.

Der Orden der Eisernen Krone III. Klasse: dem im Min. f. K. u. U. in Dienstesverwendung stehenden Landesschulinspektor Regierungsrat Dr. Johann Pitsch; dem Kapitular des Benediktinerstiftes Kremsmünster und Direktor des dortigen G. Regierungsrat Sebastian Mayr; dem Vorstandsmitgliede der Wiener Urania Regierungsrat Prof. Dr. Friedrich Umlauft; ferner anläßlich der von ihnen erbetenen Übernahme in den bleibenden Ruhestand dem Direktor des St.-G. im XVIII. Wiener Gemeindebezirk Regierungsrat Dr. Karl Kreipner, dem Direktor der St.-Rsch. im XI. Wiener Bez. Regierungsrat Hugo Lanner, dem Direktor des St.-G. in Salzburg Regierungsrat Johann Schmid.

Das Offizierskreuz des Franz-Joseph-Ordens mit der Kriegsdekoration: in Anerkennung vorzüglicher und aufopferungsvoller Dienstleistung vor dem Feinde, bezw. im Kriege dem o. Prof. an der Univ. in Lemberg Dr. Wladimir v. Lukasiewicz; dem Direktor der zoologischen Station in Triest o. Univ.-Prof. Dr. Karl Isidor Cori; dem mit dem Titel eines o. Univ.-Prof. bekleideten Privatdoz. an der Univ. in Lemberg Dr. Ladislaus Bylicki.

Das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens mit der Kriegsdekoration: in Anerkennung vorzüglicher und aufopferungsvoller Leistungen im Sanitätsdienste vor dem Feinde, bezw. im Kriege dem ao. Prof. an der Univ. in Lemberg Dr. Maximilian Ladislaus Herman; dem mit dem Titel eines ao. Univ.-Prof. bekleideten Privatdoz. an der Univ. in Krakau Dr. Kasimir Majewski; dem in Ausübung seines Dienstes tödlich verunglückten Assistenten am botanischen Institute der Univ. in Krakau Dr. Anton Zmuda.

Das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens: dem Direktor des Franziskaner-G. in Bozen Ludwig Andergassen; dem prov. Leiter des Landes-R.- und OG. in Horn Prof. Johann Foltin; dem Prof. am fürsterzbischöflichen Priv.-G. Borromäum in Salzburg Vital Jäger; dem Direktor desselben G. Schulrat Peter Kogler; dem Direktor der Landes-Rsch. mit deutscher Uspr. in Leipnik Ludwig Kott; dem Direktor des Landes-RG. in Littau Dr. Franz Nerad; dem Prof. am Kaiser-Franz-Joseph-Landes-G. in Baden und Fachinspektor für den Turnunterricht Jaro Pawel; dem Direktor des fürsterzbischöflichen Priv.-G. in Kremsier Dr. Bonifaz Segeta; dem Prof. am fürstbischöflichen G. Vincentinum in Brixen Dr. Ferdinand Spielmann; dem Direktor des Priv.-G. in Wilhering Prior Dr. Justinus Wöhrer; dem Ministerial-Vizesekretär im Min. f. K. u. U. Dr. Erwin Lauppert v. Peharnik; dem in Dienstesverwendung in diesem Min. stehenden Prof. der I. St.-Rsch. in Lemberg Ladislaus Gubrynowicz. Ferner anläßlich der von ihnen erbetenen Übernahme in den bleibenden Ruhestand dem Prof. am St.-G. im XIII. Wiener Bez. Schulrat Dr. Rudolf Löhner; dem Prof. am St.-G. in Klagenfurt Johann Gessler; dem Prof. am St.-RG. im XVII. Wiener Bez. Schulrat Franz Bernhard.

Das Kriegskreuz für Zivilverdienste II. Klasse: dem Direktor des deutschen Mädchenlyzeums in Prag Schulrat Heinrich Kerbl; der Direktorin des städtischen Mädchenlyzeums in Brünn Pauline Klekler; dem Religionslehrer am Priv.-RG. in Borszczów Julian Knopp; dem Direktor des Mädchenlyzeums des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien Regierungsrat Gottfried Lambertz; dem Direktor des Mädchenlyzeums des Vereines Vesna in Brünn Schulrat Franz Mareš.

Das Kriegskreuz für Zivilverdienste III. Klasse: der Lehrerin am Mädchenlyzeum des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien Prof. Kornelie Benndorf.

Das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone am Bande der Tapferkeitsmedaille: in Anerkennung vorzüglicher und aufopferungsvoller Leistungen im Sanitätsdienste vor dem Feinde dem Privatdoz. an der Univ. in Lemberg Dr. Vinzenz Czernecki.

Der Titel und Charakter eines Hofrates: dem o. Prof. der poln. Geschichte an der Univ. in Krakau Dr. Stanislaus Krzyzanowski.

Der Titel und Charakter eines Ministerialrates: den Sektionsräten im Min. f. K. u. U. Dr. Karl R. v. Hartel und Dr. Franz Leithe; der Titel und Char. eines Sektionsrates den Min.-Sekretären in diesem Min. Dr. Karl Egghard und Dr. Emilian Freiherrn Kallina v. Urbanow.

Der Titel und Charakter eines ordentlichen Univ.-Professors: dem ao. Prof. der Chemie an d. Univ. in Innsbruck Dr. Karl Hopfgartner.

Der Titel eines Regierungsrates den Direktoren: des Landes-RG. in Butschowitz Bohuslav Kopecky; der Landes-Rsch. in Znaim Arnold Kornfeld; des Stifts-G. in Braunau Vinzenz Maiwald; des Landes-R.- und OG. in Horn Wilhelm Miklas; der Landes-Rsch. in Römerstadt Johann Radnitzky; des Landes-RG. in Mödling Franz Rathsam; der Landes-ORsch. und Handelsschule in Krems Martin Spiegel; des G. am fürstbischöflichen Knabenseminar in Graz Dr. Ferdinand Vockenhuber; des bischöflichen G. in Urfahr Dr. Johann Zöchbauer; dem beim LSR. Tirol in Dienstesverwendung stehenden Prof. an der St.-Rsch. in Innsbruck Schulrat Dr. Alois Lanner sowie anläßlich der von ihnen erbetenen Übernahme in den dauernden Ruhestand dem Oberbibliothekar an der Universitätsbibl. in Wien Dr. Friedrich Arnold Mayer und dem Direktor des St.-G. in Rudolfswert Franz Breznik.

Der Titel eines Schulrates: dem Prof. am Mädchenlyzeum des Wiener Frauen-Erwerbvereines Johann Duport; dem Prof. am G. des fürstbischöflichen Knabenseminars in Graz Dr. Franz Eigel; dem Prof. an der Landes-ORsch. in Wiener-Neustadt Anton Kreuz; dem Prof. am bischöflichen G. der Diözese Leitmeritz in Maria Schein Alois Niederegger; dem Prof. am Stifts-G. in Seitenstetten Josef Schock; dem Prof. am Mädchenlyzeum des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien Josef Sterba; dem Prof. am St.-G. mit böhm. Uspr. in Königliche Weinberge Anton Chmelik; dem Prof. am I. St.-G. in Graz Daniel Günter; dem Prof. am St.-G. in Weidenau Johann Holub und dem Prof. am Kronprinz-Rudolf-G. in Friedek Gustav Weeber; ferner anläßlich ihres Übertrittes in den bleibenden Ruhestand dem Prof. am St.-G. in Komotau Eduard Herschel; dem Prof. am Landes-RG. in Stockerau Theodor Kozdas; dem Prof. am St.-G. mit deutscher Uspr. in Prag-Neustadt, Stephansgasse, Karl Kyovsky; dem Prof. am Karl-Ludwig-G. in Wien Franz Michalek; dem Prof. am St.-G. in Reichenberg Jakob Neubauer; dem Prof. am Erzherzog-Rainer-RG. in Wien Josef Nitsche; dem Prof. am St.-RG. im III. Wiener Gemeindebezirk Anton Sauer; dem Prof. an der St.-Rsch. in Tabor Dominik Sevcovic; dem Prof. am St.-G. in Přibram Josef Stefek; dem Prof. am St.-RG. mit deutscher Uspr. in Smichow Karl Steiger; dem Prof. am St.-G. in Teplitz-Schönau Johann Stitzenberger; dem Prof. am St.-G. in Pribram Wladimir Svejcar; dem Prof. am St.-G. in Reichenberg Leopold Tertsch.

Der Titel „Professor": dem Gesanglehrer an der St.-Rsch. in Žižkow Adolf Piskáček; dem kath. Religionslehrer am Mädchenlyzeum in Linz Christoph v. Chiusole; dem isr. Religionslehrer und Turnlehrer an der II. St.-Rsch. im II. Wiener Gemeindebezirk Karl Ehrenfest; dem Turnlehrer an der St.-Rsch. im IV. Wiener Gemeindebezirk Otto Guttmann; dem evang. Religionslehrer Superintendentialvikar Ludwig Baier in Aussig; dem isr. Religionslehrer daselbst Rabbiner Dr. Artur Rosenzweig; dem isr. Religionslehrer an der I. deutschen St.-Rsch. in Prag Emanuel Schwartz; den wirklichen Lehrerinnen am öffentlichen Mädchenlyzeum in Salzburg Johanna Strohschneider, am Mädchenlyzeum in Teschen Rosa Meissner, am Mädchenlyzeum des christlichen Vereines zur Förderung der Frauenbildung in Wien Ottilie Ondrouschek auf die Dauer ihrer Lehrtätigkeit an einem öffentlichen Mädchenlyzeum; dem Oberlehrer i. R. Friedrich Allram in Dietmanns; dem Lehrer der Öffentlichen Lehranstalt für orientalische Sprachen und Bibliothekar des österreichischen Handelsmuseums und der Exportakademie Franz Bayer; dem Konservator der Lehranstalt für orientalische Sprachen und Lehrer an der k. u. k. Konsularakademie Ahmed Saad-eddin Effendi sowie dem Schriftsteller Dr. Anton Bettelheim in Wien.

In die VI. Rangklasse wurden befördert die nachbenannten Direktoren an Staats-Mittelschulen: Eduard Bottek am Kronprinz-Rudolf-G. in Friedek; Anton Bukovsky an der St.-Rsch. in Nimburg; Alexander Fraczkiewicz am St.-G. in Stryj; Josef Franc an der Franz-Joseph-Rsch. in Gewitsch; Dr. August Haberda am Karl-Ludwig-G. in Wien; Franz Häusler am St.-RG. in Graslitz; Ferdinand Hrubeš an der St.-Rsch. in Žižkow; Dr. Josef Kail an der St.-Rsch. in Trautenau; Karl Klecker am St.-G. in Mährisch-Neustadt; Georg Lušić am St.-G. mit ital. Uspr. in Zara; Josef Mach am St.-RG. in Starkenbach; Franz Mazal an der St.-Rsch. in Kuttenberg; Ignaz Sigmond am St.-RG. in Rokitzan; Dr. Vinzenz Smialek am IV. St.-G. in Lemberg; Eduard Sokoll an der St.-Rsch. im XV. Wiener Bez.; Alois Stefan an der St.-Rsch. in Troppau; Valentin Weinzettl am St.-G. in Wittingau; Dr. Rudolf Weisshäupl am St.-G. in Krems; Franz Zerhau an der St.-Rsch. mit deutscher Uspr. in Olmütz.

In die VIII. Rangklasse wurde befördert der im Min. f. K. u. U. in Dienstesverwendung stehende wirkliche Lehrer im Stande der staatlichen kommerziellen Lehranstalten Prof. Dr. Gustav Frankl.

Nekrologie.

Gestorben sind:

Dr. Titus Ritter v. Alth, Regierungsrat, Realschuldirektor i. P., Bes. des Goldenen Verdienstkr., Bürger von Wien, 87 J. alt[1];

Richard Boxhorn, Professor (F E d) an der Staatsrealschule in Klagenfurt, 35 J. alt;

Dr. Johann Breitenberger, Professor (L G d) am fürstbischöflichen Knabenseminar in Graz, 48 J. alt;

Roman Cehlynskyj, Professor (L G) der VII. Rangklasse, Schulrat und Leiter des Gymnasiums in Tarnopol, 55 J. alt;

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Direktionen und Lehrkörper um die gef. Mitteilung von eingetretenen Trauerfällen ersucht. — Für die freundliche Mithilfe bei der Zusammenstellung und Durchsicht der folgenden Liste sind wir auch diesmal Herrn Professor Dr. Alfred Kappelmacher zu Dank verpflichtet.

Die Schriftleitung.

Eugen **Daniłowicz**, Professor (L G p) der VIII. Rangklasse am poln. Staatsobergymnasium in Kolomea, 54 J. alt;

Johann **Friedl**, Professor (E f d) der VIII. Rangklasse i. R. an der Deutschen Staatsrealschule in Karolinenthal, 43 J. alt;

Johann **Gessler**, Professor (L G) i. R., Ritter des Franz-Josef-Ordens, Besitzer der Kriegsmedaille 1878, 64 J. alt;

Robert **Hauptmann**, Professor (H) am Staatsgymnasium zu Weidenau, 39 J. alt;

Adolf **Hausenblas**, Regierungsrat, Direktor (D l g St) am Staatsgymnasium in Eger, 58 J. alt (der Verstorbene, ein tüchtiger, auf dem Gebiet der Dialektforschung wissenschaftlich tätiger Schulmann, war durch viele Jahre unser geschätzter eifriger Mitarbeiter);

Dr. Karl **Höller**, S. J., Direktor (L G d) des Privatgymnasiums Kalksburg, zuletzt des Gymnasiums Mariaschein, i. R., 48 J. alt;

Dr. Josef **Jacob**, Regierungsrat, Direktor (M Nl) am Staatsgymnasium im VIII. Bezirk zu Wien, Mitglied der Wiener Prüfungskommission für Realschulabsolventen, 59 J. alt (der Verstorbene war auf dem Gebiete der Fachmethodik als Schriftsteller und Verfasser vielverbreiteter Lehrbücher tätig);

Hans **Kny**, Regierungsrat, Direktor (N m nl) des Staatsgymnasiums in Oberhollabrunn, Ehrenbürger und Gemeindebeirat der Stadt Oberhollabrunn, Mitglied des Bezirks- und Ortsschulrates, 67 J. alt;

Sophron **Nedilskyj**, Regierungsrat, Direktor (L G) des Staatsobergymnasiums mit ukrainischer Unterrichtssprache in Kolomea, betraut mit den Funktionen eines k. k. Landesschulinspektors in Biala, 60 J. alt;

Petro **Ohonowskyj**, Professor i. R. (M Ph) der VII. Rangklasse, Schulrat, wirkliches Mitglied der Szewczenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg, 61 J. alt (Verfasser mehrerer Lehrbücher für Gymnasien);

Laurenz **Ortmann**, k. k. Schulrat, Professor (L G) der VIII. Rangklasse am Kaiser-Franz-Joseph-Landesgymnasium in Baden, 62 J. alt;

Karl **Queiß**, Professor (H) der VII. Rangklasse an der Franz-Joseph-Realschule in Wien, 65 J. alt;

P. Gottfried **Pfoser**, Kapitularpriester der Schotten, Professor (Ng m nl) am Schottengymnasium zu Wien, 60 J. alt;

Franz **Picha**, Professor (H d) an der Staatsrealschule zu Leitmeritz, 39 J. alt;

Anton **Pohorsky**, Schulrat, Professor (Ng m nl Ges) der VII. Rangklasse i. R. an der Staatsrealschule zu Teschen, 71 J. alt;

Dr. Heinrich **Schörl**, Professor (L G d) der VII. Rangklasse am k. k. Elisabethgymnasium in Wien, 53 J. alt;

Dr. Adolf **Schmidt**, Professor (L G d) am n.-ö. Landes-Real- und Obergymnasium in St. Pölten, Syndikus des Franziskaner-Ordens in St. Pölten, 57 J. alt (er war nicht nur auf dem Gebiete der Liviusforschung eifrig tätig, sondern hat auch Lehrbehelfe für den Lateinunterricht verfaßt);

Leo **Schöngut**, Professor (M Nl) an der I. Deutschen Staatsrealschule in Prag, 65 J. alt;

Anton Stangl, Direktor (F E d) am Staatsrealgymnasium im XXI. Bezirk von Wien, 56 J. alt (der Verstorbene hat sich auch als Vorstandsmitglied des Deutschen Sprachvereines eifrig betätigt);

Dr. Florian Weigel, Direktor (L G d) am Staatsgymnasium im XIX. Bezirk in Wien, Mitglied der Wiener Prüfungskommission für Realschulabsolventen, 56 J. alt (der Verschiedene, ein Mitarbeiter unserer Zeitschrift, hat sich besonders durch seine griechischen Lehrbücher verdient gemacht);

Wenzel Wild, Schulrat, Professor (H), Leiter des Staatsgymnasiums im XIX. Bezirk in Wien, 62 J. alt.

Sicherem Vernehmen nach sind weiter auf dem Felde der Ehre gefallen (VI. Liste):

Dr. Eduard Asimus, Supplent (D l g) am Staatsgymnasium zu Bielitz, 33 J. alt, k. u. k. Oberleutnant d. R., Ritter des eisernen Kronenordens III. Kl. mit den Schwertern, Besitzer des *Signum laudis*, der silbernen Tapferkeitsmedaillen I. und II. Kl., des Karl-Truppenkreuzes (der pflichteifrige, beliebte Lehrer stand seit Beginn des Krieges im Felde, war mehrfach verwundet worden und in kühnem Wagemut der russischen Gefangenschaft entronnen; er fiel am 14. September 1917 an der Südfront bei Milegna).

Dr. Moriz Eibl, Professor (F D) an der Staatsrealschule im XI. Bezirk von Wien, 33 J. alt (k. k. Kadettaspirant).

Karl Gleissenberger, Assistent (Z) am Franz-Joseph-Realgymnasium in Wien, 34 J. alt (das 7. Kriegsopfer dieser Anstalt).

Ferdinand Prokeš, Professor (B D) am Staatsgymnasium in Straznitz, 35 J. alt (der beliebte Lehrer fiel als k. u. k. Oberleutnant d. R. an der Spitze seines Zuges durch eine italienische Granate).

Johann Schebesta, Professor (D l g T) am Staatsgymnasium zu Prachatitz, 46 J. alt, k. u. k. Oberleutnant d. R., Besitzer des Militärverdienstkreuzes, der bronzenen und silbernen Militärverdienstmedaillen mit der Kriegsdekoration und den Schwertern, des Karl-Truppenkreuzes.

Hermann Josef Seibert, Professor (M Ge) an der Oberrealschule in Innsbruck, k. u. k. Oberleutnant d. R., Besitzer der silbernen Tapferkeitsmedaille, des *Signum laudis*, des Karl-Truppenkreuzes und des Jubiläumserinnerungskreuzes von 1908, 37 J. alt;

Dr. Franz Tölg, Professor (Ng m nl) am Akademischen Gymnasium zu Wien, 41 J. alt, k. u. k. Oberleutnant d. R., Besitzer des *Signum laudis* (er war auf dem Gebiete der Naturwissenschaften als Forscher tätig).

Eingesendet.

Dr. Leopold Anton und Marie Dierlsche Preisaufgabenstiftung.

Für die elfte philologische Preisaufgabe war folgendes Thema gestellt worden: „Der eigentümliche Gebrauch der *Verba simplicia* und *composita* bei Terenz und in Ciceros Briefen.“ Für die befriedigende Lösung dieser Aufgabe wurde der ausgeschriebene Preis von 50 k. k. Dukaten Frl. Dr. Josefa Bayer, approbierter Lehramtskandidatin, derzeit in Linz a. D., verliehen. Die Veröffentlichung der Arbeit soll in den „Wiener Studien“ oder in den *Dissertationes philologae Vindobonenses* erfolgen.

Festgabe zur Winckelmann-Feier.

Als Festgabe für Winckelmanns 200. Geburtstag wurde von der archäologischen Lehrkanzel der Universität Innsbruck Daltons Zeichnung der Westfassade des Parthenon aus dem Jahre 1749 neu herausgegeben.

Es wurden 500 Drucke (Blattgröße 0·54 × 0·72 *m*) hergestellt, welche hauptsächlich für Unterrichtsanstalten mit einem Lehrapparat für Geschichte der Kunst bestimmt sind, weil dort allein dieses Bild im Sinne Winckelmanns fortwirken kann.

Institute, welche dieses Festgeschenk zu empfangen wünschen, werden gebeten, ihre Adresse an die „Archäologische Lehrkanzel der k. k. Universität Innsbruck“ einzusenden.

Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht.

Im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Potsdamerstraße Nr. 120, sprach am Mittwoch den 26. November 1917 Prof. Dr. Martin Spahn-Straßburg über „Die Bedeutung des Geschichtsunterrichts für die Einordnung des einzelnen in das Gemeinschaftsleben“. Aus dem uns übersendeten Bericht teilen wir die Schlußworte mit: „Der Geschichtsunterricht ist der geeignetste Vermittler der Vorstellung von dem überzeitlichen und überindividuellen Dasein der Gemeinschaften an das Kind: er vermag auch Begeisterung, Ehrfurcht, Dankbarkeit dem Werk der Väter gegenüber am besten zu wecken. Im Wege steht der Wirkung nur die geltende Geschichtsauffassung, wonach unser Nationalstaat erst als ein Staat von gestern, von 1871 erscheint, vorher aber die staatliche Geschichte des Volkes wie eine Kette von Enttäuschungen, Mißerfolgen, Demütigungen und Dienstbarkeiten, aller Ruhm und alle Größe nur bei den Dynastien war. Die reiche Literatur über den Geschichtsunterricht läßt jedoch erkennen, daß sich auch darin ein Wandel vorbereitet.“

Bericht über die im „Eranos Vindobonensis“ 1915/16 und 1916/17 gehaltenen Vorträge.

1915/16.

1915. 4. November: Regierungsrat Prof. Dr. W. Kubitschek berichtete über den „Stand der Arbeiten auf dem Gebiete der späteren Kaisermünzen Roms“, wobei er besonders die Tätigkeit

des Wiener Numismatikerkreises um Missong würdigte. Sekretär Dr. J. Keil legte neue Funde aus Ephesus vor, durch die das Problem der zweiten und dritten Neokorie gelöst erscheint. — 18. November: Dr. A. Nagl sprach über die Rechenmethoden auf dem antiken Abacus, insbesondere dem römischen, die er auch praktisch vorführte. — 2. Dezember: Prof. Dr. L. Radermacher behandelte „Eine Anrufung der Thetis“ (Philostrat, Heroicus p. 325. K), die sich nach Inhalt und Form als Erzeugnis einer späteren Zeit darstellt. Prof. Dr. K. Mras sprach über „Zitate bei Macrobius“, der, wo es auf den genauen Wortlaut ankommt, genau unter Einsicht des Textes, dagegen in den Übergangsstellen des Rahmengespräches aus dem Gedächtnisse und mit Gedächtnisfehlern zu zitieren pflege. — 16. Dezember: Prof. Dr. Fr. Hrozný erörterte die Zugehörigkeit des Hethitischen zu den indogermanischen Sprachen.

1916. 13. Januar: Mommsenfeier. Vortrag des Prof. Dr. W. Kubitschek über „Cäsars staatsmännische Ziele“. — 3. Februar: Prof. Dr. A. Wilhelm zeigte in einer Fülle von Lichtbildern Denkmäler der Chetiter. — 17. Februar: Regierungsrat Dr. S. Frankfurter legte Neue Erwerbungen der Universitätsbibliothek, darunter die Theodor Gomperzsche Herculanensia-Sammlung, vor. Kustos Dr. E. Groag besprach „Neue Inschriften römischer Würdenträger“. — 2. März: Prof. Dr. K. Prinz behandelte in einem Vortrag über „Ennius und Vergil“ kritisch die von Fr. Marx gegen E. Norden gemachten Einwände. An der Wechselrede beteiligte sich besonders Prof. Dr. E. Hauler. — 16. März: Prof. Dr. R. Wolkan schilderte seine Reise durch Südtunis (Hadrumetum, Thysdrus, Capsa). — 11. Mai: Prof. Dr. A. Gaheis trug Bemerkungen zu lateinischen Inschriften vor (CIL IX 4796, VI 26422, 9183). — 25. Mai: Dr. Ernst Stein sprach „Über die römische Nobilität in der Kaiserzeit“. Prof. Dr. A. Kappelmacher zeigte in seinem Vortrag „Zur Chronologie der Horazischen Dichtungen“ Vorstudien des Horaz zu seiner Odendichtung sowie eine Entwicklung innerhalb dieser. — 8. Juni: Sekretär Dr. R. Egger behandelte 1. „Eine Darstellung des *lusus iuvenalis*“ und 2. „Die Legende von der Zerstörung Pettaus durch die Goten“ (Eine kritische Studie zu Ambrosius' 10. Brief). Vgl. jetzt Öst. Jahreshefte, XVIII (1915), S. 115 ff. und 253 ff. — 28. Juni: Hofrat Dr. E. Reisch besprach Römische Statuen aus Virunum im Klagenfurter Museum und wies ihnen ihren Platz in der kunstgeschichtlichen Entwicklung zu.

1916/17.

1916. 26. Oktober: Prof. Dr. A. Bauer sprach über „Petrus und Paulus in Rom“ (vgl. Wiener Studien XXXVIII 1916, S. 270 ff.). — 9. November: Dr. M. Lambertz schilderte „Albanische Reisetage“, wobei er seine Erlebnisse durch eine Menge eigener Lichtbilder veranschaulichte. — 7. Dezember: Mommsenfeier. Hofrat Prof. Dr. O. Redlich hielt den Vortrag: „Mommsen und die *Monumenta Germaniae*“ (vgl. diese Zeitschrift LXVII 1916, S. 865 ff.).

1917. 11. Januar: Sekretär Dr. R. Egger gab „Beispiele angewandter Epigraphik“; er sprach über die Lage von Noreia, über die Topographie von Poetovio und gab eine neue Auflösung der Monogramme auf dem Sarkophag CIL 9548. — 25. Januar: Sekretär Dr. O. Walter berichtete über seine Arbeiten in Elis und Aigeira, die u. a. zu dem glücklichen Fund des von Eukleides gearbeiteten Zeuskopfes führten. — 8. Februar: Prof. Dr. J. Mesk: „Ein aufgegebener Plan der Cäsarmörder“ (Suet. Caes. 80

e ponte). Prof. Dr. L. Radermacher sprach über den „Pförtner der Unterwelt". — 22. Februar: Prof. Dr. K. Mras berichtete über Neue Forschungen zum griechischen Konjunktiv, indem er die Aufstellungen von Slotty kritisch würdigte. — 8. März: Die Sitzung war dem Andenken Eugen Bormanns gewidmet, der zwei Tage vorher unter reger Beteiligung der Vereinsmitglieder zu Grabe getragen worden war. Nachdem der Vorsitzende Prof. Dr. K. Prinz in kurzen Worten, Hofrat Dr. W. Kubitschek in längerer Rede die Verdienste des Verblichenen gerühmt hatten, wurde die Sitzung zum Zeichen der Trauer geschlossen. — 3. Mai: Prof. Dr. K. Mras berichtete in Fortsetzung seines letzten Vortrages nunmehr über „Neue Forschungen zum Optativ". Kustos Dr. E. Groag behandelte „Das Pontifikalkollegium unter Traian", wobei er Domaszewskis Folgerungen berichtigen konnte (vgl. das nächste Heft der Wiener Studien). — 24. Mai: Prof. Dr. Emanuel Loewy besprach in Polemik gegen O. Walter neuerdings den neugefundenen Zeus von Aigeira. — 14. Juni: Prof. Dr. A. Kappelmacher erörterte „Die literarischen Probleme in der neuen Celsusausgabe", besonders Titel, Aufbau und Quellen der Enzyklopädie des Celsus. — 28. Juni: Prof. Dr. R. Meister analysierte den „philosophischen Gedankengehalt im V. Buch der Tuskulanen" vom Standpunkt unserer heutigen philosophischen Erkenntnis aus sowie im Hinblick auf eine mögliche Verwertung im Gymnasialunterricht.

Wien. Dr. H. Fischl.

Von den königlichen Regierungen zu Gumbinnen und Königsberg wird zur Anschaffung für Schülerbüchereien warm empfohlen F. Swillus' „Unser Ostpreußen", I. Teil: Bilder aus dem Weltkrieg, geb. 1 M. 60 Pf.; II. Teil: Bilder aus der Heimatkunde, geb. 2 M., mit zahlreichen photographischen Bildern (Leipzig, Julius Klinckhardts Verlag). Der I. Teil behandelt u. a.: Kriegserklärung, Erscheinen der Kosaken, russische Greuel, Schlachten bei Tannenberg und an den masurischen Seen, Hindenburg, Heiteres von den Russen in Ostpreußen und in einem Anhang „Bilder aus Kurland"; der II. Teil: Erzählungen vom heiligen Adalbert, von der Vier-Brüdersäule, vom Bernstein, von der Kurischen Nehrung (der „ostpreußischen Sahara"), handelt aber auch über Simon Dach, Kant, Herder usw. Beide Teile enthalten außerdem zahlreiche epische und lyrische Gedichte.

Von der Schriftleitung am 31. März 1918 erledigt.

Zeitschrift

für die

österreichischen Gymnasien.

Verantwortliche Schriftleiter:

E. Hauler, L. Radermacher, H. Schenkl.

Achtundsechzigster Jahrgang 1917.
Neuntes Heft.

Erscheint zwölfmal jährlich.

WIEN, 1917.
ALFRED HÖLDER,
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Buchhändler der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Beiträge zur Zeitschrift bittet man an Prof. Dr. E. Hauler (IX., Währinger Gürtel 88), an Prof. Dr. L. Radermacher (XVIII., Hermann Pachergasse 7) oder an Prof. Dr. H. Schenkl (I. Universität, philologisches Seminar) zu senden.

Die Schriftleitung.

Bezugspreis für ein Jahr K 24·—.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Klassische Handschriften in niederösterreichischen Bibliotheken einst und jetzt.

Vor Jahren schon hat Th. Gottlieb ein Buch über mittelalterliche Bibliotheken geschrieben und mit ihm reichsten Beifall unter den Fachgenossen gefunden. Konnte er dort die reichen Schätze nur andeuten, die in den uns erhalten gebliebenen Handschriftenkatalogen des Mittelalters von dem Bildungstriebe namentlich der Klosterherren berichten, so hat er sie nun in einem umfangreichen Werke, das von der Akademie der Wissenschaften herausgegeben wurde[1]), im einzelnen vor uns ausgebreitet. Das Werk, dessen erster Band die Bibliotheken von Niederösterreich umfaßt, ist eine der wichtigsten Quellen zur Erkenntnis des geistigen Schaffens und Arbeitens in den Klöstern des Mittelalters und eine Fundgrube reichster Belehrung für jeden Forscher auf diesem Gebiet. Aber freilich, leicht wird einem diese Erkenntnis nicht gemacht; ein Buch von mehr als 600 Seiten, angefüllt mit Titeln und Namen, ohne einen Index ins Leben treten zu lassen, heißt einem Werke fast das Lebenslicht ausblasen, kaum daß es zu leuchten begonnen hat; denn nur schwer kann man sich dazu entschließen, Seite für Seite des Buches zu studieren, um das bestimmte Ziel, das man sich gesetzt, zu erreichen. Und die Frage, ob die Handschriften, die in den Katalogen genannt werden, auch heute noch vorhanden sind, wird nur einmal, bei Heiligenkreuz, beantwortet; in allen anderen Fällen muß man diese Frage durch Vergleichung der ma. Verzeichnisse mit den gedruckt vorliegenden modernen Handschriftenkatalogen selbst zu beantworten versuchen, soweit das überhaupt möglich ist. Eine Ungleichheit besteht auch darin,

---

[1]) Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs, herausgegeben von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. 1. Band. Niederösterreich, bearbeitet von Theodor Gottlieb. Wien, Adolf Holzhausen, 1915. XVI, 615 S.

daß bei vielen Bibliotheken der Inhalt jener Hss., die später in die Hofbibliothek übergingen, angegeben wird, bei Aggsbach, Gaming und Mauerbach aber nicht, so daß man erst wieder zu den *Tabulae codicum* der Hofbibliothek greifen muß, um ihren Inhalt festzustellen, was das Studium wesentlich erschwert. Das sind Mängel, die hoffentlich in den folgenden Bänden werden vermieden werden können, wenn das Werk jene Bedeutung erlangen soll, die es seinem Inhalte nach vollauf verdient.

Die Fülle neuer Aufschlüsse, die uns das Werk bietet, im allgemeinen darzulegen, würde uns auf alle Gebiete des Wissens führen und ein eigenes Buch notwendig machen. Ich ziehe es vor, mich auf das Gebiet der lateinischen Literatur bis ins VIII. Jahrh. zu beschränken und darzulegen, welche Schriftsteller Niederösterreich im Mittelalter kannte. Aber auch hier muß ich mir Grenzen ziehen; die Werke Augustins und anderer Kirchenväter wie Ambrosius und Hieronymus mußten ausscheiden, um die Übersicht nicht allzusehr anschwellen zu lassen; das Gleiche gilt für die mittelalterlichen Aristotelesübersetzungen, auf die ich zurückzukommen hoffe, und für die ich jetzt nur auf die Arbeit M. Grabmanns „Forschungen über die lateinischen Aristotelesübersetzungen des XIII. Jahrh.s" (Münster 1916) hinweise, der die wichtigsten nö. Hss. ausführlich behandelt.

Da Gottlieb naturgemäß nur von jenen Bibliotheken berichten konnte, deren Kataloge sich bis heute erhalten haben, genügt sein Werk nicht, wenn wir eine genaue Übersicht über alle jene Werke uns verschaffen wollen, die man im Mittelalter in Niederösterreich kannte; ich habe deshalb auch die Handschriften anderer Bibliotheken, soweit sie mir aus ihren gedruckten Katalogen oder durch eigene und fremde Forschungen bekannt geworden sind, in den Kreis meiner Betrachtung gezogen und es außerdem versucht, soweit dies möglich war, die bei Gottlieb genannten Werke mit den heute noch vorhandenen zu identifizieren. Außerdem habe ich die heute in der Hofbibliothek befindlichen Handschriften der Wiener Universitätsbibliothek berücksichtigt, um zu zeigen, welchen Anteil die Universität an dem geistigen Leben ihrer Zeit genommen hat, soweit sich dieses aus der Beschäftigung mit der klassischen Literatur erschließen läßt. Wir machen dabei die Beobachtung, daß die Universität klassische Hss. ihrer überwiegenden Zahl nach nur aus dem XV. Jahrh. besaß und zum großen Teil erst in der Zeit des eindringenden Humanismus erwarb, wie die großen Käufe des Jahres 1576 und später beweisen, während Klosterneuburg bereits im XII. Jahrh. auf die Erwerbung klassischer Hss. für seine Schulen großes Gewicht legte. Auch die Schotten besaßen, trotzdem sie ausgezeichnete Schulen unterhielten, klassische Hss. fast nur aus dem XV. Jahrh.; am reichsten an solchen war das Dominikanerkloster, dessen Katalog freilich erst aus dem Jahre 1513 stammt;

auffallend wenige Hss. klassischer Schriftsteller finden wir in Göttweih, Aggsbach und Seitenstetten.

Interessant ist es, welche der meistbekannten klassischen Autoren Niederösterreich unbekannt blieben. Catull, Tibull und Properz fehlen ebenso vollständig wie Tacitus. Juvenal und Livius werden erst in der zweiten Hälfte des XV. Jahrh.s bekannt, Martial findet sich nur einmal und wurde aus Italien eingeführt; auch Suetonius erscheint nur einmal und Plautus wird nur in Privatbesitz genannt. Als Grundlage des grammatischen Unterrichtes kommen nur Priscian und Donat in Betracht. Quintilian erscheint erst unter dem Einflusse des Humanismus; Eneas Silvius hatte ihn in Wien bekannt gemacht.

Apuleius. Göttweih, Kod. 146 s. XIV. — Pseudoapuleius, *De herbis* (vgl. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur I 310 über die Seltenheit des Werkes) Göttweih Kod. 449 s. XV ch. Bl. 116—126.

Arator. Schon um 1200 in der Schulbibliothek in Klosterneuburg (100, 21, 22)[1]); in Göttweih wurde sein Werk im XVI. Jahrh. zu Buchbinderzwecken zerschnitten (6, 4), war also gewiß in einer anderen Hs. vorhanden; auch die Universität besaß seine *Acta apostolorum carmine heroico descripta* im Kod. 636 m. s. XIV Bl. 1—62, jetzt Hofbibliothek Kod. 3279.

Aratus *Phaenomena* (schwerlich in der Übersetzung des Avienus, sondern der des Germanicus; vgl. Teuffel, Geschichte der lateinischen Literatur[6] III 264) in Göttweih Kod. 7 m. s. XIV italienischen Ursprungs (vgl. Österr. Kunsttopographie I 498/99), Kod. 146 m. s. XIV und Kod. 190 m. s. XIV.

Die *Historia Apollonii regis Tyrii* besaß der Wiener Bischof Joh. Faber, der die Hs. der Universitätsbibliothek schenkte: Kod. 237 m. s. XII Bl. 107—116, von wo sie an die Hofbibliothek als Kod. 226 gelangte (Endlicher *Catalogus codd. philolog. Latin. bibliothecae Palat. Vindobon.* Nr. CDV).

Aesopus in lateinischer Bearbeitung erscheint verbunden mit den Fabeln des Avianus im Kod. R 15 schon im XIV. Jahrh. in Melk (Kropff, *Bibliotheca Mellicens.* 45); Eneas Silvius übertrug die Äsopischen Fabeln um 1444 in Prosa (*De viris illustribus* 54 und Briefwechsel I 397). Die Schottenbibliothek erhält einen lateinischen „Aesopus" 1453 als Widmung des Wiener Prof. Polzmacher (441, 14), besitzt ihn aber heute nicht mehr. Die Dominikanerbibliothek hat ihn 1513 in drei Exemplaren: Kodd. G 43 (340, 24), O 23 (384, 19) und U 20 (412, 5).

Aurelius Victor, *De viris illustribus* nur im Kod. der Universität 236 m. s. XV, jetzt Hofbibliothek 254 (Endlicher Nr. CCXL); vgl. unter Sextus Rufus.

---

[1]) Die in Klammern stehenden Ziffern beziehen sich auf Seite und Zeile des Werkes von Gottlieb.

Avianus, dessen Fabeln im Mittelalter weit verbreitet waren und als Schulbuch benützt wurden (vgl. Manitius, Philologus LI 533), erscheint nur in dem unter *Aesopus* erwähnten Kod. der Melker Bibliothek und Ende des XIII. Jahrh.s in Klosterneuburg (Zeibig, Archiv f. ö. GF. III 266), um erst 1513 wieder im Kod. U 20 der Dominikanerbibliothek aufzutauchen (412, 4).

Von Alcimus **Avitus'** Schriften begegnet uns nur im Kod. 636 m. s. XIV der Universität, heute Hofbibliothek 3279, Bl. 72—130 sein *Carmen de initio mundi*, Bl. 131—147 sein *Carmen de consolatoria laude castitatis.*

Beda ist in allen Bibliotheken Niederösterreichs reich vertreten. Sein Hauptwerk, die *Historia ecclesiastica gentis Anglorum*, erscheint zunächst im Kod. 145 m. s. XII Bl. 1—41 in Heiligenkreuz, eine Hs., die schon im Katalog von 1381 genannt wird (49, 18), ferner im Zwettler Kod. 106 m. s. XII Bl. 1—93. Sie wird 1330 in Klosterneuburg erwähnt (112, 36), erscheint 1483 im Melker Kod. E 51 (227, 10); im XV. Jahrh. im Aggsbacher Kod. E 14 (581, 28) und 1513 im Kod. F 46 der Dominikanerbibliothek (335, 15). Seine Weltchronik *De etatibus mundi* findet sich nur einmal im Kod. E 14 der Aggsbacher Bibliothek aus dem XV. Jahrh. (581, 36). Häufiger ist seine Schrift *De temporibus*: Kod. Zwettl 296 m. s. XII/XIII Bl. 20—78, schon im XIII. Jahrh. erwähnt (514, 3); 1381 in Heiligenkreuz (49, 26), heute nicht mehr vorhanden; 1483 im Kod. B 66 der Melker Bibliothek (171, 29). *De natura rerum*: Zwettl Kod. 296 m. s. XII/XIII Bl. 3—12 und 80—102 und 1483 im Melker Kod. B 66 m. (171, 29). 1330 wird in Klosterneuburg sein Werk *De planetis* genannt (112, 38). Von seinen metrischen Werken findet sich nichts, desto häufiger dagegen seine theologischen Schriften: *De tabernaculo domini et vasis eius ac vestibus sacerdotum libri III* im Kod. 225 m. s. XII Bl. 1—66 in Heiligenkreuz, schon 1381 erwähnt (49, 28); ebenso Kod. 244 m. s. XII/XIII Bl. 24—103, bereits im XIII. Jahrh. im Besitze des Klosters (514, 2); Kod. 83 m. s. XIII in Lilienfeld, schon im Katalog aus der Mitte des XIV. Jahrh.s genannt (129, 35); auch 1330 im Katalog der Klosterneuburger Bibliothek (112, 30 f.). Kod. 202 m. s. XII in Heiligenkreuz enthält seine *Expositio in Esdram et Nehemiam prophetas*, schon 1381 im Katalog aufgezählt (49, 24). — Kod. 234 m. s. XIII in Heiligenkreuz, schon 1381 im Katalog erwähnt (49, 30), enthält Bl. 1—63 seine *Expositio in parabolas Salomonis*, Bl. 63—92 *Expositio in Ecclesiasten*, Bl. 92—109 die *Expositio in cantica canticorum*; den gleichen Inhalt haben Kod. 269 m. s. XII—XIV in Zwettl und Kod. 267 m. s. XIV der Universität, jetzt Hofbibliothek 718; Kod. 101 der Bibliothek in Zwettl, schon im XIII. Jahrh. genannt (514, 1), enthält Bl. 1—92 seine *Expositio in cantica canticorum*; ebenso Kod. 37 m. s. XII in Göttweih. Der Heiligenkreuzer

Kod. 29 m. s. XII, der aber im Katalog von 1381 noch nicht genannt wird, enthält die *Expositio psalterii.* Im Katalog der Melker Bibliothek von 1483 erscheint Kod. B 79 mit Beda *super libros Salomonis* (173, 10). Der Heiligenkreuzer Katalog von 1381 nennt (49, 14) seine *Expositio in evangelium secundum Marcum*, heute Kod. 142 m. s. XII; das gleiche Werk wird 1330 in Klosterneuburg genannt (112, 27). Der Heiligenkreuzer Katalog von 1381 kennt auch seine *Expositio in evangelium Lucae* (49, 15), heute Kod. 169 m. s. XII; das gleiche Werk ist im XIII. Jahrh. in Zwettl vorhanden (514, 1), heute aber nicht mehr nachweisbar; auch in Klosterneuburg wird es um 1330 genannt (112, 39), ebenso im Kod. 118 m. s. X der Wiener Universität, jetzt Hofbibliothek 657. Beide *Expositiones* erscheinen 1483 im Melker Kod. B 78 (173, 8). Schon der Katalog von 1381 in Heiligenkreuz nennt seine *Expositio in actus apostolorum* und die *Retractio* (49, 31), heute Kod. 237 m. s. XII; das gleiche Werk ist im XIII. Jahrh. in Zwettl (514, 3) sowie 1483 im Melker Kod. B 67 (171, 30). Die *Expositio in epistolas beati Iacobi, Petri, Iohannis et Iudae*, die Kod. 52 m. s. XII in Heiligenkreuz Bl. 2—70 enthält, wird 1381 noch nicht im Katalog aufgezählt. Zwettl dagegen hatte bereits im XIII. Jahrh. diese *Expositiones* (514, 2), ebenso werden sie 1330 in Klosterneuburg (112, 34) und 1483 im Kod. B 68 in Melk genannt (171, 36), dessen Bibliothek außerdem im Kod. B 69 die *Expositio super apokalipsim* besaß (171, 37). Drei Heiligenkreuzer Kodd. scheinen erst spät in die Bibliothek gekommen zu sein, da sie 1381 noch nicht erwähnt werden: Kod. 217 m. s. X, der Bl. 45—63 Bedas Schrift *De remediis peccatorum* enthält; Kod. 400 m. s. XIV Bl. 162—207 mit Bedas *Interpretationes nominum Hebraicorum* und Kod. 300 m. s. XIII Bl. 77—82 mit *Homilien.* Solche enthält auch Kod. 154 m. s. XIII in Melk und Kod. 58 ch. s. XV der Bibliothek der Schotten. *Orationes formate ex dictis evangeliorum* enthielt auch Kod. F 14 der Aggsbacher Bibliothek (536, 11). Den (Beda fälschlich zugeschriebenen; vgl. Manitius a. a. O. I 422 ff.) *Liber scintillarum* nennt 1330 der Katalog von Klosterneuburg (112, 33) und 1381 der von Heiligenkreuz (49, 35), den die Bibliothek heute nicht mehr besitzt.

Boethius. Die weiteste Verbreitung fand sein Buch *De consolatione philosophiae.* Eine Hs. des XII. Jahrh.s besitzt Heiligenkreuz, die schon in seinem 1363—1374 verfaßten Katalog (31, 20) genannt wird: Kod. 130 Bl. 5—76; Zwettl besitzt zwei Hss. des Werkes: Kod. 363 s. XII/XIII Bl. 136--166 und Kod. 377 s. XIII—XV Bl. 3—37; Göttweih den Kod. 103 s. XIV. In der Schulbibliothek zu St. Stephan in Wien finden wir es um 1350 (430, 17); das Kloster Mauerbach hatte Ende des XIV. Jahrh.s gleichfalls eine Hs. (136, 26); Aggsbach hatte

im XV. Jahrh. mindestens drei Hss.: B 7 (538, 18), K 11 und K 12 (608, 30 f.), von denen eine jetzt Kod. 3245 der Hofbibliothek ist (Endlicher, Nr. CCCLXXXVII). Der Wiener Professor Polzmacher vermachte 1453 seine Hs. den Schotten (441, 7). Melk hatte im XV. Jahrh. eine Hs. des Werkes (155, 5), die der Katalog von 1483 als Kod. F 190 ausweist (259, 7), eine andere im Kod. F 7 (234, 32), von denen eine mit dem heutigen Kod. 174 s. XV Bl. 1—177 identisch sein wird. Die Dominikaner besaßen 1513 gleichfalls im Kod. S 5 das Werk (400, 15). Die Wiener Universität endlich besaß es im Kod. 354 m. s. XII, jetzt Hofbibliothek 2424, im Kod. 868 m. s. XV, jetzt Hofbibliothek 74; im Kod. 382 s. XIV Bl. 1—13, jetzt Hofbibliothek 3217; im Kod. 507 s. XV Bl. 44—204, jetzt Hofbibliothek 3223; Kod. 869 vom Jahre 1361 Bl. 24—203, jetzt Hofbibliothek 3152; Kod. 870 m. s. XV, jetzt Hofbibliothek 3146 und Kod. 688 vom Jahre 1379 Bl. 215—294, jetzt Hofbibliothek 4578. — Unter seinen theologischen Werken begegnen wir am häufigsten seiner Schrift *De trinitate* (welcher Titel allerdings sehr oft das ganze theologische Corpus bezeichnet); sie findet sich in Heiligenkreuz, Kod. 208 m. s. XII Bl. 1—72, der schon im Katalog von 1363/1374 (31, 20 ff.), 1381 aber nicht erwähnt wird; ferner in drei Hss. in Zwettl: Kod. 253 s. XII/XIII Bl. 1—80; Kod. 363 s. XII/XIII Bl. 136—166 und Kod. 377 s. XIII—XV Bl. 3—37; in Göttweih Kod. 69 s. XIII; einen Kodex schenkte der Astronom, Kanonikus und Lizenziat der Medizin Friedrich dem Kollegiatkapitel zu Sankt Stephan (282, 13). Melk nennt das Werk 1483 im Kod. F 7 (234, 32); auch die Wiener Universität besaß es im Kod. 275 s. XV m. Bl. 1—5, jetzt Hofbibliothek 785. Die Dominikaner nennen in ihrem Katalog von 1513 F 52 die Schrift *De unitate et uno* (336, 24), die sich heute in der Hofbibliothek als Kod. 832 s. XI—XIV befindet (289, 27). Das Boethius fälschlich zugeschriebene Werk *De fide Christiana* (*catholica*) besaßen die Schotten in einer Hs. des XIII. Jahrh.s, die jetzt in Göttweih als Kod. 59 liegt (433, 25). Fälschlich wird ihm auch die Schrift *De disciplina scholarium* zugeschrieben, die sich im XV. Jahrh. im Kod. K 13 zu Aggsbach (609, 1) befand; Polzmacher schenkte sie 1453 der Schottenbibliothek (441, 13), wo sie sich nicht mehr findet; 1513 erscheint sie im Kod. F 54 der Dominikaner (336, 39); auch die Universität nennt sie im Kod. 567 vom Jahre 1487 Bl. 208—247, jetzt Hofbibliothek 3223, im Kod. 382 s. XIV Bl. 27—34, jetzt Hofbibliothek 3217, und im Kod. 869 vom Jahre 1363 Bl. 1—21, jetzt Hofbibliothek 3152. — Von seinen für den Unterricht geschriebenen Werken finden wir die Schrift *De arithmetica*, vereint mit *De musica* schon 1363/1374 (31, 20 ff.) und dann wieder 1381 in Heiligenkreuz (54, 28); sie findet sich 1513 in den Hss. C 44 (308, 34) und

U 46 (413, 39) der Dominikaner, wo sich auch *De musica* im Kod. U 24 (412, 19) nachweisen läßt, endlich im Kod. 926 m. s. XIV der Universität Bl. 1—65, jetzt Hofbibliothek 83 und im Kod. 38 m. s. XII Bl. 1—34 der Universität, jetzt Hofbibliothek 51. Unter den philosophischen Schriften heben wir nur die kleine Arbeit *De divisione* hervor, die in Klosterneuburg um 1330 (116, 8) erwähnt wird, heute Kod. 1098, die wir auch im Kod. 153 s. XIV Bl. 40—52 in Lilienfeld, 1483 im Melker Kod. F 202 (259, 32) und 1513 im Kod. R 4 der Dominikaner (391, 38) finden; die Universität besaß sie im Kod. 648 m. s. XIII Bl. 39—52, jetzt Hofbibliothek 2517, und im Kod. 860 m. s. XIV Bl. 32—43, jetzt Hofbibliothek 2374. Seinen *Kommentar zu Ciceros Topica* nennen uns der Klosterneuburger Katalog um 1330 (116, 32), der Lilienfelder Kod. 153 s. XIV Bl. 53—88, Kod. 224 vom Jahre 1482 Bl. 210—249 der Schottenbibliothek und 1483 Kod. F 201 der Melker Bibliothek (259, 30); die Universität besaß ihn im Kod. 628 m. s. XIII Bl. 52—93, jetzt Hofbibliothek 2517, und Kod. 860 m. s. XIV Bl. 43—71, jetzt Hofbibliothek 2374. Der um 1330 verfaßte Katalog der Schülerbibliothek zu Klosterneuburg nennt noch (S. 116) folgende Werke des Verfassers: *Boecius de ypotheticis sylogismis* (Z. 14), *item Boecius de ypotheticis sylogismis* (Z. 22), *item Boecius in Porfirium, item Boecius in predicamenta* (Z. 30), *item Boecius in peryermenias, item Boecius in peryermenias* (Z. 31), wobei es zweifelhaft bleibt, ob die beiden letztgenannten Werke als die kürzeren oder die längeren Fassungen anzusehen sind. Die Wiener Universität hatte im Kod. 871 m. s. XIII Bl. 1—77, jetzt Hofbibliothek 259, von *Boethius in Aristotelem de interpretatione commentarii maiores.* Alle übrigen Titel von Schriften des Boethius, die in den Katalogen genannt werden, sind zu allgemein gehalten, um sie identifizieren zu können; so, wenn es in der Schülerbibliothek zu Klosterneuburg um 1200 heißt (100, 19) *Boetius cum glosis suis*, heute vielleicht Kod. 1098.

Caesar erscheint in unseren Bibliotheken erst 1513 im Kod. F 5 der Dominikaner: *De bello Gallico, civili, Alexandrino* (330, 31).

Cassianus ist in den niederösterreichischen Bibliotheken gut vertreten. Zwettl nennt im XIII. Jahrh. einen *Liber Cassiani ad Honoratum et Eucherium* (514, 15), das ist den zweiten Teil seiner *Collationes patrum*, die sich heute in drei Hss. dieser Bibliothek vorfinden: Kod. 77 m. s. XII Bl. 2—57; Kod. 96 m. s. XII Bl. 79—160 und Kod. 247 m. s. XII—XIV Bl. 50—132. Das Werk findet sich ferner im Kod. 250 m. s. XII Bl. 1—167 und Kod. 131 m. s. XIII Bl. 1—135 in Lilienfeld; Kod. 54 m. s. XII in Göttweih; Kod. 151 in Heiligenkreuz, der 1385 *per manus fratris Gotfridi tempore pascali* ge-

schrieben wurde; Kod. 372 ch. s. XV Bl. 1—30 der Schottenbibliothek, *continens 14 posteriores collaciones*; keine dieser Hss. wird in den Katalogen Gottliebs erwähnt; genannt finden wir hier nur die Hs. G 13 von Aggsbach (597, 10) und die gleichfalls aus Aggsbach stammende Hs. 4404 s. XV Bl. 71—286 der Hofbibliothek; ferner zwei Hss. der Dominikaner im Katalog von 1513: F 15 (332, 15) mit 7 *collaciones*, und F 25 mit 24 Büchern (333, 6). — Cassians Werk *De institutis coenobiorum* ist häufig mit dem eben genannten vereinigt; es findet sich in Zwettl Kod. 96 m. s. XII Bl. 1—79; im Katalog des XIII. Jahrh.s in Klosterneuburg (98, 18) und wieder um 1330 (109, 17), im Lilienfelder Kod. 131 m. s. XIII Bl. 136—301, im Kod. 62 m. s. XIII in Heiligenkreuz, Bl. 1—69, im Kod. 335 ch. s. XIV Bl. 45—216 der Schottenbibliothek, im Kod. G 13 von Aggsbach (597, 10), 1513 im Kod. F 15 (332, 10) der Dominikaner. Der Kod. 273 m. s. XII der Universität ging ebenso in den Besitz der Hofbibliothek, jetzt Kod. 1278, über, wie der ehemalige Aggsbacher Kod., jetzt Hofbibliothek 4404.

Cassiodorus. Sein großes Werk *Libri Variarum XII* findet sich nur im Kod. Zwettl 212 m. s. XIII; es dürfte identisch sein mit dem im Zwettler Katalog des XIII. Jahrh.s angeführten Werke: *Liber Cassiodori senatoris* (514, 8). Seine Schrift *De anima et corpore* findet sich im Zwettler Kod. 328 m. s. XII/XIII Bl. 121—145 und im Klosterneuburger Katalog des beginnenden XIII. Jahrh.s (94, 25; 95, 19; 98, 22 und 99, 4); auch der Katalog von 1330 nennt das Werk (108, 12). Seine weitläufige *Expositio in psalmos* findet sich in den Zwettler Hss. Kod. 28 m. s. XII/XIII, der die ersten 78 Psalmen enthält, und im Kod. 27 m. s. XII mit Psalm 78—146; im Heiligenkreuzer Katalog von 1363/1374 erscheint das Werk (26, 27) und wird auch im Katalog von 1381 genannt (60, 19); es ist der heutige Kod. 9 m. s. XIII; ebenso erscheint es 1381 in Melk 161, 20. Seine *Historia ecclesiastica tripartita* findet sich im Kod. 46 m. s. XII Bl. 2—54 in Zwettl, sowie im Kod. 80 s. XII in Heiligenkreuz; beide Hss. sind in den Katalogen nicht erwähnt. Seine *Institutiones divinarum litterarum* finde ich nur im Kod. 171 m. s. XII Bl. 1—24 der Universität, jetzt Hofbibliothek 766. Drei Hss. endlich verzeichnen unter seinem Namen ein Werk, das sonst nicht genannt wird: *De amicicia dei et proximi*; die eine Hs. zu Heiligenkreuz, bereits 1363/1374 verzeichnet (31, 35) und wieder 1381 (60, 22), ist der heutige Kod. 214 m. s. XIV Bl. 1—67; die zweite Hs. bewahrt Melk im Kod. 83 ch. s. XV Bl. 168—201; die dritte ist der aus Aggsbach stammende Kod. 4414 s. XV Bl. 166—178 der Hofbibliothek (525, 38).

Cato. Wenn im Katalog der Klosterneuburger Schulbibliothek von 1200 unter den Büchern kurz *Cato* genannt

wird (100, 24), so läßt sich aus dieser Angabe nicht erschließen, mit welchem Werke wir es zu tun haben; das Kloster Melk besaß bereits im XIV. Jahrh. in seinem Kod. R 15 *Catonis maioris carmina moralia* und den *Cato novus* (Kropff, *Bibl. Mellicens.* 45); gemeint sind darunter natürlich die *Disticha Catonis*, beziehungsweise ihre mittelalterlichen Bearbeitungen.

Cicero. Von seinen *Reden* hat Heiligenkreuz im Kod. 228 m. s. XII, der bereits 1381 im Katalog verzeichnet steht (73, 6—9), Bl. 96—130 die gegen Catilina, deren erste auch Kod. 313 s. XII/XIII Bl. 140—141 derselben Bibliothek verzeichnet. Der Melker Katalog von 1483 enthielt im Kod. F 18 *quatuor libri invectivarum in Catilinam* (236, 17) nebst weiteren Reden; Kod. R 45 der Dominikanerbibliothek nach dem Katalog von 1513 *Ciceronis orationes plurimae* (398, 32). Die *oratio pro lege Manilia* enthält der 1469 geschriebene Kod. 976 Bl. 291—299 der Universität, jetzt Hofbibliothek 3147. Von seinen *rhetorischen Schriften* besaß nur Melk schon im XII. Jahrh. *De inventione rhetorica libri II* im Kod. K 37 (Kropff a. a. O. 21); die Wiener Universität hatte das Werk im Kod. 38 m. s. XII Bl. 92—117, jetzt Hofbibliothek 51; im Kod. 396 m. s. XIII Bl. 1—34, jetzt Hofbibliothek 240, und im Kod. 397 m. aus dem Jahre 1429 Bl. 1—69, jetzt Hofbibliothek 191. Auch der Kod. 3147 derselben Bibliothek enthält Bl. 1—55 dasselbe Werk, das Gregor von Laibach 1469 in Wien geschrieben hat (Endlicher, Nr. XXXV). Die *Rhetorica ad Herennium* finden wir im Zwettler Kod. 376 s. XIV Bl. 3—117, den nach Bl. 2 *frater Jannes Reytter professus* in Zwettl im Kloster selbst schrieb, und im Kod. 383 s. XIV Bl. 1—71. In Lilienfeld befand sich die Rhetorik gleichfalls im XIV. Jahrh. (131, 5), ist aber dort heute nicht mehr vorhanden; ebenso fehlt heute dem Kloster Heiligenkreuz die schon 1363/1374 (31, 6) und 1381 (73, 10—12) nochmals genannte Hs. dieses Werkes, das uns außerdem um 1330 in Klosterneuburg in zwei Exemplaren (117, 22—23) und in dem 1482 geschriebenen Kod. 224 der Schottenbibliothek Bl. 1—124 sowie im Melker Katalog von 1483 als Kod. F 197 m. begegnet (259, 22). Die Wiener Universität hatte es im Kod. 38 m. s. XII Bl. 118—135, jetzt Hofbibliothek 240, im Kod. 397 m. aus dem Jahre 1429 Bl. 71—136, jetzt Hofbibliothek 191, und im Kod. 976 vom Jahre 1469 Bl. 56—111, jetzt Hofbibliothek 3147. Die drei Bücher *De oratore* finden wir 1483 im Kod. F 197 m. in Melk (259, 22), 1513 im Kod. H 28 (349, 15) und Kod. R 44 (398, 21) der Dominikanerbibliothek wie im Kod. 397 m. vom Jahre 1429 Bl. 136—158 der Universität, jetzt Hofbibliothek 191. — Von seinen philosophischen Schriften begegnet uns 1513 im Kod. F 12 der Dominikaner *Cicero De gubernacione reipublice* (331, 38); im Melker Katalog von 1483 erscheint in der Hs. F 85 *Cicero*

De somnio Scipionis (247, 42), das auch der für Matth. Corvinus geschriebene Göttweiher Kod. 446 m. s. XV, die Dominikaner-Hs. R 44 nach dem Katalog von 1513 (398, 21) und der Universitätskod. 394 vom Jahre 1462 Bl. 1—8, jetzt Hofbibliothek 3211 enthalten. — Die Schrift *De legibus* wird nur 1513 im Kod. R 43 der Dominikaner genannt (398, 15), der auch die Schrift *De finibus bonorum et malorum* enthielt. — Häufiger erscheinen die *Paradoxa*, aber durchwegs in jungen Hss.; so in dem 1462 geschriebenen Universitätskod. 394 Bl. 64—76, jetzt Hofbibliothek 3211, und in dem aus dem Jahre 1482 stammenden Kod. 224 Bl. 125—128 der Schottenbibliothek, 1483 im Kod. F 85 in Melk (247, 41), im Kod. 179 s. XV zu Herzogenburg Bl. 1—20 (vgl. Huemer, Z. f. ö. G. XXXVI 589 ff.), in dem Kod. 446 m. s. XV zu Göttweih sowie 1513 im Kod. R 44 der Dominikaner (398, 21). — Die *Tusculanen* finden wir nur 1513 im Kod. R 43 der Dominikaner (398, 16). — *Cato maior s. de senectute* steht im Kod. 228 m. s. XII Bl. 63—82 der Heiligenkreuzer Bibliothek, in der er schon 1381 erwähnt wird (73, 7), wird um 1330 in zwei Exemplaren in Klosterneuburg aufgezählt (117, 21—22), 1513 im Kod. R 44 der Dominikaner (398, 24) und in den Universitäthss. 658 s. XV Bl. 93—108, jetzt Hofbibliothek 3115, und 394 s. XV Bl. 9—33, jetzt Hofbibliothek 3211. Verhältnismäßig häufig stoßen wir auf *Laelius s. de amicitia*; die Schrift steht in zwei Zwettler Hss. Kod. 313 m. s. XII Bl. 129—139 und Kod. 253 m. s. XII/XIII Bl. 133—144; in dem Heiligenkreuzer, schon 1381 verzeichneten (73, 7) Kod. 228 m. s. XII Bl. 82—95; im Klosterneuburger Katalog von 1330 (117, 20), in dem von Professor Polzmacher 1453 den Schotten geschenkten, 1446 geschriebenen Kod. 220 Bl. 1—12, in dem aus dem Jahre 1482 stammenden Kod. 224 Bl. 49—185 derselben Bibliothek, im Kod. 15 m. s. XV und Kod. 446 s. XV der Bibliothek in Göttweih; nach dem Katalog von 1483 im Kod. F 85 der Melker Bibliothek (274, 41) und 1513 in drei Hss. der Dominikaner Kod. E 33 (322, 37), R 44 (398, 21) und U 46 (413, 38); endlich in den Hss. der Universität 394 vom Jahre 1462 Bl. 38—63, jetzt Hofbibliothek 3211, und 658 s. XV Bl. 74—93, jetzt Hofbibl. 3115. Am weitesten verbreitet waren die Bücher *De officiis*; sie finden sich im Heiligenkreuzer, schon 1381 (73, 6) verzeichneten Kod. 228 m. s. XII Bl. 1—61; im Zwettler Kod. 253 m. s. XII/XIII Bl. 81—132; in Klosterneuburg wird das Werk 1330 genannt (117, 21), heute Kod. 778; Professor Polzmacher schenkt es in zwei Exemplaren den Schotten (441, 10 und 12), von denen das eine Exemplar heute Kod. 220 ist, wo es Bl. 13—84 im Jahre 1447 niedergeschrieben wurde. Aus der Wiener Universität Kod. 654 stammt der heutige Hofbibliothek-Kod. 315 m. s. XIII (Endlicher Nr. L) und der Kod. 3115 s. XV

Univers. 658 Bl. 1—72; in Melk wird das Werk im Katalog von 1483 als im Kod. F 85 enthalten verzeichnet (257, 40); die Universität besitzt ein zweites Exemplar 1493 in der Stiftung des Joh. Ramung (499, 15); die Dominikaner verzeichnen es 1513 in den drei Hss. F 12 (331, 38), F 49 (335, 35) und R 44 (398, 21). — Von seinen *Briefen* besitzt Melk im Kod. K 40 eine Hs. der *Epistolae ad familiares,* die im XV. Jahrh. ins Kloster kam (Kropff a. a. O. 75); auch die Universität kaufte 1467 eine Hs. gleichen Inhalts (482, 17) nebst einer zweiten, nicht näher bezeichneten Sammlung seiner Briefe (482, 5); eine dieser Hss., einst Kod. 399, ist wohl der heutige Kod. 3208 der Hofbibliothek. Die *Epistolae ad Atticum* fanden sich 1513 in der Hs. R 42 der Dominikanerbibliothek (398, 7), die außerdem noch eine andere Hs. Kod. R 47 besaß (398, 38), deren Inhalt als *Ciceronis epistolae plurimae* zu wenig gekennzeichnet ist. Einige kleinere Cicero im Mittelalter fälschlich unterschobene Stücke dürfen wir hier wohl übergehen.

Claudius Claudianus erscheint 1330 im Katalog von Klosterneuburg (117, 35) ohne nähere Bezeichnung; eine Hs. des XV. Jahrh.s, die einst im Besitze des Klosters St. Dorothea in Wien war, heute Hofbibliothek Kod. 3246 (Endlicher Nr. CCCXIII), enthält sämtliche uns bekannten Werke des Verfassers. Eine Hs., die Claudians Gedicht *Contra Rufinum* enthielt, schenkte Professor Polzmacher 1453 den Schotten (441, 17); sie ist heute nicht mehr vorhanden. 1467 kaufte die Universität eine Hs.: *Opera multa Claudiani magni, poete clarissimi* (482, 7) und eine andere, die Claudians mythologisches Gedicht *De raptu Proserpinae* enthielt (482, 9); die Hs. 1010 s. XV der Universität, die das Gedicht gleichfalls Bl. 1—22 enthält, heute Hofbibliothek 3087, kam erst im XVI. Jahrh. aus dem Nachlasse des Bischofs Joh. Faber an die Universität.

Mamertus Claudianus. Seine dem Sidonius gewidmete Schrift *De anima libri III* findet sich im Zwettler Kod. 147 s. XII Bl. 180—230 sowie in der schon 1381 im Katalog genannten (64, 6) Hs. 77 s. XII/XIII von Heiligenkreuz.

Cornelius Nepos besaß nur Göttweih in der im XV. Jahrh. in Italien geschriebenen Hs. 447 und die Universität in der unter humanistischem Einfluß stehenden Hs. 236 m. s. XV, heute Hofbibliothek 254 (Endlicher Nr. CCXL).

Cyprianus. St. Pölten besaß einst eine Hs. mit seinen Werken s. XII, die jetzt Kod. 850 der Hofbibliothek ist (263, 39); ein Heiligenkreuzer Kod., der nach dem Katalog von 1381 die Schriften *Ad Donatum, de lapsis, de bono paciencie, de opere et elemosinis, ad Fortunatum, ad confessores* und *epistolae optime numero XVII* enthielt (53, 1—7), fehlt jetzt dem Stifte. Seine *Epistole,* verbunden mit *Libri III Ceciliani Cypriani ad Quirinum,* finden sich im Zwettler Kod. 93 m.

s. XII Bl. 1—59, beziehungsweise 60—72, der bereits im XIII. Jahrh. als im Besitz des Klosters befindlich erwähnt wird (514, 12); die *Epistole* allein treffen wir im Kataloge s. XIII der Klosterneuburger Bibliothek (99, 7) sowie 1513 im Kod. E 43 der Dominikaner (324, 20). Auch die Universität hatte in ihrem Kod. 92 m. s. XV, jetzt Hofbibliothek 798, *epistolae aliquot Cypriani.* Der apokryphe *Liber de XII abusionibus* findet sich im Kod. 154 ch. s. XV Bl. 105—108 in Zwettl, in dessen Kod. 262 m. s. XIII Bl. 135—144 auch eine Schrift *Confessio Cypriani* (auch Cambridge, Trin. Coll. B. 1, 23 und Dublin B. 4, 1) enthalten ist.

Donatus. Seiner *Ars grammaticae* begegnen wir zuerst in dem Zwettler Kod. s. XII Nr. 293 Bl. 1—39, um 1200 in der Schulbibliothek zu Klosterneuburg (100, 24) und um 1350 in der Schule zu St. Stephan in Wien (429, 28 und 430, 7). An der Universität finden wir ihn dreimal in Hss., die bereits unter dem Einflusse des Humanismus stehen: im Kod. 398 Bl. 89—115 aus dem Jahre 1458, jetzt Hofbibliothek 3213, im Kod. 488 s. XV Bl. 1—21, jetzt Hofbibliothek 3250, gemischt mit Schriften des Agostino Dati, Gasparino Barzizza, Poggio und Perrotti und im Kod. 779 s. XV, jetzt Hofbibliothek 4771.

Des Dionysius Halicarnassensis *Liber antiquitatum seu originum Romanorum* erscheint nur im Kod. F 7 der Dominikanerbibliothek im Jahre 1513 (331, 5).

Von Eucherius *Lugdunensis* besaß Zwettl in seinem Kod. 156 s. XII Bl. 123—154 die Schrift *De significationibus plerorumque nominum Latinorum*, die auch im Heiligenkreuzer Kod. 78 s. XII Bl. 108—135 erscheint, der schon 1381 im Besitz des Klosters war (60, 11). Einen Eucherius besaß auch St. Pölten, der aber schon 1576 Eigentum der Hofbibliothek Kod. 1203 war (263, 20). Heiligenkreuz nennt 1363/1374 (25, 29) und wieder 1381 (60, 9) den dem Eucherius fälschlich zugeschriebenen Kommentar zur Genesis und zu den Büchern der Könige sein Eigentum, das jetzt nicht mehr nachzuweisen ist.

Eusebius von Caesarea. Seine *Historia ecclesiastica* in der Übersetzung des Rufinus war weit verbreitet; fast alle Klosterbibliotheken Niederösterreichs besitzen sie. Wir finden sie zunächst im Kod. 106 m. s. XII in Heiligenkreuz, im Göttweiher Kod. 118 s. XV, im Aggsbacher Kod. E 14 s. XV (581, 34), im Lilienfelder Kod. 130 m. s. XIV, im Melker Kod. E 31, der schon 1483 im Katalog steht (227, 10); die Dominikaner besitzen 1513 drei Hss. des Werkes in den Kodd. F 46 (335, 11), F 49 (335, 32) und S 4 (400, 10). Aus Mauerbach stammt der Kod. 396 s. XIV/XV der Hofbibliothek (134, 35), der das Werk Bl. 1—112 enthält; aus der Bibliothek der Universität, Kod. 164, der Kod. 3400 ch. s. XV Bl. 1—75, der als Übersetzer irrtümlich den hl. Hieronymus nennt.

Des Eutropius' *Breviarium* findet sich nur im Kod. 741 m. s. XII der Bibliothek in Klosterneuburg, vereint mit des Paulus Diaconus *Historia Romana*, Eginhardus *Vita Caroli*, Liutprandi *Historia* und Reginonis *Cronica*.

Festus Pompeius (d. h. Paulus Diaconus) wird 1467 von der Universität angekauft (482, 10). Rufus Festus s. unter Rufus.

Gellius erscheint zum erstenmal in einem Kauf der Wiener Universität von 1470 (483, 31).

Das I. Buch von Herodots Geschichtswerk in lateinischer Sprache enthielt Kod. F 4 der Dominikanerbibliothek im Jahre 1513 (330, 27).

Horatius. Die älteste Hs. seiner Werke besaß Melk im Kod. R 6 s. X, der schon im XII. Jahrh. Besitz des Klosters war (Kropff a. a. O. 21); im Jahre 1483 wird hier eine zweite Hs. F 199 genannt (258, 26), die alle Werke des Dichters enthielt. Auch Klosterneuburg hatte in seiner Schülerbibliothek um 1200 die *Oden* des Dichters (100, 21), die 1330 wieder genannt werden (117, 9), aber mit der heutigen Hs. 1097 s. XIV nicht identisch sein können. Seine *Saturae* finden wir in Heiligenkreuz (54, 22 und 73, 34), hier fälschlich *Odae* genannt; sie sind uns in dem heutigen Kod. 112 m. s. XII XIII erhalten (Bl. 121—131). Die Universität besaß zwei Hss. des Dichters, Kod. 517 m. s. XII/XIII, der Bl. 71—78 die *Oden*, Bl. 79—83 *Epistolarum liber* enthielt, jetzt Hofbibliothek 246; eine zweite Hs. erwarb die Universität 1467 (482, 15), die vielleicht mit Kod. 3170 der Hofbibliothek, olim Univers. 1006 identisch ist, der die Werke des Dichters Bl. 1—162 enthält; die Dominikaner endlich hatten 1513 im Kod. U 35 seine Werke (413, 19).

Iordanes erscheint im Kod. 237 der Universität m. s. XII Bl. 1—47 *De rebus Geticis*, Bl. 49—91 *De regnorum et temporum successione*, jetzt Hofbibliothek 226, der ein Geschenk des Bischofs Joh. Faber war (Endlicher Nr. CDV). Bekannt ist, daß Eneas Silvius in Göttweih eine, übrigens nach Mommsen unbedeutende Hs. des Iordanes entdeckte und auszog; seine Arbeit wurde von Duellius in seiner *Biga librorum rariorum*, Frankfurt 1730, abgedruckt.

Iosephus Flavius (*Egesippus, Hegesippus*) erscheint in lateinischer Übersetzung schon im XIII. Jahrh. in Klosterneuburg; es ist Kod. 5 m. s. XII; auch Zwettl besitzt den Historiker in zwei Hss. Kod. 25 s. XII Bl. 3—200 *Liber antiquitatis*, Bl. 200—280 *Libri VII de bello Iudaico* und Kod. 187 s. XII/XIII Bl. 2—114; die erste Hs. wird bereits im XIII. Jahrh. als im Besitz des Klosters verzeichnet (514, 28). Auch Heiligenkreuz besaß zwei Hss. nach dem Katalog von 1363/1374 (25, 32, 33, 38); eine der beiden Hss. ist identisch mit Kod. 34 m. s. XII Bl. 1—111, die beide Werke des Iosephus Flavius und

zwar das Bellum in der Übersetzung des Rufinus enthält. Auch die Dominikaner hatten 1513 im Kod. F 16 die 27 Bücher *Antiquitatum* (332, 18). Die Universität hatte den 1453 geschriebenen Kod. 827, jetzt Hofbibliothek 3141, der Bl. 165—269 die fünf Bücher *De Bello Iudaico* enthält (also den sogenannten Hegesippus); ebenso hatte auch Melk eine Hs. im Jahre 1483: Kod. E 49 (227, 7), die jedoch den hl. Ambrosius als Übersetzer nennt.

Isidorus von Sevilla. Ich stelle sein wichtigstes Werk an die Spitze, seine *Etymologiae*, die auch in den niederösterreichischen Bibliotheken die weiteste Verbreitung gefunden haben. Die älteste Hs. s. XII m. besaß Göttweih, jetzt Hofbibliothek 67 (5, 31), sie führt den Titel *Origines*. Auch Zwettl besaß bereits im XIII. Jahrh. eine Hs. (514, 28), jetzt Kod. 53 m. s. XII Bl. 1—158; ebenso Klosterneuburg (99, 19 und 107, 26); in Lilienfeld wird das Werk Mitte des XIV. Jahrh.s genannt (130, 21), jetzt Kod. 129 m. s. XIII. In Heiligenkreuz wird es 1363/1374 (26, 29, 30) und wieder 1381 erwähnt (53, 25), hat sich aber nicht erhalten. Die Wiener Universität kauft 1473 eine Hs. (485, 1), die mit dem Kod. 4831 der Hofbibliothek aus dem Jahre 1412 identisch sein dürfte. Melk besaß es 1483 in seinem Kod. B 73 (172, 13); die Dominikaner hatten es 1513 in zwei Exemplaren, Kod. G 21 (339, 36) und S 26 (401, 20); außerdem besitzt Heiligenkreuz das 6. Buch des Werkes unter dem Titel *De officiis ecclesiasticis*, unter dem es bereits 1381 genannt wird (52, 30), in seinem Kod. 189 m. s. XII Bl. 27—59. Von seinen sonstigen Werken finden wir seine *Briefe an Braulio* nur im Kod. 287 in Heiligenkreuz ch. s. XV Bl. 1—3, die Schrift *De vita et obitu sanctorum* im Kod. 177 der Universität ch. s. XV, jetzt Hofbibliothek 4602 Bl. 112—123 und im Kod. 78 m. s. XII Bl. 135—144 in Heiligenkreuz, der auch Bl. 53—58 das Buch *Prooemiorum*, das sich auch im Kod. 94 ch. s. XV Bl. 106—112 der Schottenbibliothek sowie im einstigen Kod. 177 der Universität, jetzt Hofbibliothek 4602, ch. s. XV Bl. 74—81 findet, enthält. Die zwei Bücher *Synonymorum s. Soliloquia* besaß Klosterneuburg schon im Anfang des XIII. Jahrh.s (95, 8), die auch 1330 wieder genannt werden (106, 39 und 113, 26); in Heiligenkreuz werden sie 1334—1347 angeführt (21, 31), aber 1381 nicht mehr erwähnt; Zwettl besitzt sie im Kod. 329 ch. s. XIV/XV Bl. 121—143; Melk hatte sie 1483 im Kod. B 75 (172, 20), die Dominikaner 1513 in den beiden Hss. E 19 (320, 8) und G 15 (338, 39), von denen eine wohl der von dort stammende Kod. 749 s. XII der Hofbibliothek ist (289, 27). Oft findet sich das Werk *Sententiarum libri III* oder, wie es in unseren Hss. zumeist heißt, *De summo bono*; in Zwettl wird es im XIII. Jahrh. erwähnt (514, 20) und ist wohl der heutige Kod. 241 s. XII;

ein anderer Kodex derselben Bibliothek 127 m. s. XIV enthält das Werk Bl. 179—188; in Klosterneuburg findet es sich um 1330 (107, 25), in Lilienfeld um die Mitte des XIV. Jahrh.s (130, 21); die Hs. ist wohl der heutige Kod. 68 m. s. XIV Bl. 1—128; Heiligenkreuz besaß es um 1363—1374 (26, 30), erwähnt es 1381 wieder; diese Hs. ist Kod. 112 von heute, Bl. 1—55; außerdem findet es sich noch im Kod. 148 m. s. XII Bl. 103—108, und 333 ch. s. XV. Der Schottenbibliothek schenkte es 1453 Professor Polzmacher (441, 21); es findet sich heute noch in drei Hss. der Bibliothek, Kod. 231 m. s. XIII Bl. 1—74, Kod. 282 ch. s. XIV Bl. 1—153 und Kod. 311 vom Jahre 1413 Bl. 205—252. Auch in Melk werden uns 1483 zwei Exemplare gemeldet, Kod. B 74 (172, 15) und B 76 (172, 29). Die Wiener Universität besaß es in ihrer Hs. 96 m. s. XIV, heute Kod. 1039 Hofbibliothek, Bl. 1—51 und im Kod. 104, jetzt Hofbibliothek 4669 ch. s. XV Bl. 1—68. Einer der Aggsbacher Kodd. F 12 (585, 14) und G 9 (593, 24) ging als Kod. 4415 an die Hofbibliothek über. Die Dominikaner besaßen 1513 das Werk in ihrem Kod. E 17 (319, 17). Außerdem werden genannt seine *Explanatio, Expositio* oder *Commentaria veteris et novi testamenti*, die sich in verschiedenen Hss. erhalten haben; so werden sie in Klosterneuburg um 1330 aufgezählt (107, 27—29), stehen im Zwettler Kod. 149 s. XII m. Bl. 71—146, erscheinen im Heiligenkreuzer Kod. 133 m. s. XII Bl. 1—94, der wohl mit dem 1363—1374 genannten (26, 31) und 1381 (54, 6) wieder erwähnten Kod. dieser Bibliothek identisch sein wird. Auch die Universität besaß die Kommentare im Kod. 272, jetzt Hofbibliothek 1035, m. s. XII; der Aggsbacher Kod. A 3, der in dem Katalog des XV. Jahrh.s erwähnt wird (530, 35), ist wohl der heutige Kod. der Hofbibliothek 4415 (525, 38), während der zweite einst in Aggsbach vorhandene Kod. D 3 (568, 5) mit 788 der Hofbibliothek ch. s. XIV Bl. 1—85 identisch sein wird. Überdies besaß die Universität in ihrem Kod. 177 ch. s. XV Bl. 123—132 *Allegoriae quaedam sacrae scripturae*, jetzt Hofbibliothek 4602. — Sonst findet sich noch als Werk Isidors angeführt die Schrift *De differentiis spiritualibus*, die im ehemaligen Universitätskod. 89 m. s. XII Bl. 38—51, jetzt Hofbibliothek 1046, und in einem Kod. von St. Pölten s. XIV erscheint, der jetzt als Kod. 2155 in der Hofbibliothek sich befindet (263, 41). Genannt werden ferner *De ordine creaturarum* in den Zwettler Kodd. 76 s. XIV m. Bl. 258—272 und 148 m. s. XIV Bl. 188—199. Der Kod. 287 ch. s. XV der Schottenbibliothek enthält Bl. 3—213 Isidors *Libri minores ad Braulionem ac Sisebutum scripti* und in einem Klosterneuburger Kod. wird 1330 ein *Sermo* Isidors *De passione domini* genannt (106, 40), vermutlich der bei Migne LXXXIII 1225 gedruckte *De corpore et sanguine domini in pascha.*

Iuvenalis taucht erst in humanistischer Zeit auf; die Universität kauft seine Satiren 1467 (482, 9), vielleicht gleich Kod. Hofbibliothek 3223 und die Dominikaner besitzen sie 1513 in ihrem Kod. M 28 (412, 35).

Iuvencus findet sich, wie Huemer in seiner Ausgabe CSEL XXIV, S. XXXIV bemerkt, nur einmal in österreichischen Klöstern in der Klosterneuburger Hs. 1243 m. s. XII Bl. 1—75. Hier wird die Hs. schon im Katalog des XIII. Jahrh.s (99, 10) und dann wieder in der Schülerbibliothek (100, 22) genannt; handelt es sich um zwei Hss. oder wurde die Hs. aus der Schülerbibliothek in die des Klosters übertragen?

Auch Lactantius ist gut vertreten. Heiligenkreuz besaß die sieben Bücher *Divinarum institutionum* schon 1363/1374 (27, 11) und zählt 1381 die einzelnen Bücher genau auf (62, 5—11); heute ist die Hs. nicht mehr vorhanden. Seitenstetten besitzt das Werk in einer Hs. des XV. Jahrh.s (Huemer im *Iter Austriacum* Wiener Studien IX 72); die Universität kaufte es 1467 (482, 19), heute vielleicht Kod. 719 m. s. XIII der Hofbibliothek Bl. 1—128, obwohl sie bereits die Hs. 270, heute Hofbibliothek 3138, aus dem Nachlaß ihres Professors Thomas Ebendorfer von Haselbach besaß und außerdem noch eine andere im Kod. 246 m. s. XV, heute Hofbibliothek 259. Auch in Melk finden wir das Werk 1483 im Kod. F 200 (259, 28), ebenso wie bei den Dominikanern 1513 im Kod. E 40 (324, 1).

Von Leo d. Gr. werden nur einzelne Reden in den Zwettler Hss. 9 m. s. XII/XIII Bl. 182—184, Kod. 299 m. s. XII/XIII Bl. 77—83 und Kod. 14 s. XIII Bl. 2—3, ferner im Kod. 171 ch. s. XV Bl. 163—168 der Schotten, wie im Kod. E 42 der Dominikaner genannt (324, 13).

Auch Livius begegnet uns in der Zeit des erblühenden Humanismus. Die Universität kauft 1470 eine Hs. (483, 31), im Melker Katalog von 1483 erscheint sein Geschichtswerk (226, 40) und 1513 im Katalog der Dominikanerbibliothek als Kod. F 2 (330, 20).

Lucanus' *Pharsalia* wird schon um 1200 in der Schülerbibliothek in Klosterneuburg gelesen (100, 26); 1330 werden zwei Exemplare genannt (118, 10 und 11), von denen eines heute Kod. 1096 m. s. XIII ist. Polzmacher in Wien besaß das Werk 1453 (441, 4), die Dominikaner hatten es in zwei Hss. S 19 (401, 6) und S 20 (401, 7).

Lucretius' *De naturis* (so) *rerum* war im Kod. H 6 zu Aggsbach (600, 11) und ging von dort als Kod. 2357 s. XIV an die Hofbibliothek über (525, 37).

Des Macrobius Kommentar zu Ciceros Somnium Scipionis steht im Zwettler Kod. 389 m. s. XII/XIII Bl. 1—92.

Martialis findet sich nur in der aus Italien stammenden Hs. 453 m. s. XV von Göttweih.

Maximianus' *Elegien* sind schon um 1200 in der Schülerbibliothek in Klosterneuburg (100, 26) und finden sich 1483 auch in Melk Kod. C 92 (185, 23).

Von des Orosius *Historiae adversus paganos* besaß Heiligenkreuz 1363/1374 eine Hs. (32, 30), die jetzt nicht mehr genannt wird, eine andere war im Besitz von Gaming, jetzt Hofbibliothek 3088 s. XV; seine *Quaestiones* fanden sich 1483 in einem Heiligenkreuzer, heute nicht mehr erwähnten Kod. (29, 20), 1483 in der Melker Hs. F 19 (236, 28) und im Aggsbacher Kod. B 2 (533, 35).

Ovidius' Werke finden sich aus früherer Zeit nur in Klosterneuburg. Dort wird der Dichter schon um 1200 als in der Schülerbibliothek vorhanden bezeichnet (100, 26 ff.) in einer Hs., die *De remediis* und die *Epistolae* enthielt; ebenso im Katalog von 1330 (117, 31 f.). Es ist wohl sicher, daß diese Hs. mit dem heutigen Kod. 1098 s. XIII der Bibliothek nicht identisch ist. Außerdem nennt der Katalog von 1330 auch eine Hs. mit Ovids *Tristia* (117, 35). Sonst besaß nur die Universität Schriften von ihm; 1453 schenkte ihr Thomas von Zwettl die *Metamorphosen* (478, 30) und im selben Jahre Professor Polzmacher einen Ovidius *De medicamine* [*facici*] und *De Baccho* (441, 5), letzteres wohl die Verse des Eugenius von Toledo, die auch in einer Halberstädter Hs. unter Ovids Namen stehen (Wiener Studien V 68). 1467 kauft die Universität einen Ovid (482, 10) ohne nähere Angabe seines Inhaltes; in der Hofbibliothek finden sich heute der ehemalige Kod. 1008 der Universität, jetzt 3145 ch. s. XV mit den Metamorphosen Bl. 1—178, der aber nicht mit dem in der Bücherstiftung des Joh. Ramung 1493 genannten Exemplar (499, 12) identisch sein kann, weil dieses ausdrücklich als *in pergameno scriptus* genannt wird; in dieselbe Bibliothek kam ferner als Kod. 258 die frühere Hs. 508 m. s. XIV der Universität mit Ovids *Fasten*. Auch die Dominikaner besaßen 1513 mehrere Hss. mit Werken Ovids in den Kodd. D 48 (315, 1) und U 21 (412, 9) mit den *Metamorphosen* und S 15 mit den *Fasten* (400, 36), endlich im Kod. U 31 mit der *Ars amandi* und einem Kommentar zu den Fasten und den Episteln (413, 4).

Palladius' *De re rustica* kam (nach Kropff, Bibl. Mellicens. 25) schon im XIII. Jahrh. nach Melk; die Hs. wird 1483 als Kod. F 176 bezeichnet (256, 33); sonst finden wir das Werk nur im Kod. 1057 in Klosterneuburg.

Des Paulus Diaconus Werke sind heute nur in der Hofbibliothek zu finden; Kod. 142 m. s. X (5, 31) mit den *Excerpta ex Pompeio Festo* stammt ebenso aus Göttweih wie Kod. 406 m. s. XII mit der *Historia Langobardorum*; seine *Historia Romana* im Kod. 583 m. s. X Bl. 82—216 ist der einstige Universitätskod. 239. Vgl. oben Festus Pompeius.

Persius' *Satirae* besitzt Zwettl im Kod. 389 m. s. XII/XIII Bl. 93—126; in Klosterneuburg erscheinen sie um 1330 (117, 34); die Wiener Universität kauft 1467 einen Persius (482, 10) und hatte später zwei Hss. des Dichters, Kod. 1013 m. s. XI, jetzt Hofbibliothek 85, und Kod. 507 ch. s. XV, jetzt Hofbibliothek 3223; in Herzogenburg finden wir das Werk im Kod. 179 s. XV Bl. 46—69 (vgl. Huemer, Z. f. ö. G. XXXVI 589—591); die Dominikaner nannten es 1513 im Kod. T 59 (409, 19).

Platonis *Timaeus* Chalcidio *interprete* besaß die Universität im Kod. 241 m. s. XII und Kod. 243 m. s. XII, jetzt Hofbibliothek Kodd. 176 und 278.

Einen Plautus „*in quinternis papireis*" schenkt 1453 Professor Polzmacher den Schotten (441, 9); er ist heute dort nicht mehr vorhanden.

Von Plinius dem Älteren besitzt nur Seitenstetten die *Historia naturalis* im Kod. 61 s. XV; die Dominikaner nennen 1513 das Werk im Kod. R 24 (396, 24); Kod. R 23 enthielt *De bellis et gestis Romanorum* (etwa das auch dem Sex. Aurelius Victor zugeschriebene Werkchen *De viris illustribus*?) *et de pluribus et variis* (396, 21 ff.).

Plinius der Jüngere erscheint nur im Göttweiher Kod. 448 ch. vom Jahre 1481 mit dem *Panegyricus ad Traianum.*

Plutarchus erscheint in lateinischer Übersetzung nur in Hss. des XV. Jahrh.s; so im Kod. 61 in Seitenstetten, im Dominikanerkodex F 3 von 1513 (330, 23) und im früheren Kod. 228 der Universität, jetzt Hofbibliothek 214 Bl. 1—46.

Priscianus. Seine *Institutiones grammaticae* waren während des ganzen Mittelalters das beliebteste Lehrbuch der lateinischen Sprache, auch in Niederösterreich. Schon um 1200 hat Klosterneuburgs Schülerbibliothek den Priscian (100, 25), den heutigen Kod. 1084, der im Katalog von 1330 als *Priscianus maior*, das sind die ersten 16 Bücher, und als *Priscianus minor,* Buch 17 und 18, unterschieden wird (117, 6); letzterer ist heute Kod. 1085. Melk hat schon im XII. Jahrh. einen Priscian in 7 Büchern (Kropff a. a. O. 21) im Kod. K 50 m. s. XII, heute Kod. 577 und erwähnt im Katalog von 1483 einen *Priscianus maior in pergameno* (251, 1). Heiligenkreuz hat 1363/1374 ebenfalls einen *Priscianus maior* und *minor* (31, 24, 25); ersterer heute Kod. 138, letzterer Kod. 312. Die Göttweiher Bibliothek erhält von Bruder Heinrich im XII. Jahrh. einen *Priscianus abbreviatus* (12, 14) und einen *Priscianus constructionum, in quo et exemplar metrorum* (12, 17), Hss., die heute leider nicht mehr vorhanden sind; denn der heutige Kod. 191 mit allen 18 Büchern stammt aus dem XIV./XV. Jahrh. Auch der Wiener Professor Polzmacher besaß einen Priscian, den er 1453

den Schotten schenkt (441, 20); es könnte der heutige Kod. 167 m. s. XIII der Hofbibliothek sein, der nach Gottlieb (433, 30) aus der Schottenbibliothek stammt, aber Endlicher Nr. CCCLV läßt ihn als Geschenk des Bischofs Faber an die Universität gelangen, während Kod. 3201 ch. 1386 von dem Wiener Professor Heinrich von Oyta geschrieben und der Universität geschenkt wurde (vgl. Endlicher Nr. CCCLVII), wonach die Bemerkung Aschbachs (Geschichte der Universität Wien I 407, Anm. 8), daß Oyta eine Abhandlung, der kleine Priscian genannt, geschrieben habe, zu verbessern ist. Die Wiener Universität hatte außerdem noch einige Exemplare des Werkes. Wenn wir auch nur aus dem Jahre 1473 von einem Ankauf des *Priscianus maior* und *minor* hören (485, 1), so wissen wir doch aus den *Tabulae* der Hofbibliothek, daß die Bibliothek der Universität noch folgende Hss. besaß: den in Italien geschriebenen Kod. 489 m. s. XIII, jetzt Hofbibliothek 213 (428, 4); Kod. 487 m. s. XIII, ein Geschenk des Bischofs Faber, jetzt Hofbibliothek 201; Kod. 407 m. s. XIII/XIV, jetzt Hofbibliothek 167; und Kod. 498 m. s. XIV, jetzt Hofbibliothek 294 mit dem *Priscianus minor*. Die Dominikaner besaßen das Werk in mehreren Hss.; so Kod. U 9 (411, 10), U 15, 17 und 18 (411, 33, 35).

Prosper Aquitanus wird, leider ohne nähere Bezeichnung, schon um 1200 in der Klosterneuburger Schülerbibliothek genannt (100, 25); seine *Carmina* besitzt die Schottenbibliothek im Kod. 32 ch. s. XV Bl. 183—198; in Heiligenkreuz nennt der Katalog von 1363/1374 (28, 3) und von 1381 (53, 20) seine *Sententiae*, eine Sammlung der wichtigsten Aussprüche Augustins, heute Kod. 252; wir begegnen ihnen auch im Kod. 328 m. s. XII/XIII Bl. 7—82 der Zwettler Bibliothek, vielleicht auch im Kod. 375 m. s. XIII/XIV Bl. 1—39 derselben Bibliothek, wenn sie hier auch als *Excerpta ex epistolis s. Pauli* auftauchen. Die Schrift *De quatuor virtutibus*, die der Heiligenkreuzer Katalog 1134/1147 unter seinen Werken nennt (21, 15), die aber der Katalog von 1381 nicht mehr aufführt, gehört nicht ihm, sondern *Martinus Braccarensis* an; auch die Schrift *De vita activa et contemplativa*, die ihm in allen niederösterreichischen Hss. zugeschrieben wird, ist nicht sein Werk, sondern das des *Pomerius*; sie erscheint schon um 1200 in Klosterneuburg (95, 10) und wieder 1330 (107, 21); wir begegnen ihr im Heiligenkreuzer Katalog von 1363/1374 (31, 7) und von 1381 (53, 22), heute Kod. 289; Zwettl nennt sie im XIII. Jahrh. (514, 17) und besitzt sie im Kod. 328 m. s. XII/XIII Bl. 2—70; auch im Melker Katalog von 1483 erscheint sie als Kod. F 19 (236, 19) sowie im Aggsbacher Katalog als Kod. A 8 (532, 15). Auch die *Aurora seu Biblia metrica*, die uns in drei Zwettler Hss., Kod. 260 m. s. XII/XIII Bl. 1—23, Kod. 343 m. s. XIII Bl. 2—141 und Kod. 347 m. s.

XIII begegnet, gehört ihm sicher nicht an (es ist zweifellos das bekannte Werk des Petrus de Riga).

Auffallend früh treffen wir auf Werke des Prudentius. Kod. 44 m. der Göttweiher Bibliothek: *Prudentius carmina* mit deutschen Glossen (vgl. darüber Steinmeyer Ahd. Glossen 4, 462) stammt aus dem XI. Jahrh., Kod. 34 derselben Bibliothek aus dem XII. Jahrh. Auch in Klosterneuburg wird schon um 1200 in der Schülerbibliothek Prudentius cum glosis in zwei Exemplaren genannt (100, 24) und im Katalog von 1330 wiederholt und ausdrücklich auch dessen *Psychomachia* hervorgehoben (117, 11, 33). Die Universität besaß als Geschenk von Konrad Celtis eine Hs. des XI. Jahrh.s als Kod. 511, jetzt Hofbibliothek 247, mit allen seinen Dichtungen; ebenso finden wir den Dichter in der Schulbibliothek von St. Stephan um 1350 (429, 28). In Lilienfeld ließ der Abt Konrad 1280—1294 den Kod. 139 schreiben, der Bl. 240—269 die gewöhnlich unter dem Namen *Dittochaeon* bekannten Verse des Dichters aus dem Alten und Neuen Testament unter dem Titel *Tetrastichon id est titulus historiarum veteris ac novi testamenti* enthält, die unter demselben Titel auch im Kod. 221 m. s. XIII Bl. 127—140 der Zwettler Bibliothek erhalten sind. Auch die Dominikaner besaßen das Werk 1513 im Kod. U 20 (412, 3).

Des Ptolemaeus Kosmographie finden wir erst im XV. Jahrh. in unseren Bibliotheken. Sie erscheint unter dem Titel *Almagestum* in der 1435 in Klosterneuburg selbst geschriebenen Hs. 682; verfertigt ist sie von dem Baccalaureus der Wiener Universität Martin Mospekch (Černik, Schrift- und Buchwesen im Stifte Klosterneuburg im Jahrb. des Stiftes V 106). Auch die *Astronomica* im Göttweiher Kloster Kod. 444 stammen aus dem XV. Jahrh. Die Universität kaufte 1467 seine Kosmographie (482, 7), erwarb 1473 ein zweites Exemplar von den Erben nach Georg Ruspach (484, 17) und erhielt 1493 ein drittes Exemplar in der Stiftung Raming (499, 34); eines dieser Exemplare ist der heutige Kod. der Hofbibliothek 3162 s. XV. Auch die Dominikaner besaßen das Werk 1513 im Kod. S 1 (399, 21).

Quintilianus kommt erst unter dem Einfluß des Humanismus, vielleicht durch Eneas Silvius, der ihn kannte und benützte, nach Wien. 1467 kauft die Universität seine *Institutiones oratoriae* (482, 4), die aber nicht an die Hofbibliothek gekommen zu sein scheinen; denn von den beiden Hss., die sie aus den Beständen der Universität übernommen hat, gehörte die eine, Kod. 982, jetzt Hofbibliothek 105, ursprünglich der Corviniana an, war dann im Besitze Joh. Alex. Brassicans und gelangte endlich durch den Bischof Joh. Faber 1540 an die Universität, die andere, Kod. 983, jetzt Hofbibliothek 3135, ch. s. XV vermachte Thomas Ebendorfer von Haselbach, der

Freund des Eneas Silvius, testamentarisch der Universität (Endlicher Nr. CCXLV und CCXLVIII). — Auch die Dominikaner hatten nach ihrem Katalog von 1513 das Werk im Kod. R 42 (398, 9).

Rufinus, s. Eusebius, Iosephus.

Rufus, s. Sextus.

Sallustius findet sich schon frühzeitig. Göttweih hat in seinem Kod. 349 m. s. XII ein Fragment vom Jugurthinischen Krieg, Zwettl besitzt eine Hs. des XII. Jahrh.s im Kod. 371, wo auf Bl. 51—115 beide Werke Sallusts stehen. In Klosterneuburg erscheint Sallust im Katalog von 1330 (117, 34), in Heiligenkreuz im Katalog von 1363/1374 (32, 2) und in dem von 1381 (74, 8), eine Hs., die heute der Bibliothek fehlt. Melk hatte 1483 Sallust *dupliciter in pergameno* (226, 39), Seitenstetten besitzt heute noch im Kod. 61 eine Hs. Sallusts aus dem XV. Jahrh. In Wien schenkte 1453 Professor Polzmacher sein Exemplar der Schottenbibliothek (441, 9); die Universität kaufte 1467 seine Werke (482, 3), besaß aber außerdem noch mehrere Hss. seiner Werke; so Kod. 230 m. s. XIII, jetzt Hofbibliothek 284; Kod. 232 m. s. XIII, jetzt Hofbibliothek 160, aus dem Besitze des Bischofs Faber (Endlicher Nr. LXXVII) und Kod. 231 s. XV, jetzt Hofbibliothek 3249. Die Dominikaner hatten Sallust 1513 gleichfalls im Kod. R 51 (399, 8).

Sedulius. Sein *Carmen paschale* findet sich schon in der Schülerbibliothek Klosterneuburgs um 1200 (100, 22) und wird auch 1330 dort erwähnt (117, 40). Die Wiener Universität besaß den Dichter in zwei Hss., Kod. 1013 m. s. XI, jetzt Hofbibliothek 85, der bis 1501 im Besitz des Klosters Lambach war, und Kod. 517 m. s. XII, jetzt Hofbibliothek 246; 1453 schenkt Professor Polzmacher das Werk dem Schottenkloster (441, 17), wo es sich nicht mehr findet, und um 1470 war ein Sedulius im Besitze des Choralisten Andreas von St. Stephan in Wien (267, 5).

L. Annaeus Seneca. Am häufigsten finden sich seine Briefe an Lucilius und die ihm fälschlich zugeschriebenen an Paulus. Schon im XII. Jahrh. wurde Kod. 50 m. in Göttweih geschrieben, außerdem besaß die Bibliothek im Kod. 82 Bl. 66—90 noch eine Hs. aus dem XIII. Jahrh. St. Pölten entlehnt einen Seneca aus der Bibliothek des Passauer Bischofs Otto und stellt ihn 1264 zurück (Czerny, Bibliothek in Sankt Florian 40); Klosterneuburg besaß zu Anfang des XIII. Jahrh.s einen Seneca (95, 15), der auch 1330 genannt wird (113, 24); der jetzige Kod. 150 der Hofbibliothek, der aus Klosterneuburg stammt (89, 39), ist vielleicht mit ihm identisch. Nach Melk kam Seneca bereits im XIII. Jahrh.: Kod. G 54 (Kropff a. a. O. 25), außerdem wird 1483 der Kod. F 15 mit Briefen des Seneca erwähnt (236, 13). Die Heiligenkreuzer Bibliothek nennt seine Briefe in ihrem Katalog von 1363/1374 (33, 20) und ebenso

1381 (72, 34); es ist der heutige Kod. 158 s. XII. Die Wiener Universität kauft 1467 seine Briefe (482, 11); sie erhielt später aus dem Nachlaß des Bischofs Joh. Faber mehrere Hss. Senecas; so Kod. 863 m. s. XIII, jetzt Hofbibliothek 150; Kod. 862 ch. s. XV, jetzt Hofbibliothek 3134, und Kod. 864 ch. s. XV. jetzt Hofbibliothek 3151. Der heutige Kod. 174 s. XIV der Hofbibliothek war einst im Besitz des Klosters St. Dorothea in Wien (Endlicher Nr. CXCVII), aus der er durch Bischof Faber gleichfalls an die Universität gelangte. Seine sieben Bücher *De beneficiis* enthält der oben genannte Kod. 3134 der Hofbibliothek Bl. 315—342 und Kod. E 33 (322, 17) und G 1 (337, 19) der Dominikaner; das Werk *De providentia* derselbe Kod. der Hofbibliothek Bl. 342—355; ferner Kod. E 33 (322, 17) und G 1 (337, 26) der Dominikaner; VII Bücher *Quaestionum naturalium* in dem genannten Kod. der Hofbibliothek Bl. 226—290 und im Heiligenkreuzer Kod. 213 m. s. XII/XIII Bl. 145—200, der erst spät in die Bibliothek gekommen sein dürfte, da er weder 1363/1374 noch 1381 erwähnt wird; das Buch *De consolatione ad Marciam* steht im Kod. 3134 der Hofbibliothek Bl. 426—438; ebenda die *Consolatio ad Helviam* Bl. 439—446; beide *Consolationes* auch im Kod. G 1 der Dominikaner (337, 28—31). Das ihm fälschlich zugeschriebene Schriftchen *De moribus* besitzt die Schottenbibliothek im Kod. 224 Bl. 198—201 aus dem Jahre 1482 und im Kod. 30 s. XV Bl. 365, ebenso die Dominikaner im Kod. G 1 (337, 9). Oft findet sich das gleichfalls irrig ihm zugeschriebene Werk *De remediis fortuitorum*; so in dem aus Aggsbach stammenden (525, 37) Kod. 3245 der Hofbibliothek Bl. 132—135; in den Hss. E 33 (322, 12), F 9 (331, 16) und H 21 (348, 14) der Dominikanerbibliothek; auch Kod. 3134 der Hofbibliothek enthält das Werk Bl. 181—183. Fälschlich wird er auch als Verfasser der Schrift *De proverbiis* bezeichnet, die in den Hss. 224 s. XV Bl. 206—207 und Kod. 297 s. XV Bl. 197—200 der Schottenbibliothek, im Kod. 3151 s. XV Bl. 94—95 der Hofbibliothek und 1513 im Kod. F 50 (336, 6) und G 1 (338, 1) der Dominikanerbibliothek erscheint. Auch die von Martin von Bracara verfaßte Schrift *De quatuor virtutibus cardinalibus* wird ihm in unseren Hss. zugeschrieben; so im Kod. 3134 s. XV Bl. 186—187 der Hofbibliothek, im Kod. 68 s. XV Bl. 148—154 und Kod. 327 ch. s. XV Bl. 23—25 der Schottenbibliothek, in der Göttweiher Hs. 451 m. s. XV Bl. 23—50 und in der Aggsbacher Hs. F 14 (586, 10); als *De copia verborum* im Kod. 30 s. XV Bl. 129—132 der Schottenbibliothek. Was die Hs. *Annius Seneca* der Zwettler Bibliothek, die bereits im XIII. Jahrh. genannt wird (514, 22), enthielt, läßt sich nicht ausmachen; heute ist sie nicht mehr vorhanden. Unter seinem Namen geht schließlich noch in unseren Hss. das

Werk *De mundi gubernatione* im Kod. 224 s. XV Bl. 186—196 der Schottenbibliothek. — Die Tragödien Senecas, die Eneas Silvius hoch schätzte, kauft die Universität unter dem Einflusse des Humanismus 1467 (482, 12) und 1474 (486, 28):

Des Rhetors M. Annaeus Seneca *Declamationes sive controversiae* stehen im Kod. 3134 s. XV Bl. 189—226 und im Kod. 3151 s. XV Bl. 107—160 der Hofbibliothek, die beide aus der Bibliothek der Universität stammen, und 1513 in der Hs. G 17 der Dominikaner (339, 15).

Des Sextus Rufus (*Rufus* [oder *Rufius*] *Festus*) *Historia Romana* besaß die Universität in ihrem Kod. 236 m. s. XV Bl. 29—38, jetzt Hofbibliothek 254; er stammt aus der Humanistenzeit.

Solinus. Sein Werk besitzt Göttweih im Kod. 55 m. s. XII, der bereits im XIV. Jahrh. Eigentum des Klosters war; St. Pölten lieh sich 1264 das Werk aus der Bibliothek des Passauer Bischofs Otto von Lonsdorf aus (Czerny, Bibliothek in Sankt Florian 40); die Dominikaner hatten 1513 sein Werk im Kod. F 9 (331, 13), der heute als Addit. Man. 18315 im British Museum ist (289, 17).

Statius. Seine *Thebais* finden wir 1330 in Klosterneuburg (117, 30); die Universität kauft sie 1467 (482, 7), die Dominikaner haben sie 1513 im Kod. C 23 (384, 20).

Suetonius. Die Kaiserbiographien begegnen uns nur 1513 im Kod. S 16 der Dominikaner (400, 38).

Des Sulpicius Severus *Vita s. Martini* enthält Kod. 212 s. XII Bl. 1—17 der Bibliothek in Heiligenkreuz, Kod. 706 s. XII der Klosterneuburger Bibliothek, der aus St. Pölten stammende Kod. 850 s. XII der Hofbibliothek 263, 39, und die beiden aus dem XIV. Jahrh. stammenden Hss. 101 Bl. 42—94 und 132 Bl. 83—136 der Bibliothek in Lilienfeld.

Terentius ist vielleicht der am weitesten in Niederösterreich verbreitete Klassiker. Zwettl besitzt ihn im Kod. 313 s. XII; Klosterneuburg hatte 1330 einen Terenz (117, 36), der aber verschollen ist; 1452—1453 schrieb dann der Chorherr Wolfgang Winthager, dessen Beziehungen zum Humanismus bekannt sind, über Wunsch der Wiener Universität (vgl. Zeibig, Arch. f. ö. G. III 269) ein neues Exemplar, den heutigen Kod. 743 (vgl. Jahrbuch des Stiftes I 67); Seitenstetten besitzt im Kod. 52 eine Hs. des XV. Jahrh.s; aus derselben Zeit stammt die Hs. des Stiftes Altenburg (vgl. Wiener Jahrbücher der Literatur 24, Anzeigebl. 38). Die Schotten besitzen eine Hs. aus dem Jahre 1452 im Kod. 218; Terenz fand sich auch in der Bibliothek des K. Ladislaus (121, 24); die Universität besaß die Hs. 510 vom Jahre 1461 als Geschenk des Bischofs Faber, jetzt Hofbibliothek 270, kauft 1467 eine neue Hs. (482, 14) und 1493 abermals eine andere (499, 15). Der Kod. 3210 der

Hofbibliothek s. XV wurde 1471 von Thomas von Cilli dem K. Maximilian geschenkt (Endlicher Nr. XII), während Kod. 62 s. XV ursprünglich den Jesuiten in Wien gehörte (Endlicher Nr. VI).

Tertullianus' *Apologeticum* wird 1467 von der Universität angekauft (482, 20).

Theodulus' *Ecloga* besaß Göttweih nach dem Katalog des XII. Jahrh.s (12, 11), Klosterneuburg um 1200 in der Schülerbibliothek (100, 25), Melk 1483 im Kod. F 131 (252, 11) und 1513 die Dominikaner im Kod. U 20 (412, 2).

Valerius Maximus. Seine neun Bücher *Factorum et dictorum memorabilium* sind in Niederösterreich nur in Hss. des XV. Jahrh.s nachzuweisen. Göttweihs Kod. 453 stammt aus Frankreich, der Klosterneuburger Kod. 740 hat die Bücher in der Kürzung *per Iustinum Paridem* (Notizenbl. zu den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1852, 25). Professor Polzmacher schenkt sie 1453 den Schotten (440, 36), vielleicht heute Kod. 221 vom Jahre 1441 nebst einem Kommentar; Aggsbach besaß im Kod. B 7 eine *Expositio Valerii Maximi* (538, 20) nebst einer anderen Hs. s. XV, heute Kod. 3140 der Hofbibliothek (134, 36). Melk hat 1483 zwei Hss.: Kod. E 45 und E 46 (227, 1—2); die Wiener Universität kauft das Werk 1467 (482, 10) und muß außerdem noch eine andere Hs. besessen haben; denn sowohl Kod. 3142 vom Jahre 1472 wie Kod. 3149 der Hofbibliothek stammen aus der Universität. Auch die Dominikaner besaßen 1513 zwei Hss.: Kod. E 39 (323, 34) und H 4 (346, 18), letztere mit dem dem IV. Jahrh. angehörenden 10. Buch, das auch in der Hs. des Schottenklosters erscheint.

Des Vegetius Werk *De re militari* steht nur im Kod. 1094 s. XV der Klosterneuburger Bibliothek und im Kod. 61 s. XV der Bibliothek in Seitenstetten.

Vergilius findet sich seltener, als man erwarten könnte. Klosterneuburg nennt 1330 die *Bocholica* sein Eigentum (117, 30), jetzt Kod. 792, und besitzt außerdem in Kod. 742 m. s. XII seine *Eclogae, Georgica* und *Aeneis* (Notizenbl. 1852, 25); auch Göttweih besaß schon im XII. Jahrh. seine *Bucolica* (12, 11) und wohl außerdem noch eine andere Hs. desselben Werkes, die hier zerschnitten wurde (6, 5); ein Rest seiner *Eklogen* findet sich im Kod. 329 s. XII; Professor Polzmacher schenkte die *Georgica* 1453 den Schotten (441, 16), eine Hs., die heute nicht mehr vorhanden ist. Die Wiener Universität kaufte 1467 die *Aeneis* (482, 2), die *Bucolica* und *Georgica* (482, 13) und hatte vielleicht außerdem noch drei Hss.: Kod. 506 s. XV, heute Hofbibliothek 3199, einst im Besitze des Mag. Peter Frey aus Spitz (Endlicher Nr. CXXV), Kod. 1004 s. XV, heute Kod. 92 der Hofbibliothek, aus der Corviniana und Geschenk des Bischofs Faber, und Kod. 1003 s. XV, heute Hofbibliothek 3171.

Die Dominikaner besaßen 1513 alle Werke Vergils im Kod. S 18 (401, 1).

Victor Vitensis. Seine *Historia persecutionis Africanae provinciae* besaß die Universität im Kod. 239 s. X, jetzt Hofbibliothek 583.

Vitruvius' Werk *De architectura libri X* besaß Melk schon im XIII. Jahrh. in der Hs. G 30 (Kropff, *Bibliotheca Mellicensis* 25).

Wien. R. Wolkan.

Zur Kritik der Reden Ciceros gegen Catilina.

Die Gestaltung des Textes der Catilinarischen Reden ist in den letzten Jahren ziemlich ins Schwanken geraten. Den Hauptanstoß hiezu gaben bekanntlich die erfolgreichen Forschungen der beiden Engländer W. Peterson und A. C. Clark, die den handschriftlichen Apparat durch Auffindung zweier wertvoller Codices bereicherten, die beide in Clarks Oxforder Ausgabe (1905) verwertet sind. Die großen Verdienste, die sich H. Nohl — schon in seiner Ausgabe der Catilinarischen Reden vom Jahre 1886 — um die Kritik dieser Reden, insbesondere um die richtige Wertung der Handschriftenklassen erworben hat, sind bekannt genug. Derselbe nahm dann im Kritischen Anhang seines Kommentars der Reden gegen Catilina (Teubner, 1912) auch zu den neugefundenen Handschriften Stellung und seine dortigen Darlegungen über die Würdigung der Handschriftenfamilien und einzelner Codices und über die in der Konstituierung des Textes dieser Reden zu befolgende kritische Methode werden von dem neuesten Herausgeber Sternkopf (Weidmann, 1916) mit Recht besonders gerühmt. Wer nun die genannten Reden in den neuen Ausgaben Nohls und Sternkopfs liest, mag über die zahlreichen Abweichungen von der uns wohlvertrauten Gestalt des Textes oft recht befremdet sein. Diese sind eben eine Folge des strengeren Zurückgehens auf die in der Handschriftenklasse α vorliegende beste Überlieferung. Aber trotz der nun gewonnenen besseren Einsicht in den Stand der Überlieferung bleibt doch im einzelnen subjektiver Auffassung noch ein ziemlicher Spielraum. So möchte ich im folgenden auf zwei Stellen der ersten Rede gegen Catilina hinweisen, an denen mir die von den genannten beiden neueren Herausgebern in den Text gesetzte Schreibung, wiewohl sie sich auf die beste Überlieferung stützt, dennoch gewissen Bedenken zu unterliegen scheint.

Cat. I 22 lautete die Vulgata bisher: *tu ut umquam te corrigas?* Auch Clark behält diese Schreibung bei. Aber

Nohl und Sternkopf geben der von Peterson in den *Codices* A u. C gefundenen Schreibung *tu ut umquam te colligas?* den Vorzug und setzen diese in den Text. Ich war eine Zeitlang auch geneigt zuzustimmen; allein nach nochmaliger reiflicher Erwägung halte ich es doch für das Richtigste, die Vulgata nicht anzutasten. Die Einwände, die Nohl im Kritischen Anhang seines Kommentars gegen *te corrigas* erhoben hat, sind doch nicht recht stichhaltig. Cicero, sagt Nohl, gebraucht niemals *se corrigere*, aber mit persönlichem Objekt verbunden erscheint *corrigere*, wie Nohl zugibt, auch bei Cicero an einigen Stellen. Namentlich über eine Stelle wie *Murena* 60 *ut corrigendus potius quam leniter inflectendus esse videare* kann man doch nicht so leicht hinwegkommen. Ist aber *corrigere aliquem* bester Sprachgebrauch[1]), so läßt sich schwer begreifen, daß *se corrigere* irgend welchen ernsten Bedenken unterliegen sollte. Vergleicht man aber die beiden Schreibungen hinsichtlich ihrer Bedeutung und der vom Sinn der Stelle geforderten Kraft des Ausdrucks, so kann es m. E. schwerlich einem Zweifel unterliegen, daß *te corrigas* als der kraftvollere Ausdruck den Vorzug verdiene. *se colligere*, das allerdings bei Cicero ziemlich häufig begegnet, bedeutet doch fast immer „sich zusammennehmen, sich erholen von heftigen Affekten, von Furcht, Betrübnis, Zorn u. ä.“. Einzig Quinct. 53 *aliquid loci rationi et consilio dedisses, tu te collegisses* erscheint es in einem Sinne gebraucht, der von unserer Stelle nicht weit abliegt. Aber selbst da hat es nach meinem Empfinden nicht annähernd die gleiche Kraft wie *se corrigere*. Wenn Cicero Cat. I 22 ausruft „*tu ut umquam te corrigas?*“, so heißt das „Du solltest jemals dich ernstlich bessern und förmlich ein anderer Mensch werden?“ Und dieser Gedanke ist dem Pathos der Stelle weit angemessener als *t. u. u. te colligas*. Denn diese Wendung wird von Cicero fast durchwegs in dem Sinne gebraucht, den er selbst Tusc. IV 78 also umschreibt: *Quid est autem se ipsum colligere nisi dissupatas animi partes rursum in suum locum cogere?* — In demselben Paragraphen (Cat. I 22) bieten die Ausgaben seit Poggio fast ausnahmslos folgende Lesung: *Sed est tanti, dummodo ista sit privata calamitas et a rei publicae periculis seiungatur.* In den Handschriften ist dem *ista* auch noch *tua* beigefügt, und zwar in wechselnder Stellung: *tua ista* (α γ), *ista tua* (β). Doch wurde dieses *tua* von Poggio getilgt, dem die Herausgeber

---

[1]) Das muß doch hervorgehoben werden gegenüber der in verschiedenen Lehrbüchern der lateinischen Stilistik gegebenen Belehrung, *corrigere aliquem* sei weniger gut als *corrigere mores alicuius*. Vielmehr decken sich die beiden Gebrauchsweisen nicht ganz und etwa an einer Stelle wie Sall. Cat. 52, 35 *vos ipsa re corrigi, quoniam verba contemnitis* wäre die andere Ausdrucksweise kaum entsprechend.

folgten, so daß die Vulgata, wie gesagt, den Satz bis in die neueste Zeit ohne jenes *tua* bot. Diese Schreibung hielt C. F. W. Müller für so sicher, daß er im kritischen Apparat jenes *tua* der Handschriften nicht einmal anführte. Erst Clark in seiner Oxforder Ausgabe setzte das Wort in den Text ein und schreibt: *dummodo tua ista sit privata calamitas* und ihm schlossen sich Nohl und Sternkopf in ihren Ausgaben an. Allein der ganze Zusammenhang der Stelle widerstrebt m. E. der von Clark und den beiden deutschen Herausgebern bevorzugten Schreibung. Cicero sagt (vom Beginn des § 22) folgendes: „Meine an Dich gerichtete Aufforderung (nämlich ins Exil zu gehen) ist freilich zwecklos. Dich kann nichts demütigen, Dein Sinn wird sich nie bessern. Daß Du jemals an Flucht und Verbannung denken solltest, ist ausgeschlossen. Wenn doch die Götter Dir diesen Gedanken eingeben wollten! Freilich droht mir, wie ich wohl weiß, eine furchtbare *tempestas invidiae,* wenn Du, durch meine Worte eingeschüchtert, Dich doch entschließen solltest, ins Exil zu gehn. Aber sei's drum, wenn dieses Unglück mich dann nur persönlich trifft (‚*dummodo ista sit privata calamitas*') und nicht auch der Staat selbst in Mitleidenschaft gezogen wird." Das ist eine klar und logisch fortschreitende Gedankenfolge von starker rhetorischer Wirkung. Bei jener anderen Schreibung aber (*dummodo tua ista s. priv. c.*) ergäbe sich folgender Sinn: „Aber sei's drum, wenn nur das Unglück (nämlich der Verbannung) Dich allein trifft und nicht auch der Staat selbst gefährdet wird." Dann aber hängen die Worte *ista calamitas,* wenn damit Catilinas Exil bezeichnet werden soll, ziemlich in der Luft, da der unmittelbar vorausgehende Satz *quanta tempestas invidiae nobis ..... impendeat* vielmehr sehr nachdrücklich auf ein den Konsul selbst bedrohendes Unheil hinweist, das er allerdings gern auf sich zu nehmen bereit ist, um nur die dem Staate drohende Gefahr abzuwehren. Eine ähnliche Gegenüberstellung der eigenen Gefahr und der Gefahr des Gemeinwesens finden wir auch Cat. § 11 *videbam perniciem meam cum magna calamitate rei publicae esse coniunctam*; nur daß hier, wo von einer früheren Phase der Verschwörung die Rede ist, der Gedanke in positiver Form ausgesprochen wird, der Untergang des Konsuls würde auch den Untergang des Staates herbeigeführt haben. Überhaupt ist für Cicero diese Art, seine persönliche Gefährdung durch die Catilinarische Verschwörung in den Vordergrund zu stellen und mit der Gefährdung der Existenz des Staates in Zusammenhang zu bringen, sehr charakteristisch und gerade die Hervorhebung seiner Bereitwilligkeit, mit Preisgebung des eigenen Wohles die Sicherheit des Staates zu erkaufen, ist sozusagen ein τόπος der Darstellung Ciceros, der immer wiederkehrt, so oft er auf jene Ereignisse zu sprechen

kommt. Einige Beispiele mögen dies zeigen: In Cat. IV § 1: *mihi si haec condicio consulatus data est, ut omnes acerbitates, omnes dolores cruciatusque perferrem, feram non solum fortiter, verum etiam libenter, dummodo meis laboribus vobis populoque Romano dignitas salusque pariatur.* — Ebd. § 3: *moveor his rebus omnibus, sed in eam partem, uti salvi sint vobiscum omnes, etiamsi me vis aliqua oppresserit.* — Ebd. § 9: *sed tamen meorum periculorum rationes utilitas rei publicae vincat.* — Ebd. § 19: *habetis ducem memorem vestri, oblitum sui.* — Ebd. § 23: (Cic. von seinem Sohne) *si eius, qui haec omnia suo solius periculo conservarit, illum filium esse memineritis.* — De or. I § 3: *hoc tempus omne post consulatum obiecimus iis fluctibus, qui per nos a communi peste depulsi in nosmet ipsos redundarent.*

Genau die gleiche Gegenüberstellung liegt nun Cat. I 22 vor: das Unglück, das Cicero persönlich trifft oder ganz gewiß bedroht (*privata calamitas*), und die dem Staate drohende Gefahr (*rei publicae pericula*).

Wenn Nohl im Kritischen Anhang behauptet, die Cicero drohende *invidia* könne nicht wohl als *calamitas* bezeichnet werden, so ist darauf zu sagen, daß, wie die Fassung des Gedankens als Wunschsatz (*dummodo — sit*) zeigt, nicht von einer bereits hereingebrochenen *calamitas* die Rede ist, sondern von einer in der Zukunft drohenden. Daß aber die von dem Redner vorausgeahnten bösen Folgen der später über ihn hereingebrochenen *tempestas invidiae* als *calamitas* bezeichnet werden konnten, wird sich kaum bestreiten lassen. Von Wichtigkeit für die Auffassung unserer Stelle ist die offensichtlich denselben Gedanken ausdrückende Stelle Cat. II 15, die sich teils im Wortlaut mit der unseren deckt, teils ihn unwesentlich variiert. Es heißt da: *Est mihi tanti, Quirites, huius invidiae falsae atque iniquae tempestatem subire, dummodo a vobis huius horribilis belli periculum depellatur.* Denn hier ist mit den Worten *huius invidiae .... subire* nichts anderes gemeint als eben jene *privata calamitas* (Cat. I 22), die der Sprechende um des Staates willen auf sich nehmen zu wollen erklärt. Durch ein sehr früh eingetretenes Mißverständnis ist fast in allen Handschriften *tua* neben *ista* in den Text eingedrungen. Zu diesem Mißverständnis verführte offenbar der Umstand, daß sich *iste* mit Vorliebe mit dem Pronomen der zweiten Person verbindet. Doch ist das keineswegs ausschließlich der Fall. Oft bezeichnet *iste* das, „was dem Sprechenden selbst nahesteht, das sich dieser nur als etwas entfernter denkt“ (Madvig). Und gerade diese Bedeutung paßt vortrefflich für die vorliegende Stelle. Man vergleiche etwa noch Cic. Verr. Act. I 33: *fructum istum laudis, qui ex perpetua oratione*

percipi potuit, in alia tempora reservemus. Das überlieferte *tua*, das überdies durch seine wechselnde Stellung in den Handschriften (siehe oben) einigermaßen verdächtig erscheint, wurde daher von Poggio mit gutem Grund getilgt und seine Wiedereinsetzung in den Text ist, wie ich gezeigt zu haben glaube, kein Gewinn für die Textkritik.

Wien. Alois Kornitzer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Sborník prací filologických dvornímu radovi professoru Josefu Královi k šedesátým narozeninám. Sammlung philologischer Arbeiten. Hofrat Prof. Jos. Král zum 60. Geburtstag zugeeignet. Prag, B. Stýblo, 1913.

Schüler, Verehrer und Freunde von Hofrat Král, Professor an der tschechischen Universität in Prag, haben zu seinem 60. Geburtstag zu einem literarischen Picknick zusammengesteuert und einen ansehnlichen Band von 313 Seiten mit beachtenswerten Aufsätzen zustande gebracht: 1. F. Drtina, Studien zur Philosophie Anaximanders, die den großen Fortschritt gegenüber Thales kennzeichnen. 2. V. Petr, Der Ort, wo Euripides' Iphigenie auf Tauris sich abspielt. Ohne daß wir wüßten, ob Euripides je auf Tauris war, zeigt er in der ganzen Tragödie eine genaue Kenntnis der Örtlichkeit. 3. A. Kolář, Die vier Tragödien Phädra. Ein Vergleich der so betitelten Tragödien des Euripides, Seneca, Racine und d'Annunzio. 4. K. Wenig, Die Echtheit der XXI. Rede des Isokrates, Πρὸς Εὐθύνουν ἀμάρτυρος. Die Rede ist eine eristisch-sophistische Studie im Geiste des Gorgias anläßlich des um 402 v. Chr. stattgefundenen Prozesses des Lysias gegen Euthynus wegen Veruntreuung. Sie gehört mithin in dieselbe Kategorie wie die uns erhaltenen Tetralogien Antiphons. 5. J. Sedláček, Eine neue Lösung der Aristotelischen Definition der Tragödie. Der Verf. streicht in der berühmten Definition lediglich δι' vor ἐλέου καὶ φόβου, das durch das vorhergegangene δι' ἀπαγγελίας in den Text gekommen sei, und macht die Genetive ἐλέου καὶ φόβου parallel mit πράξεως und δρώντων von μίμησις abhängig, so daß sich folgendes Gerippe ergibt: Die Tragödie ist also dichterische Nachbildung einer ernsten und vollständigen Handlung von entsprechender Größe . . . . . ., Nachbildung handelnder Personen, nicht aber durch Erzählung, Nachbildung von Dingen, die Mitleid und Furcht erwecken, die schließlich die Katharsis solcher Gefühle bewirkt. 6. K. Fürst, Wie Menander in der Kom-

position seiner Komödien Euripides nachahmte. Trotz enger Anlehnung Bewahrung der eigenen Originalität. 7. F. Čáda, Der Akademiker Lakydes. Der Verf. vermutet, daß die lustige Erzählung des Numenios über Lakydes bei Eusebios Praep. evang. XIV. 7. 1 ff. auf eine Komödie Batons zurückgehe. 8. L. Brtnický, Ciceros Tusculanum. Alle bisherigen Versuche, wenigstens annähernd die Lage von Ciceros Villa zu bestimmen, sind bloße Vermutungen. 9. J. Brant, Ceyx und Alcyone, Bemerkungen zu einer Disposition der dichterischen Kunst Ovids. 10. A. Salač, Reitzensteins Theorie vom Ursprung der Metamorphosen des Apuleius. Die Theorie Reitzensteins (Das Märchen von Amor und Psyche bei Apuleius, L. 1912), wonach Sisenna in seinen *Fabulae Milesiae* denselben Stoff wie Apuleius behandelt habe, sei nicht genügend begründet. 11. J. Zubatý, Αἰέλουρος, αἴλουρος. Eine etymologische Studie. 12. F. Krsek, Aus dem Dialekt der Gesetze. Interessante Bemerkungen über den Rhotakismos. 13. O. Hujer, Genetiv plur. *nostri nostrum*, *vestri vestrum*. Die Formen *nostri*, *vestri* seien nicht Genetive des neutralen Possessivs in der Einzahl „des Unsrigen, des Eurigen“, sondern zu *mei*, *tui sui* analog gebildete Formen, die in gewissen Fällen für die älteren Formen auf *-um* eintraten. 14. V. Niederle, Dionysos. 15. O. Jiráni, Sisyphos in der Unterwelt. 16. V. Škorpil, Der Kybelekult im Bosporusreich (mit Abbildungen). 17. J. Šťastný, Der makedonische Landstrich Mygdonien und seine Bewohner im Altertum. 18. F. Vaněk beantwortet die Titelfrage: War die griechische Musik mehrstimmig? dahin, daß sie höchstens zweistimmig war. 19. F. Groh, Epigraphische Beiträge. Interessant ist besonders das neue Bruchstück der Baurechnung des Parthenon, das aus dem ersten Baujahr stammt. Dazu kommt noch eine Anzahl Arbeiten, die sich mehr oder weniger auf die tschechische Literatur beziehen und die ich hier nicht besonders nenne. Als Anhang ist noch eine Übersicht über die literarische Tätigkeit Králs abgedruckt, die zeigt, daß er sich so ziemlich auf allen Gebieten der Philologie versuchte. Besonders erwähnt seien hier noch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Metrik und Rhythmik.

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

Menandri Reliquiae nuper repertae, iterum edidit Siegfried Sudhaus. Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von Hans Lietzmann. 44—46. Bonn 1914, A. Markus und E. Webers Verlag. Kl. 8⁰. 103 S. Preis 2 M., geb. 2 M. 40 Pf.

Siegfried Sudhaus, Menander-Studien. Bonn 1914, A. Markus & E. Webers Verlag. 8⁰. 94 S. Preis 4 M.

Vom 12. August 1914 ist die Vorbemerkung datiert, in der Sudhaus die Hoffnung ausspricht, daß es ihm vergönnt sei,

„nach dem Feldzuge eine abschließende Ausgabe dieser provisorischen folgen zu lassen“. Die Hoffnung wird sich nicht erfüllen; er ist in der Nacht vom 22. auf den 23. Oktober 1914 gefallen und diese neue Ausgabe zusammen mit den Menanderstudien ist sein Vermächtnis an die Wissenschaft geworden.

Man kann das Verdienst, das in den beiden schmächtigen Heften steckt, nicht hoch genug anschlagen. Mit bewundernswerter Schnelligkeit hat hier S. die reichen Ergebnisse seiner und Jensens Kollationen des großen Papyrus in Kairo den Fachgenossen vorgelegt und zwar in einer Form, die über das früher Erreichte weit hinausgeht. Wenn auch der Abschluß des Druckes unter den ungünstigsten Umständen im Felde erfolgte, so hat doch die hiedurch erzwungene Hast dem Gehalt des Werkes kaum Eintrag getan, das wie eine reife Frucht vom Baume fiel.

Das Heft umfaßt dieselben Komödien wie Körtes Ausgabe in der Bibliotheca Teubneriana (Ἐπιτρέποντες, Περικειρομένη, Σαμία, Ἥρως, Fabula incerta, Γεωργός, Κιθαριστής, Κόλαξ, Κωνειαζόμεναι, Μισούμενος, Περινθία, Φάσμα), also weit mehr als die erste Auflage; und jedes einzelne Stück weist eine so wesentliche Förderung und Bereicherung auf, wie man sie nach Körtes Leistung gar nicht mehr oder doch nicht so bald erwartet hätte, nicht bloß dank der Genauigkeit der neuen Kollationen, sondern auch der tiefer dringenden Erfassung des Sinnes und Stiles. So verdienstlich auch die Ausgabe Körtes war, kann sie doch fortan nicht mehr als alleinige Grundlage der Textgestaltung gelten, sondern bedarf notwendig dieser kleinen Ausgabe zu ihrer Ergänzung. Allerdings ist für den Forscher auch Körtes Ausgabe unentbehrlich, weil S. sich fast ausschließlich auf den Text, die Angabe der davon abweichenden Buchstaben im Papyrus und die Nennung der Urheber der von ihm aufgenommenen Lesarten beschränkt, ohne auch nur ein Inhaltsverzeichnis beigegeben zu haben, während Körte eine ausführliche Beschreibung der einzelnen Handschriften samt Inhaltsangaben der Stücke sowie ein sorgfältiges Literaturverzeichnis voranschickt, in der Anführung von Verbesserungsvorschlägen viel freigebiger ist und einen Index verborum anschließt.

Unter diesen Umständen ist zu wünschen, daß die von Körte in Aussicht genommene Gesamtausgabe aller Reste Menandrischer Komödien nicht mehr lange auf sich warten lasse.

Als wissenschaftliche Rechtfertigung und Erläuterung der Ausgabe sind die Menanderstudien aufzufassen. Zur Sprache kommen darin die Epitrepontes (der erste Akt, der Schluß des vierten, der fünfte, die Handschrift und der Umfang der Epitrepontes, kritische Beilage), die Samia (Gang der Handlung, zu einzelnen Stellen), die *Fabula incerta*, der Heros, die Perikeiromene (Intermezzo und Rest der trochäischen Szene, die Tumultszene, der Schluß der Leipziger Blätter). Auf Schritt

und Tritt, besonders in der Entwicklung des Ganges der Handlung zeigt sich die innige Vertrautheit des Verf.s mit der jüngeren attischen Komödie und mit Menanders Eigenart. Es ist selbstverständlich, daß ein Buch, das in der ersten Entdeckerfreude entworfen ist und nicht Zeit hatte auszureifen, Aufstellungen enthält, die wiederholter Prüfung nicht standhalten werden. Aber selbst Fehlgriffe eines so feinsinnigen Kenners sind förderlich und sie zeigen nicht minder als die vielen Treffer, wie schwer der Verlust ist, den die Wissenschaft mit dem Heldentod dieses Mannes erlitten hat.

Innsbruck. E. Kalinka.

Dr. Franz Müller, Die antiken Odyssee-Illustrationen in ihrer kunsthistorischen Entwicklung. Berlin 1913, Weidmann. VIII und 155 S. mit neun in den Text gedruckten Abbildungen. Preis geh. 6 M.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, auf Grund des bisher bekannten Materials die Odyssee-Illustrationen nach drei Kunstepochen zu gruppieren, zu untersuchen, welche Episoden in jeder der Epochen zum erstenmal bildlich dargestellt wurde, welche Gesichtspunkte für die Auswahl maßgebend waren, wie weit das Bestreben oder Vermögen, den dichterischen Text genau zu illustrieren, ging, und den geschaffenen Typus durch die jüngeren Epochen in seiner Entwicklung zu verfolgen. In der ersten Epoche, in der archaischen Kunst, wurden die Abenteuer mit dem Kyklopen, bei Kirke und bei den Sirenen zum Gegenstande der Darstellung gemacht, was sich aus der Vorliebe der archaischen Kunst für das Drastische, Abenteuerliche, Märchenhafte erklärt. In der zweiten Epoche, in der Blütezeit der griechischen Kunst, werden Szenen der Odyssee zum erstenmal illustriert, die einen ethischen oder pathetischen Charakter tragen, deren Betrachtung nach den zwei großen Epochen der Malerei erfolgt: *A*. Periode des Polygnot: 1. Szenen in Ithaka [*a*) Fußwaschung und Gespräch mit Penelope, *b*) Odysseus und der Hund Argos, *c*) Penelope und die Freier, *d*) Der Freiermord]; 2. Odysseus bei den Phaiaken [*a*) Begegnung mit Nausikaa, *b*) Odysseus und Arete]; 3. Nekyia. *B*. Die Blütezeit der Tafelmalerei: 1. Skylla; 2. Odysseus auf dem Meere [*a*) Der Schiffbruch, *b*) Der Schlauch des Aiolos]; 3. Odysseus auf Ortygia. Der dritten Epoche, der hellenistischen und römischen Kunst, gehören die Bilderzyklen an, die zuerst in der Zeit Alexanders des Großen aufkamen. Es werden unterschieden: *A*. Bildwerke, die von der Buchillustration abhängig sind: 1. Homerische Becher; 2. Bilderchroniken. *B*. Statuarische Gruppen. *C*. Die esquilinischen Landschaften. *D*. Kleinere Zyklen auf Bildwerken verschiedener Gattung. Ein Anhang S. 136 ff. behandelt Telemachos, ein zweiter S. 149 eine byzantinische Odyssee-Illustration. Drei

Register ermöglichen eine leichte Orientierung über die illustrierten Odysseestellen nach der Reihenfolge des Textes, die Denkmälerklassen, die Künstler; im Vorwort und in zahlreichen Fußnoten finden wir reiche Literaturangaben. Die Interpretation der einzelnen Darstellungen ist genau und zeigt dem nicht archäologisch gebildeten Lehrer, wie neben der poetischen Tradition auch eine bildliche zu beachten ist. Für die Odysseelektüre möge jeder Lehrer dieses gefällig ausgestattete Buch eingehend benützen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Victorini Episcopi Petavionensis opera. Recensuit, commentario critico instruxit, prolegomena et indices adiecit Iohannes Haussleiter. (Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum, Vol. IL, Vindobonae-Lipsiae 1916, Tempsky-Freytag. LXXIV, 194 S. Adiectae sunt sex tabulae lucis ope depictae. Preis 15 K.

Den vorliegenden Band des *Corpus* dürfen wir Österreicher aus dem Grunde mit besonderer Freude und Dankbarkeit begrüßen, weil er uns die erhaltenen Werke des *Victorinus*, der als Bischof von Pettau in Steiermark wahrscheinlich im Jahre 304 den Märtyrertod erlitt, also gewissermaßen als unser Landsmann betrachtet werden kann, wiederschenkt, und zwar befreit von allen späteren Zutaten, *quibus per multa saecula usque ad hunc librum vera commentarii facies deformata, deturpata, proprietate sua privata est* (p. XXX). Den Herausgeber aber können wir zum Abschlusse seiner schwierigen Arbeit, an der er seit langen Jahren tätig war, herzlich beglückwünschen.

In den ausführlichen und reichhaltigen Prolegomena bespricht H. zunächst die Zeugnisse über Victorinus, dessen Leben und Schriften. Aus deren nicht unbedeutender Zahl sind nur erhalten der kurze, wohl einem größeren exegetischen Werke zugehörige *Tractatus de fabrica mundi*, der das Hexaemeron nach dem Beispiele des Origenes in allegorisch-mystischer Weise erklärt, und der vermutlich später geschriebene *Commentarius in Apocalypsin.* Die Arbeit an letzterem bot besondere Schwierigkeiten, denn hier galt es, den ursprünglichen Text des V. aus der Überarbeitung durch Hieronymus und den späteren Zusätzen herauszuschälen. Leider hat sich die von dem Herausgeber vor Jahren geäußerte Hoffnung, daß sich vielleicht in England eine auf einen alten Kodex zurückgehende Victorinus-Hs. finden werde, nicht erfüllt. So bleibt denn eigentlich als einziger Überlieferungszeuge der Ottobonianus Lat. 3288 A s. XV., der seinen Wert durch die vorirenäische Verteilung der Evangelistenattribute (S. 50, 7 und 52, 11 der vorliegenden Ausgabe) und insbesondere dadurch erweist, daß in ihm der echte, bis zur Publikation durch H. im Theol. Literaturbl. XVI (1895) unbe-

kannte chiliastische Schlußabschnitt enthalten ist. Daß dieser Teil, wie ich vorwegnehmend bemerken will, jetzt in H.s Ausgabe in Schwarzweißphotographie beigegeben ist, dafür gebührt der Akademie besonderer Dank. Denn so ist jeder Leser in den Stand gesetzt, einerseits gerade diesen wichtigen Abschnitt selbst nachzuprüfen, anderseits sich ein Bild von den Schwierigkeiten der Kollation zu machen; er wird gewiß dem Kollationator I. Graeven beistimmen, dessen Worte p. XXXIII angeführt werden: *codicem molestissimis adnumerandum esse, qui cogitari possent: adeo similes inter se esse multarum litterarum formas, ut quid quaeque sibi vellet haud facile diiudicaretur.* — Des weiteren werden dann noch die drei späteren Rezensionen des Victorinuskommentars zur Apok. behandelt, deren Abweichungen vom ursprünglichen Texte übersichtlich zusammengestellt und die Handschriften charakterisiert. Die Verschiedenheiten der einzelnen Rezensionen sind auch im Texte selbst gut ersichtlich gemacht, indem links der des Victorinus steht, rechts der des Hieronymus und der späteren Bearbeiter, durch eckige und runde Klammern gekennzeichnet, so daß ein Vergleich rasch möglich ist. Aus jeder Seite des kritischen Apparates spricht die eindringende Arbeit, den Konjekturen wird man in den meisten Fällen seine Zustimmung nicht versagen können, die Parallelstellen der hl. Schrift und anderer Autoren sind mit größter Gewissenhaftigkeit gesammelt und in den Indices übersichtlich zusammengefaßt.

Es sei mir gestattet, im folgenden auf eine übersehene Stelle im Prologe des Hieronymus hinzuweisen, weil sie mir nicht ganz bedeutungslos erscheinen will. Im Anfange derselben heißt es p. 14): *diversos marina discrimina transvadantes inveniunt casus. Si turbo ventorum fuerit vehementior, formido est; si terga iacentis elementi moderatior crispaverit aura, pertimescunt insidias. Ita mihi in hoc videtur quem* (*sic!*) *misisti volumine.* Vergleicht man damit die Worte im Proömium zum XIII. Buch des Esaiaskommentars (Migne XXIV, Sp. 458): *Multi casus opprimunt navigantes. Si vehementer flaverit ventus, tempestas formidini est. Si aura moderatior summa iacentis elementi terga crispaverit, piratarum insidias pertimescunt..... Hoc mihi in Isaiae pelago naviganti accidere video,* so erscheint es vielleicht nicht zu gewagt anzunehmen, daß die beiden im Gedanken und Ausdruck so auffallend ähnlichen Stellen ungefähr zu derselben Zeit niedergeschrieben seien. Dann würden auch die Schlußworte im Victorinusprolog *si vita nobis comes fuerit et dominus sanitatem dederit* (S. 15) mehr bedeuten als eine bloße Redensart; im Zusammenhalt mit dem Schlusse des obenzitierten Proömiums *donec misericors et miserator dominus ... reddat pristinam sanitatem* würden sie anspielen auf eine plötzliche Erkrankung

des Hieronymus (*subitus languoris turbo* in demselben Proömium), die aber ebenso rasch schwand, als sie gekommen war, wie die Einleitung zum XIV. Buch des Esaiaskommentars erzählt: *Qui me subito languore percusserat, incredibili velocitate sanavit* (M. 498).

Träfe diese Vermutung zu, dann wüßten wir aber auch ungefähr die Zeit, in welche die Rezension des Victorinuskommentars fällt: es wäre dieselbe, in der das Proömium zum XIII. Buch des Esaiaskommentars geschrieben wurde, also etwa das Jahr 409.

Oberhollabrunn. A. Lutz.

Griechisch-römische Altertumskunde. Ein Hilfsbuch für den Unterricht. Unter Mitarbeit von Th. Grobbel, W. Kotthoff, H. Leppermann, E. Schunck, A. Wirmer herausgegeben von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. J. Hense. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage . . ., besorgt im Verein mit den Mitverfassern von Dr. Herm. Leppermann. Münster in Westfalen 1915, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 8°. XI und 372 S. Geb. 4 M. 40 Pf.

Das im Jahre 1903 zuerst erschienene Handbüchlein, das lediglich als Hilfs- oder Lesebuch zur Vertiefung der griechisch-römischen Realienkenntnis im Rahmen der Schulschriftsteller gedacht ist, hat bereits seine Brauchbarkeit erwiesen. Dies zeigt die vorliegende vierte Auflage. Die Anordnung des Stoffes ist die gleiche geblieben. Behandelt sind in zwei Hauptabschnitten die Griechen und die Römer, und zwar Literatur, Kriegs-, Staats- und Privataltertümer sowie die Topographie von Athen beziehungsweise Rom, S. 1—122 und 123—213. Daran schließt sich die Darstellung des Religionswesens der Griechen (bis S. 239) und Römer (bis S. 272), die Übersicht der Geschichte der griechischen und römischen Kunst (bis S. 301) und ein „Klassische Ruinenstätten" betitelter Abschnitt (bis S. 359); den Schluß bildet das Metrologische: Maß und Gewicht, Münz- und Kalenderwesen. Davon haben mehrere Teile beträchtliche Ergänzungen oder vollständige Umarbeitung erfahren, so daß nunmehr auch die neueren Forschungen berücksichtigt sind; hinzugekommen sind die Partien über griechisch-römische Geschütze (S. 161 f.), über die Bauart des griechischen Hauses in Priene (S. 181 f.) und über das römische Trier (S. 337 ff.).

Dem jeweils behandelten Stoffe entsprechend, ist in manchen Abschnitten mehr die Form einer tabellarischen Übersicht bevorzugt, wobei das Wesentliche durch Numerierung und verschiedenen Druck hervorgehoben erscheint, in anderen wieder wird anziehend geschriebener Lesestoff geboten. Besonders hübsch ist der Abriß über Kunstgeschichte geraten, wo auch stets auf den Zusammenhang der einzelnen Kunsterscheinungen mit der äußeren Geschichte hingewiesen wird.

Ich kann mir nicht versagen, eine Probe hieherzusetzen (S. 278):

„Unter der kraftvollen und zielbewußten Regierung dieses königlichen Strategen (Perikles) erhob sich Athen zur höchsten Macht und Schaffenslust, nicht am wenigsten auf dem Gebiete der Kunst. Neben Athen erhielt sich nur noch die altberühmte peloponnesische Kunstschule zu Argos auf achtunggebietender Höhe; was sich sonst noch in der weiten Hellenenwelt an schöpferischen Geistern vorfand, konnte der lockenden Zugkraft Athens nicht widerstehen und fand hier neidlose Anerkennung und lohnenden Erwerb. Nach Perikles' Plane sollte die neue Herrscherstadt auch ein ihrer Machtfülle entsprechendes Aussehen erhalten; wie die politische, sollte sie auch die künstlerische Hauptstadt Griechenlands werden. Vor allem wollte Perikles die Akropolis aus einer Festung in einen Festplatz umwandeln, aus dem früheren Königsitze sollte ein Göttersitz werden, ein Heiligtum, würdig der Wohltaten, die das frommgläubige athenische Volk jüngst von seiner Schutzgöttin Athena in so überreichem Maße erhalten zu haben glaubte. Und welches war der Bauplan, den Perikles dem athenischen Demos zur Genehmigung vorlegte? Schon vor dem Betreten der eigentlichen Burgfläche sollte ein Niketempel, gelegen auf einer vorspringenden Bastion des Burgfelsens, dem Beschauer zeigen, warum denn eigentlich die Athener ihrer Göttin eine solch wahrhaft göttliche Heimstätte bereitet hätten. Hatte sie ihnen doch bisher den Sieg gebracht, Erfolg an Erfolg gereiht, ihre Stadt zur Fürstin unter den Städten erhoben. Athena hatte die Siegesgöttin dauernd an sich gefesselt, so dauernd, daß sie bei ihr sogar ihre wetterwendischen Flügel abgelegt hatte; dieser Nike Apteros, dieser ungeflügelten Siegesgöttin, sollte das vorgelagerte jonische Tempelchen zur Wohnung dienen . . .“

In dem Abschnitt über Kunstgeschichte und in den „Klassischen Ruinenstätten“ wird stets auf die Abbildungen bei Luckenbach, Kunst und Geschichte, große Ausgabe, I[9], verwiesen, das als Hilfsbuch in der Hand des Lesers vorausgesetzt ist. Da die Beschaffung von Illustrationen das Buch sehr verteuert hätte, kann man diesen einfachen Ausweg nur gutheißen.

Alles in allem, es ist ein recht brauchbares Buch, das über hunderterlei Dinge, auch über schwebende Fragen, z. B. Ithaka-Leukas, über den Ort der Varusschlacht u. dgl., erschöpfende Auskunft gibt und, wo es nötig ist, die wichtigste Literatur anführt. Einige Bemerkungen möchte ich aber doch hinzufügen:

Die Ausdrücke *prior* und *posterior* in der Benennung der Centurionen (S. 154) bedürften doch eigentlich der Erklärung. — Die römischen Könige hätten nicht so ohneweiters als geschichtliche Persönlichkeiten hingestellt werden sollen, wie wir z. B. S. 151 lesen: „Unter Romulus bestand das Heer aus...“. „Durch Tullus Hostilius und Tarquinius Priscus erfolgte eine Verstärkung des Heeres.“ S. 164 „Servius Tullius teilte das ganze aus Patriziern und Plebejern bestehende Volk in ...“. — Daß das Feldzeichen des Manipels „ursprünglich eine Stange mit einem Heubündel“ gewesen sei (S. 153), wie man immer wieder hört, will mir trotz der antiken Zeugnisse (vgl. Marquardt, St.-Verw. II² 345) nicht einleuchten; das Ganze sieht doch einer

mißglückten Etymologie aufs Haar ähnlich; *manipulus* bedeutet sicherlich „eine Handvoll“ Leute, kein Heubündel! Der ungeordnete Haufe der allerprimitivsten Zeit bedurfte ja auch keiner Feldzeichen zum Exerzieren, man trug einfach die Fetische oder „Fahnentiere“ in die Schlacht mit. — Neben der ausführlichen Behandlung des obergermanisch-rätischen Limes (S. 340 ff.) wäre auch ein Wort über den Donaulimes angebracht gewesen; von Carnuntum ist in dem Buche nichts zu lesen! — Schließlich ist es auch nicht gutzuheißen, daß der Verf. des Abschnittes über das römische Kriegswesen die absonderlichen Ansichten Stolles (Das Lager und Heer der Römer, Straßburg 1912; Der römische Legionar und sein Gepäck, ebd. 1914) uneingeschränkt zu der seinigen gemacht hat. Stolles Lagertheorie ist durch das inzwischen erschienene Buch von Wolfgang Fischer, Das römische Lager, Leipzig 1914, gründlich erledigt, seine Ansicht, die *furca* des Legionars sei eine Art Buckelkorb gewesen, von mir in dieser Zeitschrift LXVI 322 ff. zurückgewiesen worden.

Wien. Dr. A. Gaheis.

Lebensansichten des Katers Murr. Nach E. T. A. Hoffmanns Ausgabe neu herausgegeben von Hans v. Müller. Im Inselverlage zu Leipzig 1916. Preis geb. 7 M.

Die „Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern, herausgegeben von E. T. A. Hoffmann“ sind ihrer Komposition nach eine der seltsamsten Erscheinungen der Weltliteratur: in die Autobiographie des Katers, die Hoffmann dem Herrn des Katers zuliebe herausgibt und mit allerlei kritischen Anmerkungen versieht, haben sich durch einen wunderlichen Irrtum des Druckers 17 Fragmente einer Biographie des Kapellmeisters Kreisler verirrt, die merkwürdigerweise fast den doppelten Raum einnehmen. Der angebliche Verfasser des Kreisler-Buches beruft sich wieder — wir erkennen darin Jean Pauls Manier — auf Nachrichten, die ihm nur mündlich, brockenweise mitgeteilt worden seien und die er, um nicht das Ganze aus dem Gedächtnis zu verlieren, sogleich habe verarbeiten müssen. Die schlimmste Verwirrung — Immermann hat diesen Scherz im „Münchhausen“ nachgeahmt — entsteht dadurch, daß der „Biograph“ mit dem chronologisch letzten Stück beginnt. So ist das Buch „eine wundervolle, die untersten Tiefen aufwühlende Sinfonie, die nur zufällig mit dem Schluß anfängt und dann scherzhafterweise siebzehnmal mitten im Takt unterbrochen wird von einer hübschen, amüsanten, zum Schreien lustigen Operettenmusik“. Hans v. Müller, von dem dieser Vergleich stammt, empfand in der Verbindung der zwei ganz ungleichartigen Teile

eine „krankhafte Roheit, den Ausdruck einer Seele, die der naiven, ganzen Gefühle nicht mehr fähig ist oder doch nicht mehr wagt, sich zu ihnen zu bekennen", und um ein deutlicheres Bild von Kreislers Schicksalen zu geben, als der Leser, selbst der aufmerksamste, bei der kapriziösen Anordnung der Bruchstücke in der Originalausgabe empfängt, strich er alle fremdartigen Zutaten, stellte die Fragmente so um, wie sie sachlich am besten zusammenpassen, und fügte eine Anzahl von älteren Kreisleriana, von Kompositionen Hoffmanns, die Kreisler zugeschrieben werden, und fünf Originalbilder hinzu. Die Sammlung[1]) verfolgte nicht wissenschaftliche Zwecke, sondern war für den Kunstfreund zusammengestellt, der Hoffmanns Wesen in seinem literarischen, musikalischen und zeichnerischen Ausdruck möglichst zusammengedrängt erfassen will.

H. v. Müllers Verfahren, das an die Stelle des Originals eine nach eigenem Geschmack geordnete Auswahl setzt, stieß bei den Hoffmann-Philologen auf mannigfachen Widerspruch und man übersah dabei zumeist, wie viel die Bearbeitung und ihre glänzend geschriebene Einleitung für das Verständnis der Kreisler-Geschichte wirklich leistet. Da die Handlung des Romans — wie die der „Elexire des Teufels" — analytisch aufgebaut ist und die wesentlichen Beziehungen der Personen zueinander wie in den „Elexiren" erst im dritten Teil enthüllt werden sollten, von dem nur der Anfang fertig geworden ist, bleiben für immer viele Rätsel stehen; auch ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß sich Hoffmann, als ihn die tödliche Erkrankung an der Fortsetzung verhinderte, die endliche Aufhellung der Grundlagen anders dachte, als die ersten Teile vermuten lassen. Immerhin erkennen wir aber dank der Arbeit H. v. Müllers in den Bruchstücken einen Zusammenhang, ein kunstvolles, zum Teil freilich gekünsteltes Gefüge. Nun läßt der unermüdliche Forscher, der uns inzwischen den ganzen Briefwechsel und die Tagebücher Hoffmanns beschert hat, den Zwillingsband zum „Kreislerbuch", die „Lebensansichten des Katers Murr", erscheinen. Auch diese Veröffentlichung „soll einen exakten Neudruck des Originals nicht ersetzen, sondern neben ihm hergehen wie neben der Reproduktion eines größeren Gruppenbildes ein Umrißblatt mit Erklärungen oder wie neben der Abbildung eines Hauses dessen Grundriß. Der Abdruck will in erster Linie die Disposition, den Gang der Handlung und der Gedanken klar vor Augen stellen; daraus ergibt sich die (in anderen Fällen unstatthafte) Freiheit, mit der die Auswahl des Textes, dessen Anordnung sowie die äußere Ausstattung des Satzes (in Absatzbildung, Sperrung und Schriftgattung) behandelt ist". Die drucktechnischen Änderungen sind nicht eben

[1]) Das Kreislerbuch. Im Inselverlage, Leipzig 1903.

gering und H. v. Müller erreicht durch sie trefflich seine Absicht, den Überblick über den Inhalt der Kater-Memoiren zu erleichtern; dagegen konnte sich der neue Herausgeber diesmal in der Auswahl des Textes mit der Weglassung einiger vom ersten „Herausgeber" stammenden Glossen begnügen. Natürlich kommt auch die Katzengeschichte durch die Trennung von den Kreisler-Fragmenten viel besser zur Geltung und schon deshalb verdient das Katerbuch dieselbe Empfehlung wie der ältere (Kreisler-) Band, zumal da es in demselben gediegen-vornehmen Gewande auftritt. Die Deckel sind wieder mit zwei charakteristischen Zeichnungen Hoffmanns geschmückt; auf der Vorderseite sehen wir Murr als Autor am Schreibtisch, auf dem Rückdeckel erklärt er — im Texte eine Stelle aus Jean Pauls „Titan" köstlich parodierend — seiner Miesmies die Liebe.

Im Nachwort berichtet H. v. Müller (S. 282—300) mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Sorgfalt über Leben und Tod des wirklichen Katers Murr und über die Entstehung des Murr-Kreisler-Werkes. Es ergibt sich daraus, daß der Erlebnisgehalt in dem Katzenbuch nicht geringer ist als in den Bruchstücken, die uns in dem Kapellmeister Kreisler ein Abbild des Dichters selbst vorführen. Der Herausgeber verkennt dabei keineswegs Hoffmanns Absicht, im Gegensatz zu dem wahren romantischen Künstler einen echten Bildungsphilister zu schildern, der seiner selbst spottet, ohne zu wissen wie. Der „Kater Murr" ist zum guten Teil Parodie: die eitle Selbstbespiegelung, die im Zeitalter der Romantik gang und gäbe war, wird lustig verhöhnt. In der Art, wie der Kater von seiner Schriftstellerei spricht, darf man wohl direkte Bezüge auf Goethes „Dichtung und Wahrheit" sehen, doch liegen vielleicht andere Memoiren minder bedeutender Autoren näher. Da sich H. v. Müller auf eine noch nicht veröffentlichte Charakteristik von Murrs Lebensansichten beruft, möchte ich ihm nicht vorgreifen. Sehr treffend wird (S. 289, Anm.) bemerkt, daß das Verhältnis zwischen Murr, Miesmies und deren tapferem, schönem Verführer das Verhältnis zwischen Kreisler, Julia und Hektor, wie es sich in Band III erfüllen sollte, widerspiegelt. In diesem dritten Bande wollte Hoffmann die Ansichten des Katers mit dem Roman Kreislers dadurch enger verknüpfen, daß Murr nach der Abreise Meister Abrahams in Kreisler einen neuen Herrn bekommt und in der Fortsetzung seiner Erlebnisse und Anschauungen die erschütternden Ereignisse, die für den Schluß der Biographie Kreislers aufgespart waren, von seinem philiströsen Standpunkt, ein zweiter Sancho Pansa, glossiert. Wie aber aus der Nachschrift zum zweiten Bande hervorgeht, gab Hoffmann nach dem Tode des „klugen, wohlunterrichteten, philosophischen, dichterischen" Katers den Plan der Fortsetzung der Murriana auf. H. v. Müller meint nun, es habe dem Dichter offenbar widerstrebt, seinen Ge-

fährten auch jetzt noch als komische Figur zu verwenden, doch habe er durch den Verzicht auf die Darstellung des Zusammenlebens von Kreisler und Murr die abwechselnde Vorführung der Vorgeschichte dieses Zusammenlebens nachträglich jedes Sinnes beraubt. Nimmt da nicht der Herausgeber die Trauer Hoffmanns um seinen Kater viel zu ernst? Aus der lithographierten Todesanzeige, die der Dichter an seine Freunde sendete, blickt uns doch der Schalk deutlich genug entgegen, und wenn Hoffmann den guten Hitzig durch die grelle Schilderung von Murrs Todespein erschreckte, so war es nicht das erstemal, daß er diesen etwas schwer beweglichen Geist zum besten hielt. Wir brauchen uns Hoffmann nicht wie den Meister Abraham als empfindsamen Just vorzustellen, um eine Erklärung dafür zu finden, daß er den Gedanken fallen ließ, sein Doppelwerk in der Form der ersten zwei Bände fortzuführen. Wenn sich die meisten Leser — und das ist der schwerste Vorwurf gegen das gewagte Spiel mit der Form — über die Möglichkeit der im „Vorwort des Herausgebers" gemachten Voraussetzungen der Doppelerzählung sehr bald überhaupt keine Gedanken mehr machen, so kann es doch H. v. Müllers Scharfsinn nicht entgangen sein, welchen Widerspruch schon die Fiktion birgt, daß der Herr des schriftstellernden Katers Meister Abraham ist. Kreislers Biographie wird doch als ein vom Anfang bis zum Ende fertiges Buch bezeichnet und nach den Andeutungen des „Herausgebers" sind seit der Katastrophe des Helden Jahre vergangen. Wir müssen also dem Dichter glauben, daß der ungenannte Biograph schon zu Lebzeiten Kreislers und sogleich nach seinem Tode die Geschichte des Kapellmeisters aufgezeichnet und zum Druck befördert hat, daß der überlebende Meister Abraham mit seinem Murr, von dem ja auch in der gedruckten Kreisler-Biographie erzählt wird, zu seinem Freunde Hoffmann nach Berlin gezogen ist, daß Murr, die einzelnen Blätter des Kreislerbuches als Unterlage oder zum Löschen benützend, entweder von dessen Inhalt keine Ahnung hat oder von den Schicksalen des Helden, die er ja gut kennt, da er darein verflochten war, ganz kalt gelassen wird, daß auch Murrs auf dem Titelblatte als ein Ganzes angekündigte Lebensbekenntnisse ein nur die Jugendjahre umfassendes Fragment geblieben sind, und was solcher Unwahrscheinlichkeiten mehr sind. Wie soll man sich vollends die doppelte Schilderung von Kreislers letzter Zeit — durch den unbekannten Biographen und durch den Kater — vorstellen? Dazu wären doch ganz andere „Verzahnungen" notwendig, als es die verlegenen Zwischenreden des „Herausgebers" sind. Zwar versichert Kreislers Biograph, daß er uns am Schluß des Buches durch genauere Mitteilungen über dessen Entstehung mit dem rhapsodischen Wesen des Ganzen versöhnen werde, aber es wäre für Hoffmann keine leichte Sache gewesen, auch nur die Fiktion des „Biographen" bis zum Schluß festzuhalten, und es

kann uns nicht wundern, daß er bei klarer Überlegung davon Abstand nahm, den Wirrwarr durch die Erzählung von Murrs Erlebnissen bei Kreisler noch zu steigern und sich die Lösung noch mehr zu erschweren. Der leichtfertig auf gut Glück unternommene Versuch erwies sich, als der Dichter endlich ernstlich an die Verbindung der beiden Hauptteile dachte, als undurchführbar und die „Nachschrift des Herausgebers" ist bloße Verlegenheitsauskunft. Ob Hoffmann, woran H. v. Müller nicht zweifelt, in einer zweiten Auflage die zwei beziehungslosen Fabeln voneinander gänzlich losgelöst hätte? Schwerlich; denn der „skurrile Scherz" war ihm zu sehr ans Herz gewachsen. Entweder hätte er für Kreislers Endschicksale eine neue Einkleidungsform erfunden oder das Ganze wäre, trotz aller gegenteiliger Versicherungen, liegen geblieben und von anderen Plänen verdrängt worden. Trotzdem freue ich mich dessen, daß wir jetzt, nach fast 100 Jahren, die Teile getrennt in zwei schmucken Bänden in der Hand haben. Das geistige Band ist ja schwach, und daß es H. v. Müller mit kecker Hand gänzlich zerrissen und beide Geschichten rein herausgeschält hat, kann für die poetische Wirkung nur förderlich sein.

Mauer bei Wien. Dr. Johann Černy.

Prof. Dr. Oskar Weise, Ästhetik der deutschen Sprache. Vierte, verbesserte Auflage. Leipzig 1915, B. G. Teubner. Geb. 3 M. 20 Pf.

„Wir Deutschen legen viel weniger Wert auf das Äußere als die romanischen Völker. Welche Schönheit man dem Ausdruck verleihen, welche Wirkungen man damit erzielen kann, wissen viele nicht." Dieses Unbewußte bewußt zu machen, unserem oft unklaren Empfinden die feste geschichtliche Grundlage und Richtlinien der Betrachtung zu geben, ist die Absicht W.s, eine Absicht, die dank einem reichen Wissen, erstaunlichem Fleiß und Sammeleifer und einem beträchtlichen Darstellungsvermögen ausgezeichnet verwirklicht worden ist. Genießende und Schaffende können sich aus dem unerschöpflichen Buch immer neue Anregungen holen. Der allgemeine Teil behandelt „Die Schönheiten unserer Sprache" überhaupt, also die Lautwirkungen und die verschiedenen Werte des einzelnen Ausdruckes, wobei das Sprachgeschichtliche den festen Ausgangspunkt aller Betrachtungen bildet. Besonders die Abschnitte „Gefühlswert der Worte", „Glimpfwörter", „Höflichkeitsbezeigungen", „Schimpfwörter", „Volkstümliche Bildersprache", „Geschmack im bildlichen Ausdruck" und „Volkswitz" bringen auch dem Fachmann Neues die Menge. Ob die Ausführungen über „die Frau und die Sprache" nicht besser in den zweiten, besonderen Teil: „Die Schönheiten der dichterischen Ausdrucksweise" gehörten (z. B.

nach „Einflüsse bestimmter Gegenden"), bleibe dahingestellt. Dieser zweite Teil berührt sich im übrigen nahe mit dem, was wir bereits aus manchem Lehrbuch der Poetik und Abhandlungen über den Stil unserer Dichter wissen, steht also an Wert hinter den einleitenden Kapiteln etwas zurück. In erster Linie gilt dies von dem über die Wiedergabe fremder Maße und über Reim und Rhythmus Gesagten, doch sind derartige Aussetzungen nicht im stande, die Freude an dem prächtigen, auch wertvolle Literaturnachweise bringenden Buch irgendwie zu mindern.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Wiener Beiträge zur englischen Philologie,
herausgegeben von J. Schipper.

Band XLI: **Sir John Davies, sein Leben und seine Werke.** Von Margarete Seemann. 92 S. Wien und Leipzig 1913, Wilhelm Braumüller. Preis 4 K 80 h.

Band XXXIV: **Joanna Baillies Plays on the Passions.** Von Dr. Alfred Badstuber. 119 S. Ebenda, 1911. Preis geh. 4 K 80 h.

„Es ist kleineren Dichtern vorbehalten, die Züge des Jahrhunderts in ihren literarisch immerhin bemerkenswerten Erzeugnissen besser und genauer festzuhalten, als die Heroen der Dichtkunst dies vermögen, die mit ihren Werken über die Jahrhunderte und über die Grenzen ihrer Heimat riesenhaft hinauswachsen." Daher hat Margarete Seemann ihre fleißige Arbeit einem Manne gewidmet, der kaum als bedeutender Dichter gelten kann, der seine Zeit, von einem großen Werk abgesehen, mit Poesie so gut ausfüllt wie mit anderen Modedingen, der aber gerade deswegen für die Literatur- wie Kulturgeschichte interessant ist. Ausführlich wird Davies' Hauptwerk *Nosce te ipsum* zergliedert, die Anlehnung an die „Drei Bücher über die Seele" des Aristoteles aufgezeigt, die klare Bildhaftigkeit und Bestimmtheit der Sprache an Proben dieses Lehrgedichtes veranschaulicht, über das Saintsbury urteilt: *It is full of passages finely thought and expressed in a stately music; indeed, Davies ... is one of the most useful poets in English to show how very little the subject has to do with poetry.* Trotzdem das Werk von Aristoteles und den Scholastikern wie Thomas von Aquino beeinflußt ist, zeigen sich schon moderne Züge, auf welche die Arbeit nicht recht eingeht. Zur Zeit Elisabeths wird man wieder auf die praktische Bedeutung der Dampfkraft aufmerksam, wie eine Flugschrift beweist, die eine Art Dampfkanone vorschlägt; ihr Leibarzt Gilbert legt den Grund zur Lehre von der Elektrizität; Francis Bacon führt das Experiment in die Wissenschaft ein; davon bleibt Davies nicht unberührt und man möchte gern mehr von seinen physikalischen Kenntnissen erfahren, deren Ein-

streuung unter die ältere Philosophie der S. 40 mitgeteilten Probe ein so eigentümliches Gepräge gibt und die großen Strömungen des 17. Jahrhunderts vorausahnen läßt. Überhaupt ist es schade, daß hier großenteils ein Referat über die damalige Philosophie statt der Quellen selbst herangezogen wurde. Der richtig erkannte „Versuch, eine Vergleichung der wissenschaftlichen und religiösen Elemente herbeizuführen" (S. 43), hätte noch viel klarer und bestimmter in größere literarische und kulturgeschichtliche Zusammenhänge hineingestellt werden können. Die übrigen Dichtungen, unter denen *The Hymns to Astraea* und eine Paraphrase der Psalmen Beachtung verdienen, werden kurz besprochen, am Schlusse ihre mannigfachen metrischen Formen analysiert. Von größtem Interesse ist heute, in den Tagen der deutsch-irischen Gesellschaft, der Hinweis auf die leider etwas knappe Inhaltsangabe von zwei Prosaschriften: *A Discourse of the True Causes why Ireland was never entirely subdued nor brought under Obediense of the Crowne of England untill the Beginning of his Maiestie's happie Raigne* und *Observations to the Earl of Salisbury.* Von 1603 bis 1619 war Davies *Solicitor General* in Irland; zusammen mit *Lecky's History of England*, Greens Geschichtswerk, *Swift's A short view of the state of Ireland* und *Sir Roger Casement's The Crime against Ireland; and how the War may right it* (jetzt auch deutsch erschienen) geben diese Werke ein erschütterndes Bild von den furchtbaren Leiden der grünen Insel.

Auch Badstuber hat mühevolle Arbeit auf eine Dichterin zweiten Ranges gewandt, auf *Joanna Baillie*, welche weniger für die Literatur als für die Geschichte der Technik des Dramas von Bedeutung ist. Sie schrieb *Plays on the Passions: A series of plays in which it is attempted to delineate the stronger passions of the mind: Each being the subiect of a tragedy and a comedy,* Dramen über die Leidenschaften, die freilich, wie Badstuber hervorhebt, als Buchdramen besser wirken als auf der Bühne. Der *Introductory Discourse* wird ausführlich besprochen; die Dichterin verfolgt mit der Darstellung der Leidenschaften einen m o r a l i s c h e n Zweck: wer ihre Ursachen, Äußerungen und Wirkungen kennt, wird ihnen in seinem eigenen Leben anders entgegentreten, als wenn ihm dieser Seelenspiegel nie vorgehalten wurde. Neben diesem Beitrag zur Geschichte der κάθαρσις-Theorie interessiert uns besonders der Hinweis, daß Grillparzer durch Baillie wohl beeinflußt sein könnte, da er menschliche Leidenschaften sich in ähnlicher Weise (der Neid — Judas, Selbstvertrauen — Gyges, Übermut und sein Fall — König Ottokar) als dramatische Stoffe vormerkte. Auf Shakespeares Tragödien, in denen ebenfalls oft ein scharf heraustretender Charakterzug das Stück zu einem *play on a passion*

macht, wird dagegen nicht weiter eingegangen. In der Zusammenfassung am Schlusse hat Badstuber vortrefflich die Beziehungen der *Plays on the Passions* zu dem *characterwritings* des 17. Jahrhunderts dargestellt, welche von Theophrasts Ἠθικοὶ χαρακτῆρες und *Joseph Hall's Characters* ausgehend, den wohl auch von der theologischen Literatur und den *Moralities* und *Vices* beeinflußten Typus der *humours* in der elisabethanischen Literatur schaffen und auf den englischen Roman wie auf das englische Drama (zum Teil auch auf dem Umwege über Plautus, die *commedia dell'arte,* Molière, Wycherly) einwirken. Diese prächtige Untersuchung, zu der man jetzt noch Baskervills gleichzeitig erschienenes Werk *English Elements in Jonson's Early Comedy* hinzunehmen wird, ist für die Geschichte des Dramas von allgemeinem Interesse und rechtfertigt die liebevolle Beschäftigung mit der Dichterin, der es infolge der starren Unterordnung unter ihre dramatische Theorie, wie der Verf. nachweist, bei allem Verdienste um das englische Drama nicht gegönnt war, in freiem dichterischem Schaffen ein Werk von dauernder Bedeutung hervorzubringen.

Daß Joanna Baillie schon 1808 als Gast Scotts in Edinburgh weilte und damals ihre Freundschaft mit ihm begründet wurde, könnte erwähnt sein; ebenso daß Byron im Vorwort zu Marino Faliero (1820) ihrer mit den anerkennenden Worten gedenkt: *But surely there is dramatic power somewhere, where Joanna Baillie, and Milman, and John Wilson exist.*

Bruck a. d. Mur. Dr. Fritz Karpf.

Robert v. Pöhlmann, Griechische Geschichte. Fünfte, umgearbeitete Auflage. München 1914, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. VIII, 377 S. Geh. 6 M., geb. 8 M. (Handbuch der klassischen Altertumsw., III. Band, 4. Abteilung. Begründet von J. v. Müller, fortgeführt von R. v. Pöhlmann).

Dieses Buch ist noch vor Beginn des Krieges erschienen. Das Ersuchen um dessen kurze Anzeige ist jetzt erst an mich gestellt worden. Das Versäumnis[1]) tut aber keinen Schaden; der rasche, seit 1895 eingetretene Verbrauch von vier Auflagen, dem anfangs sogar der Umstand sehr hinderlich war, daß nur ganze Bände des „Handbuches" abgegeben wurden, während jetzt auch die einzelnen Abteilungen gesondert buchhändlerisch abgegeben werden, gibt lauter, als es Lobeserhebungen vermöchten, Zeugnis von der hervorragenden Tüchtigkeit und Brauch-

[1]) Es ist auch nicht von uns verursacht, wie eigens festgestellt sei; das Werk kam uns verspätet von der Verlagshandlung zu.

Die Schriftleitung.

barkeit des Buches für ein eingehenderes Studium der griechiscehn Geschichte. Dies auszusprechen ist es auch drei Jahre nach dem Erscheinen nicht zu spät, betrübend aber ist, zugleich das inzwischen erfolgte Ableben des verdienten Verf.s beklagen zu müssen, der für das Verständnis der wirtschaftlichen Fragen und der sozialen und kommunistischen Bewegung im Altertum sein Leben lang so Erhebliches geleistet hat.

Es war eine der Hauptabsichten des verewigten Verf.s, durch das Studium der Geschichte politische und soziale Bildung und Einsicht zu verbreiten; diesem Zwecke dienen denn auch die meisten der Änderungen und Zusätze in der neuen Auflage, die in der Vorrede aufgezählt werden und die Pöhlmann veranlaßten, seinen Grundriß nun auch selbst als „politisches Lesebuch" zu bezeichnen. In diesem Sinne ist diese griechische Geschichte gerade heute doppelt willkommen, da so viele am Werke sind, in Wort und Tat die weitestgehende Demokratisierung als das Allheilmittel den Staaten der ganzen Welt anzuempfehlen oder aufzudrängen, auch denen, die gar kein Verlangen danach haben. Die griechische Geschichte ist schon einmal, wie gerade Pöhlmann gezeigt hat, sehr zu Unrecht von G. Grote, dem Advokaten des Demos von Athen, für politische und wirtschaftliche Irrlehren als Zeugin mißbraucht worden; es ist für uns Deutsche wertvoll, daß wir in Pöhlmanns Darstellung ein Werk besitzen, das uns vor den abermaligen Nachreden und vor der Verbreitung der blendenden Phrasen des englisch-amerikanischen Liberalismus und vor den Lehren seiner nationalökonomischen Schule zu behüten vermag.

Wien. Adolf Bauer.

Chronik des deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. VIII. Band. Vom 21. August bis 20. September 1915. Mit Namen- und Sachregister über Band V bis VIII nebst vier Bildnissen und einem Kärtchen. München 1916, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Der vorliegende Band dieser Sammlung, die eines der wichtigsten Quellenrepertorien für die Geschichte des Weltkrieges werden dürfte und danach auf das höchste zu bewerten ist, nimmt seinen Einschnittspunkt mit dem 20. September 1915, d. h. mit dem Beginn des Angriffes der vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere gegen Serbien, womit der Abschluß der zweiten Periode des Krieges bezeichnet werden darf; diese bildet den Inhalt der Bände V—VIII. Der vorliegende Band, der mit den Ereignissen des 21. August 1916 beginnt, weist alle Vorzüge der früheren Bände auf: trotz der Menge der Einzelberichte möglichste Vollständigkeit der Ma-

terialien: der amtlichen Kriegsberichte, der wichtigsten politischen Ereignisse in den einzelnen Ländern der Kriegsmächte, der parlamentarischen Vorgänge, der Auslassungen hervorragender Staatsmänner usw. Was die Bedeutung der einzelnen Teile der Sammlung betrifft, mag nur auf einzelnes hingewiesen werden, z. B. auf die aus dem k. k. Kriegspressequartier stammende Darstellung des Frühjahrsfeldzuges von 1915 in Galizien, die, glänzend geschrieben, einen vollständigen und übersichtlich gehaltenen Bericht über die großen Waffenerfolge der Verbündeten in Galizien gibt und für künftige Belehrung die besten Dienste leisten mag. Desgleichen darf die Wiedergabe der englischen Kritik an der englischen Kriegsführung (S. 214 ff.) oder jener der Morning-Post (S. 216) erwähnt werden. Besonders beachtenswert ist, was über die deutsch-englischen Verhandlungen vom Jahre 1912 (S. 220), über den Brief Greys vom 26. August 1915 und dessen Widerlegung (S. 94) beigebracht wird. Man ersieht daraus klar, wer die Schuld daran trägt, daß die im Winter 1912 gemachten Versuche, mit England zu einer den Weltfrieden sichernden Verständigung zu gelangen, gescheitert sind. Für Englands Haltung war eben die Sorge um seine Beziehungen zu Rußland und Frankreich ausschlaggebend. Auch zur belgischen Frage enthält der Band höchst wichtige Einzelheiten. Wie heute schon einsichtsvolle Belgier selbst über die von ihrer Regierung einseitig gewahrte Neutralität denken, wird an der Hand des Buches von F. Norden „*La Belgique Neutre et l'Allemagne d'après les hommes d'Etat et les juristes belges*" — Norden ist Advokat bei dem Appellgerichtshof in Brüssel — lichtvoll auseinandergesetzt. Norden zeigt, daß Belgien längst aufgehört hatte, im Innern neutral zu sein, daß es sich aber wie ein verwöhntes Kind eingebildet hat, durch die Neutralitätsverträge gegen jede Kriegsgefahr geschützt zu sein. Anderseits beachte man, wie z. B. Lord Balfour S. 283 seine von Ausfällen gehässigster Art gegen Deutschland und den Unterseebootkrieg Deutschlands strotzenden Schreiben für amerikanische Stimmungsmache in die Welt hinaussendet oder wie der serbische Ministerpräsident sich jetzt offenherzig über Englands Schuld an dem für die Entente üblen Ausgang der Dinge auf dem Balkan ausspricht. Wir möchten endlich noch auf Bothas Triumphzug in holländischer Beleuchtung, auf das Recht der Polen auf den Gebrauch ihrer Muttersprache und auf den engeren Zusammenschluß der Mittelmächte in wirtschaftlichen Fragen hinweisen. Wie man sieht, gibt es außer den eigentlichen Kriegsangelegenheiten eine ganze Reihe anderer wichtiger Fragen, die zur Erörterung gestellt sind. Der Band enthält außer einer Übersicht über den Inhalt noch ein vorzügliches Namen- und Sachregister zu Band V—VIII. Beigegeben sind die Bildnisse der Generalobersten von Heeringen und von Falkenhausen und der

Generale von Puhallo-Brlog und von Pflanzer-Baltin und die Karte zur Schlacht bei Anafarta (Gallipoli).

Graz. J. Loserth.

Dr. Gustav Braun, Mitteleuropa und seine Grenzmarken. Ein Hilfsbuch für geographische Studien und Exkursionen. 141. Band der Sammlung „Wissenschaft und Bildung". Leipzig 1917, Quelle & Meyer. 164 S. Preis 1 M. 25 Pf.

Der Verf. wendet sich mit seinen Ausführungen an den gebildeten Laien, um ihm „an einem bestimmten Beispiele zu zeigen, wie die wissenschaftliche Erdbeschreibung der Gegenwart arbeitet, was der geographische Begriff Mitteleuropa bedeutet, und welche Lösung der Grenzprobleme sich vom geographischen Standpunkte aus gewinnen" läßt. Nicht genug damit, will er auch „dem angehenden Fachmanne, dem Lehrer und Studierenden ein Hilfsmittel bei einschlägigen Studien" geben und ihm „Methoden und Literatur zeigen, mit denen er sich selbst weiterhelfen" könne. Es ist fürwahr keine kleine Aufgabe, die er auf dem Raume von rund 160 Seiten Oktavformates zu lösen unternimmt. Vom fachlichen Standpunkte aus erweckt vor allem Interesse, daß er eine bisherige und eine neue Methode der besonderen Erdbeschreibung unterscheidet. Jener lag nach seiner Ansicht „die Anwendung der einzelnen Zweige der sogenannten allgemeinen Erdkunde auf den jeweils darzustellenden Erdraum" ob, während diese von deren feststehenden Erkenntnissen ausgehe, zur Grundlage den Erdraum selbst habe und ihn „in seiner Gesamtheit erforsche, analysiere und darstelle", hiebei aber nicht „nach dem Wo und Warum der Einzelerscheinung frage, sondern deren Erklärung bereits als gegeben voraussetze" und das „Zusammentreten der Einzelerscheinungen auf bestimmtem Raume zu erforschen und seine landschaftliche Eigenart, seine Physiognomie zu ermitteln" trachte. Es will fast scheinen, daß zwischen den beiden Methoden kein so tiefgreifender Unterschied bestehe, als nach dem Gesagten anzunehmen wäre, da ja auch bisher die Anwendung der Erkenntnisse der allgemeinen Erdkunde auf die Einzelerscheinungen des zu behandelnden Erdraumes nichts anderes war als eine genetische Betrachtung beziehungsweise Erklärung der landschaftlichen Eigentümlichkeiten des betreffenden Gebietes. Dem Warum kann auch die sogenannte neue Methode nicht aus dem Wege gehen, weil sie in dem Augenblicke, in dem sie dies tut, die Ermittlung der Physiognomie zur reinen Beschreibung und altehrwürdigen Inventarisierung der Einzelerscheinungen herabdrücken würde. Gerade das nachdrücklich betonte Aufbauen der geographischen Erkenntnis und Darstellung auf der eigenen Beobachtung und die Hochschätzung der

Auswertung des Inhaltes verläßlicher Karten sind ein Beweis dafür, daß es nicht am Platze sein dürfte, von einer neuen Methode zu sprechen. Echte länderkundliche Würdigung eines Gebietes hat nie etwas anderes gewollt als Vermittlerin des verständnisvollen Erfassens aller das Landschaftsbild bedingenden geographischen und historischen Faktoren zu sein. Über die Beobachtung als Grundlage der Geographie hat übrigens bereits A. Penck in ausführlicher Weise gehandelt. Stofflich gliedert sich das Buch in sieben Abschnitte. Sie haben zum Vorwurfe die „Grundlagen an Karten und die Bearbeitung derselben", die „literarischen Grundlagen und deren Benützung", die „geographische Forschung und Darstellung", die Entwicklung des Landschaftsbildes von Mitteleuropa, die Landschaften Mitteleuropas, die Grenzmarken und zum Schlusse einen Überblick über Aufgaben und Anleitungen zu geographischen Beobachtungen in Mitteleuropa. Das Hauptthema wird erst auf S. 44 mit dem „Werden der mitteleuropäischen Landschaft" in Angriff genommen. Die Darstellung enthält eine Reihe wertvoller Gedanken, bewegt sich aber vielfach nur in dem Rahmen einer übersichtlichen Würdigung der zahlreichen Probleme, die die Geographie von Mitteleuropa in sich schließt. Landschaftlich wird das Gebiet in die gewöhnlichen Unterabteilungen: Norddeutschland, Mitteldeutschland, Südwestdeutschland, Oberdeutschland und die Alpen zerlegt. Das Schwergewicht der Behandlung scheint auf den „Grenzmarken" zu ruhen. Es werden westliche (Flandern, Lothringen, Elsaß und Schweiz), Südmarken (in den Alpen ohne bestimmte Grenze), Ostmarken (Preußen, Posen und Schlesien) und Südostmarken (Mähren, Oberösterreich, Niederösterreich, Steiermark und Krain) unterschieden. Der Verf. findet, daß diese Marken dauernd in den „Depressionszonen der europäischen Politik" liegen und meint, daß der „künftige große Zug der Grenzfestsetzungen von dem zusammenhängenden Bande der Grenzmarken ausgehen müsse, wenn er Dauerndes schaffen wolle". Damit soll dem Politiker gezeigt werden, „welche Grundlegung und Ziele die Erdbeschreibung seinen Forderungen zu gewähren vermag". In dem letzten, fünf Seiten umfassenden Abschnitte unterscheidet der Verf. Exkursionen und Studienreisen. Als Zweck dieser wird die allgemeine Kenntnisnahme eines meist größeren Gebietes hingestellt, als Aufgabe jener die intensive Durcharbeitung eines räumlich kleineren Gebietes. Daß man nur das zu beobachten suchen soll, was weder auf Karten noch in der Literatur dargestellt ist, dürfte wohl kaum auf allgemeine Billigung rechnen können. Auffallend ist, daß innerhalb der Aufzählung der topographischen Spezialkarten unsere Monarchie etwas zu kurz kommt. Von unserer Spezialkarte wird nur gesagt, daß sie in „schwarzer, oft etwas zu dunkler Ausgabe das Gelände in 50 *m* Isohypsen und mit Hilfe

von Schraffen wiedergebe". Abgesehen davon, daß auch die farbige Ausgabe, die im Jahre 1911 zu erscheinen begann, Erwähnung verdient hätte, ist es nicht richtig, daß der Vertikalabstand der Schichtenlinien 50 *m* beträgt. Daß die Spezialkarte als Alpenkarte völlig versagt, steht im Gegensatz zu A. Pencks Äußerung (Neue Alpenkarten S. A. S. 25), daß sie es vor allem gewesen sei, die zum führerlosen Wandern im Hochgebirge angespornt habe. Von der österreichischen Originalaufnahme hätte doch wenigstens der Maßstab angegeben werden sollen. Unter den „amtlichen Strombeschreibungen" auf S. 30 vermißt man die vom k. k. hydrogr. Zentralbüro herausgegebenen „Beiträge zur Hydrographie Österreichs".

Innsbruck. J. Müllner.

E. Bardeys Aufgabensammlung für Arithmetik, Algebra und Analysis. Reformausgabe A: Für Gymnasien, Unterstufe, bearbeitet von Dr. W. Lietzmann. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig und Berlin 1916, B. G. Teubner. Preis geb. 1 M. 90 Pf.

Obgleich die Aufgabensammlungen von Bardey an den heimischen Lehranstalten bei weitem nicht jene Ausbreitung gewonnen haben wie die in ihrer Art ganz einzige und unübertroffene von Heis, so sind dieselben doch bei den im letzten Jahrzehnt so zahlreich verfaßten Lehr- und Aufgabenbüchern der Mathematik gar häufig als reiche Fundgrube der mannigfaltigsten Aufgaben in Anspruch genommen worden. Denn überaus reich und vielgestaltig an guten Aufgaben sind alle diese Bardeyschen Bücher. Doch da zur Zeit, da diese Bücher geschrieben wurden, dem Begriffe der Funktion und ihrer zeichnerischen Darstellung beim Schulunterrichte wenig oder nur nebenbei eine Bedeutung zugemessen wurde, so hätten dieselben — zum Schaden der Schule — an Brauchbarkeit verloren. Es muß daher mit Freuden begrüßt werden, daß sich Männer mit dem Bestreben zusammengefunden haben, diese Bücher dem jetzigen Unterrichtsvorgange, der den Funktionsbegriff an die Spitze stellt, in brauchbarer Art anzupassen. Die Leitung dieses Unternehmens liegt in den Händen des Oberrealschuldirektors Dr. W. Lietzmann, von dem auch die Umarbeitung des vorliegenden Bändchens herrührt, das den arithmetischen Lehrstoff von den Elementen der Buchstabenrechnung bis einschließlich der Lehre von den quadratischen Gleichungen und den Logarithmen enthält.

Diese Umarbeitung kann als eine in jedem Belange sehr gelungene bezeichnet werden. Dem Funktionsbegriffe wird die weitestgehende Würdigung zu teil. Aber nicht bloß die analytischen Funktionen werden in den Kreis der Betrachtung gezogen, auch uneigentliche „tabellarische" Funktionen werden

durch Schaubilder mannigfacher Art zur anschaulichen Darstellung gebracht. Bei der Fülle des in dieser Hinsicht Gebotenen wird der Lehrer weise Beschränkung sich auferlegen müssen; denn diese Darstellungen nehmen viel Zeit in Anspruch, die dem eigentlichen mathematischen Denkunterrichte leicht verloren geht. Verf. warnt selbst vor Überschreitungen auf diesem Gebiete; kostet ja oft eine einzige funktionelle Darstellung die ganze Lehrstunde! Ganz neu und eigenartig mutet der Vorgang an, daß gleich im Anfange bei den einzelnen Rechnungsarten die abgeleiteten Sätze auf die Auflösung von Gleichungen angewendet werden, was nur gut zu heißen ist, weil der Schüler so mit Leichtigkeit mit dieser wichtigsten mathematischen Arbeit vertraut wird. Gern gibt Gef. seiner Überzeugung Ausdruck, daß dieses Lehrbuch großen Nutzen dem mathematischen Unterrichte bringen wird.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

W. Winkelmann, Dipl. Ing. in Berlin-Friedenau. I. Band Grundlagen und Einzelapparate der Fernsprechtechnik. 135 S. Mit 56 Abbildungen. II. Band: Fernsprechanlagen, ihre Ausführung und ihr Betrieb. 141 S. Mit 59 Abbildungen. Berlin und Leipzig 1916, G. J. Göschen. (Sammlung „Göschen", Band 155 und 773.) Preis jedes Bändchens 1 M.

Gegenüber der älteren, im Buchhandel vergriffenen Bearbeitung desselben Gegenstandes, die von Dr. L. Rellstab vollzogen wurde, ist nunmehr die Verteilung auf zwei Bändchen vorgenommen worden.

Im ersten sind zunächst die Prinzipien des Fernsprechers erörtert und die wichtigsten Einzelapparate (Fernhörer, Mikrophon, Mikrotelephon, Induktionsspulen, Drosselspulen und Überträger, Kondensatoren, Schaltorgane, Verbindungsorgane, akustische und optische Anruforgane, Überwachungsorgane, Stromquellen und Fernleitungen) beschrieben und durch recht gelungene, meist schematische Figuren dem Verständnisse des Lesers nahegebracht worden. Hiebei wurde auch der theoretische Teil des zu behandelnden Gegenstandes insoweit berücksichtigt, als es unbedingt erforderlich war. Es wurde auch das Verhalten langer Fernsprechleitungen unter Bezugnahme auf die Arbeiten von Breisig und Pupin zur Darstellung gebracht.

Im zweiten Bande finden wir in erster Linie eine Erörterung der Teilnehmerstationen, einerseits für den Hausverkehr, anderseits für den Fernverkehr. Sehr gelungen ist die im Buche gegebene Beschreibung von Fernsprechzentralen und -ämtern einschließlich der in neuerer Zeit immer mehr zur Geltung kommenden Selbstanschlußämter. In kurzer Weise, aber dennoch recht verständlich sind die Nebenstellenanlagen, die namentlich

in der Geschäftstelephonie sich einer großen Beliebtheit erfreuen, besprochen worden.

Nicht unerwünscht werden die der Statistik des Fernsprechwesens entnommenen Zahlenzusammenstellungen sein, aus denen der geradezu großartige Fernsprechbetrieb ersehen werden kann. Willkommen sind auch die zahlreichen Hinweise, wie Literatur- und Zeitschriftenverzeichnisse. Die vorgenommenen Beschreibungen werden durch mehrfache Beispiele praktischer Ausführungen ergänzt.

Wir empfehlen die Lektüre der beiden vorliegenden Bändchen der Göschenschen Sammlung auf das angelegentlichste; dieselbe wird nicht nur allgemeinem Interesse begegnen, sondern auch dem Physiker und allen jenen, die in der Telegraphen- und Telephonpraxis stehen, genug der Belehrung und Anregung bieten.

Baden bei Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. Jakob Lorscheids kurzer Grundriß der organischen Chemie für höhere Lehranstalten, insbesondere für Oberrealschulen und Realgymnasien. Vollständig neu bearbeitet von Prof. Paul Kunkel. 3. Aufl. Mit 28 Figuren. Freiburg im Breisgau 1915, Herder. 8°. 124 S.

Die guten Eigenschaften der Lorscheidschen Bücher, über die Ref. sich in dieser Zeitschrift schon des öfteren geäußert hat, kommen auch an der vorliegenden Neuauflage des kurzen Grundrisses der organischen Chemie zur Geltung.

Die Ausstattung ist wieder recht hübsch. Die meisten der beigegebenen 28 Figuren sind nach Skizzen des Verf.s hergestellt worden. Der Druck ist scharf; nur viel Kleindruck kommt zur Anwendung. Auf einem dem Buche inliegenden Zettel macht die Verlagshandlung kund: „Der Einband des vorliegenden Buches mußte wegen der durch den Krieg hervorgerufenen Schwierigkeiten in Material und Verzierung vereinfacht werden.“ Ref. findet den Einband übrigens ganz nett; freilich so schön wie der der 2. Auflage ist er nicht; das war aber auch fast eine Prachtausstattung für ein gewöhnliches Schulbuch.

Die gebotene Stoffmenge ist gegen früher kaum geändert worden; für zeitgemäße Ergänzungen, z. B. über das Trinitrotoluol, wurde durch unerhebliche und dem Lehrgang zuträgliche Kürzungen Raum geschaffen. Die Angaben, welche sich auf die Konstitution der Eiweißstoffe beziehen, stützen sich auf die prächtigen Arbeiten von Emil Fischer.

Betreffs der Methode soll erwähnt werden: Vom Versuche und von der Betrachtung einfacher Verbindungen wird ausgegangen. „Die chemische Technologie ist insoweit berücksichtigt, als sie durch schlichte Darstellung dem Schüler

nahezubringen ist." Die Versuche sind im Kleindruck beschrieben und durch einen kräftigen Vertikalstrich am Textrand hervorgehoben. Übrigens wird an vielen Stellen durch das eingeklammerte Wort „Versuch" zur Anstellung von solchen aufgefordert.

Im allgemeinen läßt sich betreffs der Genauigkeit des Lehrstoffes weder in sachlicher noch in sprachlicher Hinsicht etwas aussetzen. Ab und zu sind aber Zeichen von Flüchtigkeit zu finden, so z. B. S. 79, A. 4: „Aus . . . dem sogenannten Invertzucker kann er mittels seiner schwerlöslichen CaO-Verbindung vom Traubenzucker getrennt werden." S. 91, A. 5: „Physiologisch hervorragend wichtig ist das Hämoglobin. Als Oxyhämoglobin ist es der Farbstoff im arteriellen Blut." S. V, A. 2 (Vorwort): „bilden möglichst stets den Ausgang." S. V, l. A.: „Die . . . . Figuren sind . . . . planmäßig einfach, um dem Schüler nur das Wesentliche vor Augen zu führen, hergestellt worden."

Die Schreibung der Fremdnamen erscheint konsequent im modernen Sinne durchgeführt.

Wien. Joh. A. Kail.

Die Philosophie der Gegenwart. Von o. Univ. Prof. Dr. August Messer. „Wissenschaft und Bildung", Band 138. Leipzig 1916, Quelle & Meyer. Preis geb. 1 M. 25 Pf.

Das Bändchen ist inhaltlich eine Ergänzung der Kapitel VI—VIII des von demselben Verf. im gleichen Verlage erschienenen III. Teiles der Geschichte der Philosophie. Dadurch erklärt sich vielleicht auch die auffallend knappe Darstellung der Philosophie Hartmanns und Wundts zusammen auf kaum fünf Seiten, während in der „Geschichte" beiden Forschern je sechs Seiten gewidmet sind. Seiner Absicht nach ist das vorliegende Bändchen vielmehr als eine bloß geschichtliche Darstellung, es ist eine propädeutische Einführung in die philosophischen Richtungen der Gegenwart, ausgezeichnet durch Klarheit, Sachlichkeit und gründlichste Sachkenntnis. Eine strenge Einteilung, die alle Richtungen umfaßte, läßt sich nicht geben und so war es ein glücklicher Gedanke des Verf.s, die einzelnen Richtungen nach ihrem vorwiegenden „richtunggebenden" Momente zu sondern. Es erhält dadurch folgende Einteilung: 1. Religiös-Kirchliche Philosophie, und zwar katholische (Neothomismus, Schell) und protestantische (Wernle, Eucken). 2. Irrationalistische Philosophie (Bergson, Theosophie). 3. Rationalistische (wissenschaftliche) Philosophie, und zwar naturalistisch orientierte (Haeckel, Ostwald, Monismus; Ed. v. Hartmann, Wundt), kulturwissenschaftlich orientierte (Windelband, Rickert), erkenntnistheoretisch orientierte (Mach, Vaihinger,

Pragmatismus, kritischer Idealismus, Husserl, kritischer Realismus). Der Verf. ist seinem Vorsatz „nach Möglichkeit objektiv zu sein" getreu geblieben; immerhin läßt seine wenn auch nirgends vordringliche Kritik deutlich erkennen, in welcher Richtung er eine Fortbewegung des philosophischen Denkens für nicht ersprießlich oder für erfolgreich hält. So werden sehr zutreffend die Einseitigkeiten und Mängel an dem Irrationalismus Bergsons und dem Positivismus und Pragmatismus hervorgehoben. Ebenso richtig wird gegenüber scheinbar isoliert stehenden Erscheinungen wie Vaihinger („Fiktion" als Leitbegriff) und Husserl (Phänomenologie) der Zusammenhang mit bekannten und breiteren Richtungen aufgezeigt. Sehr verdienstvoll ist es endlich, wenn das Gemeinsame in verschiedenen Richtungen zusammengeschaut und damit der Überblick namentlich dem Anfänger wesentlich erleichtert wird; so werden z. B. S. 117 die gemeinsamen Tendenzen der Badischen und Marburger Philosophenschule hervorgehoben, S. 123 neben den eigentlichen Vertretern des kritischen Idealismus auf die früher behandelten Denker Hartmann, Wundt und Paulsen zurückverwiesen. Ebenso anerkennenswert ist, wenn in der Behandlung des in der Problemstellung und Terminologie von der modernen Forschung oft abweichenden Neothomismus sozusagen eine Übertragung in die moderne Ausdrucksweise vorgenommen und damit das Verständnis dieser Richtung sowie die Stellungnahme zu ihr dem nicht theologisch Geschulten erleichtert wird. Ob man Eucken noch unter die kirchlichen Philosophen rechnen kann? Er könnte vielleicht auch in dem Abschnitt „Kulturwissenschaftlich orientierte Philosophie" seine Stelle finden; vermutlich war aber für den Verf. maßgebend, daß man, wie er S. 29 richtig bemerkt, „bei nüchterner Prüfung insbesondere eine ausreichende erkenntnistheoretische Grundlegung seiner Metaphysik vermissen" werde. Haeckel wird scharf, aber nicht ungerecht kritisiert. Aus diesem Zusammenhang sei noch eine Äußerung des Verf.s herausgehoben (S. 60): „Es rächt sich doch wohl, daß man im Laufe des 19. Jahrhunderts den propädeutisch-philosophischen Unterricht aus den höheren Schulen entfernt hat und daß selbst auf den Hochschulen im allgemeinen nur die künftigen Oberlehrer und Theologen sich etwas mit Philosophie beschäftigen." Der Verf. hat hier reichsdeutsche Verhältnisse vor Augen; aber die Mahnung, den philosophisch-propädeutischen Unterricht nicht zu verkürzen und zu vernachlässigen, ist auch für uns, die ihn als Lehrfach im Unterrichtsplan haben, sehr beherzigenswert.

Wien. Richard Meister.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Das albanische Schulwesen vor dem Kriege und heute.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts kann von albanischen Schulen überhaupt nicht die Rede sein. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwachte das albanische Nationalgefühl und es ertönte der Ruf nach Schulen mit albanischer Unterrichtssprache. Diesem Wunsche widersetzte sich bekanntlich die türkische Regierung bis in die letzten Jahre ihrer Herrschaft. Wohl gab es türkische Schulen im Lande, auf dem Papier sogar sehr viele. Nur wenige von ihnen sollen jedoch wirklich und regelrecht funktioniert haben. Diese Anstalten wurden nur von Mohammedanern besucht und umfaßten sieben Jahrgänge. Hauptsächlich wurde die türkische Sprache und der Koran in ihnen gelehrt und die Schüler, die diese sieben Klassen durchgemacht hatten, wurden zumeist *Arzuháldschi*, d. i. Advokatenschreiber, wie es deren noch heute in den albanischen Städten genug gibt. Diese *Arzuháldschi* haben in den wenigsten Fällen ein ihnen gehöriges Lokal, in dem sie ihre Klienten empfangen, sondern zumeist haben sie ihren Tisch in einem Winkel der Rasierstube, des Kaffeehauses oder der Apotheke aufgeschlagen. Dort kommen die Leute zu ihnen und sie schreiben ihnen Gesuche, Eingaben, Anklageschriften u. a. und verdienen sich damit ein ganz schönes Stück Geld. In der letzten Zeit vor dem Balkankriege unterhielt die Türkei auch einige höhere Schulen in den größeren Städten Albaniens, so in Berat ein unvollständiges Obergymnasium (Idadije) und ein Untergymnasium (Rüschdije), in Valona eine Rüschdije.

Während die ottomanische Regierung der Gründung national-albanischer Schulen nie besonders geneigt war, war sie anderseits zu machtlos, um dem Umsichgreifen konfessionell-nationaler Propagandaschulen Einhalt zu tun. Ja es scheint, als ob die Regierung die Gründung derartiger Unterrichtsanstalten gar nicht ungern gesehen und sie dem Entstehen national-albanischer Schulen gegenüber als das kleinere Übel betrachtet hätte. So wuchsen im orthodoxen Südalbanien die g r i e c h i s c h e n S c h u l e n wie Pilze empor. Im San-

dschak Berat beispielsweise gab es im Jahre 1911 bei einer Einwohnerzahl von 114.000 Mohammedanern und 52.000 orthodoxen Christen neben 26 türkischen Schulen 67 griechische, davon 7 Mädchenschulen. Und weiter im Süden, in Gjinokastré usw. war die Zahl der griechischen Schulen eine noch höhere. Im Norden reichten die griechischen Schulen bis nach Elbasan, wo eine sehr angesehene griechische Schule bestand, an der auch der Elbasaner Patriot und albanische Philologe Konstantin Kristoforidis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Lehrer tätig war. Ja selbst Tirana hatte noch eine griechische Schule. Die Stadt ist zwar zum größten Teil mohammedanisch, aber sie hat eine wlachische Kolonie, deren Angehörige das Balkanrumänische (Aromunische, Zinzarische, Wlachische) als Muttersprache sprechen und sich sämtlich zur griechisch-orthodoxen Kirche bekennen. Diese griechischen Schulen hatten alle das Neugriechische als Unterrichtssprache. Eine andere Sprache wurde nicht gelehrt, am allerwenigsten natürlich das Albanische. Auch sonst trachtete man, die Schulen im streng griechischen Geiste zu halten. Griechische Geschichte lernten die Kinder als die Geschichte *ihres* Volkes, historische Irrtümer, wie ursprüngliche Zugehörigkeit der „Pelasgo-Illyrier", wie man sich laienhaft auszudrücken pflegte, zum griechischen Volksstamme, Abstammung der albanischen Sprache aus der griechischen, von der sie nur einen verderbten Dialekt darstelle, wurden von nur sehr mangelhaft gebildeten, in griechisch-nationalistischer Propaganda aber desto fanatischeren Popen und Lehrern den Kindern schon im zarten Alter eingeimpft. Die Männer, die aus diesen griechischen Schulen hervorgegangen sind, sprechen das Neugriechische fast besser als das Albanische und haben sich bis vor kurzem infolge ihres ganzen Erziehungsganges und unter dem steten Einfluß ihrer Kirche vielfach nicht als Albaner, sondern als Griechen zu fühlen begonnen. Unter dem Deckmantel der Religion haben diese Schulen unter der Leitung des Vereines zur Verbreitung der hellenischen Sprache in Athen tatsächlich der nationalen Propaganda gedient. Und der Umstand, daß die Begriffe Konfession und Nationalität auf dem Balkan von jeher durcheinander geworfen wurden, hat den Schulen ihre Tätigkeit unter den griechisch-orthodoxen Albanern sehr erleichtert. Noch heute findet man in den Namen der orthodoxen Christen Mittel- und Südalbaniens die Spuren dieser griechischen Propaganda. Neben dem echt albanischen Familiennamen führen die Zöglinge dieser nationalistischen Schulen prunkvolle griechische Taufnamen; dabei denke ich keineswegs an die Heiligennamen der orientalischen Kirche, wie Spiro, Anastas, Gjergji, Mitro u. a., sondern an Namen wie Μιλτιάδης, Θεμιστοκλῆς, Δημοσθένης, Περικλῆς, die mit der Religion nichts zu tun haben und in den letzten Jahrzehnten ja auch im neuen Griechenland als Zeichen echt nationaler Gesinnung sehr in Schwung gekommen sind.

In Valona, Durts und Shkodra bestanden *italienische Volksschulen*, die, von der italienischen Regierung erhalten, nominell nur für die italienischen Kolonien in den genannten Städten bestimmt waren.

tatsächlich aber auch von den Söhnen einheimischer Familien besucht wurden und dadurch zur Verbreitung der italienischen Sprache beitrugen. Es wäre ungerecht, wollte man nicht zugeben, daß diese italienischen Schulen im Gegensatz zu den griechischen in ihren pädagogisch-didaktischen Leistungen ganz gut waren. Im italienischen Fahrwasser segelte auch bis vor zwei Jahren die Jesuitenschule in Shkodra, die, von Jesuiten der italienischen Kirchenprovinz geleitet, italienische Unterrichtssprache hatte und das Albanische ganz bei Seite ließ. Die Unterrichtsmethode der Jesuitenschule in Shkodra war jedoch im Gegensatz zu den weltlichen italienischen Schulen den modernen Anforderungen der Pädagogik und Didaktik nicht entsprechend.

Österreich-Ungarn hat gemäß seiner Mission als Protektor der katholischen Nordalbaner im Jahre 1861 durch eine für jene Zeiten stattliche Subvention die Gründung der Franziskanervolksschule in Shkodra ermöglicht, die sich von Anfang an bis heute der materiellen sowie der geistigen Unterstützung unserer Monarchie erfreute. Anfangs waren die Franziskaner, die die Schule in Händen hatten, noch nicht, wie heute, durchwegs Albaner, sondern sie rekrutierten sich zum großen Teile aus den italienisch sprechenden Gebieten der Monarchie und so kam es, daß auch die Franziskanervolksschule in den ersten Jahrzehnten ihres Bestandes die italienische Unterrichtssprache hatte. Das Verdienst jedoch gebührt Österreich, daß es von Anfang an darauf Gewicht legte, daß auch das Albanische, wenn auch zuerst nur mit wenigen Wochenstunden, in der Franziskanerschule gelehrt und gepflegt wurde. Und wie sich das Kloster selbst unter österreichischem Schutze immer mehr zu einem Zentrum des albanisch-nationalen Gedankens entwickelte, so trug auch die Schule das Ihrige bei, das Nationalgefühl in der albanischen Jugend zu wecken. Als dann nach und nach die alte Franziskanergeneration durch eine neue, rein albanische ersetzt worden war, vollzog sich um die Wende des 20. Jahrhunderts der Umschwung: Das Albanische wurde Unterrichtssprache in der Franziskanerschule und als zweite Sprache wurde von unten an mit einigen Wochenstunden das Deutsche gelehrt. Seit Jahren wirkt nun schon der in Innsbruck ausgebildete P. Vinzenz Prennushi mit glänzenden Erfolgen als Deutschlehrer. Unsere Bemühungen um die Franziskanerschule haben sich auch praktisch nutzbringend gemacht. Denn viele ehemalige Zöglinge der Schule leisten heute unserer Verwaltung in Albanien infolge vollkommener Beherrschung der deutschen Sprache wertvolle Dolmetscherdienste.

Überdies erwarb sich unsere Monarchie schon lange vor dem Kriege dadurch große Verdienste um die Hebung und Nationalisierung des albanischen Schulwesens, daß sie begabte Absolventen der Shkodraner Schulen an österreichischen Lehrerbildungsanstalten, in Klagenfurt und in Wien, zu Volksschullehrern heranbilden ließ. Alle weltlichen Lehrer, die heute neben den Patres an der Franziskanerschule oder an der gleich zu besprechenden weltlichen Gemeindeschule wirken, haben sich in Österreich ein Lehrbefähigungszeugnis erworben und lehren nun, durchwegs auch der deutschen Sprache mächtig, nach der in der

österreichischen Volksschule heute geübten Methode. Erst dieser Stab von mitteleuropäisch geschulten Lehrern ermöglichte es uns, in der Zeit der internationalen Besetzung Shkodras zunächst gemeinsam mit den anderen Mächten die Gemeindeschule ins Leben zu rufen, die, bald nur von durchwegs geprüften österreichischen Lehrern albanischer Nationalität geführt, mit Lehrmitteln für die naturwissenschaftlichen Fächer und die Geographie ausgestattet, genau nach dem österreichischen Schulprogramm unterrichtet und neben der albanischen Unterrichtssprache Deutsch als zweite Sprache lehrt. Die Franziskanerschule besteht heute aus fünf Volksschul- und zwei Bürgerschulklassen, die Gemeindeschule aus fünf Volksschul- und vorläufig erst einer Bürgerschulklasse. Wir kommen auf diese Anstalten noch zu sprechen. Außerdem gab es vor dem Kriege in Shkodra noch eine Mädchenschule, die von italienischen Nonnen geführt wurde, eine Zeitlang erteilten österreichische katholische Schulbrüder Unterricht an Waisenkinder und schließlich bestanden die auch heute noch weitergeführten Klerikerschulen bei den Jesuiten und Franziskanern in Arra madhe, die, in ihrem Unterrichtsprogramm einem Gymnasium ähnlich, hauptsächlich den Zweck verfolgen, albanische Jünglinge für die theologischen Studien vorzubereiten.

Dies etwa war der Stand des albanischen Schulwesens bis zum Ausbruch des Weltkrieges. Die Wiedsche Zeit war zu kurz und zu unruhig, als daß sie in diesen Schulverhältnissen grundlegenden Wandel hätte schaffen können. Der Ruhm, diesen herbeigeführt zu haben, gebührt der österreichisch-ungarischen Verwaltung Albaniens. Sobald nach der Besetzung Nord- und Mittelalbaniens durch unsere Truppen im Winter 1916 die Verhältnisse im Lande einigermaßen konsolidiert waren, ging unsere Verwaltung daran, das albanische Volksbildungswesen auf eine ganz neue Grundlage zu stellen. Das gesamte albanische Unterrichtswesen untersteht dem k. u. k. Zivillandeskommissär. Diesem ist als oberste einheimische Behörde für das Schulwesen eine Unterrichtslandesdirektion untergeordnet, die am Sitze der Landesregierung amtiert. Die Unterrichtslandesdirektion besteht aus dem Unterrichtslandesdirektor (dreituer i përgjithshem i arrësimit). Dieses Amt bekleidet heute der aus dem Lehrstande hervorgegangene Luigi Gurakuqi. Diesem stehen zwei Sekretäre, gleichfalls Albaner, zur Seite. Der Unterrichtslandesdirektion wieder unterstehen drei Unterrichtsbezirksdirektionen, die in Shkodra, Tirana und Berat amtieren, mit je einem Unterrichtsbezirksdirektor an der Spitze. Den Unterrichtsbezirksdirektionen sind Bezirksschulinspektoren zugeteilt. In Shkodra teilen sich in dieses Amt der Inspektor Micheli, gleichzeitig Direktor der oben erwähnten Gemeindeschule, ein in Österreich ausgebildeter Lehrer, ferner die zwei Sekretäre der Unterrichtslandesdirektion, gleichfalls alte bewährte Lehrkräfte. Tirana und Berat verfügen über je zwei Bezirkschulinspektoren. Diese einheimischen Organe haben die Ziele unserer Verwaltung in die Tat umzusetzen. Diese aber lassen sich durch folgende drei Hauptleitlinien kennzeichnen: 1. Die

albanische Schulwesen wurde sofort auf eine rein albanisch-nationale Grundlage gestellt, d. h. alle anderssprachigen Schulen wurden sofort geschlossen, soweit sie nicht schon aus eigenem Antriebe zu bestehen aufgehört hatten, die ehemaligen türkischen Schulen sowie die griechisch-nationalistischen Propagandaanstalten wurden in Schulen mit albanischer Unterrichtssprache umgewandelt, selbstverständlich hörten auch die italienischen Schulen zu lehren auf, auch die Jesuiten in Shkodra mußten albanische Unterrichtssprache einführen. Die Lehrer all dieser ehemaligen anderssprachigen Schulen wurden nach Möglichkeit auch weiter im Schuldienste verwendet, natürlich nur unter der selbstverständlichen Bedingung, daß sie sich der Einführung der allgemeinen albanischen Unterrichtssprache an allen Schulen fügten. — 2. Neben dem Albanischen, das Unterrichtssprache in allen Gegenständen ist, wird als zweite Sprache das Deutsche an allen Volksschulen von der II. Klasse an gelehrt. — 3. Das Unterrichtsprogramm oder der Lehrplan wurde nach dem Vorbild des Lehrplanes für österreichische Volksschulen zusammengestellt und auch die neuen Schulbücher werden in enger Anlehnung an die in den deutschen Volksschulen Österreichs eingeführten ausgearbeitet.

Dem in Punkt 1 angeführten Ziele unserer Verwaltung wurde nicht nur durch die Umwandlung der anderssprachigen Schulen in national-albanische, sondern auch durch Eröffnung neuer Schulen auf nationaler Basis zugestrebt, dergestalt, daß im Schuljahre 1916/17 224 Anstalten eröffnet wurden, die der Mehrheit nach vorläufig einklassige Dorfvolksschulen waren, 21 Schulen gab es mit zwei bis drei Klassen, vier Anstalten besaßen vier bis fünf Klassen. In drei Städten, nämlich in Shkodra, Tirana und Elbasan, bestehen Bürgerschulen, von denen die in Elbasan sogar den rühmlichen Versuch gemacht hat, von der siebenten Klasse an neben dem Albanischen und Deutschen das Lateinische als zweite fremde Sprache einzuführen und sich auf diese Weise im Laufe der Jahre zu einem Gymnasium auszubauen. Als ich im Mai 1917 die bis jetzt höchste VII. Klasse der Elbasaner Gemeindeschule besuchte, war der Lateinunterricht dort glücklich bis zur dritten Deklination emporgediehen und ich konnte die Schüler schon weidlich in den Formen von *vir fortis* und *navis magna* herumtummeln. Ein Grundstein ist dort also auch für die höheren Studien gelegt. Gewiß ist die Methode des Lateinunterrichtes in Elbasan noch keine ideale und würde kaum den Beifall unserer Landesschulinspektoren finden. Sie kränkelt zuvörderst daran, daß der brave Lehrer, ein albanischer Wlache, seinen Schülern in der Kenntnis des Lateinischen immer nur um zwei Lektionen voraus ist. Überdies läßt der Unterricht nicht nur jenes lernbeflissenen Lateinlehrers, sondern vorläufig noch der Unterrichtsbetrieb der meisten albanischen Schulmeister das schmerzlich vermissen, was unser hochverehrter Hofrat v. Scheindler die „durchgreifende“ Methode genannt hat und mit Recht so befürwortet. Etwas schläfrig wälzt sich noch der Unterricht dahin und nur allzu oft, zumal in den höheren Klassen, ziehen die Lehrer dem anstrengenderen Wege gemeinsamer „Erarbei-

tung“ des Stoffes die bequemere Methode vor, den Schülern die Lektion aus irgend einem Lehrbuch heraus in die Feder zu diktieren und sie das Nachgeschriebene zu Hause lernen zu lassen. Doch wer wollte am Anfang gleich Vollkommenes verlangen! Unzugänglich sind die Lehrer unseren vervollkommneteren Methoden sicher nicht. Als ich in Elbasan einmal den Lateinunterricht selbst in die Hand nahm und, um wieder mit unserem verehrten *praeceptor* v. Scheindler zu sprechen, ein „Schneegestöber“ auf die kleinen albanischen Lateinschüler niedergehen ließ, wobei sich nun allerdings zum Schmerz und zur Verlegenheit der dabeistehenden Lehrer weit mehr Lücken in den Kenntnissen der Schüler auftaten als bei dem gemächlichen Diktier- und Memorierunterrichte, da steckten die Lehrer bewundernd die Köpfe zusammen: „*Eh! ti ke n'i metod tε mir fort!*“ (Ah! Du hast eine sehr gute Methode!) versicherten sie mir. Und als ich nun gar der furchtbaren Schwierigkeit der Deklination von *nauta bonus, nautae boni* an den Leib rückte — der biedere Wlache hatte es bis dahin nicht gewagt, den Kampf mit diesem Drachen aufzunehmen und über einem *nauti boni* oder einer *nautae bonae* milde und menschlich verstehend ein Auge zugedrückt — und es mir in einer Viertelstunde gelang, die recht geweckten Knaben mit dieser Schwierigkeit vertraut zu machen, da umgab, als ich die Anstalt verließ, in den Augen der Lehrer mein Haupt der Nimbus eines Zauberers[1]).

Der Mangel an fachlich und pädagogisch genügend vorgebildeten Lehrern ist eine der Schwierigkeiten, mit denen das Bestreben unserer Verwaltung, die Volksbildung durch Gründung neuer Schulen zu heben, zu kämpfen hat. Es gibt nur gegen 50 wirkliche Lehrer albanischer Nationalität, die ihre Vorbildung an einer höheren Schule genossen haben. Sie sind teils aus einer Lehrerbildungsanstalt der Monarchie hervorgegangen — von diesen war schon die Rede —, teils aus höheren Schulen Italiens oder aus einem türkischen oder griechischen Gymnasium, einige aus der Lehrerbildungsanstalt in Elbasan. All diese fähigeren Lehrer werden von den Schulen der größeren Städte, Shkodra, Durz, Tirana, Elbasan und Berat, in Anspruch genommen, für die Dorfschulen blieben nur Leute, die zum Lehrberuf wenig legitimiert waren und, wie die Schulinspektoren klagen, vielfach nicht fähig waren, den albanischen Sprachunterricht zu erteilen. Und da die befähigten Lehrer stark beschäftigt sind, ist es auch nicht möglich, sie als Wanderlehrer zu entsenden. Unsere Verwaltung ging dieser Hauptschwierigkeit energisch zu Leibe. Zunächst wurde die alte Lehrerbildungsanstalt oder Normalschule in Elbasan neu eröffnet und ausgestattet und mit tüchtigen Lehrern versehen und eine ebensolche Normalschule in Shkodra gegründet. Sie haben den Zweck, begabte Burschen nach

[1]) Seit dem Herbst 1917 ist nun noch eine zweite Lateinklasse in Elbasan aufgetan. Außerdem ist an den beiden Lateinklassen Haulers Lateinisches Übungsbuch und Schmidts Schulgrammatik eingeführt worden, so daß nun sowohl unser biederer Wlache beim Lehren wie die Schüler beim Lernen festen Boden unter den Füßen haben.

Absolvierung der sieben Volks- und Bürgerschulklassen so weit in ihren Kenntnissen zu fördern, daß sie dann mit Aussicht auf Erfolg in eine österreichische Lehrerbildungsanstalt eintreten können. Die Lehrgegenstände dieser Normalschulen sind die der Volks- und Bürgerschule, die Unterrichtssprache ist albanisch, als zweite Sprache wird Deutsch gelehrt. Direktor der Normalschule in Elbasan ist der gelehrte Alexander Xhuvani, der ein griechisches Gymnasium absolviert und dann bei Hatzidakis, Politis und Lambros in Athen Philologie und Sprachwissenschaft studiert und sich tatsächlich gute Kenntnisse angeeignet hat. Auch das Deutsche beherrscht er vollkommen. Die Normalschule in Shkodra leitet der in Österreich ausgebildete sprachenkundige Lehrer Gasper Beltoja.

Da aber diese Normalschulen ihrer Konstruktion gemäß erst in einigen Jahren Früchte zeitigen werden, so mußte unsere Verwaltung für den Bedarf der nächsten Zeit zu schneller wirkenden, provisorischen Mitteln greifen, um die Eröffnung der Schulen zu ermöglichen. Zunächst trat man in den rein katholischen Stämmen Nordalbaniens an die Pfarrer mit dem Ersuchen heran, provisorisch die Erteilung des Elementarunterrichtes zu übernehmen, bis sie durch befähigtere Lehrkräfte würden abgelöst werden. Tatsächlich wurden in sieben Orten der Matsija Pfarrschulen für Knaben und Mädchen eröffnet und die Pfarrer verpflichtet, drei Stunden täglich Unterricht zu erteilen. Außerdem aber schritt unsere Verwaltung sofort an die Eröffnung von Fortbildungskursen für Lehrer. Am 5. Juli 1917 begann der Unterricht in vier Normalschulkursen in Shkodra, Tirana, Elbasan und Berat. Diese Kurse haben auf Anordnung unserer Verwaltung hin sämtliche Dorfschullehrer zu besuchen, ferner alle jene städtischen Lehrer, die keine entsprechende Vorbildung genossen haben. Den Besuchern dieser Kurse werden Unterkünfte und Brotfrucht unentgeltlich beigestellt, außerdem erhalten sie, falls sie nicht vermögend sind, ein monatliches Stipendium von 120 K. Die Dauer der Schnellkurse beträgt zwei Monate und sie enden mit einer Prüfung. Um den Lehrern jedoch mehr Zeit zu lassen, sich für diese Prüfung vorzubereiten, wurde die Eröffnung der Dorfschulen bis zum 1. Oktober verschoben. Wer die Prüfung bis dahin besteht, wird im Herbste angestellt, wer nicht, hat noch ein Jahr die Normalschule in Elbasan oder in Shkodra zu besuchen. Der Anordnung unserer Verwaltung gemäß meldeten sich in Shkodra 50, in Tirana 70, in Elbasan 80, in Berat 70 Besucher für diese Ferialfortbildungskurse. Geleitet werden diese Kurse durch die meistbefähigten, ältesten Lehrer mit voller Ausbildung.

Eine zweite Schwierigkeit, die es bei der Gründung der Schulen zu überwinden galt und gilt, ist die Natur des Landes. Im Gebirge, in der Matsija, und der Luma liegen die Dörfer zumeist auf felsigen Bergen mit weit zerstreuten Häusern; Straßen sind keine vorhanden, die Wege sind schlecht und im Winter hindern die Bäche sogar den Verkehr zwischen Nachbarn. Diese Hindernisse, die die Natur des Landes bietet, wären allerdings weit leichter zu besiegen, käme nicht

als dritte Schwierigkeit die Bequemlichkeit und die ganze Denkungsart der Bevölkerung hinzu. In vielen Gegenden Albaniens bringt die Bevölkerung der Gründung der Schulen nicht nur kein Interesse entgegen, sondern verhält sich sogar fanatisch ablehnend dagegen. Besonders die Einführung des Albanischen als Unterrichtssprache erweckt in einigen rein mohammedanischen Gegenden lebhaftestes Mißtrauen und die Befürchtung, die Religion könne durch die neue Schule Schaden leiden. Ist diese ablehnende Haltung konservativer Mohammedanerstämme schon groß, wo es sich um den Unterricht der Knaben handelt, so ist sie noch weit schärfer in Bezug auf die Mädchen und da auch bei christlichen Stämmen anzutreffen. Dazu kommt die angeborene Bequemlichkeit der Bewohner. Denn, bei aller Freundschaft, fleißig kann man das gute Völkchen der Šk'iptaren auch bei liebevollster Beurteilung absolut nicht nennen. Sonderbar mutet es den Mitteleuropäer an, wenn von einheimischer Seite als Hindernis für die Gründung einer Schule in einem Dorfe wiederholt der Umstand angeführt wird, daß die entlegensten Häuser des Dorfes von dessen Zentrum, wo die Schule zu errichten wäre, mehr als — eine halbe Stunde entfernt sind, und man denkt unwillkürlich an unsere Kinder in Tirol oder im Erzgebirge, die bei Wind und Wetter auch zwei Stunden Schulweges zurückzulegen haben. Wie ich ja überhaupt bei Reisen im Innern — von den Städten gar nicht zu reden — bei den „harten Söhnen der Berge“ oft und oft auf Fälle von Weichlichkeit und Verzärtelung stieß, wie sie einem Millionärssohn unserer Großstädte den Spott seiner Altersgenossen eintragen würden. Um all diesen Mißständen zu begegnen, plant unsere Verwaltung, in den Gebieten, wo den Eltern das Verständnis für das, was eine Schule eigentlich ist, vollständig abgeht und der gute Wille, die Kinder zur Schule zu schicken, gänzlich fehlt, Internate zu gründen, um die Kinder dem bildungsfeindlichen Einfluß bornierter Väter zu entziehen.

Der bedeutsamste Schritt aber, den unsere Verwaltung zur Bekämpfung der geringen Bildungsfreudigkeit der Bevölkerung unternahm, war die Einführung des Schulzwanges. Es wurde angeordnet, daß in den Orten, in denen Volksschulen errichtet werden, die Eltern oder deren Stellvertreter ihre Söhne oder Pflegebefohlenen männlichen Geschlechts nicht ohne den Unterricht lassen dürfen, der für die Landesvolksschulen vorgeschrieben ist. Die Schulpflichtigkeit reicht vom siebenten bis zum zwölften Lebensjahre. In den Orten, in denen für einzelne Schulklassen weibliche Lehrpersonen vorhanden sind, daher eigene Mädchenklassen errichtet werden können, oder in denen die Bevölkerung sich mit der Errichtung von gemischten Schulklassen für Knaben und Mädchen gemeinsam ausdrücklich einverstanden erklärt, besteht die Schulpflichtigkeit auch für die Mädchen. Die Eltern oder deren Stellvertreter sind für den regelmäßigen Schulbesuch der schulpflichtigen Kinder verantwortlich und können über Antrag der Unterrichtsbezirksdirektion zur Erfüllung dieser Pflicht vom zuständigen Bezirkskommando durch Zwangsmittel angehalten werden. Während

bisher der Schulbesuch zu wünschen übrig ließ, werden vom Herbst 1917 an sämtliche Hausväter durch die Gendarmerie gezwungen, ihre Kinder vom 7. bis zum 12. Lebensjahr in die Schule zu schicken. Ferner wurden in den größeren Gemeinden aus den angesehensten Bewohnern Ortsschulräte gebildet, die die Aufgabe haben, die Listen der schulbesuchspflichtigen Kinder männlichen und weiblichen Geschlechts in Evidenz zu halten, auf die Eltern einen Druck auszuüben, auf daß sie ihre Kinder in die Schule schicken, Listen der Eltern einzureichen, die trotz dieses Druckes den Kindern den Schulbesuch verwehren; ferner obliegt den Ortsschulräten die Pflicht, den Zustand der Schulgebäude und ihrer Einrichtungen zu überwachen, Reparaturen vorzunehmen und Schulgeräte anzuschaffen, die Schulgesundheitspflege und die Unterstützung armer Schulkinder in die Hand zu nehmen. Jeder Ortsschulrat hat einmal in jedem Monat eine Sitzung abzuhalten. Für die Auslagen für die Schulgebäude und deren Einrichtung haben die Dorf- und Stadtgemeinden aufzukommen, die Lehrergehalte bestreitet die Landeskasse.

Zur Veranschaulichung der oben (S. 683) als Punkt 2 angeführten Maßnahme unserer. Verwaltung, bestehend in der Einführung des Deutschen als zweiter Sprache neben der Unterrichtssprache, dürfte es nicht uninteressant sein, genauer auf den Lehrplan des Deutschen, wie ihn das neue Unterrichtsprogramm für die albanischen Schulen vorschreibt, einzugehen. Als Ziel des deutschen Sprachunterrichtes wird bestimmt: Beim Unterricht der deutschen Sprache soll den Schülern auf dem Wege der Anschauung zuerst immer das Nützlichste und Notwendigste beigebracht werden, wodurch nach und nach der Vorteil erzielt werden soll, daß die Schüler nach Vollendung der fünf Volksschulklassen ihre Studien an einer Schule mit deutscher Unterrichtssprache ungehindert fortsetzen können. In der ersten Volksschulklasse wird noch kein Deutschunterricht erteilt, in der zweiten beginnt er mit drei Halbstunden wöchentlich, in der dritten, vierten und fünften sind je fünf Wochenstunden für das Deutsche bestimmt. In den Bürgerschulklassen, d. i. in der sechsten und siebenten Klasse der Franziskanervolksschule und in der sechsten Klasse der Gemeindeschule, wird Deutsch mit je sechs Wochenstunden gelehrt, ebenso in den beiden Normalschulen. Der Lehrstoff des Deutschunterrichtes in der zweiten Volksschulklasse ist: Anschauungs- und Sprechübungen, ausgehend von der Bearbeitung der Gegenstände aus der Umgebung des Kindes. In der dritten findet Fortsetzung der Anschauungs- und Sprechübungen statt, ferner Leseübungen und Wiedergabe behandelter Lesestücke nach gegebenen Fragen, dann schriftliche Übungen im Abschreiben leichter und einfacher im Anschauungsunterrichte gewonnener Sätzchen und orthographische Übungen. In der vierten Klasse erfolgt dann weiterer Anschauungsunterricht und Sprechübungen wie in den vorhergehenden Jahren, außerdem Lesen und Wiedergabe des Gelesenen mit Wort- und Sacherläuterungen, Übungen im Ab- und Niederschreiben von Wörtern und Sätzen mit besonderer Rücksicht auf Silbentrennung und

Großschreibung, die Kenntnis des Haupt-, Eigenschafts-, Zeit- und persönlichen Fürwortes, der Zahlwörter, des Geschlechts und der Zahl des Hauptwortes, der Person und Zahl des Zeitwortes, der drei Hauptsatzarten und die Aneignung einer deutlichen und gefälligen Kurrentschrift. In der fünften Klasse schließlich wird langsames, lautrichtiges Lesen unter Beachtung der Silbentrennung und der Satzzeichen betrieben, ferner Besprechung des Lesestoffes, Memorieren und Vortragen passender Musterstücke, in der Grammatik werden die starke, schwache und gemischte Deklination des Hauptwortes, die prädikative und attributive Form der Adjektiva, die drei Steigerungsgrade, das besitzanzeigende Fürwort, Person, Zahl und Zeit des Zeitwortes, ferner die Präpositionen, die den Akkusativ, den Dativ und den Genetiv nach sich haben, die Umstandswörter des Ortes, der Zeit, der Art und Weise und des Grundes durchgenommen. Wie schon erwähnt, sind die Ergebnisse des Deutschunterrichtes an den albanischen Schulen sehr erfreulich, die Knaben lernen das Deutsche mit Eifer und bringen fast durchwegs einen guten Kopf zur Erlernung fremder Sprachen mit. Die Erlernung des Deutschen macht den Angehörigen anderer Nationen, besonders der romanischen, unvergleichlich mehr Schwierigkeiten als den Albanern, deren Artikulationssystem die phonetische Beschaffenheit der deutschen Sprache sehr nahe liegt.

Zum Schulprogramm (vgl. Punkt 3 auf S. 683) sei noch als bemerkenswert hervorgehoben, daß der Geographie- und Geschichtsunterricht besonders Albanien und die österreichisch-ungarische Monarchie zu berücksichtigen hat. Was den Religionsunterricht der drei Konfessionen des Landes betrifft, so war der m. E. vom Standpunkte des pädagogischen Ideals einer vollkommenen Einheitlichkeit und Gleichheit des Lehrstoffes für alle Schüler ohne Rücksicht auf die Konfession empfehlenswerteste Standpunkt, den Religionsunterricht der Privatfürsorge der Familien zu überlassen und ihn dorthin zu verweisen, wo er seinem ganzen Wesen nach hingehört, in den Schoß der Familie, in die Moschee und in die Kirche — ein Standpunkt, der sich durch zwei Jahre an der Shkodraner Gemeindeschule sehr gut bewährt hat —, und damit die Schule mit ihrem Ansehen ausschließlich in den Dienst des nationalen Staatsgedankens zu stellen, leider nicht durchführbar. Mehr noch als anderswo sind die Menschen auf dem Balkan vorwiegend konfessionell orientiert. Diesen Verhältnissen mußte Rechnung getragen werden. Besonders die Mohammedaner Albaniens wünschten nicht nur die Aufnahme des Religionsunterrichtes in den Lehrplan, sondern auch eine weit über das Ausmaß der Religionsstunden in den österreichischen Volksschulen hinausgehende Vermehrung der Religionsstunden. Denn erstens ist dem Mohammedaner seit jeher der Begriff Schule vollkommen gleichbedeutend mit dem der Religionsschule, in der Türkisch und Arabisch gelehrt, der Koran gelesen und erklärt und die Geschichte des Islams studiert wird. Diese Vorstellung ist der islamitischen Bevölkerung so eingewurzelt, daß sie gegen eine „religionslose" Schule von vornherein den Verdacht hätte, sie sei eine Kampfschule gegen ihren

Glauben. Zweitens gibt es im Lande noch aus der Zeit der türkischen Religionsschulen eine Menge von Hodschas, die begreiflicherweise von ihrem Brotkorbe nicht lassen wollen und daher irgendwie verwendet werden müssen, will man sie nicht dazu bringen, daß sie unter der Bevölkerung Abneigung gegen die neue Schule säen, so daß dann Zwangsmaßregeln ergriffen werden müßten, um die Kinder derartig verhetzter Eltern zum Schulbesuche zu bringen. So kam man nach langen Verhandlungen mit den religiösen Kreisen zu einem Kompromiß, das die nach unseren Begriffen erschreckliche Anzahl von je sieben mohammedanischen Religionsstunden in der Woche für die erste und zweite Klasse, wovon jedoch drei am Sonntag zu erteilen sind, sechs für die dritte, wovon auch drei auf den Sonntag fallen, je vier für die vierte und fünfte Klasse, davon zwei am Sonntag, ergab. Die albanische Schulbehörde stellte sich dabei auf den Standpunkt, daß es besser sei, die Religionsstunden zu vermehren und die Kinder dazu zu bringen, daneben doch einiges Nützliche zu lernen, was sie sonst nicht täten, wenn ihre Eltern sie nur gezwungen hie und da in die Schule schickten. Auch ist dieses Kompromiß nur als Provisorium gedacht. Sollten sich die Verhältnisse zu Gunsten der Volksschule verändern und die Bevölkerung sich an den Schulbesuch der Kinder gewöhnen und ferner die Zahl der brotlosen Hodschas sich durch die Einschränkung des Nachwuchses vermindern, so steht eine Verminderung der Stundenzahl zu erhoffen. Die christlichen Konfessionen erhielten die auch an unseren Volksschulen noch üblichen zwei Wochenstunden für den Religionsunterricht in jeder Klasse zugewiesen.

Im Herbst 1917 gelangen in den Schulen die neuen Schulbücher zur Verwendung, denen österreichische Bücher zu grunde gelegt sind. Diese neuen Bücher sind in der neuen Einheitsorthographie geschrieben, deren Schaffung veranlaßt zu haben auch ein Verdienst unserer Verwaltung ist. Eine eigene aus Albanern zusammengesetzte „Literarische Kommission“ wurde zu diesem Zwecke ins Leben gerufen, die nun nach genügender Erwägung und Besprechung dieses Problems für ganz Albanien eine Einheitsorthographie beschlossen hat, was sehr von nöten war; denn fast jeder albanische Schriftsteller und jede Zeitung schrieben bisher ihre eigene Orthographie.

Ich will diese Ausführungen nicht schließen, ohne des Mannes rühmend zu gedenken, dem das Hauptverdienst an dieser großen und schwierigen Organisationsarbeit am albanischen Schulwesen zukommt. Es ist unser verehrter Zivillandeskommissär Generalkonsul August R. v. Kral, der mit gründlichster Kenntnis des Landes und seiner Bewohner ein besonders lebhaftes Interesse am Aufblühen der Volksbildung und des Geisteslebens in Albanien verbindet. Mögen die Albaner ihm seine idealen Bemühungen durch verständnisinniges Eingehen auf seine Absichten und besonders durch tätige Mitarbeit lohnen!

Shkodra. Dr. Max Lambertz.

Die pädagogische Ausbildung des Oberlehrers an der Universität. Von Dr. David Katz, Privatdozent der Philosophie an der Universität Göttingen. Göttingen 1914, Vandenhoeck & Ruprecht. 29 S. Preis 80 Pf.

Veranlaßt durch die damals in Preußen beabsichtigten weitgehenden Änderungen[1]) in der Organisation der Vorbereitung für das Lehramt an höheren Schulen, behandelte Verf. die Frage der pädagogischen Ausbildung des Oberlehrers an der Universität vorerst in einem Vortrag, den er auf dem vom 16. bis 29. April 1914 in Göttingen abgehaltenen mathematisch-physikalischen Ferienkurs für Lehrer höherer Schulen für die männliche und weibliche Jugend gehalten hat; er veröffentlichte darnach die vorliegende Schrift, die auch heute noch wegen ihrer großen Sachkenntnis und wohltuenden Besonnenheit vollste Beachtung verdient, zumal gerade im Hinblick auf die neuerliche Erörterung der einschlägigen Fragen.

Es sei daher im folgenden versucht, ihren Gedankengang im wesentlichen mitzuteilen: Der Verf. geht davon aus, daß die Universität schon deshalb besonderen Anlaß habe, sich mit den Fragen der pädagogischen Ausbildung der künftigen Oberlehrer — den österreichischen Verhältnissen entsprechend, würden wir sagen, der Mittelschullehrer — zu beschäftigen, weil gerade von ihrer Seite mit zunehmender Häufigkeit Klagen über die mindere Leistungsfähigkeit der ihr zugeführten Abiturienten erhoben werden, die man mit einer unzureichenden Vorbildung durch die Schule in Zusammenhang gebracht habe. Es hänge jedoch sicher diese Vorbildung zu einem maßgeblichen Teil von der Beschaffenheit der Lehrer ab. Man müsse daher vor allem prüfen, ob hinsichtlich der Ausbildung der Lehrer, die doch zu einem wesentlichen Teil Angelegenheit der Universität gewesen sei, nichts versäumt worden sei. Das Bildungswesen unserer Zeit habe nun einen Umfang und eine Höhe erreicht, die weit über das in früheren Zeiten für möglich Gehaltene hinausgehe. Dazu habe, etwa um die letzte Jahrhundertwende, eine auf pädagogische Reformen aller Art abzielende Bewegung eingesetzt, der, was Ernst, Umfang und Tiefe anbetreffe, kaum etwas aus der Vergangenheit an die Seite zu stellen sei. In dieser Bewegung hätten die Oberlehrer nicht denjenigen Einfluß zu gewinnen versucht, der ihnen kraft ihrer ausschlaggebenden Bedeutung für das höhere Schulwesen und damit für die Grundlegung der gesamten höheren Bildung zukomme, ja sie hätten eine gewisse Zurückhaltung beobachtet. Zur Erklärung dieser Zurückhaltung verweist Verf. auf H. Vaihinger, der (Die Philosophie in der Staatsprüfung, Berlin 1906, S. 137 f.) bemerkt: „Es ist ja noch nicht lange her, daß das Wort Pädagogik den Lehrern an den höheren Schulen mißtönig in den Ohren klang, und noch jetzt gibt es nicht wenige, welche den Mund verächtlich zucken, wenn von Pädagogik die Rede ist." „Es ist immer

---

[1]) Siehe darüber die Mitteilungen am Schlusse dieser Anzeige.

noch das alte Vorurteil verbreitet, das der berühmte F. A. Wolf in die Worte gekleidet hat: wer eine Wissenschaft gut verstehe, sei auch imstande, sie andere gut zu lehren." Es fehle jedoch nicht an Anzeichen dafür, daß die hier gekennzeichnete Anschauung auch in Oberlehrerkreisen im Verschwinden begriffen sei, um der Erkenntnis von der Wichtigkeit der Pädagogik und der höheren Wertschätzung einer in jeder Hinsicht genügenden pädagogischen Ausbildung Platz zu machen. Die Anschauung Wolfs sei auch unschwer als nicht haltbar zu erkennen, es könne jemand ein ausgezeichneter Fachmann sein und sich dabei doch als hilflos erweisen, wenn es gelte, aus den Schätzen seines Wissens anderen, zumal jüngeren Menschen, etwas zu vermitteln. Ebenso radikal und darum ebenso falsch sei nun die gegenteilige Meinung von den „geborenen Pädagogen". Gewiß seien die Verschiedenheiten in der natürlichen pädagogischen Begabung sehr groß, aber auch der glänzendsten Begabung seien Grenzen gezogen. Es sei somit gewiß berechtigt, für jeden Lehrer eine Unterweisung in theoretischer und praktischer Pädagogik neben der fachlichen Ausbildung zu fordern.

Hinsichtlich der pädagogischen Ausbildung des Oberlehrers schließt sich Verf. der Ansicht derer an, die sie unter keinen Umständen auf Kosten ihrer fachlichen Ausbildung erweitert wissen wollen. An der gediegenen fachlichen Ausbildung solle festgehalten werden, „der volle Einblick in das Leben und Wesen der Wissenschaft muß wie bisher eine Hauptgrundlage der Vorbildung unserer wissenschaftlichen Lehrer bleiben", wie R. Lehmann betont. Eine bessere pädagogische Ertüchtigung habe damit parallel zu gehen. Zwischen fachlicher und pädagogischer Ausbildung bestehe nur ein vermeintlicher Gegensatz und die Anschauung jener sei nicht haltbar, die in einer gründlicheren pädagogischen Ausbildung eine Gefahr für das wissenschaftliche Niveau des Oberlehrers glauben sehen zu müssen. Die Ausbildung des Oberlehrers in Pädagogik lasse sich jedoch, wie die Verhältnisse an der Universität liegen, nicht von seiner Ausbildung in Philosophie trennen. Mit Recht gelten ja auch Ethik und Psychologie, die zu den philosophischen Disziplinen gerechnet werden, als die beiden grundlegenden Wissenschaften der Pädagogik. Deshalb will Verf. auch die philosophische Ausbildung des Oberlehrers zugleich mitbehandeln, wobei auch in der Philosophie nur diejenigen Vorlesungen genannt werden sollen, deren Besuch von den Studierenden unbedingt zu wünschen sei. Es handelt sich dem Verf. darum, den Stoff, der in Philosophie und Pädagogik zur Darbietung kommen soll, auf eine Reihe von Vorlesungen und Übungen so zu verteilen, daß auch schon deren zeitliche Folge zu einer möglichst großen Wirkung beitragen könne. Manche der Vorlesungen stehen in einem besonders engen Zusammenhang, ihre Wirksamkeit könne dadurch, daß sie aufeinander abgepaßt werden, eine Steigerung erfahren, und sie sollten darum, soweit es angehe, in eine Hand gelegt werden. Das werde nun wohl nicht immer möglich sein, auch dürfte der Wechsel der Universität durch die Studierenden Umstellungen in der Reihenfolge der gehörten Vorlesungen bedingen. Aber man müsse diese und andere

unbedeutende Abweichungen in den Kauf nehmen, wenn das vorgeschlagene Programm nur in seinen großen Zügen erledigt werde.

Indem für die Begründung im einzelnen auf die sachkundigen und anregenden Ausführungen des Verf.s verwiesen wird, sei hier nur dieses Programm mitgeteilt. Folgende Vorlesungen werden empfohlen: *a)* aus Philosophie: Einleitung in die Philosophie, Geschichte der Philosophie, allgemeine Psychologie, Ethik mit besonderer Berücksichtigung der Pädagogik. Daneben möchte Verf. noch eine philosophische Vorlesung verbindlich machen, dabei aber dem Studierenden freie Hand lassen, ob er sie aus dem Gebiete der systematischen Philosophie wählen wolle, etwa in der Form einer Vorlesung über Logik, Erkenntnistheorie, Naturphilosophie, Religionsphilosophie, Ästhetik usw. oder aus dem Gebiet der Philosophiegeschichte, etwa eine Vorlesung über griechische, englische Philosophie, über Kant usw. *b)* Aus Pädagogik: Vorlesungen über Geschichte der Pädagogik, über Kinder- und Jugendpsychologie (diese Vorlesung soll neben der Darstellung der normalen Entwicklung auch der Pathologie der seelischen Entwicklung einen kleinen Raum gewähren; die Kenntnis der pathologischen Erscheinungen sei pädagogisch nicht ohne Bedeutung), über experimentelle Pädagogik, die auch dem Lehrer der höheren Schulen manches zu geben habe. Wie er sich diese Vorlesung gegliedert denkt, legt er näher dar.

Zunächst kämen diejenigen Probleme zur Behandlung, die man zuweilen in ihrer Gesamtheit als pädagogische Psychologie bezeichnet, wie Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Apperzeption, geistige Ermüdung, geistige Arbeit und ihre Hygiene, Begabungslehre, Korrelationslehre, Typenlehre.

In einem zweiten Teil ist auf die Fragen der allgemeinen Didaktik, und zwar auch der elementaren Unterrichtsfächer einzugehen, ihre Behandlung vor künftigen Oberlehrern empfehle sich aber darum, weil sie wegen der Durchsichtigkeit der hier gegebenen Verhältnisse für die Erzielung einer Einstellung auf psychologische Betrachtungsweise von Unterrichtsfragen von besonderem Wert erscheine. Ihr Nutzen sei weniger darin zu sehen, daß ihre Ergebnisse eine unmittelbare Anwendung auf Unterrichtsfragen finden können als darin, daß sie die „psychologische Einstellung" beim Unterrichten herbeiführen helfen. Darunter soll verstanden werden die ständige Bereitschaft des Lehrers, sich über die psychologische Berechtigung seines Verfahrens Klarheit zu verschaffen, sowie sein Fähigmachen, an neue Fragen des Unterrichtes mit der nötigen psychologischen Schulung heranzugehen. Es kann sich somit hier nicht um Fragen, wie Entwurf eines Lehrplanes, Abgrenzung des Lehrstoffes und seine zeitliche Verteilung handeln, solche Fragen seien den noch zu erwähnenden besonderen Vorlesungen zu überlassen. Hier könne es sich nur darum handeln, die allgemein psychologischen Gesichtspunkte einzeldidaktischer Fragen zu entwickeln. In einem dritten Teil der Vorlesung über experimentelle Pädagogik sollte die Pädagogik der Mindersinnigen und Schwachsinnigen zur Behandlung kommen, erstens wegen des besonderen Interesses, das

die Psychologie und Pädagogik der Blinden, Tauben und Taubstummblinden nach seiner Erfahrung bei den Studierenden finde, sodann aber, weil die eigentümliche psychische Lage der Mindersinnigen zur Entwicklung ganz eigenartiger Unterrichtsmethoden geführt habe, die auch für den Unterricht vollsinniger Kinder anregend wirken können.

Es wäre gut, aber nicht unerläßlich, der Vorlesung über experimentelle Pädagogik die entsprechenden Übungen folgen zu lassen.

Den Beschluß des Programms macht eine Vorlesung über die modernen Probleme der Erziehung und des Unterrichtes. Hier wären also die Fragen der Arbeitsschule, der staatsbürgerlichen, der künstlerischen Erziehung zu behandeln. Hier könnten Schultypen wie die Landerziehungsheime und die sogenannten freien Schulgemeinden besprochen werden, die Koedukation erörtert, die moderne Jugendbewegung dargestellt, schließlich auch Fragen der Hochschulpädagogik in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Dadurch würde einerseits erreicht, daß der Student überhaupt über die aktuellen Fragen, vor die ihn sein späterer Beruf stellen wird, frühzeitig unterrichtet wird, anderseits daß es in akademischer Weise geschieht.

Die Ausführung dieses Programms (auch eine andere als die vorgeschlagene Stoffverteilung sei möglich, wichtig erscheine nur, daß dieser gesamte Stoff überhaupt behandelt werde) bedeutet nach Meinung des Verf.s durchaus keine Überlastung des Studienganges des Oberlehrers, das ergebe sich schon daraus, daß bei einem durchschnittlich acht Semester dauernden Studium auf nur wenige Semester zwei, auf die meisten dagegen nur eine Vorlesung entfiele. Die jetzt zuweilen beobachtete Überlastung des Studienplanes des Oberlehrers hänge damit zusammen, daß er seinen Studiengang meist recht unzweckmäßig anlege. Deshalb empfiehlt Verf. mit vollem Recht die Herausgabe von Studienplänen allgemeiner Art von Seite der philosophischen Fakultät als eine dringlich praktische Aufgabe der Hochschulpädagogik. Er verweist auf die seit Jahren von der Direktion des mathematisch-physikalischen Seminars in Göttingen herausgegebenen „Ratschläge und Erläuterungen für die Studierenden der Mathematik und Physik an der Universität Göttingen", neue Auflage, Ostern 1913 bei Teubner, und bemerkt richtig, daß derartige Studienpläne keine Bedrohung der akademischen Freiheit bedeuten. In diesen Studienplänen hätte auch ein Hinweis auf den als wünschenswert erscheinenden Studiengang in pädagogischer Hinsicht zu erfolgen.

Auf die durchaus ansprechenden anhangsweisen Ausführungen des Verf.s, die sich auf die Ausbildung der Studierenden, die die Lehrbefähigung in philosophischer Propädeutik erlangen wollen, beziehen, braucht hier nicht näher eingegangen zu werden, es genügt, auf sie zu verweisen.

Was nun die sich aufdrängende Frage der praktisch-pädagogischen Ausbildung betrifft, lehnt zwar der Verf. mit R. Lehmann sie als Aufgabe der Universität ab, empfiehlt jedoch Vorlesungen über besondere Fragen der Didaktik der einzelnen Fächer, vorausgesetzt, daß sie von Dozenten gehalten werden, die zugleich den

Unterricht an höheren Schulen erteilen, damit durch die Person des Dozenten die Berührung mit der Schule hergestellt werde. Die Frage nach der Berechtigung einzeldidaktischer Vorlesungen müsse allerdings für die verschiedenen Fächer gesondert geprüft werden. Ob, abgesehen von den Experimentierübungen zu den experimentellen Naturwissenschaften, auch für andere Fächer, wie z. B. die philologischen und historischen, didaktische Vorlesungen zu erstreben seien, möchte er dahingestellt sein lassen. Dagegen spreche, daß die neue Belastung, indem sie der fachlichen Ausbildung Zeit entziehe, in keinem Verhältnis zu dem hinsichtlich der didaktischen Vorbereitung erzielten Vorteil stehe; hingegen hält er das gelegentlich dagegen geäußerte Bedenken nicht für überzeugend, daß durch die Berücksichtigung didaktischer Fragen und die damit verbundene weitergehende Steigerung des pädagogischen Interesses das Interesse in zu hohem Maße von der Wissenschaft abgelenkt werde. „Wenn man überhaupt, solange die maßgebenden Erfahrungen ausstehen, eine Vermutung wagen will, so scheint es mir berechtigter zu sein, zu vermuten, daß eine Betrachtung der Wissenschaft unter dem Gesichtspunkte, wie sie wohl an jüngere Menschen heranzubringen ist, auch das Interesse für die Wissenschaft selbst steigern müsse. Man kann es doch nicht als wünschenswerten Zustand bezeichnen, daß man den zukünftigen Oberlehrer unter Nichtberücksichtigung oder nicht genügenden Berücksichtigung pädagogischer Gesichtspunkte so ausschließlich mit dem Gedanken der reinen Wissenschaft erfüllt, daß bei ihm die Stimmung einsetzt, das Ende seines Studiums, den Zeitpunkt, wo er sich dem Beruf des Lehrers zuwendet, sozusagen auch als den eigentlichen Abschluß seines Lebens anzusehen, weil nun die seiner ganz unwürdige Arbeit der Jugenderziehung einsetzt."

Verf. erwägt dann noch das Für und Wider einer eigentlichen praktisch-pädagogischen Ausbildung an der Universität, meint aber, daß, abgesehen von den Schwierigkeiten, zumal an den größeren Universitäten, die Nachteile überwiegen. Während die von ihm vorgeschlagene theoretisch-pädagogische Ausbildung das Fachstudium nicht hindere oder ihm sogar förderlich sein könne, müsse eine so früh beginnende praktische Ausbildung das Fachstudium empfindlich schädigen. Für eine ernste Arbeit fehle die erforderliche Zeit, aber auch ein grundsätzliches Bedenken spreche dagegen: es tauche die Gefahr der Überfütterung der Studenten mit Pädagogik auf. „Hat die Universität," bemerkt er zusammenfassend, „in der angegebenen Weise dafür gesorgt, daß der Kandidat mit der theoretischen Pädagogik bekannt geworden ist, und hat sie anderseits für die Fachbildung das Ihre getan, so hat sie sich ihrer Aufgabe der Vorbildung des zukünftigen Oberlehrers entledigt. Die praktische Ausbildung hat auf den Gymnasialseminaren zu erfolgen." Mit einigen trefflichen Bemerkungen über die studentisch-pädagogischen Gruppen und die Vertretung der Pädagogik an den deutschen Universitäten schließt Verf. seine Ausführungen, deren wesentlicher Inhalt im vorstehenden mitgeteilt wurde.

Die Schrift des Verf.s hat dadurch gegenständlichen Wert gewonnen, daß Minister Dr. v. Trott zu Solz kurz vor seinem Scheiden aus dem preußischen Kultusministerium den Erlaß der neuen Prüfungsordnung für das höhere Lehramt vollzogen hat. Der erste Entwurf war 1914 veröffentlicht, hierauf nach den Vorschlägen der Lehrer an den Universitäten und höheren Schulen umgearbeitet, dann 1916 neu herausgegeben und nach einer neuerlichen Konferenz im Ministerium nunmehr in die endgültige Form gebracht worden. Es erscheinen dadurch manche Vorschläge des Verf.s verwirklicht. Vor allem ist als grundlegende Änderung gegen die frühere Ordnung hervorzuheben die Zerlegung der Prüfung in eine theoretisch wissenschaftliche und eine theoretisch praktisch pädagogische. Diese wird erst am Schlusse der zweijährigen Probezeit abgelegt. Dadurch wird einerseits die Prüfung denen der medizinischen und juristischen Fakultäten angeglichen und anderseits zugleich bewirkt werden, daß der Lehrer nicht lediglich mit dem Rüstzeug der Wissenschaft versehen, sondern auch mit praktischer Schulung und der Kenntnis der Erziehungslehren ausgestattet ins Lehramt trete. In der wissenschaftlichen Prüfung sind die Forderungen gesteigert und vertieft worden. An die Stelle der bisher geforderten, aber mit Recht so oft bekämpften „Allgemeinen Bildung" (Religion, Deutsch und Philosophie) tritt jetzt eine gründlichere philosophische Vorbildung, ferner muß die Lehrbefähigung für zwei Hauptfächer und ein Nebenfach erworben werden.

Statt der „allgemeinen Bildung" wird nämlich jetzt gefordert: Beschäftigung mit den Grundlehren der Ethik und Psychologie sowie den Hauptlehren der Logik, weiter Vertrautheit mit einigen Hauptwerken eines Philosophen oder einem wichtigeren Problemkreise und Verständnis für die Geschichte der Philosophie.

Es kann im Rahmen dieser Besprechung auf die eben erschienene „Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen und Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen" nicht näher eingegangen werden. Darüber und über das bedeutsame Buch „Erläuterungen zu der Ordnung der Prüfung und zu der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen" von Dr. Karl Reinhardt (Berlin, Weidmann, 1917) soll gelegentlich hier berichtet werden. Dabei wird auch Anlaß sein, die 1911 erlassene österreichische Prüfungsvorschrift für das Lehramt an Mittelschulen heranzuziehen und zu erwägen, ob und welche Änderungen sich empfehlen. Doch möge der Schluß des Vorwortes zu Reinhardts Buch hier mitgeteilt werden: „Die Heranbildung des Nachwuchses im höheren Lehramt ist eine der bedeutungsvollsten Angelegenheiten des Unterrichtswesens, wichtiger als die Aufstellung neuer Lehrpläne und das Ausdenken neuer Schularten und Organisationsmöglichkeiten. In der Gesinnung der höheren Lehrerschaft, seiner Auffassung des Erzieherberufes, seiner wissenschaftlichen Durchbildung, seiner Art des Unterrichtes, kurz in den Persönlichkeiten der Lehrer ruht

die Wirkung, die die höheren Schulen auf die Bildung des kommenden Geschlechtes ausüben."

Wien. Dr. S. Frankfurter.

Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung. Herausgegeben von Dr. D. Sarason. Lex. 8°. 549 S. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner.

Die jährlich erneute Darstellung des kulturellen Niederschlages alles Geschehens soll dieses Jahrbuch bieten, damit unserem Leben fortdauernd unschätzbare Erkenntniswerte nicht verloren gehen und Brücken geschlagen werden von einem Wissensgebiete zum anderen, vom engen Betätigungsfeld des Berufes zu den großen Zusammenhängen aller Teile unseres so unendlich reichen Kultur- und Wissenskreises. Der gewaltige Stoff zerfällt in eine Anzahl von Gruppen. Sie behandeln die Politik vom Standpunkte der einzelnen Parteien, Welt-, Kolonial- und auch österreichische Politik, Heer und Flotte, Zivil-, Straf-, Staatsrecht und Verwaltung, Sozialpolitik, wirtschaftliche Organisation, Fürsorgewesen und Sport, die Frauenbewegung, das Erziehungs- und Bildungswesen, Volkswirtschaftslehre, Finanzwesen, Handel und Industrie, Verkehr und Landwirtschaft, die Technik mit all ihren Sondergebieten, die Astronomie, Chemie und Physik, Botanik, Zoologie, Physiologie, Heilkunde und öffentliches Gesundheitswesen, Meteorologie und Klimatologie, Erd-, Länder- und Meereskunde, Anthropogeographie und Völkerkunde, Psychologie und Soziologie, Kulturgeschichte, literarische und bildende Kunst, Musik und Theaterwesen, endlich Philosophie und Religion. Hervorragende Vertreter ihrer Fachgebiete, 62 an der Zahl, teilten sich als Mitarbeiter in die Arbeit. Nur einiges sei aus der reichen Fülle des Gebotenen herausgehoben:

So berichten über „Erziehungs- und Bildungswesen", und zwar über „Höhere Schulen und Hochschulen" Geheimer Regierungsrat P. Cauer, über „Volks- und Fortbildungsschulen" Schulrat K. Muthesius. Cauer tritt als Gegner des gemeinsamen (lateinlosen) Unterbaues als der Vorstufe der Einheitsschule entschieden für den freien Wettbewerb der verschiedenen Schularten ein. Auf der ersten deutschen Konferenz für staatsbürgerliche Erziehung (Berlin) sei besonders Kerschensteiner nachdrücklich dem Versuch entgegengetreten, auch aus diesem neuen Zielpunkte wieder ein neues Fach zu machen, und in der Konferenz über sittliche Willensbildung in der Schule finde sich ein Bekenntnis zu der schmerzlichen Erfahrung, daß der heutige Religionsunterricht an Wirkung auf das Wollen der Schüler nicht leiste, was er soll. Cauer bespricht sodann die Haltung der Regierungen gegenüber den eindringlichen Klagen über den Rückgang der Leistungen und kommt bei den Universitäten zu dem folgerichtigen Schlusse, daß, wie diese in strenger Handhabung der Prüfungsbestimmungen ein Gegengewicht gegenüber der Gleichberechtigung aller Abitu-

rienten beanspruchen können, damit sich die Hörsäle nicht mit Unfähigen füllen, sie ihrerseits gut tun werden, den künftigen Lehrern für ihren Beruf die beste und wirksamste wissenschaftliche Vorbildung zu geben. Er wirft ferner die Frage auf, auf welchem Wege in Rechts- und Staatswissenschaften eine Fortbildung in Beziehung auf soziale Verwaltung zu ermöglichen sei, anerkennt die studentische Selbsthilfe und berührt auch die Frage, ob im Lehrplan der Universität Pädagogik einen selbständigen Platz haben soll, wobei er eine Gefahr darin sieht, Aufgaben, deren Lösung im praktischen Können liegt, in Vorlesungen zu behandeln. Endlich spricht er in Rücksicht auf den Zwist zwischen Philosophie und experimenteller Psychologie den Wunsch aus, daß die beiden Disziplinen verbunden bleiben.

Muthesius sieht in der Idee der nationalen Einheitsschule, die durch eine weitverzweigte Spaltung der Bildungswege jeder Beanlagung den geeigneten Weg eröffnen möge, die Anerkennung des allgemeinen Rechtes auf Bildung. Er schließt sich dem Programme der Arbeitsschule an, das, von dem verfehlten Namen abgesehen, gesunde Gedanken birgt, demzufolge die Hand als wichtiges Werkzeug der Bildung zu ihrem Rechte gekommen ist und wofür die namhaftesten Pädagogen der Gegenwart mit Nachdruck eintreten. Infolge der ungeahnten Entwicklung der wirtschaftlichen Kultur habe sich immer dringender das Bedürfnis nach einer weiterführenden Bildung der volksschulentlassenen Jugend geltend gemacht. Die Fortbildungsschule soll nach dem Verf. dem Schüler die volkswirtschaftlichen und staatsbürgerlichen Grundlagen seines Berufes möglichst deutlich zum Bewußtsein bringen und in der Begründung der Berufsethik ihre höchste Aufgabe erblicken. Schließlich betont er den erfreulichen Umschwung, der in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Jugendpflege eingetreten ist, um die Wehrhaftigkeit der Nation zu steigern.

Die „Kulturgeschichte" behandeln Prof. Dr. C. F. Lehmann-Haupt, Liverpool („Der alte Orient und seine Beziehungen zum Westen"), Prof. Dr. R. Laqueur, Gießen („Die antike Kultur") und Geheimer Hofrat K. Lamprecht, Leipzig („Neue Kulturgeschichte"). Wir lesen da bei Lehmann-Haupt von den ersten vorgeschichtlichen Erfindungen, von der Meisterschaft der Babylonier in der Himmelsbeobachtung, ihrer Zeit- und Raummessung, von dem Festungsbau und dem Staatsrecht der Assyrier, von der Semiramissage, von dem im Nil verkörperten Osiris, dem Prinzip der Fruchtbarkeit, vom Ka, dem Genius des Menschen, der hauptsächlich dessen Geschicke im Jenseits lenkt, von der Entwicklungsform des Osiris, dem Sarapis (Osiris-Apis), von der monotheistischen Revolution Amenophis' IV. (Sonnendienst), von der Gartenkunst, dem reichen Funde in den Bildhauerateliers Ägyptens und von den Beziehungen zu Kreta auf Grund eines Fundes der mittelminoischen Periode. Bedeutsam erscheint das Ergebnis der in Palästina vorgenommenen Ausgrabungen, die besonders in Jericho die Angaben des Alten Testamentes durchweg bestätigen. Wir sehen da weiter, wie die Hetiter für die Verbreitung der babylonischen Kultur

nach dem Westen ernstlich in Betracht kommen; wie das Rätsel der ionischen Säule durch einen syrischen Fund, demzufolge das ursprüngliche Vorbild die Dattelpalme ist, gelöst erscheint; wie endlich Homers Beschreibung des Bogens des Odysseus genau auf die jetzt noch in China verwendete vollkommenste Bogenart paßt.

Laqueur zeigt, daß Deutschland seine Abhängigkeit von dem romanisierten Frankreich dadurch überwunden hat, daß es der Quelle der römischen Kultur, dem Griechentum, zustrebte, und es ist ihm unter voller Anerkennung der Ergebnisse der rein historischen Betrachtungsweise hocherfreulich, daß sich Strömungen entwickeln, die wieder stärker den Ideengehalt des klassischen Griechentums zu erfassen suchen. Gerade hierin sieht er die hervorragende Bedeutung von Ul. v. Wilamowitz-Moellendorf, der die großen Einzelmenschen die Geschichte machen läßt und der Dichter und Denker in ihrer persönlichen Eigenart zu verstehen sucht, während dagegen für Beloch, den Vertreter der rein politisch-wirtschaftlich historischen Betrachtungsweise, die Bedeutung der Persönlichkeit in den Hintergrund tritt. Der Verf. zeigt ferner, wie den Griechen selbst der Gegensatz des Hellenismus zur voraufliegenden Periode stark zum Bewußtsein gekommen ist und wie der im ersten vorchristlichen Jahrhundert begonnene Kampf gegen den Hellenismus vom Klassizismus gewonnen wurde. Er weist auf Fr. Leos Werk hin, das, so sehr es in der Entwicklung der römischen Literatur das Nationale betont, von Anfang bis Ende doch der Gedanke durchzieht: ohne das Griechentum hätte nie und nimmer diese Entwicklung stattfinden können; wie anderseits die in den letzten Jahren von den hellenischen Staaten gewonnenen Erkenntnisse gelehrt haben, die Geschichte des römischen Staates und seiner Formen nicht nur aus dem Römertum selbst zu erklären, sondern die provinzialen Elemente, und zwar vor allen aus hellenischem Kulturkreis mehr und mehr in den Vordergrund zu rücken.

Nach Lamprecht wendet sich der historische Sinn in lebhafter Weise der kulturgeschichtlichen Auffassung zu, während wir anderseits mit den Trägern unserer nationalen Geschichtsentwicklung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts aufs engste verbunden sind. Seinen Ausführungen entnehmen wir, daß die Lehren Herders in Deutschland durchschlagend wirkten und nun das Gebiet der seelischen Zusammenhänge gesucht wurde, wodurch sich eine neue Welt geschichtlicher Betrachtung erschloß, und zwar zunächst auf dem Gebiete der Quellenkunde (Wolf, Niebuhr!); daß das Dogma vom singulären Werturteil die historische Kleinarbeit des 19. Jahrhunderts beherrscht; daß die volle Entwicklung der historischen Form der Idee das eigentliche Meisterwerk Rankes ist und daß eine ganz außerordentliche Wirksamkeit auf die weitere Entwicklung der Geschichtsschreibung das Hegelsche System ausgeübt hat. Aus der verblaßten romantischen Erscheinungsform des ersten Zeitraumes des Subjektivismus sei der Realismus hervorgetreten, der die Dreißiger- bis zu den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts beherrscht hat. Mit dem ungeheuren Umschwung des nationalen Seelen-

lebens seien dann in den Siebziger- und Achtzigerjahren Bestrebungen aufgetaucht, das neue Seelenleben kennen zu lernen, und so habe die empirische Psychologie immer mehr Interesse gewonnen. Erfreulich ist es zu sehen, wie seit Ablauf der ersten Erscheinungsform des neuen Zeitraumes mit seinen krankhaft naturalistischen Äußerungen auf den Gebieten der Kunst und Literatur, d. i. seit Ende der Neunzigerjahre, eine zunehmende idealistische Strömung emporgekommen ist, die auch in der Geschichtschreibung von neuem Bedeutung erlangt hat. Der Verf. kommt zu dem Schlusse, daß sich die Entfernung zwischen Geschichtsphilosophie und zusammenfassendem kulturgeschichtlichen Denken immer mehr verringert.

Der Verf. des Kapitels „Philosophie", Dr. O. Ewald (Wien), erörtert den logischen Idealismus (Neukantianismus) und als gegnerischen Standpunkt den neuen Realismus und weist darauf hin, wie namentlich durch Windelband und Rickert zu überzeugender Einsicht gebracht wurde, daß die philosophische Weltanschauung der Eigenart des Wollens in gleichem Maße Rechnung tragen muß, wie der des verstandesmäßigen Lebens (Übergang zum Neufichteanismus) und wie der Standpunkt, vom moralischen Wollen aus die gesamte Einrichtung des Seins zu begreifen, in unserer Zeit durch den Pragmatismus (William James) bis aufs äußerste fortgebildet worden ist. Der übertriebene Relativismus sei die unausweichliche Folge des Pragmatismus, der darin fehle, daß er die Logik in ihrer Selbständigkeit überhaupt preisgibt und sich auf den Boden einer unklaren Praxis zurückzieht. Von ihm unterscheide sich H. Bergsons Intuitivismus dadurch, daß er aufs strengste wissenschaftliches und metaphysisches Erkennen auseinanderhält. Soll der Intuitivismus nicht in eine völlig subjektive Gefühlsmystik versinken, so muß er nach Ansicht des Verf.s den schroffen Gegensatz von Intuition und Logik mildern, einen Ausgleich beider Erkenntnismittel herbeizuführen bestrebt sein. Ewald kommt zu dem Schlusse: „Der Sinn der Lebensphilosophie kann nur der sein, daß ihr Grundbegriff geeignet ist, die wichtigsten ethischen, logischen und psychologischen Kategorien in wechselseitige Beziehung zu bringen."

Über den neuesten Stand der „Völkerkunde" unterrichtet uns Prof. Dr. A. Vierkandt (Berlin), der in der Aufzeichnung umfangreicher Texte und in der Aufstellung von Stammbäumen eine bahnbrechende Neuerung erblickt, um so in die gesamten Zustände der untersuchten Stämme einzudringen, wobei natürlich auch eine psychologische Untersuchung dieser Menschen wichtig sei. In Hinsicht auf die in der Fachliteratur hervortretende Neigung zu optimistischer Bewertung niederer Kulturen beruft sich der Verf. auf ein Buch E. Nordenskjölds über einige südamerikanische Indianerstämme, wo dieser von dem Glück und Behagen spricht, deren sich die Eingeborenen durchweg erfreuen, so daß man sich in die Zeit Rousseaus versetzt glaubt und zu dem Urteil gelangt, daß die Gesittung zurückgebliebener Stämme von vielem Elend unserer Kultur freigeblieben ist, daß aber jene innere Zweckmäßigkeit der niederen Kulturen durch das Eindringen europäischer Gesittung

schwer geschädigt wird. Nach N. leben seine Indianer in den Zuckerfabriken wie in einer Art Konservenbüchsenkultur. „Ein wie trauriges Leben führen sie doch," ruft er aus, „viel schlechter als in ihren Dörfern im eigenen Lande!" Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt der südafrikanische Missionär M. Wilde, daß nämlich die Einwirkungen unserer Technik, unserer Verstandesbildung und unserer Lebensform wohl die Kultur der Eingeborenen zu zerstören, aber nicht eine neue Kultur aufzubauen vermögen. Schließlich bespricht Vierkandt die Frage des Totemismus, den der französische Soziologe E. Durkheim für die älteste Form der Religion erklärt.

Im Hinblicke auf die „Psychologie" vertritt Prof. Dr. W. Stern (Breslau) mit Recht die Ansicht, daß Psychologie und Philosophie, von denen diese nach reinlicher Scheidung ruft, sich gegenseitig befruchten und jene fortwährend mit philosophischen Fragen zusammenstößt, stellt anderseits fest, daß nun die Öffentlichkeit sowie die maßgebenden Kreise der verschiedenen Anwendungsgebiete die Wichtigkeit der Seelenlehre als kulturelle Triebkraft zu würdigen beginnen, und bespricht die pädagogische, die gerichtliche, die medizinische und die wirtschaftliche Psychologie als neueste Errungenschaften.

Nach dem Soziologen R. Goldscheid (Wien) stellt die Soziologie alle Wissenschaften vor ganz neue Aufgaben und verjüngt sie. Im Zusammenhange mit den durch Simmel, Vierkandt, Wundt, Toennies, Gumplowicz, Ratzenhofer und Galton vertretenen Strömungen erörtert er die Rassentheorie Klemms, Gabineaus und Chamberlains, die Bevölkerungsfrage, die Wirtschaftswissenschaft, die Menschenökonomie, die Biotechnik und das amerikanische Taylor-System, das versucht, durch planmäßige Feststellung der organischen Bedingungen für die verschiedenartige Arbeitsanforderung und der entsprechenden Arbeitsfähigkeit des verfügbaren Menschenmaterials eine möglichst passende Verteilung der Arbeit auf die verschieden befähigten Kräfte vorzunehmen und so das denkbar meiste aus ihnen herauszuholen, ohne daß sich dadurch ihr Organismus vor der Zeit abnützt. Ferner weist er hin auf das umwälzende Eindringen der Soziologie in die Gebiete der Rechtswissenschaft, der Religionsforschung, der Pädagogik, endlich auf die immer stärker hervortretenden Fragen der Internationalistik, des Krieges und der sozialen Technik.

Diese wenigen Beispiele genügen freilich kaum, um von dem großartigen Gemälde allseitiger, namentlich deutscher Kulturbestrebungen, das dem staunenden Leser da vor das geistige Auge tritt, eine Vorstellung zu geben. Wohl scheint dem Ref. die Zeitspanne eines Jahres zu kurz, um Jahr für Jahr bedeutsame Ereignisse, treibende Ideen, Strömungen und Gegenströmungen, drängende Bedürfnisse der Zeit, vorgeschrittene Entwicklung in Betracht ziehen zu können. Es würde sich hiezu ein periodisches Jahrbuch besser eignen. Vielleicht ist es nicht bloß auf die Kriegszeit, sondern auch auf solche Erwägungen zurückzuführen, daß seit 1913 bisher kein weiteres Jahrbuch folgte. Mit ihrem Fachgebiete eng vertraute Geister haben da in gemeinsamer Arbeit auf

denkbar knappstem Raume ihre Gedanken zu einleuchtender und fesselnder Darstellung gebracht, so daß jedem Gebildeten außer dem Interesse an seinem eigenen beschränkten Gebiete ein allgemeines Interesse an dem übersehbaren Gesamtbild der mächtigen Kulturentwicklung des rastlos vorwärtsdrängenden und ringenden Menschengeistes abgewonnen werden muß.

Wien. A. Stitz.

Die Schule im Dienste der vaterländischen Erziehung. Von Dr. Robert Keller. Lehrplan des Gymnasiums Winterthur. Vorlage der Lehrerschaft an den Schulrat. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums und der Industrieschule Winterthur 1915/16. Winterthur 1916, Buchdruckerei Geschwister Ziegler.

Die Einleitung zum eigentlichen Lehrplan, der Vorlage der Lehrerschaft an den Schulrat, rührt von Dr. Robert Keller, dem Vorsitzenden des Lehrerkonvents, her und zerfällt in zwei Teile: „Die Schule im Dienste der vaterländischen Erziehung“ und „Reorganisation unserer städtischen Mittelschule“. Besonderes Interesse erweckt der erste Teil namentlich für uns Österreicher; denn der Weltkrieg hat dort eine nationale Zerklüftung hervorgebracht: Brudersinn und hingebende Liebe zum Vaterlande schienen geschwunden, der nationale Gegensatz trat aufs schroffste hervor. „Stärker schien die Wirkung des an der Sprachverschiedenheit begründeten Trennenden zu sein als die Wirkung der einigenden Kraft gemeinsamer politischer Ideale“ (S. 4). „Der Krieg hat uns nur deutlicher als die Friedenszeit das Fehlen jenes tief empfundenen Patriotismus erkennen lassen, der stark genug ist, um der vordrängenden Einwirkung sozialer und nationaler Vorstellungs- und Gefühlskomplexe erfolgreich zu begegnen“ (S. 5).

Für diesen Mangel wird auch in der Schweiz die Schule und im besonderen Maße die höhere Schule verantwortlich gemacht und so ist denn auch dort die Frage der Reorganisation des Mittelschulwesens in Fluß gekommen. Es wurde der Ruf nach einem eidgenössischen, für den ganzen Bundesstaat gültigen Mittelschulgesetz erhoben. Der Verf. ist ein Gegner der Bundesmittelschule, er will dem Bunde höchstens die Schaffung eines einheitlichen, eidgenössischen Maturitätsausweises zugestehen. Maßgebend soll nur der Geist sein, der die Schule durchweht, die vaterländische Gesinnung derjenigen Lehrer, denen der stärkste Anteil an der Vermittlung jener Kenntnisse, Erkenntnisse und Einsichten zufällt, die den Boden bilden, auf dem der schweizerische Staatsgedanke, von starker Vaterlandsliebe durchglüht, gedeihen kann.

Die Aufgabe der vaterländischen Erziehung ist eine doppelte; die Schule hat die Kenntnisse zu vermitteln, die zum Verständnis des Staatsgedankens führen; doch stärker als dieser Appell an den Intellekt muß die Einwirkung auf das Gemüt der Schüler wirken; die staatsbürgerliche Erziehung liegt in einer Beeinflußung des Charakters. Das

kann aber die Schule niemals allein besorgen, dazu bedarf es der treuen Mithilfe der Familie.

Die Reorganisation der städtischen Mittelschule in Winterthur, wie sie der Lehrerkonvent vorschlägt und Keller begründet, sucht drei Ziele zu erreichen: die vaterländische Erziehung, eine bessere Harmonie der Forderungen des modernen Lebens und der Arbeit der Schule und eine zweckentsprechendere Betätigung der oft ungleichartigen geistigen Anlagen; daher schlägt der Entwurf die Teilung des Gymnasiums in eine fünfklassige Unter- und Oberstufe von drei Semestern, die erstere mit einer humanistischen und realistischen Abteilung, vor; die Oberstufe umfaßt einen allgemein verbindlichen Unterricht, daneben vier Fachgruppen, nämlich eine fremdsprachliche, mathematische, naturwissenschaftliche und eine Lehramtsgruppe, außerdem wahlfreie Fortbildungskurse.

Die Anordnung des Lehrplanes im einzelnen zu verfolgen muß ich dem Leser überlassen; auf den ersten Blick erkennt man, daß es sich um eine sehr komplizierte, lokalen Verhältnissen Rücksicht tragende Mittelschule handelt, die die Aufgaben einer Reihe von Schultypen zu lösen hätte.

Wien. August von Scheindler.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

G. Siefert, Homers Odyssee. Bearbeitet von O. Henke, fünfte (Kommentar, Text sechste) Auflage. 1. Heft, Buch 1—12. Teubners Schülerausgaben. 1914. Geb. je 1 M. 60 Pf.

Um es gleich vorwegzunehmen, der Kommentar macht einen guten Eindruck. Die Grundsätze, welche der Bearbeiter in dem Vorworte aufstellt, hat er auch befolgt: die sachliche Erklärung erscheint ausreichend und die größere Betonung der ästhetischen Erklärung mit vielerlei richtigen und schönen Bemerkungen durchgeführt; gerade daran hatten es die Kommentare bis jetzt fehlen gelassen und noch der sonst so vortreffliche Ameis-Hentze hatte vor der Cauerschen Bearbeitung zu stark die Unvollkommenheiten der Dichtung hervorgehoben. Wenn nun derartige Mängel im Unterricht leicht durch den Lehrer behoben werden können, so bleibt die bis jetzt meist übliche Anlage der Kommentare für die Privatlektüre — und für diese wird Homer immer am meisten in Betracht kommen müssen — ein schwerer Mangel, weil dem Schüler dabei viele Schönheiten der dichterischen Gestaltung unbewußt bleiben. Auf dem Wege zur Besserung dieser Zustände bildet die Siefertsche Bearbeitung jedenfalls einen tüchtigen Fortschritt.

Einige Verbesserungsvorschläge: α 8. „κατά gehört zu ἤσθιον. Häufig wird die Präposition vom Simplex getrennt (*Tmesis*)." S. will zwar sprachgeschichtliche Belehrungen nur sparsam geben, da ihm der passende Platz dafür erst eine spätere Stufe des Unterrichtes zu sein scheint (in Deutschland beginnt man die Homerlektüre bekanntlich mit der Odyssee); allein unrichtige oder zu unrichtigen Auffassungen führende Bemerkungen sollten von vornherein vermieden werden. Daß die Präverbien ursprünglich selbständige Adverbien sind, wird wohl auch für die Anfangsstufe nicht zu hoch sein. — α 15. Der sogenannte poetische Plural wird wohl nicht zunächst aus metrischen Gründen für den Singular gesetzt worden sein. Auch hier kann kurz die richtige Entwicklung (δόμοι das Haus mit seinen Räumlichkeiten usw.) angedeutet werden. — α 42. φάσθαι bedeutet zunächst „sich sagen", dann „glauben". — α 50. Ich fürchte, οὐ ist den Schülern als Adverbium ebensowenig geläufig wie ὅθι. — α 110. Es ist mir doch etwas zweifelhaft, ob „man" auch die Milch mit Wasser mischte, wie S. aus ι 297 schließt; der Dichter will dort wohl durch ἄκρητον γάλα den märchenhaften Charakter der ganzen Schilderung des Kyklopenlandes steigern. — α 221. Die Übersetzung „wieder sprach zu ihm" gibt αὖτε nicht ganz richtig wieder; es bedeutet ja wohl die

Abwechslung der Sprechenden: „wiederum, ihrerseits". — α 248. Noch deutlicher wäre „ὅς τε, οἵ τε ‚und er, und sie' usw. für spätere Relativsätze". — α 299. „πατροφονῆα, wie lat. *parricida* der Verwandtenmörder." Die Bemerkung ist unnötig, da πατροφονεὺς auch hier Vatermörder heißen kann; allerdings hat Aigisthos nicht den eigenen Vater ermordet, sondern den des Orestes; aber eben dieser ist Subjekt des Satzes. — α 318. Statt der schleppenden Übersetzung des Partizips mit „nachdem" empfiehlt sich Beiordnung: „und zwar sollst du mir . . . aussuchen". — ζ 101. λευκώλενος wird erst dadurch zu einem wirklich schmückenden Beiwort, wenn man bedenkt, daß es die homerischen Frauen schwerer hatten, ihre unbekleideten Arme weiß zu erhalten als die Damen heutzutage. — ζ 130. Odysseus wird mit einem Löwen verglichen. Dazu die Bemerkung: „Od. einem wilden Tiere gleich — die tiefste Erniedrigung!" Dieser Schnitzer stört in bedenklicher Weise den günstigen Eindruck des Buches! Die Zeiten, wo man den Eselvergleich mißverstand, sollten doch vorüber sein! — ζ 133. „ἀγροτέρας. Die Hirsche des Feldes schweifen weiter als die ruhig weidenden Herden." Wenn hier das Suffix τερος mit „weiter" übersetzt wird, so dürfte das unrichtig sein; es wird damit das Gegensatzpaar ἀγρός: ὄρη = ἀγρότερος: ὀρέστερος bezeichnet; vgl. Brugmann-Thumb, Griech. Gramm. S. 228. — ζ 190. Eine kurze Bemerkung über das junge Mädchen als Spenderin guter Lehren wäre angebracht. — η 111. Cauers Bemerkung über die Bedeutung des Regens für die südlichen Länder verdiente Beachtung. — Im Textband ist auf S. 98ff. als Zahl des Gesanges ξ statt ζ gedruckt; Druckfehler ζ 47 κούρη statt κούρῃ, ζ 98 αὐγῆ ebenso, ζ 167 fehlt nach γαίης ein Beistrich. Im Vorwort dieses Bandes muß es heißen „möge die Ausgabe zu ihrem Teile . . ." Warum ist die Inhaltsangabe in der Hauptsache nach Tagen gegeben? Es wird dadurch Zusammengehöriges auseinandergerissen und umgekehrt. Besser wäre doch, sobald man, mit Recht, sich an die überlieferte Abgrenzung der Gesänge nicht bindet, eine Übersicht nach den Wendepunkten der Handlung; auf die Zahl und Länge der Tage hat der Dichter m. E. kein Gewicht gelegt.

Der Text ist auf Grund des Cauerschen gegeben, also auch mit den Formen auf -άουσι usw. statt -όωσι. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, dem Verlag einen Vorschlag zu unterbreiten: wäre es nicht möglich, auch beim Ameisschen Homer, der jetzt von Cauer bearbeitet wird, Text und Kommentar zu trennen, da nicht alle Leser Freunde dieser Textgestaltung sind?

Im ganzen ist das Buch trotz einiger Mängel im einzelnen eine gute Leistung. Dem Textband sind zwei Karten angeschlossen, deren eine, von O. Henke entworfen, den Erdkreis der Odyssee in auffallend altertümlicher Gestalt entwirft.

Leoben. Dr. V. Bulhart.

Lateinbuch für Oberrealschüler. Von Dr. R. Helm, Professor an der Universität Rostock, und Dr. G. Michaelis, kgl. Provinzialschulrat in Berlin. Mit fünf Tabellen. Leipzig und Berlin 1915, B. G. Teubner. 2. Aufl. 208 S. Preis geb. 2 M. 40 Pf.

Die angegebene Seitenzahl des Buches ergibt sich erst aus einer Addition des Umfanges der einzelnen Teile, die hier zu einem Bande vereinigt sind: 32 Seiten entfallen auf das „Volkslatein von Helm", 127 auf die „Lateinische Satzlehre (verkürzte Ausgabe) von Michaelis", 27 auf Übungssätze zu der lateinischen Satzlehre mit einem in der ersten Auflage noch vermißten deutsch-lateinischen Wörterverzeichnis und 22 Seiten auf ein lateinisch-deutsches Wörterverzeichnis, in das

jetzt auch die unbekannten Vokabeln der „Verkürzten Satzlehre“ eingereiht erscheinen.

Die beiden Hauptbestandteile dieses Lehrbuches, deren Vereinigung, wie die Vorrede besagt, auf Wunsch einiger Lehrer erfolgt ist, sind nicht etwa gleichartig und gleichwertig. Den wertvolleren Teil bildet die Syntax. Sie ist übersichtlich und kurz, aber nicht so kurz, daß man nicht noch auf einzelne Regeln bei der systematischen Durchnahme des Stoffes verzichten und sie für eine spätere gelegentliche Verwertung aufsparen könnte. An die eigentliche Satzlehre schließen sich stilistische Bemerkungen, die letzten Paragraphen bringen den römischen Kalender, die Prosodie und die Verslehre.

Mit Recht berücksichtigt der Kalender in einem für Realschüler bestimmten Lehrbuche auch das Schaltjahr, da ja die französische Bezeichnung *année bissextile* nur durch die Datierung *ante diem bis sextum Kalendas Martias* verständlich wird.

Die Formenlehre wird in Helms Volkslatein einzig und allein durch Musterbeispiele und Tabellen geboten, die Erläuterung dem Lehrer überlassen. Die lateinischen Übungen dazu bestehen aus zusammenhängenden Stücken mit einigen Hilfen für den Anfänger, die deutschen Übungssätze dienen nur praktischen Zwecken und wollen keinen Anspruch auf wertvollen Inhalt erheben.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Neue Schriften zur Aufsatzlehre: Arno Schmieder, Der Schulaufsatz. Tatsachen und Möglichkeiten. Teubner, Leipzig und Berlin, 1914. — Paul Geyer, Sturm und Drang in der Aufsatzlehre. Weidmann, Berlin, 1913. — H. Heinze und W. Schröder, Aufgaben aus klassischen Dramen, Epen und Romanen. 26. Bändchen: Aufgaben aus dem Gudrunliede, zusammengestellt von H. Heinze. Ed. Wartig (E. Hoppe), Leipzig, 1914.

Mit dem Weimarer Kunsterziehungstag und dem „Schundliteraten“ von Jensen und Lamszus (1910) begann der latent immer vorhandene Widerspruch gegen die herkömmliche Art des Aufsatzbetriebes in die große Öffentlichkeit zu dringen und ist seitdem, diesem vergrößerten Resonanzboden entsprechend, immer lauter instrumentiert worden. Die grundsätzliche Berechtigung dieses Kampfes erweist ein Blick in die meisten — nicht alle — vorhandenen Aufsatzbücher ebenso wie in die Hefte der Schüler — bei den Schülerinnen ist es ein wenig, nicht viel, besser. Was die ersteren angeht, so habe ich in diesen Blättern jahraus jahrein Klage erhoben über das graue Elend einer inhaltlich wie formal steppendürren Aufsatzfabrikation, die aus der Bequemlichkeit von Schülern und Lehrern unvermerkt den Übergang zur Gewöhnung an diesen von keinem Funken Empfindung erwärmten, keinem Hauch Geist belebten Aktenstil vermittelte, dessen muffiger Geruch nicht nur aus den meisten Schülerheften, sondern auch schon aus den Privatbriefen unserer Fünfzehnjährigen aufsteigt, selbst wenn sie als Zehnjährige ganz nett zu plaudern verstanden. Mit automatischer Pünktlichkeit stellen sich wie beim berufsmäßigen Zeilenschinder in einem ganzen Pack Schülerhefte für jede Vorstellung immer die gleichen abgegriffenen Ausdrücke, bei jedem Abschnitt dieselben nichtssagenden Übergänge ein und diese öde Gleichartigkeit der meisten Arbeiten ist es hauptsächlich, die das Korrigieren der deutschen Aufsätze zu einer solchen Nervenfolter macht. Begabtere Jungen haben ein ganz richtiges Gefühl für die Salzlosigkeit ihrer Arbeiten und machen sich untereinander gern über ihre eigenen Aufsätze lustig, die sie unfroh und fabriksmäßig liefern zu müssen glauben, sobald

ihnen der Lehrer einmal einige gar zu üppig wuchernde Ranken jugendlicher Überschwenglichkeit beschnitten hat. Und so ringt die Korrektur beständig mit unreifem Sturm und Drang auf der einen und löschpapierener Öde auf der anderen Seite. Gegen die zweite Not vor allem erhebt sich die moderne Aufsatzschule, die im Kinde den Künstler und in jeder Ausarbeitung ein Kunstwerk zu Tage fördern möchte. Da wird angeeifert, nicht allgemein und unanschaulich um die Dinge herumzureden, sondern möglichst eigene und eigenartige Beobachtungen zu Papier zu bringen, das eigene äußere und innere Erlebnis laut werden zu lassen und sich so wenig papieren als möglich zu gehaben. Und für die Begabten ist das ja recht gut und schön. Arno Schmieder hat über 5000 Leipziger Schüler und Schülerinnen über die Feier der Völkerschlacht in ihrer Vaterstadt schreiben lassen und, da hier sowohl zu eigenen Gedanken wie noch viel mehr zu eigenen Beobachtungen Raum genug war, sind dabei gar nicht wenige ganz hübsche Aufsätze herausgekommen. Aber wenn die weit zahlreicheren Unbegabten zum ersten Mal mit „Eigenem“ herausrücken sollen, dann kauen sie hilflos an ihrem Federhalter, weil eben trotz aller gegenteiligen Versicherungen durchaus nicht alle Kinder geborene Künstler sind, und bedürfen beim „freien“ Aufsatz ebenso der führenden Anweisung des Lehrers wie bei der traditionellen „alten“ Aufsatztechnik, wo man ihnen den Gang der Arbeit vorher kurz skizzierte oder gar eine fertige Disposition an die Schultafel schrieb. Schmieders Beispiele zeigen das ganz deutlich dort, wo eine Klasse besonders tüchtig auf die „neue“ Art — man verzeihe das Wort — eingeschustert ist: Da schreiben alle Kinder in den gleichen abrupten Sätzchen, die Lebhaftigkeit vortäuschen sollen, was der Junge gesagt und was die Tante geantwortet hat, und die eigenen Beobachtungen beschränken sich in der Regel darauf, daß „furchtbar“ viel Menschen auf der Straße waren und daß den jugendlichen Schriftstellern bemerkenswert oft auf die Füße getreten wurde. Das heißt: Die alte Schablone ist tot, es lebe — die neue Schablone! Hier ist die Grenze, die die „Kunsterzieher“ nicht sehen wollen: Die Schule kann zu rezeptivem Kunstempfinden heranbilden und diese Arbeit gehört zu ihren schönsten, schwersten und von Lehrern und Publikum noch lange nicht genügend gewürdigten Aufgaben; die Schüler aber zu schaffenden Künstlern erziehen zu wollen, ist ein Unding, unausführbar und, wenn es ausführbar wäre, nicht einmal wünschenswert: Was finge die Welt auch mit lauter ästhetisch gerichteten Menschen an? Bemühen wir uns, vorhandene Begabungen nicht kopfscheu zu machen und die breite Mittelmäßigkeit zu einem gepflegten, ja nicht zu einem künstlerisch vollwichtigen Stil und einem demütigen Gefühl für echte Kunst zu erziehen; das ist eine so ungeheuer schwere Aufgabe, daß den Mund voller nehmen ahnungsloses Schwärmertum oder — effekthascherische Schaumschlägerei bedeutet.

Hauptsächlich der zweite Vorwurf ist es, den Geyer, der Verfasser der tüchtigen, gar nicht modern tuenden Stilistik im „Handbuch des deutschen Unterrichts“ von Matthias (2. Aufl., 1911), den Aufsatzreformern macht. Es will wenig besagen, wenn er beweist, daß Unzüchtigkeit und Blutrünstigkeit, zwei Hauptmerkmale der Schundliteratur, auf den „alten“ Schulaufsatz gewiß nicht zutreffen; so haben es die Jensen und Lamszus ja auch nicht gemeint. Schwerer wiegt, was er gegen den vollständigen Verruf der literarischen Themen und die Forderung einwendet, daß Charakterschilderungen bloß nach dem wirklichen Leben geschrieben werden sollten: „Als ob das nicht viel schwerer wäre als die Nachzeichnung von Figuren, denen der Dichter bereits unter Verzicht auf Nebensächliches, Unwichtiges die maßgebenden, kennzeichnenden Züge verliehen hat!“ Und als ob, füge ich hinzu, der Schüler gegenüber den Charakteren seiner Bekannten die

nötige Distanz besäße, als ob er nicht im besten Falle statt den Andeutungen eines Dichters denen seines Lehrers nachzeichnete! Ebenso richtig ist es, daß Kenntnisse in Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung künstlerisch allerdings unwichtig sind, von dem die Schulbank verlassenden jungen Menschen aber verlangt werden, also von der Schule beigebracht werden müssen, wenn auch die Aufsatzreformer für derlei nichts übrig haben. Dazu kommt, daß die neue Richtung in dem Bestreben, nur ja die Individualität zu schonen, jede stiltechnische Unterweisung zu verpönen behauptet (daß sie praktisch doch nachhilft, ist aus den von Schmieder mitgeteilten Aufsätzen evident!), während Geyer (mit Schlittenbauer, Der deutsche Aufsatz in der Mittelschule, Nürnberg, 1912, und Kerschensteiner, Begriff der Arbeitsschule, 2. Aufl., Leipzig und Berlin, 1913) die handwerksmäßige Erlernung stilistischer Anfangsgründe für notwendig erklärt, wie ja auch niemand ohne die Technik des Zeichnens ein Maler werden kann. Der schwerste Vorwurf aber, der den Bannerträgern des „inneren Erlebnisses“ im deutschen Aufsatz gemacht werden muß, ist der, daß es ungesund ist, die jungen Seelen dazu anzuleiten, zu viel in sich hineinzuhorchen. Nicht lebenstüchtige Bürger, sondern kränkelnde Ästheten werden auf diese Weise erzogen oder — heuchlerische Komödianten. Denn wenn manche Jungen trocken und unlebendig schreiben, obwohl sie es besser könnten, weil sie meinen, daß es der Lehrer so haben will, so ist das noch lange nicht so schlimm, als wenn sie Gefühlchen, die sie in sich nicht entdecken können, frischweg erlügen, weil augenblicklich das gewünscht wird. Über die unehrlichen Moralpredigten, die vielfach erzielt werden, wenn man die Jungen über Sentenzen schreiben läßt, haben sich am lautesten gerade die Aufsatzreformer entrüstet, aber was sie zum Ersatz bieten, ist die Gefühlsheuchelei und der Erlebnisschwindel, die doch wahrhaftig nicht besser sind.

Das neue Bändchen der Heinze-Schröder'schen Sammlung bleibt ganz in den alten Bahnen und ist darum nur Wasser auf die Mühle der Reformer. Themen wie „Kann uns das Gudrunlied werden, was den Griechen die Odyssee war?“ liegen wirklich außerhalb des Kreises der äußeren wie der inneren Erfahrung des Schülers; die Frage „Warum muß uns das Gudrunlied mehr ansprechen als das Nibelungenlied?“ kann nur dahin beantwortet werden: „Es muß gar nicht!“ und die Disposition zu der ganz unmöglichen Aufgabe: „Wie würde ein dramatischer Dichter den Stoff des Gudrunliedes gestalten?“ zeigt nur, wenn auch unfreiwillig, wie er es nicht machen dürfte. — Druckfehler sind nicht ganz selten.

Triest. Alfred Nathansky.

Comte de Ségur: Histoire de Napoléon et de la Grande-Armée pendant l'année 1812. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Prof. Dr. Wilhelm Reimann. VI und 132 S. Mit Einleitung, Anmerkungen, Wörterbuch und Übersichtskarte, Preis 1 M. 60 Pf., Wörterbuch 30 Pf. — Einsprachige (Reform-) Ausgabe, Band 9. VII und 132 S. *Avec notes littéraires et grammaticales par Prof. Dr. Reimann et Lucien Jomard.* Preis 1 M. 60 Pf. *Bibliothèque française.* Verlag von Gerhard Kühtmann, Dresden.

Der vorliegende Auszug aus Ségurs umfangreichem Werke ist vortrefflich geeignet, ein anschauliches Bild von Napoleons russischem Feldzuge zu geben. Der Vorzug Ségurs gegenüber der ergreifenden Schilderung eines Coignet oder Bourgogne liegt in der Klarheit des Stils und tieferen Auffassung der Geschehnisse. Gefühl und Verstand

kommen in gleichem Maße zur Geltung. Gekürzten Ausgaben begegnet man, zumeist nicht mit Unrecht, mit Mißtrauen. Doch im vorliegenden Falle war die Wiedergabe in Form von Auszügen nicht zu umgehen. Die Verbindung der ausgewählten Kapitel wurde recht geschickt vorgenommen. Die Brauchbarkeit des Bändchens wird durch die knappe Einleitung, Übersichtskarte und Anmerkungen noch erhöht. Das Wörterbuch ist entbehrlich, da schwierige Wörter und Redewendungen in den ausführlichen Anmerkungen behandelt werden. Der Kommentar der Reformausgabe empfiehlt sich durch den Vorgang, seltene Wörter durch bekannte sinnverwandte Ausdrücke zu erklären.

Thiers, Bataille de Leipzig. Auszug aus: *Histoire du Consulat et de l'Empire*. Bearbeitet von Dr. Küßwetter, K. Gymnasiallehrer. VII und 60 S. Mit Anmerkungen, Wörterbuch und Übersichtskarte. Preis 80 Pf., Wörterbuch 20 Pf. — Einsprachige (Reform-) Ausgabe, Band 11. *Avec notes littéraires et grammaticales par Dr. Küßwetter.*

Gerade in der Gegenwart dürfte es für unsere Schüler nicht ohne Interesse sein, den im allgemeinen bekannten Stoff in der glänzenden Darstellung des Staatsmannes und Geschichtsschreibers Thiers zu lesen. Bei der Klassenlektüre wird eine große Karte mit eingezeichneter Truppenverteilung gute Dienste leisten. Die zweckmäßigen Anmerkungen erleichtern und fördern die Lektüre des empfehlenswerten Textes.

H. Bornecque, B. Röttgers et Th. Riehm: Livre de lecture *pour servir à la connaissance inductive des principaux auteurs de langue française des XVIIme, XVIIIme et XIXme Siècles. Tome I: Dix Septième et Dix Huitième Siècles.* IX, 374 und 85 S. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung. Preis geb. 4 M.

Das Buch ist aus dem „*Recueil de Morceaux choisis d'auteurs français par H. Bornecque et B. Röttgers*" hervorgegangen, einem Werke, das vor einigen Jahren im gleichen Verlage erschienen ist. Die Gründe der tiefgreifenden Umarbeitung haben die Herausgeber in der ausführlichen Einleitung dargelegt. Sie wenden sich nicht, wie in dem früheren Werke, an jene, welche ein bereits erworbenes literarisches Wissen vervollständigen wollen. Ihr „*Livre de lecture*" ist für Mittelschüler der höheren Klassen bestimmt und setzt keine literarischen Kenntnisse voraus. Es wurde daher den Texten aus dem 17. und 18. Jahrhundert derselbe Raum zugewiesen wie der folgenden Zeit. Die Herausgeber, die nur die bedeutendsten Namen jeder Epoche berücksichtigen, suchen durch längere, den verschiedenen Gattungen angehörende Bruchstücke den Schüler mit der französischen Dichtung und ihren Voraussetzungen bekanntzumachen. Kürzungen konnten allerdings nicht vermieden werden und es läßt sich nicht leugnen, daß die Texte dadurch an Wert verlieren. So wäre es wünschenswert, daß z. B. die Briefe der Madame de Sévigné vollständig wiedergegeben werden; denn jede Kürzung nimmt etwas von dem eigenartigen Reiz. Die Auswahl der Texte ist ausgezeichnet, die ungemein gründlich gearbeiteten Anmerkungen entsprechen allen Anforderungen. Gut sind auch die Biographien sowie der literaturgeschichtliche Abriß, der den Texten aus dem 17. und 18. Jahrhundert vorangesetzt ist. Der einleitende Abschnitt „*Le vers français*" ist in den Grenzen der in Chrestomathien üblichen Abhandlungen gehalten. Das mit großer Sachkenntnis gearbeitete Buch wird viele Freunde finden.

Warnsdorf. Hans Hartmann.

Ellinger J. und Butler Percival, Stepping-Stones to English Conversation. A manual supplying the means of acquiring an adequate mastering of the spoken language in all departments of daily life for the senior forms of secondary schools. Price bound 2 K. Vienna 1914, F. Tempsky.

Es war ein glücklicher Gedanke der Verf., dieses Gesprächsbüchlein ihrem bewährten englischen Lehrgang folgen zu lassen. Es bietet den Schülern in den oberen Klassen der verschiedensten Anstalten die Möglichkeit, sich rasch und sicher eine ausreichende Beherrschung der englischen Umgangssprache zu erwerben. Der Inhalt zerfällt in fünfzehn Gruppen, die wieder in mehrere Abschnitte geteilt sind, und umfaßt in geschickter Auswahl die wichtigsten Gebiete des täglichen Lebens. In der Form wechseln Gespräche mit Beschreibungen und Erzählungen. Die Sprache ist einfach, klar und leicht verständlich. Recht praktisch ist es, daß in Klammern vielfach Ausdrücke gegeben werden, die man an der betreffenden Stelle ebenso gut verwenden kann; dadurch wird der Wortschatz bedeutend erweitert. Ein ausführliches Wörterverzeichnis zu jeder Gruppe, das dem Schüler bei der Vorbereitung viel Zeit und Arbeit erspart, bildet den Schluß des Lehrbuches. Einer Anzahl von schwierigeren Wörtern sind phonetische Umschreibungen beigegeben. Bei der Schwierigkeit der englischen Aussprache wäre es wohl wünschenswert, wenn dies öfter geschehen wäre. Dies ließe sich bei einer Neuauflage um so leichter durchführen, da Raum genug vorhanden ist, so daß das Buch denselben Umfang behalten könnte. Geschickt ausgewählte Bilder, die gut und scharf wiedergegeben sind, bilden eine willkommene Zugabe. Der Druck ist vorzüglich, wichtige Wörter werden durch Fettdruck hervorgehoben. An Druckfehlern fanden sich: S. 9: *weddding* statt *wedding* und S. 89: *marmala'de* statt *ma'rmalade*. Unverständlich ist der Satz S. 20: *he chooses the mineral for the fancy-coloured trousers.* — Das vortreffliche Buch kann jedem Lehrer des Englischen warm empfohlen werden.

Freiwaldau. Franz Eigl.

Österreichisch-ungarische Kriegsberichte. Heft 5: Der Herbstfeldzug 1914 am San und an der Weichsel (12. September bis 5. November 1914). Mit großer mehrfarbiger Übersichtskarte und drei Kartenskizzen. Wien 1916, L. W. Seidel & Sohn. 100 S. 8⁰. (16. Beiheft zu Streffleurs Militärblatt.)

Das jüngst erschienene Heft dieses wichtigen Werkes behandelt in 17 gut gegliederten und durch treffliche Karten unterstützten Abschnitten die Neugruppierung der Verbündeten nach dem Einleitungsfeldzug, ihren Vormarsch an den San und die Weichsel, die erste Belagerung von Przemysl, die Kämpfe vom 10. bis 12. Oktober, die Abwehr des russischen Durchbruchversuches (13. bis 20. Oktober), das Eingreifen der Karpathenverteidigung, die Offensive des Korps Hofmann, die Krise am Südflügel, die Kämpfe am San und die Gegenangriffe der Russen, die Schlacht bei Iwangorod, das siegreiche Vordringen des Südflügels der 2. Armee, die Kämpfe in Russisch-Polen, die Schlacht an der Opatówka und das Abbrechen der Kämpfe in Galizien (3. bis 5. November). Es ist sonach die Darstellung des Krieges seit der nach der Schlacht bei Lemberg erfolgten Umgruppierung der Verbündeten, die für den Vormarsch der Verbündeten an den San und die Weichsel notwendig war, die damals Przemysl zum erstenmal befreite und die Kräfte der Verbündeten bis vor Warschau und Iwangorod führte. Die

Darstellung ist eine streng sachgemäße und so genaue, daß sich die ganze Entwicklung bis in alle Einzelheiten verfolgen läßt.

Graz. J. Loserth.

Aus der Frühzeit der Bürgerkunde an höheren Schulen. Ein Beitrag zur Geschichte des Rechtsunterrichtes. Von Prof. Dr. Max Fleischmann. Berlin 1913, Franz Vahlen.

Die Bürgerkunde hat noch nicht lange Heimatsrecht im Mittelschullehrplane und schon ersteht ihr ein Geschichtschreiber. Darin sehe ich ein erfreuliches Zeichen für das wachsende Interesse an diesem so überaus nötigen Lehrgegenstand. Möchten wir die Zeit erleben, wo uns die Verfassung des eigenen Landes mindestens so wichtig erscheint wie die Solons, Lykurgs und die des Servius Tullius. Vielleicht wirkt auch das vorliegende treffliche Büchlein nach dieser Richtung, denn es zeigt nicht nur, daß es ein altes Verlangen des höheren deutschen Schulwesens ist, seine Zöglinge über die Rechtszustände im eigenen Staate zu unterrichten, sondern es gibt auch sehr dankenswerte praktische Winke für die Durchführung dieser Forderung. Wir wünschen dem kleinen Werke daher allgemeine Beachtung.

Wien. B. Imendörffer.

Moderne Schiffahrt und Österreichischer Lloyd. Lichtbildervortrag Nr. 138. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn. 1 K 50 h.

Auch der vorliegende Lichtbildervortrag der bekannten Pichlerschen Sammlung ist sehr geeignet, dem Lehrer, dem es an eigener Anschauung oder an Zeit fehlt, einen willkommenen Behelf für die Veranstaltung eines wirkungsvollen Schülervortrages zu bieten. Die statistischen und sonstigen Angaben scheinen, soweit ich nachprüfen konnte, verläßlich zu sein.

Wien. B. Imendörffer.

Vertikaldimension und Weltraum. Neue Beweise gegen die Kugelgestalt der Erde von Dr. Ernst Barthel. Leipzig 1914, O. Hillmannsche Verlagsbuchhandlung. 28 S. 8⁰.

Verf. will den seit fast den Uranfängen der wissenschaftlichen Astronomie bekannten — so wohl begründeten — und eigentlich nie bestrittenen Satz von der Kugelgestalt der Erde bekämpfen. Aber die Gründe, die er vorbringt, sind nicht einer auf astronomische Beobachtungen beruhenden Erfahrung entnommen. Sondern Verf. konstruiert sich eine neue ganz besondere Raumanschauung, die ihn zu dem Satze führt: Die Erdoberfläche ist die Äquatorebene des Weltraumes — und auf deren Grundlage glaubt er, nicht durch den Blick durch ein Fernrohr, sondern einzig durch den des Geistes, neue Fundamente für eine wissenschaftliche Astronomie zu gewinnen.

Ref. möchte glauben, daß ein näheres Eingehen auf den Inhalt des Büchleins eine wertlose Arbeit wäre.

Wien. S. Oppenheim.

Hermann Hahn, Leitfaden für physikalische Schülerübungen. 2., verbesserte Auflage. Verlag von Julius Springer. Preis geb. 3 M.

Anschließend an die 2. Auflage von „Hahns Handbuch für physikalische Schülerübungen“ ist auch der Leitfaden neu herausgegeben worden. Wie in der ersten Auflage sind die Aufgaben ohne die nur für Lehrer bestimmten Bemerkungen angeführt. Da „bei einigen Übungen, die nur selten im Unterricht ausgeführt werden, die Anleitungen weggelassen wurden“, konnte der Umfang des Buches bedeutend vermindert und damit seine Brauchbarkeit erhöht werden.

Brünn. Dr. F. Zinner.

Dr. Karl Anton Henniger, Vorbereitender Lehrgang der Chemie und Mineralogie. Ausgabe A. Nach methodischen Grundsätzen für den Unterricht an höheren Lehranstalten bearbeitet. 4. und 5., verbesserte Doppelauflage. Mit 112 in den Text gedruckten Figuren. Stuttgart und Berlin 1914, Fr. Grub. 8°. 104 S.

Das Büchlein ist nicht mehr in Antiqua, sondern in Fraktur gedruckt. Die darin vorgenommenen Änderungen beschränken sich darauf, daß die meisten erläuternden Anmerkungen, die bisher am Fuße der Seiten standen, in den laufenden Text aufgenommen und einige neue, zweckdienliche Versuche eingefügt wurden. Weiter wurde der bisherige § 27 (über Elektrolyte und Elektrolyse) als § 51 an das Ende des Lehrganges gestellt. Daß an dem Büchlein nur Lobenswertes wahrzunehmen ist, geht schon aus den in dieser Zeitschrift veröffentlichten überaus günstigen Besprechungen der früheren Auflagen hervor. Das wenige, was seinerzeit noch auszusetzen war, hat der Verf. in bester Art verändert.

Ein erstklassiges Elaborat hat Ref. das Büchlein einmal genannt; er bleibt auch heute bei seinem Urteile. Die vorliegende Doppelauflage ist der dritten Auflage schon nach zwei Jahren gefolgt.

Wien. Joh. A. Kail.

Josef Ostermaier, Naturaufnahmen von Arzneipflanzen. Nach Originalaufnahmen. Dresden-N. 1914/15, Verlag Gehe & Komp., A.-G. 50 Pf. jede Folge.

Bisher erschienen fünf Folgen zu je sechs Stück. Die Pflanzen sind auf ihrem Standorte samt dem landschaftlichen Hintergrunde aufgenommen worden. Es wurde ein charakteristischer lebendiger Eindruck erzielt. Auf der Rückseite des Bildes sind verzeichnet: Der lateinische und deutsche Name, die Familie, die Produkte, zu deren Darstellung die Pflanze verwendet wird; dazu eine kurze Beschreibung des Standortes, Daten über das Vorkommen, die Blüte- und Sammelzeit, die Bestandteile, die Anwendung und Wirkung. Es sind z. B. aufgenommen worden: *Veratrum album, Atropa, Thymus serpyllum, Sambucus nigra, Iuniperus communis, Acorus, Conium maculatum, Gentiana lutea, Hyoscyamus, Taraxacum, Vaccinium Myrtillus, Achillea millefolium, Artemisia absynthium, Levisticum officinale, Aspidium Filix mas.* — Als Lehrbehelf für die Schulen eignen sich die Naturaufnahmen sehr gut. Man gebe die Bilder unter Glas.

Wien. Fr. Matouschek.

Anton Marty, sein Leben und seine Werke. Eine Skizze von Oskar Kraus. Halle a. d. Saale 1916, Verlag Niemeyer. 68 S. Preis 1 M. 50 Pf.

Das Schriftchen ist ein Sonderabdruck aus dem I. Bande der gesammelten Schriften Anton Martys, die der Verf. im Vereine mit Jos. Eisenmeier und Alf. Kastil herauszugeben unternommen hat. Der erste Teil enthält eine kurze vornehm gehaltene und von liebevoller Anhänglichkeit zeugende Lebensbeschreibung, der zweite Teil eine knappe Darlegung von Martys geistigem Lebensgang durch eine fortlaufende Besprechung seiner Arbeiten in der Reihenfolge ihrer Veröffentlichung. Vorangestellt ist ein vollständiges Verzeichnis der veröffentlichten Schriften; sie umfassen die Zeit von 1875 bis 1910. Was wir aus dem Nachlaß zu erwarten haben, wird auf S. 41 ff. skizziert. Namentlich allen jenen, die sich mit den sprachphilosophischen Arbeiten Martys bekannt machen wollen, kann dieser Vorläufer seiner gesammelten Werke wegen der wertvollen einführenden Hinweise und der reichen Berücksichtigung von Kritiken und Gegenäußerungen sehr empfohlen werden.

Wien. Dr. Richard Meister.

L. Richter, Vater unser in Bildern. Kunstgaben für Schule und Haus, herausgegeben von W. Günter, Hamburg, 5. Heft. G. Wigand, Leipzig. Kl. 8°. 7 Blätter, brosch. 15 Pf.

Der auf den Völkern lastende schwere Krieg mit allen Greueln der Verwüstung, des Todes und der Verstümmlung jagt feinfühlende Seelen in jene Sphären heiliger Erhebung, wo sie Trost in ihren Leiden finden. Die vorliegenden Illustrationen zu den sieben Bitten im Gebete des Herrn zaubern eine Welt stillen Glückes und hoher Zufriedenheit vor die Augen. Der Mann liegt, gleich am ersten Bilde, nicht im Schützengraben, sondern ist bei eintretendem Abenddunkel vor seinem Häuschen bei Weib und Kind, während drinnen in der Stube am Bettchen des Jüngsten Engel treue Wache halten. Und das zweite Bildchen zeigt uns den Sonntagsmorgen: zwischen wogenden Saatfeldern wandern die Andächtigen zum Dorfkirchlein, das zwischen hohem Gebäum sein Türmchen gegen Himmel streckt. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die übrigen Idyllen zu besprechen; aber soviel kann betont werden, daß die Wirkung der kleinen Bildergalerie für Jugend und Haus eine höchst segensreiche sein wird. Ernste und erfahrene Pädagogen haben sich schon seit einiger Zeit des Gedankens nicht erwehren können, ob denn das Hereinziehen der Jugend in den Kriegslärm einen wirklichen Einfluß auf den Ausgang des Krieges haben könne und es ersprießlich sei, die zarten Kinderseelen mit den Greueln bekanntzumachen. Es gibt weitaus höhere Interessen als die planmäßige Vernichtung von Leben und Gütern. Aber die Kriegspartei, welche überall ans Ruder kam, möchte am liebsten schon die Jugend hineinzerren in den Wirbel der bösesten Leidenschaft. Wenn schon Krieg sein muß, und daran wird kein Weltkundiger zweifeln, so soll man wenigstens der Jugend eine Schonzeit gewähren. Die Berufssoldaten bilden ja doch nur einen Stand neben vielen anderen; auch diese müssen gepflegt werden, wenn man nicht in den Fehler der einseitigen spartanischen Erziehung verfallen will. Es ist, wie ich meine, hoch an der Zeit, von dem Irrwege einzulenken, auf dem sich seit einiger Zeit Männer befinden, die sich für tüchtige Pädagogen halten, ohne es zu sein.

Wien. G. Juritsch.

Programmschau.

Was können wir für begabte Schüler tun? (Fortsetzung II.) Von Dr. Alfred Engel, k. k. Professor. 41. Jahresbericht des k. k. deutschen Staatsrealgymnasiums in Smichow 1914/15.

Es ist leichter, sich mit dieser Arbeit auseinanderzusetzen als darüber zu berichten. Der Verf. hat in den vorhergehenden Arbeiten nachzuweisen versucht, daß man für höher begabte Schüler nicht anders als durch Einführung der „freien Lehrstunde" sorgen dürfe. Die vorliegende zweite Fortsetzung trägt die Überschrift „Der Studientag", führt aber den Gedanken nicht weiter aus, sondern beschäftigt sich mit der Privatlektüre. Auch dieser Arbeit mangelt es an klarer Erfassung und Darstellung des Gegenstandes im ganzen und im einzelnen. Wenig bedeutet u. a. folgender Absatz (S. 4): „Nicht umsonst mehren sich in jüngster Zeit die Rufe nach einem allgemeinen obligatorischen Fortbildungsunterricht, der über die spezielle fachliche Schulung hinausgeht und alle Seiten menschlicher Interessenbildung begreift. Die höhere Schule muß, will sie ihrer Aufgabe gerecht werden, den vorwärts drängenden Antrieb von Mitarbeitern, die nach dem gleichen Ziele streben, auf allen Gebieten in erhöhtem Maße sich zunutze machen, um den für die spätere Entwicklung heilsamen Selbstzwang wirklich zu erzielen."

Die Ansichten über die „freie Lehrstunde" müßten strenger begründet werden. um ernst erwogen zu werden. Kann „heilsamer Selbstzwang" nicht in jeder (guten) Lehrstunde geübt werden? Soll nicht in jeder Lehrstunde „ein dauerndes Lebensgut erarbeitet" werden? Ist es wahrscheinlich, daß gerade in der „freien Lehrstunde", und nur da, „für alle Begabungsarten und Begabungsgrade Raum und richtige Betätigung geschaffen wird"? Wenn die Zwangsbeschäftigung mit unwillkommenen Gegenständen Schuld ist an der Schulmüdigkeit und Verdrossenheit, kann die „freie Lehrstunde" bewirken, daß dem Schüler alle Gegenstände gleich angenehm sind? Oder gibt es angenehme und unangenehme Gegenstände und Schulmüdigkeit nur in den obersten Klassen? Denn nur in diesen Klassen ist von freien Lehrstunden die Rede.

Trotz der grundsätzlichen Einwendungen gegen die Arbeit ist festzustellen, daß viele gute Gedanken und Anregungen darin enthalten sind, die, soweit sie nicht ohnehin schon da und dort durchgeführt werden, ohne besondere Reformen und Vorschriften sofort in Wirklichkeit umgesetzt werden können.

Wien. A. Stangl.

David Schmid, Der literaturkundliche Deutschunterricht an der Oberrealschule und der neue Lehrplan. Programm der Staatsrealschule in Karolinental, 1915. 15 S.

Vor 1909 beklagte man allgemein, daß der Lehrplan für den Deutschunterricht die letzten 70 Jahre des 19. Jahrhunderts fast unberücksichtigt lasse. Der Forderung wurde Rechnung getragen und nun — wird trotz der Einbeziehung der Quinta in den literarkundlichen Unterricht ebenso allgemein betont, daß bei der Überfülle des Stoffes ein Fertigwerden fast unmöglich sei. Dabei steht es in der Realschule mit den zehn Stunden Deutschunterricht auf der Oberstufe noch schlimmer als bei den zwölf Stunden des Gymnasiums, das überdies noch die Lektüre von Übersetzungen antiker Werke erspart. Schmid zeigt nun in dem vorliegenden Aufsatz, wie er sich bisher geholfen hat. Er verlegt den größten Teil der Lektüre des Nibelungenliedes auf freie

Nachmittage, an denen mit einzelnen Gruppen von Schülern verschiedene Partien absolviert werden, während im eigentlichen Unterricht nach einer etwa 50 Strophen umfassenden Einführung ins Mittelhochdeutsche der Rest des Liedes teils in neuhochdeutscher Übertragung, teils in einer Inhaltsangabe geboten wurde. Lessings „Emilia“ und „Nathan“ will er nicht wie der Gymnasiallehrplan missen, dessen diesbezügliche Bestimmung er ebenso wie Waniek in seiner Methodik mit Recht bedauert, aber er verschiebt sie aus der überlasteten VII. Klasse in die VI., von Grillparzer möchte er — selbst zweifelnd — nur ein Stück lesen und auf die wiederholende Übersicht im letzten Semester der Mittelschule verzichten. Natürlich verkennt er selbst nicht, daß das alles nur mehr oder minder bedenkliche Notbehelfe sind und daß namentlich die Verlegung wesentlicher Stoffpartien auf freie Nachmittage das Problem des Fertigwerdens in der vorgeschriebenen Zeit nicht löst, sondern nur umgeht. Meines Erachtens steht die Sache so: Alles Vorgeschriebene läßt sich ehrlich nicht erarbeiten, auch bei ausgedehnter Zuhilfenahme der häuslichen Lektüre nicht, der ja doch, wenn sie ordentlich ausgewertet werden soll, eingehende Besprechung in der Schule folgen muß. Etwas muß also weichen, naturgemäß das relativ am wenigsten Wertvolle. Das sind Partien aus dem älteren Stoffe bis zu den Freiheitskriegen (Lektüre aus dem Heliand, dem Krist, dem Freidank, den Schlesiern, den Schweizern des 18. Jahrhunderts braucht bis auf wenige charakteristische Zeilen nicht betrieben zu werden, selbst die Klopstocks, der philosophischen Lyrik Schillers, die dem Mittelschüler trotz aller Mühe immer zu hoch bleiben wird, und der älteren Romantiker kann noch immer beträchtlich eingeschränkt werden). Dann aber sind m. E. die Redeübungen in ihrer heutigen Form nutzloser Ballast. So sehr ich den Wert gesteigerter Redegewandtheit anerkenne und mangelnde Übung unserer Schüler bedauere, so wenig vermag ich in diesen Übungen, zu denen der einzelne Schüler kaum öfter als einmal im Jahr kommt — manchmal nicht einmal das —, ein geeignetes Mittel zu erblicken, Redner zu züchten; dafür aber entziehen sie dem Deutschunterricht eine Menge unersetzlicher Zeit. Auf die zusammenfassende Wiederholung am Schlusse der Mittelschulstudien wird man — abgesehen von der natürlichen Rücksicht auf die Reifeprüfung — auch deshalb nicht gern verzichten, weil bei dem schon in Quinta einsetzenden literaturkundlichen Unterricht die Schüler anfangs doch etwas zu unreif sind, um große Zusammenhänge zu erfassen. Aber ein ganzes Semester (bei den drei Wochenstunden des Gymnasiums; die zwei Drittel eines Semesters bei den vier Wochenstunden der Realschule kommen auf das Gleiche hinaus) braucht die Sache nicht zu dauern, wenn mir auch die „eine, höchstens zwei Stunden“ Schmids viel zu dürftig erscheinen. Etwa 35 Stunden ließen sich hier allein gewinnen. Auf diese Weise wird es bei sorgsamer Ausnützung der Zeit gelingen, den Stoff wirklich zu absolvieren ohne die unwürdige Hetzjagd am Schlusse; aber mit der Verkürzung gerade Grillparzers, die Schmid vorschlägt, kann ich mich ebensowenig befreunden wie mit dem von Waniek übernommenen Gedanken, den „Ottokar“ mit Quartanern zu lesen, die von diesem psychologisch gar nicht so einfachen Werke kaum mehr als die äußeren Umrisse im Groben erfassen könnten und mit denen ich auch den Ehebruch Kunigundens und das Los Bertas gar nicht erörtern möchte. Die Dramen, die ein Durchschnittsquartaner verdauen kann („Zriny“, „Ernst von Schwaben“, „Ludwig der Bayer“, „Colberg“), lohnen aus inneren Gründen die Lektüre kaum und schon der „Tell“, der viel leichter ist als jedes Drama Grillparzers, kann nicht bis in die Details klargemacht werden. Mit dem Drama wollen wir also wie bisher bis zur Sexta warten.

Triest. Alfred Nathansky.

Georg Schmidt, Die ersten Herren von Schwanberg. 45. Jahresbericht des k. k. Staatsobergymnasiums in Mies 1915. 12 S.

Diese mit großer Sachkenntnis und ausgesprochener Vorliebe für die Behandlung genealogischer Fragen geschriebene Arbeit hat ihren Wert nicht nur für die Geschichte des Hauses Schwanberg, sondern auch für die Landesgeschichte von Böhmen überhaupt und verdient daher volle Anerkennung. Dem Text ist ein reicher Beisatz von Anmerkungen mitgegeben, aus denen ersichtlich wird, daß der Verf. nichts Wesentliches übersehen hat.

Graz. J. Loserth.

Prof. Dr. Deutsch, Das Kriegswesen nach der Lehre der Bibel und der Tradition des Judentums. Jahresbericht der k. k. III. deutschen Staatsrealschule in Prag-Neustadt (Heinrichsgasse). 1915. 18 S.

E. Nack, Der Krieg als Erzieher. Jahresbericht der k. k. deutschen Staatsrealschule in Pilsen, 1915. 8 S.[1]).

Der Krieg, dessen Ende weitaus länger auf sich warten läßt, als selbst eingeweihte Kreise ahnen konnten, hat eine eigene Literatur ins Leben gerufen. Wie bei Eintritt der Dunkelheit ein Heer von Sternen aufblitzt, nicht alle von gleichem Glanze, so erschienen zahlreiche Gedichte in allen Gauen des deutschen Volkes, voll von Begeisterung und Kampfesmut. Die Bühne und die Musik wurden in den Dienst des Krieges gestellt und all die anderen Künste. Und da auch die Industrie und der Handel sich kriegsgemäß rüsteten, wurden sogar die Wissenschaft und die Pädagogik auf die Kriegspfade gelockt. Deutsch führt uns in das Heerlager der Israeliten des Altertums, da sie noch ein eigenes, wenn auch sehr kleines Reich mit einem kleinen König hatten. Wir dürfen nicht vergessen, daß es Orientalen mit all den Licht- und Schattenseiten, die den Semiten eigen sind, nicht gegeben war, die Kriegskunst durch jahrhundertelange Übung, wie etwa die Römer, auszubilden. Der Verf. hebt auch am Schlusse seiner Abhandlung eigens hervor, daß die biblische Literatur den Krieg nur als einen beklagenswerten Zustand des Übels, als ein Mittel der göttlichen Strafe ansieht (S. 17). Demgemäß sind auch die Blicke aller großen Propheten hoffnungsvoll einer glücklicheren Zukunft zugewandt, in welcher der Krieg mit all den seelischen Bedingungen überwunden sein wird, welche die Menschen zur Feindseligkeit gegeneinander treiben (a. a. O.).

Nack, evangelischer Pfarrer und Religionslehrer und Ritter des Eisernen Kreuzes II. Klasse, nimmt in der Frage den entgegengesetzten Standpunkt ein. Gleich nach Beginn des Krieges ließ er, einem inneren Drange folgend, seine kleine Kirchengemeinde in Pilsen zurück und eilte nach Deutschland, in seine Heimat, um als Infanterist die Kämpfe in Belgien und Frankreich mitzuerleben. Innerhalb einiger Monate wurde er Leutnant, erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse, mußte aber noch im Laufe des Monates November 1914 nach Pilsen zurück, da die Kirchengemeinde nicht länger ohne Pastor bleiben mochte. Er kommt bei seinen Ausführungen zu dem Ergebnis: „Nicht eine Strafe ist der Krieg, sondern eine Heimsuchung Gottes in dem wundertiefen Sinne, in dem alttestamentliche Frömmigkeit meint, in schwerem Erdenleben komme Gott dem Menschen nahe.“ „Gnade ist uns der Krieg!“ „Möchte

---

[1]) Gleichzeitig erschienen: Schulz, Die sittl. Wertung d. Krieges im A. T. (Bibl. Zeitfragen, ed. Heinisch und Rohr, VII. F. 10 H. Münster i. W. 1915).

er uns zum Segen werden!" (S. 8). Zu Beginn des Krieges, als man dessen Ende nahe bevorstehend wähnte, fielen diese Worte auf sehr empfänglichen Boden. Besonders in der Handels- und Industriestadt Pilsen begriff man rasch den Sinn des Satzes: „Der Krieg ist eine Gnade". Der Gedanke, daß endlich eine „gnadenvolle" Zeit gekommen sei, die nur recht ausgenützt werden müsse und nicht so bald ein Ende nehmen dürfe, schlug so tiefe Wurzel, daß andere Stimmen nicht zum Worte zugelassen wurden, weil man sich die Freudenstimmung über die Hochkonjunktur nicht durch einen Wermutstropfen vergällen lassen wollte. Nicht darum handelt es sich, ob der Krieg Gnade oder Strafe sei, sondern ob er wünschenswert ist und die Menschen besser macht. Abgesehen von einer kleinen Gruppe von Menschen, denen vier Kriegsjahre mehr als vierzig Friedensjahre Nutzen brachte, werden wohl alle satt an den Kriegsgreueln geworden sein. In Erörterungen, ob der Krieg Gnade oder Strafe sei, darf sich die Schule nicht einlassen, einmal weil Behauptung gegen Behauptung steht, dann aber auch, weil man auf die vom Verf. gestreifte schiefe Bahn gelenkt würde: „Aber wofür die Strafe?" Der Krieg ist vielmehr ein aus vorhergehenden Prämissen herbeigeführtes, notwendiges Ereignis. Weder die Dauer noch der Ausgang können als Zufälligkeiten angesprochen werden. Es sind Krankheitserscheinungen, die durch einen lange schon tätigen Erreger hervorgerufen wurden und daher durchaus zu den natürlichen Vorgängen zählen. Wie richtig diese Anschauung ist, geht daraus hervor, daß seit jeher jede der kriegführenden Parteien die Gottheit, als auf ihrer Seite stehend, in Anspruch nahm, was noch einigen Sinn zu einer Zeit haben mochte, wo jedes Volk seine eigene Nationalgottheit zu haben meinte. Bei der Universalität der christlichen Religion ist der Standpunkt nicht logisch.

Wien. G. Juritsch.

Kausalität, Motivation und Determinismus bei Schopenhauer. Von Dr. P. Astner. Jahresbericht des Realgymnasiums Wien VIII, Buchfeldgasse, 1914/15.

In welche Beziehung Schopenhauer den Begriff des Motivs zum Kausalbegriffe setzt und ob sein in der Frage der Willensfreiheit zu Tage tretender Determinismus damit sich vereinen läßt, das kurz zu zeigen, ist die Aufgabe dieses Aufsatzes. Der Verf. weist an der Hand von mehreren Stellen, besonders aus Schopenhauer „Über die vierfache Wurzel" nach, daß dieser das Motiv als Ursache betrachtet und daß es deshalb wie jede Ursache mit Notwendigkeit wirke. Dieses mit Notwendigkeit wirkende Motiv lenke den Willen und habe die Willensakte, also unsere Handlungen, zur Folge. Ohne Motiv gebe es weder Willensakte noch Handlungen. Dieser Gedankengang und in Verbindung damit die Feststellung Schopenhauers, das Selbstbewußtsein, das im Satze „Ich kann tun, was ich will" zum Ausdrucke komme, verbürge zwar freies Tun, aber nicht freies Wollen, und sei daher mit Bezug auf die Willensfreiheit nur Schein, läßt den Verf. sich für den absoluten Determinismus aussprechen.

Diesen Determinismus Sch.s widerspricht nach dem Verf. dessen Kausallehre. Ursache sei nach dieser nur Regulator, nicht Bewirker. Alle Veränderungen seien, als von Naturkräften und der Lebenskraft hervorgebracht, nur Erscheinungen des Willens im weitesten Sinne Sch.s. Da aber auch das Motiv wie die anderen Ursachen die Kraft zu wirken vom Willen habe, die Kausalität also erst vom Willen erhalte, so bestimme sich der Wille im Widerspruche mit dem Determinismus selbst, werde nicht bestimmt. Da ferner der Wille nach Sch. der

Kausalität, die nur die Erscheinungswelt beherrsche, nicht unterworfen sei, sei er frei und werde in von Sch. nicht begründeter Weise bei seinem Übergang in die Erscheinung der Notwendigkeit unterworfen, verliere die Freiheit. Daraus endlich, daß der Philosoph die Freiheit nicht im Handeln, sondern im Sein, dem gemäß das Handeln ist (*operari sequitur esse*), finde, ergebe sich nach dem Verf. ein Widerspruch. Ist das „*Esse*", sagt der Verf. (S. 8), das Sein, eines Wesens frei von Zwang . . ., dann muß auch sein „*Operari*", seine Wirkungsweise, frei von aller Notwendigkeit sein, sonst könnte man doch nicht sagen: *operari sequitur esse*. Das Problem der Willensfreiheit hält der Verf für unlösbar. Wenn Ref. hiemit bloß referierend den Inhalt des Aufsatzes kurz dargelegt hat, so möchte er doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ihm der Determinismus Sch.s nicht so absolut zu sein scheine, wie der Verf. will, sondern in Verbindung mit indeterministischen Elementen, und daß die Erwägung der z. B. bei Höfler (Psychol. § 80) dargelegten Unterscheidung der psychologischen, metaphysischen und sittlichen Willensfreiheit vielleicht des Verf.s Schlußurteil über die Unlösbarkeit des Problems ändern könnte.

Wien. Gustav Spengler.

Prof. Dr. Franz Strauß, Führer für Lehrausflüge zum Geschichtsunterricht, besonders zum Studium der Baugeschichte an den Linzer Mittelschulen. Dritter Teil: Auswärtiges (Schluß). Kaiser-Franz-Josef-Staatsoberrealschule in Linz.

Der etwas langstielige Titel des vorliegenden Programmaufsatzes läßt deutlich erkennen, worum es dem Verf. zu tun war. Es handelt sich im wesentlichen um kunstgeschichtliche Auswertung der wichtigeren Baudenkmäler in der Umgebung der Landeshauptstadt Oberösterreichs. Da dem Verf. ganz praktische Ziele vor Augen stehen, hat er mit Recht seinen Stoff so dargeboten, daß die Darstellung mit brauchbaren Winken für die tatsächliche Durchführung der behandelten Ausflüge verbunden ist. Zunächst führen zwei halbtägige Ausflüge nach Wels und Kremsmünster, dann zwei ganztägige nach Schärding-Passau und nach Salzburg. Die beigegebenen kunstgeschichtlichen Erläuterungen sind an sich wohl recht trocken, werden aber dem Lehrer, der als Leiter solcher Ausflüge tätig ist, in sehr willkommener Weise alles, was er seinen Schülern mitteilen will und soll, an die Hand geben. Jedenfalls ist der hier festgehaltene Grundgedanke sehr begrüßenswert und es wäre erfreulich, wenn Prof. Strauß auch in anderen Orten Nachfolger fände.

Wien. B. Imendörffer.

Prof. Dr. Josef Zastyrec, Pid stjahom Doroschenka. Unter dem Banner des Kosakenführers Doroschenko. Eine Episode aus dem Krimkriege. Jahresbericht der Leitung der Gymnasiallehrbeschäftigungskurse mit ukrainischer Unterrichtssprache in Wien III. Radetzkystraße 2, für das Schuljahr 1915/16. 20 S.

Der Verf. schildert auf Grund eines reichen, aber bis nun unveröffentlichten Materials eine Episode aus dem Krimkriege, die wegen des gegenwärtigen Weltkrieges an Interesse gewinnt. Michael Czajkowski, der unter dem Namen des Sadik-Pascha bekannte Nachkomme

eines vornehmen Kosakengeschlechtes, bringt mit Bewilligung des Sultans im Krimkriege aus den in der Dobrudscha ansäßigen Kosaken ein Heer zustande und nimmt mit ihm unter dem Oberbefehle Omer-Paschas am Feldzuge gegen Rußland teil, um für die Befreiung seines Vaterlandes, der Ukraine, zu kämpfen, nachdem er in Konstantinopel das einstige Banner des Kosakenführers Doroschenko erhalten hat. Wir haben hier eine eingehende Beschreibung der damaligen Dobrudscha auf Grund der Aufzeichnung Sadik-Paschas „Der Krimkrieg" und schöpfen zugleich Nachrichten über das weitere Schicksal des Freikorps, dessen Ziel aber nicht in Erfüllung gegangen ist, sowie über das Verhalten des polnischen Dichters Adam Mickiewicz, der den Sadik-Pascha unterstützte, zu dieser ganzen Bewegung.

Lemberg. Dr. Roman Ilewycz.

Eingesendet.

Preisausschreibung.

Aus der Otto Mayer Freih. von und zu Gravenegg-Stiftung gelangen drei Preise von je 1000 K zur Verleihung.

Folgende Themen sind zur Bearbeitung gestellt:

1. „Die Aristophanische Komödie und das Volksmärchen."

2. „Komposition und Entstehungszeit der Giebelgruppen des Tempels von Ägina."

3. „In den Literaturen der romanischen Länder, bes. Frankreichs ist (unter Heranziehung der einschlägigen Werke der deutschen und englischen Literatur) die Entwicklungsgeschichte der sogenannten „allgemeinen Grammatik" von der Scholastik bis in unsere Zeit zu verfolgen. Insbesondere sind die Beziehungen zwischen der grammatischen Klassifikation und Einteilung der Worte zu den jeweils herrschenden logischen und erkenntnistheoretischen Anschauungen im Verlaufe des bezeichneten Zeitraumes tunlichst aufzuklären."

Bewerber um diese Stipendien haben nachzuweisen, daß sie aus den deutschen Kronländern Österreichs, d. i. aus Österreich ob und unter der Enns, Salzburg, Nordtirol, Obersteiermark, Oberkärnten oder aus den deutschen Landesteilen Böhmens, Mährens oder Schlesiens stammen und daß ihre sowie ihrer Eltern Muttersprache die deutsche ist.

Bewerber sollten das Alter von 20 Jahren erreicht und das von 25 Jahren nicht überschritten, ferner die Maturitätsprüfung aus den Fächern der klassischen Sprache und der Geschichte mit vorzüglichem Erfolge abgelegt, das Doktorat der Philosophie an einer der Universitäten Wien, Graz, Berlin oder Leipzig erworben und die Befähigung als Lehrer der klassischen Sprachen und der Geschichte in den obersten Klassen der Gymnasien (Mittelschulen) erlangt haben. Doch kann in Ermanglung vollständig qualifizierter Bewerber von den in diesem Absatz angeführten Erfordernissen auch abgesehen werden.

Die Arbeiten der Preisbewerber sind bis spätestens 31. Dezember 1919 in der Rektoratskanzlei der k. k. Universität Wien, I, Franzensring 3, einzureichen und müssen schriftlich die ehrenwörtliche Erklärung enthalten, daß die Arbeit von den Bewerbern selbständig und ohne fremde Beihilfe verfaßt wurde.

Stipendiumausschreibung.

Aus den Mitteln der von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien verwalteten Bonitz-Stiftung gelangt zum 25. Juli 1920 ein

Stipendium im Betrage von 1200 K zur Vergebung. Zur Bewerbung um dieses Stipendium berechtigt sind Bewerber deutscher Nationalität ohne Unterschied des Glaubens, welche

1. das 30. Lebensjahr im Verlaufe des Kalenderjahres 1920 nicht überschreiten noch auch vor dem Beginne desselben überschritten haben,
2. sich an Universitäten mit deutscher Unterrichtssprache dem Studium der klassischen Philologie oder der Philosophie gewidmet haben,
3. von der philosophischen Fakultät einer Universität mit deutscher Unterrichtssprache promoviert worden sind oder von einer deutschen staatlichen Prüfungskommission in Österreich ein Zeugnis für das Obergymnasium, in Deutschland ein Oberlehrerzeugnis erworben haben.

Urkunden, die feststellen, daß diese Bedingungen erfüllt sind, sind den Bewerbungsgesuchen im Original oder in beglaubigten Abschriften beizulegen.

Das Stipendium wird von der philosophisch-historischen Klasse der Akademie vergeben auf Grund einer oder mehrerer handschriftlich oder gedruckt bis spätestens zum 15. Mai 1920 eingereichter philosophiegeschichtlicher oder philologischer Arbeiten zur griechischen oder zur neueren abendländischen Philosophie. Gedruckte Doktordissertationen aus diesen Gebieten können nur ausnahmsweise als ausreichend angesehen werden. Von gedruckten Arbeiten sind nur solche zulässig, die nach dem 25. Juli 1919 veröffentlicht worden sind.

Die Pädagogische Zentralbibliothek

(Comenius-Stiftung) in Leipzig lädt pädagogische Forschungsanstalten aller Art zum Beitritt als „Förderer" (Jahresbeitrag 5 M. mit Bezugsrecht für alle bisher erschienenen oder noch erscheinenden Bücherverzeichnisse; Einzelpersonen 3 M. ohne Bezugsrecht) ein.

Erklärung.

In Nr. 1 des Jahrganges 1918 der „Mitteilungen der österreichischen Shakespeare-Bacon-Gesellschaft" erhebt Herr Alfred v. Weber-Ebenhof in einer rein persönlichen „Entgegnung" auf meine im 42. Jahrgang der „Zeitschrift für das Realschulwesen" erschienene sachliche Kritik seiner Shakespeare-Bacon-Artikel u. a. den Vorwurf „bewußt falscher Darstellung" und des „bewußt Unrichtigen" in meiner Besprechung. Ich stelle diese Ausdrücke als unbeweisbar fest und weise sie auf das entschiedenste zurück. Eine sachliche Diskussion der für mich durch meine zitierte Besprechung bereits erledigten Argumentationen der „Entgegnung" des genannten Herrn lehne ich vom Standpunkte der Wissenschaft aus als gänzlich unfruchtbar ab.

Graz. Universitätsprofessor
Dr. Albert Eichler.

Der Wiener Neuphilologische Verein

hat in seiner Versammlung vom 23. März 1918 folgende Entschließung gefaßt:

„In jüngster Zeit sind von Anhängern der Shakespeare-Bacon-Hypothese in abenteuerlicher Verquickung alter Irrtümer mit Stimmungen des Tages neue Behauptungen über die Verfasserschaft der

Shakespeare-Dramen aufgestellt worden, die einer Überprüfung nach den allgemein üblichen Methoden historischer Forschung nicht standhalten, sondern wie frühere Erscheinungsformen jener Hypothese sich als völlig haltlos erweisen. Der Wiener Neuphilologische Verein spricht Herrn Prof. Dr. Albert Eichler seine wärmste Anerkennung dafür aus, daß er vor weiteren Kreisen in Wort und Schrift diesen Behauptungen entgegengetreten ist, und verurteilt den beleidigenden Ton, den die Gegenseite angeschlagen hat."

Erklärung für das humanistische Gymnasium.

Von Dozenten der Göttinger Universität.

Im Einklang mit den Grundsätzen, die schon vor dem Kriege die Göttinger philosophische Fakultät in einer Denkschrift entwickelt hat („Die Vorbereitung zum Studium in der philosophischen Fakultät", Göttingen 1914), sprechen folgende Professoren der Göttinger Universität als Vertreter der Geisteswissenschaften ihre Zustimmung zu der Leipziger Erklärung über die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums für das Studium dieser Wissenschaften aus:

Bauer, Bertholet, Bonwetsch, Knoke, Kühl, Meyer, Mirbt, Rahlfs, Titius (Theol.), Frensdorff, Lehmann, Schön, Schulz (Rechtsw.); H. Maier (Philos.); Cohn (Staatsw.); Wagner (Erd- und Völkerk.); Brandi, Busolt, Stein, Wilrich (Geschichtsw.); Schmid (Kunstgesch.); Hermann (Vergl. Sprachw.); Andreas, Lidzbarski, H. Oldenberg, Sethe (Orient. Philol.); Jachmann, Pohlenz, Reitzenstein (Klass. Philol.); Körte (Archäol.); Schröder, Weißenfels (Deutsche Philol.); Morsbach (Engl. Philol.); Pietschmann (Bibliotheksw.).

Von der Schriftleitung am 21. Juni 1918 erledigt.

Zeitschrift

für die

österreichischen Gymnasien.

Verantwortliche Schriftleiter:

E. Hauler, L. Radermacher, H. Schenkl.

Achtundsechzigster Jahrgang 1917.
Zehntes und elftes Heft.

Erscheint zwölfmal jährlich.

WIEN, 1918.
ALFRED HÖLDER,
Universitäts-Buchhändler,
Buchhändler der Akademie der Wissenschaften.

Beiträge zur Zeitschrift bittet man an Prof. Dr. E. Hauler (IX., Währinger Gürtel 88), an Prof. Dr. L. Radermacher (XVIII., Hermann Pachergasse 7) oder an Prof. Dr. H. Schenkl (I. Universität, philologisches Seminar) zu senden.

Die Schriftleitung.

Bezugspreis für ein Jahr K 24·—.

Erste Abteilung.

Abhandlung.

Der Seitenstettener Commentariolus historicus über Buridans Verhältnis zu Johanna von Navarra.

Buridani criminatio de Joanna Philippi Pulchri uxore, seu Commentariolus historicus de adolescentibus Parisiensibus per Buridanum ab illicitis cuiusdam Franciae Reginae amoribus retractis, so bezeichnet der Handschriftenkatalog der Stiftsbibliothek zu Seitenstetten eine kleine novellenartige Erzählung aus dem 15. Jahrhundert über den berühmten Philosophen der Pariser Universität Johann Buridan, die im folgenden zum Abdruck gebracht werden soll.

Die Papierhandschrift, die uns das Werkchen auf Blatt 101 und 102 (neue Foliierung) ohne Titel überliefert, trägt die moderne Signatur *CLXXVIII.* Es ist dies ein stattlicher Sammelband von 193 Blättern, die 212 *mm* hoch und 164 *mm* breit sind. Das Papier ist stark und gerippt. · Der Einband stammt wahrscheinlich noch aus dem Ende des 15. Jahrhunderts; er besteht aus starken Holzdeckeln, die mit Schweinsleder überzogen sind, dessen schmutziggelbe Färbung auf häufigen Gebrauch des Buches schließen läßt. Die beiden Außenseiten weisen eine einfache Blindpressung auf.

Den Inhalt der Sammelhandschrift deuten die Aufschriften auf dem Rücken des Buches *Epistulae M. S* (mit rotbrauner Tinte) und auf der Innenseite des Vorderdeckels *Brecepta* (sic!) *Augustini Dati* (mit roter Tinte, Schrift s. XV.) nur ungenau an. Es finden sich darin folgende Stücke:

1. Bl. 7ʳ [1]) — 27ʳ enthält eine *Ars epistolandi* mit zahlreichen Interlinear- und Randbemerkungen. Anf.: *Epistolarum officium id voluit esse Cicero.* Schl.: *a quo omnis est potestas terrena; finis est illius Ciceronis B. Dⁱ. P.*

---

[1]) Die Bll. 1—6, 28, 83—89, 119—126, 140, 165—168, 173—193 sind unbeschrieben.

(= Benedictus Diettrichspurger)[1]). Diettrichspurger hat sich dieses Werk nur für seinen Gebrauch abgeschrieben. Der Verfasser wird nur in der Hs. zu Erlangen 762 f. 99—114ʳ genannt[2]); es ist der humanistische Lehrer an der Universität Ingolstadt Martin (Uranius) Brenninger (immatrikuliert im Gründungsjahr der Universität 1472; im Wintersemester 1475 war er Dekan der „*via moderna*“, d. i. der nominalistischen Richtung der Artistenfakultät).

2. Bl. 29ʳ — 75ᵛ *Augustini Dati Senensis oratoris primarij ysagogicus libellus pro conficiendis epistolis.* Anf.: *Credimus iamdudum a plerisque viris.* Schl.: *ad exercitandum accommoda. Vale foeliciter.* Datierung: *expletus foeliciter. etc. 1. 4. 8. 6. feria 2ª post iudicare.* Unter dieser Zeile steht gleichfalls mit rotbrauner Tinte geschrieben *B D P*; daneben mit roter Tinte: *Per me Benedictum Diettrichspurger de pfarkirchen. Sequuntur alique elegantie super Augustinum Datum.*

3. Bl. 76ʳ — 82ᵛ *Incipiunt elegantie sive doctrinę ad construccionem octo parcium oracionis deservientes quę ad ornatum modum scribendi et proferendi proficiunt.* Im ganzen werden 50 *preceptiones* aufgeführt.

4. Bl. 90ʳ — 100ʳ enthält ein Übungsbuch für „*grammatelli*“[3]), d. i. für Knaben, die in der Kenntnis der lateinischen Sprache noch nicht weit vorgeschritten sind. Diesem Zwecke trägt auch die beigegebene deutsche Interlinearversion Rechnung. Die Sätze sind vor allem für Sprechübungen zugerichtet und sollen den Schülern einen reichen Vokabelschatz und Gewandtheit im lateinischen Ausdruck vermitteln. Ein Autor ist nicht genannt. Anf.: *Nudiustercius dum grammatellos in artificiali eloquencia revera non parum deficientes compassionis oculo intuerer.* Schl.: *Ideo scolares cum loquuntur magistro suo tali modo faciunt: manibus coniunctis, capite erecto vultum loquentis inspiciendo narrata diligenter consideret, responsa menti imprimet.*

5. Auf Bl. 101ʳ — 102ᵛ wird uns die kleine Erzählung über Buridan überliefert.

6. Auf Bl. 103ʳ — 118ʳ folgt eine dem Propst von Freising und Eichstätt Theodorich Maier gewidmete Orthographie, deren Verfasser der schon erwähnte Humanist und Jurist Martin

[1]) Vgl. die Unterfertigung im folgenden Stück.

[2]) Vgl. L. Bertalot, „Humanistische Vorlesungsankündigungen in Deutschland im 15. Jahrhundert“. Zeitschr. f. Gesch. der Erz. u. d. Unterr. N. F. der „Mitt. d. Ges. f. deutsche Erz. u. Schulg.“ 5. Jahrg. (1915), S. 22, Anm. 5.

[3]) Über diesen „*Grammatellus pro iuvenum erudicione cum glosa Almanica*“ vgl. C. Kehr, Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichtes (Gotha 1882. IV.), S. 227 f. mit den Anmerkungen 118—120.

Brenninger ist. Die Widmungsadresse ist mit roter Tinte geschrieben: *Ad magnificum Virum dominum Theodoricum Maier frisingensem et eistetensem prepositum dignissimum Martini Brenningnarii orthographia. Incipit foeliciter.* Anf. des Widmungsschreibens: *⟨Q⟩om*[1]) *saepe mecum cogitarem....* Schl. der *Conclusio* des ganzen Werkes: *Sed ut cognoscas te unum esse, quem semper maximi faciam et cuius causa sim omnia integre cupidissimeque facturus.* Darunter steht mit roter Tinte: *finitus libellus rhetoricalis Anno domini 1486.* Bl. 127ʳ bringt in flüchtiger Kursive eine ganz kurze Anleitung zur Datierung von Briefen. Auf der nächsten Seite (127ᵛ) steht ebenfalls in Kursive ein Musterbrief oder ein Briefkonzept, datiert aus Salzburg: *Ex Saltz.*[2]) *decima die mensis Januarij A. 1491.*

7. Bl. 128ʳ—172ʳ enthält wiederum einen sehr ausführlichen Traktat *de conficiendis epistolis* mit vielen Musterbriefen, auch italienischer Humanisten. Anf.: *Cum ars epistolaris non solum illa* (*que puerorum est*) *sed quevis alia subordinetur rhetorice....*

Schon diese kurze Inhaltsangabe gestattet uns einen sicheren Schluß auf die Herkunft der in unserem Sammelbande vereinigten Schriften. Der Name Brenninger[3]) allein weist uns mit aller wünschenswerten Deutlichkeit nach der im Jahre 1472 gegründeten Universität Ingolstadt. Wir wissen, daß an der genannten Universität die rhetorisch-stilistische Disziplin als „*libellus rhetoricalis*“ bezeichnet wurde[4]) (vgl. n° 6 der Inhaltsang. unserer Hs.), und die *Introductio* des Augustinus Datus Senensis (vgl. n° 2 ebend.) gehörte zum „litterarischen Hausrat“ des Humanisten Samuel Karoch von Lichtenberg[5]), der sich 1472 als „poeta“ in die Matrikel dieser Universität eintragen ließ. Jeder Zweifel aber wird schließlich dadurch behoben, daß wir auch den Namen des fleißigen Studenten kennen,

---

[1]) Der Raum für die Initiale ist zwar ausgespart, sie wurde aber nicht eingesetzt.

[2]) Der Name findet sich weiter oben ausgeschrieben: *Moram nunc duco in Saltzburgk.*

[3]) Über die humanistische Tätigkeit Brenningers gibt guten Aufschluß L. Bertalot, a. a. O. S. 21 f.; dort finden sich auch die richtigen biographischen Daten. Eisenhart (A D B 26. Bd. S. 567 f.) ließ ihn noch irrtümlich in Constanz statt in Erding geboren sein. Als Jurist wird Brenninger gewürdigt in einer größeren Abhandlung von Dr. Hermann Seeger, Die strafrechtlichen *consilia Tubingensia* von der Gründung der Universität bis zum Jahre 1600 in: Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen. Festgabe b. d. 4. Säkularfeier ihrer Gründung im Jahre 1877. Tübingen 1877. S. 2 ff.

[4]) Prantl, a. a. O. II 94 Nr. 22; G. Bauch, Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt. Eine literarische Studie zur deutschen Universitätsgeschichte. München 1901. S. 87.

[5]) G. Bauch, a. a. O. S. 86; L. Bertalot, a. a. O. S. 20 f.

der sich ein paarmal ausdrücklich, natürlich nur als Schreiber, unterfertigt hat. Es ist der schon oben genannte Benedict Diettrichspurger[1]) aus Pfarrkirchen. In Band I der Matrikel der Universität Ingolstadt findet sich auf Fol. 105v unter dem 22. April 1487 eingetragen: *Benedictus Dieterspurger de Pfarrkirichen.* Als Immatrikulationsgebühr zahlten er und Andreas Hagnawer de Landshut die geringe Summe von 1 Groschen, während die besser bemittelten Kollegen, die am gleichen Tage eingeschrieben wurden, Georgius Örtl' de Vochburg, Georgius Leysenfus ex Ingolstat, Georgius Möringer de Burkhausen, Michael Gems de Pfarrkirichen, Petrus Pirckmair ex Egkenfelden, Wolfgangus Gruenwald ex Ingolstat 6 Groschen, ein „nobilis", nämlich Johannes Eglofsteiner de Eglofstein, sogar einen rhein. Gulden entrichtete[2]). Diettrichspurger hat die Stücke nº 2 u. nº 6 in unserem Kodex nach seiner eigenen Angabe im Jahre 1486 abgeschrieben; er verweilte wohl ein Jahr, bevor er sich in die Matrikel eintragen ließ, bereits an der Ingolstädter Universität. Und während der Zeit seines Universitätsstudiums hat Diettrichspurger sich jedenfalls auch die merkwürdige Geschichte über Buridan auf fol. 101r—102r abgeschrieben, die vor allem in Frage kommt. Die Zeilen sind hier enger aneinander gerückt, da die Schrift wohl von Anfang an auf eine Interglossierung nicht berechnet war, die Buchstaben werden etwas kleiner geformt, aber derselbe Schriftcharakter, die Verwendung der gleichen Tinte wie in jenen Stücken, die von Diettrichspurger ausdrücklich gefertigt sind, lassen über den Schreiber keinen Zweifel aufkommen. Unserem Diettrichspurger geschieht auch kaum ein Unrecht, wenn wir ihm zahlreiche Fehler in unserer Hs. auf das Kerbholz setzen, wiewohl wir recht gern zugeben, daß auch seine Vorlage deren bereits eine ganz erkleckliche Anzahl aufwies.

Der Verfasser des Werkchens ist nicht bekannt; es ist an der Universität Leipzig (*in alma universitate lipczensi*) im Jahre 1471 — so lautet wenigstens die Datierung in unserer Hs. — entstanden und einem Mitgliede dieser Universität, dem Magister Petrus von Göttingen, gewidmet. Denn nach meinem Dafürhalten dürfen wir den in unserer Hs. genannten *magister Petrus de gottiggen* ohne Bedenken mit *Petrus Hern de Gotingen* identifizieren, der im Sommersemester 1464 in die Matrikel der Universität Leipzig eingetragen wurde[3]). Über seine

[1]) Dieterspurg liegt 1½ Stunden von Pfarrkirchen in Niederbayern entfernt.

[2]) Ich verdanke diesen Matrikelauszug einer gütigen brieflichen Mitteilung des Herausgebers der Ingolstädter Matrikel Dr. G. Wolff, k. Oberbibliothekars und Vorstandes der Universitätsbibliothek in München.

[3]) G. Erler, Die Matrikel der Universität Leipzig. I. Bd.: Die Immatrikulationen von 1409—1559. Leipzig 1895. S. 246. Der II. Band enthält die Promotionen innerhalb derselben Zeit.

akademische Laufbahn entnehme ich der Matrikel noch folgende Daten: Im S.-S. 1465 war er Baccalariand (Erler II 198); im W.-S. 1467 Magistrand (Erler II 208); im S.-S. 1478 wurde er in das Konsilium der artistischen Fakultät aufgenommen (Erler II 259); im S.-S. 1479 war er Dekan der art. Fakultät (Erler II 263); seit 1483 gehörte er der theologischen Fakultät an, und zwar war er im Jahre 1483 Cursor, im folgenden Sententiarius, d. h. er wurde zu den Vorlesungen über die vier Bücher der Sentenzen des Petrus Lombardus zugelassen (Erler II 12). Im S.-S. 1483 bekleidete er die höchste akademische Würde als 148. Rektor der Leipziger Universität (Erler I 336). Es war demnach im Jahre 1471 Petrus Hern von Göttingen wirklich Magister an der artistischen Fakultät in Leipzig und ihm ist wohl die Erzählung über den berühmten Pariser Philosophen gewidmet.

In der literarischen Welt erfuhr man von der Seitenstettener Handschrift, die uns hier beschäftigt, durch Pierre Bayle, der seinerseits durch eine Notiz in Krauses „Umständliche Bücherhistorien", S. 186, darauf aufmerksam gemacht wurde. P. Bayle schreibt darüber in seinem *Dictionnaire historique et critique, cinquième édition, revue, corrigée, et augmentée, Amsterdam, Leide, La Haye, Utrecht MDCCXL, tome premier, p. 709: „Ce fait étoit d'une notoriété bien publique, du moins dans les païs étrangers, puis que dans la Saxe, où vraisemblablement Buridan, banni de sa patrie pour raison de ses Dogmes, n'avoit guères séjourné sur sa route de France à Vienne en Autriche un Maître ez Arts de l'Université de Leipsic composa en 1471 un petit Ouvrage sous le titre de Commentariolus Historicus de Adolescentulis Parisiensibus, per Biridanum* (sic!) *natione Piccardum ab illicitis cujusdam Reginae Francicae amoribus retractis. M. Krause qui, pag. 186 de son Journal Litéraire Aleman, imprimé in 8 à Leipsic en 1715, parle de cette Pièce comme étant un Manuscrit de la Bibliothèque du Monastère de Seitenstadt dans la haute Autriche*[1]) *devroit bien, soit dit en passant, en procurer l'Impression*".

Da diese Handschrift meines Wissens bis jetzt nicht veröffentlicht wurde[2]), soll im folgenden deren Text möglichst getreu vorgelegt werden. Es sind dabei nur die gewöhnlichen Kürzungen aufgelöst und unentbehrliche Satzzeichen eingesetzt; notwendige Besserungen finden sich unter dem Striche verzeichnet.

[1]) Statt: Seitenstetten in Niederösterreich.

[2]) Dem Verfasser unseres Handschriftenkataloges ist die oben angeführte Bemerkung im Wörterbuch des P. Bayle nicht entgangen; er hat sich aber nur für den Privatgebrauch eine Abschrift angefertigt.

Bl. 101r

Buridanus*[1] *Nacione picardus*[2], *perspicacis vir ingenij, dum in alma universitate Parisiensi regeret in collegio Naverre*[3], *quod omnium collegiorum ibidem est maximum, quamvis varios libros composuerit ceteraque preclara facinora sequacibus posterisque suis ad sempiternam eius memoriam statuendam reliquerit, tamen*[4] *alijs suis preclaris factis dimissis solum memorie tradere dignum est, qualiter nephandam mulieris libidinem*[5] *cedemque stultorum adolescencium atque amatorum miserandam cladem atque oppressionem mira calliditate prohibuerit. Nam quodam tempore ad buridani aures loquax fama rumorque pervenit de regina francie, naverra*[6] *nomine, qualiter plerosque adolescentes parisiensis universitatis studentesque successive ad se iusserat arcessiri*[7], *quorum nullus nunquam ab ea reverti visus est. Buridanus vero* (*erat vir magnus, preditus solercia*) *ex regine pallacij situ* (*quod supra aquam iacet*) *studentum perdicionis causam apud se recte rimatus est. Ut ergo ultimorum miserorum amancium submersionem impedire posset, ad hoc oportuno vestimentorum ornatu regine curiam lusum ingreditur. Dum autem scophiludo*[8] *certaret, pluribus secum vario cursu laborantibus laboraret, ipse cunctis celerior*[9] *cunctisque agilior et in corporis flexibilitate cunctis expedicior visus est. Regina vero naverra de pallacio versus eandem curiam ad ambitum egressa buridani celeritatem miratur tociusque ludi iocunda celebritas non tantum quantum solius buridani gracile corpus eiusque agiles et veloces saltus reginam delectare videbatur. Nullum autem maius solacium naverra in regis, mariti sui, absencia posse habere credidit, nisi ut quantocius velocis

---

[1] Die erste Zeile wird mit größeren Buchstaben geschrieben und rot unterstrichen. Initiale *B* ebenfalls in rot.

[2] Hs. *picarduus*, das 2. *u* durchstrichen. Nach seinem Geburtsorte Béthune gehörte er zur „*natio Picardorum*". Vgl. Denifle-Chatelain, Chart. Univ. Paris. II, 1, 645 sequ.

[3] So immer in der Hs. statt: *Navarrae.* Die Angabe, ob B. wirklich Rektor dieses berühmten Kollegs war, konnte ich auf ihre Richtigkeit nicht prüfen, da mir trotz allen Bemühens das einschlägige Werk von J. Launoius, *Historia Gymnasii Navarraei* (Paris 1677) nicht zugänglich war.

[4] In der Hs. folgt ein Punkt nach *reliquerit. Cu* wird von einer 2. Hd. mit schwärzerer Tinte in *Tn* korrigiert.

[5] Nach *li* Auslassungszeichen und *bi* übergeschrieben.

[6] *noue`ra* Hs.; die 2. Hd. macht hier und auch später wiederholt aus dem *r* ein *c* und liest also aus Mißverständnis *noverca* statt *Naverra.* Johanna von Navarra war die Gattin Philipps IV. des Schönen; sie starb am 2. April 1305 (Denifle et Chatelain a. a. O. p. 646).

[7] *accessiri* Hs.

[8] *scopi ludo!*

[9] *scelerior* Hs.

sultatoris potiretur amplexibus. Nam qui corea[1]) *veloces sunt, eciam in amoris gymnasijs*[2]) *expediciores creduntur. Nec mora, misso*[3]) *nuncio buridanus vocatur ad regine pallacium. Quo veniente stratis per cuncta sedilia tapetis atque celatis vasis multo auro argentoque fulgentibus*[4]) *per mense ambitum pro cena ducenda ordine locatis optatus amator gaudenter suscipitur. Cena vero vario cibo potusque apparatu*[5]), *multiplici sermone, diverso ioco, citharis resonantibus in multam noctem splendide ac solemniter* **(Bl. 101v)**
deducitur. Dum vero longo dulcis kathij[6]) *indultum, blanda*[7]) *venus utriusque corpora sorripere visa est: innumeris osculis ultro citroque datis sericia strata ingredi moliuntur*[8]). *Sed ubi naverra talibus gaudijs III dierum atque noctium spacio perusa fuisset atque libidinis ardore minuto et communis infamie metu crescente, ne eius scelere patefacto publicum sibi scandalum* ⟨*ac*⟩[9]) *dedecus oreretur, feminee fraudis non expers buridano* (*iam plerisque dudum consueverat*) *necis horam his verbis nunciat*[10]): *Non te conturbet*[11]), *mi amator, ut post gaudio* (sic!) *ultimum spiritum reddere debeas. Nam tu non solus hanc viam iturus es. Sunt etenim nonaginta novem tirones*[12]) *adolescentes, qui post meos amplexus sacane*[13]) *fluctus*[14]) *non potuerunt evadere. Non igitur te conturbet, si post talia dul-*

---

1) Statt: *chorea.*

2) *gignasijs* Hs.

3) *missa* Hs.

4) *vulgentibus* Hs.

5) *apparato* Hs.

6) Vermutlich statt *Catii.* Es wäre dies derselbe Catius, der uns bei Horat. Sat. II. 4, 1 als Vertreter der Küchen- und Tafelweisheit entgegentritt. Hernach ist ein Substantiv ausgefallen, vielleicht *amori?* So ergäbe sich als Sinn dieser Stelle: Nachdem man lange den Tafelfreuden gefrönt hatte. — E. Hauler vermutet: *Dum vino largo* (reichlichem Weingenuß) *dulcis* ⟨*mus*⟩*catii indultum.*

7) *planda* Hs.

8) *molliuntur* Hs.

9) *ac* wurde von mir eingefügt.

10) Auf dem Rande steht in sehr kleiner Kursive (saec. XV.): *hic alloqu*⟨*itur*⟩ *Buridanum* und die Worte der Königin sind im Texte unterstrichen.

11) *conturbat* Hs.

12) Vor *tiōs* links oben befindet sich ein Verweisungszeichen und auf dem Rande wird von einer dritten, sehr späten Hd. (saec. XVIII.) vermerkt: *priores.* Es wurde demnach von diesem Leser entweder die Kürzung unrichtig aufgelöst und dafür spricht, daß er auch später noch zweimal stärkere Abkürzungen in der Hs. auflöst und in der gleichen Weise auf dem Rande notiert, oder er meinte, hier eine Verbesserung anbringen zu sollen.

13) Statt: *Sequanae.*

14) *fluxus* Hs.

cia experiris amara[1]). *Buridanus vero huiusce malicie non ignarus iam dudum per suos discipulos navim feno onustam disposuerat, quae*[2]) *geometrica altitudine ad foramen illud (quo buridanus de regine pallacio ad secanam precipitandus esset) poterat attingere; tali itaque auxilio fretus ad regine minas lete atque hylariter hijs verbis respondisse dicitur*[3]): „*O serenissima domina, o mea flamma, o meus amor, tuus roseus aspectus, tuus dulcissimus amplexus, tuum tenerum corpus meum animum tam ardenter cupientem firmissimis cathenis sibi ad perpetuam dilectionem colligavit, ut nulla mors tam aspera tamve dura esse possit, quam eam tui amoris causa libentissime subire paratus sum; ymmo si vivus a te separari debeam, nullam vitam scio mihi amplius fore jocundam. Ut ergo in tuo amore gaudenter mori valeam, de triplici*[4]) *prece, inclitissima domina, me securum digneris efficere. Pro quibus tuis preclarys beneficijs in altero seculo incessabilem amorem eternis obsequijs velim respondere*". *Regina vero, quamvis crudelem sibi cepisset animum, Buridani tamen verbis mitigata ita respondit*[5]): „*O dulcissime amator, ex mille*[6]) *amatorum numero nullus unquam tam amorosum*[7]) *tamque fidele cor mihi habere visus est, nullus unquam tibi similis*[8]) *repertus est. Ea de causa quicquid postulabis (vita excepta), impetrabis, si saltem mihi quoquam modo possibile fuit tribuere.*" *Ad hec Buridanus respondit*[9]): „*O clementissima, ut meum corpus, ymo non meum, sed tuum, quo tu*[10]) *perusa es, si unquam in ripis* **(Bl. 102^r)**
secane repertum fuerit, honorifice sepulture constitui posset Vigiliarum atque missarum celebracionibus pro anima[11]) *tuo amore saucia consequentibus facimus*[12]), *pecuniam ad hoc necessariam sub brachio*[13]) *mihi alligare velis. Primam oracionem*

---

[1]) Ein Anklang an Vergil. Eclog. III 109 seq.: . . . *et quisquis amores aut metuet dulcis, aut experietur amaros* ist nicht zu verkennen.

[2]) *quam* Hs.

[3]) Auf dem Rande liest man: *hic verbis regine Buri⟨danus⟩ Resp⟨ondet⟩.*

[4]) Die dritte Hd. löst die Kürzung *t'ci* auf und vermerkt auf dem Rande *triplici.*

[5]) Auf dem Rande: *hic regina respondet Buridano.*

[6]) *nullo* Hs.

[7]) *amarosum* Hs.

[8]) *tibi similis* in gleicher Weise wie oben von der 3. Hd. auf dem Rande notiert.

[9]) Auf dem Rande: *Resp⟨ondet⟩ Buri⟨danus⟩ regine.*

[10]) *tui* Hs.

[11]) *animo* Hs.

[12]) Vielleicht *quatenus* oder (E. Hauler) *c. facilius, pec.*

[13]) *b* von *brachio* wurde durch Haplographie zuerst ausgelassen und dann übergeschrieben.

offero devotissime. Ad hanc peticionem Regina magnum auri sacculum eius camisie assuisse asseritur. Secundo petit[1]*), ut aurea cathena, quam in collo regina gestabat, sue*[2]*) cervici appensa velit memoriali quodam ipso in pristinos Naverre amplexus reducere. Qua impetrata*[3]*) nec terciam sibi peticionem recusare potuit, dum orat, ut ante omnia dexteram liberam habere possit, qua per foramen inclinatus aquam secane benedicat, ne quis malignus spiritus vim quovis modo habeat. Dum sic tercia vice expressa voce mediocriter aquam benedicat: In nomine patris et filij et spiritus sancti, sui disciputi navi predicta foramini appropinquant, eius dexteram firmiter arripiunt. Dum regina trudit, ipsi trahunt atque ingens saxum aquam inijciunt ita, quod magnus sonus aqua auditus regine satisfaceret affectibus. Hec tamen non contenta*[4]*) adhuc maiorem desuper lapidem misit proijcere, ut si vellet surgere buridanus, non posset. Sed fideles disciputi iocunda magistri liberacione vigilantissime potiti dulci quieti*[5]*) eorum tradunt corpora. Postero vero die buridanus in summa suorum secretorum gratitudine discipulorum non levium personarum more scelus regine revelare, sed subtili quadam versucia*[6]*) non patefacere, sed in dubiam suspicionem ponere curavit. Nam emptis ferme omnibus aviculis, que in pontibus parisius* (sic!) *haberentur, scripsit hec verba*[7]*): ,Reginam naverram interficere nolite timere bonum est; si quis consenserit ego non contradicam.' Hijs verbis rotulis*[8]*) inscriptis et collo avium appensis, assutis et alligatis omnes volare dimisit. Quas iterum cum aucupes una cum rotulis cepissent atque doctoribus, magistris ceterisque Universitatis suppositis*[9]*) verba rotulorum*[10]*) ostendissent, quisque legencium se dubitare asserebat, utrum dicta verba reginam interemendam an interempcionem eius metuendam affirmaret.*

---

[1]) Auf dem Rande: *hic Buri⟨danus⟩ petit.* Nach *petit* folgen zwei durchstrichene Worte: *cervici appensa.*

[2]) *sui* Hs.

[3]) *Quia impetratam* Hs.

[4]) Der Schreiber hat sich um eine Zeile geirrt. Die rechte Ordnung der Sätze ist durch rote Verweisungszeichen nach *non* und *proijcere* sowie durch die von 1. Hd. auf den Rand gesetzten Buchstaben *b a c* hergestellt.

[5]) *quiete* Hs.

[6]) *versucij* Hs.

[7]) Auf dem Rande: *H⟨ec⟩ v⟨erba⟩ b⟨uridani⟩.* Der doppeldeutige Ausspruch ist von 1. Hd. unterstrichen. Von einer Interpunktion mußte der beabsichtigten Doppeldeutigkeit halber an den betreffenden Stellen abgesehen werden.

[8]) *rutulis* Hs.

[9]) Der ganze dem Rektor untergeordnete Personalstand hieß *Supposita*; in der Regel aber wurde diese Bezeichnung auf Lehrer und Schüler der Universität beschränkt (J. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, Wien 1865, S. 66).

[10]) *rutulorum* Hs.

(Bl. 102v.) *Cum dubia de rotulis avium fama vago rumore varie per omnem non modo Universitate⟨m⟩, sed et civitatem parisiensem vocilaretur*[1]), — *illud diu erat in dubio — factum est in ore omni fere populo, quod Buridanus debet ille fuisse, qui predicta scripserit. De quorum verborum intellectu et constructione interrogatus dicitur respondisse satis lucidum*[2]) *scriptum esse, ut quisque acciperet, prout suo liberet arbitrio. Hec de buridani solercia ex communi fama verba accepi Parisius et presertim a quodam centenario, qui seneo confectus adhuc vivebat anno domini 146°. Is dicebat se, dum adhuc adolescens esset, buridanum matura iam etate vidisse. In ecclesia vero, ⟨ubi⟩ sepultus est buridanus (ut ferunt*[3]) *picardi studentes) de predicta pecunia usque in hodiernum diem fecisse narrant largiciones*[4]) *pauperibus ita, quod omni die Veneris unus albus francionus (qui quatuor valet denarios) cuilibet venienti pauperi pro eius anima in elemosinam traditur*[5]). *Regine vero naverre interitus silencio populi obliteratus, quod nihil reliquit*[6]) *aliud, nisi quod in collegio naverre pro predicto scelere perpetuos census quibusque studentibus instituerat, qui horas canonicas pro ea in evum decantare astricti sunt. Hec et tanta de Buridano ad osculacionem*[7]) *commendabilis bonarum arcium sectatoris magistri Petri de gottigen ex vago rumore in unum colligere conatus sum in alma universitate lipczensi Anno etc. 1471.*

Der Held unserer Erzählung ist der Philosoph Johann Buridan. Was wissen über ihn die urkundlichen Quellen zu berichten? Buridan[8]) wurde zu Béthune im Artois wahrscheinlich gegen Ende des 13. Jahrhunderts geboren. Im Jahre 1328 war

---

[1]) Vielleicht *volutaretur* oder (E. Hauler) *vocitaretur (focilaretur, volitaret)*.

[2]) *lacidum* Hs. Die obere Schleife des *a* ist durchstrichen und *u* übergeschrieben.

[3]) *ferunt* Hs.

[4]) *narraciones* Hs. infolge einer Dittographie.

[5]) *tradidit* Hs.

[6]) *Regina v. n. i. s. populo quod literatus n. relinquit* Hs.

[7]) *osculari* ist in der Bedeutung „huldigen“ nachweisbar und eine Wendung wie *ad osculationem* läßt sich demnach zum Ausdruck besonderer Verehrung bei einer Widmung nicht unschwer erklären. Wäre *ad osculationem* irrtümlich statt *ad postulationem* geschrieben worden, so könnte wohl nur ein Hörfehler vorliegen und man müßte auf eine Niederschrift nach einem Diktate schließen, wogegen aber anderes (vgl. S. 729, Anm. 4) deutlich auf eine Abschrift nach einer Vorlage hinweist.

[8]) Die Literatur s. bei U. Chevalier, *Repertoire de sources historiques du moyen âge.* Paris 1877—1886, Sp. 367 und Suppl.; für die Lebensbeschreibung vgl. insbesondere P. Duhem, *Études sur Léonard de Vinci. Troisième série, Les précurseurs de Galilée.* Paris 1913, p. 7 ff.

er bereits *magister artium* und Rektor der Pariser Universität. Es ist dies die erste urkundlich bezeugte Nachricht aus seinem Leben. Ein uns erhaltenes Statut der Universität trägt folgende Datierung[1]): *Acta fuerunt hec in nostra congregatione generali apud Sanctum Maturinum Parisius facta per venerabilem et discretum virum magistrum Johannem Buridanum, rectorem Universitatis supradicte, anno Domini millesimo trecentesimo vicesimo septimo, die martis in octabis Purificationis beate virginis* [= 9. Februar 1328].

Am 30. August des Jahres 1329 besaß „*Johannes Buridan, clericus Atrebatensis*" noch kein kirchliches Benefizium[2]); allein schon in einer Urkunde vom 2. November des folgenden Jahres[3]) erscheint er, ohne daß sein Pariser Aufenthalt eine Unterbrechung erfuhr, als Inhaber der Pfarrei Illies in seiner Heimatdiözese Arras.

Im Jahre 1340 bekleidet Buridan neuerdings das Rektorat, wie aus dem *Liber procuratorum Nationis Anglicanae* hervorgeht[4]), und zwei Jahre später, am 19. Juni 1342, wird er Kanonikus von Arras[5]). In dieser Urkunde wird erwähnt, daß er damals in Paris Vorlesungen über Naturphilosophie, Metaphysik und Ethik gehalten habe (*naturales, metaphysicales et morales libros Parisius legens*).

Wie hoch inzwischen sein Ansehen an der Universität gestiegen ist, beweist die Tatsache, daß diese im Jahre 1344 unseren Gelehrten in einer heiklen Sache zu ihrem Wortführer gegenüber dem König erkor. Du Boulay[6]) berichtet uns darüber. Philipp VI. (1328—1350) hatte zur Bestreitung der Kriegskosten in dem langwierigen Erbfolgekrieg gegen Eduard III. von England (1327—1377) eine Salzsteuer ausgeschrieben, von der niemand, nicht einmal die Universität, befreit war. Gegen diese mißliebige Steuer sollte Buridan beim König Einsprache erheben. Welchen Erfolg er dabei hatte, ist nicht bekannt.

Selbstverständlich genoß der gefeierte Lehrer ein besonderes Ansehen bei der „Nation", zu der er nach seinem Geburts-

---

[1]) Denifle et Chatelain, *Chartularium Universitatis Parisiensis, tomus II, sectio I, ab anno MCCLXXXVI usque ad annum MCCCL.* Parisiis 1891, nº 870, p. 306 sequ.

[2]) *Reg. Vat. Comm. Joh. XXII, an. 13, p. 4 ep. 3169* — angef. von Denifle-Chatelain a. a. O. p. 307 not.

[3]) *Reg. Vat. Comm. Joh. XXII, an. 14, p. 1 ep. 950* — von Denifle-Chatelain an der gleichen Stelle zitiert.

[4]) Denifle et Chatelain, *Auctarium Chartularii Universitatis Parisiensis; Lib. Nat. Angl. tom. I, ab anno MCCCXXXIII ad annum MCCCCVI,* col. 11 — angef. bei P. Duhem, *étud. s. Léon. d. Vinci, 3e sér. p. 10.*

[5]) *Reg. Comm. Clem. VI. nº 149, fol. 376* — Denifle et Chatelain, *Chart. Univ. Par. II, 1, p. 307 not.*

[6]) *Historia Universitatis Parisiensis tom. IV. (ab anno 1300 ad annum 1400), p. 282* — P. Duhem, a. a. O. p. 10.

orte Béthune gehörte, d. i. bei der *natio Picardorum*[1]), und er hatte in Angelegenheiten, die diese Nation betrafen, ein gewichtiges Wort mitzusprechen. So finden wir ihn tatsächlich im Jahre 1347 (22. Dezember) unter den Mitfertigern eines Statuts, das die Geldgebarung und andere innere Angelegenheiten der Nation regelte[2]).

Eine Auszeichnung für Buridan, aber zugleich auch eine Verbesserung seiner materiellen Lage bedeutete es, daß ihn die Universität am 5. August 1348 für die Verleihung eines Benefiziums in einer Pfarrkirche zu Paris *ad capellaniam in ecclesia S. Andreae de Arcubus* (= *Saint-André-des-Arcs*) einstimmig dem Bischof von Paris vorschlug[3]). Bischof Faucon errichtete am 18. August 1348[4]) über Ansuchen der Universität vom 22. November 1347 das obengenannte Benefizium mit der Verpflichtung für den Kapellan, wöchentlich wenigstens zwei hl. Messen für den verstorbenen Johann de Thelu[5]) und dessen Eltern und Wohltäter am Marienaltare zu zelebrieren oder zelebrieren zu lassen, und bestätigte gleichzeitig die von der Universität getroffene Wahl Buridans als des ersten „*capellanus*" dieser Stiftung. Wenn es im „*Commentariolus*" von Buridan heißt, daß er bei der Kirche, wo er beigesetzt wurde (*in ecclesia vero, ⟨ubi⟩ sepultus est buridanus*), eine Armenstiftung hinterlassen habe, so liegt die Vermutung nahe, daß damit eben diese Kirche *Saint-André-des-Arcs* gemeint sei.

Das nächste Dokument, auf dem Buridans Name uns begegnet, ist ein vom 22. Mai 1349 datiertes Bittgesuch der Universität an die römische Kurie in Avignon[6]). Die Universität hatte nämlich das Recht, alljährlich dem Papste den sogenannten „Rotulus" zu übersenden, d. h. eine Liste derjenigen ihrer Mitglieder, die sie bei der Verleihung der erledigten Präbenden seiner

---

1) Über die Teilung der artistischen Fakultät in vier Nationen, d. i. in die Französische (Gallicana), Normannische, Picardische und Englische (letztere wurde seit 1400 auch „Deutsche Nation" genannt und der Ausdruck *natio Anglicana* verschwindet seit 1442 völlig) vgl. Alexander Budinszky, Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter. Berlin 1876. S. 31 ff.

2) Denifle et Chatelain, *Chart. Univ. Par. t. II. 1, no 1146, pp. 608—610.*

3) Urkunde bei Denifle et Chatelain, *Chart. Univ. Par. II, 1, no 1156, p. 621 sequ.*

4) Denifle et Chatelain, a. a. O. p. 622.

5) Magister Johannes de Thelu vermachte zu dem erwähnten Zwecke der Universität ein Legat. Diese hatte für die Errichtung des Benefiziums Sorge zu tragen (s. Urkunde bei Denifle et Chatelain a. a. O. no 1155 p. 619 sequ.) und ihr stand deshalb auch das Recht der Präsentation zu.

6) Denifle et Chatelain, *Chart. Univ. Par. II, 1, no 1165, pp. 632—647*; überreicht wurde aber dieser *Rotulus* schon am 29. November 1348.

Berücksichtigung empfahl[1]). Die Mitglieder der *„facultas arcium"* werden nach den vier Nationen gesondert aufgeführt. Die *magistri* — es handelt sich uns um die der Picardischen Nation, zu der eben Buridan gehörte — sind im Verzeichnis wiederum in drei Gruppen geschieden. An erster Stelle kommen die Lehrer, die noch kein Benifizium besitzen: *Isti sunt nichil actu habentes, et sunt in numero nonaginta et unus*[2]). Es folgt dann die zweite Gruppe von Lehrern, die in finanzieller Hinsicht schon in etwas besserer Lage waren: *Isti sunt modicum habentes et sunt in numero quinquaginta tres*[3]). Zur dritten Gruppe zählen endlich jene *magistri,* die das größte Einkommen besaßen: *Isti sunt secundum statum corum et sufficientiam modicum habentes, et sunt in numero viginti duo.* Bei dieser Klasse begegnen wir gleich an erster Stelle *Magistro Johanni Buridan, Atrebat. dioc.,* der damals bereits Inhaber von vier Benefizien war[4]).

Das Ansehen, dessen sich Buridan an der gesamten artistischen Fakultät erfreute, machte ihn auch zur geeigneten Persönlichkeit, um auftauchende Zwistigkeiten innerhalb der Nationen friedlich beizulegen. Und in der Tat vermittelte er im Vereine mit Iohannes Iuvenis bei einem solchen Streite zwischen der Englischen und Picardischen Nation am 19. Februar 1357 mit glücklichem Erfolge[5]). Unsicherheit über die Zugehörigkeit eines Studenten von Lüttich zu der einen oder anderen Nation hatte den Streitfall veranlaßt. Um ähnlichen Zwistigkeiten in der Zukunft vorzubeugen, verfaßte Buridan unter Genehmigung des Prokurators der Picardischen Nation ein Schriftstück, das bereits einen Vorschlag für eine genaue Abgrenzung enthält, und überreichte es am 29. Juni 1357[6]) der unter dem Vorsitze ihres Prokurators William de Spyny versammelten Englischen Nation. Es kam schließlich in Gegenwart der Vertreter beider Nationen aus den verschiedenen Fakultäten eine Vereinbarung zu stande, deren Wortlaut uns in den Büchern der Prokuratoren der zwei Nationen erhalten ist[7]). Unter den Zeugen aus der artistischen Fakultät erscheint Buridan. Das Dokument ist nach dem *Liber procuratorum Nationis Anglicanae* vom 12. Juli 1358 datiert. Und dies ist zugleich das letzte Zeugnis, das uns von dem

[1]) A. Budinszky, Die Universität Paris und die Fremden an derselben, S. 53.

[2]) In Wirklichkeit werden nur 88 Namen aufgeführt (Denifle et Chat. a. a. O. S. 645, not. 2).

[3]) In Wirklichkeit nur 46 (Denifle et Chat. a. a. O. S. 646, not. 19).

[4]) Denifle et Chat. a. a. O. S. 646.

[5]) Denifle et Chatelain, *Auctarium Chartularii Universitatis Parisiensis; Liber procuratorum Nationis Anglicanae, tom. I. ab anno MCCCXXXIII ad annum MCCCCVI, col. 206.*

[6]) Denifle et Chat., a. a. O. col. 212.

[7]) S. P. Duhem, *Etud. s. Léon. de Vinci, 3e sér. p. 12.*

Wirken Buridans an der Pariser Universität Kunde gibt. Bald hernach dürfte er gestorben sein. Das Todesjahr kann ebensowenig wie sein Geburtsjahr genau angegeben werden.

Du Boulay erwähnt noch, Buridan habe ein Haus in Paris, das er sich aus seinen Privatmitteln erworben, der Universität vermacht; zu Lebzeiten Du Boulays habe man dieses Haus noch gezeigt[1]). Diese Nachricht hat offenbar zur Voraussetzung, daß der Gelehrte bis zu seinem Tode in einem friedlichen Verhältnisse zu der Universität gestanden habe, an der er mit großem Erfolge gewirkt und zu deren Glanz und Ruhm er nicht am wenigsten beigetragen hat. Auch was unser *Commentariolus* von seiner Stiftung zu gunsten der Armen berichtet, steht damit im vollen Einklang. Eine widersprechende Überlieferung finden wir dagegen bei dem humanistischen Historiker Johannes Aventinus (1477—1534). Nach ihm wäre Buridan zugleich mit Marsilius von Inghen aus Paris vertrieben worden und nach Wien geflohen, wo er Veranlassung zur Stiftung der Universität gegeben haben soll (*ludum literarium publico salario aperuit*)[2]); an einer anderen Stelle bezeichnet er ihn ausdrücklich als *Viennensis gymnasii institutor*[3]). Allein diese Angaben wurden schon von Denifle[4]) in entsprechender Weise zurückgewiesen und in der jüngsten Zeit auch von Duhem[5]) sehr ausführlich widerlegt, Tatsache aber ist, daß die Lehre Buridans an der Wiener Universität ebenso wie an anderen deutschen Universitäten noch lange nach seinem Tode in großem Ansehen stand. Schon in den ältesten Statuten der Wiener Universität vom Jahre 1389 werden nach G. Bauch, Die Reception des Humanismus in Wien, Breslau 1903, S. 5 seine *Summa naturalium* und seine *Quaestiones de coelo et mundo* mit Namen erwähnt, eine Auszeichnung, die unter allen scholastischen Autoren nur ihm allein zuteil wurde. Es ist dies, wie derselbe Gelehrte bemerkt, „das Quentchen Wahrheit in Aventins Äußerung".

Eben dieses Ansehen erklärt es uns, daß auch noch andere literarische Mythen an den Namen des berühmten Pariser Philosophen anknüpfen. Mit Unrecht wird ihm die Aufstellung der sogenannten „Eselsbrücke" (*pons asinorum*), d. i. einer Anleitung zur leichten Auffindung des Mittelbegriffes in Syllogismen (*inventio medii*), zugeschrieben[6]) und auch das Beispiel vom

[1]) Bulaeus, *Historia Universitatis Parisiensis, t. IV p. 997*; P. Duhem, *Études sur Léonard de Vinci, 3e série, p. 13.*

[2]) *Aventini, Annal. ducum Boiariae libri septem, lib. VII, cap. XXI; ed.* S. Riezler, Bd. II, p. 474.

[3]) A. a. O. *lib. VI, cap. III; ed.* S. Riezler, II, 200.

[4]) Denifle-Chatelain, *Chartularium Univ. Paris. tom. II, sect. I, p. 646 not. 29.*

[5]) P. Duhem, a. a. O. *3e série, pp. 13—15.*

[6]) C. Prantl, Geschichte der Logik im Abendlande, Leipzig 1870, IV. S. 34 und Anm. 134.

„Esel“, der zwischen zwei völlig gleichen Heubündeln, gleich stark nach beiden Seiten hingezogen, unbeweglich steht und verhungern muß, läßt sich in seinen Schriften nicht nachweisen [1]).

Den Ruhm Buridans begründeten bei der Nachwelt seine zahlreichen Werke, die erst nach seinem Tode herausgegeben wurden. Eine Zusammenstellung der Ausgaben, die sich bei Überweg-Baumgartner [2]) findet, läßt uns am besten erkennen, wie fruchtbar Buridan als philosophischer Schriftsteller gewesen ist und welch nachhaltigen Einfluß er durch seine Werke auch noch auf die folgenden Jahrhunderte ausübte. Die Ausgaben sind: *Iohannis Buridani, Summulae* oder *Compendium logicae* mit dem Kommentar des Johannes Dorp, Paris 1487, 1504; Venet. 1489, 1499; Oxoniae 1637; Londini 1740 [3]). — *Quaestiones super octo physicorum libros,* Paris 1509, 1516. — *Quaestiones in libros de anima,* Paris 1516. — *Quaestiones et decisiones physicales insignium virorum: Alberti de Saxonia, Thiemonis, Buridani, recogn. et emend. summa accur. et iudicio Magistri Georgii Lockert,* Paris 1516, 1568 (von Buridan sind gedruckt die Kommentare zu den *Parva naturalia*). — *In metaphysicen Arist. Quaestiones,* Paris 1518. — *Quaestiones super decem libros ethicorum Arist. ad Nicom.,* Paris 1489, 1500, 1513, 1518; Oxford 1637. — *Quaestiones in libros politicorum Arist.,* Paris 1500; Oxford 1640. — Die meisten Werke Buridans sind Erklärungsschriften zu Aristoteles, zur Aristotelischen Physik (*In octo libros physicorum*), Metaphysik (*In Metaphysicen Arist. Quaestiones*) und Politik (*Quaestiones in libros polit. Arist.*). Seine Kommentare zu dem psychologischen Werke des Aristoteles (*Quaestiones in libros de anima*) und zu dessen Abhandlungen zur physiologischen Psychologie (*in parva naturalia*) sowie zu dem ethischen Werke (*Quaestiones super decem libros ethicorum Arist.*), die unter seinem Namen gedruckt sind, werden ihm von P. Duhem [4]) abgesprochen. Duhem denkt an einen Flamländer als Verfasser, der um 1400 lebte und vielleicht mit unserem Buridan gleichen Namens war [5]). Da indes Buridan selber in seinen *Quaestiones* zur Nikomachischen Ethik (Super Eth. Nic. VI. qu. 6, f. CLV r. A) [6]) seinen logischen Traktat mit den

---

[1]) C. Prantl a. a. O. S. 17, Anm. 67. — P. Duhem, *Études sur Léonard de Vinci, 3e sér. pp. 16—21.*

[2]) Grundriß der Geschichte der Philosophie der patrist. und scholast. Zeit. 10, II. T. S. 609.

[3]) C. Prantl a. a. O. S. 237, Anm. 357, erwähnt noch eine Ausgabe mit einem gekürzten Text der *Summulae,* Lugduni 1510.

[4]) A. a. O. *3e sér. p. 9 f., p. 44 not. 1.*

[5]) P. Duhem, a. a. O. *2e sér. p. 438.*

[6]) C. Prantl, Gesch. der Logik im Abendl. IV. S. 14.

Worten „*in scripto meo super Summulas*“ zitiert, so ist meines Erachtens diese Aufstellung Duhems mit aller Vorsicht aufzunehmen[1]). Das zeigen uns aber die weitausgreifenden Untersuchungen dieses Gelehrten an mehr als einer Stelle mit aller Deutlichkeit, daß Buridan und andere scholastische Philosophen, wenn sie auch vorwiegend Kommentare zu den Werken des Aristoteles verfaßten, dennoch auch gegenüber dem Altmeister der Philosophie ein freies Denken und ein selbständiges Urteil sich zu wahren wußten und dabei zu ganz anerkennenswerten Resultaten gekommen sind. Nach Duhem[2]) kann Buridan geradezu als der Begründer der modernen Dynamik bezeichnet werden. Der von ihm mit voller Klarheit und Schärfe entwickelte Begriff des „*impetus*“ ist völlig identisch mit dem „*impeto*“ oder „*momento*“ Galileis, der „Bewegungsgröße“ des Cartesius und der „lebendigen Kraft“ Leibnizens. Durch diese Theorie, die zuerst die Bewegungen der irdischen und himmlischen Körper derselben Mechanik unterwarf, beeinflußte er wesentlich die Lehren Galileis. Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn sich Torricelli in seinen Vorlesungen zur Erläuterung der letzteren nicht selten der Gedanken, ja fast der Worte Buridans bedient.

Auch die logischen Schriften Buridans[3]) waren, wie schon die ziemlich große Anzahl der gedruckten Ausgaben zeigt, für die Folgezeit von großem Einfluß. Sein Hauptwerk ist die ausführliche Darstellung der Logik, seine „*Summulae*“, die er unter Zugrundelegung der „*Summulae logicales*“ des Petrus Hispanus und in mehr oder weniger engem Anschluß an seinen Lehrer Wilhelm v. Ockam verfaßte. Auch die Lehre von den „*Insolubilia*“, „*Obligatoria*“, „*Consequentiae*“, kurzum das weite und von den „*moderni*“, d. i. von der nominalistischen Richtung an den Universitäten leider nur allzu reichlich bebaute Feld der „*Sophismata*“ war ihm nicht unbekannt[4]). Weit über die Grenzen seines Vaterlandes und seines Jahrhunderts reichte sein Einfluß hinaus. Nach den Statuten der Universität Köln vom Jahre 1498 z. B. war es offen gelassen, die „*Summulae*“ entweder nach Petrus Hispanus oder nach Buridanus zu studieren[5]). Auch in einem Statutenentwurfe der Universität Leipzig vom Jahre 1444[6]) wird er genannt. So war denn gewiß im Jahre 1471, als unser *Commentariolus* entstand, der Name Buridan in Leipziger Universitätskreisen wohlbekannt und der Verfasser

[1]) Vgl. auch Überweg-Baumgartner, Grundr. d. Gesch. d. Phil. II. 620.

[2]) A. a. O. *3e sér. p. VII.*

[3]) Vgl. darüber C. Prantl, Gesch. d. Log. im Abendl. IV. S. 14—38.

[4]) C. Prantl a. a. O. IV. S. 37.

[5]) C. Prantl a. a. O. IV. S. 148.

[6]) Fr. Zarncke, Statutenbücher der Universität Leipzig, 1861. S. 364; angef. von C. Prantl a. a. O. IV. S. 191, Anm. 79.

konnte im vorhinein mit einem lebhaften Interesse für den Helden seiner Erzählung rechnen.

Buridan, den wir im vorausgehenden nach den authentischen Quellen als einen angesehenen Lehrer der Pariser Universität und als einen bedeutenden philosophischen Schriftsteller kennen gelernt haben, tritt uns hier in einer völlig neuen Gestalt entgegen. Die Königin von Frankreich, Johanna von Navarra, wird uns als wollüstiges Weib geschildert, das unerfahrene Studenten verführt, um dann ihre unglücklichen Opfer einem grausamen Tode in den Fluten der Seine zu überantworten. Buridan wird nach unserem *Commentariolus* zum Retter der bedrohten Studentenschaft. Aus dem Philosophen — das ist übrigens der typische Hergang, wenn sich die Sage eines Mannes der Wissenschaft bemächtigt und ihn volkstümlich macht —, aus dem Philosophus, sage ich, ist bei dieser Metamorphose ein Pfiffikus und wahrer Tausendkünstler geworden, der überall Rat und in jeder Lage sich zu helfen weiß. Seine *sollertia* und *astutia* wird an mehreren Stellen mit Nachdruck hervorgehoben. Letztere offenbart sich vor allem in dem doppeldeutigen Ausspruch, der in unserer Handschrift unterstrichen ist und dadurch auch schon äußerlich als etwas besonders Wichtiges gekennzeichnet werden soll. Ein gewöhnliches, plumpes Menschenkind hätte alles verraten, Buridan aber weiß über die ganze Sache und seine innerste Überzeugung ein rätselhaftes Halbdunkel zu breiten. Sein Ausspruch lautet: *Reginam Navarrae interficere nolite timere, bonum est; si quis consenserit, ego non contradicam.* Oder mit anders gesetzten Unterscheidungszeichen: *Reginam Navarrae interficere nolite, timere bonum est; si quis consenserit, ego non, contradicam.* Eine Entscheidung für die eine oder andere Auffassung wird von ihm nicht gegeben; diesbezügliche Bitten werden mit einem *Sapienti sat!* abgewiesen.

Der erwähnte doppeldeutige Ausspruch, der gewiß den Kernpunkt in der ganzen Erzählung bildet, gibt uns übrigens auch einen Fingerzeig, nach welcher Richtung wir den Leserkreis zu suchen haben, für den unsere Schrift in erster Linie bestimmt ist. Wir haben schon gelegentlich der Besprechung von Buridans philosophischen Werken darauf hingewiesen, daß er sich auch mit den „*Insolubilia*", „*Obligatoria*", „*Consequentiae*" beschäftigte[1]). Buridans berühmter Schüler Albert von Sachsen verfaßte selber ein Werk über „*Sophismata*" und eine ganze Flut von Schriften dieser Art folgte nach. An den Universitäten waren es vor allem die Anhänger der „*via moderna*", die „*moderni*", die den Teil der Logik, der über die Wortformen

[1]) Über den Einfluß, den die Schule von Oxford in der Behandlung der Logik auf die Pariser Universität ausübte, vgl. P. Duhem, a. O. *3. sér. p. 441 ff.*

der Begriffe und über die Verhältnisse des Satzbaues (*de proprietatibus terminorum*) und die damit verbundenen „*Sophismata*“, „*Insolubilia*“, „*Obligatoria*“, „*Consequentiae*“ handelte, einseitig und bis zum Übermaß pflegten und sich dadurch den nicht ungerechtfertigten Vorwurf hohler und leerer Sophisterei zuzogen[1]). So arbeiteten die „*moderni*“ in doppelter Hinsicht dem aus dem Süden siegreich vordringenden Humanismus in die Hände: einerseits trugen sie selber redlich das Ihrige bei, um die Scholastik in Mißkredit zu bringen, anderseits war es ebendiese Richtung, die dem jungen Humanismus ein Hintertürchen zum Eintritt in die Universitäten öffnete und ihm zuerst einen Unterschlupf gewährte. Die Anhänger der „*via moderna*“, die soviel Zeit und Scharfsinn auf die Lösung von Spitzfindigkeiten vergeudeten, sind es wohl in erster Linie gewesen, die auch ein besonderes Gefallen an der Doppeldeutigkeit jenes Ausspruches finden konnten, und in ihrem Kreise mußte, sowohl in Leipzig wie in Ingolstadt, das Interesse für Buridan am allerlebendigsten sein, da er ja mit Marsilius von Inghen zu den Hauptvertretern ihrer philosophischen Richtung zählte. Aber auch der Einfluß des Humanismus ist in unserer Schrift bereits unverkennbar. In die Zeit des Frühhumanismus weist der pikante und doch wieder naive Erzählungston des Verfassers der vorausgehenden Liebesgeschichte, dazu stimmt auch recht gut sein flüssiges und doch nicht völlig korrektes Latein. Und daß unsere Schrift für solche Universitätskreise, die der neuen geistigen Bewegung freundlich gegenüberstanden, als Stilmuster dienen sollte, darüber läßt die Umgebung, in der diese Schrift in unserem Sammelbande erscheint, kaum einen Zweifel aufkommen.

Doch nun zur Frage: wie steht es mit der historischen Glaubwürdigkeit unserer Erzählung? Die Antwort ist in dem Lebensbilde, das wir vorausgeschickt haben, schon gegeben. Da Buridan erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts geboren wurde, Johanna von Navarra aber, die Gattin Philipps IV. des Schönen (1285 bis 1314), die im Jahre 1304 das nach ihr benannte Kollegium von Navarra gegründet hatte, schon im Jahre 1305 starb, so leuchtet die Unwahrscheinlichkeit, ja die Unmöglichkeit des in dieser Schrift geschilderten Verhältnisses ohneweiters ein[2]). Der Verfasser gibt selbst als seine Quelle nur ein allgemeines Gerücht (*ex communi fama*) und ein unbestimmtes Gerede (*ex vago rumore*) an, das ihm gelegentlich seines Pariser Aufenthaltes im Jahre 1460 zu Ohren gekommen sei; namentlich beruft er

[1]) Über den Parteigegensatz zwischen „*antiqui*“ und „*moderni*“ handelt ausführlich Prantl, Gesch. der Logik im Abendl. IV. S. 185 ff. Vgl. auch dess. Verf.s Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. München 1871. I. Bd., S. 52 f.

[2]) Vgl. darüber auch Denifle-Chatelain, *Chart. Univ. Paris. II, 1, p. 646 not. 29* und P. Duhem, a. O. *3. sér., p. 16.*

sich dann auf die Aussage eines 100jährigen Greises, der in seiner Jugend noch Buridan selber gesehen haben will. Auch diese Angabe klingt wenig glaublich; jedenfalls stand der Verfasser unseres *Commentariolus* Buridan zeitlich schon so fern, daß er auch mit gutem Willen nur schwer mehr den Schleier zu lüften vermochte, den bereits die geschäftige Sage um die Persönlichkeit und das Leben des berühmten Lehrers der Pariser Universität gesponnen hatte. Nach einer Ballade von François Villon[1]), einem begabten Dichter aus dieser Zeit, der aber im übrigen ein so liederliches Leben führte, daß nicht viel fehlte und er hätte buchstäblich mit dem Galgen Bekanntschaft gemacht, nach Villon also war nicht Johanna von Navarra, sondern Johanna von Burgund, die Gattin Philipps V. des Langen (1316 bis 1322), jene grausame Königin, die Buridan in die Seine stürzen ließ. Man kann daraus entnehmen, wie willkürlich diese Poeten, deren Quelle einzig und allein der niedrigste Hofklatsch ist, mit der historischen Wahrheit umspringen. Ich habe von Poeten gesprochen; denn ein „*poeta*" — ich gebrauche das Wort im Sinne der damaligen Zeit — ist offenbar auch der nicht näher bekannte Verfasser unseres *Commentariolus* gewesen. Ich möchte mit Wattenbach[2]) an Samuel Karoch von Lichtenberg[3]) denken, wenn sich von diesem lockeren Wandervogel, dessen Aufenthalt in Leipzig und Ingolstadt[4]) feststeht, nachweisen ließe, daß er in der angegebenen Zeit (1460) auch in Paris verweilt habe. A. Budinszky[5]) wenigstens nennt ihn nicht unter den Deutschen, die an der Pariser Universität studiert haben. Übrigens kann dieser angebliche Pariser Aufenthalt auch eine bloße Fiktion sein.

Für den historischen Buridan fällt aus unserem *Commentariolus historicus* blutwenig ab. Aber wollte denn der Verfasser überhaupt Geschichte schreiben? Der Titel unseres Werkchens ließe es vermuten, aber er ist ihm, wie schon eingangs erwähnt wurde, erst in späterer Zeit beigelegt worden. Dem Verfasser kommt es in erster Linie darauf an, zu unterhalten. Seine

---

[1]) *Les Dames du temps jadis* (*composée 1461*); vgl. P. Bayle, *Dictionnaire hist. et crit.* 5. Aufl. s. v. Buridan; P. Duhem, a. O. *3. sér., p. 16.*

[2]) „Samuel Karoch", im Anz. f. Kunde d. deutschen Vorzeit. N. F. 27 Jahrg. (1880), Sp. 290.

[3]) Über ihn vgl. Voigt-Lehnerdt, Die Wiederbelebung des klass. Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. 2. Bd., S. 301 ff., sowie W. Wattenbach an verschiedenen Stellen und besonders in der Zeitschrift f. d. Geschichte d. Oberrheins XXVIII. Bd., S. 38 ff.

[4]) Über Beziehung zwischen diesen Universitäten vgl. G. Bauch, Geschichte des Leipziger Frühhumanismus in: Beihefte zum Zentralbl. f. Biblioteksw. XXII (1899) S. 4 f.

[5]) Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte dieser hohen Schule. Berlin 1876.

lebendige, oft geradezu dramatische Darstellung, die pikante Ausmalung der Liebesgeschichte beweisen dies zur Genüge. Nicht als ein Geschichtswerk, sondern als eine Novelle, die als Stilmuster dienen sollte, ist unsere Schrift aufzufassen. Und wollen wir den richtigen Maßstab an diese merkwürdige Geschichte legen, so muß sie als ein Denkmal der schöngeistigen Literatur aus der Frühzeit des deutschen Humanismus beurteilt und gewertet werden.

Seitenstetten. Dr. P. Ortmayr.

Bemerkungen zu Konrad Millers Itineraria Romana.

Dieses Buch[1]) habe ich in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1917 S. 1—117 besprochen. Daß ich die Gelegenheit nicht unbenützt lasse, ihm auch hier einige Worte zu widmen, mag als ungewöhnlich erscheinen. Ich hatte von ihm mannigfache Förderung der wissenschaftlichen Probleme, eine klare und ausreichende Darlegung des ganzen Apparats und eine Resümierung der Ergebnisse der bisherigen Forschung erwartet; hatte doch seine Vorbereitung ein Menschenalter oder länger gedauert, und war ja durch die ungewöhnlich zahlreichen Kartenskizzen und zwei umfängliche Ortsverzeichnisse anscheinend genügend für die Übersichtlichkeit und Anschaulichkeit des Kommentars zur T(abula) P(eutingeriana) vorgesorgt worden. Um so größer war die Verdrossenheit, die sich meiner beim Anlesen verschiedener Abschnitte bemächtigte. Aber nicht sie veranlaßte mich, Gedanken über das Buch niederzuschreiben, sondern das Gefühl der Pflicht, darauf hinzuweisen, daß erstens eine umfassende und eindringliche Bestellung des ganzen Arbeitsfeldes und selbst eine elementare Einführung in dasselbe ebenso nach wie vor dem Erscheinen der It. Rom. ein dringendes Bedürfnis bilde, und zweitens, daß der Mangel an Sorgfalt und an Ausnützung und Übersicht der einschlägigen Literatur das erlaubte Maß doch allzusehr überschreite.

Dem entsprechend war es Aufgabe jener Anzeige, ebensowohl meine ablehnende Beurteilung durch Proben zu erläutern, als auch über die Grundfragen einer unbedingt nötigen Edition (d. i. einer Beschreibung und nicht eines Faksimile) der TP, über die Parallelbehandlung der gewissermaßen eine zweite Rezension der TP darstellenden einschlägigen Partien der Ravennatischen Kosmographie und über die Aufgaben eines sachlichen

[1]) Itineraria Romana, Römische Reisewege an der Hand der Tabula Peutingeriana dargestellt, Fol., LXXVI und 992 Seiten (oder Spalten), mit 317 Kartenskizzen und Textbildern. Stuttgart, Strecker und Schroeder, 1916. — Vorläufiger Preis geb. 24 M.

Kommentars zur TP sowie über die Heranziehung von Behelfen für diesen zu sprechen. Eine fortlaufende Behandlung und Berichtigung des ganzen Millerschen Werkes war überflüssig; sie hätte auch mindestens doppelt oder dreimal soviel Raum und vor allem sehr viel Zeit mehr in Anspruch genommen, als der Verf. aufgewendet hatte. Auch schien es mir passend, einen Teil meiner Bemerkungen in einer für einen anderen Leserkreis zugerichteten Darstellung zu bringen; also Beispiele durchaus verschieden von den in den Gött. Gel. Anz. vorgebrachten, auch aus anderen Kategorien und vor allem so, daß beide Anzeigen einander in wesentlichen Dingen ergänzen. Aus Mangel an Platz muß ich aber in dieser Zeitschrift davon absehen, generelle Fragen zu erörtern; einige von ihnen hatte ich in den Gött. Gel. Anz. berührt, andere freilich und nicht unwichtige Dinge verlangen einen breiteren Raum, als ich hier für sie beanspruchen darf; daß sie weder hier noch in den Gött. Gel. Anz. erwähnt und erörtert werden, würde ich wohl als einen großen Mangel meiner Anzeigen ansehen, wenn Millers Buch sich auf einem erheblich höheren als dem tatsächlichen Niveau befände.

Das ist auch der Grund, weshalb ich z. B. die verfehlte und unübersichtliche Gliederung der Straßenkapitel dieses Buches nicht mit einem Wort weiter berühre und ebenso weshalb ich allen Erörterungen ausweiche, welche in politischer und wirtschaftsgeschichtlicher, in administrativer und baugeschichtlicher sowie in technischer Hinsicht sich aufdrängen. Ich täte also auch m. M. Unrecht, wenn ich bei der Besprechung des über einen Kommentar und eine unsystematische und unvollständige Vergleichung der Daten der TP mit den übrigen Resten antiker Itinerare und mit den Distanzangaben auf den Meilensteinen nicht sich erhebenden Buches auf die großen Zusammenhänge der römischen Wegführungen oder auf die aus den Formularien der Meilensteininschriften zu ziehenden Lehren als wichtige Bestandteile eines Werkes über die It. Rom. hinweisen wollte. Ich lehne insbesondere jede Verantwortung dafür ab, daß ich auch in dieser zweiten Anzeige des Millerschen Buches es vermieden habe, über Kapitel, die M. nicht geschrieben hat, oder über die Anordnung seiner „Strecken“ zu sprechen[1]).

---

[1]) Schließlich wird die Übersicht über die Stellen, an denen irgend eine bestimmte Position in Millers Buch zur Behandlung gelangt, durch die Ortsverzeichnisse am Schlusse des Werkes hergestellt; vielfach freilich (und abgesehen von verschiedenen Inkonsequenzen, Auslassungen und Druckfehlern) nur dann, wenn man genau weiß, wie der Name auf der TP gerade geschrieben erscheint. Die Selbstzitate sind zahlreich; sie würden viel zur Übersichtlichkeit beitragen, wenn Verf. sie praktischer angelegt hätte; z. B. wenn er die Positionen durchnumeriert oder während des Druckes Zitate nach seiner Spaltenzählung hätte eintragen können. Was soll es aber jemandem nützen, wenn z. B. Sp. 592 beim Lemma Apri „Strecke 50“ zitiert wird? Schlägt man die Strecke

Es tut mir aufrichtig leid, daß ich nicht besser über den wissenschaftlichen Wert und die Anlage des Werkes denken kann, das dem Verf. eine Unsumme Arbeit gekostet haben muß, und das tale quale bei größerer Sorgfalt und bei Beschränkung auf das sachlich Zugehörige hätte recht nützlich werden können. Nun aber ist, vielleicht auch deshalb, weil der Verf. seine Arbeit so in Angriff genommen hat, daß sie die Kräfte eines einzelnen übersteigen muß, und weil er die einschlägige Literatur ausreichend einzusehen sei es unterlassen hat, sei es sie überhaupt nicht heranziehen konnte, das ganze Werk für den Geübteren unbrauchbar und inhaltsleer geworden; für den Fernstehenden ist es direkt ein gefährlicher Boden.

Das Urteil des Dr. Fichna in den Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Wien LX (1917) 85 fg., die einzige [1]) mir sonst bisher bekannt gewordene Rezension der It. Rom., hat mich nicht zu einer Änderung dieser Ansicht führen können. Ich glaube vielmehr, daß Dr. Fichna eher den Umfang der Arbeit anzu-

50, so wie es in Ordnung ist, zwischen den Strecken 49 und 51 auf, so findet man dort den Ort nicht; das ist auch nicht weiter zu verwundern, da die Überschrift des betreffenden Kapitels: „von Rom bis Konstantinopel (über Triest, Durazzo und die via Egnatia)" und die Teilüberschrift: „*a*) Via Flaminia von Rom bis Rimini" lautet, = Sp. 300 bis 307; daran schließt sich „*b*) von Rimini bis Fl. Arsia" = Sp. 307 bis 313. Danach beginnt Strecke 51 ff. Man muß sich dann aber schon ordentlich im ganzen Buch umgesehen und den letzten Satz des Kleingedruckten auf S. LXXVI wirklich beachtet haben, um die Fortsetzung zu finden; das ist Sp. 462—471, mit der Überschrift „Strecke 50 (Fortsetzung), Von Rom bis Konstantinopel, *c*) von Arsa über Zengg und Salona bis Durazzo" und zwar zwischen Strecke 73 und 73a eingekeilt. Auch da ist (selbstverständlicher Weise) das Lemma Apros nicht vorhanden; man entdeckt es endlich innerhalb eines Abschnittes, Sp. 516 bis 527, der die Überschrift trägt: „Von Rom bis Konstantinopel, *d*) von Durazzo bis Konstantinopel, via Egnatia". Da man sich also mühsam die Streckenstücke *c* und *d* zu *a* und *b* suchen muß, verliert dieses System zahlreicher Selbstzitate von der Art „s. Strecke 50" jeden Wert. — Übrigens erscheint es gewiß nicht als zweckmäßig, die genannten vier Verbindungen als Teile einer einzigen Strecke zu behandeln; es ist geradezu unbegreiflich, daß nicht jeder Teil seine besondere Nummer erhalten hat.

[1]) Auf eine zweite Besprechung bin ich nach Abschluß des Manuskripts durch die Güte der Schriftleitung dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht worden; sie ist in den Bayer. Blättern für das Gymn.-Schulwesen 1917, 229 ff. veröffentlicht worden und endet in einen herzlichen Glückwunsch an den Verf.: „exactum monumentum si non aere perennius, at certe perenne C. Millero gratulatus est Georg Steinmetz". Aber der Rezensent bemerkt ausdrücklich, eine Kritik liege ihm fern, und er hat aus dem seiner Beobachtung zunächst zugänglichen rätischen Limesgebiete immerhin einige sachliche Bemerkungen angefügt. Eine weitere Erörterung kann ich mir erlassen; aber vielleicht wird es sich nach Verlauf einiger Jahre empfehlen, aus einem Überblick über die inzwischen erscheinenden Besprechungen des vorliegenden Werkes Schlüsse auf den Stand und den Nutzen des gegenwärtigen Rezensionenwesens im allgemeinen zu ziehen.

staunen als von ihrer inneren Güte sich zu überzeugen beeilt hat, und daß das Urteil eines Mannes, der das Itinerarium Antonini als die der TP „scheinbar naheliegendste Quelle" bezeichnet und „den Cippus (?) am Dome (?) von Spalato" zu den Itinerarien rechnet, nicht ausreichend fundiert sein kann. Daher kann ich auch nicht einsehen, daß Millers Arbeit, wie Fichna findet, Dank verdiene: „Es möge erwogen werden, was es heißt, der Lokal- und Detailforschung einen Sammelpunkt, der allgemeinen Kulturgeschichte und Wirtschaftsgeographie einen wichtigen Grundstein geliefert zu haben." Was für eine Anschauung vom gegenwärtigen Stand der kulturgeschichtlichen und wirtschaftsgeographischen Forschungen auf antikem Gebiet setzt dieser Rezensent voraus! Wie viel will er von den Leistungen der Altertumsforschung auf österreichischem Boden würdigen, wenn er schreibt: „Die Dioecesen Italiae und Illyricum werden von unserer Lokalforschung mit großem Interesse begrüßt werden"! Wieviel kann er aufmerksam gelesen haben, wenn er uns zumutet: „Für die Bemeisterung des Stoffes zeugt die lebendige und durchsichtige, auch den Nichtspezialisten ungewöhnlich fesselnde Diktion des Werkes"! Das Sonderbarste aber ist, daß der Kritiker, gleich wie nach einer Prüfung des Kommentars, versichert, daß, wenn auch nicht „bei den größeren Städten", so doch „bei den seltener genannten Plätzen" „Vollständigkeit angestrebt" worden sei.

1. Die via Appia.

Die via Appia, die Königin der Straßen, wie sie (gelegentlich) heißt („Statius silv. II 1, 12"[1]), ist ein Kapitel, für das uns die Quellen reichlicher als für andere Straßen fließen, das außerdem nicht zu große Schwierigkeiten enthält, oft nach verschiedenen Gesichtspunkten behandelt worden ist und endlich auch dem Fernerstehenden bis zu einem gewissen Grade geläufig geworden ist.

Der Überschrift folgt (leider geschieht das nicht gerade oft in diesem Buch) ein Literaturvermerk. Von modernen Büchern werden zwei: Andrae und Tomassetti erwähnt, von antiken Zeugnissen außer dem Hinweis auf Itin. Ant. 107. 108. 111 (warum nicht auch auf die ausführlichere Darstellung im Itin. Hier. 611 fg.?) Prokops Gotenkriege I 14 und Horaz' Satiren I 5; das Buch von Canina wird dann noch irgendwie im Kommentar erwähnt (ohne Titel und Erscheinungsjahr), und zwar ist es dort beim Ausschöpfen der Gelehrsamkeit aus dem Meyerschen Reisehandbuch mit hineingerutscht; das soll nun nicht sagen, daß m. M. nach Miller Caninas Buch nicht wenigstens vom Hörensagen her kenne; aber einerseits braucht, wer nicht mehr als

[1]) Richtiger II 2, 12.

Miller in ein Referat über die via Appia hineinstecken will, Caninas Werk nicht einmal je mit eigenen Augen gesehen zu haben, anderseits kompromittiert die Stelle, an der Miller es nennt. Das eine der beiden von Miller zitierten Bücher, das von P. Andrae (angeblich zwei Bände in dänischer Sprache, 1882/6), habe ich in Wien umsonst gesucht; wenn ich von Millers Arbeitsweise in den It. Rom. eine bessere Meinung hätte behalten dürfen, würde ich unbedenklich annehmen, daß die Zitierung des offenbar in deutschen Bibliotheken nicht leicht aufzutreibenden Buches durch dessen besondere Bedeutung veranlaßt worden sei oder durch seinen besonderen Einfluß auf den Verf.[1]). Das Buch Tomassettis, La Campagna Romana[2]), ist allgemeiner zugänglich und verdient wegen der reichen Materialsammlung sonst manches Lob, besitzt aber keinen wissenschaftlichen Eigenwert; es beschreibt mehr oder minder ausführlich II 3—407 die via Appia und vor allem, was an ihr an Haus- und Grabbauten, Skulpturen und Inschriften gefunden worden ist, bis etwa in die Gegend des Nemi-

[1]) Das Mißtrauen, das um so mehr wuchs, je länger ich mich mit Millers Buch beschäftigen mußte, führte mich noch nachträglich dazu, aus kritischen Besprechungen mich zu informieren. Auf deutschem Boden sind nur wenige Besprechungen von Andräs Buch erschienen; wieder ein Beweis dafür, daß es hier keine Verbreitung gefunden oder auch nur gesucht hat. Aus einer Rezension im Literar. Zentr.-Blatt 1882, 1792 und einer zweiten in Sybels Histor. Zeitschr. LIII (1885) 109 ersah ich, daß das Werk von vornherein auf drei Bände veranschlagt war; aus Sybels Histor. Zeitschr. LXV (1890) 114, daß der dritte Band im Jahre 1889 tatsächlich erschienen ist. Wie konnte das Miller übersehen, wenn er das Buch je in der Hand gehabt hat? Nun aber, und das gibt am meisten zu denken, gelangt Andrä südwärts überhaupt nicht über das Albanergebirge, also nicht einmal soweit wie Tomassetti. Die via Appia selbst interessiert ihn zudem vielleicht noch weniger als den italienischen Gelehrten; sein Buch besteht vielmehr aus „Essais vornehmlich historischen Inhalts"; „bei der Lektüre dieses Essais vergißt man zuweilen, was denn eigentlich der Gegenstand des Verf.s ist". „Alles," sagt Geffroy in der Revue Critique XVIII (1884) 26, „berühren seine Kapitel außer dem durch den Titel bezeichneten Gegenstand." „Der Verf. ist weder Philologe von Fach — noch schreibt er für Fachleute. Es ist anzuerkennen, daß Andrä ein frisch und anregend geschriebenes Buch geliefert hat, dem zu wünschen ist, daß es von den Ungelehrten seiner Landsleute gelesen werde; in Deutschland freilich würde schon der große Umfang des Werkes dem hemmend entgegentreten"; so Lit. Zbl. a. a. O. Also Andrä behandelt Kultur- und Literaturbilder, die dem modernen Träumer beim Begehen eines verhältnismäßig kleinen Stückes der via Appia sich bieten mögen; es spricht überhaupt von allem anderen eher als von der via Appia und zwar in dänischer, also in einer den meisten Deutschen nicht geläufigen Sprache und außerdem in einer deutschem Geschmack fremden Art; und gerade dieses Buch mußte in eine auf bloß zwei Namen reduzierte Auswahl aus der so reichen Literatur über die via Appia aufgenommen werden? Da, meine ich, ist die mildeste Auffassung, welche die Sachlage verstattet, die, daß der Verf. von Andräs Buch (oder vielmehr von dessen beiden ersten Bänden) nichts außer dem Titel in Erfahrung gebracht hat.

[2]) Eingeführt von Miller mit „La Comp. Rom" (so gedruckt!).

sees; es umfaßt also zwar auch vieles anderes, was nicht eigentlich zu dieser Straße gehört, verzeichnet aber jedesfalls doch nur einen recht kleinen Teil des gesamten Zusammenhanges der via Appia; es kümmert sich ferner infolgedessen herzlich wenig um deren Geschichte und ist endlich ohne irgend sichtbaren Einfluß auf Millers Darstellung geblieben. Besser wäre für das Interesse des Lesers vorgesorgt, wenn der Verf. andere, leichter zugängliche und unendlich wichtigere Literatur angegeben oder wenigstens auf die entsprechenden Stellen der Handbücher und auf die Literaturübersicht in Maus Katalog der Bibliothek des Deutschen Archäol. Instituts in Rom I (1914) s. v. hingewiesen hätte, welche Übersicht freilich bloß die unter diesem Schlagwort eingereihten selbständigen Werke und Dissertationen oder Sonderabdrücke der genannten Bibliothek vereinigt und nicht die Zeitschriften und Handbücher exzerpiert, aber doch wenigstens aus diesen Werken und Sonderabdrücken einen Eingang in die zugehörige Literatur eröffnet. Hätte aber der Verf. lieber den Umfang seiner eigenen Literaturbenützung für dieses Kapitel skizzieren wollen, dann hätte er — ich vermeine, ihm mit dieser Bemerkung kein Unrecht zuzufügen — sich beschränken dürfen auf Forbigers Handbuch der alten Geographie, auf Gsell-Fels' Rom und die Campagna (= Meyers Handbücher, Bd. XVI) und auf CIL X und IX; dann wird man freilich fragen dürfen, ob irgend ein Sterblicher auf diesem Feld und mit dieser Aussaat neuen Ertrag sich erhoffen dürfte, ohne Zauber anzuwenden. Ach, der Verf. will auch gar nicht zaubern und strebt, wenn man genauer zusieht, Ergebnisse nicht an, zu denen man auf neuen Wegen gelangen könnte; ja nicht einmal die sicher gewonnenen historischen oder technischen Ergebnisse seiner Vorgänger werden gesammelt. Aber, dächte ich, er hätte diese seine Selbstbeschränkung auf die angeführten drei Bücher dann auch irgendwie andeuten sollen, schon damit der nicht speziell in diesen Fragen geschulte Leser daran gemahnt werde, daß er sich selbst um alle neuere Literatur umsehen müsse und nicht etwa glauben dürfe, daß er in einem 1916 erschienenen Werke auch den bis dahin erreichten Stand des Wissens — und sei es auch nur in den Hauptzügen — verzeichnet zu erwarten ein Recht habe.

So wenig Millers It. Rom. neue Wege und neue Daten erschließen, ebensowenig dürfte man geschickte Gruppierung und übersichtliche Darstellung in ihnen erwarten: also auch nicht z. B. einen geographischen Kommentar zu dem von Miller in der Literaturübersicht angeführten Iter Brundisinum, das gewiß oft genug als Stück der Privatlektüre Unterstützung durch den Klassenlehrer erfordert und das jedesfalls jeder Philologe kennen lernen soll; und über welches Kapitel wird schließlich ein Philologe eher in Millers Buch Belehrung und Anregung als gerade für das Iter Brundisinum suchen? Aber weder Horaz noch

die anderen Zeugnisse kommen bei Miller irgendwie in planmäßiger, geordneter und auch nur halbwegs vollständiger Ausrichtung zur Geltung; dazu kommt die geringe Sorgfalt der Diktion[1]) und der Satzfolge, so daß selbst das einfache Verständnis des Gesagten leidet. So Sp. 334: „es wäre ein leichtes gewesen, das Albanergebirge zu umgehen; ebenso leicht konnten die Paludi Pontini umgangen oder verkürzt werden, die Appia aber führt mitten durch die schlimmste und längste Partie der Sümpfe“. Oder Sp. 333, wo wir durch eine sogenannte „Richtigstellung“ der TP die „unversehrte und natürliche via Traiana“ erhalten; ganz abgesehen davon, daß aus dem der via Traiana eingeräumten Abschnitt der Unterschied zwischen dieser und der appischen Straße niemandem klar werden kann, und daß auch gar nicht der Versuch gemacht wird, ihn klar zu erfassen und festzuhalten; Sp. 373 läßt M. die „apulische“ (= später trajanische) Straße von der appischen bei Aquilonia abzweigen, und er führt sie dann bis Egnatia; Sp. 376 setzt er dann von Egnatia ab die via Appia „jenseits des Adriatischen Meeres als via Egnatia nach Byzanz“ fort. Vgl. Sp. 374 eine einzelne Zeile (etwa als Überschrift eines Absatzes gedacht?): „Via Traiana von Erdoniae bis Barium“; in keinem von beiden Straßenköpfen im Einklang mit den sonstigen Annahmen, Miller eingeschlossen. Endlich stören die immer wiederkehrenden Wiederholungen, gleichviel ob sie das Meritum konstant oder widersprechend geben: Sp. 334 die via App. „13 mp weit geradlinig“ und dann wieder: „von Rom bis Terracina 61 mp weit in schnurgerader Linie hinführend“; beide Ansätze lassen sich immerhin vertreten, aber sie nebeneinander zu stellen vermag man nur bei ziemlich mechanischem Exzerpieren aus verschiedenen Quellen. Oder ebd. über die Fortsetzung der via Appia über Tarent nach Brindisi sagt Verf.: „nach Strabo war dieser Weg für Gefährte besser als der kürzere von Benevent über Apulien nach Brindisi führende“, und Sp. 374: „St. sagt, daß die via Appia zum Fahren bequemer, der apulische Weg aber kürzer und als Reitweg anzusehen sei“; übrigens sagt Strabo tatsächlich VI 3, 7 C 282 fg. (den Zitatnachweis zu suchen überläßt Miller dem Leser, hier wie sonst in der Regel), von den beiden Brindisi mit Rom verbindenden Wegen sei der eine *ἡμιονική*, der andere — die via Appia — *ἁμαξήλατος μᾶλλον*.

Sp. 334 hat die appische Straße nach Strabo (VI 3, 7 C 283) eine Länge von 360 mp (daß diese Länge auch von Plinius Naturg. II 244 bezeugt wird, führt M. nicht an); „wir finden nach den It. für Rom bis Capua 132, Benevent 32, Tarent 158, Brindisi 43, zusammen 365 mp“[2]), und dieselbe Summe errechnet er in einem

---

[1]) Von Fichna (vgl. oben S. 743) so gerühmten Diktion.

[2]) Wen meint Miller mit „wir“? Ist das im stillen Gegensatz zu Mommsen gesagt, dessen Worte CIL IX p. 602 er mit diesem Satz aus-

ausführlichen Überblicke (Sp. 344) über die Stationen der appischen Straße, der in Zahlen und Namen wiederum sich von seinen eigenen Ausführungen unterscheidet[1]), also wohl wieder aus einer anderen Quelle genommen oder zu anderer Zeit verfaßt worden ist.

Niemand wird es dem Verf. verdenken, daß er Sp. 334 Mommsen in Ansetzung jener *villa Trivici* folgt, in der Horaz einmal genächtigt hat[2]); es würde nicht geschadet haben, wenn Miller hier auf Mommsen verwiesen und dann aber auch angegeben hätte, warum er gerade bei diesem Ansatz in einem wichtigen Punkt (Aeclanum) von Mommsen abgewichen ist; das erweckt Zweifel, ob nicht ein unfreiwilliges Übersehen des Verf.s vorliege. Die nächste Station des Horaz ist nach Miller „Ausculum (Hor. Sat. I 5)"; aber der Name steht nicht bei Horaz, sondern das ist eine von Mommsen nach dem Vorgang Früherer vorgeschlagene Erklärung der Verse 87 fg. *mansuri oppidulo, quod versu dicere non est, signis perfacile est.* Sp. 374 läßt Miller Horaz „von Aquilonia über Erdona und Canusio[3]) reisen; doch klagt er, nachdem er die Appia in Aquilonia verlassen hat, über schlechten Fahrweg"; aber weder stehen Aquilonia und Herdoniae im Iter Brund. — der Dichter braucht sie ja auch gar nicht passiert zu haben — noch macht Miller richtig jenes Wegstück namhaft, über dessen Zustand Horaz klagt; dieses Stück liegt vielmehr, wie die Worte des Dichters zeigen, um eine Tagreise weiter, auf den Strecken von Canusium nach Rubi und von dort weiter nach Barium.

Überhaupt bemüht sich der Verf. nicht, ein Muster von Genauigkeit und Zuverlässigkeit aufzustellen. So lesen wir ebenda Sp. 334, daß die Herstellung des Straßenstückes Beneventum—Aeclanum im Jahre 123 die Anrainer 569.100, den Kaiser Hadrian 114.700 „Sesterzien" gekostet habe; abgesehen davon, daß die

schreibt, nur daß Mommsen das letzte Teilstück (entsprechend dem It. Ant.) mit 44 und somit die ganze appische Straße mit 366 Meilen veranschlagt?

[1]) Unter den Stationen (nämlich: antiken Stationen) dieses Überblicks sei noch besonders auf das (auf Sinuessa folgende) „Montragone" hingewiesen (aber das ist ein moderner Name, Sinuessa ist heute Rocca di Mondragone!), und auf „Pontem Campani" (gemeint ist der *pons Campanus;* „der Name kündet klärlich die Grenze der alten campanischen Feldmark an", Nissen Ital. Landeskunde II 554; der Name *ponte Campanii* in der Ravenn. Geogr. p. 277 ist offenbar durch einen Kopisten verschrieben oder verlesen aus *ad ponte Campana,* wie es genau so auch die TP hat).

[2]) Trevicum, wie Miller regelmäßig (so auch Sp. 342) schreibt.

[3]) Erdona Druckfehler, entweder statt des modernen Ordona oder des antiken Erdonia (Herdonia); Canusio im Ablativ aus den Itinerarien herübergenommen, nach meinem Empfinden ein Barbarismus; vgl. dazu unten S. 753, Anm. 1.

Sesterzien besser in Sesterzen zu verwandeln sind, hat der Kaiser nach dem vorliegenden inschriftlichen Zeugnis CIL IX 6075 (vgl. 6072) vielmehr (etwa) das Zehnfache dieser Summe gezahlt.

Ebenda spricht der Verf. von „der ältesten Inschrift" im Territorium von Aeclanum CIL IX 6073, offenbar weil er sowie der Herausgeber in ihr eine Meilensäule erkennen will. Die dreizeilige Inschrift der Säule (oder des Säulenstumpfes) ist von Heinrich Dressel, also gewiß mit aller erdenklichen Genauigkeit, abgeschrieben worden und lautet *M. Aemiliu M. f. Lepidus, co(n)s(ul)*. Mommsen bemerkt dazu, daß theoretisch u. a. die Konsuln des Jahres 232, 187 (= 175), 46 (= 42) möglich seien, findet es aber nicht einmal der Mühe wert, die beiden älteren von vornherein auszuschließen; wäre die Inschrift archaisch, dann hätte Dressel das auch ausdrücklich an Mommsen mitgeteilt. Daraus macht Miller nun folgendes: „Diese Inschrift kann schon aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. stammen, doch sind die Namen der Konsuln nicht ganz sicher"; wo mag nur der andere Konsul stecken?

Ärgerlicher ist, daß der Verf. die Distanzangaben von Meilensteinen mit der Nennung des Ausgangspunktes verbindet, auch wenn dieser auf der Meilensäule nicht erhalten oder überhaupt nie genannt war. Ein Beispiel genüge für zahllose: (Sp. 334) „Jenseits Benevent folgt noch ein Stein mit der Entfernung 172 a. u. (so gedruckt, gemeint ist wohl *ab Urbe*), 8 a Benevento, ferner a Venosa 10"; Zitate gibt Verf. nicht, treu seiner Gewohnheit. Die beiden ersten Zahlen nun finden sich auf der Meilensäule CIL IX 6072: zu Anfang der Inschrift *VIII*, am Schlusse *CLXXII* ohne irgend einen Zusatz; die Ausgangspunkte sind richtig, und es wäre jede weitere kritische Bemerkung überflüssig, wenn der Verf. die erklärenden Zusätze in deutscher und nicht in lateinischer Sprache gegeben hätte. Die dritte Distanz steht auf einem von den Mitgliedern der ersten Tetrarchie gesetzten Stein 6064, in deren beiden letzten Zeilen die Reste *PASS*
X abgeschrieben worden sind; Mommsen ergänzt *pass(uum)* [*m(ilia)*] *X*.... und bezieht (offenbar richtig) den Stein auf die von Maximian geschaffene via Herculia; der Ausgangspunkt der Zählung und infolgedessen auch die Herstellung der Zahl ist ungewiß, die Angabe Millers *a Venosa* (welcher Sprache soll das angehören?) somit ungehörig. . Miller kommt noch einmal (Sp. 377) auf denselben Stein zu sprechen und schreibt dort: „10 oder 11 Meilen *a Venosa*"; ich frage, woher kommt er jetzt auf die Zahl 11? Übrigens steht die hier angeführte Inschrift zusammen mit zwei anderen auf demselben Stein, nämlich mit einer des Kaisers Maximus und seines Sohnes Victor (aus den Jahren 383 bis 388) und mit einer des Kaisers Theodosius und seiner Söhne (aus den Jahren 393 bis 395), also ist der Meilenstein wie so viele andere bei späteren Wegherstellungen wieder

verwendet worden; daraus macht Miller Sp. 377 „drei Steine, von denselben Kaisern“ (n. Diocletian und Maximian). Und, wie man sieht, verwendet Miller obendrein denselben Stein als Zeugnis für zwei verschiedene Straßen.

Mitunter kann man mit dem Verf. gar nicht rechten; so ganz und gar begibt er sich dann anscheinend alles Nachdenkens. Sp. 336 zählt er die zwischen Forum Appi und Terracina gefundenen Meilensteine auf, sehr viel ausführlicher als er derlei sonst zu tun pflegt. Es sind 6 oder 7 Posten, deren Kontrolle mir große Schwierigkeiten bereitet; was sollen nun die vielen beginnen, die sich nicht langjährige Übung im Benützen des CIL erworben haben? Den Anfang machen Meilensteine „in Suesaruntia, Ponte Campanii mit Entfernung 44“; CIL hat aber einen einzigen Stein an der appischen Straße mit der Entfernung 44, X 6828, den Kircher im Laufe des 17. Jahrhunderts „in paludibus Pomptinis“ gesehen hat; woher hat Miller seine ganz unwahrscheinlich klingenden Ortsnamen genommen? Die Entfernung „in Terrazina mit 54 (und 10 von ad Medias)“, wie sie Miller ausschreibt, kann sich nur auf X 6839 beziehen; das ist ein Stein, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Terracina abgeschrieben worden ist, der aber nicht dort gefunden worden sein kann, wie man gleich sehen wird. Es trägt nämlich der sehr alte Meilenstein CIL X 6838 (dazu S. 1019) = Eph. ep. VIII 676 [1]) = 900, der in Mesa aufbewahrt ist, die Distanzzahlen 53 und 10. Ferner zeigen drei Meilensteine dieser Gegend aus dem Jahre 110 n. Chr. und zwar

Standort Mesa	CIL X 6833	die Zahlen	48	und	5
Fundort S. Giacomo	6835	„ „	49	„	6
Standort Terracina	6839	„ „	53 [2])	„	10;

also alle drei den gleichen Unterschied zwischen beiden Distanzangaben um 43 Millien, d. h. um die Entfernung Roms von Forum Appi. Somit ist ‚10‘ der Inschrift 6839 nicht von ad Medias, sondern von Forum Appi aus zu zählen, und, was Mommsen schon längst erkannt und Miller jetzt übersehen hat, nach dem Decennovium gerechnet. Also ist auch unzulässig, Mesa als Fundort der beiden Steine 48—5 und (archaisch) 53—10 anzusehen. Den hier mehrfach angeführten archaischen Meilenweiser hat der Verf. in einem anderen Absatz, also getrennt, angeführt; dort sagt er: „er soll die Mitte der Pomptinischen Sümpfe bezeichnen, was freilich nicht streng zu nehmen wäre“. Dieser Satz mit einer Art Kritik, die stark an die eines Aelian erinnert, sollte sich aber nicht auf den Meilenstein, sondern auf den Stationsnamen

[1]) Das ist (nebenbei bemerkt) ein Band, den Miller sonst nicht herangezogen zu haben scheint. Die große Zahl der in ihm abgedruckten Meilensteine aus Sardinien hat er in seinem Kapitel über die Straßenzüge dieser Insel nicht benützt.

[2]) Die Zahl 54 bei Miller geht auf ein Versehen zurück.

beziehen. — Womöglich noch flacher oder flüchtiger ist der Verf. im ersten Absatz derselben Spalte verfahren. Dort wird ein Stein mit der Zahl 42 aus Ponte Sisto angeführt. Der Stein steht heute noch an seinem antiken Standort, ungefähr 2 Millien von Ponte Sisto.

Es fehlt dem Verf. entweder die für derlei Arbeiten nötige Routine im Gebrauch des CIL und des epigraphischen Materials oder die Geduld. Wir lesen Sp. 374: „Bei Ruvo und Terlizzi heißt die Straße heute noch Via Traiana". Das beweist aber nichts für die Kontinuität des antiken Namens. Nur wenn auch mittelalterliche Quellen dafür vorhanden sein sollten, könnte oder müßte man unter Umständen die Kontinuität des antiken Namens als erwiesen ansehen. Der Verf. fährt fort: „Die Marmortafel in Neritum ist der Grabstein eines *curator viae Traianae*". Der Satz klingt so merkwürdig, daß ich die betreffende Inschrift im CIL IX nachschlagen wollte. Mein Suchen war zunächst erfolglos, bis mir einfiel, die falschen Inschriften des nämlichen Bandes zu Rate zu ziehen. Und dort fand ich sie tatsächlich unter n. 4*! „In Auximum," so fährt Verf. fort, „ist die Inschrift eines *curator viarum trium Traianarum* CIL IX 5833". Die *tres Traianae* haben aber gar nichts mit der Apulien durchziehenden Parallelstraße zur via Appia zu tun. Das beweist eine Zusammenstellung der beiden hieher gehörigen Inschriften (denn die von Osimo ist nicht die einzige ihrer Art)

CIL IX 5833 *cur(ator) viar(um) Clodiae Anniae Cassiae Ciminae*
CIL III 7394 *curat. viae Clodiae Cassiae Ciminae*
trium Traianarum et Amerinae
trium Traianar.

— von dem verstümmelten dritten Beispiel CIL II 1532, vgl. 5371, sieht man bei dem gegenwärtigen Fall besser ab — mit den von Mommsen, Röm. Staatsrecht II³ 1078, 1 und 1030, 3 oder von Ruggiero im Dizionario Epigrafico II 1332 fg. gesammelten Zeugnissen für die großen Straßenadministrationen in Italien während der Kaiserzeit. Diese Dinge und die analogen Vereinigungen von Straßenadministrationen und Alimentarpräfekturen muß eben jeder kennen, der sich über das römische Straßennetz in Italien äußern will, und wer unter einem gewissen Niveau allgemeiner Kenntnisse der römischen Verwaltung sich zu befinden glaubt, wird gut tun, nur in Kooperation mit einem in dieser Richtung Erfahreneren das römische Straßenwesen, einen überaus wichtigen und umfangreichen Teil des römischen Verwaltungswesens, zu behandeln; nur örtlich zusammengehörige Straßen, oder wie das gelegentlich bezeichnet wird *cohaerentes*[1]), können zu einem

[1]) CIL XI 6338 = Dessau 1187 (vgl. dessen Anm. 2) *cur. viar. et praef. aliment. Clodiae et cohaerent.*, also (nur kürzer ausgedrückt) derselbe Verwaltungskreis, wie der 18 Zeilen weiter oben angedeu-

Wegbezirk, zu einer Wegdirektion zusammengelegt werden. Sah sich der Verf. wirklich genötigt, inschriftliche Beispiele der Nennung der *via Traiana*, NB. der für ihn hier wichtigen *Traiana*, zu bringen, so brauchte er doch bloß aus dem vorhandenen Material das auch von ihm (anderwärts, Sp. 377) zitierte aus Sarmizegetusa in Dacien (CIL III 1456 = Dessau 1371) eines *curator ad popul(um)* [1]) *vi[ar.] Traianae et **Aureliae** Aeclanensis* anzuführen; dieses läßt die *via Traiana* ohne weiteres mit einer *Aeclanum* berührenden (von der *Aurelia* wissen wir vorläufig sonst nichts) sich zu einer administrativen Einheit zusammenschließen.

Noch einen Augenblick muß ich hier verweilen, um Nebensächliches anzubringen: aber, bitte, weder um zu kritteln (denn das wäre Bosheit oder Mutwillen, und ich glaube, mich von beiden frei zu wissen) noch um den betreffenden Abschnitt des Millerschen Werkes nach Kräften gebrauchsfertig und angriffsfrei zu gestalten (denn wer vermöchte das zu leisten, ohne ihn neu auszuarbeiten?), sondern bloß um weniger Geübte vor vertrauensseliger Benützung des Millerschen Buches dadurch zu warnen, daß ich immer wieder zeige, wie viele Fehler und Unterlassungen auf engstem Gebiete beisammen konstatiert werden können. Miller führt für „die inschriftlich zweimal genannte *via Aurelia Aeclanensis*“ [2]) die eben genannte Inschrift III 1456 und IX 1126 an. Mommsen hat darauf hingewiesen, daß in der ersteren der Einschub der Kopula *et* zwischen den Wörtern *Aurelia* und *Aeclanensis* möglich sei; und wenn er auch später IX p. 601 sich wieder geneigt zeigte, auf diesen Einschub zu verzichten, so ist mit seinem Verzicht die Diskutierbarkeit des (in weitem Umfang angenommenen) Einschubs nicht erledigt, und in einem Handbuch der It. Rom. muss m. M. diese Diskussion ausgewiesen werden. Ferner steht in der zweiten Inschrift nicht, was Miller ausschreibt, ein *curator viarum Traianae et Aurel.*; vielmehr hat Mommsen ein Bruchstück einer Ehreninschrift, deren Zeilenlänge nicht einmal annähernd feststeht, aus einem halben *C* am Ende des einen Zeilenrestes und den Buchstaben *REL* zu Beginn des folgenden Zeilenrestes zu dieser Lesung ergänzt; das ist gewiß ein geradezu bestechendes Beispiel Mommsenscher Erudition und Kombination;

---

tete Bezirk. Nur ein anderer Name für dieselbe Sache ist (CIL VI 31.338 a = Dessau 452) *Annia cum ramulis.*

[1]) Zur Erklärung vgl. Hirschfeld Verwaltungsbeamten 208, 1.

[2]) Hingegen hätte sich entschieden mehr empfohlen, wenn der Verf. an einer anderen Stelle (Sp. 341) eine noch ältere Lesung und Deutung derselben Inschrift (vgl. gegen sie Mommsen CIL IX p. 99 Anm.) zugunsten einer angeblichen *col. Aeclanensis* oder *-ium — Traiana et Aurelia* unterdrückt hätte; was Verf. als Zeugnis dazufügt, „Iss.“ [so ohne genaueres Zitat], kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß immer nur ein und derselbe Inschrifttext (nicht vom Verf., sondern von seinen Vorgängern) gemeint ist.

aber selbst Mommsen hat niemanden für verpflichtet gehalten, diese Ergänzung zu glauben, und er verschweigt sie IX p. 601. Noch weniger hat also ein anderer das Recht, sie anders denn als eine Ergänzung vorzutragen und zu verwenden; selbst dann nicht, wenn er eine neue Stütze dieser Interpretation gefunden haben sollte, was bei Miller nicht der Fall ist, wenigstens in keiner Weise angedeutet wird.

Aber, um zum eigentlichen Stoff dieses Abschnittes zurückzukehren, zur via Appia, so verwendet Miller anderthalb Spalten auf eine allgemeine Einleitung und ein paar Spalten mehr auf seine Kommentierung der an ihr gelegenen Itinerarstationen und an ihr gefundenen Meilensteine. Ein so geringes Ausmaß für die Einleitung zu einem so wichtigen und anerkanntermaßen nach eingehender Behandlung lechzenden Gegenstand, für dessen Behandlung Beloch in seinem geistreichen Buche über Kampanien und vor allen Heinrich Nissen an mehreren Stellen seiner Ital. Landeskunde beachtenswerte Winke gegeben haben, könnte auch dann nicht ausreichen, wenn der Verf. besser mit ihm haushielte, als ihm beliebt hat.

Was er gibt, sind lose zusammengetragene Sätze oder Absätze, nirgend ausreichend unterrichtend[1]), ohne Würdigung der technischen Probleme oder (was damit zusammenhängt) Schilderung der von der Straße durchzogenen Landschaft, ohne Beurteilung der technischen Leistungen und Darstellung ihrer geschichtlichen Abfolge, selbst ohne Erwähnung der technischen Einrichtungen und z. B. des Decennovium[2]), ohne selbst auch nur eine rationelle Beschreibung und Vermessung des Straßenkörpers, ohne ferner eine Zusammenstellung und Kritik der antiken Zeugnisse über Ausgestaltung, Ausdehnung und Nomenklatur der via Appia u. a. Keinen Ersatz einer ordentlichen Beschreibung bilden verschiedene gleichsam hineingeschneite Bemerkungen wie Sp. 334, daß die via Appia mit polygonalen Lavablöcken von diesen und diesen Abmessungen und dem und jenem Gewicht eingedeckt worden sei; „sie (n. die Lavablöcke) stammen aus dem Albanerberge“, und dazu Sp. 333: „a. 285

[1]) So wird als Zeuge für die Schaffung der Anlage bloß Livius IX 29 angeführt, kein einziges der sonst vorhandenen Zeugnisse berührt. Die betreffende Livius-Stelle (die Censur des Jahres 312 v. Chr. habe ihren hauptsächlichen Ruhm aus den beiden Tatsachen bezogen, *quod viam munivit et aquam in urbem induxit*) bietet nicht um ein Wort mehr als das Elogium vom Augustus-Forum, das zur Ehrung des großen Mannes der Vorzeit in knappster Form bemerkt: *in censura viam Appiam stravit et aquam in urbem adduxit.* Der Hauptbericht Diodors XX 36 und das wichtige Zeugnis des Frontinus De aquis I 5 bleiben unerwähnt.

[2]) Das doch dem Verständnis der Kanalfahrt im *Iter Brundisinum* zugute gekommen wäre (vgl. S. 749).

v. Chr. von Rom bis Bobillae[1]) gepflastert"; eigentlich stehen beide Sätze untereinander im Widerspruch, und außerdem ist der zweite, so wie er hier steht, nicht richtig, sowohl in Ansehung des Jahres als der Ausdehnung der Begebenheit; denn Livius berichtet die Pflasterung des Bürgersteiges vom Anfang der appischen Straße bis zum *clivus Martis* für das Jahr 296 v. Chr. *saxo quadrato*, d. h. also für eine Strecke von rund 2 *km* oder wenig mehr; drei Jahre später folgt (Liv. X 47) die Fortführung der Pflasterarbeiten bis Bovillae, *silice*, also etwa bis 17 *km* von Rom; über 100 Jahre später, im Jahre 189 v. Chr., wird das Anfangsstück der Straße bis zum Marstempel *silice* zu pflastern angeordnet (Liv. XXXVIII 28). Ich will nicht fragen, ob die Stadtchronik bis dahin uns auch wirklich lückenlos für die Pflasterung der appischen Straße erhalten ist und ob wir die erhaltenen Notizen richtig erfaßt haben. Aus CIL X 6824, einer Meileninschrift aus dem Anfang der Regierung Traians, erfahren wir, daß Nerva *viam a Tripontio ad Forum Appi ex glarea silice sternendam . . incohavit*, und daß Traian diese Arbeit *consummavit;* das übersetzt Hülsen, dessen Artikel über die appische Straße in Pauly-Wissowas R.-E. (II 239) der Verf. genau so unbenützt gelassen hat wie die ganze übrige Real-Enzyklopädie, so, daß, wie er schreibt, „die Strecke in den Sümpfen von Tripontium nach Forum Appi erst durch Nerva und Traian Steinpflaster an Stelle der früheren Beschotterung erhalten habe". Aber Miller lehrt, wie gesagt, daß die via Appia im Jahre 285 v. Chr. von Rom bis Bovillae ein Steinpflaster erhalten habe, und weiter ganz allgemein, daß das Pflaster der via Appia so und so ausgesehen habe und vom Albanerberg geholt worden sei. Zitate werden nicht beigebracht. Es ist also auch eine weitere Auseinandersetzung mit dem Verf. nicht möglich. Ein Auseinandersetzen wird auch noch dadurch besonders erschwert, daß, wie bereits angedeutet, die Gedanken nicht ordentlich disponiert sind und man also immer wieder im unklaren ist, ob der Verf. die ganze (alte) via Appia oder bloß einen Abschnitt meine.

Wie wenig klar der Verf. seine Sätze formt, mag die Einleitung des letzten Absatzes auf Sp. 333 zeigen: „Das Prinzip der Geradlinigkeit, welches bis zum 1. Jahrhundert n. Chr. oder genauer bis zirka 100 n. Chr. bei den Römerstraßen eine Hauptrolle spielt, war durch die pomptinischen Sümpfe nahegelegt". Ist mit „Römerstraßen" die via Appia gemeint? Was soll das angegebene Enddatum? Was soll überhaupt durch den ganzen Satz ausgedrückt werden? Wie kann die Geradlinigkeit durch die

[1]) Der Verf. wählt barbarische und verhunzte Namensformen der Itinerarorte, insbesondere gern die *casus obliqui*, die innerhalb eines antiken Itinerars oder in der Legendenliteratur erklärlich, in jeder anderen Diktion aber ungehörig sind; er erfindet anscheinend sogar noch besondere.

pomptinischen Sümpfe „nahegelegt" gewesen sein, wenn, wie im selben Absatz zu lesen ist, die Sümpfe auch umgangen oder auf kürzerer Strecke (doch offenbar durch Knickung oder durch Wahl einer weniger langen Durchzugslinie[1]) durchschnitten werden konnten? Übrigens, meine ich, ist „das Prinzip der Geradlinigkeit" eigentlich für alle Kunststraßen maßgebend; nur ist immer wieder die Frage, wie weit der Stand der Technik und die Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Transportmittel die strenge Durchführung der geraden Linie ermöglichen.

[1]) Vgl. die oben S. 746 zitierte Stelle aus Millers Buch Sp. 334.

(Fortsetzung und Schluß folgt.)

Wien. Dr. Wilhelm Kubitschek.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Otto Weinreich, Triskaidekadische Studien. Band XVI, Heft 1, der religionsgeschichtlichen Versuche und Vorarbeiten. Giessen 1916, A. Töpelmann VII und 124. S.

Der Verfasser der Abhandlung über die lykischen Zwölfgötterreliefs (Sitzb. der Heidelb. Akad. phil. hist. Kl. 1913, 5. Abhdl.) hat in diesem Buche teils Nachträge zu seinen Studien über den 13. Gott gegeben, teils weit über den Rahmen der Antike hinaus Beispiele gesammelt, in denen zu einer sakralen oder legendären Zwölfergruppe ein Dreizehnter hinzutritt. Für diesen Teil, der Stoff aus der altfriesischen Sage, Selma Lagerlöfs Gösta Berling sowie aus der deutschen Mystik holt, erkläre ich mich gerne als zu jeder Kritik unberufen. Was die Antike anlangt, bringt W. zuerst (S. 1—2) die Widmungsinschrift eines koischen Temenos der Zwölfgötter und des einheimischen Heros Charmylos (Paton-Hicks Inscriptions of Cos 349). Dann folgt ein außerordentlich ergebnisreicher Abschnitt über Konstantin d. Gr. als dreizehnten Apostel und die religionsgeschichtliche Tendenz seiner Grabeskirche (S. 3—14). Ohne Zweifel hat W. uns die Absicht, in der Kaiser Konstantin sein Grabmal errichtete, deutlicher gemacht. Wir verstehen erst jetzt, daß für Konstantin der Gedanke des 13. Gottes leitend war, als er das heidnische Zwölfgötterheiligtum durch seine Apostelkirche ersetzte und diese Idee des paganen Kaiserkultes benützte, um in der christlichen Kirche als Divus weiterzuleben. Den Bau, in dem Konstantin am Ehrenplatze inmitten der Apostelkenotaphe ruhte, sieht W. Heisenbergs Darlegungen (Grabeskirche und Apostelkirche II S. 100 ff.) folgend in der kleinen Rotunde, die erst einen Anbau der konstantinischen, später der justinianischen Kirche bildete. Es ist hier nicht der Platz, meine Bedenken gegen diese Annahme zu wiederholen (vgl. Jahreshefte des österr. arch. Institutes XVI 1913, S. 212 ff.), doch will ich kurz noch darauf hinweisen, daß aus der Kapitelüberschrift zu Eusebius vita Const, IV 60 (μνημεῖον εἰς ταφὴν ἑαυτῷ προσῳκοδόμησεν) kein zwingender Schluß abgeleitet werden darf, weil diese später geschriebene Notiz auch spätere Verhältnisse bereits für die konstantinische Zeit vorausnehmen kann (vgl. Heikel Bd. I der Berliner Ausgabe, S. CIII). Ferner bleibt für den Archäologen, der die Verse Gregors von

Nazianz über die Apostelkirche (Migne PG 37 col. 1258 v. 55 ff.) für echt nimmt und an der kreuzförmigen nur aus dem Grabbau herzuleitenden Anlage dieser Kirche festhält, immer die Schwierigkeit, daß die prunkvolle Grabkirche die Apostelgräber nicht enthalten und ursprünglich von der kleinen Rotunde den Namen bekommen haben sollte.

Unter Kapitel III, keltische Triskaidekaden, hat W. die Darstellung der widderköpfigen Schlange auf dem Altare von Savigny les Beaune (Ésperandieu, basreliefs III 2067) mit der Erklärung S. Reinachs (Revue arch. IV. Serie, Bd. XXII/2, S. 281) aufgenommen. Doch macht schon die Deutung der weinenden Gestalt (Ésperandieu S. 167, 8) als Vesta Schwierigkeiten, den Kreis der 12 *dii consentes* zu schließen, so bleibt die Annahme, die widderköpfige Schlange sei das Bild einer selbständigen Gottheit und Mittelpunkt und Führer der Göttergruppe, berechtigten Zweifeln unterlegen. Der Altar von Savigny les Beaune bildet so keinen sicheren Beweis für eine keltische Göttertriskaidekade. Wohl aber verdient W. besonderen Dank dafür, daß er die weit verstreute Literatur über Cenn Cruaich und die 12 Steinidole der irischen Kultstätte mag slecht mustergültig gesammelt und zugänglich gemacht hat.

Von den fünf Exkursen (S. 68—78) beschäftigt sich der erste mit den zwei Gemmen, die Dölger ΙΧΘΥΣ S. 322 ff. ausführlich behandelt und ins 5. nachchristliche Jahrhundert datiert. Die eine davon — nach Dölger ein Erzeugnis des syrischen Kunsthandwerkes — möchte W. bezüglich des Stils als eine Art Vorstufe der von ihm Lyk. Reliefs S. 26 erwähnten Silberschale ansehen. Exkurs II enthält Nachträge zur Liste Ἀγρεῖς Lyk. Rel. S. 15 ff., Exkurs V Beispiele für Fälle, wo eine im Inhalt gegebene Vielheit die äußere formale Gliederung bedingt, z. B. 3 Götter — 3 Distichen usw. — Eine Studie über die Siebenzahl in Varros Imagines und der Antike überhaupt, bei Stefan George und Dante ist als Anhang I hinzugefügt, Fritz Weege hat den Anhang II als Vorläufer einer ausführlichen Arbeit über die Zahl 13 im altitalischen Volksglauben beigesteuert und darin hauptsächlich süditalische Grabinventare mit 13 Beigaben (Terrakotten, Tongefäße) zusammengestellt. W.s Darstellungsgabe und die Vielseitigkeit des von ihm gesammelten Materials empfehlen das Buch einem weiteren Leserkreise.

Wien. Rudolf Egger.

Hermann Sigg, Die Aktionsart des Hauptspielers und der Nebenpersonen in den Sophokleischen Dramen, dargestellt am Oidipus Tyrannos. Inaug. Diss. Solothurn, Vogt-Schild, 1916. 156 S.

Durch Analyse der einzelnen Szenen des Oed. Tyr. will die Abhandlung — ein neuer Beitrag zur Technik des Sophokles — feststellen, ob die Personen der Tragödie die von H. Deckinger

gezeichnete Eigenart des Charakters und Verhaltens: geringe Zugänglichkeit für fremde Einflüsse, außerordentliche Spontaneität und fast vollständiges Fehlen seelischer Konflikte wirklich zeigen und wie sie aufeinander reagieren. Nach zwölf Gesichtspunkten, die der Verf. aus eigener Beobachtung gewonnen hat, werden Prologos, Epeisodia und Exodos — die Parodos und alle Stasima kommen naturgemäß nicht in Betracht — einer sorgfältigen Analyse unterzogen, als deren Ergebnis S. 97 ff. festgestellt wird: Der Hauptspieler (Oedipus), der fast immer auf der Bühne gegenwärtig ist, zeigt sich in der Beständigkeit und Gleichartigkeit seines Willenszieles, in seiner fast völligen Unbeeinflußbarkeit den Nebenpersonen weit überlegen, ist der einzige eigentliche Spieler; wo er nachgibt (V. 513—677: Absehen von der Bestrafung Kreons), ist sein Nachgeben vom Verf. mit Rücksichten des Dichters glaubhaft begründet (S. 123); Willenswendung liegt bei ihm keine vor, wohl aber eine gewaltige Charakterentwicklung; er allein zeigt, was seine Gefühle betrifft, „zwei Kontrastfarben in einem Hauptcharakter" (Freytag); er ist von allen Personen im größten Irrtum befangen, sein Tun ist immer erfolgreich, er lenkt nach eigenem Willen die Handlung. Die Nebenpersonen vermögen ihn nur zum Teil — die Gegenspieler überhaupt nicht — wirksam zu beeinflussen; sie machen selbst Willenswendungen mit, äußern ihre Gefühle nur eindeutig gegenüber dem Hauptspieler, erreichen ihren Zweck nur, wenn er mit den Absichten jenes in gleicher Richtung liegt, führen nur unwillentlich entscheidende Wendungen herbei, ja, sie sind sozusagen nur des Hauptspielers wegen da. Jokaste, die Trägerin der wichtigsten Rolle unter den Nebenpersonen, macht z. T. die Aktionsart des Hauptspielers mit (Selbständigkeit und Beständigkeit im Willensziel), z. T. ist sie durchaus als Nebenperson gekennzeichnet.

Die gut geschriebene Abhandlung weiß die Ansichten des Verf.s glaubhaft vorzubringen; gut ist die Erklärung der Teiresiasszene im Gegensatz zu Bruhn und Müller (S. 13 f.), ebenso die Deutung des Verhaltens Kreons in der Exodos (S. 91 f.); mit Recht macht S. die Athetese der Verse 1524—1530 (Ritter und Mayerhoefer) seiner Darstellung der Aktion des Hauptspielers dienstbar. Zu der Frage, ob der „König Oedipus" eine Schicksalstragödie ist oder nicht (S. 124 f.), sowie zum Probleme der tragischen Schuld des Oedipus (S. 130 ff.) — der Verf. neigt mit Recht in beiden Fällen einer verneinenden Auffassung zu — hätte entschiedener Stellung genommen werden können. Unangenehm fällt in einer Abhandlung, die an Zitaten so reich ist, das wiederholte Ausschreiben der gleichen Belegstelle auf, z. B. S. 42, 47 und 48 (der Bemerkung Bruhns zu V. 861), wo zweimal die sinnlose Variante „irgendwo" wiederkehrt. S. 153, Z. 20 v. o. muß es natürlich „Oedipus Tyrannos" heißen.

In den Schlußbetrachtungen bespricht S. u. a. auch kurz die übrigen Sophokleischen Dramen; im „Aias" und in der „Antigone" übernehmen Teukros beziehungsweise Kreon eine Zeitlang die Hauptspielerfunktion, im „Oedipus auf Kolonos" „arbeitet der Held nicht mehr aus eigener Kraft", daher die Trübung seiner Aktion; im „Philoktet" und in den „Trachinierinnen" treten Neoptolemos beziehungsweise Deianeira ohne die Aktion des Hauptspielers doch in bedeutsamen Rollen auf. Sophokles ist also in den drei letztgenannten späten Dramen von dem früheren Typus abgewichen; S. denkt an Beeinflussung von seiten des Euripides, die ja in anderer Hinsicht nicht zu bezweifeln ist. — Wie die nachgewiesene Aktionsart auch ein Mitgrund für die große Produktivität des Sophokles sein sollte (S. 156), ist dem Rez. nicht recht ersichtlich.

Wien. Dr. Franz Hornstein.

Le Roux Theodor, De Richardo Bentleio atque de ratione eius critica. Amsterdamer Inauguraldissertation. Amsterdam 1916, Swets und Zeitlinger. 60 S.

Die vorliegende Dissertation gibt in Kap. I einen sehr knappen Überblick über die literarischen Strömungen der Zeit, der Bentley angehörte, und die Einwirkung des großen Engländers auf die holländischen Philologen; in Kap. II wird in gedrängter Kürze das Leben Bentleys geschildert; Kap. III handelt von der berühmten Horazausgabe und den folgenden Werken Bentleys. Es werden der ersteren Vorzüge, aber auch Fehler hervorgehoben. Als *proprietates ingenii* des Verf.s erscheinen Le Roux: *arrogantia, nimia fiducia, studium argutiarum.* Das seien die Folgen seines Lebensganges und der Erfolge seiner früheren Werke. Über seine Bedeutung für die Textkritik lautet sein Urteil: *Ubi textus corruptus est, Bentleius eminet; ubi textus est sanus, similis est medico illo* (soll heißen *illi*) *qui domum non redeat, nisi sanis hominibus medicamentum praescripserit* (S. 19).

Nach dieser nichts Neues bietenden Einleitung folgt der Hauptteil der Abhandlung Kap. IV: *De erroribus Bentlei propriis, qui fuerunt causae multarum correctionum textus Horatii* (S. 20—60), in dessen acht Paragraphen folgendes ausgeführt wird: B. kennt die Handschriften und ihren Wert zu wenig; er hat sich auch nie sonderliche Mühe gegeben, sie kennen zu lernen. So erklärt es sich, daß er an vielen Stellen die handschriftliche Überlieferung verkehrt behandelt. An nicht minder zahlreichen Stellen irrt er dadurch, daß er in seinem Rationalismus den Horaztext wörtlich auffaßt oder was Horaz will, gar nicht versteht oder nicht verstehen will. Zum Konjizieren treibt ihn vielfach bloß seine Neuerungssucht; es

kommt vor, daß er den überlieferten Text für annehmbar erklärt und trotzdem ändert. In der Beweisführung irrt er nicht selten, weil seine Art, etwas zu erörtern, mehr für einen Wortstreit (*altercatio*) paßt als für eine Abhandlung. Er hat Emendationen gemacht, die den Gesetzen der Metrik und Syntax widerstreben; es passiert ihm sogar, daß er falsch konstruiert. Auch vergißt er bisweilen, daß Horaz doch auch nur ein Mensch war; daß dieser einmal auch irren konnte, zieht er gar nicht in Erwägung. So schreibt denn Le Roux zum Schlusse: *Ex eius editione Horatii non multa bona exempla artis criticae profluunt. Bentleius optime nos docet semper fere errando.* Daß B. auch glückliche Emendationen zugestanden werden müssen, wird zum Schlusse an zwei — sage zwei — Beispielen (Carm. III 5, 15 *trahenti*; Serm. II 4, 19 *musto*) illustriert. Ganz unvermittelt folgt am Ende die Erörterung der Stelle Ars poet. 441 *male tornatos . . versus* (Bentley dafür *male ter natos . . . versus*); B.s Konjektur wird bekämpft, die Überlieferung zu erklären versucht[1]).

Schon dieser Überblick kann lehren, daß Le Roux dem großen Kritiker nicht gerecht wird; es ist einseitig, die Mängel seiner Horazausgabe so sehr ins Licht, die Vorzüge fast ganz in Schatten zu stellen. Auch ist das gegen ihn Vorgebrachte nicht neu; die Beweisführung aber der einzelnen Behauptungen hat sich der Verf. überaus bequem gemacht. Er wählt willkürlich ein paar Beispiele aus, skizziert jedesmal kurz B.s Argumentation und stellt dieser dann widersprechende Bemerkungen von Keller, Jebb oder Beck entgegen. Das ist das Um und Auf seiner Kritik; besonders Beck, des Verf. s. Lehrer, wird immer wieder ins Treffen geführt. Es sieht aus, als hätte sonst niemand über die meist vielumstrittenen Stellen geschrieben. Dazu kommt, daß die Beispiele oft nicht glücklich gewählt sind. Es gibt z. B. heute noch viele Gelehrte von Ruf, die Carm. I 23, 5 B.s Konjektur *vepris inhorruit ad ventum* für notwendig halten und in den Text setzen; gleiches gilt für Carm. I 2, 39 *Marsi* oder für Epist. I 2, 31 *ducere somnum.* Es wäre jedenfalls besser gewesen, sich auf solche Stellen zu beschränken, über die heute so gut wie allgemein feststeht, daß die Überlieferung in Ordnung ist. Nicht zu billigen ist es ferner, wenn Argumente vorgebracht werden, die den Schein erwecken, als wäre der Verf. zuerst auf sie verfallen. So schreibt er über Carm. I 23, 5 *Bentleius obliviscitur primum Favonium foliis semper viridis ilicis, myrti, hederae inhorrere debere* (S. 28). Aber dieses Argument hatte bereits Friedrich in seinem Horazbuche (Q. Horatius Flaccus. Philologische Untersuchungen. 1894)

[1]) Verschwiegen wird, daß das Beispiel: Symmachus, Epist. I 4, schon von anderen als Beweis gegen B. angeführt worden ist.

S. 175 betont. Oder kennt der Verf. dieses Buch gar nicht? Bei seiner unglaublichen Beschränkung in Literaturangaben ist dies übrigens sehr wohl denkbar. Staunt man doch auch, bei der Besprechung von B.s Konjektur *nitedula* (für *volpecula*) Epist. I 7, 29 wieder bloß einem Hinweis auf Kellers *Epilegomena* zu begegnen; die wichtigen Ausführungen von Friedrich (Fl. Jahrb. 1895, S. 485 ff.) und besonders in seinem Catullkommentar S. 290 werden mit keiner Silbe erwähnt.

Mein Urteil über die Dissertation kann ich daher zu meinem Bedauern nur in dem Sinne abgeben: eine wirkliche Förderung hat das gestellte Problem durch sie nicht erfahren. Die Latinität ist im großen und ganzen korrekt. Aufgefallen ist mir S. 2 *His quoque temporibus* statt *Iisdem temporibus*, S. 9 *ad conferendum litteras omnes* statt *ad omnes litteras conferendas*, S. 22 *in tractando manuscriptis* statt *in tractandis manuscriptis*, S. 49 *causa igitur non est de lectione tradita dubitare*, eine ausschließlich poetische Konstruktion. Druckversehen finden sich öfter, z. B. S. 15 *duobus* (statt *duabus*) *ex rebus*, S. 16 Anm. 2 *hace* statt *haec* und gleich darauf *fabulorum Phaedri*, S. 18 *purigini* statt *prurigini*, S. 19 *illo* statt *illi*, S. 44 *tectus* statt *textus*, S. 50 *vitiose* statt *vitiosa*.

Wien. Karl Prinz.

Inscriptiones Latinae selectae, edidit Hermannus Dessau. Vol. III. pars II. Berlin 1916, Weidmann. Gr. 8°. CXCII und S. 601—954. Geh. 18 M.

Es gereicht dem Ref. zu besonderer Genugtuung, das Erscheinen von Dessau *inscr. Lat. sel.* III/2 anzeigen zu können, da mit diesem Teil ein Werk zum Abschluß gebracht ist, das, ein Ergebnis 25 jähriger sorgfältiger Arbeit, seine Unentbehrlichkeit längst erwiesen und sich selbst durch seine Vorzüge rühmlich empfohlen hat. In welchem Umfange es seiner Aufgabe, aus der Masse der Inschriften die sachlich irgend bemerkenswerten herauszuheben, gerecht geworden ist, läßt sich aus jeder neueren Abhandlung über ein bestimmtes Sachgebiet, bei dem epigraphisches Material herangezogen werden muß, entnehmen, da meist zu allen zitierten Inschriften die Nummer nach Dessau beigesetzt erscheint.

Nun liegen die Indices vollständig vor, die im ganzen nahezu tausend Seiten füllen. Über ihre Anordnung nach dem im *Corpus inscriptionum Latinarum* (CIL) gegebenen Vorbilde und ihre außerordentliche Wichtigkeit als vorläufiger Generalindex für alle Bände des CIL ist bereits bei Besprechung des vorausgehenden Teiles (III/1 mit den Indices I—IX) ein Wort gesagt worden; vgl. diese Zeitschr. LXVI S. 229 f. Der vorliegende Schlußteil enthält (S. 601—954) X. *Geographica*. XI. *Res*

municipalis. XII. *Collegia.* XIII. *Artes et officia privata.* XIV. *Carmina.* XV. *Compendia scripturae. Litterae singulares.* XVI. *Grammatica quaedam* (vgl. darüber des Herausgebers Bemerkung in der Praefatio p. IV). XVII. *Notabilia varia.* Überall war der Verf. bestrebt, das gewaltige Material in größter Übersichtlichkeit zu gruppieren.

Voran gehen 1. die Inschriftennachträge. Sie reichen von S. IX—CLXVIII und enthalten 639 Nummern, die in den Indices, auch in den früher erschienenen I—IX, ausgenützt sind mit Ausnahme der letzten 41 Nummern (9482—9522) der sog. Mantisse, da diese erst nach Drucklegung der Indices dazugekommen sind.

2. Die Nachträge zu den in Band I und II des Werkes edierten Inschriften (bis S. CXCII). Hier finden teils die Literaturangaben, durch die sich die Sammlung überhaupt auszeichnet, bis in die neueste Zeit hinein ihre Ergänzung, teils werden auf Grund von inzwischen erfolgter neuerlicher Vergleichung der Originale Verbesserungen und Ergänzungen der Inschrifttexte geboten, die in den Indices bereits berücksichtigt sind.

Zum Schlusse sei nochmals hervorgehoben, daß nicht nur die wissenschaftliche Forschung in dem Werke, dessen Benützung die Indices uns nun so bequem machen, ein unschätzbares Hilfsmittel besitzt, sondern daß es sich auch vorzüglich zu Studienzwecken eignet und als Hilfsbuch in der Hand des Lehrers, des Philologen wie des Historikers, die besten Dienste leisten wird, weshalb es in den Bestand der Lehrerbibliotheken der Gymnasien gehört. Jeder, der das Werk zur Hand nimmt, wird zur Erkenntnis kommen, daß die literarische Überlieferung ohne die Inschriften uns nur das halbe Leben der Antike entrollt.

Wien. Dr. A. Gaheis.

Edward Samhaber, Deutsches Lesebuch für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. V. Band. Zweite, umgearbeitete Auflage[1]). Wien 1913. Kaiserlich-königlicher Schulbücherverlag.

Nahezu zehn Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage seines deutschen Lesebuches für die V. Klasse der Mädchenlyzeen tritt Samhaber mit seiner zweiten Auflage in die Öffentlichkeit. Da in der Zwischenzeit für die zum Teil denselben Stoff behandelnden fünften und sechsten Klassen der Gymnasien und Realschulen von anderen Seiten treffliche Lesebücher herausgegeben wurden, fehlte es nicht an geeigneten Vorbildern. So ist denn

[1]) Mit dem Erlasse des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 10. November 1913, Z. 49236, zum Unterrichtsgebrauche an Mädchenlyzeen allgemein zulässig erklärt.

die zweite Auflage von der ersten wesentlich verschieden. Dies zeigt schon der Umfang, der nun von 396 auf 566 Seiten angewachsen ist. Statt der in der ersten Auflage über das ganze Buch verteilten literargeschichtlichen Überblicke ist nunmehr ein inhaltsreicher zusammenhängender Leitfaden an die Spitze des Buches gestellt. Auf diesen „Lehrstoff" folgt der „Lesestoff" und auf diesen anhangsweise einige Proben moderner Erzählungsliteratur. Erklärende und ergänzende Anmerkungen, die wohl manche Schülerin bei der häuslichen Vorbereitung in der ersten Auflage vermißt hat, bilden nun den Schluß des Bandes [1]).

Die sprachgeschichtliche Einleitung ist nunmehr etwas umfangreicher geworden. In vier Kapiteln (1. die arische Sprachfamilie, 2. die germanischen Sprachen, 3. die hochdeutsche Sprache, 4. die Entwicklungsstufen des Hochdeutschen) sollen die Schülerinnen über die Haupttatsachen der geschichtlichen Entwicklung des Deutschen unterrichtet werden. Diese Kapitel, deren Inhalt zum Teil aus guter Quelle stammt, halte ich vom pädagogischen Standpunkt für unzureichend. Wollen wir die Jugend für die Sprachwissenschaft gewinnen, so müssen wir von Erscheinungen ausgehen, die sie selbst beobachten kann. Erst nachdem die jungen Menschen auf diese Weise mit den Grundfragen des Sprachlebens vertraut geworden sind, darf man ihnen historische Tatsachen auftischen. Darum ist es verfehlt, von Lautverschiebung zu sprechen, wenn vorher nicht der Begriff des Lautgesetzes erörtert wurde, von stimmhaften Aspiraten, wenn von Lautbildung nicht die Rede war. Und welchen Wert haben gar griechische Beispiele in der den Schülerinnen fremden griechischen Schrift? All dies wirkt auf die Jugend abschreckend oder mystisch.

Bevor S. von der arischen Sprache spricht, müßte er also etwa die in den folgenden Schlagworten angegebenen Fragen kurz behandeln: Wesen der Sprache. Sprechen eine Tätigkeit. Besondere Art dieser Tätigkeit. Phonetische Grundfragen. Übersicht über die Laute der deutschen Sprache. Erlernung der Sprache durch Nachahmung. Unvollkommenheit der Nachahmung. Zwei Individuen führen dieselbe Tätigkeit nie gleich aus. Gründe der Sprachveränderung (Lautänderung, Formänderung, Bedeutungsänderung). Lautgesetz und Analogie. Beispiele für beides, am besten aus der Mundart. In Wien z. B. wäre der Begriff des Lautgesetzes etwa mit Hilfe folgender Reihen abzuleiten:

---

[1]) Damit das große Gewicht des Buches (89 *dkg*) vermindert werde, sollte der literargeschichtliche Leitfaden, der in der Schule weniger oft benötigt werden dürfte als das Lesebuch, von diesem ganz abgetrennt werden, wie das bei den entsprechenden Büchern für die Knabenschulen bereits geschehen ist.

Mundart in der Umgebung Wiens	Mundart in Wien	schriftsprachlich
Stoan	Stän	Stein
hoaß	haß	heiß
woaßt	waßt	weißt usw.

Mundart, Verkehrssprache, Schriftsprache. Lebende Sprache, tote Sprache. — Dann erst sollte Samhabers erstes Kapitel folgen.

Einige Veränderungen scheint mir das zweite Kapitel zu bedürfen. Der Ausdruck „erste Lautverschiebung" muß definiert werden, damit die Schülerinnen wissen, daß es sich um eine Summe von verschiedenen und zu verschiedenen Zeiten wirkenden Lautgesetzen handelt, durch die aus dem indogermanischen Konsonantismus der eigenartige germanische geschaffen wurde. — Wenn mit gotischen Beispielen gearbeitet wird, ist vorher zu erklären, warum man gerade diese Sprache heranzieht. Da die Lyzealschülerinnen im allgemeinen Latein nicht können, müssen nach Tunlichkeit französische und englische Beispiele benützt werden. Eine Versäumnis ist es also, wenn bei der Darstellung des Überganges von idg. *bh* ⟩ germ. *b* neben dem lat. *frater* nicht wieder frz. *frère* erscheint, mit dem man allein auskommen könnte. Verfehlt ist es auch, kein Wort darüber zu verlieren, wieso hier für die media aspirata plötzlich die spirans erscheint. Werden Gleichungen wie *homo*: got. *guma, hostis*: got. *gasts* angeführt, so ist das *h* des Lateinischen zu erklären (eine Anmerkung über die Bedeutungsgeschichte des Wortes *Gast* wäre auch nicht unerwünscht). Was soll ferner im Lyzeum ein Beispiel wie lat. *turba*: got. þ *aurp?* Besser gewählt ist die Gleichung *labium*: engl. *lip*; an die Seite von *labium* gehört aber gleich das den Schülerinnen bekannte frz. *labelle*, an die von *lip* unser *Lippe* mit einer Bemerkung über die Herkunft dieses Wortes aus dem Niederdeutschen. Wozu eine Gleichung wie *duco*: *tiuhan*, wenn die den Schülerinnen bekannten Sprachen so schöne Beispiele liefern wie *dent*: *tooth*, *deux*: *two*, *pied*: *foot* usw.? Neben *pater*: *fadar*, lat. *tu*: *þu*, *tres*: *þreis* hätten die Wörter *père* beziehungsweise *father*, frz. *tu* beziehungsweise *thou*, *trois* beziehungsweise *three* zu stehen usw. — Für die Jugend ganz unverständlich ist die Darstellung des Vernerschen Gesetzes. — An der Stelle, wo als „bedeutendstes Denkmal" des Altnordischen die Edda erwähnt wird, wäre mir ein Hinweis auf die *Islendinga sogur* willkommen, die wohl zum Teil zu den hervorragendsten Prosawerken der Weltliteratur gehören. Im dritten Kapitel vermisse ich neben got. *paida*, ahd. *pfeid*, nhd. dial *Pfoad* das bei uns so gebräuchliche Wort *Pfeidler*.

Das sechste Kapitel bringt einen Überblick über die Perioden der deutschen Literaturgeschichte. Am Schlusse heißt es:

„IV. Die neuhochdeutsche Zeit. Vom Beginne der Reformation bis zur Gegenwart. Sie umfaßt:

A. Das 16. Jahrhundert.
B. Das 17. Jahrhundert.
C. Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts.
D. Die Zeit der klassischen Dichtung (1748—1832).
E. Die neueste Zeit von 1832 bis zur Gegenwart.“ (!!)

In Bezug auf die Wahl des Lesestoffes zeigt die zweite Auflage viele Verbesserungen.

Wie Bauer-Jelinek-V. Pollak-Streinz und Lampel-Langer hat nunmehr auch S. die Merseburger Zaubersprüche im Originaltext mit nhd. Interlinearversion aufgenommen. Ein glücklicher Griff war es, in einem Buche für Mädchen den Lorscher Bienensegen mitzuteilen. Das Hildebrandslied wird nunmehr statt in der freien gereimten Umbildung S.s, die sich doch allzusehr vom Charakter der ahd. Dichtung entfernt, in der Übersetzung von Bötticher abgedruckt (vgl. Langer, Latzke, Streinz). Aus dem Heljand bringt S.s zweite Auflage die auch bei Streinz aufgenommenen Verse 2231—2268 (Sturm auf dem See Genezareth). So wäre denn an den Proben aus der alten Zeit nichts auszusetzen. Schlimm steht es dagegen um die Behandlung des Nibelungenliedes. Da lösen nicht weniger als fünf verschiedene Übersetzer (Henke, Samhaber, Woerner, Bartsch, Freytag) einander ab und wie verschieden sind die Wege, die sie einschlagen! Der eine baut z. B. den achten Halbvers in der Regel vierhebig, der andere stets dreihebig. Schmerzlich vermisse ich in einem Buche für Mädchen eine Übersetzung der XXVII. Âventiure (Wie sie ze Bechlâren kômen). — Daß nunmehr Uhlands schöne Inhaltsangabe von Wolframs Parzival aufgenommen wurde, ist gewiß zu begrüßen, ebenso die Vermehrung der Übersetzungsproben von Hertz. — Auch bei der Darstellung des Meier Helmbrecht stammen die mitgeteilten Stellen aus zwei verschiedenen Übersetzungen her, von denen die eine (Oberbreyer) an dem Versmaße des Originals festhält, während die andere (K. Schiffmann) den fünffüßigen Jambus verwendet.

Unter den Gedichten des 17. Jahrh.s fehlt Simon Dachs Anke von Tharau! — Der über sieben Seiten gehenden, mit Horazens zweiter Epode ausklingenden Erklärung von Hallers Alpen (das ganze Gedicht würde nur 12½ Seiten füllen), in die nur ganz kurze Textproben eingestreut sind, wäre eine kurze unkommentierte Auswahl bei weitem vorzuziehen. — Für sehr unzweckmäßig halte ich es, die Inhaltsangaben der nicht abgedruckten Gesänge des Oberon durch Strophenfragmente zu unterbrechen. — Zu den wertvollen Bereicherungen des Buches gehört nebst manchem anderen Voßens Übertragung von Ovids Philemon und Baucis.

Ein Vorteil von S.s Buch ist gewiß die Menge des gebotenen Stoffes. Dennoch möchte ich manches missen, damit Raum gewonnen werde für einen oder den anderen kultur- oder sprach-

geschichtlichen Aufsatz und vor allem für eine kleine Auswahl moderner Lyrik. Allerdings ist hievon im Normallehrplan nicht die Rede. Aber es wäre eine Sünde, mit 15jährigen Mädchen während des ganzen Jahres kein Gedicht aus neuerer oder neuer Zeit zu lesen. Man könnte mir den Einwand machen, daß auch in den Lesebüchern für die VI. Klasse der Gymnasien über den zeitlich gebundenen Lesestoff nicht hinausgegangen wird. Allein in den Rahmen dieses Lesestoffes fallen die bis zum Jahre 1794 verfaßten Gedichte Goethes. Der erwähnte Mangel fällt um so mehr ins Gewicht, als die Schülerinnen durch das dem vorliegenden Lesebuche entsprechende für die IV. Klasse von Streinz, das etwa 100 Proben aus der neuen Lyrik enthält, zum Verständnis für diese Gattung bereits erzogen sind. Einmal erweckte Interessen später nicht mehr zu fördern, wäre wohl ein pädagogischer Fehler.

Im ganzen ist Samhabers Buch eine recht mittelmäßige Leistung. Von ähnlichen im k. k. Schulbücherverlage erschienenen Werken sticht es merklich ab.

Wien. Dr. Hans W. Pollak.

De Oudgermaansche dichtertaal in haar ethnologisch verband. Proefschrift ter verkrijging van den graad van doctor in de Nederlandsche letteren aan de rijksuniversiteit te Leiden . . . door Alberta Johanna Portengen. Leiden 1915. 8°. 208 S.

Die Verfasserin stellt sich die Aufgabe, den Ursprung der für die germanische Stabreimdichtung so charakteristischen *heiti* und *kenningar* aufzuhellen. Diese Ausdrücke stammen aus der isländischen Poetik: *kenning* ist eine Umschreibung, z. B. *ormbedhr* „Schlangenlager“ = Gold, *heiti* (eigentlich *úkend heiti*) ein einfaches Wort der Dichtersprache. Es ist aber üblich geworden, auch mit Beziehung auf westgermanische Dichtung von *kenningar* zu sprechen, also z. B. altengl. *gomenwudu* „Lustholz“ eine Kenning für „Harfe“ zu nennen.

Von den herkömmlichen Erklärungen ist die Verfasserin nicht befriedigt. Weder das Streben nach Anschaulichkeit noch der Zwang der dichterischen Form könne die *heiti* und *kenningar* ins Leben gerufen haben. Auch müsse erklärt werden, warum nur eine beschränkte Zahl von Begriffen immer wieder umschrieben werde.

So sieht sich Frl. P. nach einer andern Erklärung um. Als ihre Vorgänger nennt sie Bastian (Der Mensch in der Geschichte. 1860 I, 439 ff.), der die Skaldensprache für eine Sondersprache der Fürsten und Adeligen hielt und sie mit ähnlichen Sondersprachen der Primitiven verglich; dann F. Kauffmann (Balder 1902), der die Dichtersprache aus einer Ritualsprache erwachsen ließ; endlich A. Olrik (Nord. Tidsskrift för vetenskap, konst och industri 1897), der einen Zusammenhang der nordi-

schen Dichtersprache mit der Fischersprache der Shetlander erkannte und die Meinung aussprach, daß die nordischen Dichter sich die Sprache des Aberglaubens zunutze gemacht hätten.

Im wesentlichen hat schon Olrik das gesagt, was Frl. P. näher ausführt. Aber seine Bemerkungen befriedigen sie nicht, weil er die Erscheinungen nicht in einen größeren Zusammenhang gestellt habe.

Nach einer Übersicht über die umschriebenen Begriffe, die sie nach ihrer Bedeutung in sieben Gruppen ordnet, zeigt die Verfasserin auffällige Übereinstimmungen zwischen der germanischen und der Sanskrit-Dichtung auf. Aber einen Anhaltspunkt für den Ursprung der Umschreibungen gewährt auch die altindische Dichtung nicht.

Dagegen kommen wir weiter, wenn wir die Dichtung indonesischer Volksstämme betrachten. Damit beschäftigt sich das 3. Kapitel.

In den Gedichten der Sangiresen, der Bewohner des Sangir-Archipels nördlich von Celebes, herrscht der Parallelismus: das in der ersten Hälfte des Verses in gewöhnlicher Sprache Gesagte wird in der Dichtersprache wiederholt. Die Verfasserin gibt einen Überblick über den dichterischen Wortschatz am Leitfaden derselben Gruppen, in die sie die germanischen *heiti* und *kenningar* verteilt hat. Auch hier zeigen sich auffällige Übereinstimmungen. So werden z. B. in beiden Dichtersprachen umschrieben *Mann, Frau, Haus, sprechen, sterben, Fuß, Kopf, Haar, Ohr, Auge, Zahn, Schwert, Woge*; oder es finden sich Ähnlichkeiten: im Germanischen wird *Grab* umschrieben, im Sangiresischen *begraben*; im Germanischen gibt es Umschreibungen für *Walfisch*, im Sangiresischen für *Hai*.

Nun kennen wir die Herkunft des sangiresischen Dichterwortschatzes. Er ist dem sogenannten Sasahara entlehnt. Das Sasahara weicht von der Umgangssprache nur in einer beschränkten Zahl von Wörtern ab; diese Sasaharawörter müssen auf dem Meere gebraucht werden, angeblich, um die Geister zu verhindern, die Absichten der Seefahrer zu belauschen und zu vereiteln. Die entsprechenden Ausdrücke der Umgangssprache sind auf dem Meere „tabu“, d. h. aus magisch-religiösen Gründen verboten, gefährlich, unrein.

Sasaharaausdrücke werden außerdem auch angewendet, wenn man zu oder von Höheren spricht. Gewisse Ausdrücke der Dichtersprache sind speziell dieser höheren Sprache eigen.

Dies gibt der Verfasserin Anlaß zu einem Exkurs über die höheren Sprachen. Besonders im Javanischen ist die auf sozialen Rücksichten beruhende Mehrsprachigkeit kräftig entwickelt. Von den fünf Spracharten, die man auf Java unterscheidet, sind die wichtigsten Ngoko, die gewöhnliche Sprache, die man gebraucht, wenn man zu sich selbst, im allgemeinen

auch, wenn man zu Gleichstehenden und zu Niedrigeren spricht, und Krâmâ, die Sprache der Höflichkeit, die man gegenüber Höheren anwendet und gegen Gleichstehende, mit denen man nicht so vertraut ist, um Ngoko gebrauchen zu können. Kramä entspricht nun der hohen Sprache der Sangiresen. Wie diese wird es gebildet durch lautliche Veränderung der Wörter der gewöhnlichen Sprache, durch Anwendung von Fremdwörtern und Archaismen, endlich durch Umschreibungen. So sagt man im Kramä für *Eisen* „das Harte", für *Leiche* „verwelkte Blume", das *Grab* heißt „Schlafplatz", *begraben* „schlafen legen", *Wange* „Platz des Kissens", *Auge* „Juwel", *Lanze* „Stahl", *Pferd* „Reittier".

Ähnliche Erscheinungen wie die Dichtungen der Sangiresen zeigt die Poesie der Toradjas auf Celebes. Die Priestersprache, die teilweise selbst den rezitierenden Priesterinnen unverständlich ist, bietet Schwierigkeiten nicht etwa durch den Gedankeninhalt oder die Syntax, sondern im wesentlichen nur durch ihren Wortschatz. Dabei finden sich wiederum Parallelen zu den Begriffsumschreibungen anderer Dichtersprachen. So heißt etwa der *Fisch* „Seebewohner", der *Vogel* „Lufthuhn".

Auch in den anderen Gattungen der Toradjadichtung tritt Ähnliches zu tage. Die gewöhnlichen Ausdrücke werden ersetzt: 1. durch andere in freier Verwendung, z. B. „den Mund öffnen, zählen, singen, trommeln" für *sagen*; 2. durch Ausdrücke der Priestersprache und der sogenannten *wisseltaal* (Tauschsprache, Ersatzsprache). Diese hat zwar viele Ausdrücke mit der Priestersprache gemein, ist aber im Bewußtsein der Toradjas von ihr geschieden, weil sie keine Sondersprache ist, sondern in gewissem Grade von jedem beherrscht werden muß. Auch sie besteht aus Synonymen, Halbsynonymen, Umschreibungen und Verstümmelungen der gewöhnlichen Wörter sowie aus Fremdwörtern.

Diese *wisseltaal* wird gebraucht, weil man gewisse Ausdrücke unter Umständen vermeiden muß. Besonders streng sind die Vorschriften für die Jagd und die Ernte. So sagt man auf der Jagd: „die Behaarten jammern, macht heftig Beine" statt „die Hunde schlagen an, lauft schnell". Oder bei der Ernte: „Pfui, ihr unter dem Schirmdach, setzt die Fersen nieder und schöpft für uns Nässe" für „Ihr im Hause, kommt und holt uns Wasser". Andere Beispiele sind: Regenbogen = Gürtel, Feldgeist = Pferd, Schweifroller = Katze, Langhals = Reiher, Auge des Herrn = Sonne, Baumblüten = Regen.

Solche Wendungen kommen uns poetisch vor. Man gebraucht sie aber nicht, um sich dichterisch auszudrücken, sondern um einen Begriff, den man nicht beim rechten Namen nennen will, irgendwie anders zu bezeichnen. Das ist ihre primäre Aufgabe. Die Dichtersprache macht nur Anleihen bei einer schon bestehenden Sprache.

Parallelen liefert endlich auch die Sprache der Dajaks auf Borneo. Es folgen zwei sehr umfängliche Kapitel (4., 5.) über Tabusprachen und die Ursachen ihrer Entstehung. Das 6. Kapitel zieht die Schlußfolgerungen. Nämlich: Die altgermanischen *kenningar* und *heiti* haben große Ähnlichkeit mit den Umschreibungen der indonesischen Dichtersprachen. Von diesen kennen wir die Herkunft: sie sind Tabusprachen entlehnt. Solche Tabusprachen und Tabuwörter kommen noch jetzt auch bei germanischen Völkern vor, und wir können getrost annehmen, daß sie schon zur Zeit der Entstehung der altgermanischen Dichtung vorhanden waren, ja daß sie damals eine größere Rolle spielten. Die Analogie der indonesischen Erscheinungen gestattet den Schluß, daß die *heiti* und *kenningar* aus Tabusprachen stammen. Auf Übereinstimmungen zwischen der altnordischen Dichtersprache und der Tabu-Fischersprache der Shetlander hat, wie erwähnt, schon Olrik hingewiesen, ebenso auf Berührungen mit den weniger erforschten Fischersprachen Norwegens und der Færöer. Auch aus der Jägersprache der Skandinavier lassen sich Parallelen beibringen.

Für andere Begriffe, die *heiti* und *kenningar* besitzen, ist Entlehnung aus einer höheren oder einer Ritual-Sprache möglich, aber bisher nicht bewiesen. Dagegen läßt sich erschließen, daß auch diese Begriffe tabu waren[1]). Parallelen aus den Gebräuchen der Primitiven machen es wahrscheinlich, daß Begriffe wie *Fürst, Held*, die verschiedenen *Waffen, Blut* u. a. m. von der Art waren, daß man Scheu trug, sie beim richtigen Namen zu nennen. Dasselbe gilt von *Leiche, Grab, tot, sterben* usw. Freilich geht die Rechnung nicht auf. So hält Frl. P. die Umschreibungen von *Sänger* und *Harfe* für dichterische Erfindungen. Und überhaupt sei zuzugeben, daß nicht alle *kenningar* ursprüngliche Tabuausdrücke sind. „Meine These," sagt Frl. P., „läuft nur darauf hinaus, daß nicht die Dichter aus Variationslust oder unter dem Zwang der poetischen Form dieses Mittel erfunden haben, sondern daß sie es in den Tabusprachen vorfanden und nach diesem Vorbild ihren Wortschatz vergrößerten. Fanden sie z. B. für *Krieger* ‚Baum des Schwertes', so variierten sie diesen Ausdruck wieder auf andere Weise. Hiedurch wird zugleich erklärt, daß eine beschränkte Anzahl von Ausdrücken f o r t w ä h r e n d, und viele andere n i e m a l s variiert werden; nur eine beschränkte Anzahl Wörter war tabu, für sie hatte man Ersatzausdrücke notwendig; man dachte aber nicht daran, sie auch für andere Begriffe zu bilden." (S. 193 f.)

Ich möchte hier meine Kritik anknüpfen. Die Verfasserin legt besonderes Gewicht darauf, daß für viele Begriffe keine

[1]) Nebenbei bemerkt, liegt hier doch eigentlich kein Gegensatz vor. Denn Frl. P. hält die hohen und die Ritual-Sprachen in letzter Linie auch für Tabusprachen.

kenningar und *heiti* bestehen. Sie gibt aber nirgends eine Übersicht über die nichtumschriebenen Begriffe. Sind ihrer wirklich so viele? Und kommt die Menge von Umschreibungen für *Fürst, Krieger, Schwert, sterben* usw. nicht daher, daß die Stabreimdichtung sich fortwährend mit diesen Begriffen beschäftigt? Mit der Übertragung der Stabreimtechnik auf christliche Stoffe stellten sich sofort auch eine Menge Umschreibungen für christliche Begriffe ein.

Wo die Verfasserin einmal ein Beispiel für Nichtumschreibung, besser gesagt Seltenheit der Umschreibung gibt, läßt sich der Irrtum sofort nachweisen. Sie legt S. 8 Gewicht auf eine Bemerkung R. M. Meyers, nach der von Abstrakten nur *Tod* (und *sterben*) häufig variiert werden, *Ruhm* nicht oft, *Sieg* noch seltener. Nun, häufig und selten sind relative Begriffe. Immerhin gibt Paetzel, Die Variationen in der altgermanischen Alliterationspoesie (Palästra 48), an, daß *Sieg* im Beowulf fünfmal variiert ist, *Leben* fünfmal, *Tod* viermal. *Ruhm* kommt in der Übersicht nicht vor; Paetzel scheint den Begriff unter *Kampftüchtigkeit, Kraft* (achtmal variiert) eingereiht zu haben, bei seinem Anordnungsprinzip ist die Nachprüfung aus dem statistischen Teil sehr erschwert. Aus dem Heliand: *Ruhm* zweimal. Ferner ist aber zu beachten, daß Meyer und Paetzel es nur mit den Variationen zu tun haben, d. h. mit den mehrfachen Bezeichnungen desselben Begriffes. Für Frl. P. kommen hingegen alle poetischen Ausdrücke in Betracht, ob sie gepaart auftreten oder nicht. Es gibt nun im Altenglischen neben den eigentlichen Bezeichnungen *dóm* und *sige* eine ganze Menge Ausdrücke für „Ruhm“ und „Sieg“: *blæd, hrédh, mærdhu, tír, wuldor — hrédhsigor, wigsigor, wigspéda gewiofu* Beow. 697; für ‚siegen‘ *ofercuman, oferswídhan, beaduweorca beteran weordhan.* Beispiele für Variation: *thá wæs Hródhgáre herespéd gyfen, wiges weordhmynd* Beow. 64; *thǽr he dóme forléas, ellenmærdhum* Beow. 1470; *thý he thone féond ofercwóm, gehnægde hellegást* Beow. 1273. Altsächsisch: *that sia habdon bithuungana thiedo gihuilica, habdun fan Rumu burg riki giuunnan* Hel. 56.

Umgekehrt weiß Frl. P. für *Mast* keine einzige Umschreibung anzuführen, für *Ruder* nur zwei aus dem Nordischen, für *Segel* zwei aus dem Nordischen, eine aus dem Altenglischen. Und diese eine, *merehrægl*, kommt in der ganzen altenglischen Dichtung ein einzigesmal vor: Beow. 1905. Also eine Gruppe von Tabubegriffen ist höchst selten umschrieben.

Dann ist zu beachten, daß formell den altenglischen Kenningar gleichartige Wörter, nämlich Komposita, auch so gebildet werden, daß das eigentliche Wort als Bestandteil der Zusammensetzung erscheint, somit nicht verhüllt wird, z. B. *sigedrihten, folccyning, gúdhcyning, byrnwiga;* insbesondere Eigennamen:

Nordhdene, Súdhdene, Eastdene, Westdene Gárdene, Hringdene, Headhoscilfingas u. s. w.

Es ist also nicht richtig, daß die Umschreibungen und *heiti* sich im Kreise der Tabubegriffe halten, und es sind auch nicht alle in der Art der *wisseltermen* (Ersatzausdrücke) gebildet.

Wir haben kein Recht, den Ursprung der *kenningar* und *heiti* ausschließlich im Tabuwesen zu suchen. Behaghel hat P. B. Beitr. 30, 431 ff. an reichem Material gezeigt, daß in den verschiedensten Literaturwerken dieselben Dinge oder Gedanken hintereinander auf mehrfache Weise bezeichnet werden, und diese Erscheinung aus der natürlichen Rede hergeleitet. Die Stabreimdichtung hat diese allgemein menschliche Neigung zur Variation stilisiert. Die Variation führt aber dann weiter zum Aufsuchen von absonderlichen Bezeichnungen für die zu variierenden Begriffe.

Ich glaube also, daß ein Teil der *kenningar* und *heiti* den Tabusprachen entlehnt sein kann, glaube aber nicht, daß die Dichter sich darauf beschränkten, nur solche Begriffe zu umschreiben, die auch in den Tabusprachen umschrieben werden. Sie haben noch andere Quellen der Anregung gehabt und selbständig Neues geschaffen, teils unter dem Zwang des Stabreims, teils aus reiner Freude an der Umschreibung und Variation.

Solche Freude an der Wortfülle und dem Vermeiden des gewöhnlichen Ausdrucks ist weit verbreitet, bei Individuen, wie in Literaturgattungen. Ich erinnere an den Cultismo — auf die Preziösen, Marini und die zweite schlesische Schule hat schon Wilhelm Bode in seiner (Straßburger) Dissertation „Die Kenningar in der angelsächsischen Dichtung" hingewiesen. In lächerlicher Verzerrung tritt jene Freude in der Zeitungssprache hervor. F. Kürnberger hat in einem ergötzlichen Aufsatz gezeigt, wie sich die Zeitungen der Rittersprache bedienen: der Journalist steht auf der Warte der Partei, kämpft mit offenem Visier, bricht für die Zollfreiheit eine Lanze u. dgl.

Man kann nicht alles aus einem Prinzip ableiten. Es liegt doch wohl keine Tabuvorstellung zu grunde, wenn wir einen Freiherrn mit „Baron" ansprechen, und, wenn wir zwar mitunter „Österreich unter der Enns" schreiben, aber stets „Niederösterreich" sprechen, leitet uns gewiß nicht abergläubische Angst vor dem Dämon des Flusses Enns.

Zum Schluß ein paar Bemerkungen über die Kapitel 4 und 5, die mit dem eigentlichen Thema in entfernterem Zusammenhang stehen. Im 4. Kapitel „Tabusprachen" teilt Frl. P. die Sondersprachen ein in Profansprachen und magisch-religiöse Sprachen, die Profansprachen wieder in Fachsprachen und Geheimsprachen. Übergänge finden sich. Aber sehr oft unterscheiden sich die Tabusprachen scharf von den Fach- und Geheimsprachen. So enthält die Fachsprache der niederländischen Seeleute Be-

zeichnungen von Schiffsteilen, für welche die Umgangssprache überhaupt keinen Ausdruck hat, das Sasahara dagegen einfach andere Bezeichnungen von Begriffen, für die es auch in der Umgangssprache Wörter gibt. „Eine Tabusprache besteht somit aus einer bald größeren, bald kleineren Zahl von Ersatzausdrücken und wird angewandt, wenn der Gebrauch der Umgangssprache ein Unglück verursachen würde. Gewöhnlich gehen damit andere Tabubestimmungen Hand in Hand."

Frl. P. bespricht dann die verschiedenen Arten des Tabu, das Tabu der Eigennamen, das Fürstentabu (man spricht zu den Fürsten anders als zu anderen Menschen, bezeichnet ihre Akzidentien anders, vermeidet das Aussprechen ihrer Namen usw.), das Tabu der Namen von Göttern und Dämonen, von Krankheiten und Tieren, die Jagd-, Fischer-, Krieger-, Erntesprachen.

Im 5. Kapitel „Die Ursachen der Entstehung von Tabusprachen" weist die Verfasserin zunächst darauf hin, daß die Tabusprachen nur ein Teil der Tabugebräuche überhaupt sind. Wie man z. B. die Namen der Schwiegereltern nicht nennen darf, so darf man mit ihnen auch nicht zusammenkommen. Dann prüft sie verschiedene Theorien über die Entstehung des Tabu.

Ich habe, wenn ich mir als Laie auf diesem Gebiet eine Meinung gestatten darf, gegen alle von Frl. P. besprochenen Erklärungen das Bedenken, daß sie das Tabu ausschließlich teleologisch deuten. Stets sollen Zweckhandlungen vorliegen, mögen die Zwecke auch töricht und die Mittel unvollkommen sein und mag es auch vorkommen, daß die Zwecke, die heute von den Primitiven angegeben werden, nicht die ursprünglichen sind. Räumt man aber einmal ein, daß Zwecke erst nachträglich in Tabugebräuche hineingedeutet sein können, so ist es doch wohl nicht zu leugnen, daß sie möglicherweise auch in Handlungen hineingedeutet worden sind, die von Hause aus überhaupt keine Zweckhandlungen waren.

Kinder haben oft einen ganz blinden Aberglauben. Ich bildete mir z. B. als Kind ein, daß man mit jeder Bahn überallhin fahren könne, aber jede Familie benütze nur eine Bahn. Die mit der Nordbahn fahrenden hießen „Norder" usw. Wir seien „Wester". Als ich nun das erstemal nach Vöslau fuhr und die Gestalt der Wagen in mir den Argwohn erweckte, daß ich mich nicht auf der Westbahn befände, geriet ich in die größte Aufregung. Für mich war also jede Bahn außer der Westbahn tabu. Irgend ein Sinn lag nicht darin. Es war nur eine Ideenassoziation; die erste Bahn, mit der ich fuhr, war die Westbahn gewesen, dazu kam, daß ich die Namen der Himmelsgegenden gelernt hatte — kurzum es war ein Gebilde, wie der Traum eines ist, ohne jedes Zweckbewußtsein. Aber in solche Vorstellungen und die aus ihnen fließenden Handlungen kann später ein Zweck hineingedeutet werden.

Ob wohl das Namentabu ursprünglich immer teleologisch war? In einer der Thesen, die Frl. P. ihrer Dissertation angehängt hat, spricht sie die Vermutung aus, daß der Gebrauch von Wörtern wie *Vater, Mutter, Onkel, Tante* auf Namentabu zurückgehe. Wie steht es aber mit den Kosenamen, die man heute kleinen Kindern gibt? Sollen da auch Tabuvorstellungen die Grundlage bilden?

Wien. M. H. Jellinek.

Heinrich von Kleist. Sein Leben und sein Werk. Von Wilhelm Herzog. München 1911, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 8°. VIII und 694 S.

Nachdem Ludwig Tieck etwa in der Weise, wie einige Jahre vorher Gottfried Körner die Gesamtausgabe von Schillers Werken biographisch eingeleitet hatte, die Lebensskizze Heinrich von Kleists in der Ausgabe von dessen Werken veröffentlicht, vergingen etwa vier Jahrzehnte, bis eine ausführliche Biographie des Dichters zum erstenmal als besonderes Buch erschien. Der feinsinnige Dichter und kundige Dramaturg Adolf Wilbrandt war der Verfasser und das Werk erschien 1863 in demselben Verlage, welcher jetzt an Stelle dieses lange schon vergriffenen Buches das obengenannte neue Herzogs bietet. Wilbrandt hatte Gelegenheit gefunden, außer den schon vorhandenen neue Quellen biographischen Materials aufzuschließen, und schilderte in schlichter Darstellung und mit abgeklärtem Urteil das Leben und die Dichtungen Kleists. Otto Brahms „Heinrich von Kleist" (1884) drang tief in die psychologische Eigenart des Dichters ein und eröffnete neue Gesichtspunkte für die Beurteilung seines Lebens. Ungefähr seit dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 hatte sich das allgemeine Interesse immer mehr dem patriotischen Dichter zugewendet, die Kleistliteratur wuchs außerordentlich. So war es denn an der Zeit, all die Einzelforschungen wieder in einem Werke zu verarbeiten. Wilhelm Herzog war der richtige Mann, die ganz merkwürdige, komplizierte, dämonische Natur des Dichters zu erfassen. Er hat sich mit so starker Liebe in ihn eingelebt, daß er den Leser mit sich fortreißt, daß sein Buch zu einer Werbeschrift für neue Bewunderer Kleists geworden ist.

Freilich wird nicht jedermann in allen Einzelheiten sein eigenes Urteil aufgeben und die glänzenden Ausführungen Herzogs blind unterschreiben. Allein nicht auf rein biographische Aufgaben geht Herzog aus: „Das Leben eines Künstlers," erklärt er, „ruht in seinen Werken . . . Es galt, nur das W e s e n t l i c h e d e s ä u ß e r e n L e b e n s festzuhalten. Worauf ich abzielte, war, das ganz und gar Individuelle, das Einzigartige der K u n s t Kleists aufzuzeigen." In der Darstellung der dichterischen Ent-

wicklung Kleists, in der Charakteristik seines Kunststils, in der ästhetischen Würdigung seiner poetischen Schöpfungen bietet Herzog so viel Neues und Gediegenes, daß kein Kleistforscher dieses Buch wird übersehen dürfen, das anderseits gar wohl geeignet ist, den weitesten Kreisen des Publikums das Verständnis für Kleists Persönlichkeit und Wirksamkeit zu eröffnen. Da mir das Buch von der Redaktion erst jetzt zugekommen ist, so beeile ich mich, diese kurze Charakteristik anstatt einer ausführlichen wissenschaftlichen Besprechung zu geben, für die wohl jetzt kaum mehr die richtige Zeit ist.

Wien. Dr. Albert Zipper.

Les Sentiments de l'Academie francaise sur le Cid. edited with an introduction by Colbert Searles, Ph. D., Professor of Romance Languages in the University of Minnesota. Minneapolis. Bulletin of the University of Minnesota. March 1916 in gr. 8⁰. Preis 1 Dollar.

Da der zu Gebote stehende beschränkte Raum verbietet, die Geschichte der „*Querelle du Cid*" hier aufzurollen, muß dieselbe als bekannt vorausgesetzt werden. Ich beschränke mich darauf, die neuen Ergebnisse der Untersuchungen Searles zusammenzufassen.

Die *Sentiments* wurden 1638—1678 mehrmals aufgelegt; es gibt ferner eine undatierte, aber wahrscheinlich aus dem Jahre 1693 rührende Ausgabe und eine dritte von 1701. Alle diese Editionen sind sehr selten. Die *Sentiments* sind auch in der bekannten Corneille-Ausgabe von Marty-Lavaux abgedruckt, ferner in einem 1898 erschienenen Buche von Armand Gasté: *La Querelle du Cid*, das die auf diesen Streit bezüglichen Dokumente veröffentlichte. Aber alle diese Ausgaben, bemerkt Searles richtig, können auf den Namen einer kritischen keinen berechtigten Anspruch erheben. Georges Collas veröffentlichte zwar im Jahre 1912 den Schlußtext der Chapelainschen Arbeit mit allen früheren Varianten, gab aber letztere in der herkömmlichen Form von Fußnoten, weswegen auch dieser Publikation die zur Vergleichung erforderliche Übersichtlichkeit fehlt. Die vorliegende Ausgabe Searles aber stellt nebeneinander den Text des ursprünglichen Entwurfes, die sukzessiven Revisionen und die sich voneinander beträchtlich unterscheidenden gedruckten Ausgaben, so daß der Leser *may be able to follow as readily as possible, step by step, phrase by phrase, often word by word, the evolution of this first published work of an institution which has done so much, not only to „purefy" the language, but also to standardize and, one may say, to nationalize the taste of the French public and the literaly style of French writers.* Besonders instruktiv sind die beigegebenen neun Faksimiletafeln, deren Vorhandensein auf

dem Titelblatte auffallenderweise gar nicht ersichtlich gemacht ist. Sehr belehrend und aufschlußreich ist auch die Einleitung, in der sich Searles als ebenso scharfsinniger als besonnener und gewissenhafter Forscher erweist, der besonders über das Verhalten Richelieus zu Corneille und zur Akademie manches neue Licht verbreitet.

Es wird schon darum gerechtfertigt erscheinen, sich hier mit seinen Ergebnissen kurz zu befassen, weil sein Buch während des Weltkrieges und kurz nach demselben nicht leicht zugänglich sein wird.

Searles hält dafür, der oben wiedergegebene Bericht Pellissons sei zugunsten seiner Freunde auf Kosten des Kardinals gefärbt und möchte dafür folgende Darstellung als mehr den Tatsachen entsprechend vermuten: Es sei nach der ersten Prüfung des Chapelainschen Manuskripts durch Richelieu und nach dessen Zurückstellung behufs einer besseren Glättung der Form eine Teilung der Arbeit erfolgt. Der kritische Teil wurde Chapelain als dem hiezu berufensten übertragen, die Einleitung hingegen, den zur Anbringung von rhetorischen Ornamenten geeignetsten Teil, sollte der Schöngeist der Akademie der Abbé von Cérisy bearbeiten. Da letzterer aber sich seiner Aufgabe nicht gewachsen erwies und sich in schwülstigen Überladungen gefiel, übertrug der Kardinal nach der oben erwähnten Sistierung des Druckes die Lösung des Problems dem von ihm sehr geschätzten Gombauld. Searles stützt sich hiebei auf einen bisher übersehenen Brief Gombaulds an Boisrobert, der zwar undatiert ist, in dem aber eine Stelle vorkommt, die beweist, daß er nur im Oktober geschrieben sein kann und nicht im Juli, in welchem Monate Pellissons Angabe nach Gombaulds Versetzung aus dem ersten in das zweite Komitee erfolgt wäre. So viel geht aus einem Briefe, den Chapelain an Balzac einen Monat, nachdem die *Sentiments* gedruckt erschienen waren, richtete, zweifellos hervor, daß Cérisy und Gombauld in den angegebenen Grenzen an dem Werke beteiligt waren, wenn auch Chapelain einen guten Teil des Gedankenganges und des Ausdruckes auch des Anfanges und des Schlusses für sich in Anspruch nimmt.

Richelieus Überwachung beschränkte sich aber bei seiner zweiten Prüfung des Akademiewerkes nicht bloß auf die Verschönerungen. Aus den vier von des Kardinals eigener Hand geschriebenen Randnoten, die alle um diese Zeit angebracht wurden und sich in jenem Teile befinden, bei dem Chapelain zum „Paten gestanden" war, ist dies unverkennbar. Die Angabe Pellissons, daß Richelieu die Schlußrevision des ganzen Werkes Sirmond anvertraut habe, von dessen Leistung aber enttäuscht worden sei, will Searles höchstens als eine „vorübergehende Suggestion" des Kardinals gelten lassen. Er hält es vielmehr für ausgemacht, daß nach der sorgfältigen Schlußrevision des von

Gombauld und Cérisy unterstützten Chapelain eine Reinschrift angefertigt und die *Sentiments* schließlich in ihrer endgültigen Form frühestens im Dezember 1637 gedruckt wurden.

Der Hauptteil des Manuskripts rührt zweifellos von der Hand Chapelains, auch die Varianten, außer einigen kleinen Veränderungen, deren Schreiber Searles nicht ermitteln zu können erklärt. Diese kleineren Varianten stehen alle zwischen S. 35—38 in dem wichtigsten kritischen Teile und sind mit wenigen Ausnahmen auch in die gedruckte Ausgabe aufgenommen werden. Die längste derselben befindet sich auf S. 44, die interessanteste dieses unbekannten Schreibers aber auf S. 48: Scudéry hatte es nämlich auffällig gefunden, daß die königlichen Befehle zur Schutzmaßnahme Sevillas nicht ausgeführt worden seien. Darauf hatte Chapelain eingewendet, der königliche Befehl sei, wie so oft, wahrscheinlich auch diesmal nicht befolgt worden; es sei indes wahrscheinlicher, daß der König einen solchen Befehl gar nicht erteilt habe, um die Stadtbewohner nicht zu beunruhigen. Nun liest man aber von der unbekannten Hand am Rande die Gegenbemerkung: *L'advis malseur on a veu leurs vaisseaux.* Diese Notiz bezieht sich auf den darin liegenden Widerspruch, daß der König die Nachricht von einem drohenden Überfalle der Mauren (im 628. Verse des *Cid*) als „nicht sicher" hinstellt, während er kurz zuvor (Vers 607) als verbürgt berichtete, daß „auf zehn Schiffen man entfalten die Fahnen unseres alten Feindes sah". Dieser sehr berechtigte Einwurf wurde allerdings bei der Schlußredaktion der *Sentiments* nicht berücksichtigt.

Die anderen sieben Randnoten des Manuskripts sind von der Hand Richelieus und seines Sekretärs Citois und zwar entfallen drei derselben auf den letzteren. Die erste richtet sich nämlich gegen Chapelain, der den Cidstreit mit einem ähnlichen in Italien verglichen hatte, der sich daselbst über Guarinis *Pastor fido* und Tassos *Gerusalemme liberata* erhoben hatte, und wendet ein, der Cidstreit bestehe nur zwischen Gelehrten und Ignoranten, während in Italien die Bewegung sich ausschließlich zwischen geistreichen Leuten abgespielt habe. Pelletier wollte aus dieser Randglosse auf die abfällige Burteilung des *Cid* und Corneilles von Seite Richelieus Schlüsse ziehen, wogegen Searles mit Recht geltend macht, sie könne sich nur auf die häßlichen Formen, die der Cidstreit angenommen hatte, nicht aber auf den *Cid* als Dichtung selbst beziehen.

Die zweite von Citois niedergeschriebene Note beweist, daß die drei von Citois' Hand angebrachten Noten aus der Zeit der ersten Prüfung des Chapelainschen Entwurfes herrühren. Chapelain hatte es gerügt, daß bei Corneille Rodrigo sich nicht daran genügen läßt, den seinem Vater angetanen Schimpf an Gormaz zu rächen, sondern auf dessen Tötung ausgeht. Die Randnote

sagt, es sei möglich, daß der Tod des Grafen gegen Rodrigos ursprüngliche Absicht in der Hitze des Gefechtes erfolgt sein könne. Bei der nach der Prüfung des Kardinals erfolgten Revision wies aber Chapelain zu seiner Rechtfertigung auf die Worte *Meurs ou tue* (Vers 275) hin. In der nach der zweiten Prüfung des Kardinals erfolgten Schlußrevision ist dieses Zitat durchgestrichen.

Auch die dritte und letzte von Citois niedergeschriebene Randglosse: *Bon, mais se pouvoit mieux exprimer* möchte Searles im Gegensatze zu Pelletier durchaus nicht als einen Beweis der Animosität und angeblichen Mißgunst des Kardinals gegen Corneille und den *Cid* gelten lassen. Die mit der Leidenschaftlichkeit des Cidstreites wachsende Anteilnahme und Aufmerksamkeit Richelieus und seine Besorgtheit um das Ansehen der Akademie ergibt sich aus den vier von ihm eigenhändig niedergeschriebenen Randnoten. Sie sind kurz und scharf mit ihrem beginnenden, kategorischen, wiederholten *il faut!* und beziehen sich alle auf den kritischen, also von Chapelain ausgearbeiteten Teil der *Sentiments*. Chapelain trug allen Wünschen des Kardinals Rechnung außer dem ersten, der sich auf die Berechtigung des Wunderbaren in der Dichtung bezog. Chapelain wies nämlich in einem Schreiben an Boisrobert vom 5. November (die *il fauts* Richelieus wurden zweifellos im Oktober niedergeschrieben!) sich entschuldigend darauf hin, daß seine Erörterungen dem Wahrscheinlichen gegolten und daß er das Wunderbare nur nebenbei berührt habe. Tatsächlich wurde des Kardinals gebieterischer Wunsch erst in der gedruckten Ausgabe der *Sentiments* berücksichtigt. — Alle sieben auf Richelieu zurückzuführenden Randnoten des Manuskripts der *Sentiments* beweisen (und das ist wohl das wichtigste Ergebnis der Untersuchung Searles), daß es Richelieu nicht etwa um die Vernichtung eines poetischen Rivalen, sondern um die Wahrung der Würde der Akademie bei dem ganzen Streite zu tun war.

Die Vorrede der *Sentiments* nimmt in dem Manuskripte Chapelains 8½ Seiten ein und für diesen Teil charakteristisch ist das Fehlen aller Korrekturen und Änderungen und dies bestärkt die Annahme, daß nach der Zurückstellung des Manuskripts nach der ersten Prüfung des Kardinals die Teilung der Arbeit eintrat.

Mitte der S. 9 beginnt der rein kritische Teil. Die Veränderungen in den Zwischenzeilen und auf dem Grunde der Seite sind Produkte der ersten, die Umschreibung der ganzen Stelle (vgl. Taf. V) auf der rechten Seite des Randes von der zweiten Revision, die nach der Intervention und Überprüfung im Oktober vorgenommen wurde. Nicht in allen Fällen läßt sich die zweifache Revision so augenscheinlich nachweisen. So kann man nicht feststellen, welche der Randveränderungen auf der Mitte

der Seite (in Taf. VI) von der ersten, welche von der zweiten Umarbeitung herrühre. An der Stelle am Grunde dieser Seite wurden sogar wenigstens viermal Wortveränderungen vorgenommen. Aus allen diesen Fällen ersieht man, welche Wandlungen Chapelains Manuskript durchgemacht hat.

Sehr interessant ist auch das Faksimile der Tafel VIII. Hier wird auf eine Stelle in Scudérys *Observations* Bezug genommen, in der er behauptete, er habe seine Angriffe auf Corneille nur zum Schutze anderer Dichter unternommen. Diese Stelle ist frei von allen Varianten, aber so kräftig und gründlich durchgestrichen, daß man daraus schließen kann, sie sei gleich nach der ersten Prüfung durch den Kardinal und jedenfalls im Sinne seiner Intentionen kassiert worden. Ein neuer Beweis, daß es Richelieu in erster Linie nicht um eine Demütigung Corneilles, sondern um die Wahrung der Würde der Akademie zu tun war.

Mitte der S. 58 endigt der kritische Teil. Es beginnt nun die Würdigung der von Scudéry erhobenen Vorwürfe, Corneilles Verse seien schlecht und die Schönheiten des *Cid* seien sämtlich Plagiate. Aus der Reihenfolge der von Scudéry vorgebrachten Anklagen ließ sich folgern, daß im Beginne Chapelain und seine Kollegen sich mehr mit Scudérys Kritik als mit dem *Cid* Corneilles beschäftigten, was sich übrigens auch aus dem vollen Titel, den Chapelain seinen *Sentiments* erteilte, ergibt. Anders aber dachte und fühlte Richelieu, der Patron der Akademie, dem eine Kritik des *Cid* eine dieser jungen Institution würdigere Aufgabe erschien als das Urteil über eine Kritik des *Cid*, obgleich dieses ihrem Statute mehr entsprach, welches nur solche Werke zuließ, die sie selbst verfaßt oder die man ihrer Beurteilung unterbreitet hatte. Und Corneille hatte sich ja ihrem Richteramte nicht wie Scudéry untergeordnet! Richelieu hatte eben, wie wir gesehen, alles Persönliche vermieden sehen wollen.

Tafel IX gibt ein deutliches Bild des letzten Teiles von Chapelains „Skizze" der Beurteilung des *Cid* durch die Akademie. Man erkennt aus dem Manuskripte deutlich, daß der Schluß (*la péroraison*) nur eine Revision erfahren habe. Der Grund hiefür dürfte der folgende gewesen sein: Chapelain traf nämlich (so erzählt Pellissier) den Kardinal nach seiner zweiten Prüfung des Manuskripts so erregt, daß dieser ihn bei den Rockknöpfen anfaßte, wie man es ihm höchsten Eifer zu tun pflegt, wenn man jemanden trotz allen Zuredens nicht überzeugen kann. Pelletier sagt nicht, um was es sich handelte. Vielleicht gibt eine Stelle aus einem Briefe Aufschluß, den Chapelain an Bourzeys am 19. November 1637 richtete, in dem er ihn daran erinnert, daß ihm Cérisy einmal das Wort abgenommen habe, er werde sich zu ihm begeben und mit ihm und Desmarets dem Beschlusse der Akademie zufolge die „Schönheiten des *Cid* lobend" hervorzuheben.

Es könnte also sein, daß diese drei berühmten Akademiker dem Wunsche Richelieus entsprechend zusammengetreten waren, um den Schluß des *Sentiments*-Manuskripts in seinem Geiste zu revidieren. Oder wollten sie bloß die Abschrift für den Druck herrichten? Das sind Fragen, die man nicht entschieden beantworten kann.

Dies sind die wichtigsten Ergebnisse von Searles' Arbeit über die *Sentiments,* die als eine bedeutende Emanation der für die Entwicklung der französischen Sprache so wichtigen Akademie ein eingehendes Studium verdienen und die auch zu einer Neuorientierung über Richelieus Verhalten gegenüber Corneille beitragen könnten. Searles' Schrift ist gewiß die Frucht langer und sorgfältiger Studien. Daß manche seiner Vermutungen Anfechtungen erfahren dürfte, wird ihn nicht irre machen und soll auch uns nicht hindern, seine Verdienste anzuerkennen.

Wien. Josef Frank.

Otto Th. Schulz, Das Wesen des römischen Kaisertums der ersten zwei Jahrhunderte. (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, herausgegeben von Drerup, Grimme und Kirsch. VIII. Band, 2. Heft.) Paderborn 1916, Ferdinand Schöningh.

In der Wissenschaft kann kein Forscher, selbst der größte nicht, unbedingte Autorität für sich in Anspruch nehmen. Daher hätte der Verf. der Berufung auf Savignys Worte über Niebuhr nicht bedurft, wenn er gegen Mommsen entschiedenen Widerspruch erhebt (mitunter freilich in allzu überlegenem Tone). Die Frage ist nur, ob es ihm gelingt, Mommsens Aufstellungen als unhaltbar und die Richtigkeit seiner eigenen zu erweisen.

Es sind hauptsächlich zwei Thesen, die Schulz verficht: 1. Augustus, der den alten Freistaat äußerlich wieder herstellen will, stützt seine Macht seit 27 v. Chr. in erster Linie auf das „volle konsularische Imperium der älteren Republik, das die oberste Gewalt in Heerführung und Rechtsprechung gewährleistet, doch nur da Geltung hat, wo ihm keine sonstigen Magistraturen faktisch hindernd im Wege stehen“ (S. 82). An dieses konsularische Imperium, das in der Benennung Imperator zum Ausdruck kommt, schloß sich seit 23 v. Chr. „ein volles prokonsularisches Imperium in der Weise der *imperia maiora* der jüngeren Republik, doch ohne Befristung und ohne die Schranken des Pomeriums“ und die tribunizische Amtsgewalt in der bekannten erweiterten Form. — 2. Die Verleihung und Aberkennung des „Imperiums und aller übrigen Ämter und Befugnisse des Prinzeps steht rechtlich einzig und allein der leitenden Körperschaft, dem Senate, zu, nach dessen Vorgang ein formeller Volksschluß darüber erfolgt beziehungsweise erfolgen kann“.

Mommsen hatte zwar auch angedeutet, daß „das Konsulat des beginnenden Prinzipats nicht durchaus nach dem Schema der spätesten Republik, sondern zum Teil nach dem ursprünglichen bemessen" worden sei (St. R. II³ 871), aber die dauernde Konstituierung des Kaisertums ruht nach seiner Auffassung — von Spezialkompetenzen abgesehen — auf den beiden Grundpfeilern der prokonsularischen und der tribunizischen Gewalt. Für Schulz dagegen ist Augustus nicht nur in den Jahren 27 bis 23 v. Chr., in denen er den Konsulat bekleidete, sondern dauernd und ebenso jeder seiner Nachfolger im Besitz des vollen, „in seinem juristischen Grundsinn unbegrenzten" konsularischen Imperiums „im eigentlichen Sinne der alten *Res publica*" (S. 21 f.). Es kann nicht die Aufgabe dieser Anzeige sein, die schwierigen Fragen, die sich an die Begründung des Prinzipates knüpfen, eingehend zu erörtern — nur darauf sei hingewiesen, daß nicht recht einzusehen ist, weshalb man zu einer ausgeklügelten, durch keine Quellenstelle belegten Konstruktion von obsoleten staatsrechtlichen Begriffen seine Zuflucht nehmen soll, wenn man mit den überlieferten Tatsachen sein Auslangen findet. Zudem: Augustus war ja nicht *consul sine collega*; wie hätte er, wenn sein Imperium dem des Kollegen derart überlegen gewesen wäre, sagen können: *post id tempus* (27 v. Chr.) . . *potestatis . . nihilo amplius habui quam qui fuerunt mihi quoque in magistratu conlegae* (Mon. Ancyr. 6, 21 f.)? Und als er im Jahre 23 den Konsulat niederlegte — wie ging es an, daß er das „*imperium consulare*" nichtsdestoweniger ohne weiteres beibehalten konnte? Wenn aber der erste Prinzeps nach der Niederlegung des Konsulates dennoch die der Theorie nach unbegrenzte konsularische Amtsgewalt weiter ausübte und mit dieser noch die erweiterte prokonsularische und tribunizische Machtvollkommenheit sowie andere Kompetenzen verband — wäre dann nicht die vorgebliche Wiederherstellung des alten Freistaates, an die auch der Verf. glaubt, ein wahrer Hohn auf die tatsächlichen Verhältnisse gewesen? Welcher Römer hätte ferner bei der Bezeichnung Imperator an die volle konsularische Amtsgewalt gedacht, für welche doch der Konsulname die ausreichende und übliche Benennung war! Wie verträgt sich endlich der erst spät aufgekommene Imperatorname in dieser bis dahin unerhörten Interpretation mit der Annahme des Verf.s, daß die Neuordnung des Augustus „durch das Staatsrecht der alten Rupublik bestimmt und bestimmbar" gewesen sei!

Eher als diese These des Verf.s dürfte die andere von ihm vorgebrachte in Erwägung zu ziehen sein. Schulz bekämpft die Auffassung, der Mommsen im St. R. S. 844 (der 3. Auflage: Schulz zitiert durchweg nach der 2.) scharf pointierten Ausdruck gegeben hat: „Die Übernahme des Prinzipats in seinem wesentlichen Kern, dem Imperium, ist also, wenn nicht ein Akt der freien

Selbstbestimmung des einzelnen Bürgers, doch ein Akt, der von Rechts wegen ebensowohl auf einen Beschluß des Senats gestützt werden konnte wie auf den Zuruf irgend welcher Soldaten, so daß in der Tat jeder bewaffnete Mann gleichsam ein Recht hatte, wenn nicht sich, doch jeden anderen zum Kaiser zu machen". Dieser maßgebend gewordenen Auffassung gegenüber weist der Verf. auf die von Augustus selbst aufgestellte, von Tiberius feierlich betonte Theorie der *res publica restituta* hin und hebt auf Grund einer Reihe von Belegstellen mit Nachdruck hervor, daß das rechtlich Entscheidende die Übertragung der kaiserlichen Gewalten durch Senat und Volk gewesen sei, dies scheint sich allerdings auch daraus zu ergeben, daß bis zum Untergang des Prinzipats im alten Sinne alle von den Soldaten erhobenen Imperatoren die Gewinnung Roms und die Anerkennung durch Senat und Volk anstrebten und anstreben mußten und daß der formellen Zuerkennung der kaiserlichen Machtvollkommenheit durch den Senat folgerichtig ihre Entziehung durch dieselbe Körperschaft entspricht (vgl. S. 42 ff.), während wir von rechtsgültiger Absetzung durch das Heer nichts hören (vgl. Eutr. 10, 11 zum J. 350: *abrogatum est Vetranioni imperium; novo inusitatoque more consensu militum deponere insigne compulsus*). An sich war die Proklamierung des Kaisers durch das Militär zunächst wohl kein verfassungsgemäßer Akt (das lehren schon für den ersten Regierungswechsel die von dem Verf. nicht erwähnten Stellen Tac. Ann. I 31. 35), aber die Macht der realen Verhältnisse und der eigentümliche Charakter der aus Bürgerkrieg und Scheinkompromiß hervorgegangenen Kaisergewalt brachten es mit sich, daß die Soldatenwahl durch wiederholte nachträgliche Sanktionierung endlich selbst zu einer anerkannten Institution wurde. Zutreffend hebt der Verf. (S. 70, Anm.) hervor, daß man nicht immer mit der juristischen Deduktion auskomme, sondern daß oft „die historisch-genetische Betrachtungsweise allein weiterhelfe" — er selbst hält sich freilich nicht immer an diese Regel.

Der Verf. schließt seine anregende Studie mit der Bemerkung, daß das Scheitern des Prinzipats und der Augusteischen Politik, „abgesehen von den allgemeinen Gesetzen vom Werden und Vergehen", in erster Linie zurückzuführen sei auf den „Mangel an Militarismus"; die „viel zu gering gestaltete und immer mehr auf Abwege geratende Wehrkraft des Reiches" scheint ihm ein Grundfehler der Politik des Augustus (S. 87). Indes, selbst wenn dieses Urteil berechtigt wäre, dürfte man dem Verf. wohl seine eigenen Worte (S. 85) entgegenhalten: „Wie hätte es anders und besser gemacht werden sollen oder auch nur können?"

Wien. Edmund Groag.

Ernst Schwabe, 2000 Jahre deutscher Geschichte. Atlas der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands bis zum Weltkriege. 105 Karten mit Geschichtstabellen und erläuterndem Text. Bielefeld und Leipzig 1916, Velhagen & Klasing. 4 M.

Um es gleich vorweg zu sagen, dieses Lehrbuch — denn im Grund genommen ist es ein solches — verdient möglichst weitgehende Verbreitung unter Schülern der höheren Lehranstalten, aber auch sonst im Volke; ohne jede Einseitigkeit werden hier die Tatsachen der Geschichte in Wort und Kartenbild deutlich eingeprägt, es ist gleichsam ein gedrängter Auszug des Geschichtslehrbuches, eine Zusammenfassung des für jeden gebildeten Deutschen wichtigsten Stoffes, heraufgeführt bis zum 31. Mai 1916, wie sie mir ohne Kenntnis dieses Buches vorschwebte, als ich den in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangten Artikel niederschrieb[1]). Daß uns wieder wie immer der reichsdeutsche Verlag zuvorkam und etwas entsprechend für die österreichischen Verhältnisse Zugeschnittenes noch nicht vorliegt, ist nun einmal eine leider, aber anscheinend unvermeidlich hinzunehmende Tatsache; diese Überlegenheit betonte auch an dieser Stelle schon 1913 Wutte in einem kritischen Aufsatz, dessen Bemerkungen allerdings noch nicht berücksichtigt wurden[2]). Eine Reihe der Karten gleichen vollkommen den ja vom selben Bearbeiter herrührenden in Putzgers historischem Atlas, nur enthalten die Tafeln neben der Karte die einschlägigen geschichtlichen Ereignisse in ihrer Zeitfolge aufgezählt, also z. B. S. 18/19 = Karte 18 in Putzger, dazu stehen beiderseits und auf der nächstfolgenden Seite die Daten von 1273—1477; ähnlich ist es mit den Kartenbildern auf den S. 2/3 (= K. 13 bei Putzger), 6/7 (= 14), nur wegen des größeren Raumes auch die Balkanhalbinsel mitumfassend, 14/15 (= 17), 22/23 (= 20), das größere Format läßt die Anwendung eines größeren Maßstabes zu — 1:12,000.000 gegenüber den 1:15,000.000 bei Putzger —, 30/31 (= 23), 42/43 (= 28) u. s. f. Die Ergänzung im Sinne einer volksbewußten deutschen Geschichte besteht nun darin, daß das germanisch-deutsche Moment in einer Reihe von Karten, die dem Schulatlas fehlen, betont wird: S. 4 „zur Völkerwanderung", S. 8 eine Sprachenkarte Mitteleuropas um 895, S. 12 eine der ostdeutschen Kolonisation für die Zeit von 1100—1400 — prächtig kommt da der Rückgewinn auf Kosten der Slawen seit Karl dem Großen zur Geltung! — S. 16 und 17 Aufstieg beziehungsweise Niedergang der deutschen Nord- und Ostseeherrschaft, S. 25 das Vorschreiten Frankreichs nach Osten u. s. f. Aber auch die großen Zusammenhänge der Welt-

---

[1]) S. d. U. Aufsatz „Zur Ausgestaltung unserer Geschichtslehrbücher", 67. Jahrg. dieser Zeitschrift, S. 333 ff. Wien 1916.

[2]) Dr. M. Wutte „Bemerkungen zu Putzgers Historischem Schulatlas", 64. Jahrg. dieser Zeitschrift, S. 654 ff. Wien 1913.

geschichte, besonders seit Beginn der Neuzeit, und immer mit Hervorhebung des Anteiles, den das deutsche Volk daran nimmt, erscheinen anschaulicher als in den Zahlen durch das Kartenbild: S. 21 „Einreihung Deutschlands in die europäische Staatenwelt", S. 29 und 32 die Friedensschlüsse des 18. Jahrhunderts, S. 33 und 36 die Kriegsgebiete. Dem 19. Jahrhundert sind weitere 20 Seiten gewidmet, eine große Karte stellt die Entwicklung des Europäischen Rußland bis 1856, eine andere den Rückgang des osmanischen Reiches bis 1913, 4 Seiten die Kolonialfrage bis zum Stande von 1912 dar. Die letzten Blätter endlich behandeln bereits die „Gegenwartsgeschichte": eine Völker- und Sprachenkarte von ganz Europa in 1:25,000.000, eine ebensolche von Mitteleuropa in 1:15,000.000 — auf der wohl wegen der durch den immerhin noch kleinen Maßstab begründeten Ungenauigkeit das slowenische Sprachgebiet bis an die Raab reichend eingezeichnet ist — eine Tabelle der am Weltkrieg beteiligten Staaten nach Fläche und Bevölkerung, die politische Karte Europas nach dem Stande 1914 — jedoch Italien bereits als Feind bezeichnet —, eine Erdkarte zum Weltkrieg, der europäische Kriegsschauplatz mit dem Frontstande von Anfang März 1916 auf einer Hauptkarte, während die sehr praktisch mit weitgehender Ausnützung des Raumes untergebrachten Nebenkarten — den Vorteil der Verwendung beider Seiten betonten Wutte a. a. O. und der Unterzeichnete bei der Besprechung des Dierckeschen Schulatlanten in dieser Zeitschrift — Hauptmomente der einzelnen Kampfplätze in West und Ost prächtig veranschaulichen. Eine knappe Zusammenstellung bringt die Ereignisse von der Ermordung des Thronfolgerpaares bis zum Seesieg vor Skager Rak am 31. Mai 1916, mit dessen Würdigung auch die 32 Seiten Text schließen, die als Erläuterung der Karten einen kurzen Überblick der deutschen Geschichte von der westgermanischen Wanderung angefangen gewähren. Schwabe zeigt sich hier als gewissenhafter, ruhig beurteilender Darsteller, der weniger schroff als viele andere reichsdeutsche Historiker die protestantisch-preußische Auffassung durchblicken läßt; von einigen Kleinigkeiten abgesehen, könnte der Wortlaut auch in einem für österreichische Mittelschulen zulässig erklärten Lehrbuch stehen. Auffallend sind einige Wendungen, so z. B. S. 15 betreffend die Teilung der Niederlande: gewiß sprechen die Zeitgenossen meist vom Hause Österreich und nicht „Haus Habsburg", uns stört es aber doch, wenn es heißt: der ganze wallonische Süden wurde wieder katholisch und blieb unter österreichischer Herrschaft" und gleich unterhalb wieder: durch „Österreichs" Herrschaft. Wir denken heute doch unwillkürlich bei Österreich an den geographischen Staatsbegriff der Donaumonarchie. Oder S. 16 wird „die traditionelle Freundschaft zwischen Türken und Protestanten" von den Bündnissen zwischen beiden gegen Polen

und das Haus Habsburg hergeleitet; das erscheint m. E. doch zu weitgehend. Napoleon wird sehr günstig behandelt, die ganze Zeit der Koalitionskriege wird als ein Ringen, aus dem England als Hauptgewinner hervorging, aufgefaßt. Dem letzten Jahrhundert gilt ein volles Drittel des Textes, der Krieg wird als einer des englischen Imperialismus betrachtet, vom Sommer 1916 erhofft Schwabe die Sprengung der Verteidigungslinie Frankreichs. Jedenfalls verdient dieser Atlas von Seite der deutschösterreichischen Mittelschullehrer Beachtung und Förderung, von Seite der österreichischen Verleger womöglich Nachahmung und Verbreitung eines ähnlichen Volksbuches bei möglichst niedrigem Preise; die Anschaffung des an und für sich nicht teuren Werkes wird durch den hohen Markkurs erschwert.

Graz. Dr. Max Hoffer.

Eugen Guglia, Maria Theresia. Ihr Leben und ihre Regierung. 2 Bde. VI, 388 S. und 8 Bildertafeln und 478 S. und 7 Bildertafeln. München und Berlin 1917, R. Oldenbourg. 24 K, geb. 28 K 80 h. (15 M. beziehungsweise 18 M.)

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß, obwohl bisher nur zwei dieses Namens würdige Lebensbeschreibungen der großen Kaiserin vorlagen, die von Adam Wolf und die Arneths, das Jahr der Feier ihres 200. Geburtstages nur ein einziges Werk größeren Stils, eben das vorliegende, hervorgebracht hat, sonst nur kleinere Aufsätze, Zeitungsartikel und Briefsammlungen. So verdient denn das Werk Guglias doppelt die größte Beachtung als einziger Versuch dieser Art, an einem bedeutungsvollen Gedenktage wieder einmal einheitlich zusammenzufassen und darzustellen, wie uns nach dem, was die letzten Jahrzehnte an neuem Material gebracht haben, die große Herrscherin heute erscheint. Und da zeigt sich zunächst das sonderbare Ergebnis, daß trotz allem, was schon publiziert wurde, bei unzähligen Gelegenheiten der Biograph zugestehen muß, daß er den Anteil M. Th.s an den Ereignissen, ihre inneren Stimmungen usw. nicht mit genügender Sicherheit feststellen kann. Es ist also auch jetzt noch viel, sehr viel zu tun übrig, um ein Bild von ihr zu erhalten, wie man es sich von ihrem großen Zeitgenossen und Gegner, Friedrich II. von Preußen, machen kann.

Dem Umfang nach entspricht Guglias Buch mit seinen rund 800 Großoktavseiten etwa drei von Arneths Bänden, also immerhin ein weit genug gespannter Rahmen, der aber sehr ungleichmäßig ausgefüllt ist. Der ganze I. Band (388 S.) ist außer einer kurzen Jugendgeschichte von 40 Seiten dem „Heldenzeitalter" von 1740—1748 gewidmet. Hier geht die Darstellung oft recht sehr ins einzelne, die wichtigeren Ereignisse und Verhandlungen

sind mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt. Die „Reifezeit" 1748—1765, also ein Zeitraum, der den ersten um das Doppelte übertrifft, wird mit nur 227 Seiten abgemacht, das „Alter" auf rund 160 Seiten, weshalb dem Siebenjährigen Krieg z. B. im ganzen nur 22 Seiten gewidmet werden. Diese im ersten Augenblick etwas befremdende Stoffverteilung erklärt sich aus der Stellung des Verf.s gegenüber seiner Aufgabe. An vielen Stellen des Buches betont er, daß er nicht eine Geschichte Österreichs unter M. Th.s Regierung, sondern eine Lebensgeschichte der Herrscherin schreiben wolle; es kommt ihm also vor allem darauf an, die für die Persönlichkeit M. Th.s wichtigen Momente hervorzuheben und da erscheint ihm nun die Zeit von 1740—1748 als weitaus die wichtigste, denn es ist die Zeit, in der seine Heldin in schwierigster Lage die Regierung übernimmt, sich erst in ihre Aufgabe einarbeiten muß und doch sofort die größten Fragen zu lösen hat, die Zeit, in der sie im Mittelpunkt der europäischen Geschichte steht und mit übermenschlicher Anstrengung sich und ihren Staat vor dem Untergang rettet. Dieses dramatisch-ästhetische Interesse schwindet nach 1748 und im Siebenjährigen Krieg wechselt die Lage vollständig, M. Th. und Österreich riskieren eigentlich nichts und der Held des Krieges ist nunmehr Friedrich II. Vollends im dritten Abschnitt geht die Führung der äußeren Politik immer mehr auf Josef II. und Kaunitz über und nur in der inneren behält sie noch im allgemeinen die Zügel in der Hand.

Der allgemeine geschichtliche Standpunkt des Verf.s ist, wie er in der Vorrede betont, ein wesentlich anderer als der Arneths. War dieser in seiner Darstellung noch durchaus durch den damals noch fortdauernden Kampf zwischen Österreich und Preußen beeinflußt, so gesteht G., nunmehr seinerseits durch die gegenwärtige Lage sich beeinflußt zu wissen. Der österreichisch-preußische Kampf gehört der Vergangenheit an und selbst die Erinnerung an ihn hat ihre Bitterkeit verloren, dagegen wird nun England viel schärfer beurteilt. Ob dadurch viel gewonnen ist, ist freilich fraglich. Denn die Klagen über Englands Selbstsucht bei seiner Allianz mit M. Th. sind insofern nicht beweiskräftig, als von England ebenso geklagt wurde und als G. selbst zugibt, daß M. Th. bei ihrem Bündnis mit Frankreich im Siebenjährigen Krieg ausschließlich an sich und Schlesien dachte und sich um Frankreichs Ziele und Beschwerden nicht kümmerte.

Es ist eben ein Grundgesetz der Politik, daß Bundesgenossen in ihren Zielen nie völlig übereinstimmen können und daß daher immer ein jeder vorwiegend die eigenen verfolgen wird und muß; ein einziger allmächtiger Monarch oder Minister kann vielleicht hie und da in edelmütiger Aufwallung gegen die eigenen Interessen für eine Idee, für einen Bundesgenossen eintreten; je mehr die Politik eines Landes von den breiten Schich-

ten der Bevölkerung überwacht wird, von der öffentlichen Meinung abhängt, desto egoistischer wird sie naturgemäß werden. Das ist die Ursache für die früher als bei irgend einem anderen Staate hervortretende stramm-selbstische Politik Englands, aber auch für ihre innere Folgerichtigkeit und Stärke. G. erkennt dies selbst an einer Stelle, wo er von der durch seine „eigene Schwere“ in bestimmter Richtung sich fortbewegenden englischen Politik spricht im Gegensatz zu der gänzlich unverläßlichen, sprunghaften, durch Herrscherlaunen, Palastintrigen und Ministerbestechungen hin- und hergeworfenen Politik Rußlands (I. S. 169).

Wenn G. — wie das ja heute bei dem Deutschösterreicher im allgemeinen der Fall ist — den Gegensatz zu Preußen vollständig begraben hat, so tritt sein warmes österreichisches Vaterlandsgefühl doch öfter hervor, wenn er für das Verständnis österreichischer Eigenart eintritt und hie und da die übertriebenen Vorstellungen von der Rückständigkeit Österreichs in jener Zeit auf das richtige Maß zurückführt, so z. B. wenn er mit Recht darauf hinweist, daß M. Th.s Unduldsamkeit gegen die Evangelischen in anderen Ländern vollkommene Seitenstücke findet, ebenso wie in der Bedrückung der Katholiken in England, oder wenn er darauf hinweist, daß es mit der Lehr- und Lernfreiheit an den deutschen Universitäten nicht um gar so viel besser stand als in Österreich u. ä. Dabei hält er jedoch überall in wohltuender Weise Maß und verfällt nirgends in Übertreibungen, wie sie etwa Kralik, wenn auch im besten Willen, in seiner vaterländischen Begeisterung begeht. Überhaupt zeigt der Verf. überall ein freies Urteil ohne Ängstlichkeit oder Vorurteil, wie z. B. im Schlußwort (II. S. 393) über die Frage des Fortbestandes des Österreich jener Zeit, eine Eigenschaft, die ihn auch gegenüber seiner Heldin nicht verläßt. Er hebt die Bedeutung ihrer Persönlichkeit gebührend hervor, ohne sie doch irgendwie zu überschätzen, er betont auch die Grenzen ihres Wesens, das Hindernis, das in ihrem Geschlecht lag und sie die höchsten Stufen des Einflusses auf Politik und vor allem auf die Kriegführung doch nicht erklimmen ließ; das verhältnismäßig frühe Altern und Nachlassen ihrer ursprünglichen Kraft und Frische, eine bald hervortretende Unentschlossenheit und Ängstlichkeit in der Politik. — Aber freilich trotz alledem bleibt die Gesamtleistung ihrer Regierungszeit immer imposant genug.

Die Darstellung des Werkes im Zusammenhange zu verfolgen ist im Rahmen einer Anzeige unmöglich, es sollen daher nur einige bezeichnende Punkte hervorgehoben werden.

Eine der ersten Regierungshandlungen M. Th.s war die Ernennung ihres Gemahls zum Mitregenten, ein Akt, in dessen stilistischer Formulierung G. schon die zwei Grundideen für das Verhältnis der beiden Ehegatten ausgesprochen findet: Die eigent-

liche Regierung Österreichs bleibt in M. Th.s Hand, aber innerhalb der Familie soll dem Gemahl die ihm gebührende Stellung, namentlich den Kindern gegenüber gewahrt bleiben. Es ist in der Tat eines der besten Zeugnisse für den Takt, den guten Willen und die gegenseitige Liebe der beiden Gatten, daß sie 25 Jahre hindurch ohne wesentliche Schwierigkeiten alle manchmal recht heiklen Lagen, die sich aus ihrer rechtlichen Stellung ergaben, überwunden haben; in Familienfragen hat M. Th. sogar oft genug nachgegeben und z. B. in der Frage der Heirat ihrer Tochter Marie Christine nicht gewagt, gegen des Kaisers Willen zu entscheiden.

Die erste eigentlich politische Entscheidung M. Th.s glaubt G. in dem Beschluß zu erkennen, der in den Beratungen Anfang Jänner 1741 gefaßt wurde, die Verhandlungen mit Preußen über Abtretungen in Schlesien abzulehnen; das erste Anzeichen selbständigen Eingreifens in militärische Angelegenheiten ist das Billett vom 4. Februar 1741 an den Obersten Roth über die Verteidigung von Neisse. Aber noch immer erscheint ihre Persönlichkeit „wie von einem Schleier umhüllt". Stärker tritt sie dann in den Verhandlungen auf dem ungarischen Landtag in Preßburg hervor, am deutlichsten aber in einer Unterredung mit dem englischen Gesandten Robinson (Juli 1741: I. S. 84 ff.). Die Verhandlungen auf dem Landtag, die Frage der Wirksamkeit der ungarischen Hilfe, all dies wird in wohl abwägendem Urteil einwandfrei dargestellt, wobei sehr richtig das Hauptgewicht auf den moralischen Eindruck gelegt wird, den die Stellungnahme Ungarns im Ausland machte.

Die weitere Entwicklung des Krieges, der Umschwung; die Eroberung Bayerns usw. kann hier nicht verfolgt werden; interessant und wie ich glaube sehr richtig ist die Betrachtung über die Frage der Wiedergewinnung von Straßburg und dem Elsaß im Jahre 1744, die durch das zweite Losschlagen Friedrichs II. im verneinenden Sinn entschieden wurde (I. S. 215 f.). Betont wird, daß M. Th. damals (1744) nicht an die Wiedergewinnung Schlesiens, sondern an die Bayerns dachte und auch nach dem Dresdner Frieden war sie entschlossen, „ihn heilig zu halten" (I. S. 281).

Wenn sie bei ihrem Vertrag mit Rußland vom 2. Juni 1746 sich auch gegen Preußen sicherte, so war das nach den vorhergegangenen Erfahrungen psychologisch und politisch nur natürlich und G. hat recht, den Angriff Danielsons[1]) auf diesen „berüchtigten" Vertrag, der angeblich „gegen alle Regeln des Völkerrechtes" war, mit einer ironischen Frage abzutun, er wisse nicht, welche Regeln das sein sollten. In der Tat ist die Behauptung ganz unverständlich und nur vom Standpunkt eines

[1]) Die nordische Frage S. 73. Vgl. Guglia I. S. 284 Anm.

bei einem Geschichtsforscher doch sonderbaren Grades vaterländischer Subjektivität zu begreifen.

Der Aachener Friede schließt die erste Periode von M. Th.s Regierung in einigermaßen unbefriedigender Weise ab. Wir urteilen heute, daß Österreich verhältnismäßig gut aus der schweren Prüfung hervorgegangen ist, M. Th. hatte aber mehr das entgegengesetzte Gefühl, daß sie eben doch ein ziemliches Stück ihres Erbes hatte fahren lassen müssen. Aus diesem Gefühle gehen zwei große Strömungen in ihrer Reformarbeit hervor. Hatte sie schon während des Krieges hie und da an den Finanzen und der Verwaltung gebessert, weil das Heer Geld und tüchtige Unterstützung von seiten des Hinterlandes brauchte, so setzen nun die großen Reformen ein. Für alle aber ist das *primum movens* die Notwendigkeit, eine große schlagfertige Armee aufzustellen und zu erhalten, die sich für den Bestand des Staates als unentbehrlich erwiesen hatte. So beginnt die innere Umgestaltung Österreichs. Die zweite Strömung ist die zur Änderung des Allianzensystems. Das Bündnis mit den Seemächten hatte sich zu schwach gezeigt im Kampfe gegen Frankreich und Preußen und da von diesen beiden Feinden der letztere nicht mit Unrecht als der Gefährlichere angesehen wurde, so war nun die Frage zu beantworten, ob die alte Allianz weiter beizubehalten oder zu Frankreich hinüberzuschwenken sei. M. Th. hat schon Anfang 1749 diese Frage gestellt und Kaunitz sie entschieden in dem Sinne eines Anschlusses an Frankreich beantwortet: Der Zweck war die Niederwerfung Preußens und Wiedergewinnung Schlesiens (II. S. 92 f.), eine Tendenz, die vom österreichischen Standpunkt damals die einzig natürliche war. Ein völliger Verzicht auf eine so reiche Provinz, zugleich ein grundsätzlicher Verzicht auf jeden Versuch, den plötzlich so gefährlich emporgestiegenen und durch seine militärische Kraftentfaltung so unheimlichen Gegner niederzuwerfen, wäre politisch ganz unnatürlich gewesen.

Ich glaube übrigens, daß G. die Bedeutung des festländischen Siebenjährigen Krieges gegenüber dem kolonialen unterschätzt. Allerdings entschied letzterer über die Zukunft Amerikas, aber ersterer entschied doch auch über die Gestaltung Mitteleuropas. Nur weil sich Preußen behauptete und so sich durch den Krieg nichts änderte, scheint er weniger wichtig. Stellen wir uns aber vor, was mehr als einmal während seiner Dauer recht nahe gerückt war, Preußen wäre vollständig unterlegen, Friedrich hätte vielleicht durch Selbstmord geendet, dann hätte die ganze weitere Geschichte Mitteleuropas und damit Europas andere Bahnen eingeschlagen, von denen wir uns nicht einmal annähernde Vorstellungen machen können.

Es wurde also auch hier um hohen Einsatz gespielt. M. Th. hat nach diesem Kriege mit Recht sich vor jedem weiteren

Waffengang gescheut und ihre Bemühungen galten von da an vor allem dem einen Ziel, den Frieden zu erhalten. So läßt sie sich in den nächsten Jahren nur widerwillig von Kaiser Josef und Kaunitz zu schärferem Zugreifen in der äußeren Politik drängen. Das schon bekannte Bild dieses Verhältnisses wird durch G.s Darstellung in allem wesentlichen bestätigt. Der Teschner Friede galt ihr im Sinne ihres Friedensprogramms als persönlicher Triumph.

Was die innere Politik M. Th.s betrifft, so ist schon hervorgehoben worden, daß G. ihre bewegende Kraft in der finanziellen Notlage des Staates sieht, die die Aufstellung eines starken Heeres erschwerte und so die Erhaltung der Monarchie bedrohte. Mit Recht betont er, daß die Übereinstimmung einer Anzahl von Reformen mit den Aufklärungsideen ihrer Zeit nur zufällig ist. Daß sie die Aufklärer nicht mochte, ist ja eine bekannte Tatsache. Immerhin dürfte eine Reihe von Anregungen von dieser Seite, wenn auch nur auf dem Umwege über Preußen, dessen Einrichtungen ja in so vielem zum Muster dienten, dann unbewußt auch auf dem durch die Köpfe ihrer Minister wirksam geworden sein. In vielem aber hat zweifellos die Entwicklung der absolutistischen Herrschermacht von selbst auf die Wege geführt, die von anderen Voraussetzungen her durch die Aufklärer beschritten wurden. So erfolgte die Trennung der Justiz von der Verwaltung nur ein Jahr, nachdem Montesquieu diese Forderung aufgestellt hatte, aber aus rein praktischen Gründen und sicherlich ohne daß man von dessen Buch etwas wußte.

Auch die Fürsorge für den Bauernstand ging zunächst aus dem Bedürfnisse hervor, dessen Steuerkraft für den Staat nutzbar zu machen. Es scheint mir aber trotzdem auch hier ein Wandel der sittlichen und sozialen Anschauungen vorzuliegen, unter dessen Einfluß auch M. Th. stand. Starke Anzeichen für einen solchen Wandel zeigen schon die Schriften Schierendorffs unter Karl VI., eine gedankliche Entwicklung, die noch nicht genügend klar gestellt zu sein scheint.

Krieg, Politik — äußere und innere —, Heer, Finanzen, Verwaltung, das sind die Fragen, denen M. Th.s Wirken vor allem galt; soweit sie sich für Schule, Kunst, Musik, Wissenschaft interessierte, geschah dies doch nur im Zusammenhang mit politischen Zwecken. Einen tiefen, inneren Anteil an diesen Dingen kann G. nur selten nachweisen, so bei den Bauten in Schönbrunn. Was M. Th. nach der rastlosen Beschäftigung mit den staatlichen Aufgaben an Zeit und Interesse übrig blieb, gehörte ihrer Familie und der Religion. Das innige Familienleben, die außergewöhnliche Liebe für ihren Gatten, die Fürsorge für die Kinder sind bekannte Erscheinungen ihres Wesens, ebenso die mit der Zeit immer schärfer hervortretende Religiosität, die dabei nie-

mals in Äußerlichkeiten verflachte, sondern wirklich eine tiefinnerliche Überzeugung darstellte. Freilich hinderte sie diese nicht, ihre Herrscherrechte der Kirche gegenüber sehr strenge zur Geltung zu bringen — sie schied eben zwischen der Religion und deren Dienern. Und gerade in dieser Frage traf sie, wie bekannt, sehr hart mit Josef II. zusammen, eines der größten Bitternisse ihres Lebens nach dem Tode ihres Gatten. Dieses letztere Ereignis bezeichnet G. als wichtiger für M. Th. als alle Kriege und Friedensschlüsse, es ist nach seiner Anschauung der Hauptabschnitt in M. Th.s Leben.

Ich muß zum Abschlusse eilen. Eine eingehende Würdigung des Buches wäre bei dem reichen Inhalt nur in einem längeren Essai möglich. Hier konnten nur einige Fragen herausgegriffen und kurz besprochen werden. Als Ganzes stellt das Buch sicherlich eine sehr beachtenswerte Leistung dar. Neue archivalische Aufschlüsse kann es nur selten geben, da der Verf. weder die Zeit zu einer umfassenden Archivbenützung noch — infolge des Krieges — die Möglichkeit dazu hatte; er mußte sich begnügen, an einigen wichtigen Punkten gewissermaßen Stichproben zu machen. Die Literatur ist reichlich, wenn auch nicht vollständig benützt; die Art der Zitierung manchmal etwas zu summarisch. Kleinere Versehen und Druckfehler kommen hie und da vor[1]), doch sind sie ohne Bedeutung, die Bilder — meist der kaiserl. Familienfideikommißbibliothek entnommen — sind vortrefflich. Die Hauptaufgabe, ein Lebensbild der großen Kaiserin zu geben, das alles Wesentliche in einem Buche von mittlerem Umfang zusammenfaßt, das auch ein Nichtfachmann lesen kann, diese Aufgabe ist im ganzen als recht glücklich gelöst zu bezeichnen. Allerdings wäre ihr vielleicht noch besser entsprochen, wenn der Verf. sich entschlossen hätte, bei einem Bande von etwa 500 S. zu bleiben. Bei kürzerer Fassung des Erbfolgekrieges wäre dies ganz gut möglich gewesen. Das rein Persönliche wäre vielleicht stärker hervorgetreten, während so — trotz der Bemühungen des Verf.s, uns immer die Lebensgeschichte der Person zu geben, — doch auf recht weite Strecken uns mehr die politische Geschichte der Zeit als M. Th. selbst beschäftigt. Aber freilich ist es bei einer Herrschergestalt sehr schwer, sie von der Zeitgeschichte loszulösen, und so wollen wir uns denn des trefflichen Buches freuen, wie es vorliegt, und ihm einen recht weiten Leserkreis wünschen. Schade, daß es — allerdings wieder recht bezeichnend — in einem reichsdeutschen Verlag erscheinen mußte.

Teschen. Dr. M. v. Landwehr.

[1]) I. S. 88 „König" von Hannover, 101, 123, 145, 170, 172, 181, 189 „Kaiserin" statt „Königin"; weitere kleinere Versehen z. B. I. 225 Anm., 304, 355, 365 II. S. 29, 59, 69, 131, 198, 224, 300, 332. Das wilde Volk der „Lycanier" I. 224 A. sind natürlich die Grenzer aus der Lika, die „Likaner".

Dr. Felix Salomon, Der britische Imperialismus. Ein geschichtlicher Überblick über den Werdegang des britischen Reiches vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916. VIII und 223 S.

Die Geschichte des britischen Imperialismus ist nach der Erklärung des Verf.s nichts anderes als die Geschichte der über Englands Grenzen hinausgehenden Reichsbildung. Diesen Prozeß, der früh einsetzt und nie zum Stillstand gekommen ist, will der Verf. in einem kurzen Überblick zusammenfassen. Wie richtig der Gedanke ist, daß man sich fortan gewöhnen muß, nicht mehr mit England allein, sondern mit dem britischen Reich zu rechnen, hat der bisherige Verlauf des Krieges gezeigt. England kämpft, wie noch in so vielen Lehrbüchern vorgetragen wird, seit Wilhelm III. angeblich für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts. Man denkt dabei gar nicht daran, wie dieses Gleichgewicht längst schon gestört ist, seit England den fünften Teil der ganzen Erdoberfläche, Rußland das nördliche Asien, Frankreich die Hälfte von Afrika einsteckte. Indem das Buch wenigstens im Hinblicke auf England einer richtigeren Anschauung Bahn bricht, ist zugleich sein Hauptverdienst gekennzeichnet. In vier Hauptstücken wird der mittelalterliche, dann der merkantilistische, hierauf der Imperalismus in der Blütezeit des Freihandels, endlich jener der modernen Zeit behandelt. Am meisten Beachtung werden der dritte und vierte Hauptteil finden: in jenem das Kapitel über das neue Kolonialreich, in diesem das über die Weltherrschaft und den Weltkrieg. Damit sollen die früheren nicht gering eingeschätzt werden. Beachtung verdient namentlich die Beurteilung Cromwells als Imperialisten. Auch was über die Ursachen der zweiten englischen Revolution beziehungsweise des Sturzes des Hauses Stuart angeführt wird, dessen Verbleiben auf dem Thron auf die Weiterentwicklung Englands hemmend gewirkt hätte, soll besonders vermerkt werden, nicht minder das über die Politik Wilhelms III. Gesagte, mit der das Bemühen der englischen Diplomatie beginnt, die Besitzverteilung unter den europäischen Staaten nach den Gesichtspunkten englischen Nutzens zu bestimmen. In diesem Sinne findet der Ausdruck „europäisches Gleichgewicht" zum ersten Male in den Akten des Friedens von Utrecht Anwendung. Um dies angebliche Gleichgewicht werden dann die folgenden Kämpfe in den Zeitaltern Friedrichs des Großen und Napoleons I. geführt. Wie neidvoll der Aufschwung Deutschlands in England aus eben diesen Gesichtspunkten heraus schon in den Sechziger- und Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts betrachtet wurde, ist noch in aller Erinnerung. Es genügt hier nur an Namen wie die Palmerstons zu erinnern. Gut geschildert ist die Entstehung des neuen Kolonialreiches und die Entwicklung der einzelnen Kolonien, vor allem der Reichsbildung in Südafrika

und der indischen Herrschaft; der neue Imperialismus wird S. 182 f. richtig charakterisiert und die Bedeutung des „Größeren Britanniens" festgestellt: Mutterland und Kolonien sind eins, die Einheit beruht auf gemeinsamer Kultur und gemeinsamem Volkstum. Im Zusammenhang mit der durch den neuen Imperialismus bedingten Ausdehnungspolitik Englands, die zeitweise wahre Orgien feierte, werden die Gegenzüge gegen Deutschland, Rußland und Frankreich erörtert, vor allem die Beziehungen Englands zu Deutschland sachgemäß dargelegt. Zukunft und Dauerhaftigkeit des heutigen englischen Imperialismus werden nach den sorgsamen Erwägungen des Verf.s davon abhängen, ob es gelingt, für das Reich Lebensformen zu finden, die eine Vereinbarung britischer Lebensinteressen mit gleichberechtigten Interessen aufstrebender Völker gestatten. Sollte dem nicht so sein, so müßte man mit Kjellen bekennen, daß das britische Weltreich in seinem Typus einer Situation und einer Szene angepaßt ist, welche die Weltgeschichte wohl streichen wird. Man entnimmt diesen Bemerkungen, daß das Buch in trefflicher Weise in das Verständnis für das Wesen des britischen Imperialismus einführt. Einige kleine Irrtümer (S. 177) und Druckfehler (S. 192) werden bei einer Neuauflage leicht zu beseitigen sein.

Graz. J. Loserth.

A. Hettner, Die Kriegsschauplätze. 5. Heft: F. Frech, Der Kriegsschauplatz in Armenien und Mesopotamien. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916. 91 S. Preis 2 M. 40 Pf.

Mit Rücksicht auf die Werte, die in den Kämpfen im fernen Osten auf dem Spiele stehen, insbesondere soweit das Schicksal der Bagdadbahn und der persisch-mesopotamischen Erdölvorkommnisse in Frage kommt, besitzt der Schauplatz des dortigen Ringens ganz besondere Bedeutung. Es ist daher zu begrüßen, daß uns ein Mann, der in den Jahren 1897 bis 1909 diese Gegenden aus eigener Anschauung kennen zu lernen Gelegenheit hatte, in das Verständnis der geographischen Eigenheiten einführt, die sie aufweisen. Mit Recht macht der Verf. auch auf die geschichtliche Größe der Kämpfe aufmerksam und stellt die Schlachten von Ktesiphon und Kut el Amara denen von Issos und Karrhae gegenüber. Der Stoff ist in zwei Abschnitte gegliedert. Im ersten behandelt Frech Armenien, im zweiten Mesopotamien. An die länderkundliche Würdigung der betreffenden Gebiete schließt sich jeweils eine Würdigung der kriegerischen Ereignisse. Wenn der Verf. am Schlusse der Schilderung der Kämpfe um Kut el Amara sagt, das Schicksal Mesopotamiens selbst sei in dieser Stadt am 29. April 1916 entschieden worden, da England nach dieser Niederlage nur das eigentliche Mündungsgebiet von Korna oder Basra abwärts noch zu halten imstande sei, so wurde seine

Annahme durch die spätere Geschichte des Feldzuges ebensowenig bestätigt wie die Zuversicht auf die Behauptung Bagdads. Von besonderem Interesse ist die Darstellung der Erdölvorkommnisse und in deren Rahmen die Bezugnahme auf die brennenden Gasquellen als Ausgangspunkte des Zarathustrakultes. Vier Tafeln mit lehrreichen Bildern unterstützen in erwünschter Weise den Text. Die beigegebenen Kärtchen erfüllen ihren Zweck nur zum Teile. Vermöge des sachlich wertvollen Inhaltes verdient das jüngste Heft der Sammlung im Unterrichte ebensolche Verwertung wie die ersten Hefte, in denen Philippson den französisch-belgischen Kriegsschauplatz, Partsch den östlichen europäischen Kriegsschauplatz und Krebs-Braun die Kriegsschauplätze auf der Balkanhalbinsel zum Gegenstande einer eingehenden länderkundlichen Untersuchung gemacht haben, um zu zeigen, in welchem Abhängigkeitsverhältnisse die großen Ereignisse, die sich dort abspielten, zur geographischen, volkswirtschaftlichen und kulturellen Grundlage dieser Erdstriche stehen.

Innsbruck. J. Müllner.

O. Eißfeldt, Israels Geschichte. Praktische Bibelerklärung. VI. Reihe der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher", herausgegeben von K. Aner. 4. Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Liebeck). Kl. 8°. 52 S. Preis 50 Pf., geb. 80 Pf.

Der vom Verf. gewählte Titel des Büchleins paßt nicht zum Inhalte, denn man erwartet, daß die Geschehnisse wenigstens bis in die Zeit des Kaisers Vespasian in ihren charakteristischen Hauptzügen vorgeführt werden. Tatsächlich wird bei der Eroberung Jerusalems durch die Neubabylonier, mehr als ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt, Schluß gemacht. Was geboten wird, ist in sieben Abschnitte geteilt, und zwar so, daß einigen charakteristischen Bibelversen eine Bewertung der Ereignisse folgt. Der Verf. gehört durchaus der modernen Richtung an, der, besonders in den Abschnitten über die Patriarchenzeit, die biblischen Berichte in den Kreis der Sagen verweist. Darüber ist wohl kein Zweifel, daß die dichtende Phantasie des Volkes, verbunden mit dem Streben, die eigene Vergangenheit den benachbarten Stämmen gegenüber im hellsten Lichte und offenbare Gewalttaten als Befolgungen göttlicher Befehle erscheinen zu lassen, die Ereignisse umformte. Die Erkenntnis bricht sich immer mehr Bahn, daß die Moral des „auserwählten Volkes" bei weitem nicht einwandfrei war und manche Tat, angeblich auf Javehs Gebot vollbracht, eine durchaus egoistische Gesinnung der führenden Personen bekundet. Freilich nur vereinzelt, aber immerhin doch schon wurden Stimmen gewichtiger Pädagogen laut, die allen Ernstes die Frage stellten, ob die Erzählungen von Übervorteilung und Niedertracht geeignet zur religiösen Jugendbildung sein können. Es ist ganz irrelevant, ob die han-

delnden Personen eine historische Grundlage haben oder, wie der Verf. will, in das Reich der Sage zu verweisen sind. Unseres Erachtens ist kein Grund vorhanden, die Existenz der drei jüdischen Stammväter zu bestreiten oder den mehrhundertjährigen Aufenthalt ihrer Nachkommen in einem ägyptischen Grenzlande auf etwa fünfzig Jahre zu beschränken. Die Entstehung der Jahvereligion wird wohl anders erfolgt sein, als uns der Verf. glauben machen will. Es wäre völkerpsychologisch unmöglich, daß die aus Ägypten wandernden Stämme, die doch bis dahin religiöse Gebräuche gehabt haben mußten, plötzlich den Lokalgott der Halbinsel Sinai so ganz ausschließlich verehrten, daß jede Erinnerung an die früheren Gottheiten verschwand. Wenn auch „der fremde Jahve am Schilfmeer geholfen" hätte, so würde er bloß ein Plätzchen neben den bisher verehrten Göttern erhalten haben. Der Versuch des Verf.s, auf diesem Wege die Entstehung des Monotheismus zu erklären, scheint uns völlig mißlungen zu sein. Vielmehr wird es erlaubt sein, daran festzuhalten, daß die Verehrung des Jahve ein uraltes Erbgut der Stammväter war und sich während des langen Aufenthaltes in Ägypten nur durch die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse und die Volksfremdheit der Afrikaner und Asiaten erhalten konnte, die auch durch verschiedene Festtagskleidung zum Ausdrucke kam. Übrigens ist das letzte Wort noch lange nicht gesprochen. In demselben Maße als unsere Kenntnisse der Geschichte der orientalischen Völker wachsen, wird auch die der Israeliten neue Beleuchtung erfahren. Es ist bezeichnend, daß die bisherigen Funde die biblischen Berichte voll bestätigten, statt sie zu erschüttern. Es wird daher gut sein, in der kritischen Sichtung vorderhand Maß zu halten. Der Stil des Büchleins ist gediegen und prächtig.

Wien. G. Juritsch.

Geometrische Aufgabensammlung. Von Dr. W. Lietzmann, Direktor der Oberrealschule in Jena. Ausgabe A: für Gymnasien, Unterstufe. Teubner, 1916. Mit 266 Fig. 173 S. Preis geb. 2 M.

Großzügige und umfassende Arbeit hat hier eine für lange Zeit vorbildliche Aufgabensammlung gezeitigt, die allen Anforderungen gerecht wird, die aus den Reformbestrebungen der letzten Jahre entsprangen und deren restlose Verwirklichung keinen besseren und geeigneteren Händen anvertraut werden konnte.

Ohne aufdringlich zu werden regt der Verf. immer wieder zu eigener Arbeit an, sei es dadurch, daß Anschauungsmittel, Modelle, Bewegungsmechanismen, mannigfache Skizzen u. dgl. angefertigt oder geometrische Beziehungen gefunden werden sollen; gleich die erste Aufgabe wendet sich an den Knaben mit

der Aufforderung, einen Maßstab durch Falten eines Papieres herzustellen, später soll eine Konstruktionsskizze des Fahrrades mit Gestell und Zahnradübertragung gegeben werden, dann wieder wird das Augenmaß, das Abschätzen von Entfernungen geübt und alles, was den Schüler umgibt, soll in den der „Vorstufe" der Geometrie eingereihten Aufgaben geschätzt und nachher gemessen und zur Darstellung gebracht werden. In dieser Art und später durch Anfertigung geometrischer Ornamente und endlich durch die verschiedensten Konstruktionsaufgaben wird das Zeichnen kräftig und mit Nachdruck gepflegt. Großen Wert legt der Verf. auch auf die mannigfachen Anwendungsgebiete, vor allem auf verschiedene Meßapparate, und erhöht den Wert dieser Aufgaben dadurch, daß er sie mit den einschlägigen geschichtlichen Bemerkungen versieht, wie denn überhaupt die weitgehende Berücksichtigung historischer Tatsachen dem Buche einen besonderen Reiz verleiht; es werden Aufgaben gebracht, gar oft aus den Originalwerken entnommen, die von den verschiedensten Autoren herrühren und schon an sich ein treffliches Bildungsmittel abgeben. Auch eine Reihe von Trugschlüssen und Scheinbeweisen wird dem Knaben vorgelegt und solche Aufgaben schärfen seinen Blick für geometrische Beziehungen eindringlicher, als es der strengste Beweis vermöchte.

In dieser umspannenden Art hat der Verf. seine reichen Kenntnisse in den Dienst dieser Arbeit gestellt und es gibt wohl kein bedeutsameres Werk der einschlägigen Literatur, das nicht benützt worden wäre.

Die Anordnung des reichen Aufgabenmaterials paßt sich naturgemäß dem Lehrgang an; das Buch behandelt zuerst die Grundgebilde (Strecken, Winkel, Dreieck, Viereck, Kreis), wendet sich dann der Flächenlehre zu und schließt ab mit den wichtigen Sätzen aus der Ähnlichkeitslehre. Es waren sicherlich Erwägungen methodischer Natur, die den Verf. bewogen, die systematische Anordnung der vier Kongruenzsätze zu ändern — die von ihm gewählte Reihenfolge ist: 2., 1., 4., 3. Kongruenzsatz — und die Konstruktionsmethode der Hilfsfiguren an die Spitze zu stellen, obwohl die Methode der geometrischen Örter eine weitaus grundlegendere Bedeutung hat. Ebenso wird die Tatsache verständlich, daß die Flächenverwandlung erst nach der Flächenberechnung eingereiht wurde; unklar blieb mir nur, warum die Sätze vom Höhenquadrat und vom Kathetenquadrat so wenig Anwendung erfahren, obschon sie die Möglichkeit geben, ein beliebiges Vieleck als Quadrat darzustellen, und warum die einfachsten Körperformen, da sie doch den Ausgangspunkt für geometrische Betrachtungen abgeben müssen, bei den Flächenberechnungen so ganz unbeachtet geblieben sind. — Durch die methodisch sorgsam überlegte Anordnung der Aufgaben wird es ermöglicht, daß der Schüler manche geometrische Tatsache selbst

entdecken kann und daß anderseits recht schwierige Beziehungen haben Aufnahme finden können; so finden sich manche Eigenschaften des Feuerbachschen Kreises, einige der bedeutungsvollen Beziehungen, die durch die Ankreise eines Dreieckes hervorgerufen werden, oder Konstruktionen von Dreiecken aus den Bestimmungsstücken a, s_a, β; s, ρ, ρ_b, $s-c$, γ, w_γ; h_a, h_b, h_c. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß hier bereits die Bestimmung von Punkten durch ihre Koordinaten und die darauf sich stützende Berechnung ihrer Entfernung zur Sprache gebracht wird.

Besonders wohltuend wirkt der durchaus einwandfreie Gebrauch der Fachausdrücke, daß z. B. endlich der widersinnige Ausdruck „Halbstrahl" vermieden wird, und daß die zur Bezeichnung der verschiedenen Größen benützten Buchstaben zweckmäßig gewählt sind und folgerichtig beibehalten werden; es wäre hoch an der Zeit, wenn in diesen durchaus nicht belanglosen Fragen Einheitlichkeit sich durchsetzen ließe; nur den einen Wunsch möchte ich hier vorbringen, daß nämlich der Ausdruck „Seitenhalbierende" — analog zu dem Wort „Winkelhalbierende" — weil er zu unbestimmt ist, doch lieber durch den wenn auch auf physikalische Beziehungen zurückleitenden Ausdruck „Schwerlinie" ersetzt würde.

Schließlich obliegt es mir, einige Druckfehler anzugeben; S. 71 Nr. 16 *b*, vermutlich auch S. 98 Nr. 3 *c*, falls nicht etwa die Überbestimmung beabsichtigt worden ist, S. 112 Nr. 49, wo in allen drei Aufgaben wohl *b* anstatt *c* zu lesen ist, S. 153 Z. 13, S. 157 in der Überschrift der Seite (statt § 52 ist zu setzen § 25), S. 159 Z. 8 v. u., endlich S. 160 Nr. 21.

Wien. Prof. Wolletz.

Močniks Anfangsgründe der Geometrie für die I. bis III. Klasse der Mittelschulen. Bearbeitet von Johann Spielmann. Mit 160 Figuren. 29., geänderte Auflage. Preis geb. 1 K 80 h. Wien 1916, F. Tempsky.

Seit der ersten, nach den neuen Lehrplänen vom selben Fachmann umgearbeiteten Auflage des alten Močnik-Neumannschen Buches sind erst sieben Jahre verstrichen. Und nun schon wieder eine geänderte Auflage! Fast zu früh nach den wiederholten Erlässen gegen den zu häufigen Wechsel der Lehrbücher! Wohl ist die gleichzeitige Verwendung beider Auflagen gestattet; doch wird diese auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen: 160 Figuren gegen 148, 125 Seiten gegen 107! Zwei ganz neue Abschnitte: VII. „Bestimmung einer Ebene, normale Gerade zu einer Ebene, Flächenwinkel" und XV.: „Ähnlichkeit der geometrischen Gebilde", und der Abschnitt IV „Vom Dreieck im allgemeinen" eingeschränkt auf „das rechtwinkelige, gleichschenkelige und gleichseitige Dreieck".

Die erfreulichste, weil wertvollste Änderung besteht in der durchgängigen Vermehrung der Beispiele und Aufgaben

— meist Denkaufgaben. Hingegen muß die in der neuen Auflage unter dem Strich mit peinlicher Sorgfalt durchgeführte etymologische Erklärung aller vorkommenden Kunstausdrücke, Fremd- und sogar Lehnwörter für die 1. bis 3. Klasse als völlig überflüssig bezeichnet werden. Was soll Lehrer und Schüler auf dieser Stufe mit den sogar griechisch geschriebenen Etymons anfangen! Bei Kunstausdrücken, wofür das deutsche Wort fehlt, hat der Schüler, der noch mit der Muttersprache zu kämpfen hat, kein Bedürfnis nach einer Erklärung; bei Begriffen, für welche das Fremdwort neben dem deutschen besteht, ist es eine nicht zu rechtfertigende Mehrbelastung, wenn für einen Begriff zwei Namen verlangt werden, die auch der immer wieder mit Recht erhobenen Forderung nach Ausmerzung der Fremdwörter zuwiderläuft. Müssen denn schon in der 1. bis 3. Klasse alle Termini, die gang und gäbe sind, untergebracht werden? Ein solcher Nominalismus widerspricht auch den Absichten der letzten Erlässe. So übersetzt Sp. dem Zehn- bis Zwölfjährigen nicht nur: vertikal, horizontal, Geometrie, Meter, Dimension, parallel, normal, Quadrat, Diagonale, Radius, Zentrum, Prisma, Zylinder, Pyramide und viele andere, sondern sogar Diameter, Hemisphäre, Grad, Minute, Sekunde, Zirkel, Basis, Zone!

Dabei begegnet es dem Erklärer, daß er Zentrum schon bei der Kugel benützt, aber erst später beim Kreise erklärt; desgleichen wird vom Zirkel schon S. 9 gesprochen, aber erst S. 18 die Erklärung gegeben! Wäre der Ministerialerlaß, betreffend die Vermeidung entbehrlicher Fremdwörter, dem Bearbeiter schon vorgelegen, so hätte er wohl manche der genannten und gewiß auch folgende vermieden: experimentell, analog, kubiziert, Rotation, Visier und Modell, Apparat, eventuell, Volumen, Karton, Material, deren Erklärung offenbar übersehen wurde.

Ohne Bedenken ausgefallen sind in der neuen Auflage der Begriff des Strahlenbüschels, die sogenannten Normalwinkel, Durchmesser und zentrische Symmetrie des Parallelogramms und der Satz über das Höhenquadrat beim rechtwinkeligen Dreieck.

Neu hinzu gekommen sind der Begriff des Diagonalschnittes beim Würfel, Quader und Prisma, Abstand eines Punktes von einer Ebene und das rechtwinkelige Dreieck mit den Winkeln 30°, 60°. Der Begriff des Viereckes fehlt jetzt in § 5, obwohl in § 6 das regelmäßige Viereck *per definitionem* eingeführt wird. Neu ist die Bezeichnung der Dreieckswinkel mit griechischen Buchstaben und die Figur für das Tetraeder und Oktaeder. Die Übersichtlichkeit wird erhöht durch die vollständige Durchführung der fettgedruckten Überschriften der Paragraphen.

Die Lehre von der Ähnlichkeit war in der alten Auflage nur ganz kurz beim Pyramidenschnitt gestreift; jetzt wird sie in einem eigenen Abschnitt sogar bis zu den ähnlichen Körpern geführt.

Unverständlich erscheint es, daß die in den Lehrplänen empfohlenen Anregungen zu funktionalem Denken durch Fragen nach der Veränderung der Längen-, Flächen- und Raumausdehnungen mit den Bestimmungsstücken folgerichtig bei allen Figuren und Körpern, sogar bei der zylindrischen Röhre, gestellt werden, beim Volumen des Zylinders und bei der Oberfläche und dem Volumen des gleichseitigen Zylinders aber entfallen sind.

Wenn der Verf. die Lehre vom Dreieck nun in zwei Gängen, zuerst am rechtwinkeligen, gleichschenkeligen und gleichseitigen und dann erst am allgemeinen Dreieck behandelt, so wird man damit einverstanden sein; doch ist die Beibehaltung eines eigenen Paragraphen mit den Begriffen und Namen für komplementäre und supplementäre Winkel, bevor solche dem Schüler begegnet sind, nicht zu rechtfertigen. Der Schüler schaut supplementäre Winkel leibhaftig das erstemal bei den Nebenwinkeln, komplementäre Winkel im rechtwinkeligen Dreieck. Dorthin gehört auch beim heuristischen Vorgange ihre Einführung. Überhaupt blickt in den Definitionen, Einleitungen und Beweisführungen manchmal zu stark der Fachmann durch, der alles mit dem Auge des Mathematikers sieht und sich auf den Standpunkt und die Bedürfnisse des Zehnjährigen nicht herablassen kann, zu oft auch von der modernen Heuristik in die alte Systematik verfällt, so daß der „Kleine" Močnik stark als ein Auszug aus dem „Großen" erscheint.

Eine öde Wortklauberei ist ferner die alte Nomenklatur mit den Gegen-, Wechsel- und Anwinkeln; wieviel Zeit wird auf die Aneignung dieser nichtssagenden Namen verschwendet, wo doch der Begriff des Neigungswinkels und der Parallelwinkel vollkommen ausreicht! Und wenn gar erst der Lehrsatz von den Gegen-, Wechsel- und Anwinkeln an Parallelen und seine Umkehrung abgeleitet und zwei Paragraphen später von den Parallelwinkeln gehandelt wird, so ist dies entweder eine Tautologie oder ein offensichtliches Hysteron-Proteron!

Der Beweis des Satzes von der Flächengleichheit zweier Parallelogramme mit gleicher Grundlinie und gleicher Höhe hat durch die Aufnahme zweier weiterer Figuren an Anschaulichkeit eher eingebüßt als gewonnen. Eine Figur reicht zur strengen Beweisführung vollständig aus.

Fehlerhaft ist die Diktion S. 40, 6: Eine mit einer Ebene *a)* parallele Gerade, *b)* parallele Ebene sind überall gleich weit voneinander entfernt.

Die angeführten Mängel sind von geringem Belange; ihre Erwähnung beweist mir, daß Wesentlicheres an den lieben, alten Bekannten nicht auszusetzen ist: Nur eine letzte Feile wird auch sie berücksichtigen können.

Die durchgehends beobachtete sachliche Gründlichkeit, Folgerichtigkeit und Vollständigkeit, gepaart mit dem redlichen Be-

streben des Bearbeiters, den in den neuen Lehrplänen empfohlenen Methoden des mathematischen Unterrichtes immer weitere Geltung zu verschaffen, empfehlen das auch äußerlich vollkommen entsprechende Büchlein weiterhin allen Fachkollegen.

Bozen. Dr. A. Lechthaler.

Lehrbuch der Physik zum Gebrauche beim Unterricht, bei akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium von E. Grimsehl, weiland Direktor der Oberrealschule auf der Uhlenhorst in Hamburg. I. Band: Mechanik, Akustik und Optik. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 1063 Fig. im Text und zwei farbigen Tafeln. XII, 966 S. — II. Band: Magnetismus und Elektrizität. 3. Auflage, durchgesehen und ergänzt von Prof. Dr. J. Classen, Prof. Dr. H. Geitel, Oberlehrer Dr. W. Hillers und Oberlehrer W. Koch. Mit einem Bildnis E. Grimsehls als Titelbild und 517 Figuren im Text. X, 542 S. Leipzig und Berlin 1916, B. G. Teubner. Preis des I. Bandes 12 M., des II. Bandes 8 M.

Als die erste Auflage des Lehrbuches der Physik von Grimsehl erschien, wurde es von den Fachmännern und Schulmännern als ein bedeutungsvolles und den Physikunterricht in neue Bahnen lenkendes Werk aufs freudigste begrüßt.

Nach dem Heldentode des berühmten Autors erscheint nun das Buch in dritter, wesentlich ergänzter und verbesserter Auflage. Der erste Band ist von Grimsehl selbst noch vollständig durchgeführt worden, der zweite Band, dessen Niederschrift nur zum Teil von ihm herrührt, ist in seinem Geiste von den Professoren Classen, Geitel und den Oberlehrern Hillers und Koch verfaßt worden.

Dir. Grimsehl hat das Experiment in seinem großzügig angelegten Lehrbuche an allen Stellen an die Spitze gestellt und selbst viele wertvolle Apparate und Versuchsanordnungen angegeben, die das Buch namentlich für den Lehrer der Physik sehr wertvoll und geradezu unentbehrlich gestalten. Aber auch der theoretische Teil der Physik ist in einer den Zwecken sehr entsprechenden Weise zu seinem Rechte gekommen. Hiebei wurden auch die Methoden des Infinitesimalkalkuls zu Hilfe genommen. Der zu behandelnde Stoff ist in den letzten Jahren so reichlich geworden, daß eine Zweiteilung des ursprünglich in einem Bande erschienenen Werkes sich als erforderlich herausstellte.

In dem ersten Bande ist zunächst nach einer sehr gehaltvollen Einführung, in der die Grundlehren der physikalischen Meßkunde angegeben werden, die Mechanik behandelt worden. Mit Recht wird die Phoronomie an die Spitze gestellt und dabei der Leser in seinem funktionalen Denken wesentlich gefördert. Wir lesen in diesem Abschnitte ganz vortreffliche und meisterhaft durchgeführte Darstellungen, so z. B. jene der harmonischen Bewegung. Dem folgt jener Abschnitt, der von der Lehre von

den Kräften (Dynamik) handelt. Die Einführung des Begriffes „Kraft" und „Masse" ist eine mustergültige. Die Newtonschen Prinzipien fanden eine lichtvolle Darstellung und entsprechende experimentelle Erläuterung. Das Prinzip von der Erhaltung der Energie erfuhr eine eingehende Erörterung. In sehr ansprechender Weise wird die Rotationsbewegung der Körper, die Lehre von den freien Achsen und der Präzessionsbewegung besprochen. Der Elastizität und Festigkeit der Körper wurde ein eigener Abschnitt gewidmet. Anschließend daran wird der praktisch sehr bedeutungsvollen Kraftübertragung in relativ ausführlicher Weise gedacht. In die Lehre von der Gravitation sind die Elemente der Potentialtheorie in naturgemäßer Weise eingeflochten worden. — In der Hydromechanik finden wir das Flut- und Ebbeproblem neu behandelt; dasselbe gilt auch von der Lehre von der Oberflächenspannung und Kapillarität. Von technischer Wichtigkeit ist die nun ausführlicher gestaltete Lehre von den Wasserrädern und Turbinen. Bemerkenswert sind auch die Ausführungen, die sich auf die neueren und neuesten Vervollkommnungen der Luftpumpen beziehen. In dem Abschnitte, der vom Widerstand des Wassers und der Luft gegen eine bewegte Platte handelt, ist auch des lenkbaren Luftschiffes in sehr instruktiver Weise gedacht worden. Es werden die Gleitflieger, Drachenflieger, Schraubenflieger und Schwingenflieger betrachtet.

In der nun folgenden Wärmelehre sind jene Abschnitte, die mit den beiden Hauptsätzen der mechanischen Wärmetheorie im Zusammenhange stehen, einer neuen Bearbeitung unterzogen worden. In diesem Abschnitte möchten wir besonders hervorheben: Die sehr gelungene und durch schöne Schulversuche vorbereitete Einführung in die Kalorimetrie; die Darstellung der Lehre vom osmotischen Druck, ferner jener von der Kondensation der Gase, die musterhafte Erörterung der Prinzipien der Thermodynamik, des ersten Hauptsatzes derselben, der aus diesem gezogenen Folgerungen und der auf elementarem Wege kaum zu übertreffenden Darstellung der Kreisprozesse und des zweiten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie. Von den kalorischen Maschinen werden die Grundsätze der Heißluftmaschinen, der Explosionsmotoren, der Kolbendampfmaschinen und der Dampfturbinen angegeben. Sehr lehrreich ist auch der von den Kältemaschinen handelnde Abschnitt. Wir finden im Buche auch die Grundlehren der kinetischen Gastheorie und der Thermochemie berücksichtigt.

Schließlich wird als Anhang der Wärmelehre ein sehr frisch geschriebener Abschnitt über Meteorologie dem Leser vorgeführt.

In der Wellenlehre ist den Wasserwellen eingehende Behandlung zu teil geworden. Die darauf bezugnehmenden im

Buche angegebenen Versuche sind jedenfalls sehr bemerkenswert und verdienen im Unterrichte nachgeahmt zu werden.

In der Lehre vom Schall verdient die gegebene Darstellung des Dopplerschen Prinzips Beachtung. Die das menschliche Stimmorgan sowie das menschliche Gehörorgan erläuternden Figuren sind wegen ihrer ausgezeichneten Ausführung bemerkenswert.

In der Lehre vom Licht findet Referent nachstehendes zu bemerken: Gegen die früheren Auflagen erscheint der die Photometrie behandelnde Abschnitt wesentlich erweitert. Sehr eingehend wurde das Photometer von Lummer und Brodhun besprochen. Neu aufgenommen wurde auch die Abbildung durch ein zentriertes System brechender Kugelflächen. Die Linsenfehler erfahren eine ziemlich eingehende Besprechung. Es wird in sehr klarer Weise gezeigt, daß eine einfache, gewöhnliche Linse Aberration und Astigmatismus zeigt und bei ihr die Sinusbedingung nicht erfüllt ist. Im Anschluß daran wird die Verzeichnung durch Blendenwirkung erörtert. Recht genau hat der Verf. die Lehre von den optischen Instrumenten in Erwägung gezogen. Schön gearbeitet ist der Abschnitt über anomale Dispersion.

Ohne weitgehende mathematische Betrachtungen wird die physikalische Optik besprochen. Besonders bemerkenswert erscheinen dem Ref. die Darstellung der Interferenzen an zwei Platten, die Michelsonsche Auswertung des Meters in Wellenlängen, der Abschnitt über Interferenzspektroskopie. Mit Hilfe des Prinzips von Huygens werden in sehr sachgemäßer Weise die Erscheinungen der Beugung des Lichtes erklärt. In recht klarer Weise hat der Verf. den Einfluß der Beugung auf die Bilderzeugung durch Linsen betrachtet. Ganz besonders möchte der Ref. jenen Abschnitt hervorheben, in dem die Erklärung der Reflexion und Brechung des Lichtes aus seiner Wellennatur zur Sprache kommt. Musterhaft durchgeführt sind die auf die Polarisation und Doppelbrechung des Lichtes bezugnehmenden Ausführungen.

Auch die optischen Erscheinungen in Kristallen fanden ohne besondere mathematische Hilfsmittel durch einfache Raisonnements genügende Erklärung. In dem Abschnitte über die Strahlungsenergie und ihre Umwandlungen zieht der Verf. die wesentlichsten Folgerungen aus den Strahlungsgesetzen. Die dem ersten Bande angeschlossenen Zahlendaten, betreffend wesentliche physikalische Konstante, werden willkommen geheißen werden.

Der zweite Teil des Werkes, der die Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität behandelt, enthält viele sehr bemerkenswerte Erörterungen. So möchten wir besonders hervorheben: Die sehr gelungene elementare Theorie des Quadrantenelektrometers von Thomson, die Behandlung der dielektrischen Sub-

stanzen nach dem Vorgange von Faraday und Maxwell, die Einführung in die Lehre von der dynamischen Elektrizität, den Abschnitt über elektrische Messungen, jenen über die Erscheinungen der Elektrolyse und ihre Theorie, wobei auch der praktischen Anwendungen in zutreffender Weise gedacht wird, ferner den Abschnitt über die mechanischen Wirkungen des elektrischen Stromes und den über Magneto- und galvanische Induktion. Ziemlich eingehend werden in dem vorliegenden Buche die Gleichstrom- und Wechselstrommaschinen behandelt. In dem Abschnitte über elektrische Entladungen haben auch die neueren Forschungen über die Polarisation der Röntgenstrahlen, über deren Interferenz und Beugung Aufnahme gefunden. Eingehend verbreitet sich der Verf. auch über die Erscheinungen der Radioaktivität und bespricht die Umwandlungsprozesse des Radiums.

Sehr schön gearbeitet ist der nun folgende Abschnitt über die atmosphärische Elektrizität; Verf. desselben ist der bekannte Forscher auf dem Gebiete der Luftelektrizität Prof. Geitel. Die Lehre von den elektrischen Schwingungen hat eine sehr instruktive Darstellung erfahren; hiebei bot sich Gelegenheit, auf das Wesen des Leitungs- und Verschiebungsstromes des näheren einzugehen. Die Funkentelegraphie im allgemeinen, die abgestimmte Funkentelegraphie im besonderen sowie das drahtlose Fernsprechen ist besprochen und auf die sehr wesentliche praktische Bedeutung dieser Forschung aufmerksam gemacht worden. In kurzer, aber nichtsdestoweniger in verständlicher Weise werden die Grundsätze der elektromagnetischen Lichttheorie dargelegt. Sehr schön sind die historischen Bemerkungen bezüglich der Anschauungen und Hilfsvorstellungen über das Wesen der Elektrizität. Verf. dieses Abschnittes ist Prof. Dr. J. Classen.

Das auch diesem Bande beigegebene Tafelmaterial ist jeder Beachtung wert und wird dem Arbeiter im physikalischen Laboratorium recht gute Dienste leisten. Der zweite Band des Grimsehlschen Werkes, das zum Gebrauche beim Unterricht, bei akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium nur wärmstens empfohlen werden kann, ist mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des vorbildlichen Lehrers und Forschers geziert.

Baden bei Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. Heinrich Baumhauer, Leitfaden der Chemie zum Gebrauche an mittleren Lehranstalten, insbesondere an landwirtschaftlichen Schulen. Erster Teil. Anorganische Chemie. 7. Auflage. Mit 34 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg im Breisgau 1916, Herder. 8°. 179 S.

Nach fünf Jahren wieder eine neue Auflage von Baumhauers hübschem Leitfaden der anorganischen Chemie, der

bisher zum Gebrauche an landwirtschaftlichen Lehranstalten bestimmt war und nunmehr zum Gebrauche an mittleren Lehranstalten im allgemeinen und an landwirtschaftlichen Schulen insbesondere empfohlen wird, was vom Ref. nur gebilligt werden kann; er hat für diese Art der Verwendung schon seinerzeit plaidiert. Die Neuauflage ist wie die früheren mit gelungenen, zweckentsprechenden Abbildungen hübsch ausgestattet. Die sehr einfach und verständlich gehaltene Einleitung, die tunlichste Berücksichtigung der neueren Forschungen, die ausgezeichnete Verwendbarkeit fürs häusliche Studium usw. sind Vorzüge des Buches überhaupt, natürlich auch der Neuauflage.

Der bisherige Umfang des Buches ist nur um fünf Textseiten vermehrt worden, woran meist geringfügige Ergänzungen, Erweiterungen und kurze Neuangaben teilhaben; verhältnismäßig mehr Raum beansprucht dabei das neue, an den Schluß gestellte Kapitel, in dem das Wesentlichste über die jetzt so wichtige Kolloidchemie vorgetragen wird; ihm werden etwa drei Textseiten gewidmet. „Vielleicht wird auch an solchen Anstalten, denen landwirtschaftliche Dinge an sich fernliegen, in jetziger weltbewegender Zeit, wo die Sorge um das Wohl des Vaterlandes die höchste Anstrengung des Landwirtes wie des Technikers erfordert, eine eingehendere Behandlung der den Nährstand interessierenden Fragen willkommen sein.“ Dazu gibt das vorliegende Buch nach dem Dafürhalten des Ref. Anregung und Stoff die Fülle!

Die siebente Auflage ist ein Produkt der Kriegszeit; der eben zitierte Ausspruch des Verf.s wird aber auch über den Krieg hinaus Geltung haben!

Wien. Joh. A. Kail.

Dr. Ernst Düll, Naturkunde für die V. Klasse der Gymnasien, umfassend Anthropologie, Chemie, Mineralogie auf Grund der Schulordnung vom 30. Mai 1914. Mit 100 Abbildungen. Verlag von R. Oldenbourg, München-Berlin 1914. Gr. 8°. 245 S. Preis geb. 2 M. 60 Pf.

Als ein Sturmvogel der neuen Zeit erscheint dieses in jeder Beziehung eigenartige Lehrbuch, das am Ende des ersten Kriegsjahres herauskam. Wohl in keinem der für die Schule bestimmten Bücher tritt die praktische Seite so in den Vordergrund wie in dem vorliegenden. Der wißbegierigen Jugend ist es eine unerschöpfliche Fundgrube für allerlei interessante Versuche, die Einblick gewähren in die tausendfältigen Erscheinungen des eigenen Körperlebens sowie seiner Umwelt. Nichts von abstrakten Deduktionen und Gesetzen — alles Beobachtung und Erfahrung! Es ist an der Zeit, daß die Schule nicht bloß oder fast ausschließlich wissenschaftlich arbeitet und des alten Spruches

eingedenk sei: *Non scholae, sed vitae discimus.* Der geschulte Mensch muß sich in allen praktischen Fällen des Lebens zu helfen wissen und Kenntnis haben von den wichtigsten Gegenständen des täglichen Gebrauches. Gibt es nicht heute noch zahlreiche „Studierte", die wenig oder nichts wissen von der Herstellung und den Eigenschaften — um nur einige Beispiele anzuführen — der Seife, von Benzin und Vaselin, Stearin und Paraffin, Zelluloid, Wasserglas, Aluminium, von Katalysatoren und Enzymen, von der Existenz reiner Quarzgefäße, von Thermit, Karborundum usw.? Für die Gründlichkeit des Buches spricht auch die Sorgfalt, mit welcher der Herkunft vielgebrauchter Namen nachgespürt wird. Wir erfahren, daß das Wort Gas vom griechischen Chaos abgeleitet ist und vom brabantischen Gelehrten van Helmont (1577—1644) zum erstenmal gebraucht wurde, daß Sole vom lateinischen *solutio* = Lösung stammt, Porzellan von *porcellus* = Schweinchen, womit zuerst die bekannte Porzellanschnecke wegen der Ähnlichkeit in der Form, dann in zweiter Folge das Porzellan wegen der Ähnlichkeit des Stoffes bezeichnet wurde u. v. a.

Die bisherige Gepflogenheit, in den Lehrbüchern die neuesten Erfahrungen unberücksichtigt zu lassen, ihre Anwendung im täglichen Leben — weil nicht wissenschaftlich — mit Schweigen zu übergehen, ist gebrochen. Wenn der temperamentvolle Verf. aus der Stimmung der großen Zeit heraus, die uns fast die ganze Welt als feindlich kennen lehrte, sich hie und da zu politischen Äußerungen hinreißen läßt, so mag das in einem Lehrbuche auffallen, wir wollen aber darum mit ihm nicht rechten. So zürnt er S. 193: „Gallische und britische Niedertracht machen es Deutschland für absehbare Zeit unmöglich, den überseeischen Phosphorit statt der im Inland gewinnbaren Knochenasche zur Industrie des Phosphors zu verwenden. Man wird sich zu helfen wissen!" S. 194: „Schwefelantimon (japsisches fortan vermeiden!)" S. 213: „Um der Goldschätze im Transvaal willen wurden Land und Volk der ehrlichen Buren unter das britische Joch geknechtet in greuelvollem Raubzug." Ref. will die Frage nicht entscheiden, ob der Verf. hier nicht zu weit geht, ihm gefällt die Offenheit der Sprache, zu der wir ja die Jugend für das Leben erziehen wollen, und mit der Milch der frommen Denkungsart allein werden wir in der Zukunft nicht auskommen.

Einen einzigen, aber großen und fühlbaren Mangel hat das Buch: es besitzt kein alphabetisches Inhaltsverzeichnis, so daß das Aufsuchen eines bestimmten Gegenstandes äußerst umständlich und mühsam ist.

Krems a. D. **Franz Müller.**

Das liebe Ich. Grundriß einer neuen Diätetik der Seele. Von Wilhelm Stekel. O. Stalle, Berlin 1913. 3 M.

Die von dem Wiener Univ. Prof. Freud begründete und viel umstrittene „Psychoanalyse" sucht viele Erscheinungen des Seelenlebens des Erwachsenen aus „Verdrängungen" kindlicher Eindrücke sexueller Art zu erklären und in „der Hebung dieser Verdrängungen" ein Heilmittel gegen Nerven- und Seelenerkrankungen zu finden. Der Nervenarzt Wilhelm Stekel, aus der Schule Freuds hervorgegangen, bemüht sich, diese „Psychoanalyse" zu einer „Psychotherapie" zu verwerten, indem er sich nicht auf die Sexualität beschränkt, sondern viele andere solcher „versunkener Eindrücke" nachweist.

Der Verf. hat in seinem Buche „Die Sprache des Traumes" (Verl. Bergmann, Wiesbaden 1911) seine Gedanken näher ausgeführt, die ihn zum „Gesetze der Bipolarität" führten. Nach diesem gibt es im menschlichen Leben keinen Affekt, keinen Trieb, der nicht durch einen Gegenaffekt und Gegentrieb gebunden und im Gleichgewicht gehalten würde. Da er nun mit Nietzsche die stärkste Tendenz des Menschen in „seinem Willen zur Macht" sieht, so erklären sich ihm manche der bipolaren Gegensätze daraus, daß dieser Wille zur Macht, zurückgedrängt, den Keim zur Empörung in sich trägt. Diese seelischen Verhältnisse findet der Verf. ebenso im „Liebeskampf der Geschlechter" in der Ehe, bespricht sie in dem Essai „Lebensziele", die in den Luftschlössern eines krankhaften Ehrgeizes bestehen und dann nach bitterer Enttäuschung in die Hoffnung auf das Leben nach dem Tode, aber auch in die Furcht vor ewiger Strafe übergehen.

Auch im Kapitel „Der Zweifel" stellt sich der Kampf des Zweifelnden zwischen Intellekt und Affekt als der Gegensatz zwischen dem zur Schau getragenen Selbstbewußtsein und dem gegensätzlichen Inneren dar.

Im Essai „Das seelische Opium" ist der Gegensatz zwischen dem Lustprinzip „sich auf dem kürzesten Wege ohne Hemmung Lust zu verschaffen" und dem Realitätsprinzip „einer Idee zuliebe auf Lust zu verzichten", dargestellt, der die „Trödler" und „Tagträumer" hervorbringt. Beim „Lebenskünstler" wiederum ragen aus der Rosenkette von Lustgefühlen die spitzen Dornen der Unlust hervor, indem ihm das Vergnügen eine Arbeit und die Arbeit kein Vergnügen ist. Ein geglaubtes oder auch in Wirklichkeit nicht geglaubtes Schuldbewußtsein kämpft im „Pechvogel" mit einem geheimen Größenwahn, der ihn auf eine besondere Seligkeit im Jenseits hoffen läßt.

Diese wenigen Belege, die Ref. aus dem reichen Inhalte des Buches beibringen konnte, mögen genügen, um die Leser auf die Tendenz und den Tenor des Buches aufmerksam zu machen. Da der Verf. sich nicht mit der „zersetzenden und zer-

störenden" Arbeit der Analyse zufrieden gibt, sondern die Rolle des Nervenarztes auch in dem „Erziehen des Kranken" sieht und deshalb der Analyse eine „aufbauende" schaffende Synthese anzufügen sich bemüht, so enthalten die einzelnen Essais nicht wenige Richtungslinien für den Erzieher und die Eltern, die noch am Schlusse des Werkchens in den unter dem Titel „Rund um die Psychoanalyse" niedergelegten Aphorismen zur Geltung kommen.

Vielseitig ist also das Interesse, das durch die Ausführungen des Verf.s angeregt wird. Freilich will es Ref. scheinen, als ob bei dem Verf. hie und da eine Überschätzung der geheimen „Triebkräfte", von denen er spricht, zu finden ist, woraus dann eine nicht plausible Deutung der dazugehörigen psychischen Phänomene sich erklärt.

Wien. Gustav Spengler.

Untersuchungen zu einer Wissenschaft vom Sittlichen. I. Teil: Die Aufgaben der Ethik. Von Willy Freytag. Halle a. S. 1916, Verlag Max Niemeyer. 202 S. Preis 7 M.

Der Verf. unterscheidet eine dreifache Aufgabe der Ethik (S. 57 f.): 1. Die der Psychologie zukommende Untersuchung über die Tatsachen des Wollens, der Zielsetzung usw. 2. Die Aufgabe der technischen Ethik, ein harmonisches System der gebilligten Zwecke aufzustellen. 3. Die „theoretischen Probleme der Wertentstehung, Wertänderung, der Einheit oder Mannigfaltigkeit der Willensmotivation, der unbedingten Billigung und Richtigkeit". Auch diese letzteren Probleme gehören im Sinne des Verf.s zur Psychologie. Die Spitze des Buches ist gegen Kant gerichtet. Aber schon in den einleitenden Ausführungen ist der Kantsche Begriff der „allgemeinen Gesetzgebung" mißverständlich gefaßt, wenn der Verf. gegen Kant einwendet: „Man überlege sich einmal, ob wir wirklich genau unterscheiden können, wie viele Lügen wohl noch mit einer allgemeinen Gesetzgebung vereinbar sind, ehe das mit der Häufigkeit der entdeckten Lügen zunehmende Mißtrauen auch das Wahrheitsagen unzweckmäßig macht" (S. 13). Nicht darum, wie viel oder wie wenig Lügen nötig sind, um unsere Erwartung, daß jemand die Wahrheit sage, zu untergraben, kann es sich doch handeln, sondern ob die Maxime „Du darfst ein lügenhaftes Versprechen geben", als allgemeines Gesetz, d. h. als mit Regelmäßigkeit zu erwartende Handlungsweise gedacht, mit der Maxime „Ich will, daß mein Versprechen Glauben finde" in Einklang zu bringen ist. Die gleiche mißverständliche Argumentation findet sich dann S. 134: „Wie wir aus Erfahrung wissen, die Natur besteht, obgleich Selbstmorde genug vorkommen, und wohl sicher viele aus dem Motiv, das Kant Selbstliebe nennt". Es ist aber gar nicht Kants Absicht,

in all diesen Beispielen eine bestimmte Maxime *in concreto* als sittlich zu erweisen, sondern nur die allgemeine Form der Sittlichkeit aufzuzeigen, nämlich: Sittlichkeit ist Widerspruchslosigkeit der Maximen. Der Vorwurf, daß er nicht aus seinem Prinzip heraus, sondern unter Berufung auf die Motive der Selbstliebe, des Bestandes der Gesellschaft (S. 136 ff.) u. dgl. argumentiere, trifft daher gar nicht den Kernpunkt der Kantschen Analyse. Ebenso unzutreffend ist ein zweiter Einwand gegen Kant (S. 14), wo der Verf. gegen Kants doch unbestreitbare Behauptung, daß man mit Sicherheit das „pflichtmäßige Handeln aus Pflicht" nur dort erkennen kann, wo die Neigung gegen die Pflicht steht, folgert: „Nur hypothetisch also würde hier Kants Entscheidung lauten, soviel Selbstüberwindung, soviel sei der Sittlichkeit zuzurechnen, und soviel Neigung, soviel sei der Sittlichkeit abzurechnen." Aber dies ließe sich gegen jede Ethik, die das Kriterium der Sittlichkeit in die Gesinnung setzt — und kann es Ethik ohne diesen Grundsatz geben? — einwenden. Oder kann man nicht ebensowenig sicher ausmachen, wie viel bei einer Handlung im einzelnen Falle altruistische Motive oder die Wirkung des „moralischen Gefühls" beteiligt sind? Beachtenswert dagegen ist in der Einleitung die psychologisch sorgfältige Analyse des Satzes „Wer das Ziel will, will das Mittel" (S. 42 ff.). — Der zweite Teil, historische Untersuchung, setzt sich mit Aristoteles, Windelband und Kant auseinander. Es steht hier manches Zutreffende, namentlich in der Kritik Windelbands und über die Art, wie Kant Sittengesetz und Freiheit zueinander in Beziehung setzt. Worauf es dem Verf. aber vor allem ankommt, ist die Bestreitung „der Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit des Sittengesetzes". „Also gerade nicht objektive Gültigkeit, sondern Subjektivität ist sein Charakter" (184). Es wird nicht klar aus den Ausführungen des Verf.s, ob diese Behauptung von dem Sittengesetz oder von den einzelnen sittlichen Verpflichtungen gelten soll. Es scheint aber, daß dies in Betreff beider seine Meinung ist; vgl. S. 197: „Also kann Wissenschaft wohl das Auferlegen und das Fühlen von sittlichen Verpflichtungen beschreiben und erklären, nicht aber kann sie die objektive Gültigkeit des sittlichen Sollens beweisen, sie kann nicht selbst sittliche Verpflichtungen auferlegen." Aber die beiden hier negierten Aufgaben sind durchaus nicht dasselbe. Es könnte recht wohl wenigstens versuchte Aufgabe der Wissenschaft sein „die objektive Gültigkeit des sittlichen Sollens zu beweisen", wenn man ihr auch das Recht, „selbst sittliche Verpflichtungen auferlegen" abspräche. Die beherrschende Überlegung des Verf.s steht auf S. 183—190; sie lautet kurz zusammengefaßt etwa folgendermaßen: Im Gebiete der Erkenntnis ist objektive Wahrheit möglich. „Ein Urteil ist dann wahr, wenn es die Wirklichkeit oder die Tatsächlichkeit so beschreibt, wie diese ist" (188).

Dem psychischen Akte des Urteilens entspricht also hier ein objektiver Gegenstand oder Tatbestand der Wirklichkeit. „Der Tat aber und dem Wollen steht so etwas wie die Wirklichkeit nicht gegenüber" (189). Dem psychischen Akte des Wollens und Wählens entspricht also in Wirklichkeit „nichts". Somit ist alles Wollen und Werten subjektiv, objektive Gültigkeit in der Ethik unmöglich. Darum gibt es für die theoretische Erkenntnis in der Logik eine von der Psychologie verschiedene Wissenschaft, für die praktische aber keine Entsprechung; Ethik ist „nur ein Teil der Psychologie" (198). Aber die „objektive Gültigkeit" eines Urteils ist doch nur seine widerspruchslose Übereinstimmung mit allen anderen anerkannten Urteilen; der Satz des Widerspruchs ist das Kriterium der logischen und aller theoretischen Richtigkeit. Und ebenso läßt sich der kategorische Imperativ als Ausdruck der Forderung nach einer „allgemeinen Gesetzgebung" als Kriterium der Widerspruchslosigkeit der Maximen fassen. In diesem Sinne ließe sich also recht wohl von ihm als einem Axiom der Ethik sprechen. So sagt Ed. von Hartmann trotz aller Polemik gegen Kant: Die logischen Denkgesetze sind „der kategorische Imperativ der Vernunft auf theoretischem Gebiete, wie die rationellen Gesetze des Handelns derjenige auf praktischem Gebiete" (Das sittliche Bewußtsein S. 269 f.). So hat Sigwart (Logik II S. 758) als das formale Prinzip des ethischen Handelns, das er in volle Parallele zum Satz vom Widerspruch stellt, „die durchgängige Einheit und Übereinstimmung des Wollens in jedem einzelnen Subjekte und des Wollens aller in Gemeinschaft stehenden Subjekte" aufgestellt und mit noch deutlicherer Beziehung auf Kant sagt Th. Lipps (Psychologie S. 343 f.): „Das Gesetz, nach dem die gültigen Werte gewonnen werden, ist dasselbe, nach welchem die gültige Verstandeserkenntnis gewonnen wird, nämlich das Gesetz der Identität oder Gesetzmäßigkeit. Dasselbe fordert, wie sein Name sagt, Identität oder Gesetzmäßigkeit, d. h. es fordert eben jene Einstimmigkeit, nämlich die Einstimmigkeit des Ich in allen möglichen Weisen der Betätigung seiner selbst mit sich selbst. . . . Dieses Gesetz spricht in seiner Weise Kants oberstes Sittengesetz aus." — Als Beitrag zur Kritik der Kantschen Lehre, die gewiß auch heute noch nicht in allen Punkten als abgeschlossen gelten darf, ist das Buch zum Teil recht lesenswert, über des Verf.s eigenen Standpunkt läßt sich vor Erscheinen des II. Teiles der Untersuchungen kein endgültiges Urteil fassen.

Wien. Dr. Richard Meister.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die altklassische Lektüre und die Koedukation[1].

Es ist nicht sehr lange her, daß einer meiner Probekandidaten an mich die Frage richtete: „Ist es nicht gewagt, diese Stelle Arrians in der Schule zu lesen?" Es handelte sich um Arr. Anab. VII 24, 2 . . περὶ τῷ θρόνῳ δὲ ἑστηκότας τοὺς εὐνούχους, καὶ γὰρ καὶ οἱ ἑταῖροι ξυνανέστησαν τῷ βασιλεῖ ἀποχωροῦντι, διελθόντα διὰ τῶν εὐνούχων ἀναβῆναί τε ἐπὶ τὸν θρόνον καὶ καθέζεσθαι. Der betreffende junge Lehrer las den Schriftsteller nach der Textausgabe von A. G. Roos und traf selbständig die Auswahl; da er natürlich auch Alexanders Lebensende in Arrians Darstellung seinen Schülern vorführen wollte, so hatte er die Absicht, an einem passenden Abschnitt damit zu beginnen und seinen Zwecken entsprach der Anfang des 24. Kapitels (Ἀλλὰ γὰρ αὐτῷ ἤδη Ἀλεξάνδρῳ ἐγγὺς ἦν τὸ τέλος) aufs willkommenste. Nun „aber" folgte die Erwähnung der Eunuchen am königlichen Hofe. Was war also zu tun? Ich riet meinem Kollegen, der einen trefflichen, alle Schüler lebhaft interessierenden Unterricht erteilte und somit eine vorzügliche Klassendisziplin hatte, die Stelle ruhig zu lesen, da es sich ja um nichts Laszives noch Schamverletzendes handle, sondern um eine historische Tatsache, eine jedenfalls erwähnenswerte orientalische Sitte. Natürlich sind nähere Erläuterungen des Begriffes völlig zu meiden, schon deshalb, weil dessen Erklärung überflüssig ist. Darauf erwiderte der Kollege: „Wenn nun aber doch ein Schüler fragt: ‚Bitte, was ist ein Eunuch?' Was dann?" „Ich glaube, mich da wiederholen zu sollen," antwortete ich, „der Lehrer, der seine Schüler versteht, also ein offenes, gerades Wort liebt und im übrigen Wohlwollen mit Ernst und Takt verbindet, ist in seiner Klasse allmächtig. Ein Entgleisen in moralischer Hinsicht ist ihm da ebenso unmöglich wie ein Gefährden der Jugend nach dieser Richtung. Gefährlich ist nur das Lüsterne

---

[1]) Zugleich ein Beitrag zur Frage der Koedukation und eine Stellungnahme zu dem Aufsatze Dr. J. Simons „Zur Läuterung der altklassischen Schullektüre" (in der vorliegenden Zeitschrift, LXVII. Jahrgang, S. 224 ff.), den die Redaktion dieser Blätter zur Diskussion stellte.

und vor allem das Zweideutige." „Gewiß, aber wenn ein Schüler diese Frage stellt?" „So würde ich ernst und sachlich antworten. Etwa: Dem Eunuchen entspricht in der Tierwelt der Wallach. Eventuell noch: Ich wundere mich, daß Ihnen das Wort neu ist." Im übrigen war der betreffende Kollege überzeugt, daß in einer wohldisziplinierten Klasse unmöglich ein geistig normaler Schüler eine durch ihre Überflüssigkeit kecke Frage stellen könne. Die Persönlichkeit des Lehrers und die Art seines Unterrichtes verbietet dies von selbst.

Nun aber stieg dem Herrn Kollegen noch ein Bedenken auf: „Es geht aber wohl doch nicht an, die Stelle zu lesen. Es sind ja auch zwei Mädchen in der Klasse." Richtig! An die zwei fünfzehnjährigen Hospitantinnen hatten wir nicht gedacht. Soviel war nun fürs erste klar, daß man die Mädchen weder zur Übersetzung noch zur Wiederholung der Stelle aufrufen dürfe. Aber es war doch auch bei Berücksichtigung des zarten Alters der Schülerinnen — die an regelmäßige Mitarbeit gewöhnt waren[1]) — mindestens vom Standpunkt gesellschaftlichen Anstandes aus nicht ganz unbedenklich, in ihrer Gegenwart diese Stelle zu übersetzen und sie ihnen — wie den übrigen Schülern — als Lesetext vorzulegen[2]). Die Sache konnte ja auch leicht die Folge haben, daß ein oder der andere Mitschüler nach der Stunde vor den Mädchen eine unziemliche Bemerkung an das Gelesene knüpfte[3]) oder daß ein empfindsameres Mädchen etwa daheim erklärte, es könne nicht gut diese Schule weiter besuchen, — kurz, es galt da gewisse psychische weibliche Zartheiten, züchtige Kostbarkeiten, nicht unsanft zu behandeln. Vor allem aber mußte der Lehrer den Forderungen des sozialen Taktes vollauf Rechnung tragen, in diesem Belange mußte er einwandlos und vorbildlich dastehen. Diese Gründe waren mir maßgebend, dem Kollegen die Lektüre dieser Stelle im öffentlichen Unterrichte doch zu widerraten: ich kam damit seiner eigenen Meinung entgegen; er entschied sich — es war dies hier zufällig leicht möglich — die Lektüre erst mit dem folgenden Kapitel einsetzen zu lassen.

Dies ist ein Beispiel aus hundert Fällen, in denen die Anwesenheit junger Damen in den Oberklassen der für die männliche Jugend bestimmten Gymnasien den Lehrer nötigt, lediglich zur Wahrung der herkömmlichen gesellschaftlichen Formen im öffentlichen Gespräche mit Mädchen und bei deren Unterricht dem Betriebe der altklassischen Lektüre Beschränkungen aufzuerlegen und der eingehenderen Behandlung manches wertvollen historischen, sagenkundlichen und kulturgeschichtlichen Details Abbrüche zu tun, die sonst gar nicht zu rechtfertigen wären. Unter diesem Gesichtswinkel erscheinen mir die Dar-

---

[1]) Nach meinen Beobachtungen bringt ihnen ihre Anwesenheit in der Klasse nur dann den erhofften Gewinn, wenn die Mädchen auch immer wieder aufgerufen und in voller Mitarbeit erhalten werden.

[2]) Die Schulauswahl von Georg Heidrich enthält dieses Kapitel (s. Abschnitt 29).

[3]) Und die Veranlassung hiezu wäre dann — und dies ist das Schlimme dabei — durch die Schule gegeben.

legungen Dr. J. Simons „Zur Läuterung der altklassischen Schullektüre“ in der vorliegenden Zeitschrift (1916, LXVII 224 ff.) nicht ganz unverständlich. Denn die Lektüre der von ihm vorgelegten Auslesestellen, die sich bedeutend vermehren ließen, wird bei Anwesenheit von Hospitantinnen in der Schule niemals ohne ein gewisses peinliches Unbehagen für den Lehrer, die Schülerinnen und auch manchen Schüler zustande kommen. Nun könnte man ja der Meinung sein, der Lehrer könne sich über all diese Bedenken hinwegsetzen: es genüge auch bei Anwesenheit von Hospitantinnen vollauf, wenn er alles sinnlich Glühende, insbesondere aber alles sinnlich Schwüle, versteckt Doppelsinnige, alles direkt Schamlose und Unzüchtige vom Klassenunterrichte fernhält und sich also auf den Standpunkt stellt, die Gleichsetzung beider Geschlechter hinsichtlich des für sie gesteckten Unterrichtszieles bedinge *a priori* einen unterschiedslosen Unterrichtsvorgang. Mag sein, daß ein solcher geschlechterverachtender Unterricht möglich ist — ganz taktvoll wird er dann manchmal schwerlich sein. Und das ist ein arger Mangel. Fühlt sich ja selbst der Hochschullehrer bisweilen von den hier in Rede stehenden Tatsachen beengt; so erinnere ich mich an mehrere Fälle, daß Professoren der Wiener Universität (so der Philosoph Laurenz Müllner oder der Pädagoge Theodor Vogt) in ihren Vorlesungen einige Worte freundlicher Aufforderung an die anwesenden Damen richteten, die nachfolgenden Darlegungen sachlich aufnehmen, eventuell vorübergehend den Vorlesungssaal verlassen zu wollen, um den Forderungen der zwischen den Geschlechtern im öffentlichen Leben üblichen Etikette Genüge zu tun. Es waren jedesmal Momente höchster Peinlichkeit für beide Teile. Der andere Weg wäre mit der Verkürzung der Rechte der wissenschaftlichen Forschung gleichbedeutend, also eine Minderung der Intensität des Unterrichtes gewesen.

Worin all das begründet liegt? Ich glaube, es bedarf dies keiner langen Erörterung. Der Gegensatz der Geschlechter erläutert alles. Er bedingt und verlangt eine verschiedene Auswahl der Unterrichtsfächer, verschiedene Auslesen innerhalb gleicher Unterrichtsgegenstände, verschiedene Methoden der Unterweisung, die hier vielfach ganz andere Vorbedingungen, andere Ressourcen, andere Apperzeptionsmassen usw. wie dort erwarten. Der österreichische Philosoph Otto Weininger hat es in seinem Werke „Geschlecht und Charakter“ (IX. Kap., S. 239 bis 279) nachdrücklicher und präziser[1]) als Schopenhauer („Parerga und

[1]) Vgl. S. 269: „Dieses Resultat ist aber für alle Psychologie von kaum zu überschätzender Wichtigkeit. Es besagt nicht weniger, als daß die Psychologie von M (= des Idealmannes, d. h. des Typus ‚Mann‘) und die Psychologie von W (= des Idealweibes, des Typus ‚Weib‘) getrennt zu behandeln sind. Für W scheint eine rein empirische Darstellung des psychischen Lebens möglich, für M muß jede Psychologie nach dem Ich als dem obersten Giebel des Gebäudes in der Weise tendieren, wie Kant dies als notwendig eingesehen hatte.“ Sind nun auch die psychischen Grenzen zwischen dem Knaben und dem Mädchen besonders vor Eintritt der Pubertätszeit und ab und zu auch noch während dieser nicht immer sehr scharf gezogen und existiert

Paralipomena" § 366—369) und Nietzsche (s. u.) ausgesprochen, daß ein fundamentaler Unterschied zwischen männlicher und weiblicher

---

in der Wirklichkeit auch kein absoluter Mann und kein absolutes Weib, so darf man doch füglich behaupten, daß bei weitem das Gros der die Oberklassen höherer Schulen besuchenden jungen Menschen in seinen geistig-physischen Wesenszügen ausgesprochen dem einen oder dem anderen Geschlechte zugehört, dementsprechend also erzogen und unterrichtet werden soll. Dies gilt auch für die gegenwärtige Niedergangszeit, die sich besonders durch das Verfallssymptom einer Frauenfrage selbst als Dekadenzära kennzeichnet. Um Schopenhauers ausführliche und wohl als bekannt vorauszusetzende Darstellungen (s. Ed. Grisebachs Ausg. 2. Bd., S. 650 ff.) nicht weiter zu zitieren, verweise ich hier noch auf den Aphorismus 238 in Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse": „Sich im Grundproblem ‚Mann und Weib' zu vergreifen, hier den abgründlichsten Antagonismus und die Notwendigkeit einer ewig feindseligen Spannung zu leugnen, hier vielleicht von gleichen Rechten, gleicher Erziehung, gleichen Ansprüchen und Verpflichtungen zu träumen: das ist ein typisches Zeichen von Flachköpfigkeit, und ein Denker, der an dieser gefährlichsten Stelle sich flach erwiesen hat, flach im Instinkte, darf überhaupt als verdächtig, mehr noch, als verraten, als aufgedeckt gelten. Wahrscheinlich wird er für alle Grundfragen des Lebens zu kurz sein und in keine Tiefe hinunterkönnen. Ein Mann hingegen, der Tiefe hat, in seinem Geiste wie in seinen Begierden, auch jene Tiefe des Wohlwollens, welche der Strenge und der Härte fähig ist und leicht mit ihnen verwechselt wird, kann über das Weib immer nur orientalisch denken: — er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes fassen, — er muß sich hier auf die ungeheure Vernunft Asiens, auf Asiens Instinktüberlegenheit stellen, wie dies ehemals die Griechen getan haben, diese besten Erben und Schüler Asiens, — welche, wie bekannt, von Homer bis zu den Zeiten des Perikles, mit zunehmender Kultur und Umfänglichkeit an Kraft, Schritt für Schritt auch strenger gegen das Weib, kurz orientalischer geworden sind. Wie notwendig, wie logisch, wie selbst menschlich wünschbar dies war: möge man darüber bei sich nachdenken!" Das Nachdenken des einzelnen Lesers wird wohl zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen führen. Ein Anhänger der Vermännlichungstheorie des Weibes wird widersprechen, ein Freund des weiblichen Weibes wird im wesentlichen oder in allem beipflichten, eine Emanzipierte wird (vermöge der stärkeren männlichen Spuren in ihrer Weiblichkeit) darüber entrüstet sein, eine Voll-Suffragette Zeter und Mordio schreien, ein Weib wird es entweder nicht verstehen und für langweilig finden oder verstehen und schweigen. Nietzsche selbst hat aber diese seine Meinung teilweise — hinsichtlich dessen, was er hier vom Antagonismus der Geschlechter bemerkt — abgeändert und, wie ich meine, berichtigt in den Worten: „Das Glück des Mannes heißt: ich will. Das Glück des Weibes heißt: er will. Und gehorchen muß das Weib und eine Tiefe finden zu seiner Oberfläche." Im übrigen will es mir immerhin scheinen, daß Nietzsches Billigung der orientalischen Auffassung vom Weibe minder Unzutreffendes an sich habe und minder Schlimmes, als Weiningers sittlich-vernunftmäßige Forderung: das Weib möge sich zu seiner eigenen Förderung, d. i. zu seinem Aufschwung in logischer und ethischer Hinsicht vermännlichen. Als philosophische Idee hat ja der Gedanke gewiß viel Sympathisches an sich. Ist er aber vor dem Angesichte der Natur zu rechtfertigen? Weiningers philosophische Spekulation forschte geradezu nach Fehlern am Weibe; er wollte sie finden und fand sie

Psychologie bestehe: und diese wissenschaftlich feststehende Tatsache wollen sich die Pädagogen so wenig zur Richtschnur nehmen, daß sie geschlechtsreife Jünglinge und Jungfrauen nach dem gleichen Erziehungsplan und der gleichen Erziehungsmethode zu ihren so unterschiedlichen Höchstleistungsmöglichkeiten emporführen möchten? Muß das Mädchen und vor allem auch die eine für angehende Männer eingerichtete Mittelschule besuchende Jungfrau nicht in der größten Zahl der Fälle eine ihrem Wesen nicht sehr adäquate, oft sogar disparate Art der Belehrung und Führung in den Kauf nehmen? Ist es nicht eine schreiende Ungerechtigkeit, die da am Weiblichen verübt wird? Oder sollen Ibsensche Mannsweiber das weibliche Zukunftsideal sein? Sollen wirklich in erster Linie Mädchen und Jungfrauen mit stärkeren männlichen Spuren (es sind dies vorwiegend Russinnen und Jüdinnen, wohl entsprechend dem minder starken Gonochorismus, der diesen Völkern eigen ist) eine ihrem Wesen entsprechende — also eine den Zielen

---

darum um so leichter. Aber ist es keine Sünde wider die Natur, wenn sich die scharfe Geistigkeit eines männlichen Denkers dem Weibe nähert? Geschieht dies im Sinne der weiblichen Beschaffenheit? Ist das Weib nicht vielmehr dazu geschaffen, daß des Mannes Geist an ihm ausruhe und Erholung finde? — Wie dem auch sei, mir ist die „Emanzipation des Weibes vom Weibe“ nie als ein begehrenswertes Ideal erschienen. Und wenn Weininger, der die Verwirklichung dieser Idee für wünschenswert erachtet, daran die weitere Forderung an den Mann stellt: „Die Abneigung gegen das männliche Weib hat der Mann in sich zu überwinden“ (a. a. O. S. 463), so widerspricht er damit, wie mir scheint, jenen Forderungen, die er selbst an den Mann stellen muß: denn einer männlichen Frau könnte nur ein weiblicher Mann Ergänzung sein und letzterer ist sicherlich noch unwünschenswerter als erstere. Ich sehe eben, wie oben angedeutet, in der Frauenemanzipation ein Verfallskriterium. Es mag ja sein, daß wir es da nur mit einer periodisch wiederkehrenden Erscheinung zu tun haben (vgl. Weininger a. a. O. S. 64 ff.; daselbst auch über individualisierende Erziehung, und bes. S. 90 ff.); denn auch zur Blütezeit der deutschen Romantik (man denke ferner an unsere neuromantische Strömung) und zu Zeiten Walthers von der Vogelweide dürften ähnliche Perioden in deutschen Landen bestanden haben. Klagt ja der Minnesänger, der auch vieles von der Dekadenz seiner Zeit zu sagen weiß (vgl. z. B. *âne liep sô manic leit*, 107[b] Lachm.), über die verkehrte Welt (126[b] Lachm.): *Unmâze, nim dich beidiu an, manliche wîp, wîplîche man!* Wenn ich nun auch die durch die Existenz einer Frauenbewegung stigmatisierte Zeit für eine Periode des Niederganges halte, so möchte ich die von vielen Frauen künstlerisch (auf dem Gebiete der Schauspielkunst, der literarischen Erzählung und der Lyrik, der Blumen- und Interieurmalerei, ferner im Rahmen des Kunstgewerbes) und ab und zu auch wissenschaftlich geleistete Arbeit keinesfalls unterschätzen. Sie hat, wo sie nicht rein imitatorisch ist, gewiß ihren besonderen Reiz und ihre spezifischen Vorzüge; sie ist anders und ist neu. Eben darum aber möge auch Unterricht und Erziehung der Mädchen höherer Anstalten auf die Besonderheiten der weiblichen Art Bedacht nehmen und, wo dies nur angeht, vor allem die speziellen Fähigkeiten weiblicher Art fördern. Die Wege dazu mögen die weiblichen Individualitäten selbst weisen. Eine Erziehung von erwachsenen Mädchen in Jünglingsanstalten aber ist durch die dringenden Konzessionsnotwendigkeiten vom Übel für beide Teile.

der männlichen Bildungsanstalten nahekommende und ähnliche — Bildung erlangen dürfen? Sind übrigens nicht auch die sonst bestehenden höheren Bildungsanstalten für Mädchen in mancher Hinsicht noch zu sehr den Unterrichtsanstalten für junge Männer nachgebildet? — Freilich besteht kein Zweifel, daß genug vollweibliche Mädchen und Jungfrauen — besonders bei ihrem oft beobachteten großen Fleiß und Ehrgeiz — auch die für Jünglinge eingerichteten höheren Schulen mit gutem Erfolg zu absolvieren vermögen: aber hat man dabei ihren urgegebenen Fähigkeiten und ihrer spezifischen Geistesrichtung volle Rechnung getragen? Hat diese Schule den besten Weg wenigstens versucht? Konnte sie es?

Nicht genug damit, soll nun, wie erwähnt, auch der gymnasiale Unterricht der männlichen Jugend durch die Hospitierungseinrichtung allerlei Unfreiheiten und Beschränkungen erleiden. In Unterklassen stehen da die Dinge noch ganz anders. Die vielfach vom herrschenden Geist des Feminismus — man denke an die erschreckende Zunahme des Geckentums, an das Entstehen einer Herrenmode u. dgl. — eingeleitete und befürwortete Koedukation zeitigt in Unterklassen im allgemeinen keine nennbaren Nachteile, soweit die Erziehung in Betracht kommt. Es gilt dies besonders für die zwei untersten Klassen, wo die sexuellen Verschiedenheiten noch keineswegs jene Stärke und vielfache Gegensätzlichkeit erlangt haben, wie dies bereits in dem Alter der Fall ist, da die gemeinsam Erzogenen die Oberklassen besuchen. Es war darum zwar möglich, daß die Fürsprecher der Koedukation zur Zeit, da sich diese erst auf die Prima und Sekunda erstreckte — wenn auch ohne nennenswerte Gründe, es waren aber und sind in diesem Falle auch keine wesentlicheren Gegengründe da — die lieblichsten Preisgesänge auf diese moderne pädagogische Tat, Erkenntnis oder Reform anstimmten; freilich waren manche der meisterlichsten Sänger Väter studierender Mädchen. Aber die Hymnisten wurden von Jahr zu Jahr stiller. Die vielgepriesene Institution trug in vielen Oberklassen verhängnisvolle Früchte. Wir hörten von einem Sechsvaterfall und zahlreichen anderen, von guten Jugendkennern prophezeiten Geschehnissen. Insbesondere machte man auch hinsichtlich des Studienfortganges der jungen Mädchen in den Oberklassen viel trübe Erfahrungen. Nur ein geringer Prozentsatz erreichte das Ziel (beziehungsweise harrte aus bis dahin) und fast alle hatten an ihrem Nervensystem mehr oder minder Schaden gelitten.

Ich komme darum zu dem Schlusse: die Koedukation ist zwar in den unteren Klassen — ohne sonderliche Nachteile oder Vorteile für Knaben oder Mädchen zu haben, welch letztere sich meistens gesondert zusammenscharen — haltbar, in Oberklassen ist sie ein pädagogischer Mißgriff. Der Traum jener Erzieher und menschenfreundlichen Laien, die vom kollegialen Verkehr und der edlen Freundschaft der Geschlechter auf den höheren Unterrichtsanstalten das Herrlichste erwarteten, ist gerade bei der arischen Jugend wohl eben wegen des starken hier bestehenden Geschlechtsunterschiedes (aber auch sonst)

ein Traum geblieben. In den Unterklassen kümmern sich Knaben und Mädchen fast gar nicht um einander und wenn es geschieht, sind es meist feministische Knaben, wie ich wohl beobachtet habe, die einiges Interesse für ihre Kolleginnen zeigen; in Oberklassen aber ist es erst recht nicht freundschaftliche Kameradschaft, was das gelegentliche Interesse der Kollegen an den Kolleginnen wachruft, sondern natürlich etwas ganz anderes. Ich will nicht sagen, ob ich dies für gut halte oder nicht — es ist so. Und so meine ich, daß es so natürlich ist. Indes sieht man auch die hospitierenden Obergymnasiastinnen oft ein stilles Eremitendasein führen. Der Nachteile aber, die beiden Geschlechtern aus der Gemeinsamerziehung erwachsen, tritt bei der Koedukation in den Oberklassen eine ganze Reihe in Erscheinung. So besteht hiedurch wohl für jede Anstalt dauernd die Gefahr der Schädigung ihres Rufes: denn es ist ausgeschlossen, daß die naturgegebene weibliche Neugierde und Schwachheit mit der fraglosen männlichen Jugendnatur — auch bei aller verständigen und vorsichtsvollen Einflußnahme der Lehrer — nicht hie und da doch in folgenschweren Kontakt gerate. Und was bereits mehrfach geschehen ist, kann und wird und muß sich wiederholen. Die diebmachende Gelegenheit wird eben von der Jugend, die nach einem bekannten Wort keine Tugend hat, nur allzu leicht beim Schopfe genommen. Nun läßt sich ja einwenden: derlei könne sich auch sonst ereignen; wohl, doch hat dann wenigstens nicht die Schule den Anlaß dazu geboten. Daß aber, wenn es geschieht, überdies beide Koeduzierte den Schaden haben, liegt auf der Hand. Weiterhin tragen naturgemäß solche und auch ganz harmlose dauernde Verliebtheiten nicht eben zur Steigerung der Unterrichtserfolge bei[1]).

Um von anderem abzusehen, ist eine weitere wesentliche nachteilige Sekundärerscheinung der Koedukation in Oberklassen — und damit komme ich zum eigentlichen Thema zurück — die psychologische Notwendigkeit, den Unterricht unter unablässiger Berücksichtigung der weiblichen Minoritäten (bisweilen ist es bloß eine einzige Schülerin) einzurichten, manches zu ändern oder zu kürzen und vor allem auch manches Wichtige und Wertvolle ganz zu übergehen. Der Germanist und der Naturhistoriker, wenn er nicht etwa von brutalerer Natur ist und sich nichts daraus macht, die Erziehung durch das Erziehungsmittel, die Wissenschaft, gelegentlich zu gefährden, wissen von ähnlichen Tatsachen zu berichten. Nun ist es für mich außer allem Zweifel, daß ein altklassischer Lektüreunterricht in Oberklassen —

[1]) Hingegen hat die Erlaubnis zum Besuche eines Tanzlehrinstitutes, die manche Anstalten den Schülern der obersten Klassen (für die Dauer des Zutreffens der Bedingung, daß ihr Studienfortgang dadurch keine Hemmung erleide) gewähren, sicherlich auch manches Gute an sich. Der gesellschaftliche Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht fördert die männliche Jugend in der fürs praktische Leben nicht zu unterschätzenden Aneignung eines sichereren Auftretens und gewissen Geschickes im gesellschaftlichen Umgang mit dem anderen Geschlecht. Dies gilt besonders für die ländliche und kleinstädtische Jugend.

zumal in der Septima und Oktava — mangelhaft ist, wenn er den großen Tatsachen des Lebens, und zwar des antiken Lebens nicht minder als des modernen, nicht jederzeit und an jeder Stelle, wo es nottut oder wünschbar erscheinen kann, ein freies Wort zu widmen wagt, respektive zu widmen in der Lage ist. Daß wir vom Wirken einer Macht, die sich als einer der gewaltigsten Faktoren im Dasein des Einzelmenschen und in den Geschehnissen des Alltags nicht minder bedeutsam kundgibt als in der Geschichte der Völker und besonders in deren künstlerischen Höchstleistungen, daß wir von einem der mächtigsten Krafterzeuger bei allem geistigen Vollbringen, daß wir von dem Geschlecht, von der Erotik, von Eros und Sexus und von den freundlichen und feindlichen Beziehungen der Geschlechter zueinander wiederholt zu sprechen haben werden[1]), wenn uns um ein möglichst tiefes Erfassen der Antike zu tun ist, das kann meines Ermessens nicht fraglich sein. Aber ist dies in einer koeduzierten Oberklasse gut durchführbar?

Man wird auf diese Frage vielleicht entgegnen wollen, der Unterricht müsse doch stofflich und formell jederzeit so eingerichtet sein, daß es keinen Unterschied machen darf, ob Jünglinge oder junge Damen daran teilnehmen, da Schulstunden ja keine Herrenabende seien. Dies ist ungemein richtig und ungemein falsch. Man übersieht dabei, daß die Anwesenheit von Damen auch in der besten Gesellschaft nicht selten den Gesprächsstoff inhaltlich beeinflussen wird. Es ist dies, wie erwähnt, eine gesellschaftliche Taktforderung. Aber sollen diesen ein ziemlich Äußerliches kultivierenden Forderungen im Unterricht größere Opfer gebracht werden? Soviel ist gewiß: verletzt dürfen diese Grundbedingungen der Manierlichkeit niemals werden. Sind junge Damen in der Klasse, so muß eben darauf Rücksicht genommen werden. Und man darf sich darüber so wenig hinwegsetzen (wodurch ja der männlichen Jugend kein gutes Beispiel gegeben würde), daß man vielmehr auch außer der Lektüre mancher von Simon a. a. O. bezeichneter Stellen (vgl. bes. die zweite und dritte) das meiste auf die Erotik der Alten Bezügliche (so z. B. die meisten Liebes- und Weinlieder des Horaz, die Erotik Katulls u. a.) mit Rücksicht auf die vorgebrachten Bedenken aus der Schullektüre streichen wird. Ich weiß gar wohl, was man zu dieser Meinung sagen kann. „Wozu denn?“, kann man erwidern, „die jungen Damen haben doch gerade dafür das denkbar gesteigertste Interesse“. Gewiß, gewiß. Aber — sie wünschen es nicht vor anderen ans grelle Tageslicht gezogen, in die krittelnde Öffent-

---

[1]) Ich meine natürlich nicht in eigenen ausführlichen Behandlungen einzelner einschlägiger Themen; denn dazu ist weder die Zeit, die dem Autor gehören muß, noch sonst eine Nötigung vorhanden. Aber zur Erläuterung und Vertiefung des Gelesenen wird an passender Stelle eine sachliche Bemerkung aus den bezeichneten Gebieten nützlich und erforderlich sein. Um nicht mißverstanden zu werden: um sexuelle Eklaireurtätigkeit im landläufigen Sinne ist mir dabei nicht im mindesten zu tun. Diese ist m. E. Sache des Schularztes.

lichkeit gezerrt, sie lieben gerade darin — und besonders vor dem anderen Geschlecht — tiefste Verschwiegenheit. Es berührt eben zu sehr ihr eigentlichstes Wesen[1]). Von dieser psychologischen Erkenntnis hat ja die in Rede stehende Form des gesellschaftlichen Taktes ihren Ausgang genommen, darin ihre Begründung gefunden. So wenig es nämlich dem doppelzentrisch, geistig und sexuell ziemlich gleichstark veranlagten (also normalen, erwachsenen) Manne befremdlich erscheinen oder ihn unangenehm berühren kann, wenn öffentlich in seiner Gegenwart in ernster, sachlicher Weise von Dingen gesprochen wird, die ohne widrige Lüsternheit oder zotenhafte Zweideutigkeit die sexuelle Sphäre behandeln oder tangieren, so peinlich und unangenehm gestaltet sich dies für die vorwiegend einzentrisch organisierte[2]) Natur gerade des wohlerzogenen und feinempfindlichen Weibes. Das fühlt natürlich die männliche Jugend instinktiv heraus und wendet in einem solchen Falle ihre besondere — meist etwas zynische — Aufmerksamkeit den dadurch in ihren Gefühlen nur noch mehr getroffenen Mädchen zu, die angesichts der jungen Männlichkeiten um so unlieber Ohrenzeuginnen der Behandlung oder Lektüre der diese Themen streifenden Stellen oder Gedichte sein wollen. Freilich läßt sich dem dadurch wirksam begegnen, daß man die betreffenden Schüler vermahnt, sich doch nicht kindisch zu benehmen (das verfehlt bei den auf ihr „junges Herrentum" nicht wenig stolzen Schülern der Oberklassen nie seinen Zweck), aber wäre es in Anbetracht der dargelegten Tatsachen nicht richtiger, in Klassen, wo Mädchen hospitieren, die auf die Erotik und das geschlechtliche Leben bezüglichen Stellen, Themen, Gedichte möglichst zu meiden, beziehungsweise zu restringieren? Was aber ist das dann für ein Bild, das der philologische Lehrer in Oberklassen seinen Schülern von dem Leben und der Kultur der Griechen und Römer entwirft, wenn ein Gebiet, das als stärkster Motor antiker (wie auch moderner) Kunst und Größe gilt und gelten muß, kaum beachtet oder gleichsam als nicht existierend beiseite geschoben wird?

Wie sucht nun Simon diesem Übelstande zu begegnen? Unter wiederholtem Hinweis auf die Tatsache, daß man nunmehr mit der Anwesenheit von Mädchen in den oberen Klassen zu rechnen habe, schlägt er eine „Läuterung der altklassischen Schullektüre" vor, wie er sie übrigens auch ohne Hinblick auf diese Tatsache für förderlich und notwendig erachtet. Nachdem er zunächst im allgemeinen von gewissen Stellen in den Schultexten antiker Klassiker gesprochen, deren schlüpfriger Wortlaut das moralische Empfinden der Schüler

---

[1]) Ein Satz, der freilich das Mißfallen jedes amazonenhaften Weibes erregen muß.

[2]) Dies ist besonders beim arischen Weibe der Fall, da bei dieser Rasse der Geschlechtsdimorphismus sehr stark ausgeprägt ist. Eben daraus erklärt sich wohl auch der verhältnismäßig hohe Prozentsatz genialer Männer dieser Rasse. Völker, die durch schwächeren Gonochorismus gekennzeichnet sind, weisen bisweilen einen Reichtum an Talenten auf.

gefährde — die ohneweiters getilgt werden könnten und sollten —, führt er als erstes Beispiel hiefür jene Verse aus der Odyssee (VI, 128 sq.) an, wo der schiffbrüchige, aller Habe und Kleidung beraubte Odysseus, durch das Geschrei der ballspielenden Mädchen aus seinem Schlummer geweckt, sich erhebt, einen dichtbelaubten Zweig abbricht, um seine Blöße zu bedecken und von ferne Nausikaa um Hilfe anzuflehen: ἐκ πυκινῆς δ' ὕλης πτόρθον κλάσε χειρὶ παχείῃ | φύλλων, ὡς ῥύσαιτο περὶ χροῒ μήδεα φωτός. Ich muß sagen, ich war mindestens erstaunt, als ich diese Stelle als „schlüpfrig" bezeichnet fand. Hat da nicht ein aus der modernen Mißhandlung und Verdächtigung aller Sinnlichkeit geborener Irrbegriff von Reinheit und eine durch die schlichte Natürlichkeit der antiken Auffassung des Sinnlichen immerhin noch läuterbare moderne Mißvorstellung von Züchtigkeit eine verhängnisvolle Verkennung der Tatsachen erzeugt? Ja, was für ein Unterschied bestünde dann noch zwischen Schamhaftigkeit und Schlüpfrigkeit, wenn diese Verse schlüpfrig sind? Was ist denn schamhaft, frage ich, wenn es nicht die Empfindung ist, die dieser Homerstelle Leben gab? Liegt hier nicht ein völliges Mißverstehen der Alten vor? Schlüpfriges wird jeder Lehrer aus dem Unterrichte fortwünschen; aber das Eunuchentum wollen wir doch nicht zum Ideal erheben. Überhaupt können wir das augenverzückte Billigen aller Sinnlichkeitsverdammung, die Apotheose der Unsinnlichkeit, gerade bei der Homerlektüre und Homererklärung am allerwenigsten brauchen oder gutheißen. Der homerische Dichter war, das darf man auch ganz allgemein sagen, gewiß kein Knecht sinnlicher Begierden, er bietet vielmehr ein wunderbar vollkommenes Exempel alter Empfindungsart voll gesunder Sinnenfreude und jugendlicher Lebensfrische: seine schuldunbewußte Einfalt liebt in ihrer naiven Lust am Schauen überall die unverdeckte, tatsachenechte Wahrheit und steht allem Verhüllen des Natürlichen und Wahrhaften fremd, fast möchte man sagen verständnislos, gegenüber; und selbst wenn Homer im achten Gesange der Odyssee oder im vierzehnten der Ilias sehr sinnlich geratene, ja einer gewissen Ausgelassenheit nicht entbehrende Liebesszenen darstellt (die sicherlich keine passende Klassenlektüre bilden und keinesfalls in ein Schulbuch gehören), so ist doch auch dies nichts anderes als die reine, vom lebensfrohen Hellenen erschaute Menschennatur, bei deren Schilderung dem Dichter jeder zynische Seitenblick auf den Hörer, jede schnöde, unkünstlerische Spekulation mit dem „Publikum" himmelfern lag.

Stellen wir im Anschlusse daran die Frage, welche das menschliche Geschlechtsleben streifenden oder betreffenden Stellen in den Texten der antiken Klassiker den Schülern der obersten Klassen fernzuhalten seien, so kann es sich nur um Worte oder Verse handeln, die etwas direkt Lazzives, Zotenhaft-Derbes oder Überhitzt-Sinnliches[1]) enthalten, aber nicht wohl darum, die Jugend hermetisch abzuschließen

---

[1]) Ersteres oft bei Ovid, Zweites öfters bei Katull, Drittes bei Properz.

von der Möglichkeit, in die naturgesunde Unverblümtheit und rein menschlich betonte Natürlichkeit antiken Sinnenlebens einen Einblick zu gewinnen. Im Gegenteil! Es wäre ein arges Versehen des Pädagogen, diese Pforte zum Verständnis des Lebens — also auch der Kunst und Philosophie — der Alten den Schülern zu verrammeln. Sind wir keine zimperlichen Engherzen und mißdeuteln wir nicht den Begriff des Reinen, so dürfen wir geradezu einen großen Segen darin erblicken, daß der Jugend unserer nicht ohne Grund als dekadent und feministisch verrufenen Zeit eine Gelegenheit gewährt ist, aus dem Jungbrunnen der Alten einen herzerfrischenden Trunk zu tun und durch die Erkenntnis und — hier ist das Wort nicht unangebracht — das Beispiel der offenherzigen antiken Denk- und Empfindungsweise im eigenen Denken und Empfinden geläutert zu werden. Dazu bedarf es aber natürlich nicht des pädagogischen Giftes einer Lektüre unflätiger, übermütiger oder grotesker Ausschreitungen antiker Erotik. Homer und Sophokles, Horaz und die sorgfältig ausgewählten Elegiker sind die besten Quellen hiefür. Gedichte wie Hor. Epod. 8 und 12, Sat. I 2, wie Ovids *Ars amatoria*, wie gewisse *Catulliana* (z. B. Nr. 6, 10, 32, 56, 58, 80, 83 u. a.), *Prosa à la* Petron, Juvenalische Satiren und vieles im Sueton muß dem Klassenunterricht geflissentlich ferngehalten werden. Damit geht nichts von Belang verloren. Aber wer das meiste Erotische in der Lyrik des Horaz[1]) oder Katull oder Tibull (Sulpicialieder) oder Ovid — wo er sich von aller Lüsternheit frei hält — vom öffentlichen Unterrichte ausschließt, der verkürzt die Jugend nicht nur um vieles, was zum künstlerisch Wertvollsten in der alten Dichtung gehört, er verstopft, wie erwähnt, ihrem Verständnis des Altertums und seiner Kunst einen ergiebigen Born. Er übersieht den reichen Nutzen, der aus einer besonnen ausgewählten und taktvoll geleiteten Lektüre gerade dieser Poesien erwachsen kann. Und aus dem Herzen gesprochen sind mir die Worte eines feinsinnigen Päda-

[1]) So hat Josef Steiner in seiner bekannten, sonst vortrefflichen Abhandlung über Ziel, Auswahl und Einrichtung der Horazlektüre (Prog. Wien, VI. Bez., 1881) in unangebrachter Prüderie die Lesung fast aller Liebesdichtungen des Horaz in der Schule widerraten und manch Langweiliges und Fabriziertes an Stelle vieler Echtheit und Herzlichkeit empfohlen. Auch die Schulausgabe J. Huemers, die vorwiegend auf den Steinerschen Grundsätzen aufgebaut ist, weist hie und da ähnliche Mängel auf. So, wenn z. B. die harmlose Schlußstrophe der sechsten Ode des ersten Buches, welche die Pointe des Gedichtes enthält, gestrichen wird, wenn ein Poem wie III 12 fehlt, während die Einleitung in die Metrik darauf Bezug nimmt, u. ä. Anders aber liegen die Dinge, wenn aus der sechsten Ode des dritten Buches die in der Schule gewiß nicht wohl lesbaren Verse 25—32 ausgeschieden wurden. Hingegen sind Verse wie Sat. I 3, 90 sq. sonderbarerweise stehen geblieben. — Auch gegen die Lektüre der schönsten Katullischen Lesbialieder sind von mancher Seite (z. B. von Hugo Jurenka in diesen Blättern: LXVII. Jahrgang [1916], S. 471 fg.) Bedenken geäußert worden, die ich für hinfällig halte. Doch darüber soll gelegentlich noch ausführlicher gehandelt werden. Jedenfalls stehen die meisten Schulanthologien in Widerspruch zu seinen Ausführungen.

gogen[1]) unserer Zeit: „Die antike Sinnlichkeit in ihrem wahren Lichte zeigen, heißt sie nicht bloß unschuldig, sondern sie segensreich machen.“ Muß nicht in der Tat die Bekanntschaft mit der alten Auffassung des Erotischen, — und auch hier lebt „edle Einfalt und stille Größe!“ — das geweckte Verständnis für diese rührend ehrliche Empfindungsart geradezu fördernd, klärend und beruhigend auf junge Gemüter wirken, von denen nur wenige und vielleicht nicht einmal die besten von den Gefahren moderner Liebesdichtung mit ihrem nicht selten krankhaft schwülen Hauch und ihrer raffinierten Gefühlsmystik verschont bleiben? Muß ihr da die menschlich einfache und oft hinreißende Innigkeit antiker Empfindungsweise nicht zur Erlösung werden von den sich leicht verhängnisvoll gestaltenden Wirkungen solcher Modernität? Muß sie dem gesund fühlenden jungen Menschen nicht Stab und Stütze bieten, ihn dazu führen, der natürlichen Reinheit und Gefühlsklarheit im sinnlichen Empfinden und Urteilen hierüber, wie sie uns in der so häufig und so fühlbar vom Atem der Antike berührten Kunst eines Goethe, Schiller, Mörike, Geibel, Hamerling oder in den Werken eines Storm, Greif, Keller, Raabe, Liliencron entgegentritt, den Vorzug vor der angekränkelten Blässe hypermoderner Empfindungsdelikatesse zu geben und ihm dermaßen wegweisend fürs Leben zu werden? Es ist eine der vornehmsten Aufgaben des Unterrichtes in den klassischen Sprachen, den geistig Höherstrebenden unserer Schüler ein möglichst vollkommenes und wahrheitsgemäßes Bild des antiken Kulturideals zu erarbeiten, damit sie die Möglichkeit eines rechten Begreifens neuzeitlicher Kulturstrebungen und Kulturziele aus dem Vergleichen der nur teilweise zueinander parallel stehenden, vielfach aber miteinander kontrastierenden Auffassungen des Altertums und der Jetztzeit gewinnen[2]). Hiezu bedarf es einer reichen und möglichst viele Seiten des antiken Lebens und Denkens zur Anschauung bringenden Lektüre. Wie soll dies aber möglich werden, wenn wir in überbesorgter Ängstlichkeit bereits davor zurückschaudern, eine so einfache, ebenso natürliche wie reine Mitteilung, daß ein nackter Schiffbrüchiger einen laubigen Ast zur Bedeckung seiner Lenden abbrach, in der Schule zu lesen? Ja, müßte ein gesundes Gefühl nicht diese Verse oder solche ähnlichen Inhalts — wenn sie fehlten oder im Schultext ausgelassen sind — geradezu vermissen? Müßten nicht vielmehr die Schüler ihren Lehrer fragen: „Bitte, empfanden es die Alten nicht als ungebührlich, daß der unbekleidete Odysseus zu der Jungfrau sprach?“ Und wäre eine solche Frage — als kulturhistorisch nicht ohne Bedeutung — nicht direkt wünschenswert, wenn bei Homer jene Verse fehlten? Ich meine, es wäre verfehlt, den Frager einfach abzuweisen.

---

[1]) Oskar Weißenfels in seiner Schrift: Horaz. Seine Bedeutung für das Unterrichtsziel des Gymnasiums und die Prinzipien seiner Schulerklärung (Berl. 1885), S. 110.

[2]) Dann vermag das Studium der Alten wohl auch zur Quelle wirksamen Rückhaltes zu werden gegen mancherlei banausische Strömungen unserer Zeit.

Aber so schlimm es ist, wenn ein Lehrer zum Spielball eitler, zeitvernichtender Schülerfragen wird (es gibt auch das), so ist es mir immer als ein nicht viel minder bedauerliches Kriterium einer Lehrerpersönlichkeit erschienen, wenn der Erzieher aus banger Sorge, seine Klassendisziplin zu gefährden oder aus Furcht vor der Minderung seiner Autorität im Unterrichte allem ausweicht, was — sagen wir — sehr irdischer Herkunft ist.

Wie haben sich nun andere Schulmänner zur Schullektüre der bezeichneten Homerverse gestellt? Scheindler hat sie — ebenso wie Christ — in seiner für die Zwecke des öffentlichen Unterrichtes bearbeiteten Odyssee-Epitome in allen Auflagen (3. Aufl. S. 71) beibehalten[1]) und er hat auch, wie ich meine, mit vollstem Recht an anderen ähnlichen Stellen keinen Anstoß genommen; so fehlen z. B. in seiner Iliasausgabe nicht die Verse (XXII 74 ff.):

ἀλλ' ὅτε δὴ πολιόν τε κάρη πολιόν τε γένειον
αἰδῶ τ' αἰσχύνωσι κύνες κταμένοιο γέροντος,
τοῦτο δὴ οἴκτιστον πέλεται δειλοῖσι βροτοῖσιν.

Ein gänzlich anderes Gebiet berührt die zweite von Simon angeführte Stelle: es handelt sich da um eine abnormale Form der Sinnlichkeit, um sexuell Pathologisches. So wenig es einem Lehrer einfallen wird, Horaz' Oden an Ligurinus (c. IV 1 und 10) oder die elfte Ode mit dem sinnlich gefärbten Preise des Lyciscus, Tibulls Marathuselegien, Katulls Juventiuslieder u. a. päderastische Dichtungen in der Schule zu lesen — und es ist gänzlich überflüssig, daß unsere Jugend diese Seite der Antike näher kennen lerne —, so wenig angenehm muß es Lehrer und Schüler berühren, wenn § 9 der Miloniana in der Schule vorgenommen wird. Aber wenn man sich schon zur Klassenlektüre dieser Rede entschließt, dann bleibt wohl kaum etwas anderes übrig, als auch diese Zeilen — und in diesem Falle wohl in kursorischer Lektüre, ohne daß das vierte Kapitel vorpräpariert wird — im Unterrichte zu behandeln. Ein Überspringen dieses Kapitels oder bloß des § 9 würde nur die Aufmerksamkeit der Schüler auf diese Stelle lenken und gerade dann erst recht vom Übel sein. Daß die öffentliche Lektüre dieser Zeilen aber, ob so oder so betrieben, geradezu zum pädagogischen Mißgriff wird, wenn sie in Gegenwart von Mädchen geschieht, scheint mir fraglos zu sein[2]). Doch ich halte die Koedukation an Mittelschulen

---

[1]) Anders liegen die Dinge bei Hom. Od. XVIII 85—87, wo zur Kennzeichnung der grausamen Sinnesart des Königs Echetos die ersten beiden Verse vollkommen ausreichen (vgl. Scheindler, Ausg. S. 217; Christ, S. 212). Schlüpfrig ist auch der in den Schultexten mit Recht beiseite gelassene Vers 87 nicht.

[2]) Weit schlimmer steht es in dieser Hinsicht bei einigen Stellen einer Schrift, die sich nicht, wie es bei der Rede für Milo der Fall ist, durch andere gleichwertige oder mehrwertige desselben Autors ersetzen läßt: ich meine Sallusts *Bellum Catilinae.* Wohl paßt die Klassenlektüre dieses Werkes weit besser in das Gefüge des Gesamtlesestoffes der Sexta (man denke an die nachfolgende Behandlung einer oder zweier Katilinareden Ciceros), wohl nimmt das so umfang-

und besonders an der Oberstufe dieser Anstalten für eine sehr sterbliche Einrichtung und meine, daß man ihr nur mehr ein kurzes Dasein prophezeien darf. Soviel aber ist gewiß: ein Fortbestand der bisherigen Gepflogenheit ist nicht zu wünschen.

Im übrigen kann ich die Wahl dieser Rede als Schullektüre (und Simon spricht davon, daß sie „fast regelmäßig" in der VII. Klasse gelesen werde) nicht billigen und finde es nur ganz in der Ordnung, daß ein besonnener Pädagog wie Kappelmacher in A. Scheindlers „Praktischer Methodik für den höheren Unterricht" eine Lektüre

---

liche, einen historisch nicht sehr bedeutsamen Stoff behandelnde *Bellum Iugurthinum* ein im Verhältnis zu seinem Inhalt viel zu großes Zeitausmaß für seine Absolvierung in Anspruch, wird darum meist nicht ohne Abstriche gelesen und büßt so außerdem viel von seiner künstlerischen Wirkung ein: aber ist das *Bellum Catilinae* in den vorhandenen Schulausgaben wohl im öffentlichen Unterrichte — ich denke dabei gar nicht an das Zugegensein von Mädchen — lesbar? Insbesondere enthält die Schrift zwei bis drei Stellen, die man selbst nicht in der Oktava, geschweige denn im ersten Semester der VI. Klasse wird behandeln können. Ich meine die Sätze c. 13, 3 *sed lubido stupri ganeae ceterique cultus non minor incesserat: viri muliebria pati, mulieres pudicitiam in propatulo habere* und c. 24, 3 *ea tempestate plurimos cuiusque generis homines adscivisse sibi dicitur, mulieres etiam aliquot, quae primo ingentis sumptus stupro corporis toleraverant, post ubi aetas tantum modo quaestui neque luxuriae modum fecerat, aes alienum grande conflaverant.* Und es ist wohl auch kaum fraglich, ob ein Kapitel wie das fünfzehnte (init.: *Iam primum adulescens Catilina multa nefanda stupra fecerat cum virgine nobili, cum sacerdote Vestae, alia huiusce modi contra ius fasque*) einen für diese Stufe geeigneten Lesestoff abgeben kann. Ich meine, an solchen Stellen wäre wohl wirklich eine Kürzung für die Zwecke der Klassenlektüre rätlich, da sonst Sätze, wie die eben zitierten, die hochinteressante Schrift der Schule sperren. Sie wird wohl auch hauptsächlich darum so wenig an unseren Gymnasien gelesen. Denn die recht schwach fundierten Einwendungen mancher Gelehrten und Schulmänner gegen das Werk — das für ein romanhaftes Pamphlet erklärt wurde, womit Sallust seine eigene Apologie oder die Cäsars bezweckte, vgl. Philolog. Anzeiger, Bd. VIII, S. 531, und Goepels Abhandlung „Ist der Catilina Sallusts eine Parteischrift? (Jena 1879) u. a. — haben wohl seiner Aufnahme in den Kreis der gelesensten Schulschriften so wenig geschadet wie seiner originellen Frische und Geistigkeit. Der oben von Simon zitierte Satz hat zwar bei der Vorsichtigkeit seines stilistischen Formers immerhin weniger Anstößiges an sich als diese Stellen Sallusts; aber er ließe sich wohl in der von ihm empfohlenen Weise eliminieren. Geschieht dies aber nicht, so bleibt dem Lehrer, der diese Rede etwa deshalb nicht lesen will, noch eine Fülle — wertvollerer Reden: Ich denke in erster Linie an die Meisterstücke invektiver Beredsamkeit, an die vierte und fünfte Verrine (die gleichzeitig reichlichen Anlaß bieten zur Belehrung hinsichtlich mehrerer bedeutsamer Wissensgebiete, wie der Kunstgeschichte, Provinzverwaltung, Rechtsprechung, Religion, Sagenkunde, Geographie der *Magna Graecia*, Geschichte), an die erste und zweite Philippika, oder an die etwas enthusiastisch als „Königin der Reden" bezeichnete Rede für Sestius, an die feine, humorvolle, freilich stofflich und stilistisch etwas schwierigere Rede *pro Murena*, an die *Sullana*, der kunstkritisch sehr hoch zu bewertenden *divinatio in Q. Caecilium* nicht zu vergessen.

dieser Schrift in der Schule gar nicht in den Bereich seiner Erörterungen zieht. Hätte aber ein Lehrer besondere Gründe zur Bevorzugung der *Miloniana* vor anderen Reden, so wird es in erster Linie von seinem pädagogischen Geschick, von seinem Ernst und Takt, kurz von seiner Persönlichkeit abhängen, ob er durch die Vornahme dieser Stelle die Schülermoral, den Unterricht, seine Autorität gefährdet oder nicht. Für empfehlenswert halte ich, wie gesagt, die Lesung von Werken, die solche Stellen enthalten, keineswegs. Ein sozusagen versöhnliches Moment liegt jedoch in dem bezeichneten Kapitel immerhin darin, daß der sexuelle Missetäter sein Vergehen zu büßen hat; auch die daran geknüpfte Betrachtung über das Recht der Notwehr und über gerechtfertigten Mord ist nicht ohne kulturhistorisches Interesse (besonders in juristischer Hinsicht, also von einem spezifisch römischen Standpunkte aus interessant). Jedenfalls wird der Lehrer bei der Übersetzung mit besonderer Umsicht vorzugehen haben und der geschmackvolle Meister römischen Stils reicht ihm dabei hilfreich die Hand. Wie sorgsam gewählt und künstlerisch erwogen sind Ausdrücke wie *pudicitiam eripere* oder *perpeti turpiter!* — Ganz anders liegen da die Dinge bei der Lektüre moralisch bedenklicher Stellen in anderen Ciceronischen Reden, so z. B. in der mit Recht gern gelesenen vierten Verrine. Wenn es da (§ 7) in einer sarkastischen Wendung heißt: *at non requirebat ille Cupido lenonis domum ac meretriciam disciplinam, facile illo sacrario patrio continebatur*, so läßt sich das Nötige bereits bei der Vorbereitung durch Angabe passender Ausdrücke veranlassen (*meretricia disciplina* = Schule der Unzucht; *meretricis heredem* zu Schluß dieses Paragraphen = den Erben einer Dirne). In gleicher Weise wird man an anderen ähnlichen Stellen dieser Schrift (§ 17 *libidinum testis* = Zeugin deiner Wollust, § 20 *multas familias totas in perpetuum infames tuis stupris flagitiisque fecisti* = viele Familien hast du durch dein zuchtloses Treiben und deine Schandtaten für alle Zeit entehrt — u. a. St.) vorgehen. Auch spricht da Cicero überall mit solcher Despektierlichkeit vom Treiben des Verres, stellt es mit derartigen Worten so energisch an den Pranger, daß aus der Lektüre all dieser Stellen eher ein erziehlicher Gewinn resultieren kann.

Was endlich die vorgeführte Tacitusstelle anlangt (Ann. I 10 *nec domesticis abstinebatur: abducta Neroni uxor et consulti per ludibrium pontifices, an concepto necdum edito partu rite nuberet*), so gebe ich wohl zu, daß der inhaltliche Zusammenhang des Textes durch den Wegfall dieses Satzes keine Beeinträchtigung erlitte; aber sind diese Worte nicht gerade vielsagend für die Böswilligkeit des Stadtklatsches, das hervorstechendste Merkmal dieser kleingeistigen Unsitte? Ist das Verbleiben dieser Worte nicht vielmehr erwünscht, damit man dabei auf die natürliche Gemeinheit der Gesinnung des Mobs und seine Sucht, das Hochstehende und das Strahlende zu schwärzen hinweise und daran zeige, für welche Gebiete des Lebens berühmter Männer die Inkompetenz gewisser menschlicher Schwachhirne be-

sonderes Interesse hegt? Die Ausdrücke *concipere* und *edere partum* haben doch — hoffentlich! — noch nichts Unsittliches oder Moralgefährdendes an sich. Daß es sich hier um allerlei Gewäsch handelt, das Ehe und Religion unflätig tangiert, kann die Lektüre der Stelle an sich nicht bedenklich erscheinen lassen, da die Ausdrucksform keinerdings schamverletzend ist. Sie ist vielmehr sachlich und hebt die Niedrigkeit des Geredes hervor. Jeder taktvolle Lehrer wird sich hier, meine ich, ohneweiters zurechtfinden; meines Wissens haben die bereits sichtlich reiferen und ernsteren Schüler unserer obersten Klassen, denen Tacitus stets ein Autor ist, an dem sie sich auch bei Semesterschluß noch so wenig sattgelesen haben, daß sie die Annalen, besonders wenn auch die Neronische Zeit berücksichtigt wurde, recht ungern aus der Hand legen, sich noch nie von dieser Stelle übel berührt oder in ihren sittlichen Gefühlen beleidigt gezeigt. Es kann dies um so weniger der Fall sein, wenn der Lehrer die Übertragung des etwas heiklen Textes wohl bedacht hat und im richtigen Augenblick den passenden Ausdruck einwirft (also etwa: „Auch seine persönlichen Verhältnisse blieben nicht unberührt: daß er Nero die Gemahlin geraubt und an die Pontifices spöttischerweise die Frage gerichtet habe, ob eine Frau, die empfangen, aber noch nicht geboren, eine gültige Ehe schließen könne). Ich glaube, daß eine solche Stelle, wenn sie mit ruhiger Sachlichkeit und taktsicherem Ernst behandelt wird, selbst bei Anwesenheit junger Damen noch lesbar ist[1]); freilich ganz unbedenklich ist es wohl in letzterem Falle nicht: die Worte können immerhin als ein in jugendlicher Damengesellschaft nicht ganz fairer Gesprächsstoff aufgefaßt werden. Und von diesem Gesichtspunkt aus wird Simons Anregung zu einer Sichtung des Textes der altklassischen Schulautoren wieder verständlich. Aber diese Anregung verschuldet auch hier wieder nicht zunächst der antike Lesetext, sondern — die Koedukation.

Wenn sich Simon zur Bekräftigung seines Vorschlages auf bereits vorhandene (aus moralischen Bedenken erfolgte) Änderungen in Schultexten deutscher Dichter beruft, so beweist er damit allerdings noch nicht, daß sich die Herausgeber altklassischer Schulautoren dieses Prinzip zum Vorbild nehmen müssen. Denn es bleibt noch der Beweis zu erbringen, daß dieser da und dort geübte Editorenbrauch richtig und haltbar und ob die den Klassikerwortlaut läuternde Poesie der Herausgeber wirklich dringend begehrenswert sei. Ist der Text eines Volks-

[1]) Persönliche Erfahrungen besitze ich für diesen speziellen Fall nicht. Nur eine auffallend geringe Zahl der unsere Anstalt frequentierenden durchaus fleißigen und strebsamen Hospitantinnen erreichte das Obergymnasium. Die meisten verließen nach dem 14. oder 15. Lebensjahre teils infolge nervöser Überreizung, teils infolge rapiden Rückganges in den Leistungen die Anstalt. Gegenwärtig besuchen nur zwei (israelitische) Schülerinnen das Obergymnasium (V. Klasse). Die einzige Hospitantin, welche bisher die VII. Klasse erreichte und sie mit bestem Erfolg besuchte, mußte infolge plötzlich ausgebrochener Geistesstörung — der Schularzt konstatierte *dementia praecox* — das Studium aufgeben.

liedes, ist der Text eines Goetheschen Werkes aller Heiligkeit bar? Eher kann ich mich damit befreunden, wenn ein Herausgeber dort, wo es dringend nottut, Partien eines Gesanges, Strophen oder Verse eines Gedichtes wegläßt. Von diesem Standpunkte könnte man sich auch mit dem Fortfall jener Stelle in der *Miloniana* abfinden, die gewiß nicht erziehlich wirken wird.

Aber weit mehr noch könnte ich mich erwärmen für den Fortfall fürsorglicher Prüderie an unpassendem Orte. Es wäre ja allzu traurig, wollte man nun darangehen, das Altertum — sei es auch nur für Schulzwecke — vom Standpunkte moderner Moral zu meistern; denn das hieße, es gründlich mißverstehen. Die sich oft in naivster und rührendster Form äußernde Geradheit antiker Sittlichkeitsauffassung gehört vor dieses Tribunal gewiß nicht. Glaubt man aber anderseits wirklich, durch die Taktik möglichsten Verschweigens und Versperrens aller Stellen antiken Schrifttums, die das Geschlechtsthema berühren, die Sittlichkeit der Schüler zu fördern? Ist es nicht schon ein Gemeinplatz, davon zu sprechen, daß gerade die verhüllte Sinnlichkeit und das allzu sorgliche Verbergen von allem auf das Sexualthema Bezüglichen schädliche Wirkungen hervorzurufen vermag, während eine ruhig-unbefangene Natürlichkeit frei ist von solchen Gefährdungen? Ja, ich wage es zu behaupten, daß der jugendliche Leser unserer Verfallszeit, die im Leben und selbst in der Kunst das alle reine Sinnlichkeit kompromittierende, oft zweideutige oder zynische Versteckenspiel mit dem Natürlich-Sinnlichen liebt und begünstigt, durch die Bekanntschaft mit den ur- und nurmenschlichen, einfachen Begriffen der Alten von diesen Dingen geistig und psychisch auf ein gutes, naturgemäßes Niveau (oft vielleicht auf ein höheres Niveau, als ihm eignete) gehoben wird, das seine Sittlichkeitsvorstellungen und seine Eigenmoral nur in fördersamster Weise beeinflussen kann. Und wenn schließlich die Schüler die Absicht gewahr werden, die der Lehrer oder der Herausgeber mit den Strichen oder Änderungen verfolgt — und man kann erfahrungsgemäß hundert zu eins wetten, daß es der Fall sein wird —, muß dies dann nicht erst recht schlimme Wirkungen zeitigen? Setzt sich da der ängstliche Lehrer nicht dem Fluch der Lächerlichkeit aus, wird nicht der in den Augen der Jugend verdächtig gewordene Autor der Gefahr ungerechter, ja unsinniger Wertung seitens der Schüler zugetrieben? Aber all diese Bedenken und Gefahren vermag ein besonnener und taktvoll geleiteter Unterricht abzuwenden, zumal wenn er auch sonst den Realitäten des wirklichen Lebens, wo es nur angeht, die Tore öffnet. Und ich meine geradezu, es vermag das Verhalten des Lehrers zu solchen Stellen, deren fruchtbringende Lektüre gewiß pädagogisches Geschick erfordert, manches von seiner Persönlichkeit als Erzieher und seinem Verhältnis zur Jugend zu sagen. Mir wenigstens hat die frische Offenheit, mit der O. Weißenfels für die Schullektüre von Hor. Epod. 15 oder R. Kauer für die Lesung der elften Horazode des zweiten Buches eintritt — Gedichte, die Simon sicherlich aus der Schule verbannt oder

umgedichtet wünschen müßte[1]) —, nur dargetan, daß ich da Pädagogen gegenüberstehe, welche die Alten, also auch deren moralisches Empfinden, voll verstehen und die ihren Schülern gegenüber jene ungeschminkte Sprache lieben und jene autoritätsvolle Sicherheit einnehmen, die dem rechten Führer und Förderer der Jugend meistens eigen ist[2]).

Ich komme also zu dem Ergebnis, daß die altklassische Lektüre tatsächlich einer Revision bedürftig wäre, falls an dem verfehlten System der Koedukation in den Oberklassen der Gymnasien weiter festgehalten werden soll. Solange nun die gegenwärtigen Verhältnisse zurecht bestehen, hat der Lehrer in den obersten Klassen zweifellos schon bei der Wahl der Schriften und — bei Auswahllektüre — bei der Auslese jener Gesänge, Abschnitte, Gedichte, die er in der Schule zu lesen gedenkt, eine besondere Rücksichtnahme auf eventuell hospitierende Mädchen walten zu lassen und auch seinen Unterrichtsvorgang und seine Vortragsmethode nicht ohne Hinblick auf die Schülerinnen zu gestalten. Die Nachteile, die sich daraus für den Unterricht der männlichen Jugend ergeben können und ergeben müssen, wurden teilweise im voranstehenden angedeutet.

Einer „Läuterung" aber in dem von Simon bezeichneten Sinne bedürfen deshalb die altklassischen Schultexte keinesfalls. Und Verse wie Hom. Od. VI 128 fg. dürfen auch in Klassen gelesen werden, in denen Hospitantinnen dem Unterricht anwohnen. Im übrigen aber ist nicht die Schullektüre der antiken Klassiker zu läutern, sondern die Einrichtung der Koedukation. Diese ist besonders auf der Oberstufe der Mittelschulen m. E. ein pädagogischer Nonsens, sein Vater ein falschsehender, optimistischer Feminismus, seine Mutter, wo nicht die Not[3]), so eine unpassende und die weibliche Individualität selbst herabsetzende Koketterie mit der Mannesart. Dem Unsinn mögen

---

[1]) Vgl. O. Weißenfels, Horaz, seine Bedeutung für das Unterrichtsziel des Gymnasiums, Berl. 1885, S. 56 und 112, und R. Kauer in A. Scheindlers Methodik des Unterrichtes in der lateinischen Sprache, Wien 1913, S. 297, Anm. 4.

[2]) Vgl. W. Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre § 57 und § 58; O. Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk, S. 243 fg., und bes. Fr. Aug. Eckstein, Lateinischer und griechischer Unterricht, herausgegeben von Heyden, S. 291: „Zu den komischen Dichtern (Plautus, Terenz) stellt sich die neuere Zeit ganz anders als die frühere: sie hat die sittliche Unbefangenheit verloren und will darum die leichtfertige Jugend Griechenlands und ihren Verkehr mit den *meretrices* von der Schule fernhalten. Wer dies aus Besorgnis für die Sittlichkeit tut, hat keine Kenntnis von den Verhältnissen der Städte, namentlich der größeren; solchen Übelständen müßte von ganz anderer Seite entgegengearbeitet werden als von der Schule und auch in dieser auf einem anderen Gebiete."

[3]) Denn vielfach hat der Mangel an Anstalten für den höheren Mädchenunterricht, wie er an vielen kleineren Orten besteht, und die Lyzeenarmut der Übergangszeit, die ja mit gutem Grunde auch für die begabten Mädchen eine höhere Bildung fordert, ihren wesentlichen Anteil an diesem Zustande.

keine Opfer fallen. Am wenigsten aber dürfen ihm zuliebe die griechischen und römischen Klassikertexte so zugeschnitten und zubereitet werden, wie dies mit manchen deutschen Texten geschieht, die für Mädchenhände bestimmt sind.

Wiener-Neustadt. Dr. Mauriz Schuster.

Der Lehrplan für den Geschichtsunterricht in den Oberklassen der Mittelschulen.

Der Geschichtsunterricht ist an unseren Mittelschulen (Gymnasien, Real- und Reformrealgymnasien und Realschulen) dem Namen nach zwei-, tatsächlich aber dreistufig; allerdings hat die dritte Stufe, als die der gesonderte Unterricht in der vaterländischen Geschichte genau genommen gelten muß, weder die volle Breite noch die volle Höhe der beiden anderen, da die Natur des Gegenstandes bei aller Bedachtnahme auf die allgemeine Geschichte eine Einengung des Stoffes sowohl den Schauplätzen wie auch den Zeiträumen und zeitlichen Zusammenhängen nach bedingt. Das Herausheben der vaterländischen Geschichte aus der allgemeinen zum Zwecke einer möglichst zusammenhängenden Darstellung hat gewiß neben manchen Nachteilen ihre nicht zu verkennenden Vorzüge und bedeutet zweifellos den äußerlich einfachsten Vorgang, um das zu leisten, was der Lehrplan verlangt: „Zusammenfassende Behandlung der Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie in Entstehung, Ausbau und innerer Entwicklung sowie in den Wechselbeziehungen zur Geschichte der übrigen Länder und Staaten unter Betonung der kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Momente.“ Der damit zu verknüpfende Unterricht in der Bürgerkunde behandelt: „Verfassung und Verwaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie unter besonderer Berücksichtigung der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder auf Grund einer allgemeinen Einführung in das Wesen und die wichtigsten Funktionen des Staates in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Beziehung; staatsbürgerliche Rechte und Pflichten.“

Lange Gewöhnung hat es mit sich gebracht, daß die erwähnte Sonderung fast zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist und als der einzige gut gangbare Weg zur Erreichung des gesteckten Zieles betrachtet wird; daß ein davon abweichender Vorgang zweckmäßiger und haushälterischer in Zeit- und Kraftaufwand ist, läßt sich natürlich theoretisch nicht mit zwingender Kraft beweisen; es wäre eine ausreichende praktische Erprobung erforderlich. Doch möchte ich in den folgenden Ausführungen versuchen, meine Meinung zu begründen, daß es aus inneren Gründen wie im Interesse einer besseren Ausnützung der zu Gebote stehenden Zeit vorteilhaft wäre, die vaterländische Geschichte und Bürgerkunde in dem für die oberste Klasse bestimmten Umfang abschnittweise innerhalb des Rahmens

der allgemeinen Geschichte und diese, derart erweitert, in vier Jahren zu behandeln. Der innere Zusammenhang in der Darstellung und Auffassung der Vaterlandskunde könnte ohneweiters durch zeitgerecht eingeschaltete umfassende Wiederholungen geschaffen werden, wie sie ohnedies für alle Teile des Lehrstoffes unter verschiedenartiger Verknüpfung der kennengelernten Tatsachen und Erscheinungen vorgenommen werden.

Die Behandlung der vorchristlichen Zeit bliebe von dieser Änderung fast völlig unberührt; auch die Geschichte der Kaiserzeit und des früheren Mittelalters bis etwa 900 erführe nur eine ganz unbedeutende Erweiterung durch die ausführlichere Behandlung der für die vaterländische Geschichte wichtigen Abschnitte (römische Alpenprovinzen, Bajuvaren, Christianisierung, Eindringen der Slawen, slawische Staaten auf dem Boden der Monarchie); denn erst dann tritt mit größerer Schärfe die Herausbildung einer selbständigeren staatlichen Entwicklung in den einzelnen Ländergruppen in Erscheinung (Babenberger, Przemysliden, Arpaden). Von da an ist die Geschichte des Ländergebietes der Monarchie zunächst hauptsächlich mit der deutschen verknüpft, vom 15. Jahrhundert ab immer mehr auch mit der anderer Staaten, derart, daß die Fäden sich nicht nur untereinander immer enger verflechten, sondern auch immer weiterhin gesponnen werden; daher kommt es, daß um so weniger eine besonders reichliche Ergänzung des bisher auch in der allgemeinen Geschichte durchgenommenen Lehrstoffes notwendig ist, je mehr wir uns der Gegenwart nähern. Das gilt freilich nur von der äußeren Geschichte; wesentlich anders, ja geradezu umgekehrt liegen die Dinge bei der Erörterung kultur-, verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlicher Tatsachen und Verhältnisse. Aber gerade hier müßte die vollständige Einbeziehung der auf Österreich-Ungarn bezüglichen Ereignisse und Zustände sowohl der Vaterlandskunde als auch der allgemeinen Geschichte zu gute kommen. Schon die Begriffe Lehensstaat, Ständewesen, Landeshoheit u. dgl. lassen sich am einleuchtendsten an heimischen Beispielen verdeutlichen; es gewinnt das Verständnis dieser Einrichtungen im allgemeinen und derer im Vaterland im besonderen, obwohl hier noch keinerlei selbst gemachte oder zu machende unmittelbare Erfahrung unterstützend wirken kann wie bei der Besprechung zeitgenössischer Verhältnisse; auch das Vergleichen verwandter Erscheinungen in verschiedenen Staaten ist besser durchführbar, wenn es auf genauerer Kenntnis der heimatlichen Entwicklung beruht. Der Vorgang und die Bedeutung der deutschen Kolonisation im Osten würde dem Verständnis viel näher gebracht werden, wenn die einschlägigen Tatsachen gleich in ihrer Gesamtheit und dabei insbesondere die heimatsgeschichtlichen mit einiger Ausführlichkeit dargestellt würden.

Bei der gegenwärtig üblichen Stoffverteilung kann die vaterländische Geschichte innerhalb der allgemeinen doch nicht genügend zur Geltung gelangen; und in der obersten Klasse fehlt es wiederum an Zeit, um die außerösterreichische Geschichte in zureichendem Aus-

maß heranzuziehen; am leichtesten und mit nicht zu großem Zeitaufwand ist es noch bei der reinen Staatengeschichte durchführbar, nicht so bei all dem, was nicht Kriegsgeschichte ist oder Geschichte der räumlichen Entwicklung und Angliederung der einzelnen Ländergebiete. Es ist nach meinen Erfahrungen keinesfalls möglich, in der VIII. (VII.) Klasse z. B. Humanismus, Reformation und Gegenreformation und die Aufklärung in allen ihren Äußerungsweisen bis herauf zum Liberalismus und Sozialismus mit ihren geistigen, politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen nochmals so eingehend zu besprechen, daß ihr Wesen und die Weite und Tiefe ihrer Wirkung genügend klargelegt werden, um ihr Hervortreten in unserem Vaterland zulänglich darzustellen und dabei dennoch zu vermeiden, daß der Zusammenhang mit dem Ganzen dieser Bewegungen nicht entschieden genug zum Bewußtsein kommt. Mehr als ein ziemlich flüchtiger Hinweis auf das früher einmal Gehörte ist aus Zeitmangel nicht statthaft und der genügt nicht; so wird das alles zwar einmal gründlicher besprochen, aber ohne hinreichend ausführliche Erörterung des der Vaterlandskunde Zugehörigen, und dann wieder wird der hier hereinfallende Ausschnitt eingehender behandelt, aber auf das außerhalb Befindliche fällt notgedrungen nur dann und wann ein gelegentlicher Seitenblick. So kommen diese Dinge nie zu ihrem vollen Recht, während bei einer durchaus einheitlichen Behandlung des gesamten Stoffes einschließlich der Vaterlandskunde von dieser helles Licht auf die Zustände und Bewegungen in den anderen Ländern fiele, das, zurückgestrahlt, auch vieles in den heimischen Verhältnissen schärfer erkennen ließe. Überdies würde dann weit deutlicher die vielseitige Bedingtheit der Vaterlandsgeschichte durch allgemein wirkende Kräfte geistiger wie materieller Art hervortreten und das Typische, Generelle neben und über dem Individuellen sich ausprägen, während die gesonderte Darstellung unwillkürlich dazu verleitet, das gesondert Dargestellte zu sehr als etwas Besonderes, in sich Geschlossenes zu betrachten. Viel wirksamer als die kärglichen Hinweise des durch Zeitmangel bedrängten Lehrers der Vaterlandskunde auf Halbvergessenes könnte die Einheitlichkeit des Lehrganges diesem Mangel der Auffassung vorbeugen. Die Durchführung im einzelnen würde kaum erheblichen Schwierigkeiten begegnen, wie denn auch im Reiche eine derartige Sonderung nicht besteht; wenn man sie bei uns fallen ließe — der Lehrplan der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten wurde (nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Direktors Dr. Andr. Rebhann) vor einigen Jahren in diesem Sinne geändert —, bliebe die vaterländische Geschichte trotzdem deutlich im Vordergrund und es ließe sich ebenso gut wie jetzt oder noch besser das Lehrziel erreichen, das für die Oberstufe im ganzen aufgestellt ist: „Kenntnis der wichtigsten geschichtlichen Tatsachen in ihrem pragmatischen Zusammenhang und in ihrer steten Abhängigkeit von den natürlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnissen mit besonderer Hervorhebung der geschichtlichen Entwicklung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Dadurch vorbereitet, Einführung in das Verständnis unseres sozialen und wirt-

schaftlichen Organismus in seinen wichtigsten Funktionen (Bürgerkunde)."

Daß die Bürgerkunde nicht als bloßes Anhängsel, sondern am besten in Verknüpfung mit der neuen Geschichte, insbesondere etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, zu behandeln ist, darüber besteht gewiß keine Meinungsverschiedenheit; noch vorteilhafter aber wäre es ohne Zweifel, ihre Lehren und Feststellungen mit der Darstellung der innerpolitischen Entwicklung nicht nur der Monarchie, sondern der west- und mitteleuropäischen Staaten überhaupt in breiteren Zusammenhang zu bringen, ohne natürlich die Verfassungen der antiken Staaten ungenützt zu lassen. Gerade hier gilt das früher von den Vorteilen der Einheitlichkeit des Lehrganges Gesagte ganz besonders; es wäre jedoch nicht angezeigt, den Vorgang bis ins einzelne festzulegen, da eine gar zu ängstliche Einengung der Bewegungsfreiheit des Lehrers nicht ratsam ist und seinem Gutdünken ein ansehnlicher Spielraum gelassen werden soll. Hier handelt es sich auch gar nicht um die Einzelheiten der Durchführung, sondern um die grundsätzliche Änderung des Lehrganges; nur auf die Verteilung des Stoffes auf die vier Jahrgänge ist noch zurückzukommen.

Gegen die Behauptung, daß die vorgeschlagene Zusammenziehung eine bessere Ausnützung der verfügbaren Zeit gestattet, die neben den angeführten inneren Gründen nachdrücklich für sie spricht, ist ernstlich kaum etwas einzuwenden. Wenn angenommen wird, daß für das Neue an Lernstoff, das die VIII. Klasse gegenwärtig bringt, zusammen mit den nach der neuen Einteilung vorzunehmenden umfangreichen und endlich zum Schluß das Gesamtgebiet der vaterländischen Geschichte umfassenden übersichtlichen Wiederholungen ungefähr zwei Drittel der Stundenzahl, die die Vaterlandskunde jetzt in Anspruch nimmt, aufgewendet werden müßten, eine gewiß nicht sparsame Berechnung, so bliebe immer noch ein gutes Drittel verfügbar, das einer eingehenderen Behandlung bestimmter besonders bedeutungsvoller Abschnitte und einer gründlicheren Besprechung einer Reihe wichtiger Probleme unter weitergehender Heranziehung von Quellen und mit Hilfe von Vorträgen der Schüler zustatten käme. Die Ersparnis ergäbe sich aus der Vereinheitlichung gegenüber der früheren Zerreißung; sie erst würde es ermöglichen, den Geschichtsunterricht auf der Oberstufe so zu vervollkommnen, daß man dem von Fritz Friedrich („Stoffe und Probleme des Geschichtsunterrichtes an höheren Schulen"; Leipzig, Teubner) aufgestellten Ideal halbwegs nahe käme; denn ein Unterricht, wie er hier den Zielen und dem Verfahren nach geschildert ist, braucht neben vielem anderen vor allem auch reichlich Zeit.

Friedrich verlangt (S. 58) einen vierjährigen Oberkurs mit drei Wochenstunden, das sind, das Schuljahr zu 36 Wochen gerechnet — diese Länge ergibt sich bei uns bei Abrechnung aller Feier- und sonstigen Ferialtage —, 432 Stunden im ganzen. Den vierjährigen Oberkurs haben die reichsdeutschen Mittelschulen bis auf die sächsischen Gymnasien und Realgymnasien mit fünf und die preußischen

Mittelschulen, badischen und sächsischen Oberrealschulen und badischen Realgymnasien mit drei Jahren; die Gesamtstundenzahl schwankt dabei zwischen 468 der sächsischen Gymnasien und 288 der württembergischen Gymnasien und Realgymnasien und der badischen Realgymnasien; gerade 432 Stunden haben die Gymnasien in Baden und Weimar, hier allerdings mit Erdkunde in Obersekunda (vgl. für diese und die späteren Angaben die Tabelle bei Friedrich S. 230).

An unseren Mittelschulen umfaßt der Oberkurs drei Jahre und ein der Vaterlandskunde gewidmetes Jahr, mit einer kleinen Abweichung an den Realschulen; durch die vorgeschlagene Änderung ergäbe sich durchwegs ein vierjähriger Oberkurs, der in der Realschule wie bisher schon in der IV. Klasse beginnen müßte. Wenn von der Stundenzahl der obersten Klasse jeweils eine Wochenstunde als auf den geographischen Teil der Vaterlandskunde entfallend abgezogen wird, ergibt sich folgendes Bild:

Gruppe	Schultypus	Wochenstunden					Gesamtstundenzahl in 4 Jahren
		im 1.	2.	3.	4. Jahr	zusammen	
1	Gymnasien und Tetschner Oberrealgymnasium	3	4	3	3 2	$12^1/_2$	450
2	Real- und Reformrealgymnasien	3	3	3	2	11	396
3	Realschulen	2	3	2	2	9	324

Der Forderung von 432 Stunden entspricht Gruppe 1 ganz genau, wenn im ersten Halbjahr der VIII. Klasse eine Wochenstunde wie bisher der Wiederholung der alten Geschichte vorbehalten bleibt. Die Stundenzahl der 2. Gruppe bleibt hinter der Forderung um eine Wochenstunde im vierten Jahr zurück; in der Gesamtzahl der Stunden steht sie den Realgymnasien Sachsens ($4 \times 2 + 3$) und Weimars ($3 + 2 + 3 + 3$) gleich. Die Realschulen endlich, die die 3. Gruppe bilden, sind am schlechtesten bedacht; ihre Stundenzahl, deren Erhöhung die Angliederung einer VIII. Klasse zur Voraussetzung hätte, gleicht der der preußischen Mittelschulen, der badischen und sächsischen Oberrealschulen (3×3) und der bayrischen Reformanstalten ($2 + 2 + 3 + 2$).

Auf die verschiedenartige Verteilung des Lehrstoffes an den reichsdeutschen Mittelschulen (in der Mehrzahl der mecklenburgischen Gymnasien entfallen z. B. von 360 Stunden 144 auf die alte Geschichte) soll hier nicht eingegangen werden; Friedrich schlägt vor:

1. Jahr: Alte Geschichte bis zur Schlacht bei Actium,
2. Jahr: Kaiserzeit und Mittelalter,
3. Jahr: 1500—1789,
4. Jahr: 1789 bis Gegenwart,

eine Einteilung, die sicher dem vierjährigen Oberkurs mit drei Wochenstunden durchaus angemessen ist. Es ist nun die Frage, wie diese Einteilung unseren Verhältnissen ohne Stundenvermehrung anzupassen

wäre; die nachfolgenden Vorschläge erheben selbstverständlich nicht den Anspruch, als unbedingt maßgebend und unabänderlich gelten zu wollen.

Für das erste Jahr der Gruppe 1 könnte es ohneweiters bei Friedrichs Bestimmung (31 v. Chr.) bleiben. Im 2. Jahr wäre auf Grund der größeren Stundenzahl über das Jahr 1500 hinauszugehen, etwa bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, wobei keineswegs ein genau festzulegendes Jahr oder Jahrzehnt als einheitlicher Abschluß gelten müßte; die österreichisch-deutsche Geschichte könnte z. B. bis zum Tode Maximilians II. fortgeführt werden, die spanische und englische bis zum Tode Philipps II. beziehungsweise Elisabeths, die französische bis zum Edikt von Nantes. Im dritten Jahr wäre die Geschichte der Neuzeit über 1789 bis 1815 weiterzuführen (vielleicht auch nur bis 1804 oder 1806/07); der Rest bliebe dem vierten Jahr aufgespart.

In der 2. Gruppe müßte im ersten Jahr die alte Geschichte, wenn schon nicht wie bisher bis 476, doch immerhin bis ungefähr 300 (Diokletian) durchgenommen werden; auf das zweite Jahr entfiele der Abschluß der Geschichte des Altertums, Mittelalter und Neuzeit entweder wie bei Gruppe 1 bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts oder wenigstens bis ungefähr 1560 (Abdankung Karls V., Augsburger Religionsfriede, Regierungsantritt Elisabeths, Ausbruch der Hugenottenkriege). Im dritten Jahr könnte kaum über 1815 hinausgelangt, im vierten müßte die Geschichte der neuesten Zeit bewältigt werden. In den Realschulen endlich, wo die Zeit sehr knapp bemessen ist, ließe sich der Stoff vielleicht folgendermaßen verteilen: erstes Jahr: bis 31. v. Chr., zweites Jahr: bis 1560 (oder 1600), drittes Jahr: bis 1789 (oder 1815), viertes Jahr: der Rest.

Ich bin mir dessen bewußt, daß die lebhaftere Beschäftigung mit einem Gegenstand von einem bestimmten Standpunkt aus geeignet ist, eine gewisse Voreingenommenheit zu erzeugen, von der ich mich nicht freisprechen möchte, die eine volle Unbefangenheit des Urteils ausschließt; um so erwünschter wäre es, daß sich möglichst viel Berufene zu dem gemachten Vorschlag äußern.

Arnau. Dr. Paul Deutsch.

Dr. K. A. Martin Hartmann, Die Pflicht der Schule gegenüber den Gefahren des Tabakrauchens Jugendlicher. Erweiterter Sonderabdruck aus dem Deutschen Philologenblatt vom 31. Juli 1912, 3. Aufl. 1916. 12 S. 15 Pf. Mit zwei Beiblättern: Was sollte die Jugend vom Tabak wissen? und Die Tabakvergiftung von Dr. med. & phil. Bunge. Verlag Bund deutscher Tabakgegner, Dresden 19, Kügelgenstraße 41.

Die Veranlassung zur Neuauflage bildet das starke Überhandnehmen des Rauchens bei jugendlichen Personen, namentlich in der Form des Zigarettenrauchens, so daß man von einer öffentlichen Gefahr für die

Volksgesundheit zu sprechen berechtigt sei. Die von einigen Generalkommandos und Staatsbehörden in Deutschland dagegen ergriffenen Maßnahmen begrüßt der Verf. freudig; nur solle damit Hand in Hand eine allgemeine in allen Schulen zu gebende hygienische Aufklärung gehen. Das bisherige Schulverbot solle in der Schulordnung etwa folgendermaßen formuliert werden: „Da es wissenschaftlich feststeht, daß das Tabakrauchen in irgend welcher Form für das Jugendalter bis zur Erlangung der vollen körperlichen Reife in besonderem Grade nachteilig und gefährlich wirkt und zu einer ernsten Erschwerung jeder unterrichtlichen und erzieherischen Arbeit führt, so kann es die Schule in keiner Weise mit ihrer Verantwortung decken und hofft von der Einsicht auch der Eltern, daß sie aufklärend und zurückhaltend auf ihre Söhne nach dieser Seite einwirken. Wenn die Schule von besonderen Verboten hier Abstand nimmt, so behält sie sich doch selbstverständlich das Recht vor, etwaige Ungehörigkeiten auf disziplinarischem Wege zu ahnden."

Die Broschüre, die sich auf ärztliche Gutachten stützt, kann auch dem begeistertsten Raucher zu denken geben, z. B. daß die chronische Nikotinvergiftung mit beiträgt zur Entwicklung der Arteriosklerose, bei starken Rauchern schließlich oft zu vollständiger sexueller Impotenz führt, Ursache von Herzleiden ist usw. — In Amerika hat man an Studenten der Yale Universität gefunden, daß die Nichtraucher bedeutend mehr an Körpergewicht, Körperlänge und Lungenausdehnung zugenommen haben als die Raucher, was durch graphische Tabellen nachgewiesen wird. Von den 1914 zum Kriegsdienste eingezogenen Gewerkschaftsarbeitern kamen von den Tabakarbeitern verhältnismäßig am wenigsten taugliche Mannschaften usw.

Wien. Dr. Emil Sofer.

Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Für die Gebildeten aller Stände bearbeitet von Generalarzt Prof. Dr. Schumburg in Hannover. 3. Auflage. Mit vier Abbildungen und einer mehrfarbigen Tafel. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1915. IV und 104 S. Kl. 8⁰. Preis 1 M., in Leinwand geb. 1 M. 25 Pf. („Aus Natur und Geisteswelt", 251. Bändchen.)

Die Inhaltsstücke des Büchleins sind aus dem Titel ersichtlich. — Zu den fressenden Übeln am Wohle der Menschheit gehören die Geschlechtskrankheiten, daher jeder Gebildete sich für deren Bekämpfung interessieren sollte. Leider wurde das Vorhandensein dieser Übel durch lange Zeit vor der Öffentlichkeit verdeckt und ist diese dem Volkswohl abträgliche Prüderie noch beiweitem nicht überwunden, obzwar die bestehenden Gesellschaften zur Bekämpfung jener Krankheiten (auch im Deutschen Reiche und Österreich) seit einer Reihe von Jahren Fortschritt nicht ohne Erfolg anstreben. In Deutschen Staaten zeigt die Sanitätsstatistik des Heeres nach Schumburg, daß eine rationelle Bekämpfung nicht vergeblich ist, man ist dort hinsichtlich des Militärs

uns über, während anderseits die Dinge für die Zivilbevölkerung durch das „Heilgewerbe“ mit seiner Pfuscherwirkung vielleicht schlechter stehen mögen als in Österreich, zumal seitdem für ärztliche Charlatane der Ankündigung „auch brieflicher Behandlung“ der Boden abgegraben wurde. Fast allem, was der geschätzte Verf. schreibt, stimmt Ref. nur zu, welcher, da er seit 30 Jahren öfter zur Schularztsache in einer sie fördernden Art publiziert hat, hinsichtlich der folgenden Glosse vom Herrn Verf. wohl nicht mißverstanden werden wird. S. 82 heißt es zur vorbeugenden Belehrung unter anderem: „Die Begattung . . . . dürfte erst und dann mit Hinweis auf die Geschlechtskrankheiten vor 17—19jährigen Schülern, Primanern, Seminaristen, zu besprechen sein. Hierfür reicht nun auch die beste Vorbildung des Lehrers nicht mehr aus. Hier muß die ernste Persönlichkeit des Arztes eintreten.“ Von dem letzten dieser Sätze, welcher in einer dritten Auflage doch nicht als *lapsus calami* angenommen werden kann, wollen wir lieber nicht reden, er richtet sich von selbst; hinsichtlich des vorangehenden zitierten Textes kann Ref. mindestens das „Schüler“ nicht unterschreiben; hier handelt es sich nicht um Diagnose und Therapie und mindestens unsere biologisch vortrefflich gebildeten österreichischen Naturhistoriker, welche die Vermehrung der Lebewesen von den Spaltpilzen bis zu den Säugern ausreichend studieren, werden den Rest zur Sache auch noch völlig zufriedenstellend für den Zweck erledigen, zumal sie als geschulte Lehrer hinsichtlich der so belangreichen pädagogischen Behandlung des Themas den Ärzten im Durchschnitt überlegen sein werden. Wenn Ref. diese Bemerkung zu machen sich veranlaßt fühlt, weiß er natürlich, daß vorläufig der Streit in bezug auf eine etwa ins einzelne gehende Schülerbelehrung auch über Art der venerischen Erkrankungen angesichts der in der ganzen Angelegenheit überhaupt abwartenden Haltung der Unterrichtsverwaltungen in Österreich und dem Deutschen Reiche ein ganz müssiger wäre. Ref. möchte aber hinsichtlich der Kompetenzfrage betreffs Belehrung über Fortpflanzung der Lebewesen aller Art doch den geschätzten Herrn Verf. sehr bitten, zu seiner Information z. B. die Darstellung zu lesen, welche einer unserer Mittelschulprofessoren als Naturhistoriker gegeben hat[1]), ferner auch die kurze Stelle, welche Ref. im selben Buche zur sexuellen Belehrung in der „Somatologie des Menschen“ abdrucken ließ[2]), ohne die erstgenannte Partie gelesen zu haben, ehe das Buch ausgedruckt vorlag, und wobei letztere Stelle sich auf die sexuelle Belehrung der bei uns durchschnittlich etwa 16 jährigen Sextaner („Untersekunda“ Deutsches Reich) bezieht: Soviel kann der Lehrer der Naturgeschichte auf jener Unterrichtsstufe riskieren und mehr wird derzeit die Schulbehörde wahrscheinlich auch in reichsdeutschen Staaten nicht zugeben.

---

[1]) A. Nalepa in A. Scheindlers Praktischer Methodik für den höheren Unterricht, Band: Methodik des Unterrichts in der Naturgeschichte. Wien 1914, A. Pichlers Witwe & Sohn. S. 26—30.

[2]) Ref., ebdas. S. 152—153.

Allerdings ist bei uns der naturgeschichtliche Unterricht in den höheren Schulen („Mittelschulen" bei uns) höher entwickelt als in Deutschland, der Herr Verf. möge sich gelegentlich die Lehrmittelsammlungen länger bestehender solcher Schulen in Österreich ansehen.

Ref. möchte herzlich wünschen, daß die Bibliothek jeder Mittelschule ein gutes Werkchen über Geschlechtskrankheiten anschaffte und daß dieses von jedem Lehrer angesichts der Bedeutung der Angelegenheit gelesen würde; hiezu eignet sich das inhaltsreiche hier besprochene kleine Buch des vielerfahrenen und verdienten Schumburg vortrefflich, welches auch die guten Merkblätter der rührigen Deutschen Gesellschaft angehängt enthält, wie auch desselben Verf.s in derselben Sammlung erschienenes analoges Büchlein über Tuberkulose, den zweiten bösen Feind der Menschheit; über den dritten, den Alkoholismus, ist gleichfalls Gutes in jener Sammlung zu finden.

Wien. Leo Burgerstein.

Die Ausbildung der Mathematiklehrer an den höheren Schulen Deutschlands. Von W. Lietzmann in Jena. Berichte und Mitteilungen, veranlaßt durch die internationale mathematische Unterrichtskommission. Teubner, 1915. 18 S. Geh. 60 Pf.

In knapper Darstellung werden in der „Vorbemerkung" die Umstände geschildert, die zur Herausgabe des vorliegenden Berichtes geführt haben, der um so mehr Interesse beansprucht, als hier bereits auf den Entwurf Rücksicht genommen wurde, der die für die Ausbildung der Lehrer an den höheren Schulen Preußens in Aussicht genommene Neuordnung enthält.

Der Berichterstatter hat bei jeder Gruppe der in Betracht kommenden Verhältnisse die von Klein, Fehr und Loria, den Vertretern der I. M. U. K., im Jahre 1914 in Göttingen zusammengestellten Fragen angeführt und die eingelaufenen Antworten unmittelbar angeschlossen. So werden der Reihe nach die folgenden sechs Gruppen von Fragen erörtert: Allgemeines betreffend die Ausbildung der Kandidaten; Wissenschaftlich-theoretische Ausbildung; Vorbereitung für den Beruf; Fortbildung der Lehrer; Gesetzliche Bestimmungen für Lehrer an höheren Schulen; Bücherschau.

Die in diesem Bericht behandelten Verhältnisse erfuhren eine ausführlichere Darstellung in den „Abhandlungen" der I. M. U. K., auf die in diesem Bericht, der eine knappe und übersichtliche Darstellung bezweckt und auch in bester Weise erreicht, wiederholt hingewiesen wird.

Wien. Prof. Wolletz.

Lobsien-Mönkemöller, Experimentelle praktische Schülerkunde. Mit einem Beitrag über das pathologische Kind. Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916.

Das Buch will dem psychologisch interessierten Lehrer eine Reihe von Untersuchungsmethoden an die Hand geben, die die experimentelle Pädagogik geschaffen hat und die heute noch nicht die Beachtung gefunden haben, die sie verdienen, damit er sich auf Grund eigener Versuche eine bessere Grundlage für die Erkenntnis der Eigenart jedes seiner Schüler und für die Beurteilung ihrer Leistungen sowie für ein diesen angemessenes Unterrichtsverfahren verschaffe, als ihm durch bloße unmittelbare Beobachtung möglich ist.

Die Einleitung bespricht die anthropometrischen Messungen und zwar die Körpermaße im weiteren Sinne, die Maße der Extremitäten und Kopfmaße, zeigt, wie sie herzustellen sind und was sie, verglichen mit den Normalmaßen, die in Tabellen gegeben sind, dem Sachverständigen anzudeuten vermögen.

Dann werden zunächst im I. Teil die geistigen Fähigkeiten des normalen Schulkindes behandelt, zunächst die Schärfe der Sinne und ihre Feststellungsmethoden, die Aufmerksamkeit und zwar der Aufmerksamkeitsumfang, die Intensität, ihre Anpassungsfähigkeit, die Aufmerksamkeitsrichtung, das Gedächtnis und zwar die allgemeine Eindrucksfähigkeit, das dauernde mechanische Behalten, die Rhythmisierung des Textes, das Lerntempo, die Ganz- und Teillernmethode, die Reihenfolge im Text, Qualität des Lernstoffes, Übung und Gedächtnis, das Vergessen, das judiziöse Gedächtnis, die Vorstellungen und zwar der Vorstellungskreis der Schulrekruten, der Vorstellungsverlauf, die Vorstellungstypen, die Kombinationsfähigkeit, die Intelligenz, das Gefühl, der Wille.

Der II. Teil umfaßt die Arbeit des Schulkindes, zunächst den allgemeinen Verlauf der geistigen Arbeit (Arbeitstempo und -rhythmus, Arbeitskurve), Ermüdungsmessungen (Ferien, Wochen- und Tageskurve, Ermüdungswert der einzelnen Fächer, Stundenplan), Haus- und Schularbeit, Beliebtheit der Unterrichtsfächer, dann die einzelnen Unterrichtsfächer selbst (Lesen, Rechnen, Rechtschreibung, Schreiben, Zeichnen).

Den Schluß bildet der Personalbogen. In einem Anhang wird noch das pathologische Kind behandelt.

Das Buch ist zunächst für Volksschullehrer bestimmt, doch wird auch der Mittelschullehrer Anregung und Belehrung in ihm finden.

Ohne mich auf die Besprechung des Wertes der angeführten Experimente einzulassen, der mir wenigstens vielfach zweifelhaft erscheint, möchte ich wohl glauben, daß jeder, der Unterricht erteilt, sich mit der experimentellen Kinderforschung bekannt machen sollte; über die wichtigsten Fragen dabei kann er sich aus dem vorliegenden Buche bequem orientieren. Doch gehört die Einführung in die Lernzeit, also in die Lehrerbildungsanstalten und an die Universität. Allerdings stehen der Anwendung im praktischen Schuldienste zwei schwere Bedenken entgegen; das eine, daß über dem Untersuchen der geistigen Fähigkeiten

und Vorgänge der Kinder das Lernen selbst zu kurz kommt — und das ist doch wohl die eigentliche Aufgabe der Schule — und das zweite, daß dabei auch praktisch nicht viel Gewinn für den einzelnen Schüler im Massenunterrichte erwächst; denn die Rücksicht auf die Gesamtheit zieht dem Individualisieren gewisse Grenzen.

Wien. August Scheindler.

Charakterbildung. Von Dr. Theodor Elsenhans, o. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Kgl. Technischen Hochschule in Dresden. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1915. Quelle & Meyer.

Das kleine Buch enthält eine eingehende, gemeinverständliche Darstellung der Lehre von der Charakterbildung, orientiert den Leser über den Gang der wissenschaftlichen Forschung und ihre Ergebnisse und zeigt, daß es Erziehungsmittel zur Charakterbildung tatsächlich gibt und welcher Art sie sind. Ich kann seine Lektüre jedem, der sich mit Erziehung beschäftigt, aufs wärmste empfehlen. Besonders eignet es sich als Grundlage zur Besprechung im Universitätsseminare für Pädagogik und im Probandenseminare des erweiterten Probejahres.

Wien. August v. Scheindler.

Dürerschule Hochwaldhausen. Erster Bericht über die Zeit von Oktober 1912 bis April 1914. Mit 15 Bildern und einer Beigabe. 37 S. Gr. 8⁰. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1914.

Eine Schulchronik leitet den Bericht ein, der dann von der Arbeit der Schule handelt. Einen wichtigen Teil der Tätigkeit bildet die körperliche Erziehung; durch gehörige Ruhepausen voneinander getrennt, wechseln geistige und körperliche Arbeit ab; der Tagesplan beginnt mit dem Dauerlauf; die Unterrichtsstunden dauern je 45 Minuten; mittags eilt alles ins Luftbad zur Nacktgymnastik hinaus; nachmittags ist die Zeit von 5—7 Uhr für Sport aller Art und für Arbeit in Garten und Feld bestimmt; dazu kommen die Streifzüge durch den hinter dem Heim sich weit dehnenden Wald, zweimal jährlich größere Wanderfahrten von 8—10 Tagen usw.

Auf dem Gebiete der geistigen Schulung will die Reformschule im Gegensatz zur Schule alten Stiles neue Bahnen einschlagen; es soll an die Stelle des Aufspeicherns von Kenntnissen bewußtes Erarbeiten von Werten treten; alle Wissenszweige sollen von einem gemeinsamen Gesichtspunkte gepflegt werden, wobei man so manchen der alten Schule fernliegenden Stoff aufnehmen, anderen als unwesentlichen ausschalten müsse. Nun wird das Wesen des neuen Unterrichtsbetriebes an dem Beispiel des Geschichtsunterrichtes aufgezeigt: Dieser schaffe mit der ausschließlichen Darbietung von Tatsachen aus der politischen Geschichte nebst zufälligen Ausblicken auf Kulturgeschichtliches in den Köpfen der Jugend eine verkehrte Vorstellung vom Wesen der Menschheitsgeschichte; die Jugend müsse unter gehöriger Berücksichti-

gung des eigenen Volkes und Staates über das Wesen, die Entstehung und die Entwicklung der menschlichen Kultur aufgeklärt werden; der eigentliche Geschichtsunterricht umfaßt, heißt es weiter, mit Rücksicht auf die Prüfung den üblichen Lehrstoff. Dieser ganze Unterricht steht im Lichte des Entwicklungsgedankens. Ein Hindernis dieser Unterrichtsart sei vor allem der Mangel an ausreichenden Lehr- und Lernmitteln. Wenn auch bei dieser Behandlungsweise die Vermittlung eines völlig lückenlosen Weltbildes in der Schule ausgeschlossen sei, so werde doch der Sinn für Wesentliches und Unwesentliches, das Urteilsvermögen, das Denken in großen Zusammenhängen, kurz die Fähigkeit zu eigener, selbständiger Arbeit im stärksten Maße entwickelt und endlich die Erkenntnis des Wesens der Kultur als eines zusammenhängenden Baues, der in allen seinen Teilen stetig gewachsen ist und noch wächst, ermöglicht, woraus als wertvollste Frucht das ernste Gefühl der Verpflichtung gegenüber kulturellen Werten entsteht sowie der feste Wille, im Sinne einer vollkommeneren Zukunft an deren Aufgaben mitzuarbeiten — gewiß sehr schöne Gedanken, wozu aber Ref. folgendes zu bemerken hat:

Die in das soziale und geistige Leben der Menschheit tief eindringende Kulturgeschichte darf den Einfluß einzelner Persönlichkeiten auf die Geschicke der Völker und Staaten nicht geringer anschlagen. Allerdings Kinder ihrer Zeit, sind sie es, denen der Staat seine Machtstellung, in gefahrvollen Zeiten seine Rettung zu verdanken hatte oder auch — den Niedergang; sie sind das Schicksalswerkzeug der Völker; durch ihre Taten verhelfen sie oft mit kräftigem Ruck ihrem Volke zu politischer und dadurch zu wirtschaftlicher und allgemein kultureller Machtstellung und verwirklichen die vom Volke längst ersehnten Ideale. Mit starker Hand leiten sie zielbewußt die Geschicke ihrer Völker oft im Sinne ihrer Stimmungen und Gefühle, oft aber auch gegen diese. Gerade der Weltkrieg zeigt den vorherrschenden Einfluß leitender Persönlichkeiten, die, unbekümmert um die wahre Volksstimmung, durch künstliche Erweckung und Nährung kriegerischer Triebe ihre Völker auf die Schlachtbank führen. Der Weltkrieg lehrt aber auch, wie notwendig es ist, die Jugend mit kriegerischem, vaterländischem Geiste zu erfüllen. Und da ist die Geschichte hervorragender Taten von Herrschern, Feldherrn und Staatsmännern entschieden mehr nach dem Herzen der Jugend als das ihrem Verständnis ferner liegende Studium der Kulturgeschichte. Gewiß ist anderseits die Betätigung auf den verschiedenen Gebieten materieller und geistiger Kultur nicht minder wichtig; aber es besteht ein enger und lebendiger Zusammenhang, eine beständige Wechselwirkung und gegenseitige Beeinflussung zwischen politischen Ereignissen und Kulturzuständen. Die Wahrheit liegt eben auch hier in der Mittellinie, gleich weit entfernt von übertriebener Einseitigkeit. Ein Hindernis gedachter Unterrichtsart vermag Ref. in dem Mangel an Lernmitteln nicht zu erblicken. Rücken doch die modernen Lehrbücher der Geschichte (z. B. Woynar, Montzka) das Kulturgeschichtliche sehr stark in den Vordergrund, erscheint bei Woynar

der historische Stoff geradezu nach kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten gegliedert und wird auch die vorgeschichtliche Entwicklung mit ihren aufsteigenden Kulturstufen namentlich bei Montzka gebührend berücksichtigt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der politische Teil der Geschichte nicht noch weiter, als dies in den modernen Lehrbüchern schon geschehen ist, gekürzt werden könnte, damit die bedeutsamsten Daten zum unverlierbaren geistigen Eigentum des Schülers werden.

In der Dürerschule treten die Künste, namentlich die Musik, als durchaus gleichberechtigt neben die Wissenschaften. Über die Bildung des Geschmackes äußert sich Elise Neuendorff, wobei wir erfahren, daß der Name des deutschesten aller bildenden Künstler zum Schutzherrn der Schule gewählt wurde, um anzudeuten, daß die Kunst als höchste Betätigung menschlicher Kultur im Mittelpunkt der Bildung steht.

Um den regen Zusammenhang mit der Welt zu erhalten, können sich die größeren Schüler aus den aufliegenden Zeitschriften über das Weltgeschehen belehren. Zahlreiche Vorträge dienen dem Gedanken über die Dürerschule sowie der Ergänzung und Vertiefung des Unterrichtsstoffes; in diesen Zusammenhang gehören auch die Abendvorlesungen; weitere Bedürfnisse nach Lektüre befriedigt eine reichhaltige Bücherei.

Für die Gemeinschaftserziehung sind grundlegend: Kameradschaft, Schulgemeinde und Ausschuß. Im engen Kreise der Kameradschaft könne die Persönlichkeit am besten berücksichtigt werden. Der Schüler wählt sich seine Kameradschaft selbst. Der Kameradschaftsführer sucht Neigung und Begabung seiner Gruppe nach Möglichkeit zu pflegen. Die Schule soll nicht nachahmen, nicht Parlament oder gar Gerichtshof oder Soldaten spielen, ebensowenig Familie; es soll ein eigenes, wertvolles, echtes Gemeinschaftsleben geführt werden und der Bericht rühmt sich dessen. Die Einrichtung der Schulgemeinde gründet sich auf den Satz: „Viel besser als das, was befohlen wird, ohne daß der Sinn der Verordnung kenntlich ist, wird von der Jugend das ausgeführt, was sie selbst beschlossen hat.“ Diese Beschlüsse betreffen die Geschäftsordnung, die äußere Ordnung und das innere Leben der Schule. Im Ausschusse ist eine Einrichtung geschaffen, in der Sekundaner und Primaner im Sinne der Schule, äußerlich unabhängig von Direktion und Lehrerschaft, mitarbeiten können, indem sie durch Vorbildlichkeit das Verantwortlichkeitsgefühl für den Zustand der Schule erwecken und erhalten helfen, weitgehende Ordnungs- und Aufsichtspflichten übernehmen und im kameradschaftlichen Geiste ausüben.

Wundern muß man sich darüber, daß die Reformschule trotz der so viel Zeit und Kraft in Anspruch nehmenden pädagogischen Arbeit außerdem auf dem Gebiete der Volksbildung und der sozialen Fürsorge eine solche Tätigkeit entwickelt, daß ein verheißungsvoller Anfang gemacht und diesem Versuch in Volkskreisen lebhaftes Interesse entgegengebracht wurde. Ein Nachwort des Dankes an die Förderer und das Formular eines Gesundheitsbogens schließen den Bericht ab.

Die Dürerschule Hochwaldhausen gehört zu den drei jüngeren deutschen Reformschulen (die freie Schulgemeinde Wickersdorf in Thüringen, die Odenwaldschule Oberhambach), die am folgerichtigsten und im weitesten Umfange die Forderungen einer neuzeitlichen, freiheitlichen Pädagogik verwirklicht haben. Sie stehen den von H. Lietz nach englischem Muster (Abbotsholme) begründeten und geleiteten Landerziehungsheimen Ilsenburg, Haubinda und Bieberstein und den für Mädchen von Frau B. Petersenn in Wannsee bei Potsdam und in Gaienhofen am Bodensee gegründeten Anstalten sehr nahe; nahe steht auch das Landerziehungsheim in Grinzing (Wien), wo der Unterricht aber in strengem Anschluß an den Normallehrplan erteilt wird.

Mit Ausnahme der Abschnitte über den „Ausschuß" von L. Nielsen und „Die Bildung des Geschmackes" von Elis. Neuendorff ist der interessante Bericht, der namentlich Pädagogen bestens empfohlen wird, von G. H. Neuendorff verfaßt. Die hübschen Bilder fertigten Mitglieder der Schulgemeinde an.

Wien. A. Stitz.

Prof. Dr. K. Dürr, Die Behandlung der hellenistischen Kultur im Unterricht des Gymnasiums. Beilage zum Jahresbericht des Großherzogl. Gymnasiums Baden-Baden, Erfurt 1914.

Der Verf. bekennt sich in der Einleitung als Anhänger der historisch-kritischen Auffassung des Altertums, wie sie bekanntlich Wilamowitz mit durchschlagendem Erfolg in der Wissenschaft zur Geltung gebracht hat, indem er die sogenannte klassische Periode, die Zeit des 5. und 4. vorchristlichen Jahrhunderts, ihres heroischen Nimbus entkleidete und nachwies, daß auch die höchsten Erzeugnisse des Geistes nur Phasen in einer unendlichen Entwicklung sind und daß das hellenistische Zeitalter geradezu als Höhepunkt der griechischen Gesamtentwicklung bezeichnet werden müsse. Dürr geht von dem zweifellos richtigen Grundsatz aus, daß die Schule nicht im Gegensatz zur wissenschaftlichen Erkenntnis des Altertums stehen dürfe. Nur fragt es sich, wie den Schülern des Gymnasiums die Bedeutung der drei letzten Jahrhunderte vor Christus vermittelt werden könne.

Die interessanten Ausführungen des Verf.s gründen sich auf die bedeutendsten Werke über Hellenismus (Wendland, Billeter, Kaerst, Beloch, Wilamowitz usw.). Unbedingte Zustimmung verdient die erste Forderung, daß der Geschichtsunterricht in erster Linie dazu berufen sei, das Bild der hellenistischen Kultur in das der Gesamtentwicklung des Altertums und der Weltgeschichte überhaupt einzureihen. So bietet die Behandlung Alexanders und seiner Nachfolger Gelegenheit, erzieherisch wertvolle Betrachtungen anzustellen über die Bedeutung und Macht der Persönlichkeit, über das Wesen der Monarchie, über Kolonisationstätigkeit, Griechentum und Barbarentum. Kulturgeschichtliche Betrachtungen über die Entstehung des Herrscherkultes, die Wichtigkeit der Dynastie, Entstehen und Fortwirken des Hof-

zeremonielles, Entstehung des Beamtenstandes, über Weltbürgertum usw. werden reges Interesse wecken und das Verständnis heutiger Zustände vertiefen. Die ausführlichere Behandlung des Hellenismus bedingt allerdings eine Beschränkung minder wichtiger Partien der früheren Geschichte. Bemerkt sei nur, daß der Verf. seine Vorschläge im einzelnen mit Rücksicht auf die Lehrpläne der Gymnasien Badens macht, welche gegenüber den österreichischen günstiger daran sind, indem dort ein volles Jahr auf griechische und ein volles auf römische Geschichte verwendet werden kann.

Der zweite Teil der Arbeit ist der Frage gewidmet, wie die Klassikerlektüre der drei obersten Klassen das Bild dieses Zeitalters vertiefen könne. So maßvoll und vorsichtig seine Forderungen sind, wird doch hier manches nicht widerspruchslos hingenommen werden können. Er verlangt wohl mit Recht, daß „eine mehr gelegentliche und ergänzende Berücksichtigung der hellenistischen Literatur in Frage kommen“ könne. Sein Vorschlag, Proben aus Theophrasts Charakteren zu lesen, scheint mir leicht durchführbar, da sie der Lektüre des Aristoteles angeschlossen werden könnten. In manchen Fällen (Epiktet, Mark Aurel) empfiehlt er Übersetzungen. Ob allerdings die Übersetzung einiger Mimen des Herondas die aufgewendete Mühe rechtfertigte, möchte ich dahin gestellt sein lassen. Ich würde es vorziehen, das Epyllion des Grammatikers Musaios „Hero und Leander“ die Schüler der letzten Klasse privatim lesen zu lassen. Sie würden einen hohen Genuß empfinden, wenn sie Anfang und Ende der griechischen Epik vergleichen könnten; an der Schwelle der griechischen Poesie die mächtigen heroischen Epen — am Ende das so modern klingende, leidenschaftliche Epyllion! Anderseits könnte durch die Gegenüberstellung des griechischen Epos und Grillparzers Drama ein tieferes Eindringen in die charakteristischen Eigentümlichkeiten dieser verschiedenen Dichtungsgattungen gewonnen werden.

Indem der Verf. an dem Grundsatz festhält, daß die Lektüre hellenistischer Denkmäler zwar erwünscht, aber doch nur an zweiter Stelle in Betracht kommen könne, „wo die Zeit und andere Umstände es gestatten“, daß vielmehr die „ewige Geltung beanspruchenden Leistungen des griechischen Altertums“ in erster Linie stehen müßten, können wir ihm hierin voll und ganz beipflichten. Seinen Rat, dann, wenn bei der bisher gepflegten Lektüre Gelegenheit — ich würde noch dazu setzen „eine ungezwungene, passende“ — sich bietet, diese zu Ausblicken auf die hellenistische Zeit zu benützen, wird jeder Philologe gern befolgen, wenn nicht von den meisten bereits diese Methode gepflegt worden ist. Der Verf. führt einige recht hübsche Beispiele aus der lateinischen und griechischen Literatur an. Schließlich weist er kurz darauf hin, daß auch der Religionsunterricht den Blick auf den Hellenismus und seine Bedeutung für das Christentum hinlenken kann.

Beachtenswert ist seine schon von verschiedenen Seiten erhobene Forderung, zur Gewinnung eines Bildes der antiken Gesamtentwicklung

und zur Erkenntnis der Bedeutung des Altertums für unsere Kultur in den Geschichtsunterricht des letzten Jahrganges einen weltgeschichtlichen Rückblick aufzunehmen; er schlägt ein schon anderwärts aufgestelltes Schema vor, wobei auszugehen wäre von dem Gegensatz zwischen klassischer und hellenistischer Periode und überzugehen wäre auf die Bedeutung beider und ihre Nachwirkung auf die Römer und die Völker der Neuzeit.

So sucht der Verf. zwischen Schulpraxis und Altertumswissenschaft einen Einklang zu erzielen. Meiner Meinung nach wird allerdings jederzeit zwischen Wissenschaft und Schule ein Abstand bleiben müssen, da die Aufgaben beider verschieden sind. Es ist kein Zweifel, daß aus der gesamten Entwicklung der antiken Welt die alexandrinische Zeit der unseren am nächsten verwandt ist; aber sie ist, um mit Paul Cauer zu sprechen, „am wenigsten geeignet, läuternd und kräftigend auf unsere Zeit zu wirken“, denn es soll nicht bloß Kennenswertes und Wissenswertes im Unterricht geboten werden, sondern „etwas Starkes und Ursprüngliches, dem die Kraft des Zeugens noch inne wohnt“. Das sind zweifellos Eigenschaften der Werke der klassischen Periode, wobei wir unter „klassisch“ nicht „erstklassig“, „mustergültig“ verstehen, sondern solche Werke, die in ihrer Art die frühesten sind, ein „Erwachsen der Form aus dem Gehalt“ noch erkennen lassen und bis auf den heutigen Tag fähig sind, stark zu wirken. Wie sehr das Altertum noch in unseren Tagen wirkt, hat P. Cauer in zahlreichen Schriften, die jedem Freunde der Wahrheit wärmstens empfohlen werden können, dargetan. — Sicherlich ist Dürrs Arbeit ein schöner Beitrag hiefür, daß tatsächlich das Gymnasium seiner Eigenart nach eine zum geschichtlichen Erfassen der modernen Kultur berufene Bildungsanstalt ist und daß innerhalb des modernen Bildungswesens das Griechische nicht bloß berechtigten Anspruch auf Duldung hat, sondern ganz hervorragend dazu berufen ist, eine „Kulturmission“ (Cauer) zu erfüllen.

Eger. Dr. A. Herr.

Pädagogische Monographien, herausgegeben von Dr. E. Meumann, Professor der Philosophie und Pädagogik in Hamburg. XV. Band. Psychologische Grundlagen des neusprachlichen Unterrichts von Dr. Hermann Kappert, Rektor in Halle a. d. S. Otto Nemnich, Verlag, Leipzig 1915. 112 S. Preis geh. 2 M. 50 Pf., geb. 3 M. 80 Pf.

Die vorliegende Schrift zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil (S. 1—51), betitelt „Historisch-kritische Untersuchung“, gibt eine Übersicht über die verschiedenen Methoden seit dem Auftauchen der ersten Reformforderungen Viëtors und die Rückwirkung der Reformbewegung auf die amtlichen Lehrpläne. Indem die ältere Methode die formale Bildung und die Reform die praktische Sprechfertigkeit als Ziel des neueren Sprachunterrichtes aufstellte, waren beide einseitig. Man erkannte endlich, daß nicht Einseitigkeit, sondern Einheitlichkeit des Zieles erstrebt werden und daß der Gegensatz materiell:

ideell oder praktisch: formal überwunden werden müsse. Diese Einheitlichkeit darf aber nicht mechanisch so aufgefaßt werden, daß der neusprachliche Unterricht sowohl ideelle wie materielle, formale wie praktische Ziele nebeneinander verfolgen müsse; es muß gefordert werden, daß aus diesem Nebeneinander ein organisch-einheitliches Miteinander werde. Damit ein solches Ziel aufgestellt werden könne, muß zunächst das Verhältnis von Übung und Mitübung für die verschiedenen Stufen erkannt werden und dies ist nur auf Grund einer vertieften „genetisch-psychologischen Untersuchung" möglich. Diese Untersuchung ist Gegenstand des zweiten Teiles von Kapperts Schrift (S. 53—109). Der Verf. wendet sich der Untersuchung der kindlichen Psyche zu, bespricht die wichtigsten Stufen der geistigen Entwicklung des Schülers während der Zeit der Fremdspracherlernung und kommt zu folgenden Ergebnissen: „Die Entwicklungsstufe vom 8. bis zum 13. Jahre, die die Unterstufe der höheren Schule einschließt, ist die Periode vorwiegender Analyse. Auf der Mittelstufe — 13. bis 16. Lebensjahr etwa — entwickelt sich die Möglichkeit zu logischem Denken kräftiger, namentlich das Verständnis für kausale Verhältnisse. In der dritten Periode, vom 16. bis zum 19. Lebensjahre, wird das Denken objektiver; der Drang nach Erkenntnis und Erfahrung ist die Grundstimmung des Jünglingsalters. Nachdem dann der Verf. die psychologische Natur der einzelnen Lernstoffe und Lernprozesse des Sprachunterrichtes (wie phonetischer Lehrkursus, Lesen, Hören, Sprechen, Schreiben, Erwerb des Wortschatzes, Grammatik, Übersetzung) beschrieben hat, bespricht er die verschiedenen Lehrmethoden nach den unterrichtlichen Erfahrungen und auf Grund experimenteller psychologischer Untersuchungen und versucht zum Schlusse darzustellen, welche Lehrstoffe und welches Lehrverfahren für die einzelnen Stufen am angemessensten und zweckmäßigsten erscheinen. Danach eignet sich die analytisch-direkte Methode mit ihrem vorwiegend mündlichen Unterrichtsverfahren bloß für die Unterstufe, während auf der Mittelstufe der systematische Grammatikunterricht neben zusammenhängender Lektüre den wichtigsten Lehrstoff bilden und auf der Oberstufe die Lektüre in den Mittelpunkt des Unterrichtes treten soll.

Die trefflich angelegte und unter Benützung der einschlägigen Fachliteratur sorgfältig durchgeführte Schrift kann allen Neusprachlern auf das wärmste zum Studium empfohlen werden.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Austria.

(Ferdinand v. Saars 15. Wiener Elegie, ins Lateinische übertragen.)

Culmina tectorum, radiis lenita, refulgent,
  Caeruleo caelum mite colore patet.
Lenius atque aurae refovent hominum ora vagantum,
  Iam ducit petasum verna puella foras.
Multis in manibus spectaris, primula dulcis;
  Copa mihi violas vendit odoriferas.
Hebdomadem populus tranquillam voce celebrat,
  Perque vias visunt templa, sepulcra Dei.
Turba resurgentis stupet admiranda cupitque
  Carmina, signa, tubas, serica presbyterum.

Verum ego sub divum profugus sursum ambulo calles
  Et Montem Calvum scandere lentus eo.
Longius et sensim scandit regionis amoenae
  Circulus: hinc fluvius, roscida prata micant.
Circum cuncta silent; sed agris evecta novatis
  Unica carminibus laudat alauda Deum.
Pacata arbustis en florent praedia rara;
  Virgulta ut sponsae limite stant niveae.
Iamque adaperta virent loca, quae longinqua beato
  Prospexisse illinc iam puero licuit.
Fallor? an illa fuit sedes? Mirorque beatus,
  Laetaque corda subit patria, dulce solum.
Panditur hinc oculis vere vetus Austria, cuius
  Gloria magna olim dux erat Imperii —
Imperii, a quo nunc seiungitur, hospes ut olim:
  Germani Austriacos vix numerare solent.
Demisi frontem tristis. Luctuque pavebo,
  Patria quod mea nunc iam tibi sola iaces?
Sic tandem monstrare licet, quid roboris insit:
  Deficit unda, eadem surgit et aucta redit!
Attamen, heu! furibunda in te tua membra resurgunt
  Caecaque tela tuo coniciunt capiti!

Patria, vivis adhuc! Scandit tua turris in auras,
  Amnis et antiquo carmine abundat adhuc!
Stas eademque manes, sortis quidquid feret aetas:
  Rura paterna manent, floret ager viridis.
Vesper adest (at cras flammans aurora redibit)
  Campanaeque procul vota benigna sonant.

Aachen. Dr. Eduard Arens.

Literarische Miszellen.

Otto Maaß, Die Irrfahrten des Odysseus im Pontos. Wissenschaftliche Beilage des Jahresberichts des Evangelischen Gymnasiums in Gütersloh. 1915. 40 S.

In dem vielverschlungenen Gebiete der Probleme, welche die homerische Frage bilden, nimmt auch die Frage, wo die Irrfahrten des Odysseus anzusetzen seien, einen wichtigen Platz ein, insofern sie auch mit der Auffassung von der Entstehung der Odyssee als Kunstwerk verknüpft ist. Abgesehen von der hiedurch hervorgerufenen Schwierigkeit ihrer Lösung wird sie noch verwickelter durch die Möglichkeit oder vielmehr Wahrscheinlichkeit, daß der Dichter, ähnlich wie er es in gewissen Punkten innerer und äußerer Kultur getan hat, auch hier Altes und Neues, Dichtung und Wahrheit vermischt[1]) und so ein Bild geschaffen hat, das an manchen Stellen dazu einlädt, es an der Wirklichkeit nachzuprüfen, aber, sobald dieser Versuch unternommen wird, die Durchführung desselben alsbald als unmöglich erscheinen läßt. Das dürfte der richtige Ausweg aus dem Widerstreit der beiden schon im Altertum einander gegenüberstehenden Ansichten sein, deren eine die geographischen Angaben der Odyssee für gänzlich erfunden hält, während die andere an ihre Tatsächlichkeit glaubt. Die Anhänger der letzteren Meinung suchten die einzelnen Örtlichkeiten der Irrfahrten in früherer Zeit vor allem im Westen; von den neuzeitlichen Forschern hat, nachdem Strabon bereits auf den Pontos hingewiesen hatte, zuerst wohl der Naturforscher K. E. von Baer im Schwarzen Meer Örtlichkeiten gefunden, deren Übereinstimmung mit homerischen Schilderungen ihm zu auffallend erschien, als daß sie zufällig sein könnte.

In dieser Frage nun nimmt Maaß den Standpunkt ein, daß sich der Hafen von Telepylos im Laistrygonenlande bei Balaklawa an der Südspitze der Krim finde; die Insel der Kirke sucht er in der Gegend von Kolchis, allerdings als ein weltentrücktes Zauberland, da es dort in Wirklichkeit keine Inseln gibt; der Eingang in den Hades liegt ihm am kimmerischen Bosporos (Straße von Kertsch); die Plankten oder Symplegaden sind dunkle Basaltfelsen, die am Eingang des thrakischen Bosporos liegen; Skylla und Charybdis denkt er sich in deren Nähe im Bosporos, bei seiner nördlichen Mündung, Thrinakie in der Propontis oder im Aigaiischen Meer; auch bei der Insel der Kalypso spricht ihm alles dafür, daß sie im Aigaiischen Meere lag. Alle diese Annahmen sind durch eine sorgfältige Untersuchung der betreffenden Dichterstellen[2]) und ihre Vergleichung mit den betreffenden geographischen Örtlichkeiten begründet und dieser Nachweis wirkt jedenfalls sehr überzeugend. Wenn man z. B. liest, wie genau bis ins einzelne das homerische Telepylos mit dem Hafen von Balaklawa übereinstimmt, wenn die Schilderung der Kirke-Insel als Wein-, Gold- und Giftland so vortrefflich auf Kolchis paßt, wenn Dunst und Nebel des Kimmerier-Landes mit der von zahlreichen Schlamm- und Bergölquellen stammenden trüben Luft der Taman-Halbinsel an der Straße von Kertsch erklärt, der schlammige Acheron[3]) und der Pyriphlegethon mit der Erscheinung

---

[1]) Für Ithaka vgl. E. Belzner, Land und Heimat des Odysseus. Progr. des Wilhelms-Gymn. in München 1915, besonders S. 62f.

[2]) Besonders beachtenswert ist die Untersuchung über die Bedeutung von ἔρεβος und ζόφος S. 27 f., wonach ersteres den finsteren Erdengrund der Unterwelt, letzteres eigentlich das Dunkel, insonderheit das Dunkel der Unterwelt bezeichnet, die Bedeutung ‚Westen‘ nur im Gegensatze zu ἠώς gewinnt.

[3]) Aber freilich hat der Acheron dieses Beiwort bei Homer nicht!

in Verbindung gebracht werden, daß aus den Schlammvulkanen zu beiden Seiten der Meerenge von Kertsch sich zuerst einige Stunden lang eine Feuersäule, dann Schlamm ergießt, wenn auf erloschene, offene Trichter in dieser Gegend verwiesen wird, die den Eindruck erwecken könnten, als ginge es hier in die Unterwelt, so wird man die Wahrscheinlichkeit dieser Gleichsetzungen für sehr groß halten. Doch sollen einige Bedenken zum Teil grundsätzlicher Art nicht unterdrückt werden.

Gerade die Laistrygonen geben zu denken: daß die bekannte Stelle K 82 ff. auf die hellen Nächte des hohen Nordens zu deuten ist, steht seit langem fest; aber gerade damit verträgt sich die Festlegung dieses Volkes im Schwarzen Meer schlecht. Der Ausweg (S. 16), es sei nicht sowohl die Stadt als das ganze Land gemeint, das sich weiter hinauf zum Boreas erstrecken mußte, ist m. E. gezwungen, denn die betreffenden Verse sind unmittelbar an die Nennung der Stadt angeschlossen. Wahrscheinlicher ist mir die Annahme, daß Homer eine Kunde, die ihm vielleicht auf dem alten Landwege des Bernsteinhandels von der Küste der Ostsee zugekommen war, auf jenen Punkt übertragen hat, der für seine Kenntnis am nördlichsten lag und im Vergleich mit den Entfernungen im griechischen Meer[1]) der Küstenschiffahrt weit genug entrückt erschien, um an ihn märchenhaft klingende Züge knüpfen zu können. Wenn man Strabons Angabe (S. 14), daß die Zeitgenossen Homers das Pontische Meer für eine Art Ozean hielten, so daß man es schlechthin πόντος nannte, berücksichtigt, so wird man es nicht für unmöglich halten, daß der Dichter an einen ihm von Seefahrern genau beschriebenen Ort (Telepylos-Balaklawa) eine geographisch damit unvereinbare Bemerkung knüpft. Von anderer Art ist der Einwand, der gegen die Bestimmung der Lage der Kalypso-Insel zu erheben wäre. Als Hermes zu Kalypso geschickt wird, senkt er sich aus dem Äther in Pierien nieder und schwebt dann über die Fluten dahin. Daß wir damit auf das Aigaiische Meer hingewiesen würden, ist nicht notwendig; es kann sich ebensogut um das Westmeer handeln, indem uns der Dichter, nachdem er uns bis zu einem geographisch bestimmbaren Punkte geführt hat, plötzlich über die weitere Richtung der Fahrt ebenso im unklaren läßt wie nach dem Seesturme bei Maleia ι 82. Die Insel in der Aigaiis zu suchen erscheint mir bei ihrem wunderbaren Charakter und der Vorstellung von ihrer Weltabgeschiedenheit, die man aus der Dichtung gewinnt, ebenso bedenklich, wie Scherie mit Kreta gleichzusetzen: beide lagen da in einem zu bekannten und den Griechen heimischen Meere, als daß sie der Dichter mit so wunderbaren Zügen hätte ausstatten können. Abgesehen davon scheint ja doch Ithaka östlich und nicht, wie es bei Maaßens Annahme sein müßte, westlich von der Kalypso-Insel zu liegen: denn der Westwind soll Odysseus von dort nach Hause bringen ε 270—277.

Und soll man nun schon einmal die Angaben des Dichters über die Weltrichtungen zur Bestimmung der Lage Ithakas gegenüber den Örtlichkeiten der Irrfahrten verwenden, dann würde die Nennung des Euros und Notos (also Südost μ 327) nicht nach dem Schwarzen Meere, sondern vielmehr nach dem Nordwesten von Ithaka, also in die Adria weisen. Jedoch scheint es mir bezeichnend — und ich halte dies für den wesentlichen Punkt —, daß der Dichter bei allen solchen Stellen, wo man auf Grund derartiger genauer Angaben der Himmelsrichtung schon auf der Spur seiner Fahrten zu sein glaubt, regelmäßig diese Spur sofort zu verwischen trachtet, indem er einen Sturm einsetzen läßt, der natürlich den Helden an das andere Ende der Welt verschlagen

[1]) Die größte Entfernung von Land zu Land ist da etwa Melos—Kreta, 120 *km*, während die kleinste im Pontos (etwa Herakleia—Sinope) fast 300, die größte 1000 *km* beträgt.

haben kann; so hier μ 405, damit die Lage der Kalypso-Insel zu Ithaka nicht bestimmt werden könne, ebenso ε 291 für Scherie; auch der Sturm bei Maleia und die schwimmende Insel des Aiolos gehören hieher.

Wenn wir also auf diese Weise zu dem Ergebnis gelangen, daß der Dichter uns mit seinen bestimmt klingenden Angaben eigentlich nur neckt, um uns alsbald wieder in Ungewißheit zu lassen, und daß daher eine eindeutige Feststellung der von ihm genannten Örtlichkeiten von ihm selbst nicht gewünscht ist, so soll damit die Arbeit von Maaß nicht als unnütz bezeichnet werden. Denn sicher muß gerade dieses Versteckenspiel des Dichters erst recht zu Nachforschungen anregen; nur werden die Ergebnisse der Untersuchung immer unsicher bleiben. Jedenfalls seien die interessanten Ausführungen des Verf.s der Beachtung empfohlen.

Leoben. Dr. V. Bulhart.

Bruckmanns Wandbilder alter Plastik. Erläuternde Texte von F. W. Freiherr v. Bissing, E. Buschor und H. H. Josten. München, Bruckmann, 1911. 55 S. mit einer Tafel. Preis geh. 50 Pf. Für die Abnehmer der Wandbilder kostenlos.

Zu den bekannten Wandbildern, die sich allgemeiner Anerkennung erfreuen, bietet das Heft Erläuterungen aus sachverständiger Feder und kommt dem praktischen Bedürfnisse der Mittelschulen entgegen. In klarer, bündiger Form abgefaßt, tragen die Erläuterungen dem Stande der neuesten Forschung Rechnung; durch Literaturangaben wird der Weg zu eingehenderer Belehrung gewiesen. Bissing erläutert Tafel XIV: Das Sitzbild Ramesses II., Buschor die Tafeln: I: Hegeso, II: Der sogenannte Alexandersarkophag, III: Statue des Augustus, IV: Hermes des Praxiteles, VI: Ares Ludovisi, VII: Relief mit Orpheus und Eurydike, VIII: Statue des Demosthenes (nach dem richtiger ergänzten Abguß in München), X: Relief vom Westfriese des Parthenon, XV: Das Mädchen von Antium, Josten endlich Tafel V: Donatellos Heiliger Georg, IX: Michelangelos Moses, XI: Verrocchios Denkmal des Colleoni, XII: Die Madonna von Blutenberg, XIII: Peter Vischers König Arthur, XVI: Donatellos Denkmal des Gattamelata. Den Lehrern der Geschichte und der klassischen Sprachen wird das Heft bestens empfohlen, da es geeignet ist, die vernachlässigte Gymnasialarchäologie aufzufrischen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Repetitorium der griechischen Syntax für die philologische Staatsprüfung und namentlich zum Selbststudium. Von Dr. H. Menge. 7., verbesserte Auflage von Dr. Wilh. Schonack. Wolfenbüttel 1914, Julius Zwißlers Verlag. 156 S. Preis geb. 4 M. 50 Pf.

Die rasche Folge der 7. Auflage auf die 6. (1910) beweist, daß sich das bewährte Buch seinen verdienten Platz unter den Studienmitteln der alten Sprachen fest behauptet hat. Der neue Bearbeiter hat, wie er im Vorwort sagt, abgesehen von einigen Zusätzen und mehreren Richtigstellungen in den aus dem griechischen Texte des zweiten Teiles übersetzten deutschen Übungssätzen des ersten Teiles, keine Änderungen vorgenommen. Die Zusätze betreffen die Verwendung des Artikels τό vor einzelnen Buchstaben (§ 14) die Vermehrung von Beispielen für den absoluten Akkusativ (§ 52), für den lokalen (§ 53) und modalen Dativ (§ 62) und für den absoluten Infinitiv (§ 171). Die Zahl der den deutschen Übungssätzen in Klammern beigegebenen Übersetzungshilfen ist um ein weniges vermehrt; so ist jetzt 16, 19 zu den Worten „wegen der Vorausverkündigung“ ἐπί c. dat. beigefügt,

63, 17 „an jemandes Seite“ durch den Zusatz „neben jemand“ erleichtert u. a. m. Die textlichen Veränderungen sind zum Teil wirkliche Richtigstellungen; so lesen wir jetzt 59, 12 für οἱ πολλοὶ τῶν Ἀθηναίων richtiger „die meisten Athener“ statt „die gewöhnlichen Athener“, 136, 10 für χαλεπώτατα φέρω jetzt „darüber bin ich ganz unwillig“ statt „es stimmt mich ganz unglücklich“, 160, 5 ist εἰ μὴ κακὸς ἦσθα ἀνήρ jetzt zutreffend einfach mit „wenn du nicht ein schlechter Mensch wärest“ (früher: „ein schlechter und unersättlich geldgieriger Mensch“) wiedergegeben. Andere Änderungen sind nur sprachliche Besserungen z. B. 24, 6 „Bündnis“ statt „Bundesgenossenschaft“, 37, 4 „ihre Bestrebungen“ statt „die Bestrebungen derselben“; hie und da wurde auch ein neuer Übungssatz beigefügt (z. B. 106, 1). Hingegen ist 16, 10 „die Dreihundert in der Umgebung des Leonidas“ statt „Leonidas und seine dreihundert Spartiaten“ (gr. οἱ περὶ Λεωνίδαν τριακόσιοι) weder vom Standpunkt der richtigen Übersetzung noch des deutschen Ausdrucks eine Verbesserung.

Graz. Dr. Richard Meister.

Alexander Reichardt, Die Lieder der Salier und das Lied der Arvalbrüder. Leipzig 1916, B. G. Teubner. 14 S. 8⁰.

Zu den zahlreichen Versuchen, die beiden uralten Denkmäler lateinischer Sprache, die Überreste der Salierlieder und das Lied der Arvalbrüder, zu deuten, tritt hier ein neuer. Reichardt beherrscht die einschlägige Literatur und bringt auch sonst die nötigen Kenntnisse mit, aber das Problem ist schwierig und vielleicht überhaupt nicht restlos lösbar. Auch der vorliegende Versuch, so geschickt und geistvoll er unleugbar meist den Schwierigkeiten zu Leibe geht, kann nicht als endgültige Lösung bezeichnet werden.

Der Wiederherstellungsversuch geht von der Voraussetzung weitgehender Verderbnisse in der Überlieferung aus. Diese ist tatsächlich im Florentinus des Varro, der zwei, in den Handschriften des Terentius Scaurus, die das dritte Bruchstück des Salierliedes enthalten, und auf dem Steine, der das Lied der Arvalbrüder trägt, gleicht schlecht, wurden doch die Texte schon im Altertum nicht mehr verstanden. Buchstabenverwechslungen, Auslassungen, Dittographien usw. sind unverkennbar. Diese Tatsache gestattet bei Heilungsversuchen eine gewisse Bewegungsfreiheit, einen gewissen Spielraum, verleitet aber auch im einzelnen zu kühneren Vermutungen, als man sie einer im ganzen gesicherten Überlieferung gegenüber wagen würde.

Dies gilt auch von R.s Vorschlägen, wenn auch zugegeben werden muß, daß er, zum Teil mit Erfolg, bemüht ist, dieselben durch sprachliche und sachliche Belege sowie durch formale Argumente zu stützen. Die auf Grund paläographischer Erwägungen unter sorgfältiger Abwägung der verschiedenen Möglichkeiten und gewissenhafter Verwertung der bisherigen Erklärungsergebnisse zustande gekommene Wiederherstellung wird durch einen Inhalt und Form beleuchtenden Kommentar ergänzt. Auf Einzelheiten kann nicht eingegangen werden. Folgende Andeutungen mögen genügen. Die Gesänge der Salier läßt auch R. an Janus, das Arvallied an die Laren und Mars gerichtet sein. Im Saturnier sieht er einen quantitierenden Vers. In den durch seine Wiederherstellung gewonnenen Saturniern lassen sich Übereinstimmung von Wort- und Versakzent, gleiche Wortzahl in den beiden Hälften jedes Verses, Alliteration und Assonanz in auffallendem Maße feststellen. Diese Regelmäßigkeit und dieser Schmuck entsprechen dem religiösen Charakter der Gedichte und der Eigenart des Saturniers, reichen aber doch nicht hin, von der Richtigkeit des Gedankenganges im allgemeinen oder einzelner Verbesserungen immer zu überzeugen. Im ganzen scheint

mir die Behandlung der Salierlieder ansprechender und erfolgreicher als die des Liedes der Arvalbrüder. Dankenswert ist die gelehrte und methodische Erörterung der an diese dunklen Reste lateinischen Schrifttums sich knüpfenden Fragen auf alle Fälle.

Graz. Josef Mesk.

Neuere deutsche Lyrik, herausgegeben von Dr. August Caselmann; Buchschmuck von Hans Bayerlein. (Sammlung „Meisterwerke der Weltliteratur für Schule und Haus", herausgegeben von Vinzenz Lößl.) Bamberg bei C. C. Buchner, geh. 80 Pf., geb. 1 M.

Gelegentlich der von Spiro besorgten Anthologie „Deutsche Lyrik seit 1850" habe ich in dieser Zeitschrift die Ansicht vertreten, daß eine für Schulzwecke bestimmte Lyrikauswahl, um nicht mit Lesebuch und Leitfaden der obersten Klasse in Konkurrenz zu treten, die Gedichte lieber nach Stimmungen als historisch anordnen solle. Caselmanns Versuch hält — natürlich aus eigenem Antrieb — diesen Vorgang ein und stellt dementsprechend auch die Einführung auf die Absicht der „Einstimmung". Die kurzen allgemeinen Leitsätze hier weisen dem jugendlichen Leser den richtigen Standpunkt der Betrachtung an, doch hätte ich den allzu sparsamen Andeutungen beispielsweise die weitere Ausblicke eröffnende Analyse eines bezeichnenden Kunstwerkes vorgezogen: eine exakt durchgeführte Anweisung, wie er es zu machen, was er zu schauen habe, sagt dem Schüler mehr als alle schönen Worte über das Wesen der neueren Poesie. — Der zweite Teil der Einführung — die Rechtfertigung der vier Stimmungsgruppen Natur, Vaterland, Liebe und Menschenlos — bedarf dringend einer vertiefenden Umarbeitung, soll er das schöne und aus echter Liebe zur Sache geborene Buch nicht arg entstellen.

Betreffs der Gedichtauswahl vertritt Caselmann die richtige Anschauung, daß es bei seiner Art der Anordnung weniger auf die Nennung aller bedeutenden Dichter als auf eine streng sichtende Auslese des Besten vom Guten ankomme. Das Fehlen von manchem zweifellos Gelungenen und Anerkannten rechtfertigt er mit dem begreiflichen Bestreben, das aus Lesebüchern Bekannte nicht nochmals zu bringen, und mit der Rücksichtnahme auf den Anschauungskreis der Jugend, jedenfalls hat es Caselmann mit feinem Spürsinn verstanden, bei unseren Berühmtesten selten ausgehobene und doch wunderschöne Verse aufzufinden, manchem vollendeten Gedicht eines wenig Genannten den ihm gebührenden Platz anzuweisen und alle Beiträge zu einem durch zarte Übergänge zusammengehaltenen Stimmungsganzen zu verbinden. So überraschten mich z. B. die Proben von Lobsien, Schüler, Seidel und Tellmann, wie mich anderseits die starke Berücksichtigung der Österreicher (Christen, Ginzkey, Hofmannsthal, Rosegger, Saar, Salus, Schaukal, M. K. v. Stern) wirklich befriedigte; ob allerdings die Aufnahme Hofmannsthals gerade durch das gebotene Gedicht gerechtfertigt wird, weiß ich nicht. Ähnlich dünkt es mich um die allzu häufige Heranziehung von Jensen (S. 13), Lingg (S. 32), Otto Ernst (S. 24, 52) und Ritterhaus, zu welch letzterer Caselmann wohl durch die Absicht veranlaßt worden sein mag, die Abteilung „Vaterland" möglichst reich auszustatten; denn diese ist überdies noch durch Minderwertiges von Geißler, Jost und Caselmann selbst entstellt. Nicht hoch genug stehen sonst noch meines Erachtens die Gedichte von Raabe auf S. 19, Falke S. 138 wegen ihrer Breite, von Heyse S. 21 wegen der holpernd undichterischen Zeilen 23/4 und von Busse S. 25. — Anläßlich der an den Schluß gestellten biographischen Notizen hätte Caselmann, um Schiefheiten zu vermeiden, von der kurzen Charakterisierung absehen können, doch darf er trotz der kleinen Ver-

fehlungen in Behandlung und Auswahl, die sich bei keinem erstmaligen Versuch umgehen lassen, mit seiner geschmackvollen und gewissenhaften Leistung zufrieden sein. — Bayerleins einfach-bescheidener Buchschmuck hebt die würdige Ausstattung des empfehlenswerten Büchleins.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Glückliche Leute. Ein Freundesgruß für jeden Tag des Jahres, gerichtet an die Schüler der oberen Klassen unserer höheren Schulen von Prof. H. v. Holst. Gütersloh 1914, C. Bertelsmann. XVI und 366 S.

v. Holst, der Verfasser der „Fröhlichen Leute" (auch in dieser Zeitschrift seinerzeit angezeigt) ist ein feingebildeter, gereifter, wohlbelesener Mann, der einen Schatz echter Lebensweisheit der Jugend in der Weise darbietet, daß er ihr jeden Tag des Jahres einen Hauptgedanken, in einen Leitsatz verdichtet, eindringlich zu Gemüte führt. Die größte Mannigfaltigkeit herrscht in diesen Betrachtungen. Neben Fragen, welche die höchsten Lebensgüter des Menschen betreffen, stehen auch schlichte Klugheitsregeln und Rechtsgrundsätze des Alltags. Als Motto kann gelten: „Menschen, die kraftvoll und maßvoll sind, das sind glückliche Leute". Als Leser denkt er sich „suchende Seelen, sich aufschließende Herzen, geweckte Gewissen, solche, deren Wunsch es ist, sich mehr zu verinnerlichen". Sittlichkeit und Glauben vor allem sucht Holst in immer neuen Wendungen dem Leser einzuschärfen, etwa im Sinne Rückerts: „Die Sittlichkeit allein ersetzt den Glauben nicht: Doch weh dem Glauben, dem die Sittlichkeit gebricht." Doch verdient hervorgehoben zu werden, daß der Standpunkt des Autors von Pedanterie und Unduldsamkeit frei ist. Liebe zur Jugend spricht aus jeder Zeile und ich wünschte nur, daß unsere vielfach dahinhastende Jugend die nötige Sammlung fände, durch die wiederholte Lektüre solcher oder ähnlicher Bücher den Weg zum wahren Glücke zu finden.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Prof. Dr. Zurbonsen, Wiederholungsfragen und Ausführungen aus der deutschen Literatur in drei Teilen. I. Teil. Ältere Zeit (bis Klopstock). II. Teil. Klassische Zeit (von Klopstock bis Goethes Tod). Paderborn 1916, Ferdinand Schöningh. Preis brosch. je 1 M. 60 Pf.

Daß die Ansichten über die Ziele des Unterrichtes in der deutschen Literatur noch lange nicht geklärt sind, merkt man auch dem vorliegenden Buche an. Nach dem Titel des Werkes müßte man eine gedrängte Übersicht des allernotwendigsten Stoffes erwarten, ohne den der Unterricht in der deutschen Literatur, auch wenn er sich Bildung und nicht Wissen als Ziel setzt, nicht bestehen kann. Eine solche gedrängte Übersicht nun findet man in den beiden Heften nicht; jedes hat, rein äußerlich betrachtet, einen schon ganz beträchtlichen Umfang von je mehr als 100 Seiten. Übrigens erweitert der Verf. selbst im Vorworte des Buches seinen Zweck; es soll „für das selbständige Studium die wichtigeren Stoffe herausheben, zum anderen dem Unterrichte, für den ja Literaturgeschichte nicht in Frage kommt, die Übersicht des zu Würdigenden erleichtern. Auch für Aufsatzthemen möchte das Buch seine Dienste leisten." Damit wird nun dem Zwecke, den der Titel ausdrückt, sogar teilweise widersprochen und der Verf. macht der Ansicht, daß der Unterricht in der deutschen Literatur auch Wissen erzielen wolle, ein Zugeständnis — entgegen der im Vor-

worte geäußerten Ansicht. Tatsächlich gehen die gestellten Fragen auch ziemlich stark auf Einzelheiten ein, wie auch einem flüchtigen Betrachter des Buches ein bloßes Durchblättern bereits beweisen kann. Darin liegt jedenfalls eine Gefahr für denjenigen, der das Werk zum selbständigen Studium benützen will; der Sache könnte aber allerdings leicht abgeholfen werden, daß in einer künftigen Auflage durch kleineren Druck oder andere Kennzeichen das minder Wichtige stärker gekennzeichnet wird. Auch die Fragen, die dem Aufsatzunterrichte dienen sollen, würden besser auf solche Weise bezeichnet werden. Der Wert des Buches würde dadurch sicher erhöht werden. Aus dem Gesagten folgt aber auch wieder, daß der Verf. das Buch auch vom Lehrer benützt wissen will, für den es dem Titel nach doch keineswegs bestimmt ist.

Sieht man von dieser Unklarheit in der Anlage des Buches ab — sie äußert sich glücklicherweise nicht zu oft—, so ergibt sich im ganzen eine recht erfreuliche Leistung. Die ältere Zeit ist stark bevorzugt vor der neueren — der erste Teil ist um ein Geringes umfangreicher als der zweite — und bei der ziemlich auseinandergehenden Wertung unserer älteren deutschen Literatur für unsere Zeit und auch für die Schule wird wahrscheinlich mancher Leser damit nicht einverstanden sein. Besonders soll hervorgehoben werden, daß der Verf. sich sichtlich bemüht, mehr anregend als belehrend zu wirken, was das Buch zum Selbststudium wohl geeignet macht. Die Stellung der Fragen ist nicht immer ganz einwandfrei; sie sind manchmal etwas zu weit gehalten, so daß sie durch die folgenden Ausführungen nur teilweise erschöpft werden. Auch an der stilistischen Gestaltung ließe sich gar manches noch bessern. Da der Verf. auf Werturteile im allgemeinen verzichtet, ist keine Gelegenheit zu Anmerkungen über besondere Auffassungen gegeben. Zu bemerken wäre nur, daß gelegentlich eine durch neuere Forschungen überholte Ansicht geäußert wird.

Jedenfalls aber können die beiden Hefte für den Schüler mit den angeführten Einschränkungen empfohlen werden und sie werden gewiß auch dem Lehrer gute Dienste leisten.

Mödling. Alois Zaunbauer.

Karl Lustig, Jahrbüchlein für die deutsche Jugend 1915/1916. 9. Jahrgang, herausgegeben vom Deutschen Schulverein. Verlag des Deutschen Schulvereines.

Das billige kleine Büchlein enthält in einer dem Preise (20 h) entsprechenden Ausstattung einen Kalender mit dem üblichen gutgemeinten Inhalt in Vers und Prosa, der diesmal natürlich vielfach auf den Krieg Bezug nimmt.

Triest. Alfred Nathansky.

Der Spielplan des neuen Burgtheaters 1888—1914. Ausgearbeitet und eingeleitet von Dr. Alexander v. Weilen, o. ö. Professor an der Universität Wien. Schriften des Literarischen Vereins in Wien. 22. Band. Wien 1916, Verlag des Literarischen Vereins in Wien. XXXVII und 189 S. 8°.

Nirgends wohl innerhalb der literarhistorischen Wissenschaft glaubt der Dilettantismus einen so breiten Raum beanspruchen zu dürfen wie in der Geschichte des Theaters. Und doch ist gerade hier die Schwierigkeit in der Erfassung und Beurteilung des Materials so groß, entsagungsvolle Kleinarbeit so dringend geboten, daß mit leichtfertigem Liebhabersinn nichts geleistet, wohl aber viel verwirrt und verdorben werden kann. Das ist ja das Böse bei dilettantischen Arbeiten, daß

sie nicht nur überflüssig, sondern geradezu schädlich sind, indem sie der wissenschaftlichen Erledigung des von ihnen behandelten Problems den Weg sperren und sich mit einer nur äußerlichen Zufälligkeiten verdankten Unentbehrlichkeit brüsten.

So ist es ein doppeltes Verdienst Weilens, daß er sich durch das saloppe Buch Otto Rubs „Das Burgtheater. Statistischer Rückblick usw.“ (1913) nicht abhalten ließ, seine Statistik des neuen Burgtheaters zu veröffentlichen; der Literarische Verein in Wien hat sich seiner Aufgabe gewachsen gezeigt, indem er die Arbeit ohne Rücksicht auf den armseligen „Vorgänger“ in seine Schriften aufnahm.

Weilen verzeichnet alle im neuen Burgtheater bis 1914 aufgeführten Stücke in alphabetischer Reihenfolge und gibt die genauen Daten aller Aufführungen. Er stellt in knapper Tabellenform Premieren und Reprisen nach Spieljahren und nach der Nationalität der Verfasser zusammen, er ordnet die im Repertoire vertretenen Dichter nach ihrer nationalen Zugehörigkeit und gibt tabellarische Übersichten über das Schauspielerpersonal. Die Genauigkeit seiner Angaben und die Brauchbarkeit der Anordnung ist ganz außerordentlich.

Einen besonderen Wert empfängt das Buch durch die knappe, aber inhaltreiche Einleitung, die aus dem Ergebnis der Statistik das Repertoire der ersten 25 Jahre des neuen Burgtheaters kenntnisreich charakterisiert. Wer sich theoretisch oder praktisch mit dem modernen deutschen Theater befaßt, darf an dieser Studie nicht vorübergehen.

Es wäre aufs wärmste zu begrüßen, wenn Verf. und Verein sich entschließen könnten, die längst vorbereitete Statistik des alten Burgtheaters dieser Veröffentlichung baldigst folgen zu lassen und so die unzuverlässige und schwer zugängliche Arbeit von Wlassack zu ersetzen. — — —

Zwischen die Absendung des Manuskriptes und die Erledigung der Korrektur dieser Besprechung fiel der plötzliche Tod Alexander von Weilens. Nicht nur die hier ausgesprochene Hoffnung wurde mit dem verdienstvollen Forscher und liebenswerten Menschen begraben.

Wien. Stefan Hock.

Dr. Anton Jonas, Deutsche Aufsätze für die Oberklassen höherer Schulen. 2. Auflage. Berlin 1913, Weidmann.

Die Sammlung, deren 1. Auflage 1905 erschienen ist, enthält 68 Aufsätze, von denen sich die Mehrzahl auf Werke der Literatur, zum Teil auch auf Bilder bezieht oder im Anschlusse an sie Fragen der Poetik, Ästhetik und Moral behandelt; der Kreis der Schriftwerke ist eng gezogen, er umfaßt nebst Homer, Sophokles und Shakespeare Luther, Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller und Prutz. Zu den übrigen Aufsätzen haben bis auf ein paar Ausnahmen, die mehr ins Leben greifen, Geschichte, Philosophie, Psychologie den Stoff geliefert. Die Auffassung des Verf.s ist rationalistisch-moralisch-religiös. „Bald sind die Götter — bei Homer! — das dem Innern des Menschen Immanente, die sinnlich-plastische Gestaltung menschlicher Gefühle, Leidenschaften und Entschließungen, bald die Mächte der Zustände, in denen sich die Menschen befinden, bald der Grund dessen, was den Menschen zustößt.“ Bei Shakespeare seien alle Geistererscheinungen nur ein „ästhetischer Kunstgriff“, sie seien nicht real aufzufassen, sondern als „Darstellung eines inneren Vorganges“, so Cäsars Geist, Banquo und sogar der Geist von Hamlets Vater — „Statt den Hamlet in einem Monologe die Bewegungen seines Herzens vortragen zu lassen . ., läßt er den Geist des Vaters erscheinen!“ Hier wird der Verf. seinem ästhetischen Führer Lessing untreu. Ebenso verfehlt ist die moralisierende Deutung der Hamlet-Tragödie („Die Reinheit des Herzens macht blutdürstigen

Gedanken Raum, schon fühlt er — Hamlet — Neros Seele in seinem Busen . .!“). König Lears Cordelia wird eine Schuld ankonstruiert: „Cordelia ist schuldig an ihrem schweren Geschick; ihre Schuld ist ihre Leidenschaft; durch ihre Leidenschaft hat sie all den Jammer, der über sie kommt, verursacht . . . .“ Schillers „Sehnsucht“ wird ganz unschillerisch in religiösem Sinne ausgelegt (das Tal = die Erde, die Hügel = die himmlische Welt, der Glaube — „Du mußt glauben“ — führt von der Erde zum Himmel) und mit einem Psalm verglichen. Ästhetische und moralische Beurteilungen wiegen vor. Doch ist die in Aristoteles, Lessing und Schiller befangene Ästhetik des Verf.s sehr einseitig: „Die Poesie hat wie die übrigen edelen Künste die Aufgabe, die ideale Welt in schöner Form darzustellen.“ Der realistische Roman gilt ihm daher ebenso für minderwertig wie der Realismus in der bildenden Kunst. Im Ästhetischen wie in der Moral kommt er mit wenigen Lehrsätzen aus, die sich als Normen der Betrachtung durch die Aufsätze hinziehen, und bedient sich dabei einer veralteten Psychologie: Geschmack und Gewissen sind „Vernunftkräfte“; schön ist, was sich in der betrachtenden Seele zur Harmonie vereint; für die Tragödie gilt die Definition des Aristoteles; was gut und böse ist, bestimmen die Sittengesetze; Personen, Situationen, Leiden und Handlungen in einem Kunstwerke — es ist vom „Othello“ die Rede — dürfen nur ästhetisch, nicht moralisch beurteilt werden (eine ganz falsche Lehre, an welcher der Verf. selbst nicht festhalten kann). Wo wir anderen schwierige Probleme und Fülle des Lebens sehen, erscheint dem Verf. alles nach einfachen Richtlinien zu ordnen. Oder soll es so erscheinen, weil es Aufsätze für Schüler sind, denen feste Gedankengänge vorgezeichnet werden müßten? Die Aufsätze sind allerdings von der Art, daß ihr Inhalt zum größeren Teile den Schülern vorgedacht und vorentwickelt oder ihnen besten Falles ein Schema geboten werden muß, auf Grund dessen die vielfach rein logischen Operationen vorgenommen werden können. Nehmen wir noch den verständig-lehrhaften Ton hinzu, so dürfen wir urteilen: Die Aufsätze stellen einen Typus dar, den zu überwinden alle diejenigen sich bemühen, die den „Aufsatzunterricht“ (eigentlich keine Unterrichts-, sondern eine Erziehungsaufgabe) aus den Fesseln des reinen Intellektualismus befreien und in den natürlichen Boden frischer Ursprünglichkeit und schöpferischer Selbständigkeit verpflanzen wollen, die den künstlichen Schulaufsatzstil verwerten und folgerichtig auch die sogenannten Musteraufsätze aus der Feder des Lehrers ablehnen. Das Buch mutet nach all dem, obwohl es erst vor einem Dutzend Jahren ans Licht getreten ist und die 2. Auflage erlebt hat, nicht nur sachlich in mancher Hinsicht, sondern auch pädagogisch wie ein Anachronismus an.

Linz a. d. D. Dr. Ägid Raiz.

Paul Roloff, In welchem Umfange und in welcher Weise läßt sich die Methode Gouin im fremdsprachlichen Unterricht höherer Lehranstalten anwenden? Leipzig 1913, Dyksche Buchhandlung. 46 S. Preis 75 Pf.

Diese kleine Schrift Paul Roloffs ist zugleich als ein Begleitwort zu der im gleichen Verlage erschienenen 2. Auflage seiner *Lectures pour les Débutants* gedacht und sie verfolgt den Zweck, den Lehrer in diejenige Unterrichtsmethode einzuführen, die für Mittelschulen mit nur auf drei Jahre ausgedehntem Unterrichtsbetrieb in der französischen Sprache erforderlich ist. Sie stützt sich in allen wesentlichen Punkten auf Gouin, paßt aber seine Methode selbsttätig an die veränderten Bedingungen an und bietet soviel anregende Bemerkungen zur neusprach-

lichen Unterrichtskunde, daß sie auch die weitesten Kreise der Neusprachler zu interessieren imstande ist. Ganz besonders verdienen die beiden Aufsätze über den „Wortschatz" und „Wie ist eine Satzreihe im Unterricht zu behandeln?" hervorgehoben zu werden, von denen jener die Stoffgebiete untersucht, die sich vor allem für mündliche Sprachübungen im Sinne Gouins eignen, dieser hingegen sehr beachtenswerte Winke über den grammatischen Betrieb an der Mittelschule bietet. Auch was der Verf. über den Gebrauch der Muttersprache beim fremdsprachlichen Unterrichte sagt, ist sehr beherzigenswert und vielfach völlig zutreffend. Störend wirken nur die im Texte häufig eingestreuten Barbarismen wie „Der Gang entspricht der Anordnung der Annotations in *scènerie*, Darbietung, *vocabulaire*, *application*" und undeutsche Ausdrücke, die bei etwas mehr Sorgfalt leicht hätten vermieden werden können.

Wien. Dr. R. Richter.

Wandtafeln für den fremdsprachlichen Unterricht. Künstlerischer Wandschmuck, deutsche Steinzeichnungen. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

In diese Sammlung sind fünf hübsche Bilder Fr. Beckerts aufgenommen, die sich im französischen Unterrichte, besonders als Gegenstand für Gesprächsübungen, sehr gut verwenden lassen, da sie, glücklich gewählt, das Typische im französischen Baustil sowohl als auch im Straßenleben festhalten. Die Bilder der beiden berühmtesten Kirchen Frankreichs, der Notre Dame und der Kathedrale in Reims, sind auch im Geschichtsunterrichte nützlich verwendbar als charakteristische Beispiele der gotischen Baukunst. Das erstere Bild zeigt im Vordergrund die an der Kaimauer aufgestapelten Bücher eines Bouquinisten. Das dritte Bild „Versailles" mit dem Neptunbrunnen im Vordergrund und dem Blick auf das Schloß lädt zu einem Vergleich mit Schönbrunn ein. Die Avenue de l'Opéra und die Champs Elysées geben ein gutes Bild vom Verkehr in diesen beiden Hauptstraßen. Allerdings erscheinen die Gestalten, welche die Bilder beleben, in der Nähe betrachtet, ein wenig karrikiert, doch sind diese ja für eine Fernwirkung berechnet — auch im Klassenunterrichte ist die Betrachtung eines Bildes nur aus einiger Entfernung möglich — und die künstlerische Wirkung wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Wien. Dr. M. Lemberger.

Bibliothèque française. Verlag von Gerhard Kühtmann in Dresden.

Nr. 98. **Les Français, leur Pays et leur Civilisation.** Herausgegeben von Dr. Fritz Roepke und Paul Cornu. 1914. 174 S. 1 M. 80 Pf., Wörterbuch 30 Pf.

Nr. 97. **Ségur de, Madame, Mémoires d'un Ane.** Herausgegeben von Schulrat Gebhard Schatzmann, 1914. 122 S. 1 M., Wörterbuch 20 Pf.

Nr. 96. **Corneille, Le Cid.** Herausgegeben von Dr. Albert Wagner. 94 S. 90 Pf., Wörterbuch 20 Pf.

Nr. 13. **Corneille, Le Cid.** (Einsprachige Reform-Ausgabe.) Herausgegeben von Dr. Albert Wagner. 94 S. 1 M. 10 Pf.

Nr. 98. Das Lesebuch soll nach der Absicht der Verfasser die Autorenlektüre der Oberstufe ergänzen und der Förderung der Kenntnisse der kulturellen Verhältnisse Frankreichs dienen. Der Stoff ist auf fünf Abschnitte in folgender Weise verteilt: 1. *Quelques aspects de la France* (8 geographische Lesestücke auf 19 Seiten). 2. *Scènes historiques* (6 geschichtliche Stücke von der Einnahme der Bastille

bis 1870 auf 18 Seiten). 3. *Les grands écrivains* (11 Stücke literaturgeschichtlichen Inhalts mit besonderer Berücksichtigung des 17. und 18. Jahrhunderts auf 28 Seiten). 4. *Hommes célèbres* (10 Lebensbilder und zwar außer dem von Jeanne d'Arc die von 3 Erfindern, 3 Gelehrten, 1 Redner und 2 Malern auf 22 Seiten). 5. *Tableaux et Caractères de la civilisation française* (21 kulturgeschichtliche Bilder aus Frankreichs Vergangenheit und Gegenwart, von einem Mahl bei den Galliern bis zur Feier der ersten Kommunion in einem Landbezirk unserer Tage, auf 75 Seiten).

Außer bekannten Schriftstellern des 19. Jahrhunderts wie Michelet, Thiers u. a. sind Rambaud, Hanotaux, Julian, Doumic u. a. benützt worden. Bei einigen Stücken ist die Quelle nicht genannt. Für unsere österreichischen Schulen sind Hilfsbücher dieser Art kein besonderes Bedürfnis, da ja unsere Lehrbücher bereits von der 3. Stufe an gebührend auf die Vermittlung von Kenntnissen über Land und Leute Rücksicht nehmen.

Das Wörterbuch ist nach Stichproben vollkommen zuverlässig. Merkwürdig mutet die Vorbemerkung an: „. . . Das Reflexiv gibt dem Verb oft einen passiven Sinn."

Nr. 97. Die bekannte Kindergeschichte der Frau von Ségur ist in gutem Alltagsfranzösisch abgefaßt und paßt daher gut zur Erweiterung der in den ersten Unterrichtsjahren auf diesem Gebiet erworbenen Kenntnisse in der fremden Sprache. Es fragt sich nur, auf welcher Stufe das Buch gelesen werden soll. Für die Oberstufe ist es zu kindisch, in der 3. oder 4. Klasse wird wohl nur selten ein Lehrer dazu kommen, ein Buch neben dem Lehrbuch zu lesen. Die 15 Seiten umfassenden Anmerkungen sind fast ausschließlich Übersetzungshilfen, von denen mir manche ganz überflüssig scheinen.

Nr. 96. Die ersten sechs Seiten geben ein Bild von Corneilles Leben und Schaffen. Der Text enthält fortlaufend die Ziffern von fünf zu fünf Versen. Die Anmerkungen (21 S.) sind knapp und geben außer Erklärungen veralteter Wörter und Wendungen ab und zu auch die literarischen Erläuterungen Voltaires.

Nr. 13. Die von demselben Herausgeber veranstaltete Reformausgabe enthält fast dieselben Erläuterungen wie die andere, nur ist durchwegs die französische Sprache verwendet. Das Wörterbuch umfaßt 29 Seiten.

Die Büchlein der *Bibliothèque française* sind aus gutem Papier hergestellt, haben einen deutlichen Druck und zeichnen sich durch ihr schmuckes Leinenkleid und das handliche Format vorteilhaft aus.

Linz. Prof. Dr. Ferd. Karigl.

Auswahl aus Prosper Mérimée. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. A. Leykauff. Wien-Leipzig 1915, Tempsky-Freytag. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.)

Nach der Ausgabe von „Colomba" ist dies der zweite Band dieser Sammlung mit Proben aus Mérimée. Er enthält die Novellen „*Mateo Falcone*", „*Vision de Charles XI*", „*Jamango*", zwei Stellen aus der „*Chronique du règne de Charles IX*" und einen „Madrider Brief", so daß die Perlen der Poesie des Dichters nunmehr in dieser Sammlung vereinigt sind. Die Einleitung bringt das Nötige über Leben und Werke des Dichters, unterläßt es jedoch, eine Charakteristik der dichterischen und menschlichen Individualität desselben zu geben, welche an dieser Stelle sehr willkommen gewesen wäre. Die Anmerkungen am Schlusse, im ganzen reichhaltig und sorgfältig, wie gewohnt, lassen nur ganz selten im Stiche, wo es sich um wenig gebrauchte Wörter handelt (*garrotter, les tisons*).

Wien. Wilhelm Orthner.

Selected Chapters from Carlyle's Works. Mit Einleitung und Anmerkungen für den Schulgebrauch herausgegeben von Oberlehrer Dr. Wilhelm Lehmann. Bielefeld und Leipzig 1915. English Authors Band 146 B, Preis 1 M. 20 Pf. (Velhagen und Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben.)

Der Band enthält Proben aus Carlyles Werken in drei Stoffgruppen: *History, Biography, Poetry and Philosophy.* Das erste Stück „*Age of Romance*" (aus *The Diamond Necklace*) bringt den an sich zwar einfachen Gedanken Carlyles von „der Märchenhaftigkeit und dem Wunderbaren des Alltages" in so schwieriger Darstellung, daß man sich eine lohnende Lektüre kaum erwarten kann. Eine so weitgehende Sprachbeherrschung und eine solche Übung in — man kann fast sagen — philosophischem Denken, deren es bedarf, um Carlyle hier mit Verständnis zu folgen, sind selbst bei den tüchtigsten und ältesten Schülern nur ganz ausnahmsweise zu treffen. Der Lehrer müßte sich und die Klasse mit endlosen Erklärungen, Umschreibungen, Ergänzungen quälen, um schließlich wenig Freude und Gewinn zu spenden und zu ernten. Was der Herausgeber dem Werke *The French Revolution* entnommen hat, entspricht den Anforderungen, die an eine Schulausgabe zu stellen sind, jedenfalls weit besser, obwohl auch hier zum Teil große geschichtliche und allgemeine Kenntnisse vorausgesetzt werden, wenn das Lesen flott vorschreiten und nicht zu häufig und zu weit ausholend durch Erklärungen unterbrochen werden soll. Dies gilt besonders von dem allgemeinen Teil (*Realised Ideals*), in welchem die inneren Gründe der großen Umwälzung dargelegt und der Hintergrund für das gewaltige Schauspiel der Geschichte entworfen werden, während die folgenden zwei Proben, „*The Fall of the Bastille*" und „*Charlotte Corday*", als von bestimmten einzelnen Geschehnissen ausgehend, naturgemäß leichter schulmäßig zu behandeln sein werden. Carlyle mäßigt sich hier, verliert sich nicht so sehr ins Weite. Der Lehrer muß ja bedenken, daß die staunenswerte Fülle, Tiefe und Mannigfaltigkeit der Gedanken, die wir Alten bewundern, für die Jugend leicht dem Uferlosen gleichkommen. Die Wahl der folgenden Nummern aus *Oliver Cromwell* und *Frederick the Great* (*Death of the Protector; Friedrich then, and Friedrich now; Glogau; Sophie Charlotte*) scheint mir abermals nicht sehr glücklich. Ist im ersten Falle (*O. Cr.*) nicht viel Bedeutendes zu gewinnen, so gilt für die Abschnitte aus dem zweiten Werk (*Fr. the Gr.*) dasselbe, was oben gesagt wurde. Carlyles Darstellung wendet sich an Eingeweihte mit gründlichem Wissen und reifem Verständnis; er philosophiert über den Stoff, den er bis in seine fernsten und verborgensten Quellen zurück als bekannt voraussetzt, und seine Sprache ist voll ungewohnter und unerwarteter Formen und Mittel.

Mit den Stücken des zweiten Abschnittes (*Biography*) erklären wir uns vollkommen einverstanden. In „*Schiller and Goethe*" würde ein Literaturunkundiger kaum denselben Autor vermuten, der in andern Teilen seiner Werke auch dem fachkundigen Leser so harte Nüsse aufzubrechen gibt. Daß hier sowohl wie in „*Burns*" und „*Goethe*" schon rein stofflich dem deutschen Schüler viel Nützliches, Anregendes und Erhebendes geboten wird, das teils an Bekanntes anknüpft, teils die geistigen Beziehungen großer verschiedenen Völkern angehöriger Männer beleuchtet u. s. f., bedarf keiner weiteren Begründung. Der Herausgeber kommt besonders mit dieser Auswahl der Forderung der Lehrpläne entgegen, soweit sie „besonderen Nachdruck gelegt wissen wollen auf diejenigen Schriftsteller, die Berührungspunkte mit der deutschen Literatur haben". Kein Engländer ist tiefer in das deutsche Geistesleben eingedrungen als Carlyle. Sein berühmtes „*Close thy Byron; open thy Goethe*" — kann es ein vielsagenderes Zeugnis geben?

Im dritten Teil kann ein tüchtiger Lehrer das Bruchstück aus *Sartor Resartus* mit einer guten Klasse vielleicht nutzbringend verarbeiten. Es wird erziehlich wirken, wenn die Jugend auf den Standpunkt der Lebensbejahung und auf das Arbeitsideal, die darin zum Ausdruck kommen, mit so wuchtigen und eindringlichen Worten hingewiesen wird. Immerhin sind hier wie in „*Chivalry of Labour*" (aus *Past and Present*) erhebliche sprachliche Schwierigkeiten zu überwinden. Dagegen empfiehlt sich die prächtige Darstellung von M. Luthers geschichtlicher Sendung (Nr. 2) schon durch ihre Klarheit.

Die Anmerkungen können als ein Muster eines gewissenhaft gearbeiteten Lern- und Erklärungsbeheifes bezeichnet werden, und wenn es in einem anderen Falle nicht zweckmäßig wäre, das Beiheftchen so umfangreich zu gestalten, so entspricht es diesmal dem Bedürfnis. Wäre die Aufgabe aber nicht in englischer Sprache (mit gelegentlichen Verdeutschungen zu ferne liegender Einzelfälle) durchführbar gewesen? Auf jeden Fall ist die biographische Einleitung in deutscher Sprache ein störender Auftakt. Warum wollen die meisten Herausgeber unserer neusprachlichen Schulausgaben dies immer noch nicht zugeben? Zum Druck sind zu erwähnen *prodigua* statt *prodigue* S. 22, *succeded* statt *succeeded* S. 67, *they* statt *thy* S. 89. Einen drolligen Streich hat sich der Buchbinder geleistet. Auf dem alphabetisch geordneten Bücherbrett werden wir diesen Carlyle nicht finden: der Leinwandrücken zeigt „*Works, Selected Chapters*" statt „*Carlyle, Selected Chapters*".

Wien. Dr. Hermann Pesta.

Lehrbuch der englischen Sprache für zweiklassige Handelsschulen und Gewerbeschulen von Prof. Josef Hausmann, wirkl. Lehrer an der öffentl. Kommunal-Handelslehranstalt in Teplitz und beeid. Gerichtsdolmetsch für die französische und englische Sprache. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. Wien 1914, Alfred Hölder. IX und 264 S. 3 K 20 h.

Das Buch zerfällt in drei Hauptteile, nämlich 1. den üblichen methodischen Lehrgang (S. 1—147), 2. ein kurzes Lesebuch (S. 148 bis 178), 3. eine aus Beispielen und Aufgaben bestehende Handelskorrespondenz (S. 179—222). Was den methodischen Lehrgang betrifft, so schließt sich darin der Verf. den bereits an Mittel- und Handelsschulen eingeführten älteren Lehrbüchern an, darunter auch dem vom Referenten und Percival Butler verfaßten „Lehrbuch der englischen Sprache", indem er ihnen nicht nur den methodischen Gang, sondern auch zum großen Teile die Lesetexte der Lektionen entnimmt. In dem Abschnitt „Grammatik" wird das unumgänglich Notwendige an Formenlehre und Syntax zusammengestellt. Vom wissenschaftlichen Standpunkte unzulässig ist folgende Belehrung (S. 128): „Das Gerundium dient besonders zur Verkürzung von Nebensätzen mit ‚daß'." Richtiger sollte es heißen: „Das englische Gerundium wird im Deutschen sehr oft durch Nebensätze wiedergegeben." Nicht ganz einwandfrei ist auch, was der Verf. über die Art und Weise, wie ein Nebensatz durch ein Gerundium „gekürzt" wird, sagt: „Mit dem Subjekt (sc. des Nebensatzes) können dreierlei Verwandlungen vor sich gehen: bei gleichem Subjekt wird das Subjekt im Nebensatze gar nicht übersetzt, bei ungleichem wird das pronominale Subjekt des Nebensatzes in das entsprechende Possessivum verwandelt, das substantivische dagegen steht, wenn es eine Person bezeichnet, im sächsischen Genitiv oder im Nominativ und, wenn es eine Sache bezeichnet, nur im Nominativ." Also in den Sätzen *He insisted upon my father entering* und *I object to the house being sold* stehen nach Ansicht des Verf.s die Substantiva *my father* und *the house* im Nominativ! Außer dieser Entgleisung

kann man sich mit dem in der Grammatik Vorgebrachten einverstanden erklären. Das Lesebuch besteht aus einer Anzahl Erzählungen, Schilderungen, historischen Skizzen und einigen Gedichten. Das Lesestück „*Uniforms and Volunteers in England*" ist veraltet, da ja die „*Volunteers*" schon vor einem Dezennium in „*Territorial Troops*" umgestaltet wurden. Die „*Commercial Correspondence*" genügt mit ihren Mustern den Anforderungen, die an Schüler einer zweiklassigen Handelsschule oder Gewerbeschule gestellt werden können.

Das Buch, das am Schlusse ein englisch-deutsches Wörterbuch mit genauer Aussprachebezeichnung jedes Wortes enthält und auch sorgfältig gedruckt ist, eignet sich bestens für die auf dem Titelblatte angeführten Lehranstalten.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Gerhard Hennes, Das Volk steht auf. Aus der Kriegsgeschichte 1813—1815. Mit fünf Bildern. Köln 1913 (?), Verlag J. P. Bachem. Bd. 59 von Bachems Volks- und Jugenderzählungen, geh. 1 M., geb. 1 M. 20 Pf.

Ein nettes kleines Büchlein, das im wesentlichen richtig über die großen Ereignisse der Befreiungskriege orientiert, anschaulich und warm geschrieben ist und daher der deutschen Jugend empfohlen werden kann, auch der österreichischen, da unser Anteil an den Kämpfen im ganzen gerecht und wohlwollend behandelt ist. Auch Schwarzenberg und Radetzky finden sympathische Beurteilung. Für eine etwaige neue Auflage seien folgende Bemerkungen zur Erwägung empfohlen. Yorks Bild sollte zu Anfang gegeben werden, bei der Konvention von Tauroggen, da er hier zum erstenmal und entscheidend auftritt. Die Beigabe von Bildnissen Schwarzenbergs und Metternichs wäre nur billig. — S. 7. Besiegt wurde Napoleon an der Beresina eigentlich nicht. Diebitsch war kein geborener Russe. — S. 44. „Napoleon . . . wußte durch Metternichs Vermittlung eine Verlängerung des Waffenstillstandes . . durchzusetzen." Nach den neuesten österreichischen Forschungen ist es klar, daß Metternich die Verlängerung selbst wollte, um der österreichischen Armee Zeit zur Vollendung ihrer Rüstungen zu geben. — S. 58. Die Schlacht von Kulm dauerte nicht vom 26. bis zum 29. August, sondern vom 28. bis 30. — S. 61 wird für diese Schlacht das Eingreifen der Österreicher unter Colloredo und Bianchi erwähnt, S. 62 aber der Sieg doch nur den Russen und Preußen zugeschrieben, während tatsächlich die Österreicher die Schlacht retteten und Kleists Erscheinen nur den vollständigen Untergang der französischen Armee zur Folge hatte. Daß er selbst sich übrigens gar nicht für den Helden des Tages hielt, sondern sich geschlagen glaubte, zeigt die Tatsache, daß er selbst die Einsetzung eines Kriegsgerichtes gegen sich beantragte. — S. 75. Die Stelle über die Aufgabe der Österreicher in der Schlacht bei Wachau, respektive bei Lindenau ist nicht ganz richtig. — S. 78. Die Legende von dem großen Reiterangriff Murats mit 12.000 Mann ist zerstört. Weder scheint er selbst geführt zu haben noch betrug die Zahl der Reiter mehr als etwa 2500. Der Ausspruch Napoleons — eigentlich eines aus seiner Umgebung — lautet etwas anders und auch die Übersetzung ist nicht richtig. — S. 79. Die Rolle der österreichischen Truppen bei Wachau ist nicht ganz entsprechend gewürdigt; wohl aber Schwarzenbergs Persönlichkeit. — S. 81. Irrtümlich: St. Cyr drängte . . . die B e s a t z u n g zurück. Vielmehr die Belagerer. — S. 91. Es ist unrichtig, daß nach Leipzig keine Verfolgung eingeleitet wurde. Die Österreicher haben sie sofort begonnen, weshalb auch von ihnen nur ganz geringe Truppenteile an der Einnahme der Stadt am 19. teilnahmen. Allerdings fehlten, unklar

weshalb, die 100 Eskadronen russischer Reiterei, die Alexander hiefür versprochen hatte. — S. 96. Die verbündeten Truppen standen schon vor dem 1. Jänner 1814 auf französischem Boden. Es ist ein alter Irrtum populärer Bücher, daß Blüchers Rheinübergang in der Neujahrsnacht der Anfang der Invasion Frankreichs gewesen sei. Schwarzenberg war bei Basel schon mehrere Tage vorher übergegangen. — S. 115f. Dem Wiener Kongreß wird etwas Unrecht getan. Ähnliche Vorwürfe lassen sich gegen jeden Kongreß erheben; die Wut Blüchers ist begreiflich, aber mit seiner Manier wäre ein Kongreß überhaupt nicht möglich gewesen. — S. 118. Die gewöhnliche Vorstellung, daß Napoleons Rückkunft nach Frankreich den Kongreß erst zur Erledigung seiner Aufgaben brachte, ist nicht ganz richtig. — S. 123 ist der Satz unklar: „Von Charleroi an wurde die Flucht schwieriger, weil die Vorausgehenden den Weg versperrten, um die Feinde aufzuhalten". — S. 125/6. Es sollte doch immer gesagt werden, daß nicht nur Österreich von der Wiederaufrichtung des Kaisertums nichts wissen wollte, sondern ebensowenig Preußen. Man darf nicht immer v. Stein, Arndt und die anderen Freiheitsdichter dem offiziellen Österreich gegenüberstellen. Das offizielle Preußen dachte hierin genau so wie letzteres.

Wien. Dr. M. v. Landwehr.

Die deutschen Einigungskriege 1864—1871. Quellenstücke, herausgegeben von Dr. phil. Richard Wagner. Frankfurt a. M. Verlag von Moritz Diesterweg. Preis 45 Pf.

Das vorliegende Büchlein bildet einen Teil der Sammlung geschichtlicher Quellen und Darstellungen, die von einigen deutschen Schulmännern im angegebenen Verlage herausgegeben werden. Natürlich enthält das Bändchen vorwiegend solche Stücke, die für reichsdeutsche, noch genauer preußische, Schulen in Betracht kommen. Dennoch zweifle ich nicht, daß die hübschen gelben Hefte auch für österreichische Mittelschulen in der Hand des Lehrers und unter seiner Leitung sehr gute Dienste tun können. Der Belebung des Unterrichtes kommt gar nichts so sehr zu statten wie derartige Quellenbücher.

Wien. B. Imendörffer.

Dr. M. Weden, Das Arbeitsgebiet der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatspflege. Sammlung gemeinnütziger Vorträge des Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, Sept. 1914, Nr. 2. 8°. 19 S.

„Das Bedürfnis nach Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Zustände auf dem Lande zur Verhütung der Entvölkerung des flachen Landes wird immer dringender" (S. 3). „Großes . . . hat bereits das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen geleistet" (S. 4).

Um die ländliche Wohlfahrtspflege durchzuführen, „heißt es, ... vieles . . . . schaffen, das geeignet ist, dem ländlichen Arbeiter die Existenz zu sichern, seine Lebensführung zu verbessern, sein Selbstbewußtsein zu erhalten und zu heben und ihm den Aufenthalt auf dem Lande als wünschenswert erscheinen zu lassen und ihn zu überzeugen, daß hierin auch ein erstrebenswertes Ziel für seine Kinder liegt". (S. 5).

„Ein besonderes Kapitel verdient die Organisierung der Krankenpflege auf dem Lande" (S. 5). „Eine der wichtigsten Wohlfahrtsarbeiten auf diesem Gebiete ist . . . . die Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge" (S. 7). „Vieles kann auch auf dem Gebiete der Vorbeugung der Krankheiten, insbesondere der Bekämpfung von Seuchen, geleistet werden" (S. 8). „Ein wichtiges Arbeitsfeld zur Bekämpfung von Krankheiten und zur Verbesserung der gesundheitlichen Verhält-

nisse auf dem Lande bildet der Kampf gegen den Alkoholismus" (S. 8). „Die Bekämpfung des Alkoholismus . . . kann aber nicht durch Polizeimaßnahmen und Moralpredigten gefördert werden, sondern nur durch Erziehung, Belehrung und durch Schaffung von Einrichtungen, welche den Bedürfnissen der Bevölkerung entsprechen und für die falschen Genüsse einen nicht nur sittlich wertvollen, sondern auch dem Bestreben der Bevölkerung nach Geselligkeit und Unterhaltung entgegenkommenden Ersatz bieten" (S. 10). „Mit den hier behandelten Fragen steht in innigem Zusammenhange die Notwendigkeit für die hauswirtschaftliche Unterweisung der Mädchen und Frauen" (S. 10). „Gerade am Lande ist es notwendig," fährt Verf. fort, „sich um die Jugend zu kümmern, weil nur so der Leutenot entgegengearbeitet, weil nur so die Landflucht erfolgreich bekämpft werden kann" (S. 10). „Schließlich muß auch für die erwachsene Jugend gesorgt werden, daß ihr Sinnen und Trachten sich nicht vom Lande abwende, daß sie auf dem Lande selbst Anregung finde und daß sie jene Ausbildung und Fortbildung erfahre, deren sie bedarf, um im Kampfe ums Dasein zu bestehen und auch dem vorwärtsstrebenden Geist der Zukunft zu genügen" (S. 12).

„Große Bedeutung für die Verbesserung der Verhältnisse auf dem Lande hat die Wohnungsfürsorge . . . Es muß nicht nur dafür gesorgt werden, daß die neu entstehenden Bauten den gesundheitlichen und sittlichen Anforderungen, den Bedingungen behaglicher Anlage entsprechen, sondern daß auch die alten, unzureichenden Wohnungen diesen Grundsätzen angemessen hergerichtet werden" (S. 13).

„Vor allem bleibt es aber Aufgabe der ländlichen Wohlfahrtspflege, den Zusammenschluß der ländlichen Bevölkerung zu fördern . . . . die Gemeinden selbst müssen ihr Augenmerk auch dem äußeren Bilde des Dorfes zuwenden" (S. 14). „Auch das ländliche Handwerk soll auf dem Lande Förderung und Unterstützung finden" (S. 15). „Eine der wichtigsten Voraussetzungen zur Erhaltung des Bauernstandes, die von ausschlaggebender Bedeutung für die nationale Gestaltung unserer heimatlichen Scholle ist, müssen wir in der inneren Kolonisation erblicken. Die Schaffung neuer Bauernstellen mittleren, kleinen und kleinsten Ausmaßes und ihre Übergabe an Ansiedler, deren Bodenständigkeit gewährleistet ist, oder die Überlassung solcher Stellen an landwirtschaftliche Arbeiter ist nicht nur ein sicheres Mittel gegen die Entvölkerung des Landes, sondern auch in nationaler und sozialer Hinsicht von wesentlichem Einflusse." (S. 16). „Die ländliche Wohlfahrtspflege steht und fällt mit diesem Grundsatz: Selbsthilfe und eigene Arbeit" (S. 19).

Die hier niedergeschriebenen Zitate kennzeichnen besser als allgemein gehaltene Meinungsäußerungen eines Referenten Inhalt und Zweck des besprochenen Vortrages, der eine Fülle von Aufgaben enthält. Die Lösung derselben würde gewiß jedermann zugute kommen! Ob nicht manches „frommer Wunsch" bleiben wird?!

Wien. Joh. A. Kail.

Ludwig v. Pastor, Conrad v. Hötzendorf. Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen. Mit Conrads Bildnis und Schriftprobe. Wien 1916, B. Herders Verlag. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung. XII und 103 S. Kl. 8°.

Nach „wertvollen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen Conrads" und seiner nächsten militärischen Umgebung sowie auf Grund einschlägiger Materialien im Archiv des k. und k. Kriegsministeriums gibt der Verf. in zwei Hauptabschnitten eine Übersicht von Conrads Leben und Entwicklungsgang bis zum Jahre 1906, dann die seines Wir-

kens als Chef des Generalstabes im Frieden und im Weltkrieg. Der erste Abschnitt enthält die Darstellung des Lebenslaufes Conrads von seiner Jugend an, berührt die Herkunft der Familie, die Teilnahme seines Vaters an den Befreiungskriegen, berichtet über Conrads militärische Anfänge und Fortschritte, seine Tätigkeit als Lehrer und militärischer Schriftsteller, während der zweite Teil seiner der Öffentlichkeit weniger entrückten Wirksamkeit als Chef des Generalstabes, als Reorganisator der Kriegsschule und seiner hervorragenden Tätigkeit im Felde, endlich seinen Erfolgen gewidmet ist. Bei der hervorvorragenden Führerrolle Conrads im Weltkrieg wird man die Ausführungen des Verf.s, die sich namentlich auch über die persönlichen Eigenschaften Conrads, seine Bescheidenheit usw., seine Arbeitsleistung, seine Sprachkenntnisse und Liebe zur Kunst verbreiten, mit dem größten Interesse verfolgen. Dankenswert sind die beigegebenen Anmerkungen und literarischen Hinweise.

Graz. J. Loserth.

Ludwig v. Pastor, Viktor Dankl. Wien und Freiburg, Herder. 77 S. 1 M. 40 Pf.

Der berühmte Historiker, dessen tiefgründige Forschungen dem 15. und 16. Jahrhundert gewidmet sind, hat sich mit dem kleinen Buche über Conrad v. Hötzendorf plötzlich der Schilderung modernster Zeit zugewendet. Ganz wohl kann ihm dabei nicht sein, da sowohl die Unbefangenheit des Urteils als auch die Möglichkeit der Benützung der eigentlich wichtigen Quellen fehlt. Aber er hat es offenbar als eine patriotische Pflicht betrachtet, den Österreichern ihre bedeutenden Heerführer zu schildern und damit ein Feld auch bei uns zu bebauen, das sonst ziemlich brach liegt, gar im Vergleich zu der überreichen Literatur Deutschlands in diesem Fache. Soviel ich weiß, ist über Conrad nur noch ein Buch erschienen („Unser Conrad") und im „Donauland" veröffentlicht Veltzé eine Reihe von kurzen Feldherrnbiographien. — Jenem ersten Buch ließ Pastor nun das hier angezeigte folgen, das ähnlich in Anlage, Ausstattung und Zweck ist. Die Gattin des Feldherrn hat dessen Briefe aus dem Felde dem Verf. zur Verfügung gestellt und aus diesen vor allem setzt sich nun das Bild zusammen, das P. bietet. Es ist, wie angedeutet, kein geschichtliches Werk im eigentlichen Sinne des Wortes und kann es nicht sein, sondern eine anspruchslose Aneinanderreihung von Schilderungen zuerst aus dem Leben Dankls vor dem Kriege (S. 1—8), dann aus dem russischen Feldzug (bis S. 61) und endlich aus seiner Wirksamkeit in Tirol (S. 61—77), das er „nächst Hötzendorf" am besten kannte. Das letzte Ereignis, das P. eben noch streifen kann, ist die Maioffensive des Jahres 1916 in Tirol.

Das Buch sollte in den Schülerbibliotheken ebenso wie das über Conrad nirgends fehlen.

Teschen. Dr. M. v. Landwehr.

Das Buch Michael mit Kriegsaufsätzen, Tagebuchblättern, Gedichten. Zeichnungen aus Deutschlands Schulen. Herausgegeben aus den Archiven und mit Unterstützung des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht von Prof. Hermann Reich, Dozent an der Universität Berlin. Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung. X und 328 S.

Der Titel des Buches soll andeuten, daß aus dem vielverspotteten deutschen Michel nunmehr eine Verkörperung des streitbaren Erzengels Michael geworden ist. Es ist ein Buch voll tiefster Vaterlandsliebe und nationaler Begeisterung in dichterisch gehobener, manchmal etwas

mystisch angehauchter Sprache. Romantisch ist die ganze Gefühlswelt, Heldenverehrung eine der Hauptsäulen seiner Weltanschauung.

Mit einem solchen Buche darf man nicht rechten über Einzelheiten, man muß es in gutem Willen als Ganzes auf sich wirken lassen. Und da erhält man den Eindruck, den viele deutsche Schriften aus dem Weltkrieg hervorrufen: Es offenbart sich eine unüberwindliche Stärke des nationalen Selbstvertrauens, eine Überzeugung von einer großen, ja entscheidenden Mission des Deutschtums für die Weltkultur und zugleich davon, daß es in seiner preußisch-deutschen Entwicklung gerade die richtige Vorbedingung hiefür in sich birgt; dieser preußisch-deutsche Staat erscheint dem Verf. in so hohem Grade als vorbildlich, daß er in ihm die Verwirklichung des Platonischen Idealstaates erblickt.

In diese — nach meinem Gefühle etwas übertriebenen, aber mit hinreißender Beredsamkeit vorgebrachten — Erörterungen sind Zeugnisse aus der Feder der Jugend eingebettet, die der Verf. aus dem Archiv des im Kriege neugegründeten Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht geholt hat. Auch einige Zeichnungen von Kindern sind da, die freilich auch ohne Schaden hätten wegbleiben können, da sie nichts irgendwie Besonderes aufweisen. — Unter den Aufsätzen und Gedichten sind einige Perlen, so das bei S. 264 „Für uns“, das ja sehr bekannt ist; ob aber nicht auch bei den in diesem Buche abgedruckten Arbeiten wie bei so vielen „Kinderaufsätzen“ bessernde Hände mitgearbeitet haben, scheint mir nicht ganz klar; bei mehreren halte ich es für ausgemacht. Sehr merkwürdig ist z. B., daß in dem Tagebuch der H. v. F. S. 167/8 unter dem 5. September 1914 Hindenburg schon Generalfeldmarschall genannt wird, während er diesen Titel erst Ende November erhielt! — Aber wollte man die Betrachtung so weiterführen, so käme man auf ein Gebiet, das mit dem Zwecke des Buches nichts zu tun hat; es will vor allem stärken, trösten, erbauen und diesen Zweck kann es wohl erfüllen; in diesem Sinne sei es auch der reiferen Jugend empfohlen.

Teschen. Dr. M. v. Landwehr.

G. Freytag, Karte der Dardanellen. Maßstab 1 : 250.000. Preis 80 h.
Ders., Karte von Persien und Afghanistan nebst den englischen und russischen Grenzländern. Maßstab 1 : 5 Millionen. Preis 60 h. Wien, o. J., Kartogr. Anstalt von G. Freytag & Berndt.

Der Maßstab der Dardanellenkarte ist derart, daß die Tagesereignisse auf ihr in großen Zügen verfolgt werden können. Die Karte von Persien und Afghanistan besitzt den Charakter einer Übersichtskarte. Sie bietet inhaltlich dasselbe wie etwa die Karte von Iran und Turan in Stielers Handatlas. Das Terrain ist durch Schummerung zur Darstellung gebracht. In Bezug auf die technische Ausführung läßt die Karte von Persien etwas zu wünschen übrig. Der Preis beider Karten entspricht dem Gebotenen.

Innsbruck. J. Müllner.

Prof. Dr. Michael Haberlandt, Allgemeine Völkerkunde. Band 73 der „Sammlung Göschen“, 3. Auflage. 138 S. mit 39 Abbildungen. Berlin-Leipzig 1917. 1 M.

In der Besprechung der 1906 erschienenen 2. Auflage dieses knappen Abrisses der Völkerkunde an dieser Stelle (58. Jahrgang, 1907, S. 617) äußerte Imendörffer den Wunsch, es möge bald eine neue Auflage notwendig werden. Der Stoff dieser Wissenschaft wuchs im letzten Jahrzehnt derart an, daß selbst den bescheidensten Ansprüchen das in

einem Göschenbändchen erreichbare Maß nicht mehr genügt hätte. Daher nahm der Direktor unseres Museums für österreichische Volkskunde, eine anerkannt berufene Persönlichkeit, eine Zweiteilung vor. In dem dem Referenten vorliegenden ersten Teile ist etwa ein Drittel der notwendigen Einführung (Begriff und Aufgabe der Völkerkunde, ihre Voraussetzungen und ihre geschichtliche Entwicklung) sowie den Entwicklungskräften des Völkerlebens, vor allem den äußeren, also der geographischen und geschichtlichen Umwelt, gewidmet. Der Hauptteil behandelt die Kultur der Völker, also zunächst die drei notwendigsten Dinge des Daseins: Ernährung, Obdach und Bekleidung; die Überschrift dieses Abschnittes lautet „Schmuck und Kleidung“, da bei günstigem Klima „der Mensch früher auf den Aufputz seines Leibes als auf die Bedeckung seiner Blöße bedacht war“, wie ja überhaupt das „Schamgefühl“ seinerzeit viel zu viel als ein das Kleidungsbedürfnis wesentlich erregendes Moment eingeschätzt wurde. Schutz gegen Sonnenhitze, Kälte, besonders aber gegen den Regen soll die Bekleidung gewähren, in ihren Schneehütten gehen aber die Eskimos splitternackt umher. Ein Großteil der freilich etwas einfachen Abbildungen gilt den Waffen der Naturvölker, andere betreffen bereits entwickeltere Gewerbe oder gar die Kunst, die uns hinüberleitet zu den bei allen Völkern vertretenen religiösen Bedürfnissen. Doch selbst die Anfänge der Wissenschaft sind hier zu finden; es wird die Bilderschrift notwendig, aus deren Umwandlung in Lautzeichen das Alphabet hervorging.

Ein knappes Sachregister und eine Zusammenstellung der wichtigsten, auch englischer Werke erhöhen den Wert des handlichen Büchleins, das ruhig auch dem reifen Obergymnasiasten empfohlen werden kann.

Graz. Dr. Max Hoffer.

Josef Gajdeczka, Auflösungen von arithmetischen und geometrischen Textaufgaben für die Mittel- und Oberstufe der Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen und für Handelsakademien. Preis 3 K. Wien 1912, Fr. Deuticke.

Den Nachdruck legt der Verf. der vorliegenden „Auflösungen“ auf das Wort „Text“. Textaufgaben sind ihm ganz besonders Denkübungen, dann aber auch geeignet, belebend auf das Interesse zu wirken. Dies sind wohl auch die Grundgedanken der Forderung in den Bemerkungen zu den neuen Lehrplänen: „Anpassung des mathematischen Lehrstoffes an die einschlägigen Unterrichtsfächer und an die Anwendungsgebiete des wirklichen Lebens“. G. weiß aber als erfahrener Lehrer auch, daß sich die Schüler bei der Lösung der sog. Textaufgaben in der ersten Zeit ganz besonders unbeholfen zeigen und daher einer eigenen methodischen Anleitung zur Auffindung des „Ansatzes“ bedürfen. Die „Auflösungen“ wollen nun dem an die Lösung von Textaufgaben herantretenden Neuling ein Führer sein. Dazu hat der Verf. im allgemeinen keine neuen Aufgaben verwendet, sondern er hat die Beispiele aus den für die Mittelschulen approbierten Übungsbüchern der Algebra und Geometrie und auch aus seinen in dieser Zeitschrift 1913, Heft I, S. 58, besprochenen „Prüfungsfragen aus der Mathematik“ genommen und nun Beispiele aus der Differenzial- und Integralrechnung und einige über zusammengesetzte Reihen und (für Schüler der Handelsakademie) aus der Versicherungsmathematik hinzugefügt. Dadurch wird sein Verdienst allerdings einigermaßen herabgemindert, zumal die zahlreichen, aus den „Prüfungsfragen“ herübergenommenen Aufgaben dort schon ihre ausführliche Lösung gefunden haben. Im übrigen erstrecken sich die Beispiele in ausreichender Zahl und Vielseitigkeit mit steigender Schwierigkeit über alle Kapitel der Arithmetik

von den Gleichungen bis zur Integralrechnung und in der Geometrie von der Planimetrie bis zur analytischen Geometrie; sie sind systematisch nach den einzelnen Materien (nicht wie bei den Prüfungsfragen in Gruppen) geordnet. Der Titel des Buches ist allerdings nur teilweise, ja nicht einmal für den größeren Teil der Aufgaben und nur insofern zutreffend, als in demselben bloß im großen und ganzen von Konstruktionsaufgaben, rein formalistischen Beispielen, Umformungen und Beweisführungen abgesehen wurde. Während nämlich bei den verschiedenen Arten der Gleichungen (1. und 2. Grades, mit einer und mehreren Unbekannten) tatsächlich nur sog. Textgleichungen vorgeführt werden (nur die Abkürzung eines Quotienten zweier quadratischer Funktionen ist keine Textaufgabe!), Zinseszins- und Versicherungsaufgaben überhaupt nur „Text"aufgaben sein können, erscheinen bei den Reihen schon wieder formalistische Beispiele in größerer Zahl, bei denen der Ansatz entweder überhaupt schon gegeben ist (z. B. $U_3 + U_5 = 24$, $U_3 U_5 = 135$; $U_8 - U_5 = 12$, $U_8^3 - U_5^3 = 21168$) oder nicht der Ansatz, sondern nur die arithmetische Auflösung der Gleichungen dem Schüler Schwierigkeiten machen kann. Noch weniger „Text" und mehr formales Rechnen findet sich bei den Aufgaben aus der Kombinationslehre, der Differenzial- und namentlich Integralrechnung. Aus der Planimetrie sind zumeist solche Aufgaben gewählt, wie sie sich sonst in den Aufgabensammlungen unter den Textgleichungen eingestreut finden. Auch bei den stereometrischen Aufgaben handelt es sich zumeist nicht um die Schwierigkeit des Ansatzes, sondern der Lösung der angesetzten Gleichungen. Noch mehr tritt dies in der Trigonometrie hervor, in der unter anderem auch die goniometrischen Gleichungen eine Rolle spielen, die Umgestaltung algebraischer Ausdrücke aus Winkelfunktionen und sogar der Beweis von Formeln verlangt wird, während praktische Anwendungen leider ganz fehlen. Für die Aufgaben aus der analytischen Geometrie, die ganz im althergebrachten Geleise verbleiben, ist der Titel „Textaufgaben" ganz bedeutungslos.

Mit der vorstehenden Charakterisierung der „Textaufgaben" soll nicht gegen dieselben ein Vorwurf erhoben, sondern nur verhütet werden, daß Lehrer und Schüler in den „Auflösungen" etwas anderes finden, als sie suchen. Die Form der Lösungen ist die aus den „Prüfungsfragen", die sich ja in den Händen der meisten Lehrer und vieler Schüler befinden, bekannte. Das neue Buch kann sonach als eine Fortsetzung und Erweiterung der „Prüfungsfragen" bezeichnet werden und ist vielleicht berufen, nach dem Muster von Močnik und Suppantschitsch die Auflösung **aller** Aufgaben aus den Übungsbüchern des Verf.s anzubahnen. Darum wäre es jetzt schon zweckmäßig gewesen, in den „Auflösungen" jedem Beispiele einen Verweis auf das Buch, dem es entnommen wurde, beizufügen.

Bozen. Dr. A. Lechthaler.

Prof. Dr. W. Halbfaß, Das Süßwasser der Erde. Mit einem Porträt, 14 Tafeln und 13 Abbildungen im Text. 24. Band der Bücher der Naturwissenschaft (Günther). Leipzig, Reclam. Kl. 8°. 189 S.

Der umfangreichste Teil der Darstellung ist den Flüssen und Seen gewidmet; erst in letzter Linie kommen Sümpfe, Moore, Quellen und Grundwasser in Betracht. Der I., allgemeine Teil des Büchleins bringt nach einer ausführlichen Einleitung eine Betrachtung über den Zusammenhang der einzelnen Formen des Süßwassers unter sich. Der II. Teil behandelt die Flüsse: ihre Entstehung, ihre Größe und ihre Flußgebiete, die physikalische und chemische Beschaffenheit des Flußwassers, die Flüsse als Verteiler der Niederschläge, Flüsse und Landabtragung, Veränderungen der Flüsse in historischer und vorhistorischer

Zeit . . . sind die einzelnen Abschnitte dieses Teiles. Der III. Teil ist den Seen gewidmet: ihre Verbreitung, ihr Entstehen und Vergehen, die Beschaffenheit ihres Untergrundes, ihr Wasserhaushalt, die Schwankungen ihres Wasserspiegels, die Wasserbewegung in ihnen, ihre Erwärmung und Abkühlung, endlich die Durchsichtigkeit und chemische Beschaffenheit ihres Wassers sind Gegenstände der näheren Darbietungen. Der IV. Teil beschäftigt sich mit den Quellen und Mooren, der V. Teil mit den Quellen, der VI. und letzte mit dem Grundwasser. Dem sachlich gut und sprachlich schön geschriebenen Werkchen fehlt auch ein genaues Namen- und Sachregister nicht.

Wien. Joh. A. Kail.

Der Geltungswert der Metaphysik. Von Arthur Liebert. Philosophische Vorträge, veröffentlicht von der Kantgesellschaft, Nr. 10. Berlin 1915, Reuther und Reichard. 65 S. 1 M.

Die Untersuchung will zur negativen Feststellung der Kantschen Vernunftkritik, daß die Metaphysik keine Wissenschaft sei, gleichsam die positive Kehrseite dieses kritizistischen Standpunktes aufhellen, indem sie es unternimmt, für die Metaphysik „diejenige Kategorie, d. h. dasjenige Gesetz nachzuweisen, auf dem sich ihr Anspruch auf Objektivität begründet und aus dem heraus diese Objektivität sich rechtfertigt“ (S. 9). Das Ziel des Verf.s ist also nicht die Rechtfertigung der Metaphysik als Wissenschaft, auch nicht das Gegenteil einer solchen, nämlich der Nachweis der Grundlosigkeit jedes Objektivitätsanspruches der Metaphysik, sein Ziel ist aber auch nicht, den subjektiven Bedingungen der schöpferischen Tätigkeit des Metaphysikers nachzugehen oder eine Methode der Metaphysik aufzustellen, sondern sein Ziel ist, jene Vernunftkategorie aufzusuchen, welche die Erkenntnis dieses Kulturgebietes „in logisch-objektiver und gesetzmäßiger Form gewährleistet“ (S. 15), ihm seine „Objektivität sichert“, sowie ja der Kritizismus auch die Begründung der Erkenntnis anderer Kulturgebiete, z. B. „des sittlichen Handelns, des religiösen Lebens, der künstlerischen Betätigung und der künstlerischen Betrachtung“, schon in den der Kritik der reinen Vernunft folgenden Schriften Kants vorgenommen hat. Die für die Begründung der Metaphysik gesuchte Kategorie glaubt der Verf. in dem Begriff der Problematik zu finden und will demgemäß die Kantsche Kategorientafel um die Kategorienreihe der Problematik, Paradoxie und Antinomie erweitern. Er zeigt dann diese Problematik als Wesen der Metaphysik sowohl an dem Gegenstande der Metaphysik, dem Absoluten, als auch an den Beziehungen der Metaphysik zu anderen Kulturgebieten, z. B. der Religion, der Wissenschaft, der Geschichte. Die Metaphysik könnte demnach als jenes Kulturgebiet bezeichnet werden, in dem das Problematische, zu dem das menschliche Wissen und die Erkenntnis der menschlichen Lage im Universum letzten Endes führt, sich auswirkt und Gestalt gewinnt. In diesem Sinne ist die Metaphysik von allen Kulturleistungen der Tragödie am nächsten verwandt.

Graz. Dr. Richard Meister.

Von der Schriftleitung am 4. Dezember 1918 erledigt.

Zeitschrift
für die
österreichischen Gymnasien.

Verantwortliche Schriftleiter:

E. Hauler, L. Radermacher, H. Schenkl.

Achtundsechzigster Jahrgang 1917/18.
Zwölftes Heft.

Erscheint zwölfmal jährlich.

WIEN, 1918.
ALFRED HÖLDER,
Universitäts-Buchhändler,
Buchhändler der Akademie der Wissenschaften.

Beiträge zur Zeitschrift bittet man an Prof. Dr. **E. Hauler** (IX., Währinger Gürtel 88), an Prof. Dr. **L. Radermacher** (XVIII., Hermann Pachergasse 7) oder an Prof. Dr. **H. Schenkl** (I. Universität, philologisches Seminar) zu senden.

Die Schriftleitung.

Bezugspreis für ein Jahr K 24·—.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Bemerkungen zu Konrad Millers Itineraria Romana.

II.[1])

Wenden wir uns von dieser allgemeinen Einleitung zum Kommentar der via Appia (Sp. 334—343)! Zunächst nimmt mehr als den Raum einer Spalte eine Beschreibung weniger der Straße als der an ihr gelegenen antiken Bau- und Grabreste ein, großenteils zweckloser Ballast; aber man braucht sich darüber nicht zu wundern, da der Verf. auch sonst ganz heterogene Dinge in sein Werk steckt, ohne zu fragen, wem er damit Nutzen schaffen könne. Störungen der richtigen Abfolge dieser antiken Baureste ließen den Gedanken aufsteigen, daß der Verf. entweder eigene Reiseaufzeichnungen oder irgend ein Erzeugnis der Baedeker-Literatur (hier atmen nämlich seine Notizen auch ganz den Baedeker-Stil) ohne die nötige Genauigkeit exzerpiert habe. Nach einigem Suchen ließ sich auch die Quelle ermitteln; es war Gsell-Fels, Rom und die Campagna (= Meyers Reisebücher, Band XVI), von welchem Buche ich die sechste Auflage (1906) benützen konnte.

Die via Appia „begann schon am Fuße des Mons Coelius, wo sie die porta Capena verließ“; Gsell-Fels Sp. 963 wortgleich, auch mit dem Worte „schon“, das sich hier als eine Art Rückverweis für die Villa Mattei (Sp. 381) versteht, bei Miller aber auffallen muß. Dann fahren fort:

Miller (Sp. 334):	Gsell-Fels:
„An ihr, innerhalb des jetzigen Tores, waren die Thermen des Caracalla, links das Tal der Egeria (Tal von Caffarella: Grotten [2]), die Ab-	„An ihr lagen noch innerhalb des jetzigen späteren Tors rechts die Thermen des Caracalla, links das Tal der Egeria, die Abzweigung

[1]) Der erste Teil dieser „Bemerkungen“ oben S. 740 ff.

[2]) Hat nichts mit der via Appia zu tun und ebensowenig mit dem Tal der Egeria. So wird wieder der alte Fehler aufgewärmt, der das Tal von Caffarella mit dem der Egeria zusammenwirft, so oft und

zweigung der via Latina, das Grabmal der Scipionen, am Tor der Bogen des Drusus. Außerhalb stand links der Tempel des Mars, dann zog sich der Clivus Martis hinab —[1]) eine große Rotonde: der Circus des Maxentius mit dem Eingang in die Callistuskatakombe, unten in der Niederung S. Sebastiano, eine große Villa — San Urbano — ursprünglich ein Heroengrab, auf der Höhe das Grabmal von Caecilia Metella."

der via Latina, das Grabmal der Scipionen und der jetzt unmittelbar am Tor liegende sogenannte Bogen des Drusus. Vor dem Tor, in dessen Nähe links der Tempel des Mars stand, zog sich der Clivus Martis hinab. [Dann anderes, auch das Kirchlein Domine quo vadis?] Kleine Kapellenrotunde (. . Vicolo della Caffarella, . . sogenannte Grotte der Egeria . .), [dann die Katakomben des Praetextatus, des Callistus und die jüdischen]. . . Unten in der Niederung . . rechts San Sebastiano . ., 2 Minuten weiter auf der via Appia . . links Circus des Maxentius, im reizendsten Rundbild, mit dem Grabmal der Caecilia Metella, S. Urbano, den Aquädukten der Campagna und dem Gebirge . . . Die Rotunde vor dem Zirkus . . und den Porticus herum . . hält Nibby für die Reste des Heroon und seiner Umfriedung, das Maxentius . . seinem Sohn Romulus geweiht hatte; auch die anstoßenden Villentrümmer gehörten wohl zu einer Villa des Maxentius."

So begreift man vielleicht, wie Miller zur Rotonde, zur Villa, zu „einem Heroengrab" und zu S. Urbano gekommen ist, das nicht weniger als 600 *m* von der appischen Straße abseits liegt. Wie Miller dazu gelangt ist, die Maxentius-Anlagen mit dem etwa 700 *m* entfernten, näher zu Rom gelegenen Eingang in die Callistus-Katakombe (irrig) zu verbinden, erkenne ich nicht. Dann setzen beide fort

Miller:

„Nach 2 mp beginnt die Gräberreihe auf dem Lavastrom, bis zum 11. Meilenstein bei den Frattocchie unter Caninas Leitung ausgegraben und von ihm beschrieben (2 Bde.). . . .

Beim 7. Meilenstein Abzweigung der Straße; beim 8. Altar

Gsell-Fels:

„Auf der via Appia weiter hinan kommt man zu der großen Gräberreihe, die auf dem Lavastrom des Albaner-Gebirges sö. zieht. 1850–1853 wurde die Straße bis zum 11. Meilenstein unter des Architekten Canina Leitung (dessen Werk: La prima parte della v. A. Rom 1853, 2 Bde.) wieder zum Fahrweg ausgegraben. . . .

Vor dem 7. Meilenstein . . neigt sich die Straße und biegt aus . .

so lange auch schon vor Miller (ebensowohl in der Baedeker-Literatur als in gelehrten Fachaufsätzen, vgl. z. B. Wissowa bei Roscher I 1217 oder Hülsen bei Pauly-Wissowa V 1981 und bei Jordan I 207) gewarnt worden ist.

[1]) Alle Interpunktionen dieses Absatzes sind getreu nach Miller gegeben.

des Silvanus; zwischen dem 8. und 9. eine alte zerstörte Stadt der Volsker. Bei der Station Ad Nonum steht jetzt ein modernes Haus, links ein Rundgrab Torraccio."

Beim 8. Meilenstein Säulenstümpfe ... um ein Atrium, in dem ein Altar stand mit der Inschrift *Silvano sacrum* [1]) ... Zwischen dem 8. und 9. .. rechts die Reste einer schon in den ältesten Zeiten zerstörten Stadt, wahrscheinlich Apiolae, einer Stadt der Volsker in Latium. .. Nach dem 9. Meilenstein, wo die antike Station Ad Nonum durch ein modernes Haus bezeichnet wird, steht links in der Campagna ein Rundgrab, der sogenannte Torraccio."

Also hat Miller sogar die Station Ad Nonum aus Gsell-Fels übernommen, er, der Itinerarspezialist aus einem Cicerone. Gsell-Fels konnte sich auf It. Hier. 612 *mutatio ad Nono* berufen. Bei Miller aber ist die mutatio weder im Index ausgewiesen noch S. 335 genügend kenntlich gemacht; daß Bovillae an derselben Straße nur um eine Millie weiter liegt und im It. Hier. durch *Ad Nono* vertreten wird, hätte vielleicht doch bemerkt werden sollen.

So geht es noch ein Stück weiter. Bei Bovillae kompliziert sich die Sache; schon meldet sich wieder die gewöhnliche Hauptquelle [2]) der geschichtlichen Bemerkungen des Verf.s, der alte

---

[1]) Ich habe ihn vergeblich im CIL gesucht.

[2]) Dies zu wissen, ist ein wichtiger Behelf bei der Benützung des Buches. Der Verf. hat, wie ich im Nachtrag zu meiner Besprechung Gött. Gel. Anz. 1917 S. 117 bemerkt habe, das nicht auffällig genug zur Kenntnis seiner Leser gebracht. Weiß man das, so kann man leichter über die Beglaubigung einzelner Bemerkungen sich unterrichten. So ist auf derselben Sp. 335 Lanuvium als „Stammort der Antonine" bezeichnet. Die in Anführungszeichen gesetzten Worte sind staatsrechtlich anfechtbar; der Verf. meint wohl, das merkt man natürlich sofort, den Kaiser Pius als Adoptivvater des Marcus. Nun stammt die Familie des Pius aber aus Nemausus; *paternum genus e Gallia Transalpina, Nemausense scilicet,* Vita 1, 1. Schlägt man nun Forbiger III 718 nach, so liest man, daß Lanuvium „als Stammort der Antoninischen Familie wichtig sei" (es wüßte wohl niemand zu sagen, warum das, auch wenn es wahr wäre, „wichtig" sein sollte); das hat nun Miller exzerpiert, wie so häufig, ohne die von Forbiger angeführten Quellenzeugnisse mit herüberzunehmen. Zeugnisse sind dasselbe Kapitel der Vita und Aurelius Victor de Caesaribus 15, 2. Also hat Forbiger den ersten Satz der Vita nicht angesehen, und (falls er nämlich nicht selbst wieder diesen Passus aus einem seiner Vorgänger abgeschrieben hat, was ich jetzt nicht kontrollieren kann) sich auf den achten Satz des Kap. 1 gestützt, daß Pius *in villa Lanuvina* geboren worden sei; das ist natürlich etwas ganz anderes als ein Zeugnis für Lanuvium als Heimat des Pius, und wenn Victor aus diesem Satz oder einer ähnlichen Fassung die Worte *e Lanuvino municipio* abgeleitet hat, so muß er schon allein das verantworten, und jedenfalls darf man seinen Fehler nicht wiederholen. Aber ich zweifle nicht, daß dieser Fehler noch öfter aufleben und uns erhalten bleiben wird; dafür wird schon auch in Zukunft jene Art des Arbeitens sorgen, die der Verf. in seinem Buch praktiziert.

Forbiger (III 716), wörtlich übereinstimmend: „eine uralte lat. Stadt am Fuß des Albanergebirges", aber im ganzen hält Verf. sich immer noch eher an Gsell-Fels (Sp. 975); aus diesem hat er wortgetreu den Satz genommen: „die Stadt wurde im IX. Jh. von den Arabern verbrannt", den man sonst gern dem Verf. erlassen hätte, da er ja nicht regelmäßig das Aufhören der antiken Kultur in den einzelnen Städten zu vermerken sich vorgenommen hat. Forbiger schreibt: „In ihr war das Sacrarium der gens Iulia (Tac. A. II 41. XV [2]3"; Gsell-Fels: „Tiberius errichtete hier eine Kapelle für das julische Geschlecht, das sich von Bovillae ableitete" usw.; Miller: „mit dem von Tiberius vernichteten Sacrarium der gens Julia (Tac.)". Unter den überaus zahlreichen Druckfehlern des Millerschen Buches, die ich bemerkt habe, ist dieser wohl der auffälligste, und es erscheint ganz unbegreiflich, daß er sich über die Lesung der Druckproben hinaus behaupten konnte.

Es war nötig zu zeigen, wie der Verf. das Material zu seinem Kommentar beschafft hat, und daß er es aus populären oder aus alten und zum Teil längst veralteten Büchern beschafft hat, anscheinend ohne auf die von ihnen zitierten Quellen zurückzugehen, ohne die Belege namhaft zu machen, ohne die Exzerpte zu ordnen, ohne Vollständigkeit anzustreben und ohne Nichtzugehöriges auszuscheiden [1]).

Wo er Literatur beibringt, bleibt er, um das Beispiel der via Appia nicht zu verlassen, auf der Basis des 1848 erschienenen Bandes von Forbigers Geographie, so daß er beispielsweise für Benevent und den dortigen Triumphbogen des Kaisers Traian Sp. 341 „cf. Joh. de Vita 1745" herausschreibt (bei Forbiger 645 „vgl. Joh. de Vita Thes. antiquitatum Benevent. Rom. 1754, 2 Voll. fol.", dann folgen bei Forbiger noch zwei Literaturnachweise, die Verf. nicht mehr übernommen hat), ohne auch nur anzudeuten, daß es für diesen Gegenstand wichtige neuere

---

[1]) Ein besonders auffälliges Beispiel enthält S. 346, noch immer aus der Nähe Roms. Der Verf. bemerkt dort zu Astura: „Unglücksstätte für Cicero, Octavian, Caligula, im M. A. für Konradin, welcher hier von dem Herrn von Astura, Frangipani, verraten wurde". Dies und anderes stammt aus Gsell-Fels a. O. 1062. Bemerkungen dieser Art pflegt allenfalls ein Cicerone zu bieten; was sie aber in einem Handbuch der antiken Itineraria tun sollen, müßte erst noch gezeigt werden. — Oder Sp. 337 folgt unter dem Schlagwort Caieta auf den (weiter unten noch zu würdigenden) Literaturnachweis „cf. Rosetto 1675" ein Hinweis auf CIL X p. 603 mit Zahlenzitaten in vollen vier Zeilen. Das ist eine sündhafte Verschwendung; diese vier nur Ziffern enthaltenden Zeilen sind einfach aus dem Recensus locorum recentiorum von CIL X p. 1223 abgedruckt, und wenn der Verf. je irgend einem seiner Leser das Nachschlagen der genannten Inschriften zumuten wollte, dann hätte es genügt, auf diesen Recensus zu verweisen, der den Korpusband beschließt, in welchem die aufgezählten Inschriften stehen, und den man ja ohnehin nachschlagen muß, um eben zu den zitierten Inschriften zu gelangen.

Literatur gibt. Oder Verf. schreibt zu Aricia Sp. 535 „cf. Lucidi 1798. Barmann 1843"; auch das stammt aus Forbiger 714 Anm. † „Vgl. Lucidi Mem. istor. dell'Ariccia. R. 1798, (dann folgen noch sechs Nachweise und endlich) Bormann Antiquitatt. Aricinarum particula. Hal. 1843.8", und wieder kümmert der Verf. sich um all das nicht, was die letzten Dezennien für Aricia und den Nemisee geleistet haben. Wenn Verf. Sp. 337 zu Caieta verzeichnet „cf. Rosetto 1675", was aus Forbiger 711 Anm. * stammt: „vgl. Rosetto Breve descriz. delle cose più notabili di Gaeta. Nap. 1675 und 1690", so fragt man sich, wem mit einer solchen Notiz ein Dienst erwiesen werden soll; die Millerschen Zitate reichen in ihrer unübertrefflichen Dürftigkeit nicht einmal für das Aufsuchen der betreffenden Werke auf einer Bibliothek hin. Ich habe übrigens einige der von Forbiger genannten und aus diesem — wohl nur in blinder Wahl — durch den Verf. übernommenen Druckwerke auf den Bibliotheken ausheben lassen, um mir (zunächst ohne Rücksicht auf den wissenschaftlichen Gehalt) ein Urteil über die Zweckmäßigkeit solcher Empfehlungen fast verschollener Wälzer zu verschaffen. Das Buch von Lucidi 1796 (Forbiger irrig: 1798) umfaßt über 500 Seiten in Großquart, das von Vita (eigentlich nur der erste Band aus 1754, der zweite aus dem Jahre 1764 behandelt, wie schon sein Titel besagt, nur die Altertümer „medii aevi") über 430 Seiten in Folio. Welcher Leser des Millerschen Werkes wird sich beifallen lassen, aus solchen Büchern eine allgemeine Information zu holen, und nicht vielmehr bei ihrem bloßen Anblick zurückprallen?

Daß der Verf. die von Forbiger angeführten Buchtitel und Erscheinungsjahre nicht revidiert und vielmehr durch neue (und nicht wenige) Druckfehler noch weiter verderbt hat, wird nach dem bisher Bemerkten nicht wundernehmen.

War aber der Verf. — etwa wegen der Bibliotheksverhältnisse an seinem Wohnort — nicht imstande, einen Überblick über die Spezialliteratur zu gewinnen und mochte er sich nicht dazu entschließen, diesen ganzen Literaturkram über Bord zu werfen, was übrigens seinem Buch nur zum Besten gereicht hätte und am besten mit der Streichung des ganzen Kommentars, soweit er nichts mit den antiken Straßen zu tun hatte, verbunden worden wäre, so hätte er auf die Bibliographie bei Mau oder, wenn er schon allem Anschein nach die Existenz der Pauly-Wissowaschen Realenzyklopädie vollständig zu ignorieren sich entschlossen hatte, wenigstens auf das Lübkersche Reallexikon in seiner verjüngten Gestalt verweisen können.

Die Wiederholungen derselben Gedanken und Unstimmigkeiten, welche man beobachten kann, mögen zum Teil sich daraus erklären, daß der Verf. größere Partien des Textes vielleicht nicht in einem Zug entwerfen konnte; so geht es schließ-

lich den meisten unter uns, die nur Nebenstunden der wissenschaftlichen Tätigkeit widmen können; freilich wäre dann eine gründliche Revision des Manuskripts doch noch das beste Mittel gewesen, diese Schlacken[1]) der Arbeit beiseite zu schaffen.

Auf die gleiche Vermutung, daß die Arbeit an den It. Rom. bedauerlicher Weise nicht in einem Zug gefördert werden konnte, sondern mehrere Stadien durchmachen mußte, führt auch die Beobachtung, daß diejenige Kartenskizze des Verf.s, die u. a. auch den Verlauf der appischen Straße darstellt, in der Auswahl der Einzeichnungen nicht ausreichend zu den im Text genannten Orten gestimmt ist. Daß Maßstab und Detailzeichnung (Ziel und Verfahren) der Millerschen Kartenskizzen sich nicht gleich bleiben, mag ja nicht erfreulich sein, ist aber bei einer so umfangreichen Arbeit wohl nicht ganz zu vermeiden gewesen. Aber da ich nun schon einmal die Sache, der ich an anderem Ort eine etwas ausführliche Erörterung widmen muß, hier berührt habe, will ich gleich hinzufügen,

1. daß in der Kartenskizze zur via Appia Sp. 330, Fig. 99, die nämliche Inkonsequenz wie im textlichen Teile durchblickt. Es sind z. B. bloß ein paar Millienziffern der uns (zufällig) erhaltenen Meilensteine in die Karte eingetragen, andere (ohne Platznot) hingegen nicht. Es sind ferner nächst Rom die Nummern V und VII eingetragen, vermutlich entsprechend den Meilensteinen CIL X 6816 und 6817, die diese Ziffern tragen, während die anderen Distanzen, die Miller — was weiß ich nach welchem Prinzip? — ausgewählt hat, mit arabischen Ziffern bezeichnet werden; es dauert doch immer eine Weile und verursacht also Zeitverlust, bis man solche Divergenzen, hinter denen man zunächst doch irgend eine Absicht vermutet, auf ihre wahre Ursache zurückführt, nämlich auf den Mangel fester Zeichensetzung. Die Station Ad Nonum (vgl. oben S. 867) fehlt wirklich auch hier.

2. Der Maßstab 1·2 *cm* = 1 *km* oder 1:833.333 ist im Verhältnis zur angewandten Schriftgröße zu klein gewählt; auf dem Anschlußkarton gegen SO Sp. 338, Fig. 101, ist 3·9 *cm* = 15 *km*, der Maßstab also etwa 1:400.000!

2. Antonius Galateus.

Die Ökonomie der TP bedingt es, daß die Meerpartien zugunsten der kontinentalen eingeengt werden, damit mehr Platz für die Zeichnung der Straßenläufe zur Verfügung stehe. Die Schrift tyrannisiert also das Landschaftsbild oder wenigstens, wenn von einem Landschaftsbild nicht gesprochen werden soll,

---

[1]) Z. B. Miller Sp. 442: „in Neuniz, Vindis, Jiwuiza", entstanden aus CIL III p. 698: „ad vicum Neuniz, Vindis (d. h. in windischem Mund) Jiwniza".

die Verteilung des Raumes; das ist, was ja auch durch Ptolemäus in seiner Geographie betont wird, einer der hauptsächlichsten Gründe der allmählichen Deformation der alten Kartenbilder gewesen, daß die Abzeichner durch die Dichtigkeit des schriftlichen Beiwerkes sich bestimmen ließen und schriftärmere Partien zugunsten der reicher besetzten, also rein willkürlich, beschränkten.

Daher ist auf der TP auch das Tyrrhenische und ebenso das Adriatische Meer zu je einem schmalen Schlauch zusammengeschnürt. Das Mißverhältnis zwischen Länge und Breite der Adria ist so groß, daß ihre Längsachse sich zwar über mehr als ein Siebentel der erhaltenen Zeichnung der Ökumene[1]) erstreckt, daß aber ihre Gestade von Osten und Westen her so nahe aneinander rücken, daß kaum noch Platz für die Einzeichnung oder vielmehr Andeutung der Inseln übrig bleibt. Die Insel Bua, die von Traù[2]) nur 1/4 *km* entfernt ist, und die anderen dalmatinischen Inseln, die vom Festland her in kurzen Bootfahrten erreichbar sind, hat der Zeichner mitten in die enge Wasserrinne gelegt, die ihm übrig geblieben ist. Wer seine geographischen Kenntnisse aus der TP beziehen wollte, konnte dann im Zweifel sein, ob diese Inseln Italien oder Dalmatien näher gelegen seien. So findet sich wenig südlich einer Linie, welche von Epitaurum (Ragusa vecchia) nach Brindisi gezogen werden kann (die Strecke ist fast 200 *km* lang), mitten in das Meer eine kleine Insel eingezeichnet: *Corcyra*, h. Curzola, die nur wenige Kilometer von der dalmatinischen Halbinsel Sabbioncello getrennt ist und deren kürzeste Entfernung von der Ostküste Italiens immer noch rund 120 *km* beträgt. Und näher noch der dalmatinischen Küste ist, ohne erkennbaren Zusammenhang mit einer Vignette oder sonst einem Punkte der Zeichnung, die Legende *Turris Stagna* eingetragen. Kein Wunder, also, daß der gelehrte Franziskaner Katancsich in seinem nachgelassenen Kommentar zur TP, Orbis antiquus I (1824) p. 386 diese Legende auf die Halbinsel Sabbioncello und speziell auf den Ort Stagno bezogen hat, der auf dem schmalen Band liegt, das die Halbinsel Sabbioncello mit der Hauptmasse des dalmatinischen Festlandes verbindet[3]). Diese Turris Stagna hat Miller in seinen It. Rom. zweimal behandelt, Sp. 223 und Sp. 960.

---

[1]) Oder, wenn das verlorene Stück des Archetypus der TP noch mit in Rechnung gezogen wird, ein Achtel der gesamten Oikumene.

[2]) Oder vielmehr von seiner festländischen Vorstadt.

[3]) Ebenso hat Scheyb (in dem von mir Gött. Gel. Anz. 1917, 15 ff. nachgewiesenen hs. Kommentar) fol. 342 d diese Turris an der Ostküste gesucht, nahe bei oder geradezu auf Corcyra. Ähnlich Alting (Gött. Anz. a. O. 18 ff.) p. 321, der sie „prope Epidaurum, versus orientem“ vermutet, vielleicht beeinflußt durch den Zusatz des Geogr. Rav. p. 208 *id est stamnos*; vgl. dazu Mommsen CIL III p. 290.

Sp. 960 „*port(us) Pedię* bei Gnatie

Turris Stagna, Wiederholung des Vorhergehenden?“

Sp. 220 „*port Pediae*, vielleicht zu Brindisi?“

Sp. 223 (nach dem Schlagwort *Luppia* und vor dem Schlagwort *Ydrunte*): „Turris Stagna gehört vielleicht hieher. 4 Meilen vor Hydrunto ist ein See (Limne von den Griechen genannt, oder nach Galen limnothalassa) 12 Millien im Umfang. Dieser See, wo er sich in einen Busen verengt, wurde von der via Traiana durchschnitten. Der Platz heißt jetzt Fenestrae oder Limini grandi und Limini piccoli.“

Beide Ansätze Millers sind nicht miteinander vereinbar. Gnathia und der vier Millien von Hydruntum angesetzte Ort liegen von Brindisi aus nach gerade entgegengesetzten Richtungen, jenes etwa 58 *km* NW, dieser etwa 69 *km* SO. Dabei unterläßt es Miller anzugeben, ob er diese Ansätze der Raterei anderer verdankt oder (natürlich zu verschiedenen Zeiten) selbst gewonnen habe. Vom Ansatz des Katancsich, der mindestens ebenso berücksichtigenswert wäre, wenn er nicht gar etwa das Richtige trifft, spricht er überhaupt nicht. Das ist so recht typisch für Millers Vorgehen, daß er selbst den einzigen Vorläufer einer vollständigen Interpretation der TP, den er kennen gelernt hat, nicht zitiert und anscheinend nicht benützt. Denn die unendlich vielen Zitate Millers aus Katancsich beziehen sich nicht auf dessen Kommentar, sondern auf das Faksimile der TP, das Katancsich aus Scheybs Ausgabe wiederholt hat, und dem also kein wie immer gearteter [1]) wissenschaftlicher Wert neben seiner Quelle, nämlich Scheyb, zukommt.

Aber bevor ich den Faden wieder aufnehme, soll darauf verwiesen werden, daß Miller den *port(us)* einmal *Pedie*, das andere Mal *Pediae* in TP genannt findet. Natürlich steht nur eine von beiden Formen in der TP, nämlich *Pediae* (so geschrieben: *Pedię*). Nun wird meine Bemerkung zwar sehr wenig bedeuten; aber, wer Millers Extravaganzen in der Genauigkeit eine Zeitlang verfolgt hat, muß sich Gedanken darüber machen, daß ein Lemma der TP, wenn Miller es zweimal anführt, so oft beide Male verschieden ausgeschrieben wird. — Jakob Weiß bemerkt übrigens R. E. VII 1478, das sei „wohl als *portus Poediculorum* zu lesen“, also wäre *port. Pedic.* in der Vorlage der TP vorauszusetzen. Ich habe nicht nachgesehen, ob schon auch in älteren Druckwerken die gleiche Deutung vorliegt. Sie bietet sich aber, da Pedicoli das Land bewohnen, so ungezwungen, daß ein Kommentator der TP nicht stillschweigend an dieser Vermutung vorbeigehen darf, gleichviel ob er sie annimmt oder

[1]) Vgl. meine Anzeige in den Gött. Anz. a. O. 72 ff.

nicht. Übrigens hat schon auch der von Miller sehr über die Achsel angesehene Scheyb in seinem hs. Kommentar die nämliche Ansicht aufgestellt (Fol. 259 d): „quid mirum proinde, quod portus adiacens regioni dictus sit *Portus Pediae* loco *Portus Poediculorum* vel *Pediae incolarum*" [1]).

Wie die oben aus Miller ausgeschriebenen Worte zeigen, beruft er sich auf Galen, ohne aber die Stelle genauer anzugeben. Hätte Miller das eine Mal die Zitierung zu vervollständigen unterlassen, so könnte man ein Übersehen oder allenfalls den Verlust seiner Vormerkung annehmen und daß er während des raschen Fortschreitens der Korrektur seiner Druckbogen einzelne Auslassungen oder Versehen nicht mehr wettmachen konnte. Aber Miller beruft sich hunderte Male auf antike Zeugnisse ohne Angabe der Stelle. Ja, wie denkt oder wünscht er sich die Benützung seines Buches, das doch keine Unterhaltungslektüre sein kann? Er mußte doch sich fragen, ob es überhaupt Sinn habe, Autorennamen anzuführen ohne Angabe von Titel, Buch und Kapitel. Wollte er aber nicht genauer zitieren, warum sagte er nicht irgendwo: alle Zitate dieser Seite oder dieses Kapitels sind von mir aus dem oder jenem Buche abgeschrieben worden? Wer soll denn erraten, aus welchen mehr oder minder bejahrten Schmöckern er den Großteil seines wissenschaftlichen Materials und seines Kommentars jeweilen bezogen hat? Z. B. Sp. 316 schreibt er „*Cutilie* (Liv, Suet, Sess [2]), NQu"; „*Reate* (St, Dion H, Varro, Liv, Pl, Sil, It, Gu, 3 Iss" und „*Reatini* St, Dion H, Steph, Varro, Liv, Pl, Tac"; „*Fidenae* (Cic, Liv, Tac, Flor, Hor, St, Pt, Proc etc.)"; *Eretum* (Ra, Liv, Verg, Val M, It, Dion H)". Warum apostrophiert er nirgend seine Leser etwa in folgender Form: „Rechtet nicht mit mir über den Mangel an Ordnung in diesen Schriftstelleranführungen! Ich habe sie nicht selbst zusammengestellt, sondern so, wie ich sie in Forbigers Handbuch der alten Geographie VII (1848) vorfand, abgeschrieben und nur die Zitatzahlen weggelassen, um nicht noch mehr Druckfehler in mein Buch zu bringen, als Ihr ohnehin sehen werdet!"

Mit diesen Zitatreihen möge deren Quelle nachverglichen werden. Da findet man bei Forbiger S. 639 zu Cutiliae [3]) zitiert: „Liv. 26, 11. Suet. Vesp. 24. Sen. N. Qu. 2, 25"; ebd. 723: „Fidenae (αἱ Φιδῆναι Str. 5, 226. 230. Cic. Agr. 2, 35. Liv. 1, 14. 27. 2, 19. 4, 17. 22. 23 f. Tac. H. 3, 79. Flor. 1, 12. Hor. Ep. 1, 11, 7. Prop. 4, 1, 136. Juv. 10, 100. Mart. 4, 61. Orelli II

---

[1]) Altings Kommentar p. 266 macht keine Bemerkung zu Pediae.

[2]) Genau so gedruckt!

[3]) Die Schreibung Cutilie mag Miller verantworten, der auch sonst ein gewisses Streben zeigt, die Orthographie auf die späte Stufe des Lateinischen in den Itinerarien oder beim Ravennatischen Kosmographen herabzusetzen.

p. 409)“ usw.; Proc. ist wieder ein Druckfehler bei Miller statt Prop.; wie käme auch Prokop dazu, Fidenae zu erwähnen? Aber eben weil Miller die Zitate nicht selbst zusammengebracht hat, schätzt er ihren Wert nicht genügend ein.

Aber kehren wir zu Millers Berufung auf Galenus betreffend die Turris Stagna zurück, die jener limnothalassa genannt habe! Der Leser wird, glaube ich, vergeblich nach der Stelle suchen, an der Galen den „4 Meilen von Hydrunto“ gelegenen See erwähnt habe. Das Wort λιμνοθάλασσα kommt wohl öfters im dritten Buch seiner Abhandlung über den Wert der Nahrungsmittel vor, da er dort das Fleisch gewisser Fische verschieden beurteilt, je nachdem sie im Meer oder im Flußwasser oder in stehenden Gewässern sich aufhalten. Die Hauptstelle für unseren Zweck ist Kühn VII p. 711: εἰσὶ δὲ καὶ λίμναι τινὲς τοιαῦται καὶ καλοῦσιν ἐνίας αὐτῶν λιμνοθαλάττας, ἔνθα ποταμὸς μέγας ἐργάζεται λίμνην συνάπτουσαν θαλάττῃ. Wie aus den dieser Stelle vorausgehenden Worten zu erkennen ist, hat Galen wohl vor allem die Strandseen (Aestuarien) am Pontus im Auge. Ich wüßte nicht zu sagen, welchen ποταμὸς μέγας man bei dem Strandsee nächst Otranto tätig erkennen sollte.

Woher kommt aber Miller zu seinem Zitat? Man würde ratlos suchen, wenn er nicht einige Male in der Umgebung dieses Passus „Galat.“ oder „Galat“ zitierte, am ausführlichsten noch Sp. 222 „Galat. de situ Jap.“. Es wäre interessant zu sehen, was die meisten jener Leser, an die Miller in erster Linie denkt, mit diesem Autor anzufangen vermögen und ob sie aus ihren Behelfen auch nur erfahren würden, wie sie es anstellen sollen, um auf einer Bibliothek seinen Text zu erfragen.

Miller gibt, wenigstens soweit ich sehe, keine Auskunft; ja, die Art, in der er ihn zitiert, könnte den minder Kundigen zu der Annahme verleiten, daß es sich um irgend einen antiken Schriftsteller handle; z. B. Sp. 223 „*Veretum* — — wegen der weißen Felsen (Galat) Leuca (St, Lucan) genannt“ oder Sp. 224 „*Port(us) Salentinum* — — bei früheren Japygium Prom. (Pl, St. Pt), bei den Griechen Akra Japygia genannt (Galat, It[1]), Pl)“. Um wen es sich handelt, kann man beispielsweise aus Mommsens Unteritalischen Dialekten (1850) S. 43 und aus desselben Worten im CIL IX p. 2 erkennen: „qui primus de antiquitatibus Japygiae scripsit, Antonius de Ferrariis qui dicitur Galateus, natus a. 1444, vir optimae fidei et eximiae doctrinae“. Sein liber De situ Japygiae ist erst 1558 gedruckt und dann allerdings öfter wieder aufgelegt worden. In diesem Buch finde ich p. 57 die eben aus Miller herausgeschriebenen Worte in ihrem ursprünglichen Gewand: „In ora Ionii, quarto ab urbe lapide

[1]) Nicht richtig, warum zitiert der Verf. nicht genauer? In unseren Itinerarien kommt m. W. nichts Ähnliches vor.

lacus est piscosus, cymbis tantum piscatoriis nabilis, quem incolae adhuc Graece λίμνην nominant: seu ut Galenus ait, Limnothalassan (ita enim ille appellat lacus, qui in mare fluunt ac refluunt). Ambitus illius est XII millia passuum, multos in se recipit fontes. — — Hunc lacum ubi se in fretum arctat, via dividebat Traiana, quam dicemus: hunc locum hodie Fenestras dicunt." Also von hier stammt Millers „jetzige" Bezeichnung der Lokalität Fenestrae, die für den der italienischen Sprache Kundigeren wunderlich genug klingt; von hier die via Traiana, die doch nach Ausweis von Meilensteinen aus dem Jahre 109/10 der Kaiser Traian südwärts bloß bis Brundisium gezogen hat[1]); nur daß uns noch die Limini grandi und piccoli fehlen, die Miller neben Fenestrae als moderne Bezeichnung anführt; aber im Index zum Antonius Galatinus ist zu diesem Passus das Lemma Lacus Limini ausgewiesen und es drängt sich sogar die Vermutung auf, Miller habe den Text des Antonius Galatinus nicht selbst eingesehen, sondern durch einen späteren Excerptor kennen gelernt. Dem weiter nachzugehen darf ich mir wohl schenken. So viel aber ist klar, daß Miller sein Zitat auf Galenus nur auf diesem Wege, und also durch ein Mißverständnis, aus einem Gewährsmann erreicht hat, der als gebildeter Arzt Galens Schriften kannte und gern zitierte; aber es nachzuschlagen und über seine Tragweite sich zu orientieren, hat der Verf. unterlassen.

Für Calabrien bleibt Antonius Galateus so sehr Hauptquelle, daß Verf. ihn einerseits wie ein antikes Quellenbuch benützt, anderseits um seinetwillen alle moderne Literatur vernachlässigt. So bringt er Sp. 222 die Entfernungsziffern von Brundisium nach Hydruntum über Lupiae nach den Itinerarien, die p. 118 und 609 auf 50 (oder 49) Millien sich summieren lassen; Plinius Nat. hist. III 101 *Brundisium L p. ab Hydrunte* vergißt er heranzuziehen; aber er unterläßt nicht, an dieser ganz ungeeigneten Stelle und vollkommen überflüssig, mitzuteilen, daß Brundisium „nach Galat. von Rom 360, von Dyrrhachium 220 mp." entfernt sei; Ant. Gal. hat diese Relationen (p. 67) entweder aus antiken Autoren oder aus zeitgenössischen Angaben berechnet; für uns ist er in diesem Belang wertlos, da er die antike Überlieferung uns nicht ersetzen kann und, sofern diese durch spätere Abmessungen ersetzt werden soll, modernen Berechnungen weichen muß.

Ein zweiter Fall der hilflosen Abhängigkeit von dem Buch des alten Ant. Gal. charakterisiert die Arbeitsweise Millers noch deutlicher. Ohne daß auch nur der allergeringste Grund vorläge, das Folgende anzuführen, lautet ein Absatz bei Miller Sp. 223: „In der Nähe [von Hydruntum] die Ruinenstädte Vasta und

[1]) CIL IX p. 592 fg. n. 6003 und 6005 *viam a Benevento Brundisium pecun(ia) sua fecit.*

Murus, deren Namen unbekannt; Vasta ist von Hydr. 7 Milien entfernt; die Stadt lag teils in der Ebene, teils auf sanftem Hügel; in der Nähe waren zahllose Gräber mit eleganten Gefäßen, ehernen Waffen, goldenen Ringen (Galat.)". Ein modern italienischer Name Murus klingt doch seltsam genug[1])! Bei Ant. Gal. p. 63 lautet es: „Hinc (nämlich von Soletum oder Salentum) VIII millia passuum est locus, in quo non nisi antiquae urbis murorum vestigia cernuntur iusti ambitus: unde loco Murus nomen est. Videtur ut et urbs, sic et nomen occidisse: tantum vicus eiusdem nominis restat: urbs tota aut aratur aut olivis et ilicibus obumbratur." „Hinc VII millibus passuum abest Vastae oppidum, totidem ab Hydrunto distans. Alii Vastas dicunt, alii Vasten, alii Vastan: et haec nunc viculus est vix quindecim focis habitatus. Urbs mediocris ac iusti fuerat ambitus: eius pars in humili clivo, pars in plano posita erat. Extra urbem innumera reperiuntur sepulchra, fictilibus vasculis elegantissimarum formarum et ossibus et cineribus hominum plena, et in quibusdam arma aenea vetustate consumpta, et annuli aurei rudes, nec satis perpoliti. Repertus est his annis praeteritis lapis insculptus his literis" (es folgt die lange messapische Inschrift, die Mommsen Unterital. Dialekte S. 52 n. 3 Tf. IV behandelt hat). Reichard hat dieses Vasta mit Plin. N. h. III 100 (und 105?) und Βαύστα Ptol. III 1, 67 identifiziert, und Forbiger Geogr. III 757 sowie bei Pauly R. E. I² 2799, Mommsen Unt. Dial. 52, Hülsen bei Pauly-Wissowa III 110, Nissen Ital. Landeskunde II (1902) 883, Kiepert Formae Tf. 19 und so viele andere haben sich Reichard angeschlossen; Miller aber ignoriert das alles und — — weiß den antiken Namen des Ortes nicht, bloß weil Ant. Gal. vor dem Jahre 1500 ihn noch nicht gefunden hatte!

Aber es lohnt ja nicht die Mühe, dieses eine Kapitel als Spezimen des Buches noch weiter zu analysieren. Nur einen Satz will ich noch aus ihm anführen (Sp. 220): „nach Gnatia heißt die Fortsetzung der via Appia jenseits des Adriatischen Meeres via Egnatia". Daß diese Behauptung, soweit ich mich erinnere, auch schon früher von anderen[2]) vorgetragen worden ist, kann ihre Wiederholung nicht rechtfertigen. Wie sollte denn die Wortform sich erklären lassen? Wie ist es möglich oder durch Analogien belegbar, daß eine Straße nach einem außerhalb ihres Gebietes gelegenen Orte benannt worden sei? Und wäre nicht, wenn eine solche Benennung möglich war, nicht statt Gnathia vielmehr Brundisium oder Hydruntum gewählt worden? Auf dieselbe Sache kommt Miller Sp. 516 zurück, und nun erfahren wir wieder anderes, mit dem früher Gesagten Unvereinbares und

---

[1]) Vielmehr Muro Leccese, vgl. Max Mayer Apulien (Leipzig 1914) S. 54, 1 und S. 75 fg., eingezeichnet auf der dort beigelegten Landkarte.
[2]) So auch bei Pauly-Wissowa V 1989.

Unerhörtes. „Die via Egnatia," sagt M. nun, „gehört zu den berühmtesten Römerstraßen der republikanischen Zeit. Der erste Erbauer dieser Straße ist wohl derselbe, welcher auch die Stadt Egnatia gegründet hat, aber man weiß nichts über seine Persönlichkeit, deshalb ist auch das Alter dieser Straße unbekannt. Sicher geht sie ins 2. Jahrhundert v. Chr. zurück." Miller hätte die Zeitgrenze wohl noch enger ziehen können; denn jener „erster Erbauer" der egnatischen Straße kann sein Werk nicht früher begonnen haben, bevor die Römer sich in den Besitz Macedoniens und der Zugänge zu diesem Lande gesetzt haben, und damit rücken wir erheblich vom Anfange des 2. Jahrhunderts herab; und dieser uns sonst unbekannte Egnatius soll eine Stadt gegründet haben, von der wir Zeugnisse besitzen, die recht erheblich früher anzusetzen sind, wie das Bronze-Kerykeion IG XIV 685 = Kubitschek Arch. Jahreshefte X 129, 4 mit der Aufschrift Γναθίνον? Auch die Namensform mit ⊙ verbietet die Zusammenstellung mit Egnatius. Mommsen hat Unt. Dialekte S. 66, 11 die Zeugnisse geprüft und „Gnatia ohne Aspiration für die römische Periode als die richtige Form" bezeichnet, „Egnatia schlecht beglaubigt" gefunden. Nebenbei bemerke ich, unter Vergleichung des von Max Mayer und von Jakob Weiß a. a. O. angeführten Materials für Gnathia als Emporium und Fabrikationsort keramischer Ware, daß Miller in seinem Kommentar zu Gnatia nichts anderes als die Horazische, übrigens von den Modernen skeptisch aufgefaßte Klage über das schlechte Trinkwasser des Ortes anzuführen weiß; und, fragt man, wer sucht gerade eine derartige Bemerkung in einer Darstellung der Itineraria Romana?

3. Dacien in der Tabula Peutingeriana.

Ein Kapitel, in welchem Miller den Faden weiter als seine Vorgänger hinausspinnt, steht S. 539 ff. über „die Reisestrecken des trajanischen Dacien". Hören wir, was und wie er uns lehrt!

Gleich im ersten Satz rechnet er „zu den auffälligsten Erscheinungen in der T P das Vorhandensein des linksdanubianischen Dacien; denn es kann nicht zweifelhaft sein, daß dieses zur Zeit der Abfassung der T P längst nicht mehr in römischem Besitz war". Freilich sind, das kann man dem Verf. entgegenhalten, auch die Handelswege des Ostens in der T P verzeichnet und es steht nirgend geschrieben, daß die römische Reichsgrenze auch den Inhalt der T P zurückdränge. Allerdings meint Miller in anderem Zusammenhang, die genannte Ausnahme sei bedeutungslos; und daß vielmehr (Sp. XXXIV a) „für die ausführliche Behandlung des Orients zur Zeit der Abfassung besondere Gründe obgewaltet haben, was für die Zeit des Julianus und Valens, wo große Perserkriege vorausgegangen waren und vor-

bereitet wurden, gewiß zutrifft". Das ist mit seiner Feststellung zusammenzubringen, daß rechtsrheinisches Gebiet in der TP nicht vertreten sei, und mit seiner Ansicht, daß „die obere Donaustraße" von Vindonissa bis Regensburg, die doch „weit über die Donau greift", wohl so zu erklären sei, „daß ein altes Itinerar einer längst den Barbaren überlassenen Gegend, wahrscheinlich dem Verf. unbewußt, hier Aufnahme gefunden hat" (XXXIII b). Also eine unbewiesene Annahme, daß das Straßennetz der TP streng genommen und ausschließlich das des römischen Staatsgebietes, u. zw. etwa in der Ausdehnung, die es gerade zur Zeit dieser Abfassung hatte, sein soll, und die sicher irrige[1]) Annahme, daß die TP im Jahre 365/6 verfaßt worden sei, bringen Miller zu der Schlußfolgerung, daß die Verzeichnung des links der Donau gelegenen Dacien dafür zu beweisen scheine, daß unsere Annahme von der definitiven Räumung des Landes durch die Römer seit Aurelian zu berichtigen sei. Also entweder „bleibt immer noch die Annahme möglich, welche auch für die obere Donaustraße gilt, daß die preisgegebenen römischen Plätze unter fremder Herrschaft fortbestanden", oder es ist zu berichtigen, was „gewöhnlich" angenommen wird, „daß Dacien von Aurelian aufgegeben und den Römern für immer verloren geblieben sei".

Mit der hauptsächlichen Stütze dieser „gewöhnlichen" Annahme[2]) beschäftigt er sich gar nicht, sondern er vermutet (S. XXXIII a) einen Widerspruch zu ihr „in der Lobrede des Eumenius auf Constantius Chlorus im Jahre 296 [c. 3] *Partho ultra Tigrim redacto, Dacia restituta, porrectis usque ad Danuvii caput Germaniae Raetiaeque limitibus*"; wenn nur unter *Dacia* auch wirklich die alte Reichsprovinz zu verstehen wäre, die Traian geschaffen hatte! Den Worten des Rhetors ist nicht mehr Wahrheit zuzutrauen als etwa der Rede Constantins d. Gr., durch die er, wenigstens in der persiflierenden Darstellung seines Neffen Iulianus des Abtrünnigen seinen Anspruch auf Vergleichung mit Kaiser Traian begründen will[3]). „Auch die Notitia dignitatum," fährt Miller (S. 539) fort, „um das Jahr 400 zählt noch einzelne römische Festungen am linken Ufer der

[1]) Vgl. Göttinger Anzeigen a. O. 20 ff.

[2]) Scr. h. Aug. Aurelianus 39, 7; vgl. dazu Groag bei Pauly-Wissowa V 1379 und Arthur Stein ebd. IV 1978; dazu auch eine Bemerkung von Julius Jung, Römer und Romanen, S. 107, 1.

[3]) Wiedererwerbung des von Traian eroberten Gebietes; offenbar sind Dacien und eine militärische Digression, etwa des Jahres 322, gegen Goten und Carpen gemeint; nur ist nicht so viel in die Worte Julians Symposion p. 423, 6 ff. Hertlein (329 C) hineinzulegen, als Schiller in seiner Kaisergeschichte II 199 tut; denn das Aufbauschen irgend eines Augenblickserfolges kann weder dem das Ehrengericht der Götter anrufenden Kaiser zugemutet werden noch dem Neffen, der ihm die Worte leiht.

Donau auf;" aber welche Orte meint M. hier?[1]) „An eine volle Wiederherstellung Daciens im 4. Jahrh. als römische Provinz ist natürlich nicht zu denken; aber daß befreundete Verhältnisse mit einem Teil des alten großen Dacien noch geraume Zeit fortbestanden, möchten wir auch aus der Darstellung des Ravennas schließen; [das sind bloße Worte, da der Rav. in den Itinerarpartien auf dieselbe Quelle wie die TP zurückgeht und außer den Namenlisten nichts anderes bietet]. „Dieser beruft sich neben Castorius auf griechische Quellen; die Städte hat er zum größten Teil aus der TP, die Einteilungen und die Flüße aber nicht." Was hier von Castorius und den griechischen Quellen gesagt wird, ist übrigens nicht ganz so in Ordnung. Denn für „*Mysia*" beruft sich Rav. auf Livanius, den er allerdings unter die *Graecorum philosophi* rechnet, für „*Dacia*" auf Sardatius, mit dem wir gar nichts anfangen können; man hat ihn mit dem im vorangehenden Kapitel (IV c. 11, über die Sarmaten) zitierten Sardonius geglichen, der dort zusammen mit (den uns übrigens ebensowenig faßbaren) Hylas und Aristarchus gleichfalls unter den *Graecorum philosophi* erscheint.

Der Rav. zählt in *Mysia inferior* 24 *civitates* auf,
„ *Dacia* 15 „ zusammen 39;
die TP verzeichnet am linken Donauufer 44;
davon sind beiden gemeinsam 34;
Der Rav. allein zeigt in Mysia inf. *Macedonica*
Burticum
in den Daciae[2]) { *Canonia* / *Postula* / *Bacaucis*, zusammen 5 *civitates*.
Der Überschuß der TP umfaßt 10 Namen, u. zw.:

Centum Putea	*Rusidara*
Tierna	{ *Burcidava*
{ *Amutria*	*Castra Tragana*
Pelendova	*Arutela*
Castris novis	*Pretorio.* }

Ich darf mich wohl kurz auf die von Hans Groß in seiner Dissertation dargelegten Beispielreihen und auf meine Analyse der Ortsverzeichnisse für Syria coele[3]) berufen, wenn ich vorschlage, die Überschüsse des Rav. und der TP links von der Donau einfach zum beiden gemeinsamen Gut zu summieren, um dem Bestande der gemeinsamen Quelle beider Schriften näher zu kommen[4]).

---

[1]) Nur möge man sich nicht durch das Kärtchen der Provinz Scythia, das die Notitia dignitatum Or. c. 39 durch den *Fl. Danuvius* gequert zeigt, irre führen lassen.

[2]) Orte, die in geschlossener Folge auftreten, habe ich durch eine Klammer zusammengefaßt.

[3]) Göttinger Anzeigen a. O. 97 ff.

[4]) Im übrigen ist exakte Beweisführung für einzelne Namen nicht durchführbar und ich würde mir gar nichts daraus machen, wenn sich herausstellen sollte, daß einer oder der andere dieser Namen nachträglich angeschlossen oder, wie man vom Standpunkt des um die klare und

Miller, der den Quellenangaben des Rav. unbedingten Glauben schenkt, betont nun ausdrücklich, daß Rav. „für Dacien“ sich auf Livanius berufe, „also einen Schriftsteller, welcher wie die T P der Mitte des 4. Jahrh. angehört“. Nun wollen wir davon absehen, daß die Lebenszeit des angeblichen Libanius, es möge seine Person und sein Zeitalter wie immer angesetzt werden, noch lange keine Garantie dafür geben würde, daß das statistische Material, für das er als Zeuge geführt wird, auch wirklich genau dieser Zeit entspricht; sehen wir doch z. B. Plinius trotz allen Fleißes außerstande, uns vergessen zu machen, daß er seinen geographischen Büchern durch die politische Entwicklung längst überholte Quellen zugrunde gelegt und sie nur fallweise durch Berücksichtigung späterer Daten modernisiert oder richtiggestellt hat; in der gleichen Lage wie Plinius ist gewiß die Mehrzahl aller geographischen Skribenten gewesen (man denke vor allem an Ptolemäus), die sich nicht auf amtliches Material stützen konnten.

Aber wollen wir diesen Vorbehalt, daß, wenn Libanius auch wirklich dem 4. Jahrh. angehört haben sollte, sein Material nicht unbedingt der gleichen Zeit entsprechen müßte, nicht stärker betonen und fragen wir nur, woher Miller seinen Zeitansatz für Libanius als offenbar feste Prämisse gewonnen hat. Die Antwort kann man sich in Millers Mappae mundi VI 42 [1]) holen: „Wer ist Livanius? vermutlich kein anderer als der bekannte Sophist Libanius, welcher durch Julian seine größte Berühmtheit erlangt hat.“ Wenn jemand nun aber glaubte, daß Miller auch nur den leisesten Versuch machen würde, dem erstaunten Leser klarzumachen, daß diese armselige Art fachlicher und noch dazu geographischer Schriftstellerei des Livanius sich irgendwie mit dem rhetorischen und die Pose suchenden Charakter der uns erhaltenen Schriften des Libanius vertrage, und daß es eben nicht angehe, an irgend einen anderen, grundverschiedenen Mann desselben Namens zu denken, so würde er sich enttäuscht finden! Hat der Verf. also, wie man sieht, bis dahin Folgerichtigkeit des Gedankenganges verschmäht, so mag er den Absatz auch entsprechend abschließen; das geschieht durch nachstehende Folgerung, die wir ohnehin schon ein paar (11) Zeilen früher gelesen haben [2]): „Wir halten deshalb nicht für ausgeschlossen, daß für diesen Teil Daciens auch im 4. Jahrh. Beziehungen zum römischen Reich fortgedauert haben.“

---

unverfälschte Erhaltung der primären Quellen des Rav. besorgten Forschers sagen könnte, interpoliert sei. Daß verschiedenes späteres Gut beim Rav. zugewachsen ist, zeigen doch z. B. die Kapitel aus Dalmatien und den Rheinlanden deutlich genug.

[1]) Auf welche Stelle, nebenbei bemerkt, It. Rom. 539 nicht verwiesen wird, so daß, wer in dieser Literatur nicht gut Bescheid weiß, ratlos umherirren mag.

[2]) Wie Miller sich auch sonst gern wiederholt, vgl. oben S. 746.

Dann folgt ein Lob der TP, die uns eine hochwichtige Quelle für Dacien darstelle, mit einem Seitenhiebe auf Ptolemäus, „dessen Angaben dunkel und rätselhaft bleiben würden, wie fast überall, wo er nicht durch Itinerarien aufgehellt wird". Ja, das steht wirklich dort (S. 539) und trifft streng genommen auf den ganzen Umfang und Inhalt der ptolemäischen Geographie zu, insofern wir deren Entstehung und Werdegang zu erkennen uns bemühen. „Man spricht wohl so oft von Straßenstrecken und Distanzen, welche sich aus Ptolemäus entnehmen lassen. Aber was bleibt davon in Dacien? Nahezu Null."

Miller hat nun gewiß recht, wenn er bezweifelt, daß aus den Angaben des Ptolemäus eine klare Vorstellung von jenen Weglinien in Dacien zu gewinnen sei, die Ptolemäus für seine Berechnung von Länge und Breite benützt hat. Ein Blick in die entsprechende Tafel (16) des Müllerschen Atlas zu Ptolemäus zeigt das beredt genug und zugleich auch, wie viel daran fehlt, daß die für seine Geographie ausgewählten Ortsangaben richtig in der Karte untergebracht sind. Aber wir können doch auch nicht ermessen, wie weit die Schuld an derlei unrichtigen oder ungenauen Ansätzen bloß unsere Überlieferung der ptol. Geographie trifft, die viel zu wünschen übrig läßt. Und sollte der ungünstige Gesamteindruck nicht durch die hs. Überlieferung verschuldet sein, so wird man die Ursachen der Mängel doch wohl in erster Linie in der Anlage oder Ausführung jener Itinerarien suchen müssen, die dem Ptol. vorgelegen, uns aber verloren sind. Soviel rechnerische Fähigkeit wird auch ein strenger Kritiker dem Ptolemäus zutrauen dürfen, daß er die aus Itinerarien abgelesenen Zwischenorte zwischen und neben gesicherten Orten (Triangulierungspunkten, wie Miller nicht uneben sie nennt) an entsprechender Stelle einordnen konnte. Indessen zeigt Miller überhaupt allzuwenig Vergnügen an den griechischen Theoretikern, deren wissenschaftliche Forderungen sich so weit von dem entfernen, was sie dann selbst für die Praxis leisten können (vgl. S. XL a über Ptol.). Übrigens hat Ptolemäus doch nicht die Absicht gehabt, durch seine Arbeit die Itinerarien, die zu seiner Zeit ja gewiß in verschiedenen Redaktionen und verschiedenem Umfang, jedesfalls aber in zahlreichen Exemplaren vorhanden waren, zu verdrängen oder etwa gar uns den Verlust jener Itinerarien wettzumachen, die er und seine unmittelbaren Vorgänger (zunächst Marinus) benützt haben; vielmehr will er durch Mitverwerten der Itinerarien die Grundlagen für ein dem Wissensstande seiner Zeit entsprechendes Erdbild ausgestalten, und diese Tätigkeit soll genau so wie z. B. seine oder seiner Mitforscher chronologischen Tabellen Hilfsmaterial für den Astronomen zurechtlegen, und hat, solange nicht das Gegenteil erwiesen wird, volles Anrecht auf ein günstiges Vorurteil unsererseits.

So spinnt Miller die Einleitung seines dacischen Kapitels fort, mengt Richtiges und Halbrichtiges, zieht unnötige Dinge herein und erschwert das Verständnis durch überflüssige Nebenbemerkungen. Das genauer zu analysieren, wäre nicht die Druckerschwärze wert. Im ganzen Kapitel werden zweimal moderne Gelehrte zitiert, wie gesagt nur zweimal, und nicht etwa auch z. B. für die ganz überraschenden Behauptungen (S. 540), daß die legio secunda adiutrix, die doch in Pannonia inferior steht, in Porolissum gestanden habe, also im Norden Daciens, und daß diese Legion „den Beinamen Porolissensis" geführt habe[1]).

Die beiden Zitate beziehen sich auf

a) CIL III p. 160, wo Mommsen die Bezeichnung der beiden Hälften Daciens als *inferior* und *superior* nach der Entfernung von Italien geschaffen glaubt, während Miller „die Lage zum Fluß" als maßgebend ansieht; aber wie erklärt dann Miller eines der Mommsenschen Beispiele, das er wegläßt, nämlich die Britannia *sup.* und *inf.*?

b) „Kiepert Formae Blatt 17, Seite 3 und Note 33", weil Kiepert von den drei Teilen, in die Dacien später zerlegt wird, die Malvensis in die Walachei setzt und die Stadt Malva „in der Nähe der Donau, in jetzt Celei" vermutet. Er, Miller 541, setze Malva in Also-Kosaly[2]) an. Da nun in der TP weder Dacia sup. oder inf. noch die Malvensis oder der Ort Malva erscheint, nach welchem die provincia Malvensis benannt worden ist, müssen eigentlich beide Zitate und die daran geknüpfte Erörterung objektiv als nicht am passenden Orte gebracht erscheinen. Der Grund zu diesen Abschweifungen kann also nur subjektiv eingeschätzt werden und wäre, wofern dem Verf. überhaupt beliebte, ihn zu bezeichnen, aus einem starken Drange zu erklären, eigene Meinungen vorzutragen. Nur ist der erste Anlaß so nichtig und die angedeutete Erklärung so wenig einleuchtend, daß sie am besten unterdrückt worden wäre; die zweite Bemerkung aber zeigt Miller als Konjekturalkritiker, der weder festen Boden noch solide Brücken benötigt.

Miller stützt sich nämlich für seinen Ansatz Malva = Also-Kosaly auf einen Passus in einer lat. Inschrift aus Salonichi CIL III 13. 704. Diese Inschrift stammt von einer Widmung, die einem *praeses prov. Daciae Malvensis* von dessen Söhnen — vermutlich doch an ihrem Heimatsort — gestiftet worden ist,

---

[1]) Beim Lesen der Korrektur dieser Blätter bemerke ich, daß dasselbe Sp. 551 gesagt wird: „leg." adiutrix Porolissensis (teg. der Legio VII Claudia); aber ich vermag nicht einmal zu erraten, was für ein Mißverständnis da wieder vorliegt.

[2]) Dieser Ort liegt nördlich von Szamos-Ujvár (vgl. Kieperts Karte V zum Supplement des CIL III, Ah).

deren einer *trib(unus) coh(ortis) I F(laviae) m(iliariae) Bryttonum Malvensis* war; also diente der Sohn als Offizier in derselben Provinz, die sein Vater gleichzeitig (oder zu anderer Zeit?) verwaltete. Das örtliche Zusammentreffen von Vater und Sohn wird, schon das ist singulär, zum Ausdruck gebracht und zwar durch den Zusatz *Malvensis* zum Namen der Truppe, die der Sohn befehligte; diese Absicht des Zusatzes ist noch besonders singulär gestaltet, und Domaszewski hebt das ausdrücklich hervor: „cohorti pro solita formula *quae est in provincia illa* cognomen dari ab ea provincia ductum praeterea quod sciam sine exemplo est". Ob Miller diese Anmerkung gelesen hat, ist nicht zu erkennen; beachtet hat er sie jedesfalls nicht weiter. Er begnügt sich auch nicht damit, in *Malvensis* den Namen der Provinz zu sehen, sondern er substituiert flugs den Garnisonsort. Also die *cohors I Fl. Bryttonum* garnisonierte nach Millers Interpretation der Inschrift von Salonichi in *Malva*; da aber sonst nachgewiesen sei, daß dieselbe Kohorte in Also-Kosaly gestanden habe, ergebe sich die Gleichung des antiken Malva und des heutigen Also-Kosaly von selbst. Diese Schlußfolgerung bezeichnet er als seinen „hauptsächlichsten" Grund, und er überläßt dem Leser die Qual, andere Gründe des Verf.s ausfindig zu machen.

Haben wir bis heute sonst die *provincia Malvensis* und so auch den Hauptort, der ihr den Namen gegeben hat, im Süden von Gesamt-Dacien und also an der Donaulinie gesucht, so verlegt Miller zwei Hauptorte des dreiteiligen Dacien an die gerade entgegengesetzte Stelle im Norden Daciens und stellt uns damit vor eine These, die von vornherein unseren Widerspruch hervorruft. Prüfen wir seine Gründe genauer, so wollen wir uns nicht weiter dabei aufhalten, daß die Buchstaben I F M in der Inschrift von Salonichi, wie im Korpus zu lesen ist, „non satis certae sunt", und daß Cichorius (bei Pauly-Wissowa IV 262) Schwierigkeiten in der Identifikation dieser Kohorte geltend machen will. Aber das ist sicher, daß die coh. I *Fl. Brittonum* verschieden von der c(o)h(ors) prima *Brittanica* ist, die nach CIL III 821 in Also-Kosaly lag[1]). Also hat Miller beide Kohorten zusammen-

[1]) Vgl. Cichorius über die coh. I Brittonum a. O. IV 262, über die coh. I Britannica ebd. 260. Nebeneinander werden sie beide in einem der Veteranendiplome des Budapester Museums genannt (CIL III p. 855); wie wir aus ihm erfahren, gehörten im Jahre 85 dem Verband des pannonischen Heeres auch 15 Kohorten an, unter ihnen *I Britannica milliaria et I Brittonum milliaria.* Was man sich über das Nebeneinander von Brittones und Britanni zu denken hat, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Wer sich dafür interessiert, mag Hübners Ausführungen bei Pauly-Wissowa III 861 fg. nachschlagen, wenn sie auch keine Entscheidung herbeiführen wollen und überhaupt nicht befriedigen können; Dessau hat (1914) im ersten Teilband seiner Indizes p. 466 fg. beide Namen sorgfältig auseinandergehalten. Keinesfalls sind die beiden genannten Abteilungen homonym. Aber es gibt (das sei für jene Leser gesagt, die sonst weniger mit diesen Dingen zu tun

geworfen, sein auf diese Verwechslung gestützter Beweis ist haltlos, und ich brauche bloß noch auf Cichorius' Worte hinzuweisen, daß die coh. I Brittonum „an verschiedenen Stellen der Walachei, also in der Provinz Dacia Malvensis erscheint", also eben im Süden von Gesamtdacien, wie wir dies ja immer auch sonst angenommen haben. Man mag aus diesem Beispiel ersehen, wie schwer es dem Durchschnittsleser fallen mag, die ohne genauere Darstellung oder Bezeichnung des Beweismaterials vorgetragenen Sätze Millers mit der nötigen Vorsicht zu lesen. Auch dürfte man fragen, warum Miller in der allgemeinen Übersicht neben der älteren und zum Teil gewöhnlich nicht leicht erreichbaren Literatur nicht auch die Artikel über Dacien bei Pauly-Wissowa IV (erschienen 1901, von Brandis) und bei Ruggiero II 2 (erschienen 1900, von Feliciani) angezogen hat, wenn man nicht bemerkte, daß Verf. diese Nachschlagewerke überhaupt m. W. niemals benützt habe.

4. Zur Ökonomie des Buches.

Am besten wird eine Geschichte der antiken Reise- und Handelswege demjenigen gelingen, dessen Auge am schärfsten einerseits in die für die Platzwahl einer städtischen Ansiedlung maßgebenden Umstände, anderseits in die natürlichen und politischen Bedingungen für die Anlage von Wegverbindungen zwischen ihnen einzudringen vermag. Daher ist es ein Vergnügen, Darstellungen zu folgen, die aus klarer Anschauung der Bodenplastik und der wirtschaftlichen sowie handelspolitischen Eignung des Bodens hervorgegangen sind, z. B. einzelnen Partien in Nissens Land und Leute von Italien oder in Ernst Curtius' Peloponnes.

Aber es kann nicht als Ersatz für diese Elemente angesehen werden, wenn Verf. aufzählt, welche in der Literatur- oder Kunstgeschichte verschiedener Zeiten des Altertums berühmte Persönlichkeiten aus dem oder jenem Ort stammen.

Derlei braucht man in einer Darstellung der römischen Itinerarien überhaupt nicht zu erwähnen; ja, das gehört vielleicht nicht einmal in ein richtiges Handbuch der alten Geographie. In Forbigers Kram fallen solche Notizen (auch dem Raumverhältnis nach) nicht gar zu arg auf, und eben aus ihm hat Verf. es unentwegt abgeschrieben, daß z. B. (S. 696) Lampsacus „Vaterstadt des Geschichtschreibers Charon, des Peripatetikers Adimantus, des Rhetors Anaximenes und des epicur. Philosophen Metrodorus, längere Zeit Wohnort Epicurs" gewesen sei; oder (S. 704) Milet „Vaterstadt der Philosophen Thales und Anaxi-

---

haben) auch homonyme Auxiliarverbände, und so z. B. auch in dem eben angeführten Pesterdiplom vom Jahre 85 und also sogar für dasselbe Armeekorps; also sind wir zur Vorsicht gemahnt!

mander, der Topographen Cadmus und Hecataeus"; Cnidus (S. 706) „Vaterstadt des Ctesias, Eudoxus (der hier seine Sternwarte hatte), Theopompus, Agatharchides"; (S. 703) Colophon „Vaterstadt des Mimnermos, Xenophanes, Hermesianax und Nicander"; Hostilia (S. 279) als „angeblichen Geburtsort des Cornelius Nepos", übrigens das einzige (!), was er zu diesem Ortsnamen vermerkt[1]).

Fast ebensowenig sind Erinnerungen an Schlachten ein Ersatz für die Voraussetzungen des Verkehrs, obwohl zuzugeben ist, daß kriegerische Entscheidungen sehr viel häufiger als Geburt und Entwicklung von Künstlern und Philosophen durch die Wegverhältnisse bedingt worden sind. Auch da schreibt der Verf. den alten Forbiger aus, auch dort, wo dieser offenkundig in die Irre geht: so Sp. 258 zu Verona (statt zu Vercellae) „Sieg des Marius[2]) über die Cimbern auf den Campis Raudiis (Velleius und Florus)", die Autorennamen eingeschlossen; weil Forbiger dies — was weiß ich, warum? — nicht tut, führt auch Miller die für uns entscheidende Plutarchstelle Mar. c. 25 τὸ πεδίον τὸ περὶ Βερκέλλας nicht an.

Wie öde mutet uns an, was Verf. (Sp. 590) so von Kabyle schreibt: „von Marcus Lucullus unterjocht, somit einst bedeutend"! Eutrop und Rufius Festus, beide einen und denselben Auszug aus Livius' Geschichtswerk ausschreibend, sagen nämlich: *Cabylen cepit.* Wenn nun beide fortfahren:

(Eutrop) *illic Apolloniam evertit; Callatim Parthenopolim Tomos Histrum Burziaonem cepit*	(Festus) *civitates occupavit: Apolloniam Calathum Parthenopolim Tomos Histrum,*

sollen das nun alle „einst bedeutende" Orte gewesen sein? Wem, es sei denn, daß er zu den οἱ περὶ τὸν Forbiger gehöre, klingt nicht obendrein der alte Satz in den Ohren, den der Fund der dreisprachigen Inschrift des Cornelius Gallus nun neu bestätigt hat, daß die römischen Heerführer wenig Scheu empfanden, auch bloße Türme, Sperren und Vorstädte in derselben Linie mit bezwungenen Städten aufzuzählen[3])?

Wie gern würde man die (in ihrer Vereinzelung auffallende) Bemerkung zur Stadt Sigeion vermissen, die zu erwähnen die

[1]) Wenn nur auch diese Behauptung irgendwie begründet wäre! Wer (= Forbiger III 568!) hat die Heimat des Nepos auf Hostilia bezogen? Die uns zu Gebote stehenden Daten (Poland und Insubrer) hat man auf Ticinum oder auf Mediolanum gedeutet; Hostilia ist mit diesen Daten unvereinbar. Warum wird also neuerdings aufgetischt, was sicher falsch und längst erledigt ist? Aufgetischt, ohne daß irgend einer der dazu Geladenen darnach verlangte oder davon Nutzen hätte!

[2]) Gedruckt ist Maurius.

[3]) Vgl. zu diesem Orte (Kabyle) auch, was ich an anderer Stelle bringen werde.

Reste der röm. Itinerarien wahrlich keinen Anlaß geben, da sie, wie Verf. selbst bemerkt, früh zerstört“ worden ist, sie sei „berühmt durch die jetzt in England befindliche Sigeische Inschrift“ (S. 697)! Gemeint ist die Inschrift Röhl n. 492 = Dittenberger[3] n. 2. — Oder ist das epigraphische Liebhaberei des Verf.s? Dann aber müßte man allerhand vergessen, was über die Benützung von Inschriften durch den Verf. oben gesagt worden ist, und dürfte nicht beachten, daß er aus dem epigraphischen Apparat zu Heraclea in Unteritalien (Sp. 361) folgendes ausschreibt: „Inschriften: CIG III 5576; cf. CIL VI 3884 (darunter die merkwürdigen 2 tabulae Heracleenses)“. Also wohlgezählte zwei Nummern, und „darunter“ die zwei Tafeln von Heraclea! Wer nicht ohnehin weiß, was diese Tafeln bedeuten, und die vom Verf. gegebenen Zitate nachschlägt, wird nicht klüger sein als zuvor. Denn die Inschrift CIL VI 3884 (die übrigens seither vervollständigt, in dem 1902 erschienenen Supplementband als n. 32.526 neu abgedruckt worden ist) nennt unter den Soldaten der hauptstädtischen Polizei auch einen mit der Heimat *Her(aclea)* LYCKN, und CIG 5576 ist ein Fragment aus Palermo; aber als „tabulae Heracleenses“ kann man weder die eine noch die andere und ebensowenig beide zusammen bezeichnen [1]). Die stadtrömische Soldateninschrift (3884) brauchte Verf. auch dann nicht anzuführen, wenn die Ergänzung zu *Lucan(iae)* sicher oder statthaft wäre; ich stelle aber dem gegenüber die Interpretation *Her(aclea) Lychn(idum)* als die richtige Lesung auf.

Ein recht auffälliges Beispiel solchen Ersatzes von Notwendigem oder Brauchbarem durch Überflüssiges und selbst Nichtiges gibt die Stadt Chalkedon (Sp. 634 fg.). Hier wären ein paar Zeilen über die verkehrspolitische Bedeutung und die Gestaltung der Örtlichkeit gewiß am Platze gewesen; genügendes Material dazu hätte schon z. B. die in Lübkers Reallexikon[8] 532 angeführte Literatur abgegeben. Statt dessen wird angeführt, daß die Stadt „durch Orakel und Konzilien“ (es folgt nun wieder das Wort, das durch seinen häufigen Mißbrauch doppelt unangenehm wirkt) „berühmt“ sei. Darauf: „Unter Kaiser Valens wurden Steintafeln aufgefunden, welche die Zerstörung der Stadt und die Verwendung ihrer Mauersteine zu Wasserleitungen vorausgesagt haben sollen“, und wie diese Prophezeiung in Er-

---

[1]) Die richtigen Nummern wären CG 5774. 5775 und im Neudruck IG XIV 645. 646; der lateinische Text, ein Stück der lex Julia municipalis, auf der Rückseite einer dieser Tafeln CIL I 206 = z. B. Bruns fontes iuris[7] p. 102. — Ich weiß sehr wohl, daß schon aus der Plattheit der beiden Bemerkungen

Sigeion berühmt durch die Sigeische Inschrift

aus Herakleia stammen die zwei tabulae Heracleenses

ein Verzicht auf eine weitere Erörterung der Beziehungen der It. Rom. zur Epigraphik begründet werden kann.

füllung gegangen sei. Dieser Notizenkram, ohne Rücksicht auf seine Verwendungsmöglichkeit innerhalb des Buchrahmens[1]), geht in letzter Linie (oder direkt??) auf Hammer-Purgstalls altes Buch über Konstantinopel II (1822, nicht wie Miller schreibt 1822/8 erschienen) zurück; aus jenem Buch hätte wahrlich Brauchbareres geholt werden können.

Wenigstens im Westen des Reiches wird die Darstellung der Gemeinde-Verfassung und -Beamtenschaft ganz gewöhnlich, aber auch dort so wenig konsequent verfolgt, wie sonst irgend eine Sache innerhalb der It. Rom. streng durchgeführt erscheint. Allerdings sehe ich nicht recht ein, was für das Verständnis des röm. Straßennetzes es bedeuten soll, ob eine Stadt von zwei oder vier — titularen — Bürgermeistern geleitet oder ob sie in die Tribus Quirina oder Voltinia eingeschrieben gewesen sei. Es geht nicht ohne verschiedene, mehr oder minder arge Entgleisungen ab und verstimmt vor allem deshalb, weil typische Einrichtungen gleichsam als Besonderheiten des einzelnen Ortes behandelt werden und weil sich auch in dieser Beziehung überall Mangel an Vertrautheit mit Gegenständen zeigt, deren Behandlung als für das Buch überflüssig sehr wohl hätte vermieden werden können.

Beispielsweise hebe ich eines der kürzesten, also am raschesten zu erledigenden Lemmata heraus, Avennio (Sp. 85). Es umfaßt u. a. folgende Sätze: „Zuerst von den Massilienses abhängiges oppidum, hernach col. Jul. Hadriana (CIL XII 1120)"; was lag nun zwischen diesen beiden Epochen, die nicht aneinander grenzen? Die zitierte Inschrift mit *c. I. Had. Avenn.* ist aber im Korpus als sehr verdächtig bezeichnet. — „Die Stadt war in die Tribus Voltiniari [so gedruckt] in Rom eingeschrieben [so]." „Durch einen aus quattuorviri (genannt praetores) bestehenden Magistrat regiert; ein dem Vulcan geweihter Tempel stand daselbst"; die praetores und der Vulcan beruhen auf einer älteren Interpretation der Inschrift 1028, die Otto Hirschfeld in dem zugehörigen Kommentar evident richtig gestellt hat als pr(aetor) Volcar(um), d. h. als Beamten der Volcae Arecomici aus einer Zeit, die der Verleihung des Stadtrechtes an Nemausus im Gebiete dieser Volcae Arec. vorausgeht; sie haben also gar nichts mit Avennio zu tun. Das Korpus zu zitieren, ohne es zu lesen, geht doch nicht an.

Gleichwertig und gleich überflüssig ist ein Satz über die Stadt Parion (Sp. 696): „bekannt durch eine Schlangenkünstlerfamilie"; als Zeugen werden angeführt „Pl(inius), Varro". Woher Verf. die Zitate und den Satz bezogen hat, weiß ich nicht,

[1]) Das nun folgende Schlagwort Chrysopolis (Sp. 635) hätte zu dem bei Chalkedon Gesagten irgendwie abgestimmt werden sollen. Auch ein Erfahrenerer kann nicht erraten, was Verf. eigentlich gesagt haben will.

aber kaum stammt der Satz aus Plinius selbst. Denn dieser erzählt Naturg. VII 13: „Krates aus Pergamum erzählt, bei Parium am Hellespont habe es eine Gattung von Menschen gegeben, die er Ophiogenes nennt, welche Schlangenbisse durch bloße Berührung zu heilen und durch Auflegen der Hand das Gift aus dem Körper herauszuziehen pflegten. Auch Varro gibt an, es gebe dort noch einige Menschen, deren Speichel den Schlangenbiß heilt." Eine „Schlangenkünstlerfamilie" stellt man sich doch eigentlich anders vor, und ebenso pflegt eine Berufung auf Plinius und Varro anderes zu versprechen.

Aber ich meine, es sei besser abzubrechen; mit dem hier Gesagten kann genug geschehen sein, und die Niederschrift dieser Zeilen hat mich mehr Zeit gekostet, als ich verantworten kann. Wen es interessiert, noch ein paar Kapitel selbst zu prüfen, in denen der Verf. unbekümmert um den Zweck und die Bedürfnisse seines Werkes sich in Dingen ergeht, in denen er nicht sich heimisch zu fühlen braucht, möge mit den Abschnitten über Salonae oder über Carnuntum und Vindobona anfangen. Was hatte der Verf. nötig z. B. zu Vindobona S. 422 zu schreiben, „hier sei die stärkste der drei Donauflotillen gewesen" und diesen „Hauptwaffenplatz" zu charakterisieren durch die merkwürdige Weisheit: „Garnison (nacheinander) der Leg. VII, VIII (teg.[1]) CIL III 4660) und XIV (teg. ib. 4461, alle gemina; leg. XXX Ulpia victrix (teg. ib. 4663)"?

5. Meilensteine aus der Nachbarschaft von Beirut.

Es drängt mich, einen Fehler zu berichtigen, der in meine Behandlung der beiden Meilensteine CIL III 208 und 209 von der syrischen Küstenstraße (S. 28 f.) sich eingeschlichen hat. Der erstere Stein trägt die Doppelbezeichnung *CCXV* und *XI*, der zweite anscheinend Θ (= 9) und *CCYI* .. oder ähnlich. Die Fundorte beider Steine habe ich irrig zu beiden Seiten von Byblos angesetzt; bei erneutem Einsehen einer besseren Karte hätte ich rechtzeitig berichtigen können, daß sie vielmehr beide südlich von Byblos auf dem Wege nach Berytos und nur etwa 9 *km* = 6 röm. Millien voneinander entfernt liegen. Ich habe das Versehen erst jetzt bei Durchsicht der von Peter Thomsen soeben veröffentlichten Abhandlung über „die röm. Meilensteine der Provinzen Syria, Arabia und Palästina" (Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereines XL 1917, 1—102, mit einem Kartenblatt) bemerkt, einer Abhandlung, die so ungefähr das zu erfassen scheint, was unter diesem Titel als erste Vorarbeit für eine allgemeine Geschichte des syrischen Straßennetzes zur röm. Zeit erforderlich sein mag, und deren Karte vor allem

---

[1]) = tegula; bei VIII ist dem mit Druckfehlern so gesegneten Buch eine Vertauschung mit XIII einzuräumen.

die Fundstellen der Meilensteine übersichtlich verzeichnet, etwas, was auch Miller nach Kieperts und anderer Vorgang hätte anstreben sollen.

Mit jenem Versehen habe ich mir den Weg zum Verständnis der Meilenangaben auf jenen beiden Steinen verlegt. Das gesuchte Verständnis wird anscheinend — ich will nicht sagen sichergestellt, aber wenigstens von der Ferne verheißen durch einen Meilenstein, dessen Inschriften in den Mélanges de la Faculté orientale Beyrut II (1907) 337 mitgeteilt[1]) und von Thomsen S. 18 n. 9 dorther entnommen, von Miller aber überhaupt nicht erwähnt worden sind. Das könnte ja bei einem anderen Gelehrten an einem bloßen Übersehen und somit einer zufälligen Lücke seiner Aufsammlung liegen. Bei Miller aber zeigen sich kaum irgend welche Ansätze zu einem Versuch, die Übersicht über die seit Erscheinen des letzten (entsprechenden) Korpussupplements (im Jahre 1902) veröffentlichte Fundliteratur zu vervollständigen. Nicht darum darf es sich mir handeln, auf einzelne Versehen oder Übersehen in den Itin. Rom. hinzuweisen, sondern auf die prinzipielle Seite ihrer Rückständigkeit und auf die Unvollständigkeit ihrer Aufsammlung aufmerksam zu machen.

Das gesamte Material für dieses Straßenstück hat nun der gelehrte Herausgeber des jüngst gefundenen Meilensteines von Nahr el Gadir (etwa 11 *km* südlich von Beirut), der Jesuit Mouterde, und ihm folgend Thomsen, vermutlich wenigstens in der Hauptsache richtig (S. 16), dahin gewertet, daß die drei südlich und nördlich von Berytus gefundenen Steine von Antiochia ab gezählt worden sind;

der von Gisrl Mamilten	mit	*CCXV*	Millien
Nahr el Kelb	„	*CC[XVII]*	„
Nahr el Gadir	„	*[CCXX]XIIII*	„

Die erste Zahl beruht auf Kraffts Lesung (vgl. meine Bemerkung in den Gött. Anz. 1917, 117). Die Ergänzung der dritten ist durch eine etwas spätere Inschrift auf derselben Meilensäule mit ausgeschriebenem, anscheinend gleichem Ziffernbetrag recht gut gestützt und obendrein die Beziehung auf Antiochia als Ausgangspunkt der Zählung durch die Überreste des Formulars *ab Antiochia* und *colon[ia]m [Ptolemai]da* genügend gekräftigt[2]). Die zweite Zahl ist von Mouterde aus der *CCYI . .* oder ähnlich gelesenen Distanz ergänzt, nach meiner Meinung zu niedrig gegriffen; vielmehr ist meines Erachtens *CCXX* oder *CCXIX* zu erwarten, wenn nämlich die

---

[1]) Ist auch von Cagnat in der Année Épigraphique 1907 (= Revue Archéol. X 1907 p. 474) n. 194 wiederholt worden.

[2]) Vgl. zur Lesung dieser Inschrift meine Bemerkungen Num. Zeitschrift (Wien) 50. Band (1917) 48.

Ziffer von Gisr Mamilten richtig gelesen ist; daß Thomsen, der den Grundgedanken Mouterdes von der Zählung *ab Antiochea* gutheißt, S. 16 und 17, 1 die (Waddingtonsche) Ergänzung *CCXIII* einsetzen will, verstehe ich genau so wenig, wie daß er ebenda[1]) als überlieferte Lesung *XXV* (statt *CCVI..*) und als (griechisch geschriebene) zweite Meilenangabe desselben Steines μίλια ϑ ausschreibt; μίλια ist doch nicht erhalten, sondern bloß — allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit — ergänzt worden. Man sieht nur in diesem und in meinem Fall, wie wünschenswert es ist, daß man sich bei solchen Arbeiten von einem Freunde durch Mitlesen kontrollieren läßt.

Noch schwieriger fällt es, Mouterdes Berechnung der zweiten Distanzangaben beizupflichten; sie sind für den Stein

von Gisr Mamilten mit *XI* m. p.
Nahr el Kelb [μίλια] ϑ
Nahr el Gadir [*m. p. X*]*XXXVII* angegeben.

Mouterde rechnet die beiden ersten Distanzen von Berytus, also nach der dem Ausgangspunkt Antiochia entgegengesetzten Richtung; seine Ansätze

Gisr Mamilten	von Antiochia 215,	von Berytus 11	Millien
Nahr el Kelb	2[17]	9	„

ergeben somit in beiden Fällen summiert 226 Millien von Antiochia bis Berytus. Aber diese Berechnung mutet der römischen Straßenaufsicht eine unwahrscheinliche Ungenauigkeit zu, und daß Thomsen S. 16 bemerkt, die Zahl 11 „stimme nicht ganz“ zu Berytus, gibt doch zu denken. So lange kein Beweis für eklatant falsche Messungen der römischen Straßenbaumeister vorliegt, geht es nicht an, sich bei solchen Interpretationen zu beruhigen. Damit soll nicht die Möglichkeit bestritten werden, daß der antike Steinmetz Ziffern verschrieben oder verlesen habe; aber derlei Annahmen können keinen besonderen Anspruch auf Glaubwürdigkeit begründen, wenn nichts zu ihrer Bekräftigung beigebracht werden kann. Nun sind, soweit ich mit dem mir vorliegenden, jetzt während des Krieges durch die Sperrung der Kartenwerke sehr reduzierten Material dies ungefähr feststellen kann, die Fundstellen bei Gisr Mamilten und an der Mündung des Nahr el Kelb etwa 8½ bis 9 *km* = 6 Millien voneinander entfernt, und nicht wie Mouterde dies vorauszusetzen und aus der Differenz der niederen Distanzen auf beiden Meilensteinen (11—9 =) 2 Millien zu berechnen scheint.

Nimmt man, wie das bereits Mommsen getan hat, als Distanz von Byblus und Mamilten 11 und von Nahr el Kelb bis Berytus 9 Millien an, so ergibt sich als rechnungsmäßig zu erwartende Länge des Mittelstückes zwischen Mamilten und Nahr

[1]) S. 16 Zeile 5 fg.; hingegen S. 17 richtiger gegeben.

el Kelb etwa 4 Millien, da das It. Ant.[1]) als Distanz zwischen Byblos und Berytos — allerdings sehr knapp gemessen — 24 Millien ansetzt. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Steine an den von Antiochia aus gemessenen Meilenenden stehen und daß die Messungen sowohl von Berytus als auch von Byblos her aller Wahrscheinlichkeit nach korrekterweise in gemischten Zahlen (ganze Meilen und je einem Bruchteile einer Meile) hätten gegeben werden sollen und also die ganzen Zahlen, in denen die sekundäre Distanz ausgedrückt wird, Abrundungen darstellen: ob im einzelnen Falle nach oben oder unten, kann ich mit den mir heute zur Verfügung stehenden Mitteln nicht sagen. Aber so viel ist nun klar, daß die Zahlen *XI* und Θ nicht über einen Leisten geschlagen werden können.

Die sekundäre Distanz des dritten Steines, des zuletzt gefundenen, wird vom Herausgeber auf [*X*]*XXXVIII* Meilen, von Tyros her errechnet, ergänzt, also parallel zu der sekundären Zählung von Berytus her, wie sie der Herausgeber sich für die beiden anderen Steine zurechtgelegt hat.

Rechnerisch ist diese Ergänzung, die ich nicht weiter nachzuprüfen versucht habe, vielleicht möglich; ich halte sie trotzdem nicht für annehmbar, weil eine Sekundärzählung nur vom Zentrum des Gemeindegebietes, in welchem die Aufstellung erfolgen sollte, zu erwarten ist; wir haben die Wahl zwischen Berytus und Sidon (Entfernung beider voneinander nach dem It. Ant. 30, nach dem Hier. 28, nach der T P 29 Meilen), aber der Fundort liegt Berytus so viel näher (etwa 7½ *km* = 5 Meilen) als der Stadt Sidon, daß Sidon gegenüber der an Gemeindegebiet gewiß reichlich dotierten römischen Kolonie Berytus zurücktreten muß. Dann sehe ich aber nur eine Möglichkeit: man wird sich enger an die in der Inschrift genannten Ortsangaben halten müssen, und so wie die erste Zahl *234* ([*CCXX*]*XIIII*) von *Antiochia* aus zu verstehen ist, so muß doch wohl die zweite mit [*L*]*XXXVII* Meilen *coloniam* [*Ptolemai*]*da* erreichen. Freilich sind 87 Meilen anscheinend wiederum zuviel, da zwischen Berytus und Ptolemais nach dem Ausweis der Wegbücher

bis Sidon	30 It. Ant.,	28 Hier.,	29 Tab. Peut.	
Tyros	24	25	24	
Ptolemais	32	32	32	
	86	85	85	Meilen

liegen und davon obendrein noch das Stück von Berytus südwärts bis zur Fundstelle, das eben auf fünf Meilen geschätzt worden ist, abgezogen werden soll: also 87 Meilen, wo man anscheinend mit 80 bis 81 genug hat. Wenn ich trotzdem mich nicht entschließen kann, die Ergänzung [*L*]*XXXVII* aufzugeben, so

[1]) Die anderen antiken Wegbücher versagen bei diesem Wegstücke.

liegt das gutenteils an der Erwägung, daß eine spätere Straßenkorrektion (am ehesten im Gebiet von Sidon) die Entfernung verkürzt haben kann.

Um das Gesagte übersichtlich zusammenzufassen, glaube ich die Meilenzahlen der hier behandelten Steine an der von Antiochia längs der Küste südwärts verlaufenden Straße so verstehen zu sollen:

a)	CIL III 208	= Thomsen n. 4		
b)	— — 209	= — n. 7		
c)	Mouterde a. O.	= — n. 9		
a)	CCXV	von Antiochia,	XI	von Byblos
b)	CC[XX od. XIX]	— —	9	von Berytos
c)	[CCXX]IIII	— —	[L]XXXVII	von Ptolemais.

Während der reichlich anderthalb Jahre, die diese „Bemerkungen" in der Buchdruckerei zugebracht haben, ist eine Anzahl von Besprechungen der Millerschen Itin. Rom. erschienen; andere dürften in kürzerer oder längerer Zeit noch nachfolgen, und es wird sich dann wohl empfehlen, den eingangs angekündigten Plan zu verwirklichen und einen kritischen Überblick über die verschiedenen Äußerungen vorzulegen. Nur eine Ausnahme möchte schon heute am Platze sein. Sie betrifft eine Plauderei in Hermann Bahrs Tagebuch, erschienen im Neuen Wiener Journal, Sonntagsnummer vom 4. August 1918. Bahr kann sich „eigentlich kaum ein schöneres Geschenk für einen Jüngling denken" als Millers Werk, über dem er jetzt oft sitze. Er zweifelt nicht, daß seinem Jüngling „der geheime Sinn der Schönheit der TP aufgehen werde, einer Schönheit von ungeheurem Ernst, einer sittlichen Schönheit". Nicht bloß, daß die Größe Roms im Bau seiner Straßen sich offenbare, auch die weltpolitische Bedeutung seiner Mission werde durch ihn aufgehellt; Rom sei zur Herrschaft über den antiken Erdkreis durch seine Eigenart bestimmt; nie früher habe ein Staat es begriffen, daß wahre Herrschaft über ein Volk darin bestehe, daß er es zur Vollendung führe, zur Erhöhung und Befreiung: „aus jedem Blatt weht uns die alte römische Freiheit an, der Vorbote der Kirche". Was Bahr so und in anderer Form bemerkt, sind Gemeinplätze, aber darum nicht weniger Bekundungen kulturgeschichtlichen Denkens. Darin zeigt sich aber ein großer Gegensatz zwischen Bahr und Miller; hätte Miller ebenso gedacht, so wäre in seinen Itineraria Romana aus einer kritischen Bearbeitung seines Stoffes ein Bild dessen entstanden, was Rom im Laufe der Jahrhunderte durch seine Straßenbauten für die Verbindung und Verschmelzung der Völker seines orbis terrarum geleistet hat oder was es leisten wollte. Der Einblick

in die Einzelheiten dieses Systems und die Zusammenfassung der Einzelergebnisse würden die weltgeschichtliche Bedeutung des Erstarkens der römischen Kultur und Zentralregierung nach einer bestimmten Richtung hin uns verstehen lehren und zugleich zeigen, wie dieses System durch Überlastung einzelner Glieder und durch Dezentralisation endlich wieder lahm gelegt worden ist. Ein Versuch, die Geschichte dieses Entwicklungsbogens darzulegen, wäre herzlichen Dankes gewiß gewesen.

Wilhelm Kubitschek.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Dr. Kamillo Huemer, Chrestomathie aus Platon nebst Proben aus Aristoteles. Zweite, erweiterte Auflage. Wien und Leipzig 1914. Carl Fromme. Preis K 3·60.

Vier Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage konnte Huemers Chrestomathie revidiert und erweitert neu aufgelegt werden, ein Beweis für die Trefflichkeit des Buches. Die Auswahl ist, soweit sie Platon anlangt, dieselbe geblieben wie früher, bezüglich Aristoteles ist das Stück XII „Das Wesen der Tugend" bedeutend erweitert und ein neues Lesestück aus Eth. Nikom. IX 8 „Egoismus und Altruismus" sowie eine Sammlung von Aphorismen aufgenommen worden, wogegen Stück X und XVI der ersten Auflage ausschieden. Auch der da und dort gebesserte Kommentar verdient alle Anerkennung. Wenn nun in der zweiten Auflage auch die mit einigen Notizen versehene Aufzählung der Werke des Aristoteles wegfällt, so ist dies offenbar um des Ebenmaßes willen geschehen, da die erste Auflage über die Werke Platons so gut wie ganz hinwegging. Ich habe dagegen seinerzeit gelegentlich der Besprechung der ersten Auflage in dieser Zeitschrift 1911 S. 514 f. Bedenken erhoben, und wenn auch Huemer in einem der neuen Auflage beigegebenen „Begleitwort" sich offenkundig gegen mich wendet, so kann ich ihm trotzdem auch diesmal nicht zustimmen. Denn auf diese Weise hört und sieht der Schüler von der umfangreichen literarischen Tätigkeit der beiden Philosophen nichts. Für mich steht unwiderruflich fest, daß über die Werke gesprochen werden muß; nur über das Wie mag man verschieden denken. Daß auch in dieser Auflage von den Sophisten abermals nur Protagoras Erwähnung findet mit geflissentlicher Übergehung des Gorgias, halte ich nicht für richtig.

Die sorgfältige Durchsicht und der bedeutend bessere Druck wird dem schönen Buch gewiß nicht nur die alten Freunde erhalten, sondern auch neue dazu gewinnen.

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

Otto Kern, Krieg und Kult bei den Hellenen. Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg in der Aula der Universität am 12. Juli 1915. Zweiter, durch Anmerkungen vermehrter Abdruck. Halle a. S. 1917, M. Niemeyer. 28 S. 8°. Preis geh. 80 Pf.

„Der Dämon des Krieges ist eine Schöpfung des griechischen Geistes", und der Krieg ist dem Denker von Ephesos „Vater und König aller Dinge". Trotzdem hat es in Griechenland lange Zeit keinen ausschließlichen Kriegsgott gegeben, sondern als Verleiher des Sieges erscheinen die großen Stammesgottheiten, Zeus, Athene, Artemis „die Schlächterin", Apollon, Poseidon, Hades, selbst Demeter, „die Göttin mit dem güldenen Schwerte", und Triptolemos, „der Dreimalkrieger". Doch schon Homer kennt einen Gott, „dessen ganzes Wesen nur dem Kriege gilt", und zwar seiner verderblichen Wirkung; es ist der urgriechische Ares, „der Schädiger". Im Grunde ist auch er (mehrfach bei Homer Ares = Krieg) nur eine Personifikation wie die wilden und furchtbaren Gestalten, die ihm zugesellt sind, Deimos, der Aressohn Phobos, die Göttin des Streites Eris u. a. m. Neben diese Schöpfungen griechischer Phantasie treten die aus Thrakien eingeführten kriegerischen Gottheiten Engo, Engalios und die grimme Bendis. Aber auch die Heilgötter und Heilheroen stehen in enger Beziehung zum Kriege, allen voran Asklepios, dann seine Söhne Machaon (von μάχη) und Podaleirios, die Kämpfer und Ärzte zugleich sind. Der ganze Heroenkult wurzelt in der Verehrung der Helden, die ihr Leben für andere hingegeben haben. Götter und Heroen erscheinen im Glauben der Hellenen als Helfer im Kriege, so bei Marathon und Salamis. Wirkungsvoll wird am Schlusse an die doppelte Eris bei Hesiod erinnert.

Graz. J. Mesk.

Carl Robert, Oidipus Geschichte eines poetischen Stoffs im griechischen Altertum. Erster Band mit 72 Abbildungen, 587 S., Zweiter Band (Anmerkungen und Register) mit 17 Abbildungen, 204 S. Berlin 1915, Weidmannsche Buchhandlung. Preis 25 M.

Der üppige Sagenkranz, der sich um die Gestalt des Oidipus geschlungen hat, mit unstillbarer Triebkraft fortwucherte und immer neue Knospen trieb, hat seine Blumen auf Bild und Lied der Griechen in reicher Fülle hingestreut. Die dankbare Aufgabe, die verstreuten Blumen zu sammeln und sie wieder zum Kranze zu flechten, konnte nur ein Mann lösen, der in den Geist der griechischen Sprache, Literatur und bildlichen Überlieferung gleich tief eingedrungen war. Wenige waren hiezu in solchem Maße berufen wie Karl Robert. Es ist ein hoher Genuß, dieses Werk mit seinem Schatz an Gelehrsamkeit, der Frische seiner Beobachtungen, der Durchsichtigkeit seiner Beweisführung, der

Meisterschaft in der Kunst, die einzelnen Zeugnisse zu deuten und in Beziehung zueinander zu setzen, auf sich wirken zu lassen; und alle die zahllosen Fragen sagengeschichtlicher, religiöser, literarischer, topographischer Art, die zur Sprache kommen, erfahren wo nicht endgültige, teilweise überraschende Beantwortung, so doch entscheidende Förderung und Klärung. Ja bis in den Wortlaut hinein erstreckt sich der Gewinn, den unsere Erkenntnis ihm verdankt; und wenn sich auch R. durch das Streben, keiner Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen, stellenweise zu längeren Abschweifungen verleiten läßt, so verdient selbst das nur Dank und Anerkennung, weil jeder seiner Abstecher ein lohnendes Ziel verfolgt. Wohltuend wirkt auch die Umsicht, mit der die wissenschaftliche Literatur herangezogen und verwertet wird.

Gewiß sind nicht alle Schlußfolgerungen zwingend, manche Deutungen dem Wortlaut abgenötigt, und so ernstlich er bemüht ist, namentlich in verwickelten Fällen auf alle Möglichkeiten einzugehen und erst nach reiflicher Erwägung, die er bis ins einzelne vor dem Leser auszubreiten pflegt, seine Entscheidung zu treffen, fehlt hie und da dem letzten Wort die Durchschlagskraft der Überzeugung, weil er nicht immer der frei schaffenden Phantasie des Volkes und des Dichters, die sich nicht streng an logische Grundsätze bindet, hinlänglich Rechnung trägt; aber selbst da birgt die rein verstandesmäßige Analyse ihren Wert in sich. Mathematischer Sicherheit spottet überhaupt das zarte, feinverästelte Spinngewebe einer griechischen Sage; und weiß der Techniker im voraus zu berechnen, wie schwer das Gewicht sein darf, das ein dünner Faden noch zu tragen vermag, ohne zu reißen, die Sagenforschung kann nur durch unermüdlich wiederholte Versuche und Nachprüfungen Klarheit darüber gewinnen.

Neun Jahre bekennt R. mit der Abfassung dieses Buches beschäftigt gewesen zu sein, und diese neun Jahre haben eine ausgereifte Frucht getragen, deren wir uns rückhaltslos freuen dürfen. Das Buch mit seinen acht Abschnitten (I die Kultstätten des Oidipus, II die Sphinx, III Oidipus König von Theben, IV Eteokles und Polyneikes und der Bruderkrieg, V das Epos, VI das Drama *a*) die thebanische Trilogie des Aischylos, *b*) der erste Oidipus des Sophokles, *c*) der Oidipus des Euripides, *d*) die Antigone des Sophokles, *e*) die Antigone des Euripides, *f*) die Phoinissen des Euripides, *g*) der zweite Oidipus des Sophokles, VII Oidipus (bei den übrigen Tragikern und in der Paradoxographie, VIII Oidipus in der Mythographie), wozu noch zwei Anhänge über die Aigiden und den Kolonos hippios kommen, zerfällt in zwei Hauptteile, von denen der eine die Sage in ihre Bestandteile zerlegt, jedem Element auf seinen letzten Grund zu kommen sucht und die verschiedenartige, großenteils wider-

spruchsvolle Verbindung, in die diese Elemente eingetreten sind, vorführt und erklärt, während sich der zweite Hauptteil auf dem Gebiet der literarischen Forschung bewegt. Allerdings ist es auch hier wesentlich Gestalt und Bestand der Sage in den einzelnen Dichtungen und Schriftwerken, was R. aufzeigt und mit bewundernswertem Scharfsinn ergründet; doch kommt daneben die literarische Betrachtung der gegenseitigen Abhängigkeit der Denkmäler keineswegs zu kurz.

Es würde zu weit führen, aufs einzelne einzugehen, die sicheren oder wahrscheinlichen, die überraschenden und die bestechenden Ergebnisse aufzuzählen, hier unbedingte Zustimmung, dort Bedenken zu äußern oder gar das kunstvoll geschlungene Gewebe des Forschers wieder aufzulösen. Ich möchte vielmehr mit dem Bekenntnis schließen, durch das Buch ungemein tiefgehende und vielseitige Anregung empfangen zu haben, und mit dem Wunsche, daß auch die Mittelschule, die mehrfach Gelegenheit hat, auf die Oidipussage einzugehen, das Werk ausgiebig verwerte.

E. Kalinka.

Corpus medicorum Latinorum *editum consilio et auctoritate instituti Puschmanniani Lipsiensis. Vol. I. A. Cornelii Celsi quae supersunt recensuit Fridericus Marx. MCMXV Lipsiae et Berolini in aedibus.* B. G. Teubneri. 8°. CXIV und 484 Seiten.

Es gibt ein stattliches Schrifttum medizinischen Inhaltes in lateinischer Sprache; wenn wir absehen von den geringen Resten aus den Enzyklopädien Catos und Varros, so begegnet uns als erste erhaltene lateinische *Medicina* das umfangreiche Werk des Enzyklopädisten Celsus in acht Büchern; in der *Naturalis historia* des älteren Plinius gibt es soviel medizinischen Inhaltes, daß es als ein eigenes Werk aus dem Ganzen ausgezogen und vielfach verändert als *Medicina Plinii* ein eigenes Dasein führt. Den berühmten Arzt der methodischen Schule *Soranus* kennen wir zum größten Teil nur in den lateinischen Bearbeitungen des Numidiers *Caelius Africanus* und eines gewissen *Caelius Antipater.* Dazu kommen *Scribonius Largus, Serenus Sammonicus, Marcellus Empiricus, Theodorus Priscianus, Cassius Felix* und *Anthimios*, endlich aus dem 8. Jahrhundert n. Chr. lateinische Übersetzungen von Werken des Hippokrates, Galenos, Oribasios und Alexander von Tralles. Alle diese Schriften liegen nur zum kleineren Teile in ausreichenden neueren Ausgaben vor, manche in ganz alten, bisweilen auch in den Bibliotheken schwer zugänglichen Texten. Endlich gehört noch die lateinische Tiermedizin hieher. Eine zusammenfassende Sammlung, sozusagen eine Zentralfundstätte, dieser umfangreichen Literatur mit Verwertung des gesamten urkundlichen Materiales gab es bisher nicht, wobei wir natürlich von den

alten, auch unvollständigen und textkritisch unzureichenden Sammelwerken der *Medici veteres Latini* von Aldus 1547 und H. Stephanus 1567 mit Recht schweigen. So ist es erfreulich, daß das Puschmanninstitut in Leipzig den Entschluß faßte, entsprechend dem neuen Korpus der griechischen Ärzte ein solches der lateinischen zu schaffen und besonders gut traf es sich, daß gleich der erste Band der neuen Sammlung gerade den *Celsus*, bearbeitet von Marx, bietet. Dieser Gelehrte, bereits 1890 durch seine Arbeiten zur antiken, insbesondere lateinisch geschriebenen Rhetorik auch zum Studium des *Celsus* geführt, hatte schon seit langem eine Ausgabe dieses Autors in Vorbereitung; schon 1905 und 1906 ist er mit der Vergleichung der Haupthandschriften beschäftigt gewesen und da er so offenbar nicht für das medizinisch interessierte *corpus Puschmannianum* arbeitete, hat er den gesamten literarischen Nachlaß des *Celsus* verarbeitet und behandelt.

Die Ausgabe bietet umfangreiche Prolegomena mit einem *Conspectus praefationis* (bis S. CX), einen Index der behandelten Stellen und der Druckfehler der Ausgabe (S. CXI—CXIV), die *Testimonia veterum* (S. 1, 2), dann folgt der Text der Enzyklopädie des *Celsus* (S. 3—422), und zwar zunächst die sicher nachweisbaren Fragmente der *Agricultura* (S. 513), für die *Columella* die Hauptfundgrube ist. Den Hauptteil des Buches bildet der Abdruck der 8 Bücher *De medicina*. Es wird der Text, der handschriftliche Apparat und wichtige sachliche Parallelüberlieferung aus der antiken medizinischen Literatur geboten; Hippokrates, Galen, Plinius, Caelius Aurelianus u. a. begegnen uns da (S. 14—410). Eingeleitet wird diese Abteilung durch eine Seite (15) *codicum signa*, ferner werden zu jedem Buche die im Kod. J (vgl. unten) erhaltenen Kapitelüberschriften abgedruckt, endlich seien noch die anatomischen Tafeln S. 148, 149 (Querschnitte durch den Körper), S. 320 (Auge), 365 (Kopf), 367 (Skelett), 368 und 369 (menschlicher Körper) erwähnt. Daran schließen sich die Fragmente aus der Rhetorik (S. 411—421). Schon während Marx' Wiener Lehrtätigkeit hat sich einer seiner Schüler auf seine Veranlassung um die Rhetorik des *Celsus* bemüht (J. Wöhrer, Diss. phil. Vind. VII 81 ff.) und 1913 der Bonner W. Schäfer in seinen *Quaestiones rhetoricae* neuerdings mit ihr beschäftigt. Marx berücksichtigt zwar diese Vorarbeiten, geht aber in der Sammlung der Fragmente ganz selbständig vor, indem er sich davor hütet, aus gewagten Kombinationen neue Bruchstücke zu erschließen. Von der Abteilung *De re militari* der Enzyklopädie besitzen wir nach Marx kein sicheres Fragment; er druckt daher die sonst dafür gehaltene Steile aus Lydus *De mag. I* 47 (S. 421) nur in Klammern ab. Darauf bietet er noch das Fragment aus der Einzelschrift des Celsus *De bello Parthico* (S. 421) und ein

Spurium (S. 422). Es folgt ein *Conspectus operis* (d. h. der *Medicina*, S. 413—430). Das Werk beschließen die reichen, sorgsam gearbeiteten Indizes: 1. *Nomina propria* (S. 431 bis 436), 2. *Vocabula Graeca* (S. 437—443), 3. *Vocabula Latina* mit dem Untertitel *Res memorabiles* (S. 444—484).

Kehren wir zu den Prolegomena zurück, die in einem, wie wir es bei Marx aus seiner Herenniusausgabe kennen, charakteristischen Latein, das an die Schreibweise guter Humanisten gemahnt, geschrieben sind. Hier handelt Marx mit genauer Kenntnis der ganzen einschlägigen Literatur und bemüht, stets auf die Primärquelle zurückzugehen, über die literarischen sprachlichen und handschriftlichen Probleme, die die Celsusforschung stellt: so vor allem über das Leben des Celsus, dann auch über die Zeit, da die einzelnen Teile des Werkes veröffentlicht wurden; dabei will Marx einen genaueren Terminus (18—39 n. Chr.) für die *Medicina* aus Parallelen mit Ovid gewinnen. Ausführlich untersucht er das vielfach erörterte Problem des Aufbaues der gesamten Enzyklopädie des Celsus. Wenn er aber mit Hilfe der Annahme einer Glosse in Quint. Inst. or. XII 11, 24 für diese nur 4 Teile festlegt, so ist schon, um von anderen Bedenken hier nicht zu reden, der Ausgangspunkt seiner Untersuchung anzuzweifeln. Ebensowenig kann ich, was hier nur angedeutet sei, Marx in der Frage nach den Quellen der *Medicina* folgen, die er eingehend (S. LXXIV—XCIV) behandelt. Er vertritt das Einquellenprinzip und glaubt durch eine freilich ganz originelle Kombination aus Parallelen mit *Caelius Aurelianus* einen griechischen Arzt *T. Aufidius Siculus* als direkte Vorlage erschließen zu können, dessen Werk Celsus übersetzt habe.

Überzeugend dagegen in der Methode und im Ergebnis sind seine Auseinandersetzungen über die handschriftlichen Grundlagen des Celsus, es sind Darlegungen, die in ihrer Klarheit an die Arbeiten der Meister unserer Wissenschaft erinnern. Marx benützt in diesem Teil der Prolegomena (S. XXI—LXIII) die auch schon von früheren Gelehrten zum Teil herangezogene Humanistenkorrespondenz und zeigt, daß unser Autor 1425 aus einem jetzt verlorenen, stark mit Lücken durchsetzten, am Schlusse verstümmelten Exemplare bekannt wurde, das Mattia Lupi besessen hat; von seiner Konkubine entlieh es Panormita, so erhielt Nicolaos Nicoli Kunde von der Handschrift und schrieb sie, wie Marx aus einer Bemerkung Poggios in einem Briefe an Nicoli erschließt (21. Okt. 1426 Rom), zu Sienna ab; diese Abschrift ist der erhaltene Kodex Laur. 73, 7 (J). Die Handschrift ist sorgfältig geschrieben und gibt auch die von einem gelehrten Arzte (wohl des 5. Jahrh.) an den Rand des Archetypus beigefügten Inhaltsangaben wieder, die dann als Kapitelüberschriften den einzelnen Büchern in J vorangehen; diese Anmerkungen sind zu einer Zeit beigeschrieben, als der Archetyp

von J noch vollständig war und können so zur Ergänzung des Inhaltes, besonders der Hauptlücke verwertet werden. Die Lücken in seinem Apographon erkannte schon vielfach Nicoli und ergänzte sie soweit als möglich im Jahre 1431 aus dem 1427 entdeckten, im 9. Jahrh. geschriebenen Laur. 73, 1 (F). Anderseits wurden die Lücken in F von Pallavicini 1465 ergänzt und zwar nicht, wie man früher glaubte, aus dem Archetyp von J, sondern direkt aus J (Marx p. XLVII). Mit F stimmt in den Lücken und ferner in einer Versetzung von Seiten überein der später bekannte, am Schlusse verstümmelte Vat. 5961 (V) aus dem 9. Jahrh.; sie stammen aus derselben Vorlage. Aus V sind dann die Exzerpte in Cod. Par. 7028, 10. Jahrh. (P) geflossen; es enthält dieser Kodex eine Sammlung von Exzerpten medizinischen Inhaltes. Marx untersuchte mit reichem Ertrag die auf Celsus bezüglichen Exzerpte. Namentlich ist seine Beweisführung wichtig, daß die Sprache und Bildung des Schreibers zu Änderungen der Vorlage führten. Während man bisher, besonders nach dem Vorgang Traubes geneigt war, *Joannes Scotus (Erigena)* als Autor anzunehmen, zeigt Marx durch Verwertung der genannten Abweichungen, durch Interpretation eines in der Subskriptio erhaltenen Gedichtchens und mit Hilfe der Zeitgeschichte, daß der Schreiber beziehungsweise Autor der Kalabreser Mönch Johannes ist, der für kurze Zeit als Johannes XVI. den Stuhl Petri innehatte (997/998) und Lehrer Ottos III. gewesen war. Ob P die direkte Niederschrift des Johannes oder nur ein Apographon ist, hat Marx noch nicht entscheiden können.

Alle Forscher waren bisher der Ansicht, daß diese Handschriften (F, V, P, J) aus demselben Archetyp geflossen seien; der Grund für diese Annahme bildet die in allen Handschriften vorhandene Lücke IV 27, 1 D. Diese Lücke, über deren Inhalt die Kapitelangaben (über die Blase des Weibes und Blasensteine) in J Aufschluß geben, konnte Marx freilich nur zum kleinsten Teil ergänzen, aber er zeigt durch eine scharfsinnige Kombination der ursprünglichen Zeilenzahl in der Vorlage und durch Ausnützung der Bemerkungen Nicolis, daß das Zusammentreffen nur Zufall ist und die Lücke in FV anders aussah als im Archetyp von J. Anderseits ergibt eine genaue Untersuchung der Fehler in diesen Handschriften, daß sie doch einen gemeinsamen Zusammenhang haben. Als eine zweite Quelle für den Archetyp aller Celsushandschriften kommt aber einzig und allein ein versprengtes Stück aus einem von Muscio (5. bis 6. Jahrh.) nach Soranus verfaßten Hebammenbuch in Betracht. Auch alle zahlreichen Celsushandschriften des 15. und 16. Jahrh. untersuchte Marx; während man, so noch Sabbadini, geneigt war, in manchen direkte Abschriften aus der Quelle des Nicoli zu erkennen, zeigt Marx, daß sie aus J direkt, manche vielleicht aus dem von

Pallavicini redigierten F stammen, also für die Texteskonstitution nicht in Betracht kommen. Er baut also den Text nur auf F, V, J und P, der die oft nicht mehr zu erkennenden Buchstaben von V vermittelt, auf.

Doch die bisher erschienenen Celsusausgaben müssen noch kurz charakterisiert werden, damit es deutlich werde, daß wir erst in der vorliegenden Ausgabe die erste wirkliche Edition unseres Autors besitzen. Die ersten Ausgaben waren noch ohne Kenntnis der handschriftlichen Grundlage willkürliche Drucke, auch die wegen der divinatorischen Kritik wertvolle Ausgabe des großen Arztes und Hippokratesforschers Antonides von Linden. Da aber im 18. Jahrh. Morgagni und Bianconi die alten Handschriften kennen lernten und beschrieben, konnte Targa 1769 eine wertvolle Ausgabe liefern; nur V kannte er noch nicht. Auch in seiner zweiten Ausgabe 1810 nützte er diese Handschrift noch nicht voll aus; zudem ist er über den Wert der Handschriften des XV. und XVI. Jahrh. noch nicht zur Klarheit gekommen. Diese beiden Ausgaben sind leider im Original ganz selten (z. B. in Wien, Universitätsbibliothek, nicht vorhanden), dagegen durch Amsterdamerdrucke der Gebrüder Lüchtmanns und in der Bipontina verbreitet. Auch de Renzi kam über Targa nicht hinaus; die jetzt allgemein verbreitete Ausgabe Darembergs (Teubnertext) aber genießt ihren Ruhm mit Unrecht; Daremberg hat, wie Marx zeigt, weder von den Handschriften noch von den Ausgaben die für einen Editor notwendige Kenntnis der Primärquellen und ist ganz von de Renzi abhängig, so daß seine Ausgabe einen Rückschritt gegen die Targas bedeutet.

In der Textesgestaltung ist Marx sehr konservativ, es glückt ihm noch, Fehler der Überlieferung, besonders Lücken aufzudecken; diese ergänzt er im Apparat. Darin gibt er nicht nur über die *varia lectio* den genauesten Aufschluß, sondern verzeichnet auch gewissenhaft jeden Urheber einer aufgenommenen Lesart und erleichtert durch mannigfache Hinweise das Verständnis des Textes. In diesem wird der Zustand der Überlieferung durch Klammern und Typenwechsel sorgsam angedeutet. Kurz und gut, wir haben jetzt ein wirkliches Abbild der Überlieferung vor uns.

Auch Sprache und Stil des Autors interessieren naturgemäß Marx; er handelt darüber in den Prolegomena (S. XCV—CXIV). Hier sei nur auf eine interessante Entdeckung hingewiesen. Nachdem schon Ilberg Neue Jahrb. XIX (1907) 387 auf die Klauseln und Rhythmen im Stile des Celsus aufmerksam geworden war, untersucht diese Marx genau und entdeckt nicht weniger als fast 140 reine mit Cäsur gebaute Senare, gegen 50 ohne Cäsur. Als Vorbild für den Stil glaubt Marx *Valerius Messala* erschließen zu können. Für die in den Prolegomena

angestellten Untersuchungen bieten dann die grammatischen und stilistischen Partien der Indizes reiche Belege.

Die Ausgabe repräsentiert sich auch äußerlich gut; die vornehme Ausstattung, der schöne Druck sind ein Beweis dafür, daß die Offizin Teubner ihrerseits alles tat, um das Äußere des Buches dem Inhalt entsprechend zu gestalten. Auch ein Lichtdruck schmückt das Buch; er ist die Reproduktion eines Kupferstiches Rembrandts, der den schon erwähnten Celsusherausgeber van Linden darstellt.

Zum Schlusse noch ein Wort an die Leser dieser Zeitschrift. *Celsus* als Autor dürfte zunächst dem Lehrer der lateinischen Sprache am Gymnasium gleichgültig sein, aber mit Unrecht. Ich möchte jedem Lateinlehrer die Lektüre dieses Autors empfehlen; gerade die Fachschriftsteller der Römer erfreuen durch ihre Sachlichkeit. Unser Autor, der *medicus Ciceronianus*, weiß seinen Stoff so klar und anschaulich darzustellen, daß nach dem Urteile der Historiker der Medizin sein Handbuch noch für unsere Zeit interessant ist. Ihm gelingen Wendungen, die in der von ihm geprägten Form den Charakter von Sentenzen haben: z. B. *Dubia spes certa desperatione potior* oder *ab uno medico multos non posse curari* oder *officium esse medici, ut tuto, ut celeriter, ut iucunde curet* und dazu die Bemerkung *id votum est, sed fere periculosa esse nimia et festinatio et voluptas solet.* Für den Lateinlehrer, der doch auch künftige Studenten der Medizin bildet, kann es nicht gleichgültig sein, wenn er selbst die lat. Terminologie dieser Wissenschaft kennen lernt; auf die Schüler strömt dann unwillkürlich etwas gelegentlich über und so kann die nicht unberechtigte Klage über geringe Vokabelkenntnis unserer Mediziner eher zum Verstummen gebracht werden. So mag es denn berechtigt erscheinen, wenn wir diese Ausgabe auch für die Anschaffung der Lehrerbibliotheken empfehlen.

Wien. Dr. Alfred Kappelmacher.

J. W. Bruinier, Minnegesang. Die Liebe im Liede des deutschen Mittelalters. „Aus Natur und Geisteswelt" Nr. 404, B. G. Teubner. 1913. 1 M. 25 Pf.

Der Verf. hat bereits in der gleichen Sammlung Wesen und Geschichte des „deutschen Volksliedes" klar und allgemein verständlich behandelt und scheint sich mit dem vorliegenden Bändchen ähnliche Popularisierungszwecke gesetzt zu haben. Deshalb vermeidet er neue Aufstellungen und begnügt sich damit, unter Beibringung anerkannter Forschungsergebnisse die verschiedenen Typen des Minnegesanges und seine Hauptvertreter eindringlich zu charakterisieren. Zahlreich eingestreute Proben

(besonders reichlich von Walther und Neidhart) mit Glossar sollen dem Leser ein persönliches Urteil ermöglichen; nur tut, glaube ich, Bruinier in erklärenden Anmerkungen manchmal des Guten zu viel, wenn er z. B. seine eigenen Worte kommentiert: S. 39 daktylisch = „lang, kurz, kurz, wie in Goethes Hermann und Dorothea“, worauf noch zwei weitere Anmerkungen verweisen, oder S. 63 *laudator temporis acti* = „Lobredner der Vergangenheit“. — Nach der Seite des Sachlichen tritt deutlich die Absicht zu Tage, zwischen extremen Anschauungen zu vermitteln und nach vorsichtiger Überprüfung der verschiedenen Beweisgründe nur einigermaßen Gesichertes zu bieten. So folgt Bruinier für die vorgeschichtliche Zeit bei deutlicher Sympathie für die Lehren Scherers doch weniger den radikalen Becker und Burdach als den maßvollen „Anfängen“ Schönbachs. Immerhin entwirft er ein genugsam buntes, an Gattungen — Liebesstreit, Abschiedsklagen, Lieder der Erwartung, Klagen der Verlassenen, Liebesgruß durch Boten — reiches Bild von der Dichtung der Frühzeit. Aus „des Minnegesangs Frühling“ faßt Bruinier die Lieder von Kürnberg, die er im Anschluß an Joseph zu einem Liederkranz ordnet, Regensburg, Meinloh, Rietenburg und Dietmar von Eist als ihrer Form („In Kürenbergerswise“) und ihrem Charakter nach ursprünglich deutsch zusammen, weil er in ihnen noch das natürliche Verhältnis zwischen dem herrschenden Mann und der ergebenen Frau bewahrt sieht, doch stellt er den beginnenden Umschwung bei Rietenburg und Dietmar fest. Die zu diesem Umschwung führenden provençalischen Einflüsse werden nach Wechssler geschildert und anschließend die künstliche Formbildung und die Ergebnisse des schmachtenden Frauendienstes eingehend gewürdigt. Die ihm ergebenen Dichter werden in drei Gruppen vorgeführt. In der ersten erscheint nebst einigen kleineren Verwandten im Tone Friedrich von Hausen, dessen durchgeistigtes und echt adeliges Wesen glücklich herausgearbeitet wird; weniger notwendig finde ich die genaue Inhaltsangabe seiner drei Liederkränze, bei deren Anordnung Bruinier zum Teil von Müllenhoff abweicht. Die zweite Gruppe beherbergt einen einzigen, den großen Außenseiter Heinrich von Morungen, Bruiniers Liebling. Ob aber diese Vorliebe den Verf. dazu verführen durfte, Heinrichs sicherlich wunderschönes Taglied 143, 22 Walthers „Under der linden“ vorzuziehen und letzterem gar einen inneren Widerspruch aufzudisputieren, ist zumindest fraglich. Im übrigen hat es Bruinier verstanden, uns seine Aufstellung zweier Frauendienste Morungens mit sieben Liederkränzen recht plausibel zu machen und uns von Morungens hoher, auf tiefer Empfindung aufbauender, nur leider durch den Frauendienst und Hausens Geistigkeit geschädigter Kunst zu überzeugen. — Die dritte Gruppe vereinigt die in der Form bereits rein deutschen Minne-

sänger von dem etwas zu hart beurteilten (vgl. Pfaff und Vogt) und zu kurz abgefertigten Reimar bis zu Walther, der großenteils nach Burdach gewürdigt wird; auf ihn geht vor allem die überzeugende Darstellung von Walthers Verhältnis zum Frauendienst und die Einschätzung der Lieder der „niederen Minne" als Entwicklungsstufe zurück. Die ganze Größe Walthers kommt bei Bruinier nicht zur Geltung, weil er ihn nur in seinem Wirken als Minnesänger schildert. — Die beiden Schlußkapitel gelten, ohne wesentlich Neues zu bringen, dem Abstieg und Neidhart. — Um des vielen Wissenswerten willen kann das anregend geschriebene Büchlein allen, die zu den umfangreichen Quellenwerken oder zu Pfaffs größerer Auswahl (K. N. L. 8 $_{1, 2}$) keinen Zugang haben, angelegentlich empfohlen werden.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Emil Ermatinger, Gottfried Kellers Leben. Stuttgart und Berlin 1915, Cotta.

Für das äußere Leben Kellers war man bisher auf das dreibändige Sammelsurium von Baechtold angewiesen, das in- und durcheinander gearbeitet eine Biographie, Briefe und Tagebücher des Meisters selbst, persönliche Erinnerungen des Verfassers, umfängliche Materialien und Entwürfe Kellers enthielt, für die Analyse seiner Werke neben Einzeluntersuchungen und den naturgemäß knappen Bewertungen der modernen Literaturgeschichten im wesentlichen auf die schönen Vorlesungen Kösters; eine auch nur annähernd vollständige Gesamtausgabe fehlt noch und kann durch die seit 1889 immer wieder unverändert aufgelegte Ausgabe letzter Hand nicht ersetzt werden. Keller selbst war auf Verleger, Herausgeber, Biographen und Erklärer keineswegs gut zu sprechen. Den Erstgenannten hat er in seiner Saumseligkeit die Arbeit sehr erschwert, das Geschäft schlimm geschädigt und ihren Mahnungen Grobheiten entgegengesetzt, für die künftigen Herausgeber erfand er die gallige Bezeichnung „Nachlaßmarder" und belegte jeden künftigen Neudruck des „Urheinrich" ebenso mit seinem Fluche wie das Erörtern seiner ursprünglichen Pläne und Entwürfe überhaupt, seinem Biographen schleuderte er das polternde Wort entgegen: „Sie zählen meine Räusche". So hat denn Baechtold in pietätvoller Rücksichtnahme auf Kellers eigene Wünsche und die zu besorgende Empfindlichkeit mancher noch Lebenden sich eine je länger, je peinlicher fühlbare Beschränkung auferlegt und auch Briefe und Aufzeichnungen Meister Gottfrieds ängstlich zensuriert. Sein Werk ist obendrein noch seit geraumer Zeit vergriffen und nur mehr in einem von seiner Witwe besorgten Neudruck zu erhalten, der aber nur Baechtolds Wortlaut (ohne Kellers Hinterlassenschaft) enthält. So besteht ein dringendes Bedürfnis nach einer tunlichst vollständigen Aus-

gabe der Werke, Briefe und Tagebücher, dem sich Nachlaß-verwaltung und Verlagsbuchhandlung nicht länger entziehen konnten, und damit war auch die Zeit gekommen, Baechtolds naturgemäß unzulänglichen ersten Wurf durch eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende Neuschöpfung zu ersetzen, die nunmehr in einem stattlichen, 677 Seiten umfassenden Bande vorliegt, losgelöst von den Briefen, Tagebüchern, Entwürfen und Materialien. Die ersteren sollen in zwei weiteren Bänden, stark vermehrt, baldmöglichst nachfolgen, die letzteren für eine gleichfalls in Kürze zu erwartende kritische Ausgabe aufgespart werden. Der Verf. der neuen Biographie, der natürlich Baechtold stark benützen, in persönlichen Dingen auch seitenweise zitieren, in der Analyse der Werke aber ganz selbständig vorgehen mußte, ist Emil Ermatinger, legitimiert zu dieser Arbeit durch seine schöne Studienausgabe des „Urheinrich". Er stellte sein Werk vor allem auf eine breite Basis, indem er mit einer Gründlichkeit, die fast an Minors Schiller heranreicht, nicht nur die literarischen Voraussetzungen eines jeden Werkes nach Form und Inhalt lückenlos zusammentrug, sondern auch den Mann und sein Schaffen aus den Zuständen seiner Zeit und seines Heimatlandes hervorwachsen ließ, was bei einem so stark politisch gerichteten Dichter und bei den für den Ausländer nicht ohneweiters klaren inneren Zuständen der Eidgenossenschaft und des Kantons Zürich im speziellen doppelt notwendig war. So informiert er uns über alles Wissenswerte (und einiges darüber) bei sämtlichen Leuten, die in Kellers Gesichtskreis traten, bienenfleißig weist er nicht nur die Originale zu Kellers Figuren, sondern auch die Herkunft ihrer Namen nach, indem er z. B. einen Heinrich Lee aus Glattfelden im Rechnungsbuch von Kellers Vater aufgabelt oder eine Judith Keller, die später nach Amerika auswanderte. Des Dichters Schaffen wird auf seine in schweren inneren Kämpfen unter dem Einfluß Feuerbachs errungene diesseitige Weltanschauung zurückgeführt und auf die Formel der Gegenüberstellung von natürlicher Freiheit und sittlichem Zwang gebracht: „Die Handlung wendet sich überall zum Guten, wo die Natur, mit der Sittlichkeit eins, frei waltet. Der Konflikt ist unlösbar, wo beide auseinanderklaffen" (S. 605). Nach diesem Grundsatz wäre dann die grundstürzende Änderung des Schlusses beim „Grünen Heinrich", deren Vorbereitung von Ermatinger sehr fein nachgewiesen wird, auf einen Umschwung der Anschauungen des Dichters über das Sittlichmögliche zurückzuführen. Prächtig wird Kellers mannhaftes Wesen mit einer auf Goethe gemünzten epigrammatischen Wendung in einem Briefe an Kinkel (1857) belegt: „Es skandiert sich am Schwertgriffe der Freiheit mindestens so leicht als auf dem Nacken einer Römerfrau" (S. 613) und mit vollem Recht Baechtolds Urteil vom mangelnden Wohlwollen Kellers gegen sich und andere (klingt

hier nicht eine Spur persönlicher Verletztheit durch?) mit Berufung auf Siegmund Schott, Marie von Frisch, geb. Exner und Paul Heyse sowie dem treffenden Hinweis auf Kestners, Herders, der Frau von Stein ähnlich unbillige Äußerungen über Goethe zurückgewiesen (S. 659 f.). Kellers Scheitern am Drama wird sehr ansprechend aus der Passivität seines eigenen Charakters erklärt, dem Gedankenlyrik und episch-ruhige Betrachtung eher eignete als die rasch zupackende Faust des Dramatikers. Vielleicht hat Keller aus der im Unterbewußtsein schlummernden Erkenntnis des eigenen Mankos Schiller so hoch gepriesen — gelegentlich auch auf Goethes Kosten. Ermatingers Darlegungen sind — und das ist wohl das größte Lob, das gespendet werden kann — immer ihres Gegenstandes würdig; soll ich besondere Glanzstücke herausheben, so wäre die eindringende Analyse der „Sieben Legenden" (S. 442—484) und die schonungslos herbe, aber treffende Charakteristik der Münchner Schule (S. 611) zu erwähnen. Gelegentlich glückt ihm ein den Gegenstand knapp erledigendes epigrammatisches Wort: „Auch für Keller war wie für Goethe hauptsächlich das Auge das Organ, wodurch er die Welt in sich eindringen ließ" (S. 34, weniger präzis wiederholt auf S. 138). „Die Mittelmäßigkeit, auch wo sie Tüchtiges leistete, besaß für Keller keine erlösende Kraft, da auch der noch Unfertige sie potentiell überragte und ihre Unzulänglichkeit durchschaute" (S. 75). „Herwegh sendet einen Schauer gefiederter Pfeile ins Blaue, Keller schlägt mit dem Morgenstern drein, daß jeder Hieb sitzt" (S. 145). „Keller besingt (in der Sammlung von 1846) eine Liebe, die keinen Mittag kennt, sondern nur einen Morgen, der unmittelbar in die Nacht des Todes versinkt. Auch in den Naturgedichten sucht man umsonst nach Darstellungen der Mittagstimmung" (S. 147). „Das Wesen (der Phantasie Hegels) war Fernsicht, nicht Nachsicht" (S. 199). Ähnlich treffend nennt er den Roman einmal ein Kautschukgefäß, dessen Wände sich nach Belieben dehnen und biegen lassen (S. 262) und den Charakter des Helden in einem dramatischen Entwurf Kellers „allzu undramatisch, weil allzu normal" (S. 272). Dagegen überschätzt er wohl die tastenden Jugendanfänge von Kellers Erzählungen. Auch die mittelalterlichen Belege für Extravaganzen in der Kleidung genügen nicht, um die Barttracht der Ritter Maus und Guhl in den „Sieben Legenden" „nicht allzu grotesk" erscheinen zu lassen; im Gegenteil, es ist satirische Absicht des Dichters, seine Vertreter des Franzosentums und des Panslawismus möglichst grotesk zu charakterisieren. Wenn übrigens auf S. 482 Ritter Maus als Guhls Gegner bezeichnet wird, so soll es wohl „Gegenstück" heißen. Vielleicht liegt hier ebenso ein Druckversehen vor wie auf S. 47, Z. 15 ff. v. u., wo zwei Sätze unverständlich geworden sind; handelt es sich um ein Aquarell oder ein Ölgemälde oder zwei Bilder, die

denselben Gegenstand darstellen? — Die gerechten Kammacher bereiten sich vor, wenn der achtzehnjährige Keller seinem Freunde Johann Müller den Gebrauch des Wortes „tugendhaft" als eines kleinlichen, ärmlichen, frömmelnden Dinges verweist; aber aus der Briefstelle von 1845, die Ermatinger auf S. 55 zitiert, geht nicht hervor, daß er sogar acht Jahre später bereits die Unehrlichkeit des Jugendgenossen erkannt hätte. Der Adressat ist derselbe Künstler, dessen Bleistiftzeichnung des dreiundzwanzigjährigen Keller, die einen weit über sein Alter Gereiften zeigt, die Biographie schmückt. Das Buch macht ebenso wie Keller selbst spärlich, aber dann und wann doch Gebrauch von Schweizer Idiotismen; mir fielen auf: „Er zankte den Freund" (S. 55, Z. 6 v. o.); „öhmden" (S. 60, Z. 13 v. u.); „ins Tirol" (S. 81, letzte Zeile); „Polizeier" (S. 167, Z. 9 v. o.); „beorfeigen" (ebd., Z. 5 v. u.).

Im Ganzen ist das schöne Werk die würdige Eingangspforte zu der hoffentlich durch den Krieg nicht allzulang verzögerten kritischen Gesamtausgabe. Eine prinzipielle Einwendung wäre nur gegen die zahlreichen Wiederholungen in Datenangaben, Zitaten und Charakteristiken von Personen aus Kellers Bekanntenkreis zu machen, die doch gar zu sehr mit unaufmerksamen Lesern rechnen. So war gewiß das echt Kellersche Wort vom „zweigeschlechtigen Tintentier", das er auf Stahr und Fanny Lewald münzte, zu erwähnen; muß es aber jedesmal wiederkehren, sooft von dem Paar die Rede ist? Diese Wiederholungen, von denen jede einzelne wenig Platz einnimmt, beanspruchen zusammen soviel Raum, daß bei ihrem Wegfall wohl die Anmerkungen und Register, die erst im dritten Bande folgen sollen, deren Fehlen aber vorläufig die Benützung der Biographie sehr erschwert, hätten untergebracht werden können.

Triest. Alfred Nathansky.

Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden von Theodor Lindner, Professor an der Universität Halle. Neunter Band. Die Zeit Bismarcks. Die außereuropäischen Staaten. Die letzten Jahrzehnte des alten Europa. Der Ursprung des Weltkrieges bis zu den Kriegserklärungen. Wien und Berlin 1916, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. In 8° (XIV und 523 S.).

Der vorliegende Band bildet den Schlußband der Lindnerschen „Weltgeschichte". Schon Polybius würdigt die Bedeutung der Universalgeschichte, indem er sagt, daß man sie aus den Einzelgeschichten so wenig entnehmen, als man aus der Betrachtung der einzelnen Teile eines sezierten Leichnams auf die Schönheit des menschlichen Körpers, dem sie angehörten, schließen könne. Als erster Darsteller der zeitgenössischen Universalhistorie wird schon Tjainni, ein im besonderen Vertrauen Tutmes III. und seiner beiden Nachfolger stehender Be-

amter, gelten dürfen, wie erst mit Tacitus die Universalgeschichte im Altertum endet. In der Neuzeit hat es Eduard Meyer erst vor kurzem ausgesprochen, die Grundlage und das Ziel aller geschichtlichen Forschung im begrenzten Detail könne immer nur die Universalhistorie sein. Diese verfolgt die fortgesetzte Entwicklung und bewegt sich in einer Folge, in der die Geschichte der verschiedenen Nationen sich über die Einzelheiten in ausgreifender, kurz zusammenfassender Erzählung mit weitem Schwunge hinwegsetzen muß. Ihr kommt es besonders darauf an, durch Analyse die den einzelnen Zuständen und Institutionen zugrunde liegenden Entwicklungstendenzen und die ihre innere Struktur bildenden Entwicklungsreihen aufzuspüren. Denn es kann als sicher gelten, daß trotz allen Widerstreits in der Geschichte, in der Logisches auf Unlogisches, Hohes auf Niedriges folgt, trotz alles Unfaßbaren, das allen Menschenwitz gebunden zeigt durch unberechenbare Ereignisse, unter dem verworrenen Getriebe das Durchleuchten einer höheren Ordnung und einer ständigen Entwicklung unverkennbar ist, die allerdings niemals vor unvorhergesehenen Hemmungen und tatsächlichen Durchkreuzungen geschützt ist. Denn die Geschichte ist eben nur eine Ereignis- und keine Gesetzeswissenschaft und der Historiker höchstens ein „rückwärts gewandter Prophet", der zwar den Zusammenhang des Vergangenen zu ergründen, niemals aber Regeln für den Verlauf der Zukunft aufzustellen vermag. Der Universalhistoriker muß also vor allem darauf ausgehen, die großen Zusammenhänge zu erfassen, die treibenden Kräfte in der Tiefe aufzufinden, den Wust der Tatsachen durch Ideen zu beleben. Er muß von dem Glauben an eine der ganzen Menschheit zugeteilte Gesamtaufgabe erfüllt sein. Er darf nie vergessen, daß es über dem Wirken der Individuen ein Wirken der Gesellschaft als Resultat aus allen Individuen zusammengenommen gibt, und er darf daher neben der auf das Singuläre des Menschen als eminenter Persönlichkeit gerichteten auch die kollektivistische auf das Generische gerichtete Methode nicht vernachlässigen.

Th. Lindner wird diesen Anforderungen nicht nur gerecht, er verbindet auch einen hohen Standpunkt und weite Ausblicke stets mit kritischer Vorsicht und männlicher Wahrhaftigkeit und hütet sich vor jeder eigenbrödlerischen Willkür noch so geistreicher, gekünstelter Konstruktionen. Bei aller Objektivität und Unbefangenheit gerät seine Darstellung doch nie in die seit Johannes v. Müller zur Mode gewordene, weltbürgerliche Kälte, die in jeder nationalen Regung schon eine Fehlerquelle der Forschung erblickt und vor der schon Polybius warnt, indem er bei einer Polemik gegen die zeitgenössischen Schriftsteller es in ganz unzweideutiger Form ausspricht, daß der Geschichtschreiber dem schwankenden Zünglein der Gerechtigkeitswage in zweifelhaften Fällen zugunsten des heimischen Staates nachhelfen

dürfe. Lindner weiß, daß die beste und wahrhaftigste Geschichte nur unter den Pulsen wärmsten Herzensblutes geschrieben werde. Wirklich Wichtiges, Nachwirkendes ist mit sicherer Hand in den Vordergrund gerückt, der kaum übersehbare Stoff in lebendiger, nirgends brüchiger Darstellung verarbeitet und der Schutt der Werkstätte unter lesbarer, gefälliger Form verborgen. Lindner versteht es, populär zu schreiben, ohne jemals platt zu werden.

Im Anschlusse an dieses allgemeine Urteil lassen wir noch einige den Inhalt des Buches teils ergänzende, teils berichtigende Notizen folgen.

An O'Donnells Stelle wurde erst 1867 Narvaez berufen. — Die durch das Patent vom 26. Februar 1861 verordnete „Verfassung" ist als angebliche „Ergänzung" des Oktoberdiploms unter dem Namen des „Februarpatents" bekannt. — Friedrich VII. von Dänemark starb im Jahre 1863, nicht 1867. — Die Bundesexekution über Holstein erfolgte durch einen Beschluß am 7. Dezember (nicht am 8. Oktober) 1863. — Das Bündnis zwischen Österreich und Preußen zur gemeinsamen Befreiung Schleswigs wurde am 14. Januar (nicht am 16.) 1864 abgeschlossen. — Besonders treffend scheint uns die volle, aber niemals in blinde Anbetung ausartende Wertung Bismarcks als eines Mannes, der nicht seinem eigenen Zwecke, sondern einer großen Sache dient, der in einer zusammenbrechenden Welt seinen Standpunkt behauptet und der sich im wildesten Laufe Einhalt tut. Es ist zweifellos eine Verirrung, wenn einige Historiker in den „großen Männern" der Geschichte nicht mehr erblicken als die Etikette, die den Ereignissen den Namen gab. Anderseits sei aber daran erinnert, daß L. v. Ranke in seinen späteren Lebensjahren den Einfluß der großen Männer immer geringer anschlug und vor Überschwenglichkeit der Einschätzung sollten schon Bismarcks eigene Worte bewahren: „Der Mensch kann den Strom der Zeiten nicht schaffen und nicht lenken, er kann nur darauf hinfahren und steuern mit mehr oder weniger Geschick, kann Schiffbruch leiden und stranden, und auch zu guten Häfen kommen." Man wird also Lindner beistimmen, daß Bismarck Österreich kaum 1866 in den Krieg trieb, wenn er auch einen solchen Zusammenstoß schon sehr frühe geahnt hat. — Mit Recht wird die Angabe, König Wilhelm habe 1870 Benedetti gleich auf der Emser Brunnenpromenade kräftig abgefertigt, als Legende bezeichnet und in Abrede gestellt, die „Emser Depesche" habe eine Fälschung begangen. Lindner hält es auch für ausgeschlossen, daß Bismarck die Kandidatur Leopolds von Hohenzollern angestiftet und im vorhinein sie als *casus belli* zu benützen beabsichtigt habe. Er hält es als unklar, wie weit der Anteil der Kaiserin Eugenie an dem letzten Entschlusse zum Kriege gereicht habe und die Gründe dafür, warum der endgültige Beschluß für die Einberufung der fran-

zösischen Reserven in der Nacht erfolgte, für „nicht recht deutlich“. Nicht erwähnt ist bei Lindner die zweite Audienz Benedettis am 11. Juli, und zu berichtigen ist, daß König Wilhelm den bekannten Brief Werthers aus Paris schon erhalten hatte, als er Benedetti durch den Fürsten Radziwill die spanische Thronfolgeangelegenheit „als erledigt“ erklären ließ. — Zur Entlassung Bismarcks trug auch der Umstand bei, daß der Kaiser Wilhelm II. zur Beratung über eine Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes die Grundsätze seiner Arbeiterschutzpolitik einem ohne Bismarcks Vorwissen einberufenen Kronrate vortrug, daß er seine sozialpolitischen Erlässe ohne des Kanzlers Gegenzeichnung veröffentlichte, und daß dieser die Aufforderung des Kaisers, er solle ihm vorher Bericht erstatten, ehe er Abgeordnete (wie Windthorst) zu politischen Besprechungen empfange, zurückwies. — Die Veröffentlichung der Tagebücher Kaiser Friedrichs III. durch Prof. Geffken und Bismarcks vergeblicher Versuch, sie als Fälschung hinzustellen, hätte kurze Erwähnung verdient. — Der „Königmacher“ General Prim starb nicht am 30. November, sondern am 30. Dezember 1870. — Canovas übernahm für den Prinzen Alfons XII. nicht die provisorische „Präsidentschaft“, sondern die provisorische Regentschaft. — Alfons XIII. wurde am 17. Mai und nicht im März 1886 geboren. — Der Ministerpräsident der Königin Maria Christine während der Minderjährigkeit Alfons' XIII. war bis 1890 und seit 1892 nicht Serrano, sondern Sagasta. — Die Bezeichnung Ferrers als Idealisten ist wohl sehr unzutreffend, wenn man dessen schurkisches Verhalten gegen seine Frau und gegen das von ihm beherrschte und getäuschte Fräulein Meunier erwägt, deren ihm zur Gründung eines Säuglingsheims hinterlassenes Vermögen er mißbrauchte. — Der Abolitionist John Brown starb nicht „auf dem Galgen“, sondern „auf dem Schaffot“. — England war während des amerikanischen Sezessionskrieges durch die Blockade der südlichen Häfen zum Nachteil der europäischen Baumwollkonsumenten empfindlich berührt. Daher standen die englischen Regierungskreise mit ihren Sympathien auf Seiten der Sklavenhändler; die Masse der Nation aber neigte dem Norden zu. Napoleon III. hätte für den Süden interveniert, wenn er England zur Mithilfe bereit gefunden hätte. — Es kann bereits als sicher (nicht bloß als Vermutung) angesehen werden, daß die das Sinken des „Maine“ verursachende Explosion im Innern des Schiffes entstanden und nicht durch eine spanische Mine hervorgerufen worden sei. Es war während des Unfalls kein Offizier an Bord und die Amerikaner haben ihr eigenes Schiff in die Luft gesprengt, um einen Vorwand für den Bruch mit Spanien zu schaffen und ihre Habsucht zu verschleiern. — Bei der Darstellung der Entwicklung des Panamerikanismus durften die Namen Henry Clays und John Qu. Adams nicht fehlen und

hätte der erste panamerikanische Kongreß in Panama 1826 erwähnt werden müssen. — Die mexikanische Kaiserfrage bot ein echtes Schulbeispiel für die Anwendung der Monroedoktrin in ihrer ersten ursprünglichen Gestalt. — Es war anzuführen, daß die Teilnahme der Union 1884 an der Kongokonferenz in Berlin einen Bruch der Monroedoktrin bedeutete. Auch ist die panamerikanische Zusammenkunft in Philadelphia 1897 übergangen. — Lindner ist unparteiisch genug, anzuerkennen, daß, obgleich ein großer Teil des englischen Reichtums aus der indischen Quelle floß, dennoch die Ansicht nicht gerechtfertigt ist, England sauge Indien systematisch aus. — Hervorhebenswert ist die Bemerkung, daß im britischen Königreich das Kabinett der eigentliche Regent des Landes ist. Dagegen wird man gegen die Behauptung, es sei in England „eine sehr nützliche Sitte, in die äußeren Angelegenheiten das Parlament möglichst wenig hineinreden zu lassen“, seine Bedenken haben dürfen. Viel einleuchtender ist die Wahrnehmung, daß die Engländer nur nationalen Hochmut kannten und daß dieser das Staatsgefühl und das Bewußtsein der Pflichten gegen das Ganze überwucherte, wie daß der Staatsgedanke gegen die egoistischen Triebe keine Kraft gehabt habe. Ebenso richtig dürfte es sein, daß die englischen Kapitalisten und der grundbesitzende Adel mehr und mehr „zu behäbigen Rentnern geworden seien, die ein Drohnenleben führen“, bei denen der Sport, „die englische“ Volksleidenschaft und in seiner Einseitigkeit auch ein Schaden, fast alle freie Zeit beanspruchte. Trotzdem, meint Lindner, dürfe man nicht übertreiben und glauben, daß die Briten deswegen verloren und an ihrer Volkskraft rettungslos geschädigt seien. — Das Homerule-Projekt Asquiths im April 1912 war nicht nach Gladstones Vorbild, soweit wagte er nicht zu gehen. — Zum Entgegenkommen Englands gegen Irland trug auch die Casablanca-Affäre und die Furcht vor Deutschland bei. — Die Bewaffnung der Ulsterleute unter Carson wie die der Irländer der ganzen Insel erfolgte nicht, um sich zu schlagen, sondern nur, um auf die endgültigen Entscheidungen in Westminster einen Druck zu üben — Lindner hält es für fraglich, ob Eduard III. auf offenen Krieg gegen Deutschland hinarbeitete. — Recht interessant ist, daß Sir Edward Grey Muße fand, als leidenschaftlicher Angler ein Buch über das Angeln mit künstlichen Fliegen zu schreiben.

Es sei noch auf das Schlußkapitel, welches die Erzählung bis zu den Kriegserklärungen führt, besonders hingewiesen, dessen lichtvolle Darstellung durch inzwischen hinzugekommene Dokumente und Tatsachen immer größere Bestätigung findet. Man wird es dem Verf. lebhaft nachfühlen, wenn er am Schlusse darüber seine schmerzliche Enttäuschung äußert, daß ihm das weitere „Wort abgeschnitten sei durch die Greuel des Krieges,

durch die Störung des völkerrechtlichen Zusammenwirkens, durch den Gegenschlag gegen alle Ideale des verflossenen Jahrhunderts". Man muß sich mit unserem Autor damit trösten, daß die Menschheit nicht ewig im Fieber liegen kann, sondern, wenn auch erst in einiger Zeit, die Genesung folgen wird.

Wien. Josef Frank.

Die Seele des Menschen. J. Rehmke, vierte, völlig umgearbeitete Auflage. 36. Bd. der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Leipzig. Teubner.

Wie die Naturwissenschaft in deskriptiver Weise sich mit den physischen Vorgängen erfolgreich beschäftigen kann, ohne dem metaphysischen Begriff der Materie z. B. näher zu treten, so hat sich der größte Teil derjenigen Gelehrten, welche empirische Psychologie betreiben, von dem schon von Kant ausgesprochenen Satze leiten lassen: „ob die Seele eine einfache Substanz sei oder nicht, das kann uns zur Erklärung der Erscheinungen derselben ganz gleichgültig sein". Dieser so orientierten Psychologie, „der Psychologie ohne Seele", wie sie genannt wurde, gegenüber verteidigt Rehmke in der sehr umgearbeiteten 4. Auflage seines obigen Werkchens die Annahme einer Seelensubstanz als Ausgangspunkt jeder Psychologie. Das Verhältnis von Seele und Leib betrachtet der Verf. als eine Einheit von völlig ungleichartigen Einzelwesen, die miteinander in Wirkenszusammenhang stehen. Dieses Ergebnis gewinnt der Verf. aus den Erwägungen, die den Unterschied zwischen Einzelwesen und der Bestimmtheit festzustellen suchen. Nach diesen ist Einzelwesen Einziges, Bestimmtheit Allgemeines, jenes Veränderliches, dieses Unveränderliches. Einfache Bestimmtheit ist unzerlegbare, zusammengesetzte, die in Allgemeines (z. B. Gestalt schlechtweg) und eine Besonderheit (runde Gestalt) zerlegbare Bestimmtheit des Einzelwesens, das einfache Einzelwesen selbst aber das, was nicht wieder in Einzelwesen zerlegbar ist, wenn es auch als Einzelwesen eine Einheit von mehreren Bestimmtheiten darstellt. Es ist daher ein unvergängliches Einzelwesen.

Die „Seele" als Unkörperliches ist ihm ein Gegebenes, als solches kann es nicht Bestimmtheit sein, weil das von Halbmaterialisten und Monisten in dem Worte „Seele" zusammengefaßte unkörperliche Allgemeine als besondere Bestimmtheit des unkörperlichen Einzelwesens erkannt werden müsse. Da aber das unkörperliche Empfinden und Fühlen gegeben sind, und zwar als Bestimmtheiten eines Einzelwesens, ihre ebenfalls gegebene Einheit, in der sie besondere Bestimmtheiten sind, aber nicht wieder eine Bestimmtheit sein kann, so müsse diese Einheit ein Einzelwesen sein. Da aber der „Mensch" eine Einheit des körperlichen Einzelwesens (Leib) und des unkörperlichen (Seele) ist, so ist er nicht anders zu begreifen denn als eine

Einheit von völlig ungleichartigen Einzelwesen, die miteinander in Wirkenszusammenhang stehen.

Der Verf. stellt nun in seiner Erörterung über das Wesen der Seele diese als einfaches Einzelwesen dem zusammengesetzten Einzelwesen (dem Körper) gegenüber, woraus sich ihm auf Grund seiner allgemeinen Erörterungen über den Unterschied von einfachen und zusammengesetzten Einzelwesen die Unvergänglichkeit der Seele ergibt. Positiv bezeichnet, nicht bloß verneinend wie bisher, bestimmt er die Seele als „Bewußtsein". Auch an diesem sucht der Verf. nachzuweisen, daß es weder Bestimmtheit noch Bestimmtheitsbesonderheit, aber auch nicht Beziehung, daher ein bewußtes Einzelwesen sei. Da wir von dem Seelenwesen drei Bewußtseinsbestimmtheiten und die ursächliche Selbstbeziehung auf eine vorgestellte Veränderung kennen, also Wahrnehmen = Vorstellen, Lust und Unlust haben, Unterscheiden = Vereinen und das Wollen, die Seele also als gegenständliches, zuständliches, denkendes und ursächliches Bewußtsein, und das „Subjekt der Seele" nichts anderes ist als die einheitstiftende Bestimmtheit jedes Seelenaugenblickes, von dem sich das Seelensubjekt als besonderes Allgemeines dadurch unterscheidet, daß es sich nicht in Allgemeines und Besonderes zergliedern läßt (ein einfaches Allgemeines), so beruht das, was die einzelnen Seelen verschiedene Einzelwesen sein läßt, nur auf den verschiedenen Besonderheiten, in denen die gegenständliche, zuständliche und denkende Bewußtheitsbestimmtheit sich finden.

Auf Grund dieser Feststellungen über das Seelenwesen baut der Verf. seine den 2. Teil des Büchleins füllenden Betrachtungen über das Seelenleben auf, indem er das Bewußtsein in denjenigen Bestimmtheiten bespricht, in denen es sich verändert; denn Seelenleben bedeute Veränderung der Seele. Daher beschreibt er zunächst die Seele 1. als gegenständliches Bewußtsein, als wahrnehmend und vorstellend, 2. als zuständliches Bewußtsein, als Lust und Unlust habend, 3. als denkendes Bewußtsein, als denkend, d. i. nach dem Verf. unterscheidend und vereinend, 4. als ursächliches Bewußtsein, als wollend. Hiemit ist eine Psychologie auf Grund der metaphysischen Darlegungen des ersten Teiles Gegenstand dieses 2. Abschnittes, in dem namentlich die Position des Verf.s in der Abweisung der materialistischen Ansichten über die Seele als körperliches, als Bestimmtheit des menschlichen Einzelwesens, endlich als Wirkung oder „Funktion" des Gehirns noch klarer hervortritt.

So klar an sich die Erörterungen des Verf.s sind, so muß Ref. dem Eindrucke Raum geben, als ob jener durch seine Ausführungen über „Einzelwesen" und „Bestimmtheiten" das alte Problem der „Substanz", welcher Terminus ängstlich vermieden ist, und der „inhärierenden Eigenschaften" nur verhülle, nicht löse. Jedenfalls ist in der Frage, ob rationale spekulative Psy-

chologie oder empirische (seelenlose) Psychologie zu bedeutenderen Ergebnissen führe, nichts zur Entkräftigung der Meinung vorgebracht, daß man auch zur Erkenntnis des Seelischen, des Seelenlebens gelangen könne, ohne darüber klar geworden zu sein, „was unter Seele überhaupt zu verstehen sei". Die vorliegende 4. Auflage zeigt, abgesehen von vielen bestimmteren Fassungen des Textes, eine schon durch entsprechende Überschriften der einzelnen Abschnitte des 1. Teiles (I. Das Seelenwesen, 1. Das Einzelwesen usw.) durchsichtigere Gliederung. Dabei fällt auf, daß der Verf. die früher auf S. 13 enthaltene Übersichtstafel über „das Sein oder das Gegebene überhaupt" in dieser Auflage fallen ließ.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Über das Wirken des deutschen Unterausschusses der internationalen mathematischen Unterrichtskommission.

Mit dem kürzlich herausgegebenen „Gesamtregister der Schriften des deutschen Unterausschusses der internationalen mathematischen Unterrichtskommission“ ist ein Unternehmen zum Abschluß gebracht worden, das als eine epochale und gewaltige Leistung deutscher Forschung und Gründlichkeit betrachtet werden und dessen Tragweite schon heute ermessen und gewürdigt werden kann.

Es erscheint im gegenwärtigen Zeitpunkte angemessen, auf die Geschichte und den Werdeprozeß dieses Unternehmens des näheren einzugehen und die Phasen in den bezüglichen Arbeiten hervorzuheben.

Der Plan, eine Darlegung des mathematischen Unterrichtes aller Stufen anzubahnen, wurde auf dem vierten internationalen Mathematikerkongreß, der im Jahre 1908 zu Rom tagte, gefaßt. Der gefaßte Gedanke fiel auf fruchtbaren Boden; denn die Forscher fast aller Kulturstaaten auf dem Gebiete der Mathematik und gewiegte erfahrungsreiche Lehrer dieses Gegenstandes nahmen diesen Gedanken mit Feuereifer auf und strebten, dem Unternehmen ihre volle Kraft zu widmen. Es entwickelte sich ein reger gegenseitiger Gedankenaustausch in allen jenen Unterrichtsfragen, die auf den Gegenstand Bezug nehmen, so daß das internationale Gepräge des Unternehmens gesichert schien. In einer Versammlung, die in Brüssel stattfand, auf dem Kongresse in Mailand, auf dem internationalen Mathematikerkongresse in Cambridge, endlich noch kurz vor dem Ausbruche des Weltkrieges zu Ostern des Jahres 1914 auf einer Konferenz, die in Paris abgehalten wurde, fand unter Männern der Wissenschaft und Lehre manch wertvolle Besprechung über Fragen des mathematischen Unterrichtes aller Schulgattungen statt.

Überblickt man die gegebenen Anregungen, die bis zum heutigen Tage erfolgte Durchführung des aufgeworfenen Planes, so gelangt man zu dem uns mit berechtigtem Stolz erfüllenden Ergebnisse, daß Deutschland die gestellte Aufgabe in gründlichster Weise aufgenommen und in gelungener Weise gelöst hat. Die im Teubnerschen Verlage erschienenen

Publikationen der internationalen mathematischen Unterrichtskommission erscheinen wohl geeignet, dem Leser ein vollständiges und abgerundetes Bild aller den mathematischen Unterricht betreffenden Fragen zu geben.

Die Arbeit der deutschen Forscher stand unter den denkbar günstigsten Auspizien: Der Leiter des Unternehmens war Felix Klein, der schon dessen Plan aufstellte. Gehört dieser Mann zu den bedeutendsten deutschen Gelehrten auf dem Felde der Mathematik, der an der Universität Göttingen Schule gemacht hat, aus der treffliche und hervorragende Schüler hervorgingen, so muß auch anderseits hervorgehoben werden, daß Klein allen Problemen des Unterrichtes das regste Interesse entgegenbringt und sie mit der ihm eigenen Schärfe und Gründlichkeit erfaßt. Diese doppelte Eigenschaft Kleins, ferner seine Rastlosigkeit, sein Entgegenkommen, das er seinen Mitarbeitern erwies, die er ausgewählt hatte und in jeglicher Hinsicht förderte, prädestinierten ihn als Leiter des großen Werkes der mathematischen Unterrichtskommission und ihm sowie dem hellen Blicke und der Opferwilligkeit des weltberühmten Verlegers ist es zu danken, daß das schöne Werk vollkommen gelungen ist und achtunggebietend genannt werden muß.

Die Schriften des deutschen Unterausschusses der internationalen mathematischen Unterrichtskommission umfassen „Abhandlungen über den mathematischen Unterricht in Deutschland“, herausgegeben von Felix Klein, ferner „Berichte und Mitteilungen“ in zwei Folgen, herausgegeben von W. Lietzmann.

Was die Abhandlungen betrifft, so erschienen diese in fünf Bänden beziehungsweise neun Teilbänden. Der erste Band (mit fünf Heften) umfaßt die Arbeiten über den mathematischen Unterricht an den höheren Schulen in Norddeutschland, der zweite Band (mit acht Heften) bezieht sich auf den mathematischen Unterricht an den höheren Schulen in Süd- und Mitteldeutschland; im dritten Bande, der in drei Teilbänden erschienen ist, werden Einzelfragen des höheren mathematischen Unterrichtes zur Sprache gebracht. Von den besonders wertvollen Arbeiten in diesem Bande sind hervorzuheben jene von R. Schimmack über die Entwicklung der mathematischen Unterrichtsreform in Deutschland mit einem sehr bedeutungsvollen Einführungswort von Klein, weiters die Arbeit von M. Gebhardt, betreffend die Geschichte der Mathematik im mathematischen Unterricht an den höheren Schulen Deutschlands, und die schöne Arbeit von W. Lorey über das Studium der Mathematik an den deutschen Universitäten seit Anfang des 19. Jahrhunderts.

Im vierten, in zwei Teilbänden herausgegebenen Bande wird die Mathematik an den technischen Schulen betrachtet. Hiebei werden im besonderen die deutschen mittleren Fachschulen der Maschinenindustrie, die deutschen bautechnischen Fachschulen, die deutschen Navigationsschulen, die niederen gewerblichen Lehranstalten in Deutschland, die kaufmännischen Lehranstalten, die Hochschulen für besondere Fachgebiete in Erwägung gezogen und auch der mathematischen Ausbildung der deutschen Landmesser, ferner der Architekten, Chemiker und Ingenieure an den deutschen technischen Hochschulen gedacht.

Der fünfte Band nimmt auf den mathematischen Elementarunterricht und die Mathematik an den Lehrerbildungsanstalten Bezug. Auch dieser Band ist in zwei Teilbänden erschienen.

Die „Berichte und Mitteilungen" hatten ursprünglich den Zweck, die Entwicklung der Arbeiten im Deutschen Reiche anzuzeigen, gleichzeitig aber Orientierung zu geben über den Zusammenhang dieser Arbeiten mit den analogen jener der fremden Staaten, die der internationalen mathematischen Unterrichtskommission beigetreten waren. Im Laufe der Zeit fand eine Erweiterung des ursprünglichen Programmes in dem Belange statt, als Berichte über Versammlungen und Kongresse (so z. B. jene von W. Lietzmann über die Versammlung in Brüssel und die Kongresse in Mailand und in Cambridge) Aufnahme fanden. Neben der ersten Folge der „Berichte und Mitteilungen" finden wir in dem großartig angelegten Gesamtwerke eine zweite Folge derselben, die leider der Fortsetzung harrt, bis die durch den Weltkrieg hervorgerufenen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt sein werden. Wie die beiden dieser zweiten Folge angehörenden Schriften über den mathematischen Unterricht in Dänemark (A. Rohrberg) und über den mathematischen Unterricht in England (G. Wolff) lehren, war der Zweck dieser zweiten Folge, vergleichende Studien zwischen den Schuleinrichtungen Deutschlands und der anderen Länder dem Leser vorzuführen.

Das uns vorliegende „Gesamtregister der Schriften des deutschen Unterausschusses der internationalen mathematischen Unterrichtskommission" stellt eine äußerst sorgfältige und mühevolle Arbeit des Ehepaares E. und K. Körner vor, die bei dieser Arbeit durch die Geheimräte Gutzmer, Klein, Stäckel und Oberrealschuldirektor Lietzmann in wirkungsvollster Weise gefördert wurden. In Anbetracht des umfangreichen Werkes erwies sich die Anlage des Gesamtregisters als eine unabweisliche Notwendigkeit. Es mußte eben ein Führer geschaffen werden, um aus demselben zu erfahren, wo sich der Leser in jeder einzelnen auftauchenden Frage im Gesamtwerke Rat und Orientierung holen kann. Das Gesamtregister zerfällt in zwei Teile: Der erste Teil umfaßt nach Bänden und Heften geordnet eine systematische Inhaltsangabe aller Schriften der deutschen internationalen mathematischen Unterrichtskommission. Um einen gleichmäßigen Überblick zu ermöglichen, sind die Register den einzelnen Heften zum Teil gekürzt entnommen, zum Teil sind sie ergänzt worden. Sehr wertvoll ist auch die Darstellung des Inhaltes der Abhandlungen über die Volksfortbildungsschulen, Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten und höheren Schulen in Tabellen (höhere Knabenschulen, höhere Mädchenschulen, Volksschulen, Mittelschulen, Sonntags- und Fortbildungsschulen, Lehrerbildungswesen[1]). Dadurch wird eine leichte Orientierung nach Bundesstaaten und nach

[1]) Die höheren Knabenschulen entsprechen unseren Mittelschulen, die höheren Mädchenschulen unseren Mädchenlyzeen, die Mittelschulen ungefähr unseren Bürgerschulen.

sachlichen Gesichtspunkten ermöglicht. In letzterer Beziehung sei erwähnt, daß die Tabellen auf Geschichtliches, Allgemeines, Organisation, Statistik, gegenwärtige Stunden- und Lehrpläne, Methodisches, Reformbewegung, Lehrbücher, Schulprüfungen, Lehrerausbildung und Lehrerfortbildung hinweisen. Außerdem ist noch in Tabelle 2 die Koedukation, in Tabelle 3 die normale Volksschule und jene mit Nebenzwecken berücksichtigt worden. In Tabelle 5 ist die Gliederung nach Sonntags- und allgemeinen Fortbildungs-Schulen, nach kaufmännischen Fortbildungsschulen und nach gewerblichen Fortbildungsschulen vorgenommen worden. Zu bemerken ist, daß diese Tabellen sich nicht streng nach der Bandeinteilung richten. So greifen z. B. die Tabellen des ersten und zweiten Bandes auf den fünften Band über, während umgekehrt mehrere Tabellen dieses Bandes Stoffe aus früheren enthalten. Die Angaben der Titel und der vollständigen Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Hefte, die sowohl den Abhandlungen als auch den Berichten und Mitteilungen angehören, im ersten Teile des Gesamtregisters sind so gehalten, daß aus ihnen leicht auf den Inhalt geschlossen werden kann.

Der zweite Teil des Gesamtregisters, der infolge zahlreicher Hinweise auf den ersten Teil kürzer gefaßt werden konnte, umfaßt ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis, das nach Stichwörtern geordnet ist. Es mußte hiebei eine weise Beschränkung eintreten: so sind viele Einzelprobleme nicht besonders genannt worden, sondern wurden allgemeineren subsumiert. Auf diese Weise sind wir auch in der Lage, die Fülle des in den Abhandlungen und in den Berichten und Mitteilungen Gebotenen zu erkennen. In den Stichwörtern fehlen Personennamen gänzlich; Ortsnamen sind nur dann als Stichwörter gebraucht worden, wenn es sich um Hochschulorte handelt. Die Hinweise bei den Abhandlungen beginnen mit der römischen Ziffer des betreffenden Bandes, die beigesetzte indische Ziffer bezeichnet das Heft dieses Bandes. Bei den Berichten und Mitteilungen ist der umgekehrte Vorgang eingehalten.

Beschlossen wird das große, in der Literatur vielleicht einzig dastehende Werk durch ein Schlußwort von Klein und Lietzmann, das den Titel führt: „Zum Abschluß der Berichte und Mitteilungen“. Es wird in diesem Nachworte ausgeführt, daß durch dieses Werk „zum ersten Male ein alle Stufen deutscher Schulen umfassendes Bild jenes gewaltigen Bauwerkes gegeben wurde, das wir mathematischen Unterricht nennen: Der breit ausladende, das Ganze gründende Unterbau der Elementarschulen, der wuchtig den äußeren Charakter des Baues betonende Mittelbau der höheren Schulen und mittleren Fachschulen, der in den Himmel ragende Oberbau der Universitäten und Hochschulen — sie alle sind nicht einfach übereinander gestellt, sondern ineinander und durcheinander gefestigt“. Der Wunsch, daß die Zukunft auch für die anderen Unterrichtsfächer eine solche Gesamtübersicht bringen möchte, ist, weil im Interesse der einzelnen Unterrichtsfächer und der Schule im ganzen gelegen, gerechtfertigt und erscheint durch gewisse Gegenwartsströmungen, z. B. durch die Errichtung des Berliner Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht beziehungsweise der Haupt-

stelle für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, der Verwirklichung einigermaßen näher gerückt.

In den nunmehr abgeschlossenen Schriften der internationalen mathematischen Unterrichtskommission tritt die Beziehung der Mathematik zu den anderen Wissenschaften, die der ersteren nicht entraten können, deutlich zu Tage, es wird — wie die Verfasser des Nachwortes sehr richtig aussprechen — die „gegenseitige Bezugnahme und Befruchtung" der in Betracht kommenden Disziplinen dargetan.

An allen Stellen des Werkes tritt uns das große Problem der Lehrerbildung entgegen, ein Problem, das in allen Schulgattungen mit Vorsicht und beharrlicher Fürsorge gepflegt werden muß. Die Darstellung des mathematischen Unterrichtes in den verschiedenen Staaten, in den Einzelstaaten des Deutschen Reiches wird wertvolle Anregungen für große organisatorische Arbeiten auf diesem Gebiete, aber auch für die „methodische Kleinarbeit" geben.

Nach dem großen Weltkriege, der uns noch vor kurzer Zeit umtobte und der Erschütterungen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Wirkens hervorgebracht hat, wird auch für die Schule die Aufgabe herantreten, dort bessernd einzutreten, wo sich Lücken und Schwächen unter der Wucht der Verhältnisse, in denen wir leben, geltend gemacht haben. Abstrakte Entwicklungen im mathematischen Unterricht haben eine noch immer im Wesen der Sache nicht begründete Herrschaft. „Der Krieg hat vielen, leider noch nicht allen, die Augen geöffnet über die Erdenschwere der Mathematik. Technik und Volkswirtschaft stützen sich zu einem wesentlichen Teil auf richtig verstandene Mathematik" rufen die Verfasser des Nachwortes aus. „Ein Blick auf die Verhältnisse im Ausland belehrt uns," sagen die Verfasser im weiteren Verlaufe ihrer Ausführungen, „daß die Mathematik, wie überhaupt die mit ihr in gleicher Linie stehenden exakten Wissenschaften, in anderen Ländern eine viel größere öffentliche Geltung besitzen als gerade bei uns, die wir in der Ausbildung an dem Übergewicht der sprachlichen Schulung, in der Verwaltung an der Alleinherrschaft der rechtswissenschaftlichen Vorbildung leiden. Wirtschaft und Krieg verlangen, daß das anders wird. Unsere Volkswirtschaft hat es bisher, wie es scheint, durchaus noch nicht verstanden, die Kräfte der Mathematik genügend in ihren Dienst zu stellen: in Steuerfragen, Tariffragen, bei statistischen Aufnahmen wird das Zahlenmäßige meist mehr nach dem Gefühl als aus mathematischen Erwägungen heraus behandelt."

Die Verfasser des Nachwortes machen mit vollem Rechte auch auf die Förderung aufmerksam, welche die militärische Ausbildung der verschiedensten Truppenformationen durch die Entwicklung mathematischer Methoden während des Krieges erfahren hat. Nicht minder bedeutungsvoll als für die Volkswirtschaft und Militärwissenschaft erweisen sich mathematische Begriffe in der Philosophie und damit jeder abgeglichenen Weltanschauung, in der sie einen entscheidenden Bestandteil bilden, von Bedeutung. „Mathematische Methoden haben sich ihren Platz nicht bloß in der Physik, sondern auch in der Chemie und

der Biologie erobert, sie dringen allmählich in die Soziologie oder Gesellschaftslehre ein."

Durch den Weltkrieg sind auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Lebens und Wirkens Schäden entdeckt worden, die in der hoffentlich bald beginnenden Friedensarbeit beseitigt werden müssen, Lücken zu Tage getreten, die auszufüllen sind. Auch auf dem Felde des Unterrichtes wird sich nach dem Kriege manche organisatorische Arbeit erforderlich erweisen, es wird im zukünftigen Unterrichte in ökonomischer Weise auf alles gedacht werden müssen, was diesen Unterricht inhaltsvoll gestaltet. Selbstredend wird das ethische und erziehliche Moment des Unterrichtes in erster Linie im Auge behalten werden und für diesen die Grundlage bilden müssen, hat doch die Härte des Krieges — sagen wir es offen — die Sitten des Menschen rauher gestaltet und von der idealen Basis entfernt. Auf dem Gebiete des Unterrichtes sind in den Kriegsjahren mancherlei bemerkenswerte Schriften veröffentlicht worden, die man in die Literatur der Kriegspädagogik einreihen kann. Es wurde in diesen Schriften zumeist der Versuch gemacht, wie die einzelnen Fachlehrgegenstände auf Grund der im Kriege gemachten Erfahrungen umgestaltet werden müssen. Wir möchten — ohne dem Wert dieser Arbeiten in irgend einer Weise Eintrag zu tun — dieselben doch als „Kleinarbeit" bezeichnen, die bei den großen unser harrenden organisatorischen und Reform-Arbeiten als schätzenswerte Beiträge beachtet werden müssen. In erster Linie wird es sich aber darum handeln, die neuen Richtlinien festzulegen, die zu verfolgen sind, um eine Besserung der bislang bestehenden Verhältnisse durchzuführen. Auf dem Gebiete des Unterrichtes wird — wie in den übrigen Reformarbeiten — vom großen Ganzen zu den einzelnen Teilen überzugehen sein; es wird festzustellen sein, welche Wissensgebiete auf Grund der jetzt gemachten Erfahrungen in der Schule nachdrücklicher hervorzuheben sind; für jede Schulkategorie wird in sorgsamer Weise ihr Begrenzungskreis anzugeben sein, der so beschaffen sein muß, daß das jeder Schulkategorie gesteckte Ziel in sicherer Weise erreicht wird. Die Organisation der jeder Schulkategorie angehörenden Unterrichtsgegenstände muß sich im Rahmen der ersteren derart vollziehen, daß durch ihr harmonisches und einheitliches Zusammenwirken in ungezwungener Weise auf dem leichtesten und zuverlässigsten Wege die angestrebte Gesamtbildung erreicht wird.

Was speziell die organisatorischen Arbeiten auf dem Gebiete des mathematischen Unterrichtes aller Schulkategorien betrifft, werden die Reformer auf demselben mit dem größten Vorteile für ihre Arbeit an die nun zu Ende geführten Schriften der internationalen mathematischen Unterrichtskommission sich anlehnen. In diesem *Standard work*, als welches diese Schriften mit vollem Fug und Recht bezeichnet werden können, werden sie eine umfassende Literatur über alle Unterrichtsfragen in diesem Gegenstande finden; sie werden die in dem Werke niedergelegten Erfahrungen gewiegter Fachmänner zu Rate ziehen können und aus diesen das Beste und der Schule am meisten Ersprieß-

liche und Angepaßte entnehmen können. So wird jede Reformtätigkeit auf dem Gebiete des mathematischen Unterrichtes die eben genannten Schriften, in denen ein klares und umfassendes Bild des Bestehenden gegeben ist, verwerten müssen. Mit vollem Rechte ist in den Schriften der internationalen mathematischen Unterrichtskommission an den verschiedensten Stellen der praktisch hohe Wert der Mathematik betont und diese Richtung auch für den mathematischen Unterricht als bedeutungsvoll hervorgehoben werden. Wir stimmen den Verfassern des „Nachwortes" aber vollständig bei, wenn sie sagen: „Dabei darf die wachsende Bedeutung der Mathematik für das tätige Leben jedenfalls in der höheren Schule nicht zu einer Vernachlässigung der rein wissenschaftlichen Stoffe und Methode führen. Nur durch einen verbesserten Unterricht lassen sich die Vorbedingungen schaffen dafür, daß das Werkzeug der Mathematik immer neue Gebiete wissenschaftlicher Forschung aufschließt."

Und so möge das bedeutungsvolle Werk, eine Arbeit, die ihresgleichen — was Intensität und Extensität des Gebotenen betrifft — einzig dasteht und kaum überboten werden kann, zum Nutzen des Forschers und Lehrers, zum Heile der Schule die ihm gebührende Aufnahme und Wertschätzung finden. Die engen Beziehungen zwischen unserem Vaterlande und dem großen Deutschen Reiche, welche für immer bestehen werden, haben in diesem Werke einen sicherlich sehr wertvollen Beitrag erhalten.

Zu wünschen wäre es, daß die Zeit nicht mehr fern ist, zu der der internationale Charakter des Unternehmens, wie er ursprünglich gedacht war, durch die Kriegsverhältnisse aber jäh beseitigt wurde, wieder aufleben könnte im Interesse einer guten Sache.

Baden bei Wien. Dr. I. Wallentin.

Schulreform und Berechtigungswesen [1]).

Die Frage der Reformbedürftigkeit unseres höheren Schulwesens, die seit Jahrzehnten nicht verstummen will, ist durch den Weltkrieg brennender geworden denn je. In der Tat ist denn auch die Literatur, die sich dieser Angelegenheit widmet, in den erschütternden Tagen, die wir jetzt erleben, mächtig in die Halme geschossen. Dennoch habe ich nicht den Eindruck empfangen, daß irgend einer der zahllosen Vorschläge zur Neugestaltung unseres höheren Schulwesens — denn um dieses handelt es sich in erster Linie — dem Wesen der Sache voll gerecht geworden wäre. Ich verkenne dabei keineswegs, daß eine Fülle guter, ja trefflicher Gedanken zu Tage gefördert wurde, deren Verwirklichung sicherlich segensreich wäre. So viel ich aber auch über den fraglichen Gegen-

---

[1]) Wir stellen die anregenden Darlegungen unseres geschätzten Mitarbeiters hiemit zur Erörterung der Leser unserer Zeitschrift. Sie wurden lange vor Kriegsende geschrieben.

Die Schriftleitung.

stand gelesen habe, eine Seite der Frage scheint mir bisher viel zu wenig Berücksichtigung gefunden zu haben, die doch nach meiner Überzeugung von ausschlaggebender Bedeutung ist. Ich meine das mit unserem gesamten höheren Schulwesen so eng verquickte Berechtigungswesen. Wenn ich sage, mit unserem höheren Schulwesen, habe ich dabei nicht nur das des Deutschen Reiches, sondern ebenso das diesem in seinen wesentlichsten Zügen nachgebildete Österreichs vor Augen.

Der leider noch immer viel zu wenig geschätzte, trotz mancher Schrullen vielleicht tiefste politische Denker der letzten Jahrzehnte, Paul de Lagarde, sagt in seiner mitunter übertriebenen, immer aber anschaulichen und schlagenden Weise, Preußen habe alles, was ihm das deutsche Volk verdanke, durch Einführung des Berechtigungswesens auf dem Gebiete des höheren Unterrichtes wieder vernichtet. So schroff dies auch klingt und so unrichtig es seinem Wortlaute nach sein mag, ein gutes Stück Wahrheit steckt doch in dem Worte. Ich kann aus den mehr als zwanzigjährigen Erfahrungen an verschiedenen österreichischen Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) bestätigen, daß nichts so sehr dazu beigetragen hat, einerseits das Bildungsergebnis der höheren Schulen herabzusetzen, dazu das Verhältnis zwischen der Schule einer-, Eltern und Schülern anderseits zu vergiften, wie das leidige Berechtigungswesen. Es ist denn auch meine feste Überzeugung, daß alle, auch die redlichsten und an sich klügsten Reformen ein Schlag ins Wasser bleiben müssen, solange hier nicht Wandel geschaffen wird.

Was verstehen wir unter Berechtigungswesen? Es ist die Einrichtung, daß die Zulassung zu irgend einem Amte, irgend einer Befugnis, die an höhere geistige Bildung verschiedenster Abstufung geknüpft ist, die Zulassung zu mannigfachen Rechten des Staatsbürgers abhängig gemacht werden von der erfolgreichen Absolvierung dieser oder jener Vollanstalt oder wenigstens von der einer bestimmten Anzahl von Jahrgängen oder Klassen einer solchen. So fordert die Zulassung als ordentliche Hörer zu einer Hochschule in der Regel das Reifezeugnis einer höheren Lehranstalt, das aber auch für den höheren Post- und Eisenbahndienst, nicht weniger für verschiedene Beamtenstellen anderer Art die Grundlage bildet. Im Deutschen Reiche ist eine der begreiflicherweise meist begehrten Berechtigungen die der Zulassung zum Einjährig-Freiwilligen-Heeresdienst, während in Österreich selbst dafür in der Regel das Reifezeugnis gefordert wird usw. Daneben gibt es nun noch eine unendliche Anzahl anderer Berechtigungen, die von der Erwerbung irgend eines bestimmten Zeugnisses abhängig sind. Ich erinnere nur an das Fähnrichsexamen, an die Berechtigung zur Aufnahme in Fachschulen mannigfaltigster Art, an die Berechtigung zu verschiedenen niederen Beamtenstellen und so fort ins unendliche.

Nun ist ja der Zweck dieses Systems völlig klar und auf den ersten Blick einleuchtend. Man wollte durch das Berechtigungswesen die Bürgschaft erlangen, daß zu allen möglichen Stellungen und Be-

rufen nur Leute mit der nötigen Vorbildung gelangten. Es ist aber die Frage, ob dieser Zweck auf dem eingeschlagenen Wege auch wirklich erreicht wurde und wird? Wäre tatsächlich die Beibringung des in jedem einzelnen Falle verlangten Schulzeugnisses der Beweis dafür, daß sein Inhaber die für die von ihm angestrebte Stellung nötige Befähigung besitze, so wäre die Sache allerdings in schönster Ordnung. Wie liegen aber die Dinge bei näherer Betrachtung? Zwischen das wirkliche Wissen, zwischen den wichtigsten Zweck der Schule, ihren Schülern ein bestimmtes Maß von Wissen beizubringen, und die Erreichung dieses Zweckes drängt sich ein Stück Papier, das Zeugnis. Für Eltern und Schüler wird nun das Wissen Nebensache, das Zeugnis alles. Dies heißt: die große Mehrzahl der Eltern und der Schüler fragt nicht mehr, was hat mein Sohn, was habe ich in der Schule gelernt, sondern nur noch, wozu berechtigt das Zeugnis? In praxi gestaltet sich also die Sache so, daß es gar nicht darauf ankommt, die sachliche, sondern lediglich die formale Befähigung zu erlangen. Noch handgreiflicher: den meisten Eltern ist es gleichgültig, ob ihr Kind etwas und was es etwa in der Schule gelernt hat, es interessiert sie lediglich die Frage, ob ihr Kind die schriftliche Bescheinigung erhält, daß es zu diesem oder jenem Berufe, Amte usw. befähigt sei. Theoretisch decken sich nun freilich beide Fragen, da ja doch das tatsächliche Wissen die unerläßliche Grundlage für den papierenen Schein bilden soll. Praktisch aber stellt sich die Sache wesentlich anders dar. Das Berechtigungswesen hat einen ungeheuren Zudrang zu den höheren Schulen bewirkt. Von irgend einer Auswahl der Schüler nach Begabung und Fleiß ist längst keine Rede mehr. Wenn ein Vater seinen Sohn der höheren Schule anvertraut, tut er es nicht aus der Erwägung der Frage, ob sein Kind die nötigen geistigen Fähigkeiten und den nötigen Fleiß besitze, um die Schule mit Nutzen zu besuchen, sondern lediglich aus der Erwägung, welche Berechtigung kann in dieser Schule erworben werden? Dies verfälscht von vornherein die Stellung der Schule zur Familie. Die natürliche und einzig richtige Auffassung wäre doch die, daß man ein Kind studieren läßt, weil es hiezu tauglich ist und weil man ihm den Weg zu höherer und höchster Bildung eröffnen will, wohlgemerkt, in erster Linie zur Bildung und zum Wissen. Daß diese nicht an sich und in allen Fällen Selbstzweck sein können, ist zuzugeben, aber sie sollen doch bei Entscheidung über den Lebensberuf entscheidend ins Gewicht fallen. Statt dessen ist das Verhältnis heute so, daß, derb ausgedrückt, kaum mehr ein Vater etwas dagegen hätte, wenn sein Sohn auch als völliger Nichtswisser die Schule verließe, wenn er dabei nur sein Zeugnis in der Tasche hätte, das ihm die formale Berechtigung erteilte, die zum Ergreifen des angestrebten Berufes unerläßlich ist. Aus dieser Sachlage nun ergibt sich mit unerbittlicher Logik die immer mehr überhandnehmende Feindseligkeit zwischen „Schule und Haus". Daß das geliebte Kind in der Schule nichts gelernt hat, erscheint erträglich, daß ihm aber die Schule das zauberhaft wirkende Papier, den Sesamschlüssel

des Zeugnisses, vorenthalten will, das wird als persönliche Schädigung empfunden. Und die Schule? Ihr bleibt schließlich nichts übrig, will sie nicht vollends als Tummelplatz bornierter und übelwollender Schulmeister erscheinen, als dieser irregeleiteten *vox populi* Rechnung zu tragen und, wo nur irgend möglich, ein Auge, nein, beide Augen zuzudrücken und Zeugnisse auszustellen, die ihrem Wesen nach Fälschungen der Tatsachen sind. Was gibt es nicht auch an Gründen, die dieses heute allgemein, wenngleich in verschiedenen Abstufungen geübte Verfahren rechtfertigen sollen! Da ist ein Schüler, der zwar nach jeder Richtung ungeeignet zum Studium ist, dessen in entsprechender gesellschaftlicher Stellung befindlicher Familie aber doch nicht recht zugemutet werden kann, daß ihr Sohn nicht einmal die Befähigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienste erlangen könne. Oder ein anderer, bei dem die ärmlichen Verhältnisse es „rein menschlich" nahe legen, bei irgend einer zu erwerbenden Befähigung Gnade für Recht ergehen zu lassen, weil er möglichst rasch ins Brot kommen soll und ihm ein kleines Ämtchen winkt, wenn . . . . . die böse Schule nur ein wenig Nachsicht übt. Das Schlimmste aber ist der bereits erwähnte ungesunde Zudrang zu den höheren Schulen, der dazu führt, daß die meist mit einem ungeheuren Ballaste an unbegabten und unfleißigen Schülern überfüllten Klassen auch den besten Lehrer dazu zwingen, oberflächliche und unzulängliche Arbeit zu leisten. Da es nicht möglich ist, bei der Überfülle der Schüler den einzelnen genauer kennen zu lernen und nach seinem wahren Werte einzuschätzen, da ferner ein sogenanntes schlechtes Unterrichtsergebnis stets dem Lehrer, ohne nähere Würdigung der Umstände, als da sind Schülerzahl, Begabung und Fleiß der Schüler usw., zu Lasten geschrieben wird, so ist nichts natürlicher, als daß der Lehrer sich mit einem Mindestmaße der Leistungen bei den Schülern begnügt, das weit unter dem eigentlichen Lehrziele bleibt. Damit erreicht er ja ein Mehrfaches: 1. Die Zufriedenheit der vorgesetzten Behörden, 2. die Zufriedenheit der Eltern, 3. ein ruhiges Leben: denn er erspart sich eine Flut von Beschwerden und Feindseligkeiten, die über ihn hereinbräche, wenn er das tatsächliche Wissen seiner Schüler zur Grundlage seiner Beurteilung machte. Daß bei diesem Verfahren das Niveau der in den höheren Schulen vermittelten Bildung immer mehr sinkt, daß man heute bereits Männern begegnen kann, die, obgleich sie sich des Besitzes eines Reifezeugnisses irgend einer angesehenen Anstalt rühmen, abgesehen von ihrem besonderen Fache, großen Mangel an Bildung an den Tag legen, verschlägt nichts, sie haben ja die formale Berechtigung, als gebildete Menschen zu gelten. Hochschullehrer der verschiedensten Fächer bezeugen, daß die Grundlagen, die der akademische Nachwuchs an die Hochschule mitbringt, von Jahr zu Jahr unzulänglicher werden. Welche Gefahr darin für unsere Kulturentwicklung gelegen ist, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Aber auch eine nicht ganz so deutlich zu Tage tretende Bedrohung unserer deutschen Kultur ist darin gelegen, die nicht so sehr praktisch in der allgemeinen Herabsetzung des Bildungsstandes zum Ausdrucke kommt,

die mir aber von völkischem und sittlichem Standpunkte aus noch weit bedrohlicher erscheint. Sie liegt in der fortschreitenden Herabminderung der Wertschätzung reinen Wissensdranges und rein sachlicher Freude am Forschen. Die Fähigkeit, im Lernen Selbstzweck zu sehen, nach Erkenntnis zu streben eben um der Erkenntnis willen, wird unter dem Drucke des Berechtigungswesens, das um so schädlicher wirkt, je breiter die Grundlagen des höheren Schulwesens werden, je weiteren Kreisen sich seine Pforten öffnen, immer seltener. Strebertum, dem die Wissenschaft vom ersten Tage an lediglich die melkende Kuh ist, macht sich mehr und mehr bemerkbar und zwingt auch jene idealer denkenden Geister dazu, in erster Linie eine Berechtigung anzustreben, die sich, dem eigenen Drange folgend, weit lieber im Sinne eines Goethe vor allem dem Ausbau der eigenen Persönlichkeit gewidmet hätten. So werden Männer mit vielseitig harmonischer Geistesbildung mehr und mehr zu Seltenheiten und das öde, einseitige Spezialistentum gewinnt immer breiteren Boden. Welcher Schaden aber hieraus unserem gesamten geistigen und öffentlichen Leben erwächst, zeigt jeder neue Tag mit immer neuer, immer erschreckenderer Deutlichkeit.

Hier gilt es nun zu retten, was noch zu retten ist. Will man mit dem bestehenden Berechtigungswesen nicht auf einmal und gründlich brechen, was ja allerdings, wie nun einmal die Dinge liegen, seine großen Schwierigkeiten hätte, so muß man sich doch mit dem Gedanken eines allmählichen Abbaues vertraut machen. Die Erwägung, daß keineswegs massenhaft auftretender Bildungshunger, wie uns politische Tendenzdichtung weismachen möchte, sondern lediglich der Wunsch, durch Ergatterung von Berechtigungen aufzusteigen auf der sozialen Leiter, die Überfüllung des höheren Schulwesens bewirkt, mag hier Wegweiser sein. Zunächst ist es sicher, daß eine ganze Anzahl von Berechtigungen an viel zu hoch gespannte formale Bedingungen gebunden sind, was denn auch zur Folge hat, daß diese tatsächlich nicht eingehalten werden. Warum z. B. der Dienst am Schalter irgend eines Postamtes oder auf der Strecke unserer Eisenbahnen die Ablegung der Reifeprüfung zur Grundlage haben muß, ist schlechterdings nicht einzusehen. Ganz entscheidend aber wäre die Loslösung der Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung von jeder in der Schule zu erwerbenden Qualifikation. Warum sollte nicht beim Militär eine freie Würdigung möglich sein, ob jemand nach einjähriger Dienstzeit dauernd zu beurlauben wäre oder nicht, und wer sich zur Offiziersausbildung eignet, muß es doch wohl schon in den ersten Wochen der Dienstzeit zeigen. Der Weltkrieg war hier doch ein gewaltiger Lehrmeister. Wenn man aber schon die Schule hier nicht ganz ausschalten will, so trenne man reine Gelehrtenschulen, die wir leider überhaupt nicht mehr besitzen, von jenen Lehranstalten, die nur die nötigsten allgemeinen Grundlagen für irgend einen Beruf bieten wollen und die ich Berechtigungsschulen nennen möchte. Man braucht dabei nicht einmal an eine grundsätzliche Trennung der Lehrpläne zu denken, ich stelle mir die Sache vielmehr so vor: Neben unsere bisherigen höheren Lehranstalten (in Österreich

Mittelschulen) treten einzelne im wesentlichen gleich organisierte Schulen, die aber ausschließlich dem Zwecke zu dienen hätten, für das Hochschulstudium vorzubereiten. Ich betone ausschließlich, den anderen Anstalten könnte daneben das Recht gewahrt bleiben, Abgangs- oder Reifezeugnisse für die Hochschule auszustellen. Der Unterschied bestünde nur darin, daß die reine Gelehrtenschule keinerlei andere Berechtigung erteilt und daß sie restlos die volle Erreichung des Lehrzieles von jedem Schüler forderte. Genauer gesagt: Die reine Gelehrtenschule dürfte nur ganz kleine Klassen besitzen, die ein vollgültiges Zusammenarbeiten aller Schüler mit dem Lehrer ermöglichen, also nicht über 20 Schüler in einer Klasse. Die Berücksichtigung irgend welcher anderer als rein sachlicher Gründe bei Beurteilung der Schülerleistungen müßte, soweit menschliche Unvollkommenheit es zuläßt, unbedingt ausgeschlossen sein; jeder Schüler muß eine volle Leistung aufweisen, wer dem nicht gewachsen ist, tritt in die Berechtigungsschule über. Natürlich wird der Zudrang zu solchen Schulen zunächst nicht groß und der Bedarf an solchen Schulen recht gering sein, darüber gebe ich mich keiner Täuschung hin. Es handelt sich also um eine Art von Luxusschule. Ich denke aber, das große deutsche Volk wird sich den Luxus gestatten können, für junge Menschen, die nicht, wenn sie sich dem Studium widmen, in erster Linie an das Amtlein und an den Gehalt denken, die einmal am Ende der unter Stöhnen und innerem Widerstreben durchlaufenen Bahn winken, sondern die von echtem und rechtem Durste nach Erkenntnis erfüllt, all ihre Kräfte der Stillung dieses Sehnens widmen wollen. Natürlich kann eine solche Schule nicht schon mit der Sexta (der 1. Klasse Österreichs) einsetzen, es genügte, wenn sie die letzten drei Jahrgänge der höheren Lehranstalten umfaßte; denn erst hier kann die Entscheidung der heranwachsenden Jugend erfolgen und die Eignung für die reine Gelehrtenschule mit einiger Sicherheit — eine unbedingte kann es nicht geben — festgestellt werden. Sicher aber ist das eine: das Bedürfnis nach reinen Lernschulen oder, wie ich sie nannte, reinen Gelehrtenschulen, wo die gesamte Arbeit der Schule losgelöst erscheint von den Rücksichten auf die zu erlangenden Berechtigungen, wo Eltern, denen nicht die Berechtigung, sondern die Aneignung wirklichen Wissens und Könnens am Herzen gelegen ist, wo Schüler reiferen Alters, die ideales Streben nach Wissen, Freude an der Aneignung des Wissens erfüllt, Lehrer, die es qualvoll empfinden, auch andere als rein sachliche Maßstäbe gelten lassen zu müssen, eine Stätte fänden, an der sie in stiller willensbejahender Arbeit das Tempelfeuer gläubiger Hingebung an rein geistige Arbeit hüten können. Daß es aber noch immer Eltern, daß es noch Schüler und Lehrer der geschilderten Art gibt und daß sie wert sind besonderer Fürsorge, die sie des Unsegens berechtigungslüsternen Strebertums enthebt, ist meine feste Überzeugung. Schon der Versuch, der ruhigen und gesicherten Weiterentwicklung deutschen wissenschaftlichen Geistes ein kleines Fleckchen im Zeitalter der allgemeinen Verflachung zu sichern, dürfte des Schweißes der Edlen wert sein. Von dem

Beispiele solcher Gelehrtenschulen aber darf man einen mächtigen Einfluß auf unser gesamtes Schulwesen überhaupt erwarten zu Nutz und Frommen der kulturellen Zukunft unseres Volkes.

Wien. Dr. Benno Imendörffer.

Dr. Hans Kullmer, Taschenbuch für den Klaßleiter (Ordinarius) an höheren Lehranstalten. 2. Jahrg. 1 M. 20 Pf. Bamberg. Buchner.

Das Taschenbuch, das für bayrische Verhältnisse berechnet ist, enthält so viele Rubriken, daß sich keiner der in Österreich erscheinenden Professorenkalender damit vergleichen kann. So ist in dem Schülerverzeichnisse jedem Schüler eine Doppelseite gewidmet. Auf der linken Seite ist oben das vollständige Nationale, den größten Teil der Seite nimmt der Raum für die Noten entsprechend den drei Tertialen ein. Auf der rechten Seite sind oben noch folgende Rubriken, die etwa ein Viertel der Seite einnehmen, mit größter Raumersparnis angebracht: Klasse und Art der Vorschule (eventuell Fleiß und Betragen), Wiederh. Klasse, Eintritt in die Anstalt, Familienverhältnisse, Geschwister, Einkommen, Körperliche Fehler, Krankheiten, Unterstützung, Dispense, Sport, Privatunterricht. — Der Rest der rechten Seite bietet genügend Raum für die Rubriken: Besuche in der Sprechstunde, Rügen, Bemerkungen nach den drei Tertialen. Das Taschenbuch vereinigt also, was bei uns im Hauptkatalog, Klassenkatalog, Klassenbuch, Vermögensausweis steht, und bietet noch mehr z. B.: „Besuche in der Sprechstunde", für die es bei uns im Klassenkatalog keine Notiz gibt. S. 113—116 sind fünf Seiten eben diesen Besuchen gewidmet mit den Unterabteilungen: Tag, Besucher, Hauptpunkte der Besprechungen, Bemerkung; im Vorworte sagt der Verf. dazu, auch die Dauer sei oft (besonders in der Großstadt) von Wichtigkeit. Ebenso ist S. 117—120 eine „Laufende Versäumnisliste" (Monat, 1. Tag der Versäumnis, Namen des Schülers, Ursache d. V., Tag des Wiedererscheinens, Einlauf und Art der Entschuldigung), S. 129 „Strafliste" (Tag, Namen des Schülers, Bestrafung, Ursache, Bemerkung), S. 122 f. Unterrichtsgänge und Wanderungen (Tag, Ziel, Zweck, Lehrer), S. 124 Besprechungen des Klassenleiters mit den Lehrern der Klasse (Tag, Lehrer und Ergebnis), S. 132 Statistisches: Sportbeteiligung (Gattung, Zahl der Schüler), Privatunterricht (Fach, Namen des Schülers, Wochenstunden, Namen des Lehrers), S. 133 Körperliche Fehler und Gebrechen (je eine Rubrik für Augen, Ohren, Herz, Polypen, Nase, Lunge, Bruch, Allgemeine Schwäche, Blutarmut, Unterernährung, Besonderes), S. 135 ff. enthält den Klassenkatalog für den Fachunterricht bei 40 Schülern.

Den Schluß bildet S. 174 ff.: Einiges aus der Schulordnung für die höheren Lehranstalten Bayerns. Erwähnt sei § 13, 3 „In die 1. Klasse werden Schüler aufgenommen, die das 9. Lebensjahr vollendet, das 12. noch nicht überschritten haben" (auf höhere Klassen sinngemäße Anwendung!). Eine entsprechende Bestimmung wäre auch bei uns sehr wünschenswert. 5. „Die endgültige Aufnahme ist abhängig

von dem Bestehen einer achtwöchigen Probezeit". § 19, 4 „Nach zweijährigem erfolglosen Besuch einer Klasse erfolgt Ausschluß vom ferneren Besuch der gleichen Schulgattung (also nicht bloß, wie bei uns, lokale Ausschließung von der Anstalt!). 5. „Schüler, die schon einmal eine Klasse wiederholt haben, sind vom weiteren Besuche einer höheren Lehranstalt überhaupt auszuschließen, wenn sie in einer höheren Klasse die Erlaubnis zum Vorrücken nicht erhalten und bei Wiederholung dieser Klasse das Höchstalter überschreiten würden" (von dieser Bestimmung bei begründeter Ursache durch Beschluß des Lehrerrates Befreiung).

Den Anhang bildet eine Übersicht über Gehalt, Witwengeld, Umzugsgeld. Bei Neuanstellung und Versetzung auf Ansuchen wird keine Vergütung bei letzterem gewährt, doch gilt erste Anstellung in pragmatischer Eigenschaft nicht als Neuanstellung, wenn der betreffende Beamte sich bereits in statusmäßiger nicht pragmatischer Stellung befunden hat; als Ansuchen gilt es nicht, wenn ein Bewerber sich allgemein ohne Einschränkung hinsichtlich seines künftigen Dienstortes um eine Stelle mit höherem Anfangsgehalt bewirbt; endlich erhält ein Bewerber Ersatz eines infolge Aufgabe seiner bisherigen Wohnung erwachsenden Schadens. Bei uns fehlen derartige gesetzliche Bestimmungen.

Wien. Dr. Emil Sofer.

Ist der Versuch der preußischen Unterrichtsverwaltung, den Frankfurter Lehrplan auf das Gymnasium zu übertragen, geglückt? Ein Wort zur Aufklärung von Prof. Dr. Kurt Groh, 101 S. Gr. 8⁰. Gütersloh 1915, Verlag von C. Bertelsmann.

Der Verf. nimmt gegen Matthias, Ziehen und Schröer, die das Reformgymnasium immerfort als die Schule der Zukunft preisen, Stellung. Namentlich veranlaßte ihn ein Artikel Schröers zu dieser Erwiderung, deren Schärfe er mit den Angriffen Schröers auf die Oberlehrer an Staatsanstalten entschuldigt. Seit Beginn des Frankfurter Versuches hat der Verf., der selbst im dritten Jahre an solch einem Reformgymnasium (in Krotoschin) als Altphilologe wirkt, die Literatur mit regem Interesse verfolgt und selbst Erfahrungen gesammelt, um die Frage endlich einmal zur Entscheidung zu bringen.

Wenn die Reformer stets die „großartigen Resultate" der Reifeprüfungen betonen, so sei hiefür der Beweis nicht erbracht. Nach dem Ergebnis der Jahrgänge 1909, 1910, 1911 des alten und 1912, 1913, 1914 des Frankfurter Systems bestanden an der Anstalt des Verf.s nach jenem 86%, nach diesem 57·3% die Reifeprüfung, was ein „überaus betrübendes" Ergebnis sei.

„Los vom Buch!" laute der Kampfruf der Reformer; die ganze grammatische Belehrung habe sich, wie bei den neueren Sprachen, so auch in den alten an einen Originalschriftsteller anzulehnen; lediglich im Anschlusse an den Lesestoff könne der Anfangsunterricht gegeben werden. Während manche Lehrer an Reformanstalten, wie außer

Reinhardt und Wulff besonders Apel, Ludwig, Neustadt, Zernecke für diese Methode geradezu schwärmen und von „erstaunlichen, glänzenden Erfolgen" zu berichten wissen, sind andere, wie Vogt, Kübler gegenteiliger Meinung; ebenso der Verf., der, wie er berichtet, Schüler einer der ersten Reformanstalten zur Reifeprüfung führte und deren Unkenntnisse im Griechischen „grenzenlos" waren; der auch Gelegenheit hatte, dem Unterrichte eines solchen Methodikers beizuwohnen und es sehr bezweifelt, ob wirklich alle Schüler ohne Grammatik und Übungsbuch Erfreuliches im Lesestoff leisten werden. „Für die Lektüre bedürfen wir eben einer gründlichen Kenntnis der Grammatik in ihren Grundzügen; nimmermehr darf die Lektüre zur Handlangerin der Grammatik werden."

Der Verf. stellt nun die Frage, ob, wenn solche Versuche wirklich bei hervorragendem Lehrgeschick, bei einem guten Schülergeschlecht glücken sollten, man berechtigt ist, ohne weiteres die Gymnasien in Reformgymnasien umzuwandeln, ohne die beteiligten Lehrer zu hören, wo doch im Auftrage des Ministers der Geh. Oberregierungsrat Stauder im Abgeordnetenhaus erklärte, daß der Frankfurter Versuch einen Direktor voraussetze, der sich voll in die Idee einlebt, und eine Lehrerschaft, die ihn bereitwillig und verständnisvoll unterstützt; wo doch Reinhardt auf der Konferenz von 1900 ungefähr dasselbe betonte. Die Ansichten von Direktoren verschiedener Reformgymnasien lauten mehr weniger abfällig. Wie groß die Unsicherheit der Primaner in der lateinischen Grammatik ist, beweist der Verf. durch eine reiche Auslese von groben Fehlern, die sich teils durch den voraufgehenden französischen Unterricht nach der „imitativen Methode", teils dadurch erklären, daß nach dem Frankfurter Lehrplan alles viel rascher, also ohne gehörige Übung erlernt werden muß.

Was die Schülerzahl betrifft, so betrug sie am K.-Friedrichs-Gymnasium in Breslau (von 1905—1911), am Städt. Gymnasium zu Danzig (von 1908—1913) und am K. Domgymnasium zu Magdeburg (von 1910—1914) in O II—O I am Reformgymnasium 137, 121, 146; am alten Gymnasium 209, 318, 420 Schüler; sie zeigt also fallende Bewegung.

Den organischen Fehler des Frankfurter Lehrplanes sieht der Verf. in seinem Unterbau (das Französische neben dem Deutschen in VI.—IV. als Kern des ganzen Unterrichtes). Er hat an vier Anstalten den französischen Unterricht durch alle Klassen verfolgt und die Erfahrung gemacht, daß überall die Selbsttätigkeit fehlte, bei den Sprechübungen stets der Lehrer die Hauptlast trug, die Schüler im Deutschen recht unbeholfen waren, daß er nirgends fand, daß der französische Unterricht, wie er es ja tun soll, für Latein vorgearbeitet hätte, im Gegenteil; daß es beim besten Willen des Lehrers im Klassenunterricht bei der Nachbildung, bei der „Bonnen- oder Pagageienmethode" bleibt und daß den meisten Schülern das Französische viel schwerer als das Lateinische dem Sextaner des alten Gymnasiums fällt. Er beruft sich auch auf Weißenfels, einen der tüchtigsten Lehrer des Französischen

Gymnasiums in Berlin, und auf C. Michaelis als Gegner dieser Methode, besonders aber auf Mützell, der unter vielen anderen triftigen Bedenken zu dem Schlusse kommt, daß bei den meisten Naturen nur ein langsames Fortschreiten die feste und sichere Kenntnis zuwege bringen könne, die zu einem erfolgreichen Lesen nun einmal nötig sei. Auch Perthes erklärt es fürs Gymnasium, wenn es nicht sein innerstes Wesen verleugnen soll, für unmöglich, den fremdsprachlichen Unterricht mit dem Französischen statt mit Latein zu beginnen.

Wenn der Geh. Oberregierungsrat Stauder 1893 im Abgeordnetenhause erklärte: „Vergessen Sie nicht die Schwierigkeiten, die der Durchführung eines solchen (des Frankfurter) Versuches entgegenstehen! Er setzt einmal eine große Stadt voraus . . ., ferner eine möglichst seßhafte Bevölkerung; denn der Übergang von einer Anstalt neueren Systems ist fast ausgeschlossen . . . Sind diese Vorbedingungen nicht vorhanden, so . . . würde es zum Nachteil der Sache gereichen, wenn man trotzdem den Versuch wagen wollte“, was sollte da an königlichen Anstalten, die sich nach der Ansicht der Unterrichtsverwaltung für einen solchen Versuch gar nicht eignen, wie an der des Verf.s mit ihrem so verschieden vorgebildeten, so ungleichaltrigen Schülermaterial, dessen Muttersprache zum dritten Teile polnisch ist, geleistet werden? Und Reinhardt sagte auf der Junikonferenz: „Ob sich die neue Schulform in der Praxis bewährt, muß sich herausstellen, wenn an Orten, wo die Verhältnisse minder günstig sind, der Versuch gemacht wird. Gelingt er hier nicht, so ist der Gegenbeweis erbracht.“ Die Frage beantwortet der Verf. mit dem Hinweise darauf, daß der Versuch sich nicht einmal da bewährte, wo die Verhältnisse ebenso günstig wie in Frankfurt waren.

Nun bespricht der Verf. die Parallelgrammatiken und die Übungsbücher des Frankfurter Systems und die Art ihrer Einführung; er kommt zu dem Schlusse, daß wohl die meisten Fachlehrer für die Abschaffung der lateinischen und griechischen Grammatiken von Reinhardt, Bruhn, Perthes und Römer seien.

Es folgt eine Statistik der Abiturienten der Reformgymnasien, die nach Reinhardt und Ramdohr die gegebenen Pflanzschulen für die klassischen Philologen der Zukunft sind und deren Abiturienten sich dem Studium der klassischen Philologie widmeten. In Wirklichkeit sehe es aber anders aus: Von 510 Abiturienten der angeführten fünf Reformanstalten studierten 52 klassische Philologie, von denen 10 die Staatsprüfung in Philologie gemacht haben — ein keineswegs glänzendes Ergebnis.

Eine Übersicht über den Bestand der preußischen Reformgymnasien vom 1. April 1914 weist 13 städtische und 11 königliche Anstalten aus, denen 341 Gymnasien gegenüberstehen. Es folgt eine Zusammenstellung derselben nach den Provinzen und nach ihrem Gründungsjahr, dann eine Übersicht der überaus reichen Literatur, endlich eine Abhandlung über das „Moderne Gesamtgymnasium zu

Leipzig". Mit Anmerkungen zur Erläuterung einzelner Bemerkungen im Texte schließt das Buch ab.

In Berücksichtigung alles dessen nun kann man mit dem hervorragenden Schulmanne L. Wiese nur wünschen, „daß die Regierung alle Reformgymnasien wieder in humanistische Gymnasien verwandle, damit die Jungen Respekt vor der Wahrheit bekommen und eher denken lernen als französisch sprechen und etwas anderes sprechen als Phrasen", und dem Verf. zustimmen, wenn er findet, daß der Versuch, den Frankfurter Lehrplan auf das Gymnasium überhaupt zu übertragen, nicht geglückt ist. Hätte der Verf. den mit reicher Statistik ausgestatteten Stoff planmäßiger und übersichtlicher gegliedert, so wäre dies ein weiterer Vorzug der auf scharfe Beobachtungen und eingehendes Studium der Frage gegründeten Schrift, die jedenfalls geeignet ist, zur Lösung der wichtigen und vielumstrittenen Reformfrage wesentlich beizutragen.

Wien. A. Stitz.

Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage. Von Dr. W. Peters, o. o. Professor an der Universität Würzburg. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 137.) Verlag von Queile & Meyer in Leipzig, 1916.

Das Büchlein von 112 Seiten will weder eine Psychologie für Pädagogen noch eine Auswahl aus der pädagogischen Psychologie mit bloß gelegentlichen Exkursen in die Pädagogik sein, sondern sucht, soweit das im engen Rahmen und bei dem gegenwärtigen Stand dieses Forschungs- und Wissensgebietes möglich ist, eine systematische Darstellung der Probleme und Ergebnisse der wissenschaftlichen Pädagogik zu geben. Es behandelt in sieben Kapiteln zunächst Aufgabe, Gliederung und Methoden der Pädagogik, die Voraussetzungen der seelischen Entwicklung, diese selbst, die pädagogische Beeinflussung, Schule und Unterricht, die spezielle Unterrichtslehre, endlich das Lernen und die Arbeit des Schulkindes.

Das Büchlein ist frisch geschrieben und bietet eine Menge des für jeden Lehrer Wissenswerten, darunter auch Tatsachen der experimentellen Forschung, wobei der Verf. Ergebnisse eigener Arbeit beisteuern konnte. Indem es am Schlusse jedes einzelnen Kapitels auch die wichtigste Literatur anführt, setzt es den Leser in die Lage, über Fragen, die ihn besonders interessieren, eingehendere Untersuchungen kennen zu lernen und sich durch sie unterrichten zu lassen.

Auf Einzelnes kann ich nicht eingehen; doch soll die Behauptung z. B. nicht unwidersprochen bleiben, daß von gleichaltrigen Schülern diejenigen im Durchschnitt die besseren Schulerfolge erzielen, welche ein stärkeres Längenwachstum und eine größere Gewichtszunahme aufweisen (S. 38). Ich habe die Erfahrung und gewiß haben sie auch andere praktische Schulmänner gemacht, daß häufig das Voraneilen der körperlichen Entwicklung mit einem Zurückbleiben der geistigen

einhergeht, besonders in extremen Fällen. Verwundert hat mich auch die Bemerkung über den Wert und die Zweckmäßigkeit der beiden Lehrformen, der akroamatischen und dialogischen, fragenden (S. 66); im Zeitalter der „Arbeitsschule" kann doch über den Vorzug der letzteren kein Zweifel sein.

Dagegen ist in der psychologischen Analyse des Lesens gut hervorgehoben, daß das einzelne Wort im sinnvollen Zusammenhang mehr weniger zurücktritt; „wir lesen deshalb, und weil mit diesem Erfassen des Sinnganzen eine noch unvollständigere Wahrnehmung des einzelnen Wortes verbunden ist, einen sinnvollen Satz rascher als eine gleichgroße Reihe nicht zusammenhängender sinnvoller Wörter und eine zusammenhängende sinnvolle Geschichte rascher als eine Reihe untereinander nicht zusammenhängender Sätze, deren jeder an sich sinnvoll ist" (S. 80 f.) — eine Tatsache, die im Sprachunterrichte noch lange nicht hinreichend gewürdigt wird.

Was der Verf. im I. Kapitel über die Ziele der Erziehung sagt und wie er sie für die große Masse der zu Erziehenden formuliert, fordert in mehr als einer Richtung die Kritik stark heraus; doch will mir scheinen, diese als bloßer Praktiker dem mehr berufenen Theoretiker überlassen zu sollen.

Im ganzen und großen aber werden Lehramtskandidaten und Lehrer das Büchlein mit Nutzen und mannigfacher Anregung lesen.

Wien. A. v. Scheindler.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Kaiser Tiberius und sein Verhältnis zu Ovid.

Die Verbannung Ovids währte bekanntlich vom Jahre 8—17 nach Chr. Geb. Von dieser Verbannungszeit fallen drei Jahre in die Regierung des Kaisers Tiberius und es gehört zum eisernen Bestande der überkommenen historischen und literarischen Überlieferung, auch darin einen Beweis der despotischen Härte des Tiberius zu sehen, daß er den unglücklichen Dichter in der Verbannung schmachten ließ, ohne sich durch sein Flehen rühren zu lassen. So heißt es bei Teuffel, Röm. Lit.[3] S. 524 (und ebenso bei Teuffel-Schwabe[6] II, S. 95): „An seines (nämlich des Augustus) Nachfolgers kühler Brust prallten Seufzer wie Schmeicheleien gleich wirkungslos ab"; desgleichen bei Schanz[3] II, S. 66: „In des Tiberius kaltem Herzen fanden die aus Tomis kommenden Rufe keinen Widerhall". Es ist dies ja sicher nur eine Kleinigkeit; aber sie ist doch recht bezeichnend für die herkömmliche Gehässigkeit, mit der seit Tacitus die Handlungsweise des Tiberius in allem und jedem beurteilt wird. Statt daß man, wie es die Pflicht der Gewissenhaftigkeit erforderte, bestrebt wäre, die Motive seines Verhaltens, auch wo dieselben wie in unserem Falle klar zu Tage liegen, richtig zu würdigen und zu verstehen, wird dem Tiberius irgend ein Beweggrund unterschoben, der eben in den Rahmen des von Tacitus konstruierten Charakterbildes hineinpaßt. Man ist wohl heute im allgemeinen schon zu einer etwas objektiveren Würdigung dieses vielgeschmähten römischen Herrschers gelangt und verschließt sich nicht mehr der Erkenntnis, daß sein Andenken durch die einseitige und oft ausgesprochen feindselige Beurteilung des Tacitus verunglimpft worden ist. Aber in unserem Falle gehen die Literarhistoriker gewissermaßen sogar noch über Tacitus hinaus oder richtiger, sie lassen eine wichtige, gerade von diesem Geschichtschreiber gebotene Erklärung für das Verhalten des Kaisers völlig außer acht. Wenn nämlich Tiberius den von seinem kaiserlichen Vorgänger und Adoptivvater mit der Verbannung bestraften Dichter nicht begnadigte, so ist dafür nicht jenes πολυθρύλητον, seine besondere Gefühlshärte, verantwortlich zu machen, sondern sein Verhalten findet eine völlig ausreichende Erklärung in dem Grundsatze, an dem er nach seiner eigenen ausdrücklichen Erklärung (Tac. Ann. IV 37) gegenüber allen Regierungsmaßnahmen des Augustus unverrückbar festhielt. Dort spricht sich nämlich der Kaiser über das Prinzip, das er hinsichtlich seiner göttlichen Verehrung in den Provinzen einzuhalten gedenke, also aus: *Cum divus Augustus sibi atque urbi Romae templum apud Pergamum sisti non prohibuisset, qui omnia facta dictaque eius vice legis observem, placitum iam exemplum secutus sum.* Hier haben wir doch wohl den augenscheinlichen Erklä-

rungsgrund für das Verhalten des Kaisers gegenüber Ovid. Zwar lesen wir bei Ovid, Ex Ponto IV 6, 15 f.:

coeperat Augustus deceptae ignoscere culpae;
spem nostram terras deseruitque simul.

Allein diese Hoffnung auf eine beginnende Umstimmung des Kaisers war trügerisch. Sie war sicherlich nur ein Trostmittel, mit dem die Freunde in Rom den der Verzweiflung nahen Dichter zu beruhigen suchten. Beweise für eine solche Umstimmung gab es keine; denn tatsächlich ließ sich Augustus nicht einmal soweit erweichen, daß er dem Dichter einen milderen Verbannungsort anwies. Und da eben für Tiberius alle Regierungshandlungen des Augustus Normen von unverbrüchlicher Gesetzeskraft waren, glaubte er, auch daran nichts ändern zu dürfen. Aus diesem alleinigen Grunde wurde Ovid von ihm nicht aus der Verbannung zurückberufen.

Wien. Alois Kornitzer.

Literarische Miszellen.

Homers Ilias, für den Schulgebrauch erklärt von C. Fr. Ameis und C. Hentze, I. B. 1. H. Ges. I—III. Siebente Auflage bearbeitet von P. Cauer. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner. XII und 144 S. 1 M. 60 Pf.

Von der neuen Bearbeitung der Ameis-Hentzeschen Homer-Ausgabe ist zuerst 1909 ein Heft der Odyssee, die Gesänge 13—18 enthaltend, erschienen, und wer war berufener, die Odyssee in dieser Ausgabe zu bearbeiten als P. Cauer, dessen Schulkommentar zur Odyssee, bei Grote in Berlin verlegt, großen Beifall gefunden hat? Durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Homer-Philologie und der Grammatik, ferner durch seine Textausgaben der Odyssee und der Ilias, im Verlage Tempsky-Freytag erschienen (*Il. ed maior* 1889, 1891), hat P. Cauer sich als der berufenste gezeigt, auch die Iliasausgabe zu besorgen, falls er die Mühe auf sich nehmen wollte und sie tragen konnte, und er hat gewollt und wir wünschen, daß er seine Aufgabe bis zu Ende durchführen möge. Das Vorwort zu dem ersten Hefte der Ilias, das in der Bearbeitung durch C. Hentze in sechster Auflage 1901 erschienen ist und auf X Seiten die Vorreden zu den sechs Auflagen brachte, mit 40 Seiten Text, zeigt uns einen anderen Geist und gibt Rechenschaft über die Ziele des neuen Herausgebers, wobei nicht nur die Leitsätze der Erklärung vorgetragen werden, die keiner Einwendung begegnen dürften, sondern auch die Schwierigkeiten der Komposition innerhalb der Bücher A—Γ berührt werden. Der Gegensatz, in dem P. Cauer zu C. Rothe steht, ist auch beiläufig bemerkbar gemacht (siehe C. Rothe „Der augenblickliche Stand der homerischen Frage". 1912. S. 40).

Die Behandlung der Kompositionsfragen im Unterricht (aus Ilias wird übrigens in Preußen nach der Odyssee in Ia. gelesen) hat Cauer in einem eigenen Vortrage, der N. Jahrb. 1910, S. 130—145 abgedruckt ist, erörtert. Der Unterz. hat denselben Gegenstand in der einstmal bestandenen Zeitschrift „Gymnasium" XIX, 1901, Sp. 77—82 behandelt, worüber sich Rothe im Jahresberichte 1898—1901 äußert: Ich stehe auf dem Standpunkte Cauers und meine, daß man in der Einleitung nur das Notwendigste erzählen und dann, wenn es etwa bei der Lektüre das Verständnis einer Stelle erfordert, mehr über diesen oder jenen der oben (= von dem Unterzeichneten) berührten Punkte sprechen soll. Im wesentlichen hat der Unterzeichnete von den Aufstellungen in jenem Aufsatze nichts zu verleugnen. Auch was er in der Anzeige des Anhanges zu Homers Ilias dritte Auflage von C. Hentze 1896, in dieser Zeitschrift 1898, 497—500 über die „homerische Frage" vorgebracht

hat, dürfte noch Geltung haben, nur daß Drerup in seinem „Homer", München 1903, die historischen Bedingungen der Entstehung des mykenischen Helden- und Märchengesanges genauer erläutert hat. Ob der Anhang zu Ameis-Hentze weitergeführt werden soll, ist nicht bekannt, er ist jedoch auch ferner nützlich und wird bei Neuauflage die Ergebnisse der Römerschen Arbeit verwerten müssen.

Ehe der Ref. einzelne Beobachtungen, die er bei der Durchnahme des Kommentars machte, wiedergibt, möchte er nur bemerken, daß er mit dem Ersatze der überlieferten sogenannten distrahierten Formen durch die offenen nicht einverstanden ist, ebensowenig als mit dem Worte ἥδυμος. In einer Übersicht der jetzt aufgenommenen Lesarten, die C. vor den Text gestellt hat, sind die Lesarten verzeichnet, die C. jetzt mit A. Ludwich gemeinsam hat.

Bezüglich der übrigen Lesarten verweist Cauer auf seine Ausgabe *editio maior* 1890/91: Dabei ist hervorgehoben, daß C. B 8 in jener Ausgabe οὖλος Ὄνειρε hat, während in der vorliegenden Ausgabe οὖλε Ὄ steht, wozu Hentze im Anhang 3 zu vergleichen. Die Interpunktion nach Ὄνειρε ist geblieben trotz der dort erhobenen Bedenken. C. hat zur homerischen Interpunktion seinerzeit einen Aufsatz veröffentlicht Rh. Mus. 1889 S. 347 ff. Demnach hat er B. 8 nach Ὄνειρε Kolon gesetzt; nach B 194 Strichpunkt statt Punkt, ebenso 256 [die Verse 254—256 sind in der 7. Auflage nicht mehr in Klammern gesetzt, doch vergleiche den Anhang] 320/21 nach ἐτύχθη Komma statt Punkt. Γ 52 nach Μενελάου Kolon statt Fragezeichen; 428 nach πολέμου Fragezeichen.

Die Erklärung hängt innig mit der Unterscheidung zusammen und es ist zu bemerken, daß Cauer die Selbsttätigkeit des Lehrers durch gelegentliche Fragen in den Fußnoten zu wecken bemüht ist. Ebenso verweist er auf die Bedeutung des Vortrages der *actio* für das Verständnis des Textes, worin er mit Drerup (in dessen jüngstem Werke über E) zusammentrifft. Für die Sacherklärung hat er W. Leaf, Troy, a Study in Homeric Geography, London 1912, benützt (B 190 hat er οὔ σε nach Leaf geschrieben). Auch A. Bruckners Vortrag über das Schlachtfeld von Troia, Arch. Anz. 1912 IV, erwähnt C., ohne sich über die neue Annahme, daß das Schlachtfeld südwestlich von der Stadt (nicht nördlich) lag, zu äußern. In sachlicher Hinsicht ist besonders der Schiffskatalog mit Anmerkungen bedacht und in dieser Auflage gegen die sechste viel geändert; die Änderungen in den Fußnoten sind überaus häufig in sämtlichen Büchern, ihre Anführung würde aber zuviel Raum beanspruchen. In gedrängter Kürze sei noch folgendes bemerkt: Über die schmückenden Beiwörter hat C. die richtige Ansicht, daß sie vielfach formelhaft gebraucht werden, die Anknüpfung an das bekannte Sprachgut (die Etymologie) ist auch jetzt noch unsicher bei ἀγέρωχος, ἀτάρτηρος, θέσκελος, θεσπέσιος, μέροψ, τηλύγετος, νήδυμος (wofür C. ἥδυμος einsetzt). Λειριόεις wird auffallend und nur Γ 152 mit ὄψ verbunden. K. Schenkl in seinem Wörterbuch bezeichnet die Ableitung von λείριον als höchst unwahrscheinlich — sollte der gewissenhafte Mann unrecht haben?

Über die Verwendung des Mediums an einzelnen Stellen (Λ 56, 262, 523, 524) urteilt C. so, daß er dieser Form eine besondere Bedeutung beilegt, es scheinen aber verstechnische Rücksichten vorzuliegen. Hier ist δειδίσσεσθαι B 190 zu besprechen; C. nimmt es transitiv: „das Zeichen zur Flucht geben" (hiezu die Lesung Leafs: οὔ σε ἔοικε). Hentze, der sich im Anh.[3] hiezu äußert, hält an der alten Auffassung (s. Übers. v. Voß) fest. Harder und Kaegi bieten dieselbe Erklärung. Die bei Hentze erwähnte Deutung Römers ist wieder eine andere bei Annahme der transitiven Bedeutung; das macht bedenklich.

Was die Mythologie betrifft, so ist der Briareus-Aegaeon-Mythos von Em. Hoffmann (Zeus und Kronos) aufgeklärt worden, wenn man

auch mit allen Folgerungen des scharfsinnigen Mannes nicht Schritt halten kann. Über die αἴξ als Tiersymbol und die Aegis ist soviel sicher, daß es sich um ein Ziegenfell als Fetisch des Regens im Kulte des Ζεύς in Kreta und am Pelion handelt: in B ist dieses Fell stilisiert gedacht.

Wien. G. Vogrinz.

Griechisches Lesebuch für die oberen Klassen des Gymnasiums von Dr. S. Preuß. Bamberg 1915, C. C. Buchner. Drei Bändchen. 87, 84, 87 S. Gebunden je 1 M. 30 Pf.

Die Anregung zur Entstehung des vorliegenden Lesebuches gab dem Verf. die Verordnung der neuen Schulordnung für die höheren Lehranstalten Bayerns vom 30. Mai 1914, durch welche die Form der Chrestomathie nunmehr auch für die griechische Lektüre in den drei oberen Klassen genehmigt wurde. Das Buch will dem vorgeschriebenen Lesestoff ergänzend zur Seite treten. Zu einer gründlichen Besprechung fehlt dem Ref. jedoch eine wichtige Voraussetzung, die Kenntnis des bayrischen Lehrplanes. Es sei also nur kurz auf folgendes hingewiesen: Es fehlt Homer ganz, ebenso Herodot, die Tragiker sind nur durch Proben aus Aischylos vertreten; diese werden also wohl außerhalb des Lesebuches gelesen. Die Auswahl aus Platon ist glücklicher als etwa die aus Strabon oder aus Prokops Gotenkriegen, wo man von Goten nichts zu hören bekommt, sondern nur Berichte über die Mitternachtsonne auf Thule u. ä. Auch die Auswahl aus Polybios hätte bedeutendere Stücke umfassen können. Die Lyriker wären vielleicht wegen der immerhin bedeutenden sprachlichen Schwierigkeiten für die oberste Klasse vorzubehalten gewesen, ebenso wie der bekannte Brief „eines bösen Buben“ aus den Oxyrhynchos-Papyri an die sprachlichen Kenntnisse der 7. (bei uns 6.) Klasse zu große Anforderungen stellt. Sonst sind herangezogen die Redner mit 38 Seiten (soll keine Rede ganz gelesen werden?), Thukydides, Xenophons Memorabilien, Plutarch, Hesiod, Elegien und Epigramme, Appian und Cassius Dio, Inschriften, Menanders Epitrepontes V. 1—201 u. a.

Anmerkungen, rein lexikalischer Art, sind nur solchen Stücken beigegeben, die der Übung im unvorbereiteten Übersetzen dienen sollen; empfehlen sich zu diesem Zwecke wirklich die Abschnitte aus Thukydides? Dagegen sind die Bruchstücke aus Aischylos ohne jedes den Zusammenhang erläuternde Wort hingestellt; da sie ja doch wohl der Privatlektüre dienen sollen, wäre auch ästhetische Kommentierung bei ihnen erwünscht.

Ausstattung und Druck sind gut; Karten oder Abbildungen sind nicht beigegeben. Die häßlichen Zwitterbildungen wie „Aeschylos“ könnten vermieden werden.

Leoben. Dr. V. Bulhart.

Mandel W., Lateinische Übertragung des Übungsbuches zur lateinischen Stilistik von Hermann Menge. Wolfenbüttel 1915, Julius Zwißlers Verlag. 51 S. Preis 60 Pf.

Zu seiner Lateinischen Stilistik hatte H. Menge im Jahre 1890 im gleichen Verlage ein Übungsbuch erscheinen lassen, das auf 57 Seiten Übungsstoff, bestehend aus Einzelsätzen, bot. Diese Sätze sind teils von ihm neu gebildet oder den Klassikern entlehnt, teils aus den einschlägigen Teilen seines „Lateinischen Repetitoriums“ (jetzt 10. Auflage 1914) und seiner „Materialien zur Repetition der lateinischen Grammatik“ (jetzt 5. Auflage 1909) entnommen. Hiezu eine voll-

ständige Übersetzung erscheinen zu lassen, falls ein Wunsch darnach laut werden sollte, hatte sich der Verf. im Vorwort ausdrücklich bereit erklärt; es sollte dadurch erreicht werden, daß die Schüler mit Benützung derselben sich selbst gewissermaßen einen zuverlässigen Privatunterricht erteilen könnten.

Warum diese Absicht solange unausgeführt blieb, warum ferner nicht der berufenste Mann, nämlich der um den Latein- und Griechischunterricht an den höheren Schulen hochverdiente Verf. selbst, die angekündigte Übersetzung lieferte, entzieht sich der Beurteilung des Ref. Dem Übersetzer W. Mandel war seine Aufgabe dadurch wesentlich erleichtert, daß viele Übungssätze bereits in den beiden obgenannten Büchern Menges übersetzt vorlagen. Den Rest hat er selbständig übertragen.

Im ganzen kann man sich mit der vorgelegten Übersetzung einverstanden erklären. Doch warne ich davor, ihr überall unbedingt zu trauen. Angestellte Stichproben ließen mich an mehr als einer Stelle offenkundige Versehen oder doch solche Übersetzungen finden, die man Schülern keineswegs als Muster hinstellen darf. Von Druckversehen, Schreibungen wie *Insulae Coi, Ephori* (d. h. die Ephoren), *Fabium Dictatorem* u. ä., sehe ich ganz ab. Aber man liest da auch: (Es ist unzweifelhaft, daß es dem Catilina nicht möglich gewesen wäre . . . zu versammeln) *Dubium non est, quin Catilina . . . fuerit coniuncturus* (S. 45), wo also gerade *non* fehlt, das auch unsere Schüler so gern in *quin*-Sätzen zu vergessen pflegen. (Dieser folgte ihm in der Weise, daß er immer in der Mitte zwischen der Hauptstadt Rom und dem feindlichen Lager sich befand, wobei er sich jedoch niemals in einen Kampf einließ) *Hic illum ita secutus est, ut medium se semper inter urbem Romam hostiumque agmen teneret, quin umquam proelium iniret* (S. 49), also gerade das, wovor man seine Schüler ständig warnt, einen *quin*-Satz in Abhängigkeit von einem positiven Satz (denn die wenigen Ausnahmen im Bell. Alex., bei Tac. Apul. u. a., s. Kühner-Stegmann, Ausf. Gr. II S. 262, Anmerkung 1, rechtfertigen doch in einer für Schüler angefertigten Musterübersetzung diesen Gebrauch von *quin* keineswegs; was vielmehr zu erwarten war, konnte Liv. XXII 18 lehren); (Antonius, der erst spät und nur oberflächlich sich mit der griechischen Sprache befaßt hatte, war auf seiner Reise . . . auch nach Athen gekommen; gleichwohl hielt er sich einige Tage daselbst auf und hatte täglich die gebildetsten Männer in seiner Umgebung) *Antonius, qui sero ac leviter Graecas litteras attigerat, cum . . . Athenas venisset, complures ibi dies commoratus cottidie secum habebat homines doctissimos* (S. 49), wo die deutsche Fügung die konzessive Fassung des Relativsatzes nahelegt, also *attigisset* statt *attigerat* und *tamen* vor *cum* (wie Cic. de orat. I 82 auch geschrieben hat). „Inbrünstiges Gebet" läßt sich in klassischem Latein schwerlich durch *precatio ardens* (S. 32) wiedergeben (s. Schmalz im *Antibarbarus*, der gleich dem *Thesaurus ling. Lat.* dafür nur Parallelen aus dem SP. L. kennt). In einem aus dem Zusammenhange herausgerissenen Satze wie: „Nirgends fand man eine Quelle, aus welcher man Wasser schöpfen konnte" wird man Bedenken tragen zu schreiben (S. 33) *Nusquam inveniebatur fons, unde aqua hauriretur* (statt *inventus est*). Auch die im Schlußabschnitte gewählte Periodisierung von Übungssätzen ist nach meinem Empfinden öfter mißlungen.

Es wird sich empfehlen, für eine zweite Auflage die Übersetzung einer aufmerksamen Revision zu unterziehen.

Wien. Karl Prinz.

Lateinisches Übungsbuch für Reformschulen und Studienanstalten. Von Dr. Edwin Müller-Graupa, Oberlehrer an der städtischen Studienanstalt zu Dresden. Dritter Teil: Secunda. Druck und Verlag von Teubner, Leipzig-Berlin 1916. 131 S. Preis geb. 2 M. 20 Pf.

Den im LXVII. Bande der Zeitschr. f. österr. Gymn. auf S. 359 f. besprochenen drei Bändchen dieses lateinischen Unterrichtswerkes ist rasch ein viertes gefolgt. Es soll den Schüler mit der Syntax des Verbs und den Satzformen bekannt machen und trägt in seiner Einrichtung den gleichen Charakter wie die früheren Bändchen, man kann auch in jeder Hinsicht gleich Gutes von ihm sagen. Der Übersetzungsstoff ist in reichem Ausmaße geboten, nur scheint er hie und da im Verhältnis zur Zahl der gebotenen Hilfen etwas zu schwer. In den zahlreichen Übungssätzen, deren Inhalt den Ereignissen des immer noch forttobenden Weltkrieges entnommen ist, schreckt das Übungsbuch vor den modernsten Ausdrücken nicht zurück, für die aber meist eine ganz entsprechende Wiedergabe geboten wird: Unterseeboot *navigium submarinum*, Dampfwalze *cylindrus vapore agitatus*, Generalfeldmarschall *summus imperator*, Hindenburg im Ruhestande *H. privatus*.

Die Anordnung des Übungsstoffes ist nicht ganz ohne Bedenken. So dient es wohl nicht zur Erzielung größerer Klarheit, wenn in dem Abschnitt, der die Überschrift „Die Tempora im konjunktivischen Nebensatze (*Consecutio temporum*)" trägt, alle konjunktivischen Nebensätze hereingezogen sind, auch die, in denen das Gesetz der relativen Zeitenfolge keine Anwendung findet. Die Kausal-, Kondizional- und Konzessivsätze würden im Abschnitte II, der die Lehre von den Nebensätzen zur Einübung bringt, noch bald genug auftreten. Die von Müller gewählte Behandlungsart der Nebensätze auf Grund der im Deutschunterrichte geübten Einteilung in Subjekt- und Objektsätze, Adverbial- und Attributsätze bringt ohnehin eine Zersplitterung des lateinischen Lehrstoffes mit sich.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

W. W. Mooney, The House-Door on the ancient stage. A Dissertation. 105 S. Baltimore 1914. Williams & Wilkins Company.

Nach einer Einleitung behandelt der Verf. im Kap. 1 (S. 11—18) den Gebrauch der Bezeichnungen: *Fores, ianua, ostium*, Kap. 2 (S. 19 bis 24) das Anklopfen an die Türe im Drama, Kap. 3 (S. 25—41) das Klopfen vor dem Austritte aus dem Hause, Kap. 4 (S. 42—48) die Art der Öffnung der Bühnentüre, nach außen oder nach innen?, Kap. 5 (S. 49—101) die Bühnentüre und die Parodoi mit Tabellen von Stellen über Eintritt und Austritt in den Tragödien des Aischylos, Sophokles, Euripides und Seneca, in den Komödien des Aristophanes, Plautus und Terenz. Den Schluß bildet ein Index der wichtigsten behandelten Stellen. Die fleißige Arbeit verdient nachdrückliche Beachtung.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Heinrich Werner, Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Literatur. Braunschweig 1914, bei Georg Westermann, Lbd. 2 M.

Unpersönlich im Stil und in der Auffassung, ist das Buch kaum imstande, dem Leser ein inneres Verhältnis zu den behandelten Dichtern und Werken zu verschaffen, zumal auch bedeutende Männer mit einigen farblosen Schlagworten abgetan werden. Hinter den Büchern vergangener Jahrzehnte, die einen ähnlichen Charakter aufweisen, z. B.

hinter der sorgfältigen Literaturgeschichte Klees, steht Werners Versuch noch dadurch zurück, daß seine Urteile oft schief und bisweilen gar falsch sind. Vom Geist der neuen Literaturgeschichtschreibung, die dichterischen Erscheinungen aus der geistigen und sozialen Kultur ihrer Zeit abzuleiten und das seelische Geschehen im Dichter in den Vordergrund zu stellen, hat Werner nicht einen Hauch verspürt: Mit den einer Vertiefung des Deutschunterrichtes geltenden Bestrebungen der Gegenwart haben derartige Bücher nichts zu tun und noch weniger mit der literarhistorischen Forschung.

Teschen. Dr. Alfred Kleinberg.

Bruno Wille, Lebensweisheit. Eine Deutung unseres Daseins in Gedanken und Versen führender Geister. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 357 S. Preis 2 M.

Dieses eigenartige Buch wendet sich an alle, die Aufschluß suchen über die Rätsel des Daseins, die eines Leitsternes, eines Führers bedürfen bei ihrem Streben nach innerer Vervollkommnung. Diesem Zwecke will der Verf. auf zweifache Weise dienen: zuerst durch eine populärphilosophische Einleitung, welche eine „Sinndeutung des Weltalls" versucht (S. 1—53) und dann (S. 55 bis Schluß) durch eine reiche Sammlung von Aussprüchen vieler Denker und Dichter alter und neuer Zeit, mit denen sich der Verf. in Übereinstimmung weiß oder glaubt, also gleichsam durch einen theoretischen und einen praktischen Teil. — Der Autor, der seine idealistische Weltanschauung auch in anderen Werken begründet hat, zeigt sich in der Erörterung philosophischer Fragen vielseitig gebildet, geistreich und wohlbelesen, als ein Mann, der den an sich spröden Stoff mit Anschaulichkeit und poetischem Schwung zu gestalten weiß. Inhaltlich fußt er auf verschiedenen philosophischen Systemen, aus denen er — ein moderner Eklektiker — mit vorsichtiger Kritik und Selbständigkeit auswählt und zu einem Ganzen verarbeitet, was seiner Überzeugung entspricht. Subjektive Wahrscheinlichkeit ist natürlich das einzige, was auch er bieten kann. Am meisten nähert er sich noch dem Pantheismus Goethes und Monismus Haeckels, während er rein mechanisch-materialistische Theorien schroff ablehnt. Auch eine Vorliebe für mystische Symbolik ist ihm eigen. Doch da W. überall für eine optimistische, wahrhaft sittliche und versöhnliche Lebensauffassung eintritt, läßt man sich willig leiten. Weiterentwicklung zu immer gesteigerter Vollkommenheit (wie etwa in Goethes „Faust", der geradezu als eine Offenbarung angesehen wird) ist das Leitmotiv des Buches.

Während viele Leser über diesen theoretischen Teil rasch hinweggehen dürften (denn philosophische Vertiefung ist nicht jedermanns Sache), werden sie den eigentlichen Hauptteil, die Zitatensammlung, die in Poesie und Prosa Altes und Neues bietet, mit Genuß und Erbauung in sich aufnehmen. Daß bei der Fülle des Gebotenen manches Gegensätzliche, ja einander Widersprechende, Aufnahme fand, war wohl nicht zu vermeiden und wird vom Verf. selbst zugegeben (S. 50).

Dem gut ausgestatteten Buche ist ein Bild des Autors beigegeben. Ein ausführliches Register wäre eine angenehme Zugabe.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Alexis de Tocqueville, L'Ancien Régime et La Révolution. Im Auszuge herausgegeben von Dr. Adolf Wetzlar. VII und 120 S. Preis 1 M.

Das unvollständig gebliebene Werk des 1859 verstorbenen Politikers und Geschichtschreibers offenbart auf jeder Seite die tiefgehenden

Studien des Verf.s in der Geschichte der westeuropäischen Kulturvölker und ihrer Einrichtungen sowie seine hervorragende Gabe, die Ergebnisse seiner Beobachtungen und Vergleiche in überzeugender Sprache darzustellen. Seine Hauptaufgabe erblickt er darin, den Zustand Frankreichs unmittelbar vor der Revolution zu beschreiben und zu zeigen, daß vieles, was allgemein für ein Werk der Revolution gehalten wird, schon unter dem „*ancien régime*“ da war. Für das Verständnis der großen Umwälzung ist das Buch von hohem Wert.

Der vorliegende Auszug hat mit richtigem Blick das Wesentliche herausgegriffen, so daß das Gesamtbild jener Zeit und ihrer Bewegungen keine Einbuße erleidet.

Für die Schule ist nach meiner Ansicht das Buch zu hoch, besonders für unsere 7klassigen Realschulen.

Linz. Prof. Dr. Karigl.

Dr. H. Gade, Hilfsbüchlein für die Einprägung der französiscehn unregelmäßigen Verba in Verbindung mit den gebräuchlicheren Fürwörtern. Berlin 1912, Weidmann. 32 S. Preis 50 Pf.

Die 1336 kurzen Sätze, die das Büchlein von Gade enthält, wollen dazu beitragen, bei den Schülern die Sicherheit im Gebrauche der französischen unregelmäßigen Verba und in Verbindung damit der gebräuchlicheren Pronomina zu erzielen. Das Hilfsbuch soll daher nach dem Wunsche des Verf.s neben dem eingeführten französischen Lehrbuche *teils zur mündlichen, teils zur schriftlichen Einübung* der Verba benützt werden. Um die Schwierigkeiten nicht zu häufen, hat Dr. Gade dafür Sorge getragen, „daß die Übungen, von einfacher Form ausgehend, sich auseinander entwickelnd, nur allmählich zu Schwierigerem emporsteigen“, und er hat außerdem Leichteres von Schwererem durch Sternchen auseinandergehalten. Die Sätze sind im allgemeinen recht geschickt gewählt, gut übersichtlich angeordnet und beziehen sich meist nur auf die gebräuchlicheren Formen, so daß das Büchlein von Gade für den Unterrichtsgebrauch bestens empfohlen werden kann.

Wien. Dr. R. Richter.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben. Herausgegeben von Max Friedrich Mann. Bd. 40: *A Tour Through England in two Months. For the use of schools edited with explanatory notes and a glossary by* Prof. Joseph Mellin. Frankfurt a. M. 1913.

Das Buch ist als ein Seitenstück zu Brunos „*Tour de la France*“ gedacht und wird gewiß dem Anfänger ebenso gute Dienste leisten wie dieses. Die anschauliche Schilderung einer Reise, die zwei schottische Brüder durch England unternehmen, gibt Gelegenheit, einen großen Teil Englands in verschiedener Hinsicht kennen zu lernen. Wir erfahren viel über Land und Leute, soziale und politische Fragen werden gestreift und auch manche geschichtliche und literarhistorische Tatsache wird mitgeteilt. Die Darstellung ist lebhaft und interessant, Witz und Humor kommen zu ihrem Rechte. In der Form wechseln Erzählung mit Brief oder Zwiegespräch ab; einmal findet sich sogar eine Rede. Die beigegebenen Karten und Pläne sind vorzüglich, dagegen sind einige Bilder zu klein und auch verschwommen. Das geschickt gearbeitete Büchlein kann bestens empfohlen werden.

Freiwaldau. Franz Eigl.

Th. Bitterauf, Napoleon I., 3. Aufl. „Aus Natur und Geisteswelt". 195. Bändchen. Leipzig-Berlin 1916, B. G. Teubner. Preis 1 M. 50 Pf.

Die wichtigsten Änderungen gegenüber der vorhergehenden Auflage betreffen die Jugend des Kaisers, das System im Inneren und das Verhältnis zu England. Im einzelnen sei darauf hingewiesen, daß der Verf. den Rheinbund als einen Ableger des von Friedrich dem Großen gegründeten Fürstenbundes ansieht und daß er auf Seite des Kaisers Franz II., der „seine deutsche Kaiserkrone noch im Wege eines Geschäftes loszuwerden suchte", „keine Spur von Größe zu entdecken vermag". Frischer Geist wehte seiner Meinung nach nur in den Staaten des Rheinbundes. Der Tiroler Aufstand von 1809 hat nach ihm „nichts gemein mit der nationalen Bewegung der deutschen Freiheitskriege". In seinen Augen ist er lediglich eine „von partikularistischen und territorialen Gefühlen geleitete, von den Idealen des Mittelalters erfüllte Auflehnung des Bauernstandes gegen die Omnipotenz des modernen Staates". Die Befreiungskriege erscheinen ihm nicht als eine „natürliche Folge des russischen Feldzuges", da er der Ansicht ist, es habe damals „kaum irgend jemand, am allerwenigsten die Kabinette von Wien und Berlin, an die Möglichkeit einer nationalen Erhebung gedacht". „Weder Kaiser Franz noch König Friedrich Wilhelm, sondern der von dem größten deutschen Staatsmann der Epoche beratene Zar war es, der den Befreiungskrieg entfesselte." Obwohl sich in der Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober der „eiserne Ring um Leipzig immer fester legte", kann der Verf. darin keinen entscheidenden Sieg der Allierten erblicken, da lediglich der Übergang der Sachsen und Württemberger Napoleon gezwungen habe, die Position bei Probstheida aufzugeben.

Wien. J. Müllner.

Th. Heigel, Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. 3. Auflage. Berlin und Leipzig 1915, Verlag von B. G. Teubner.

Das nach des Verf.s Tod in neuer Auflage erschienene Büchlein erfreut sich wegen der anspruchslosen fesselnden Darstellung des Gegenstandes großer Beliebtheit. Wesentliche Änderungen der 2. Auflage gegenüber sind nicht vorgenommen, nur ist in dem Schlußkapitel noch auf die Entstehung des Weltkrieges Rücksicht genommen worden.

Graz. J. Loserth.

Deutsche Feld- und Heimatbücher. Herausgegeben vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung. Bd. 3: Die Heimat im Kriege. Teubner, 1916. Fünf Bändchen, je 40 Pf.

Diese Büchlein sind besonders wertvoll, weil sie eigentlich nur Volksschulkenntnisse voraussetzen und in schlichter, gemeinverständlicher Weise selbst schwierige Stoffe behandeln, so daß sie auch der gebildete Leser mit Vergnügen zur Hand nehmen wird.

So erhält man durch das 11. Bändchen „Die Mobilmachung des Geldes" von Prof. Dr. Paul Arndt einen Begriff von der Höhe der Kriegskosten, Geld und Kredit in Krieg und Frieden, der Beschaffung der zum Kriegführen nötigen Geldmittel, der Verzinsung der Anleihen, der Aufbringung der zum Kriegführen nötigen Sachgüter in den kriegführenden Ländern; besonders interessant sind die letzten Kapitel „Die finanzielle Unterstützung Englands, Frankreichs und Rußlands durch Amerika", „Die Entwertung des Geldes der kriegführenden Staaten im neutralen Ausland", „Die Vermehrung der Staatsschulden und die Kriegsentschädigung".

Das 15. Bändchen: Die **Kriegsfürsorge** von Magistratsrat A. Liebrecht in Berlin enthält die bezüglichen in Deutschland getroffenen Einrichtungen und zerfällt in drei Kapitel: 1. Familienunterstützung (darunter z. B. auch die Kriegswochenhilfe, d. h. die an die Wöchnerinnen während des Krieges zu leistenden Beihilfen), 2. Fürsorge für die Hinterbliebenen gefallener Krieger, 3. Fürsorge für die Kriegsbeschädigten. Diese letztere besteht in den Bestimmungen über die Rentenfürsorge und in den Einrichtungen der Kriegsbeschädigtenfürsorge (Nachbehandlung, Ersatz für verlorene Glieder, Fußersatz, Armersatz, Handersatz, Bäder- und Anstaltsfürsorge, Berufsberatung, Beschulung und Berufseinschulung, Arbeitsvermittlung, Versicherung Kriegsbeschädigter gegen Unfall, Fürsorge für ihre Familien, Kriegsblindenfürsorge — bereits ein Kapital von drei Millionen Mark vorhanden —, Fürsorge für Selbständige usw.). Auch bei uns leistet Staat und Gesellschaft, was in ihren Kräften steht; um so interessanter ist ein Vergleich, den jeder Leser bei einzelnen Punkten ziehen kann und der vielleicht auch manchen veranlassen wird, Ähnliches bei uns ins Werk setzen zu helfen.

Wien. Dr. Emil Sofer.

Die außereuropäischen Erdteile. Ein methodischer Beitrag zum erziehenden Unterricht von Julius **Tischendorf**, Direktor der städt. Schulen in Netzschkau i. V. 19., vermehrte Auflage. Mit 50 Bildern. Leipzig 1914, Ernst Wunderlich. Brosch. 3 M. 20 Pf., geb. 3 M. 80 Pf.

Das vorliegende Buch mit dem etwas anspruchsvollen Titel bildet den fünften Teil der bekannten Tischendorfschen Präparationen für den geographischen Unterricht in Volksschulen. Trotz dieser seiner ursprünglichen Bestimmung wird das Buch auch angehenden Mittelschullehrern recht gute Dienste tun, ja ich zweifle sogar, ob es nicht für Volksschulen zu hoch eingestellt ist. Bewundernswert ist das Geschick, mit dem der verdiente Verf. den Stoff nach den verschiedensten Seiten dem Unterrichte dienstbar zu machen versteht und wie er das Interesse des Schülers immer wieder durch neue Gesichtspunkte zu fesseln weiß. Im übrigen verweise ich auf die frühere Besprechung der Tischendorfschen Präparationen in diesen Blättern. Das dort Gesagte gilt ohne Einschränkung auch für die vorliegende Neuauflage.

Wien. Imendörffer.

K. Ploetz (†), Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte. Neu bearbeitet von M. **Hoffmann** (†) und F. **Köhler**. 17. Auflage. Ladenpreis: Gebunden 3 M. Leipzig 1912. Verlag von A. G. Ploetz. VIII und 456 S. 8°.

Eine große Zahl von Auflagen beweist nicht immer, daß ein Buch gut ist, wohl aber, daß es einem weitgehenden Bedürfnis entgegenkommt. Von dem vorliegenden gilt zumindest, daß es sich gerade so wie der sogenannte „kleine Ploetz" großer Beliebtheit bei der studierenden Jugend erfreut, zumal da der Preis im Vergleich zu der Fülle des Gebotenen als sehr mäßig zu bezeichnen ist. Ich muß jedoch gestehen, daß ich persönlich kein Freund solcher Hilfsmittel bin, die gewissermaßen die Wissenschaft *in nuce* bringen. Nur allzu leicht kommt dadurch bei den Schülern der Gedanke auf, daß man nur alles das zu wissen braucht, was beispielsweise im „Ploetz" steht, um Geschichte zu kennen. Es sind „Eselsbrücken", die auch die leider nicht nur bei Schülern verbreitete Ansicht fördern, daß die Geschichte in

einem bloßen Wissenskram bestehe, und außerdem den Anschein einer dogmatischen Fassung des Geschichtsstoffes erwecken, auch wenn dies nicht beabsichtigt war. Derartige Anschauungen müssen schon entstehen, wenn es z. B. in dem Buche (S. 1) heißt: „Die alte Geschichte gliedert sich in fünf Abschnitte usw.“. Die Periodeneinteilung dient natürlich der Übersichtlichkeit und auch einem besseren Verständnis, aber sie darf sich nicht als absolut gültig ausgeben. Um ein Beispiel anzuführen: 1660 ist für die Geschichte Europas gewiß ein besseres Epochenjahr als 1648.

Für Übersichtlichkeit ist hier nach Möglichkeit gesorgt; das ist ja seit jeher ein Hauptverdienst dieses Buches gewesen. Vor allem schon äußerlich durch verschiedenen Druck, obwohl sich dabei als Nachteil ergibt, daß das meiste aus Gründen der Raumersparnis in zu kleinem Satz erscheint. Daß sich vieles wiederholt, ist bei keiner Anordnung zu vermeiden; hier bezwecken die vielen Verweisungen auf Parallelstellen eine Zusammenfassung. Auch das Namen- und Sachregister dient dieser Aufgabe; doch scheint dabei auf Vollständigkeit nicht viel Wert gelegt zu sein. Häufig finden sich im Text auch genealogische Übersichten, Stammtafeln, eingestreut. Zweckmäßiger wäre es, wie mir scheint, auch diese am Schluß zu vereinigen oder wenigstens ein Verzeichnis davon zu geben.

Überaus reich ist der Inhalt des Buches, der über die dem Schulunterricht gesteckten Grenzen hinausgehen will. Eine ganz gewaltige Menge von Tatsachen ist hier aufgestapelt, vielfach gar zu gedrängt, so daß die allzu weit gehende Breviloquenz nicht nur das Verständnis erschwert und große Ansprüche an die Geduld des Lesers stellt, sondern auch die stilistische Seite in ungünstigem Sinne beeinflußt. Das oft gerügte Zeugma „er verlor Schlacht und Leben“ kehrt immer wieder, ebenso die häßliche Wortbildung „deutscherseits“, um von anderem zu schweigen, und das Bestreben, möglichst viele Tatsachen in einem Satz zusammenzufassen, führt zu unerträglichen Satzungetümen, wie z. B. S. 269 f. Eine Folge des papiernen, farblosen Stils ist, daß damit das Interesse nicht belebt werden kann, weil dies eben nur eine anschauliche und plastische Geschichtsdarstellung vermag. Dazu kommt, daß das Zuständliche hier zwar nicht ganz vernachlässigt ist, sondern verschiedene Richtungen der Kulturentwicklung angedeutet werden, daß aber auch diese Abschnitte nichts anderes als dürre Zusammenstellungen, ja Massenanhäufungen von Namen und Zahlen darstellen.

Hinsichtlich der Auswahl des Stoffes ist das Buch doch auch zu preußisch orientiert, um österreichischen Schülern vollen Nutzen zu gewähren. Während die österreichische Geschichte manchmal gar zu wenig berücksichtigt erscheint, finden wir im Anhang eine Übersicht über brandenburgisch-preußische Geschichte und die der anderen deutschen Staaten sowie über die Entwicklung der deutschen Kolonien. Übrigens ist die deutsche Geschichte fast ausschließlich bloße Dynastiengeschichte, während die universalhistorisch bedeutsamen Momente außer acht gelassen sind. Die neuere Geschichte nimmt allein fast soviel Raum ein wie die alte und mittlere zusammen. Mit wachsender Ausführlichkeit sind besonders die kriegerischen Ereignisse seit 1866 erzählt und überall bis zur unmittelbaren Gegenwart fortgeführt. Auch ist in diesen letzten Partien immer mehr der Versuch einer pragmatischen Fassung der Ereignisse gemacht. Die Änderungen gegenüber den früheren Auflagen bedeuten durchgehends eine Vermehrung und Verbesserung des Inhaltes. Allerdings, auf die Geschichte Ostasiens ist erst der jetzige Herausgeber genauer eingegangen, weil, wie er glaubt, die lebhafteren Beziehungen zu Europa und Amerika eine eingehende Behandlung und Würdigung verlangen. Die Stichhaltigkeit

dieser Begründung leuchtet mir nicht ein. Ich glaube, daß auch jetzt noch die ältere Geschichte Chinas und Japans für uns nur sehr wenig Interesse hat und jedenfalls entbehrlicher ist als z. B. die Kenntnis der Quadrupelallianz von 1720 und die Wirksamkeit Alberonis, die hier nirgends erwähnt sind.

Was ich sonst im einzelnen auszusetzen habe, ist vor allem, daß ganz veraltete und wertlose chronologische Angaben auch für gänzlich sagenhaftes Detail in diesem wie in so manchen anderen Lehrbüchern eine ungestörte Weiterexistenz fristen. Dazu gehört das Gründungsjahr von Karthago, die Lebenszeit des Lykurgos, die auf das Jahr (!) genau angegebene Zeit der sogenannten dorischen Wanderung, die Datierung von Kodros' Tod, der messenischen Kriege usw. Auch die Angabe „um 1800" für den Beginn der Hyksosherrschaft (S. 5) statt nach 1700, ferner „um 2200" für Hammurabi statt um 1950 berücksichtigt nicht die neueren Forschungen. Ganz unzulänglich und auch überholt sind die Angaben über die „mykenische" Kultur (S. 23; mehr als das Doppelte nimmt dafür die älteste chinesische Geschichte ein, S. 21 f.!) — S. 60 ist von der Schlacht bei „Gaugamela oder Arbela" die Rede. — Die ältere römische Geschichte ist einfach der römischen Überlieferung nacherzählt; dieser Abschnitt ist ganz unbrauchbar. — Den Beginn der Kaiserzeit und der Regierung des Augustus mit 31 v. Chr. anzusetzen (S. 121), ist durch nichts gerechtfertigt, Origenes statt *origines* (ebd.) ist ein böser Druckfehler. — S. 122: Ägypten ist nicht durch kaiserliche Legaten verwaltet worden, ebensowenig die Narbonensis; *Hispania Tarraconensis* ist nicht, wie man bisher geglaubt hat, die Bezeichnung für das ganze diesseitige Spanien, sondern nur für einen Distrikt. — S. 125: Unrichtig ist der ganze Satz samt den Jahreszahlen: „37—68 das Claudische Herrscherhaus, durch Adoption mit dem julischen verwandt"; es müßte etwa heißen: „30 v. Chr. bis 41 n. Chr. Herrscher, die durch Adoption dem julischen Hause angehören. 41—68 das claudische Kaiserhaus." — Das Todesjahr des Tacitus (S. 131) läßt sich nicht genau bestimmen. — Nicht an alle freien Provinzialen wurde das Bürgerrecht durch die *constitutio Antonina* (S. 132) erteilt. — S. 205: Von den habsburgischen Besitzungen in der Schweiz blieb das Fricktal doch bis 1803 österreichisch. — Die früher herrschende Ansicht, daß unter Karl VII. der Anfang der stehenden Heere in Frankreich zu verzeichnen sei (S. 209), ist unrichtig. — Die Vereinigung von Polen und Litauen zwischen 1386 und 1572 (S. 217) bestand immer nur vorübergehend und war nur in den letzten drei Jahren eine vollständige. Für den Deutschen Orden war nicht bloß der Umstand verhängnisvoll, daß er von Polen und Litauen gemeinsam bekämpft wurde, sondern auch die Machtausbreitung der Hansa und der Kalmarer Union. — Der letzte byzantinische Kaiser war Konstantin XI., nicht XII. (S. 218). — Der Friede im Jahre 1534 wurde nicht zu Kadan (S. 231), sondern zu Kaaden in Böhmen geschlossen. — Die magyarische Namensform Bethlen Gabor, die aus unseren österreichischen Lehrbüchern schon glücklich im Verschwinden begriffen ist, lebt hier noch weiter (S. 254 und 255). — S. 379 steht Tegethof.

Wenngleich damit die Zahl der Versehen keineswegs erschöpft ist, so können diese Einzelheiten für das Werturteil über das ganze Buch nicht allzu viel bedeuten. Vielmehr muß trotz der früher erhobenen prinzipiellen Bedenken zugegeben werden, daß derjenige, dem es um übersichtliche und verläßliche Zusammenstellung eines sehr reichhaltigen geschichtlichen Stoffes zu tun ist, von dem fast durchweg mit großer Genauigkeit gearbeiteten Buch kaum enttäuscht wird.

Prag, im April 1914. **Arthur Stein.**

Geschichtsel. Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte. Gesammelt und erläutert von Dr. Simon Peter Widmann. 2. Aufl. Verlag von Ferd. Schöningh, Paderborn 1913. 393 S. Kl. 8°.

Aus verschiedenen Motiven hat es zu allen Zeiten irreführende Fälschungen gegeben. Nach Goethe will der Verf., der uns durch sein gediegenes Geschichtswerk „Geschichte des deutschen Volkes" bestens bekannt ist, aus „des Irrtums Banden", mit denen „wir uns immerfort quälen", befreien. Gegliedert ist das Werk nach: Orient; Griechenland und Rom, Kirchengeschichte, Deutsche, außerdeutsche Länder, Erdkunde. Unter Geschichtseln faßt der Verf. die in die Geschichte eingedrungenen und noch dringenden Fabeln, die auf unrichtiger Herleitung eines Wortes beruhende Erdichtung und die an geschichtliche Namen und Begriffe sich knüpfenden Mißverständnisse zusammen und zeigt, daß, wie sich Kinder unverständliche Worte nach ihrem Sinne zurechtlegen, ebenso das Volk mit ihm unklaren Bezeichnungen verfährt.

Die schwierige Anordnung des kunterbunten Stoffes, der aus etwa 1000 Geschichtseln besteht, ist im allgemeinen chronologisch getroffen; vom Gesichtspunkte innerer, sachlicher Zusammengehörigkeit mußte aber zeitlich Getrenntes mitunter verknüpft werden, was bei rein äußerlich lexikalischer Anordnung unvorteilhafterweise hätte auseinandergerissen werden müssen. Den damit geopferten Vorteilen rascher lexikalischer Auffindung wird aber durch ein Sachregister Rechnung getragen. Der Ref. hat wohl nur das Altertum besonders eingehender Lektüre unterzogen; aber der allgemeine gute Eindruck, den man da empfängt, schließt in Beziehung auf die übrigen Teile des Buches das Gegenteil so ziemlich aus. Allerdings werden in manchen Fällen offene Türen eingerannt und Dinge vorgebracht, die dem einigermaßen Geschichtskundigen längst kein Geheimnis mehr sind und die auch in den modernen Schulbüchern bereits richtiggestellt sind.

Zu den den Orient und das klassische Altertum betreffenden Stichproben wäre nur folgendes zu bemerken: Man sagt nur ὁ λαβύρινθος (S. 24); das Mausoleum (S. 25) wurde nicht im 3., sondern Mitte des 4. Jahrhunderts errichtet; die Kabbalá (S. 33) wurde auch „zum Teil" (Buch Jezirah!) „dem R. B. Akiba" fälschlich zugeschrieben; alle ihm unterschobenen Werke kabbalistischen Inhaltes sind späteren Ursprunges; warum es statt Aussätzige (S. 42) „Aussetzige" heißen soll, ist nicht recht erfindlich; bei Proselyten (S. 43) wäre zu verdeutlichen: die zum Mosaismus „bekehrten" Heiden; der Jude Jakob Lebowicz (S. 44) stammt wohl aus Südgalizien; dann kann aber „Czernowitz" (Bukowina!) nicht richtig sein; denn außer diesem Cz. gibt es nur noch zwei Gemeinden dieses Namens in Mähren; die Mameluken (S. 50) waren kriegsgefangene turko-tatarische Sklaven, die im 13. Jahrhundert die Sultane Ägyptens von den Türken gekauft hatten; es scheint da eine Verwechslung mit den als Christen geborenen und im muhammedanischen Glauben erzogenen Janitscharen vorzuliegen; bei ἤλεκτρον (S. 53) muß es statt „Wonne" Sonne heißen; Archilochos (S. 61) lebte um die Mitte des 7. Jahrhunderts; die lakonische Knabenliebe (S. 64) wurde, abgesehen von den gehässigen Bemerkungen bei Suidas und Hesychios, niemals in so schlimmem Sinne wie die kretische sprichwörtlich genommen; ob die Eroberung von Salamis (S. 65) nach der gesetzgeberischen Tätigkeit Solons fällt, ist nicht so sicher ausgemacht; da Pālatium (Pālatinus S. 69) bei den älteren Autoren in der ersten Silbe ein langes *a* aufweist, so ist es (nach Wissowa) aus *palus* Pfahl entstanden und heißt nichts anderes als Pfahlburg; die Bemerkung „Servius (S. 86) von

Servus-Mars“ ist rätselhaft; L. Meyer und Klotz stellen es entschieden zu ἐρόομαι. Für die Alten war die Blindheit des Appius Claudius (S. 91) stets unanfechtbare Tatsache; er selbst sagt im Anfange seiner berühmten Rede, er habe bisher nur seine Blindheit bedauert; jedenfalls ist er erst im hohen Alter erblindet; Mommsen nennt ihn einen „blinden Greis“, den „die Götter wegen seiner unzeitigen Weisheit blendeten“; der etymologische Zusammenhang von Talassius (S. 94) mit τάλις, ταλασία, *las-lar* usw. ist ganz unsicher wie alle anderen Deutungen; Seneca (S. 111) kann man doch nicht ohneweiters einen „charakterlosen Philosophen“ nennen; vom Stoizismus ausgehend. schwächte er, was schon Panätius tat, als Eklektiker die starre Ethik ab, so daß man seine Richtung als moralisierende Popularphilosophie bezeichnen kann; nicht Anicetus (S. 112) „schlug Agrippina mit einem Knüttel auf den Kopf“, sondern (nach Tacitus, auf den sich der Verf. beruft) der Schiffshauptmann Herculeius; bei den vielen Verdachtsgründen gegen Piso und namentlich gegen Plancina würde man statt der kategorischen Form: „Germanicus (S. 210) wurde nicht von Piso vergiftet“ wohl richtiger sagen: Eine Vergiftung ist juristisch nicht erwiesen worden; auf Grund der bedeutsamen Inschriften auf Lemnos kann man mit Wissowa annehmen, daß die Etrusker (S. 356) mit den aus dem griechischen Osten zur See nach Italien gekommenen Τυρσηνοί, die seit dem 14. Jahrhundert im Ägäischen Meere als seegewaltiges Piratenvolk (Turscha) saßen, identisch sind, nur daß man diese für ein ungriechisches Volk halten muß; das keltische *pen* (*penno*) heißt (nach Holder) eigentlich nicht „Gebirge“, sondern Gipfel, Bergspitze, Bergkuppe (S. 357).

Eine staunenswerte Fülle von geschichtlich Wissenswertem und Belesenheit in reicher Literatur tritt da dem Leser entgegen. Bis in die geheimsten Winkel historischer Daten leuchtet der Verf. hinein und entkleidet diese irrtümlicher oder fälschender Deutung. Die Mühen der Nachforschung waren ebenso groß. als es die weitgehenden Kenntnisse Widmanns sind, so daß dem Buche lebhafte Anerkennung gesichert ist.

Wien. A. Stitz.

Adolf Wildbrett, kgl. Prof. an der Kreisoberrealschule in Nürnberg, **Algebra**, Lehrbuch mit Aufgabensammlung für höhere Lehranstalten. Zweite, umgeänderte Auflage. Nürnberg 1914, Carl Kochs Verlagsbuchhandlung. 325 S. Preis geb. 3 M. 60 Pf.

Schon im ersten Teil, der sich mit den vier Grundrechnungsarten befaßt, werden die einfachsten Gleichungen behandelt, so daß der Unterricht eine wesentliche Belebung erfährt, deren er gerade an dieser Stelle sehr bedürftig ist; es wird überhaupt die Lehre von den Gleichungen in den Mittelpunkt des ganzen algebraischen Unterrichtes gerückt — ein Vorgang, den jeder Lehrer der Mathematik dankbarst begrüßen wird — und vor allem schenkt der verdienstvolle Verf. den Textgleichungen besondere Beachtung. Die einfachsten Gleichungen zweiten Grades (mit einer Unbekannten) werden noch vor dem die Potenzen und Wurzeln behandelnden vierten Teil zur Sprache gebracht und so dem geometrischen Unterrichte ein großer Dienst erwiesen; die Auflösung der allgemeinen quadratischen Gleichung wird erst im fünften Teil erledigt, wobei auch Gleichungssysteme mit zwei Unbekannten berücksichtigt werden und die graphische Darstellung der linearen und der quadratischen Funktionen zur Sprache gelangt. Den Logarithmen und ihren Anwendungen ist der nächste Teil gewidmet und es wird auch die geometrische Deutung der Funktion $y = 2^x$ nicht unterlassen, obwohl der Verf. vor einem Zuviel in dieser Hinsicht warnt — nicht mit

Unrecht. Der achte Teil endlich beschäftigt sich mit Progressionen und bringt im Anhang eine eingehende Beschreibung des Rechenschiebers und seiner Anwendungen.

In den zahlreichen Übungsaufgaben wird auch darauf geachtet, daß der Schüler Sicherheit im Rechnen mit Brüchen und Dezimalzahlen erlange. Dies und die große Übersichtlichkeit im Druck und die eingestreuten Bemerkungen methodischer und didaktischer Natur machen das Lehrbuch zu einem der besten, die bisher erschienen sind.

Im einzelnen soll noch hervorgehoben werden, wie gelungen die erste Einführung in die Lehre von den Gleichungen (§ 4) vorgenommen wird, wie klar die Deutung der negativen Zahlen (§ 14) entwickelt wird, daß aber die Regeln für die Auflösung der Klammern (§ 17) dadurch noch inhaltsvoller gestaltet werden könnten, daß man anstatt des ausschließlichen Hinweises auf die Operationen mit Strecken auch die mannigfachen Fälle des alltäglichen Lebens heranzieht. Bei der Multiplikation (und Division) der Brüche (§ 30) wäre die Bemerkung wichtig, daß vor der Ausführung der Rechnung das Kürzen vorzunehmen ist, und endlich in der Lehre von den quadratischen Gleichungen wäre sowohl die Bedeutung der Diskriminante als auch die Beziehung zwischen den Wurzeln und den Koeffizienten, beziehungsweise den Konstanten in der Normalform der Gleichung zu berücksichtigen.

Auf S. 208 u. soll statt „rational" gelesen werden: „reell"; auf S. 240 und S. 243 sind die angegebenen Werte nicht als die Wurzeln zu bezeichnen, sondern nur als Näherungswerte für sie; schließlich ist es nicht ganz unbedenklich, wenn (S. 245) die Null als unendlich kleine Zahl aufgefaßt wird.

Wien. Prof. Wolletz.

Vier- und fünfstellige Logarithmentafeln nebst einigen physikalischen Konstanten. Zusammengestellt von L. Holborn und Karl Scheel. Zweite Auflage. Braunschweig 1914, Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn. Geh. 80 Pf.

Diese Tafeln enthalten die Logarithmen der Zahlen, und zwar vierstellig von den Zahlen 1 bis 1009, fünfstellig von den Zahlen 1 bis 10009. Der Druck ist scharf und sehr übersichtlich. In der Anordnung weichen die Tafeln von anderen wesentlich ab. Die *partes proportionales* sind nämlich mit den Logarithmen in einer Zeile angeordnet und auf eine mittlere Differenz in dieser Zeile bezogen. Es ergibt sich folgendes Bild:

N.	L. 0	1	2	. . . . .	Proportionalteile			
					1	2	3	. . . .
⋮	⋮	⋮	⋮	⋮	⋮	⋮	⋮	⋮
81	9085	9090	9096	. .	1	1	2	. .
82	9138	9143	9149	. . .	1	1	2	. .
⋮	⋮	⋮	⋮	⋮	⋮	⋮	⋮	⋮

Für log 8123 ergibt ein Blick: 2·9096 + 2 = 2·9098.

Diese Interpolation ist sehr rasch, freilich mitunter etwas weniger scharf.

Die geringere Schärfe engt die Brauchbarkeit der fünfstelligen Tafel, die Raschheit der Arbeit erhöht den Nutzen der vierstelligen. Vierstellige Tafeln müssen eben zu sehr rascher Arbeit geeignet sein, wollen sie mit guten Präzisionsrechenschiebern in Wettbewerb treten. Es wäre vielleicht nützlich, einmal zu versuchen, die vierstelligen Logarithmen der Zahlen 1 bis 1009 nebeneinander in Kolonnen anzuordnen und die Differenzen, aber keine Partes anzugeben, etwa so:

.	.	.	.	.	.
100	0000		610	7853	
101	0043	43	611	7860	7
102	0086	43	612	7868	8
103	0128	42	613	7875	7
.	.	.	.	.	.

Die ganze Tafel müßte auf einer Doppelseite stehen, damit jedes Umblättern entfiele. Die ganze Anlage der Rechenarbeit bei Verwendung vierstelliger Logarithmen ist eben eine andere als bei mehrstelligen. Es ist unstatthaft, genaue Partes vorzuzeichnen, deren Umstellung mehr Zeit erfordert als die Durchführung der ganzen Rechnung von gewandter Hand.

Wien. Richard Suppantschitsch.

Mathematische Bibliothek. Herausgegeben von W. Lietzmann und A. Witting. Bd. 22. Soldatenmathematik von Dr. A. Witting, Professor am Gymnasium zum Heiligen Kreuz in Dresden. Mit 37 Figuren im Text. (61 S.). Leipzig und Berlin 1916, B. G. Teubner. Preis 80 Pf.

Wir haben ein eigenartig schönes Büchlein vor uns, in dem einige wichtige Dienstzweige des Infanteristen vom mathematisch-physikalischen Standpunkte aus zur Behandlung gelangen. In erster Linie richtet es sich an Offiziere, Einjährig-Freiwillige und ältere Schüler höherer Lehranstalten. Es sind vorzugsweise graphische Darstellungen, weniger Rechnungen, die in Verwendung gezogen werden. Jedenfalls wird durch das Büchlein eine Belebung des mathematischen Unterrichtes angestrebt und — wie wir wohl behaupten können — in zutreffender Weise erreicht.

Nach einer Einleitung, in der die einfachsten Zahlenbeziehungen dargelegt werden, wendet sich der Verf. zur Aufgabe des Schätzens von Entfernungen. Dann wird das feldmäßige Messen der Entfernungen besprochen und auf drei hiezu dienliche Apparate: den kleinen Entfernungsmesser 0·6, den großen Entfernungsmesser (Bickel), den großen Entfernungsmesser (Hahn) des näheren eingegangen. Im weiteren wendet sich der Verf. zur Darstellung der Elemente der Ballistik, wobei er mehrfach das vortreffliche Handbuch der Ballistik von Cranz, das als grundlegend bezeichnet werden muß, benützt. Zuerst werden die allgemeinen Richtlinien über innere und äußere Ballistik angegeben, dann wird in einem besonderen Abschnitte des Luftwiderstandes gedacht, weiters die geschichtliche Entwicklung der Infanterieschußwaffen gegeben. Die Erörterung der Bewegung des Geschosses als Funktion der Zeit unter besonderer Berücksichtigung der photographischen Aufnahme mit dem Drehspiegel-Rücklaufmesser von C. Cranz erfolgt im Nachstehenden.

Die ferneren Abschnitte sind der Betrachtung der ballistischen Kurve gewidmet. Über Zielen und Treffen handelt der letzte Abschnitt des Büchleins, wobei auch die Fehlerquellen in präziser, aber zutreffender Weise hervorgehoben werden.

Das vorliegende Buch kann bestens empfohlen werden; es wird im mathematischen und physikalischen Unterricht mit Vorteil benützt werden können.

Baden bei Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Paul Crantz, Professor am askanischen Gymnasium zu Berlin, **Ebene Trigonometrie zum Selbstunterricht.** „Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 431. Bändchen. Mit 50 Figuren im Text. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1914.

Dieses Lehrbuch bringt die ebene Trigonometrie etwa in dem Ausmaße, in dem sie an unseren Gymnasien gelehrt wird. Die Darstellung ist etwas breiter, wie es der Zweck des Buches verlangt. Die praktische Seite der Sache wird stark betont, aber auch der theoretische Teil ist gut. Die Allgemeinheit des Additionstheorems des Sinus wird etwas rasch erledigt (S. 77). Für die anderen Formeln muß die Bemerkung genügen: „In ähnlicher Weise kann man den Beweis auch .... für die anderen Formeln führen." Hier wäre es doch angezeigt gewesen, wenigstens zu sagen, daß alle Formeln der Goniometrie aus dem Additionstheorem des Sinus arithmetisch folgen und ihre Allgemeinheit daher in der Allgemeinheit dieses einen Theorems enthalten ist. Es wäre ja eine Riesenarbeit, die Allgemeinheit jeder goniometrischen Formel direkt zeigen zu wollen!

Auf S. 14 soll der Umfang der Figur berechnet werden, die von zwei Tangenten eines Kreises, ihrem Schnittpunkte und dem größeren Bogen des Kreises bestimmt wird, der zwischen den Berührungspunkten liegt. Die Aufgabe erscheint in der folgenden Gestalt: „Um ein Rad von $2r = 1{\cdot}8\,m$ Durchmesser ist ein Treibriemen gelegt, der um eine $e = 2{\cdot}4\,m$ vom Mittelpunkt des Rades entfernte Achse läuft. Wie lang ist der Treibriemen?" Die Achse hat offenbar den Radius Null, aber auch um weniger abenteuerliche Achsen pflegt man keine Treibriemen zu legen. Hier geht die Praxis zu weit. Das aber liegt im Zuge unserer Zeit, der vorübergehen wird. Man wird sehr bald wieder mehr den logischen Gehalt der Mathematik schätzen.

Das angezeigte Buch ist für den Selbstunterricht zu empfehlen.

Wien. R. Suppantschitsch.

Die Aktion gegen die Psychologie. Eine Abwehr von Dr. Karl Marbe. Teubner, Leipzig-Berlin, 1913.

Die Polemik, welche den Gegenstand dieser Broschüre bildet, ist veranlaßt durch eine „Erklärung", die der Universitätsprofessor in Freiburg i. Br. Dr. Heinrich Rickert in seinem und im Namen von fünf anderen mitunterzeichneten ordentlichen Professoren der Philosophie an die deutschen philosophischen Fakultäten der Universitäten in Österreich, der Schweiz und Deutschland zur Erzielung von beistimmenden Unterschriften versandte. Diese Erklärung wendet sich „gegen die Besetzung philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie". Universitätsprofessor Marbe in Würzburg richtet nun vorliegende „Abwehr" gegen einen, wenn auch „versteckten", aber doch, wie der Verf. zu zeigen versucht, „tatsächlichen" Versuch „der Unterdrückung der Psychologie", auf welchen diese Erklärung hinaus-

laufe. Zunächst könne es sich, wie der Verf. ausführt, nicht um eine Bekämpfung der „experimentellen Psychologie“ und zugleich um eine Förderung der „Psychologie“ handeln, da die moderne Psychologie „dazu übergegangen sei, das Experiment im weitesten Umfang anzuwenden“, so daß ein Angriff gegen jene auch ein solcher gegen diese sei. Es sei besonders durch den in der „Erklärung“ gestellten Antrag auf Errichtung eigener Professuren der Psychologie, die ja vom Standpunkte der Wissenschaft zu begrüßen wäre, doch eine Unterdrückung der modernen Psychologie geplant, weil sie dadurch aus dem Machtbereich der Philosophie verdrängt, auf psychologische Professuren hingewiesen wäre, deren Errichtung gerade wegen der für das notwendig damit verbundene Institut nicht unerheblichen Kosten noch sehr lange auf sich warten lassen würde. Es sei aber auch eine Schädigung derjenigen Gelehrten, welche sich vorwiegend mit der modernen Psychologie beschäftigen, und eine Abschreckung junger Kräfte von dieser Beschäftigung, auf welche diese Aktion ziele. Auch bedeute sie eine Ausschaltung des Einflusses der Psychologie auf die Philosophie, der ohne Schaden für letztere nicht ignoriert werden könne. — Auch sei, wie auf Grund statistischer Tabellen gezeigt wird, die „Erklärung“ nur von einer Minorität der ordentlichen Universitätsprofessoren der Philosophie unterzeichnet, von einer Minorität, die zudem in Fragen der Psychologie weniger orientiert sei als die Majorität, die nicht unterzeichnete. Auch nehme die Psychologie einen so breiten Raum in der Lehrtätigkeit der Universitätsordinarien für Philosophie ein, daß es gegen das Interesse des Universitätsunterrichtes verstieße, wenn Philosophen, die sich vorwiegend mit Psychologie beschäftigen, nicht mehr zu philosophischen Ordinariaten zugelassen würden.

Wien. Gustav Spengler.

Programmschau.

J. Skorepa, Unsere Heere auf alten Römerstraßen. Programm des Kaiser-Franz-Josef-Landesgymnasiums usw. in Baden bei Wien 1916.

Unter diesem dem Inhalt kaum entsprechenden Titel steht eine sonderbare Zusammenhäufung von historischen, etymologischen, ethnographischen, linguistischen u. ä. Notizen über die an einigen wichtigen Straßenzügen der Balkanhalbinsel gelegenen Örtlichkeiten. Da die Angaben in der Regel mehr oder minder veralteten Arbeiten entstammen — von den 31 Nummern des Literaturverzeichnisses sind nur vier aus der Zeit nach 1890! —, sind sie vielfach unrichtig. Es befremdet, daß dem Verf. grundlegende Werke wie der III. Band des CIL mit seinen Supplementen, wie die Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft (nicht zu reden von einer großen Zahl wichtiger neuerer Detailarbeiten) verborgen bleiben konnten. Der Stil läßt zu wünschen.

Elbogen. Dr. J. Weiß.

Simon Gstaltmayr, Poetische Reisebeschreibungen bei den Römern. I. Teil, Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Salzburg 1916. 15 S.

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, „das zusammenzutragen, was in der römischen Literatur an poetischen Reisebeschreibungen sich findet, den Inhalt, die Sprache und metrische Form zu charakterisieren, Zusammenhänge und Fortschritte festzustellen“. Eine Beschränkung erfährt das Thema dadurch, daß „nur solche Dichter berücksichtigt

werden, welche die beschriebene Reise selbst gemacht haben, die also Selbsterlebtes darstellen"; anderseits werden die Grenzen sehr weit gesteckt, indem nicht nur kein Unterschied gemacht wird, ob die Reise freiwillig angetreten wurde oder nicht (z. B. beim Feldzug oder bei der Verbannung), sondern namentlich auf die Betonung des uns bei einer Reisebeschreibung als wesentlich erscheinenden Moments der Beschreibung verzichtet wird. Wenigstens werden auch solche Dichter herangezogen, bei denen sich dies nicht feststellen läßt. So gleich bei *Cn. Naevius*, der den Reigen eröffnet. Wie wenig wissen wir von seiner Darstellung des ersten punischen Krieges! Sie als „Reisebeschreibung", selbst im weitesten Sinn, zu fassen, dürfte sich also kaum empfehlen. Nebenbei bemerkt versucht hier Gstaltmayr für die Auffassung des Saturniers als akzentuierende Langzeile einzutreten. Dasselbe gilt von der Verherrlichung des ätolischen Feldzuges des *M. Fulvius Nobilior* durch *Q. Ennius* Die erste wirkliche Reisebeschreibung bietet hingegen *C. Lucilius* im dritten Buch seiner Satiren (von Rom über Capua an die sizilische Meerenge); die Rekonstruktion des Inhalts wird nach Marx gegeben. Nicht sicher bestimmbar ist der Charakter des wahrscheinlich *Iter* betitelten Dramas, in dem *L. Cornelius Balbus* seine geheime Sendung an den pompejanisch gesinnten Konsul *L. Cornelius Lentulus* erzählte. Ebensowenig sehen wir klar über das Gedicht, das Q. Cicero als Legat Cäsars über dessen britannischen Feldzug schrieb oder schreiben wollte (Cicero *ad Q. fr.* II 15, 4). Vielleicht war Cäsars *Iter* eine Reisebeschreibung, doch sagt Sueton (Caes. 56) darüber zu wenig. Catulls Reiselieder anläßlich seiner bithynischen Reise (57/6 v. Chr.), die tiefes Verständnis für die Schönheiten der Natur bekunden, zum ersten Male für uns wenigstens, wird man dafür wohl hieherziehen dürfen, auch die Gedichte, in denen Properz von seinen Reiseplänen singt. Der Verf. ist sich übrigens bewußt, für die Zeit der Republik eigentliche Reisebeschreibungen kaum nachweisen zu können, und bemerkt einleitend sehr richtig, daß die Ansätze dazu erst in der Kaiserzeit beginnen. Davon wird der zweite Teil der Untersuchung handeln. Da werden sich wohl auch eher Fortschritte und Zusammenhänge aufzeigen lassen, die das im ersten Teil vorgelegte Material festzustellen nicht oder doch nur in geringem Maße gestattet.

Graz. J. Mesk.

Ing. Karl Breuer, Zur Ausgestaltung der chemisch-praktischen Übungen an den Oberrealschulen. 14. Jahresbericht der Landes-oberrealschule zu Römerstadt, 1912.

Einer kurzen Einleitung (S. 3) folgt der systematische Gang zur Analyse einer einfachen Verbindung in wässeriger Lösung (4—9) mit einer gut gearbeiteten Tafel. Darauf wird die qualitative Analyse von Legierungen behandelt (10—11). Der größte Raum des Ganzen ist Aufgaben aus der Maßanalyse gewidmet (12—28).

In der Einleitung sagt der Verf.: „Im folgenden soll gezeigt werden, wie die chemisch-praktischen Übungen weiter ausgestaltet werden könnten.... Auf diese Weise könnten jene, welche sich dem Studium der Chemie an der Hochschule widmen, schon in der Mittelschule eine gründlichere Vorbereitung zum höheren Studium erlangen."

Der systematische Gang zur Analyse wird eingeleitet mit der Angabe der Metalle und Säuren, welche in dem „vervollständigten Gange" berücksichtigt worden sind. Hier soll bemerkt werden, daß hiebei auch Au und Pt, H_3AsOs_3, H_3AsO_4, $HMnO_4$, H_2CrOrO_4 und $H_2Cr_2O_7$, HNO_2, $HClO$, $HClO_2$ und endlich HF angeführt sind. Die Sache selbst ist gut angepackt und flott durchgeführt, meist

in Form eines stellenweise etwas skizzenhaften Entwurfes: zur „Bestätigung“ heißt es häufig bloß „Kontrolle mit . . .“ Das „Wie“ der Ausführung und des Geschehens bleibt verschwiegen. Die sofortige Ausnützung einer „gelblichweißen Schwefelabscheidung“ zur Feststellung der Anwesenheit von $HMnO_4$, Fe''', H_2CrO_4 oder $H_2Cr_2O_7$ ist ganz hübsch und lobenswert. Die Metalle der gewöhnlichen Gruppen I und II (z. B. Cu und Sn) werden neben- und durcheinander eruiert, also ohne sie vorher gruppenweise zu sondern.

Die angewendete Bezeichnung der Wertigkeit durch römische Ziffern wirkt stellenweise störend (z. B. S. 5), weil auch zur Absatznumerierung dieselben Ziffern herangezogen wurden. Vielleicht hätte sich durch verschiedene Druckstärke abhelfen lassen. Ob die Verwendung von „saurem pyroantimonsaurem Kalium“ als Reagens auf Natrium (S. 7) in der Hand der Schüler von besonderem Erfolge sein wird, bleibe dahingestellt. Der Herr Verf. wird hierüber gewiß gute Erfahrungen haben, hätte aber gerade hier über die Art der Anwendung eine ausgiebige Angabe machen sollen. S. 9. D. III bekommt man „mit Stärkekleister und Bromwasser (oder Chlorwasser) eine violette Färbung“.

Von Legierungen werden eine Silbermünze, Messing, Magnalium, eine Cd-Zn-Legierung, Letternmetall, Aluminiumbronze und eine Bi-Pb-Legierung in Arbeit genommen.

Im Abschnitt Alkali- und Azidemetrie wird die Herstellung der Normallösungen angegeben und darauf die Bestimmung des Gehaltes einer Schwefelsäure und einer Base, die Bestimmung von Ammoniak in einem Ammoniumsalz und von Alkalien neben Karbonaten gelehrt.

Bei der Jodometrie wird eine $\frac{n}{10}$-Jodlösung und eine $\frac{n}{10}$-$Na_2S_2O_3$-Lösung hergestellt und die Titerstellung der $Na_2S_2O_3$-Lösung mit KJO_3 und jene der Jodlösung skizziert; sodann werden durchgeführt: die Bestimmung von schwefeliger Säure in einer wässerigen Lösung derselben, die Bestimmung des Gehaltes einer Schwefelsäure, die indirekte Bestimmung von Zink aus einer wässerigen Salzlösung und endlich des wirksamen Sauerstoffes in Braunstein.

Im Kapitel Oxydimetrie wird nach einleitenden Bemerkungen zur Bestimmung des Wirkungswertes der $KMnO_4$-Lösung, und zwar sowohl mit Ferrosalz als auch mit Oxalsäure geschritten, hierauf zur Lösung folgender 7 Aufgaben übergegangen: Bestimmung des Eisengehaltes im metallischen Eisen, Eisenbestimmung in einem Ferrosalze und in einem Ferrisalze, Bestimmung von Ferro- neben Ferrisalz in einer Substanz, direkte und indirekte Bestimmung des Mangans in einem Mangansalze und Bestimmung von Kalzium im Kalziumkarbonat.

Der letzte Abschnitt der Programmarbeit handelt von den Fällungsanalysen, und zwar im besonderen von der Silberbestimmung in einer Silber-Kupfer-Legierung und der Chlorbestimmung in einem Chlorid.

Als Gewährsmänner werden vom Verf. R. Fresenius, G. Vortmann und F. v. Hemmelmayr angegeben.

Die Arbeit ist in einem ganz zweckmäßigen Stil abgefaßt; nur sollte es vermieden werden, daß ab und zu sich im selben Satze oder in benachbarten Sätzen dasselbe Wort wiederholt (z. B. S. 6, 7 usw.).

Daß die Fülle des Stoffes in der verfügbaren Zeit nicht aufgearbeitet werden kann, ist ohneweiters klar. Es dürfte auch dann nicht möglich sein, „wenn es,“ wie der Verf. wohl vergebens hofft, „vielleicht gelingen sollte, den chemisch-praktischen Übungen eine größere Zeit einzuräumen, als dies jetzt der Fall ist“. Denn ausgiebig kann eine solche Zeitvermehrung ja doch nicht ausfallen!

Wien. Joh. A. Kail.

Fünfte Abteilung.

Gesetze, Verordnungen und Erlässe.

(Vom 1. Juli bis 31. Dezember 1917.)

Verordnungen und Erlässe.

Gesetz vom 28. Juli 1917 (R. G. Bl. vom 31. Juli 1917 Nr. 319) betr. das Dienstverhältnis der Lehrerschaft an staatlichen mittleren und niederen Unterrichtsanstalten (Lehrerdienstpragmatik; V. Bl. XVI, Nr. 8, S. 191—242).

Erlaß des Ministeriums f. K. u. U. vom 7. Juli 1917, Z. 22467, mit welchem ein neues Verzeichnis der für die österreichischen Handelslehranstalten zulässigen Lehrbücher und Lehrmittel veröffentlicht wird (V. Bl. XVI, Nr. 10, S. 399—429).

Erlaß des Leiters des Ministeriums f. K. u. U. vom 10. Aug. 1917, Z. 21883, betr. die Erledigung von Ansuchen der Hinterbliebenen von Staatslehrpersonen um Anweisung der Versorgungsgenüsse (V. Bl. XVII, Nr. 11, S. 439 ff.).

Erlaß des Ministers f. K. u. U. vom 12. Sept. 1917, Z. 31021, betr. die nach § 13 der Lehrerdienstpragmatik zu führenden Standesausweise über die Lehrer an staatlichen mittleren und niederen Unterrichtsanstalten (V. Bl. XIX, Nr. 12, S. 453—476).

Erlaß des Ministers f. K. u. U. im Einvernehmen mit den Ministerien für öffentliche Arbeiten, des Ackerbaues und der Finanzen vom 4. Oktober 1917, betr. die Stempel- und Gebührenfreiheit im Disziplinarverfahren nach der Lehrerdienstpragmatik (V. Bl. XX, Nr. 15, S. 523 bis 528).

Verordnung der Ministerien f. K. u. U., für öffentliche Arbeiten und des Ackerbaues vom 3. September 1917, mit welcher die unmittelbar vorgesetzte Dienststelle im Sinne des Gesetzes vom 28. Juli 1917, R. G. Bl. Nr. 319, betr. das Dienstverhältnis der Lehrerschaft an staatlichen mittleren und niederen Unterrichtsanstalten (Lehrerdienstpragmatik) festgesetzt wird (V. Bl. XXI, Nr. 16, S. 529—531).

Verordnung der Minister f. K. u. U., für öffentliche Arbeiten und des Ackerbaues vom 26. November 1917, betr. die vierteljährliche Auszahlung der Aktivitätszulage und des Quartieräquivalents (Wohnungsgeldzuschusses) an die Lehrerschaft an staatlichen mittleren und niederen Unterrichtsanstalten (V. Bl. XXIII, Nr. 18, S. 542).

Erlaß des Ministers f. K. u. U. vom 22. November 1917, betr. die vierteljährliche Auszahlung der Aktivitätszulage und des Quartieräquivalents nach § 51, Absatz 5, L. D. P. (V. Bl. XXIII, Nr. 19, S. 543 f.).

Erlaß des Ministers f. K. u. U. vom 5. November 1917, betr. die Formeln des Diensteides und der Pflichtenangelobung nach der Lehrerdienstpragmatik (V. Bl. XXIII, Nr. 20, S. 544—546).

Personal- und Schulnotizen.

Verliehen wurden:

Das Kriegskreuz für Zivilverdienste I. Klasse: dem mit der Leitung des Min. f. K. u. U. betrauten Sektionschef Dr. Ludwig Cwikliński.

Der Orden der Eisernen Krone II. Klasse: dem Sektionschef im Min. f. K. u. U. Richard Edl. v. Hampe.

Das Komturkreuz des Franz-Joseph-Ordens mit der Kriegsdekoration: in Anerkennung besonders patriotischer und aufopferungsvoller Leistungen im Kriege dem Rektor der Universität in Lemberg Dr. Kasimir v. Twardowski.

Das Komturkreuz des Franz-Joseph-Ordens: dem Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten beim Landesschulrate für Galizien Hofrat Dr. Stanislaus Ritter v. Okęcki.

Das Kriegskreuz für Zivilverdienste II. Klasse: dem Ministerialsekretär im Min. f. K. u. U. Dr. Robert Ritter v. Glotz.

Das Ritterkreuz des Leopold-Ordens: den Ministerialräten im Min. f. K. u. U. Dr. Benno Fritsch und Dr. Oskar Ritter Mayer von der Winterhalde.

Das Offizierskreuz des Franz-Joseph-Ordens: dem Dir. der St.-R.-Sch. in Laibach Reg.-R. Dr. Rudolf Junowicz anläßlich seines Übertrittes in den dauernden Ruhestand.

Der Orden der Eisernen Krone III. Klasse: dem Dir. des St.-G. im III. Wiener G.-Bez. Reg.-R. Dr. Franz Spengler anläßlich der erbetenen Übernahme in den dauernden Ruhestand und den Landesschulinspektoren Kasimir Bruchnalski, Dr. Arnold Jahner und Thaddäus Lewicki in Lemberg und Franz Haas in Prag.

Das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens mit der Kriegsdekoration: in Anerkennung besonders patriotischen und aufopferungsvollen Verhaltens im Kriege dem Religionsprofessor am St.-G. in Gottschee Franz Watzl.

Das Kriegskreuz für Zivilverdienste III. Klasse: dem Rechnungsrate im Min. f. K. u. U. Richard Stuhlmüller.

Das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens mit der Kriegsdekoration: in Anerkennung vorzüglicher und aufopferungsvoller Leistungen im Sanitätshilfsdienste im Kriege dem Prof. an der I. St.-R.-Sch. in Krakau Johann Paczowski.

Das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens: dem Ministerial-Sekretär im Min. f. K. u. U. Dr. Franz Skabernè und dem m. d. T. u. Ch. eines Hilfsämter-Oberdirektors bekleideten Hilfsämterdirektor in diesem Min. Franz Fürst; dem Prof. am St.-G. im XIX. Wiener G.-Bez. Leopold Winkler aus Anlaß der von ihm erbetenen Übernahme in den dauernden Ruhestand; dem beim Min. f. K. u. U. in Verwendung stehenden Hofsekretär der Statistischen Zentralkommission Dr. Raoul Ritter Braun v. Fernwald; dem Prof. an der L.-B.-A. in Soběslau Matthias Lhotský; dem Ministerial-Sekretär im Min. f. K. u. U. Dr. Karl Freiherrn Schultes v. Kleimayrn zu Felzdorf und Tzimitz; dem Prof. am Franz-Joseph-R.-G. in Wien Schulrat Dr. Heinrich Sedlmayer.

Das Goldene Verdienstkreuz mit der Krone: dem Supplenten am Kaiser-Franz-Joseph-Landes-G. in Pettau und Präfekten am deutschen Studentenheime daselbst Franz Seehofer und der Lehrerin am deutschen Mädchenlyzeum in Prag Pauline Haustein.

Der Adelsstand: dem mit dem Char. der IV. Rangklasse bekleideten Ministerialrat im Min. f. K. u. U. Dr. Franz Krappel anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den dauernden Ruhestand.

Der Charakter eines Staatsbeamten der IV. Rangklasse: dem Ministerialrate im Min. f. K. u. U. Rudolf R. v. Förster-Streffleur.

Der Titel und Charakter eines Ministerialrates: dem Sektionsrate im Min. f. K. u. U. Dr. Stanislaus Piekarski.

Der Titel und Charakter eines Hofrates: den o. Proff. an der Univ. in Wien Dr. Hans Molisch, Dr. Adolf Bauer; ferner den o. Proff. an der Univ. in Graz Dr. Bernhard Seuffert und Dr. Rudolf v. Scala; dem o. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Karl Heider; den o. Proff. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Georg Pick und Dr. Günther Ritter Beck v. Managetta; dem o. Prof. an der böhm. Univ. in Prag Dr. Rudolf Dvořák; dem o. Prof. an der Univ. in Lemberg Dr. Josef Kniaż v. Kozielsko-Pużyna; dem o. Prof. an der Univ. in Czernowitz Dr. Karl Zelinka; ferner den Landesschulinspektoren Medardus Anton Kawecki und Dr. Franz Majchrowicz in Lemberg, Dr. Karl Rosenberg in Graz, Dr. Karl Vrba in Wien und Franz Bily in Prag; den Statthaltereiräten und Referenten für die adm. und ök. Angelegenheiten beim Landesschulrate für Böhmen Ottokar Kalandra und Edmund v. Stellwag-Carion.

Der Titel eines ordentlichen Professors: dem mit dem Titel eines ao. Prof. bekleideten Privat- und Honorardozenten für österreichische Geschichte und Kulturgeschichte an der böhm. Franz-Joseph-Technischen Hochschule in Brünn, Gymn.-Dir. Reg.-R. Dr. Franz Kameníček.

Der Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors: dem Priv.-Doz. für polnische Literaturgeschichte an der Univ. in Lemberg Gymn.-Prof. Dr. Viktor Hahn; dem Priv.-Doz. für semitische Sprachen und Literaturen, Bibliothekar II. Klasse an der Univ.-Bibliothek in Prag, Dr. Isidor Pollak, dem Priv.-Doz. für böhm. Sprache und Literatur Gymn.-Prof. Dr. Franz Spina und dem Priv.-Doz. für Zoologie Dr. Emanuel Trojan an der deutschen Univ. in Prag; dem Priv.-Doz. für organische Chemie an der Univ. in Wien, Prof. an der Handelsakademie daselbst, Dr. Moritz Kohn; dem Priv.-Doz. für höhere Mathematik an der böhm. Univ. in Prag R.-Sch.-Prof. Dr. Gottlieb Bydzowský und dem Priv.-Doz. für Geschichte der deutschen Literatur, Bibliotheksassistenten Dr. Ottokar Fischer.

Der Titel eines Regierungsrates: dem Dir. der Landes-R.-Sch. in Graz Dr. Franz Hemmelmayer Edl. v. Augustenfeld; dem Dir. der St.-R.-Sch. im IV. Wiener Gem.-Bez. Eduard Schušcik; dem Dir. des Franz-Joseph-St.-R.-G.s in Wien Dr. Karl Klement sowie dem Dir. des St.-G.s im XIX. Wiener Gem.-Bez. Dr. Florian Weigel; dem Prof. am II. St.-G. in Lemberg Felix Leliwa Jozefowicz anläßlich der von ihm erbetenen Übernahme in den dauernden Ruhestand.

Der Titel Professor: dem wirkl. Lehrer am M.-Lyz. in Mährisch-Ostrau Dr. Moritz Schäffer; dem wirkl. Lehrer am städt. M.-Lyz. in Smichow Gottfried Koníček; dem wirkl. kath. Religionslehrer am städt. M.-Lyz. in Graz Dr. Josef Landner; dem evang. Religionslehrer in Prag Dr. Robert Zilchert; den Lyzeallehrern Franz Binder am M.-Lyz. des Wiener Frauen-Erwerbvereines Wenzel Hugo Czepa am M.-Lyz. Gunesch in Wien und Ernst Payer am M.-Lyz. Dr. Wesely in Wien; dem israel. Religionslehrer am St.-R.-G. in Nachod Rabb. Dr. Gustav Sicher; ferner für die Dauer ihrer Lehrtätigkeit an öffentl. Mädchenlyzeen der wirkl. Lehrerin am M.-Lyz. in Teplitz-Schönau Helene Saliter, der wirkl. Lehrerin am städt. M.-Lyz. in Reichenberg Ludmilla Griessler, der wirkl. Lehrerin am deutschen M.-Lyz. in Prag Auguste Hackel; den Lyzeallehrerinnen Gisela Haesele am M.-Lyz. des Wiener Frauen-Erwerbvereines und Leopoldine Seidl am Cottage-Lyz. in Wien.

Der Titel eines Schulrates: dem Prof. an der St.-R.-Sch. in Salzburg Dr. Eduard Stummer und dem Prof. am St.-G. mit deutscher Uspr. in Brünn Dr. Jakob Simon.

Der Titel eines kaiserlichen Rates: dem Dir. der Lehr- und Erziehungsanstalt der Marienbrüder in Freistadt Johann Zach und dem Mechaniker am physiologischen Institute der Univ. in Wien Ludwig Castagna.

Befördert wurden:

In die IV. Rangkl. der Staatsb.: der Ministerialrat im Min. f. K. u. U. Franz Dunovský (ad pers.).

In die VIII. Rangkl.: der Bezirksschulinspektor Miecyslaus Piątkowski.

Ernannt wurden:

Zum Ministerialrate: der Sektionsrat im Min. f. K. u. U. Theophil Gramatowicz (ad pers.).

Zu ordentlichen Universitätsprofessoren: der Paläobiologie an der Univ. in Wien: der m. d. Titel und Char. eines ord. Univ.-Prof.s bekleidete ao. Univ.-Prof. Dr. Othenio Abel; der Kunstgeschichte an der Univ. in Innsbruck: der Vizedir. des österr. Mus. f. Kunst und Industrie, Priv.-Doz. an d. Univ. in Wien, Reg.-R. Dr. Moritz Dreger; für Geschichte des Mittelalters und historische Hilfswissenschaften an d. Univ. in Graz der o. Prof. an d. Univ. in Innsbruck Dr. Wilhelm Erben; für allgemeine Geschichte an d. Univ. in Innsbruck der Prof. Dr. Ignaz Philipp Dengel; der slawischen Philologie an d. Univ. in Graz der ao. Prof. Dr. Rajko Nachtigall; der semitischen Philologie an der Univ. in Graz der ao. Prof. Dr. Nikolaus Rhodokanakis; der Chemie an d. Univ. in Graz der ao. Prof. Dr. Anton Skrabal; der Zoologie an d. Univ. in Graz der m. d. Titel u. Char. eines ord. Univ.-Prof. bekleidete ao. Prof. Dr. Ludwig Böhmig; der deutschen Sprache und Literatur an d. Univ. in Wien der o. Univ.-Prof. i. R., Hofrat Dr. Josef Seemüller; der theoretischen Physik an d. deutschen Univ. in Prag der ao. Prof. Dr. Philipp Frank; der Geologie und Paläontologie in Lemberg der m. d. Titel u. Char. bekleidete ao. Prof. Dr. Josef Siemiradzki.

Zu Ministerialsekretären im Min. f. K. u. U.: die Ministerial-Vizesekretäre Dr. Alexander Kusý, Dr. Wilhelm Becker, Alfons Klapsia und Dr. Johann Egger.

Zu ao. Univ.-Professoren: der vergl. Grammatik der indoeurop. Sprachen mit besonderer Berücksichtigung des Sanskrites an d. Univ. Lemberg der ao. Prof. der Sanskritphilologie Andreas Gawroński in Krakau; für Sprache, Literatur und Geschichte der türkisch-tatarischen Völker an d. Univ. in Wien der m. d. Titel eines ao. Univ.-Prof. bekleidete Priv.-Doz. und Kustos II. Klasse an d. Hofbibl. in Wien Dr. Friedrich Kraelitz Edler v. Greifenhorst; der klassischen Philologie an der Univ. in Wien der Priv.-Doz. Prof. am Maximilian-Gymn. in Wien Dr. Karl Prinz; der allgem. neueren Geschichte an d. Univ. in Wien der m. d. Titel eines ao. Univ.-Prof. bekleidete Priv.-Doz. Dr. Wilhelm Bauer; der Kunstgeschichte an d. Univ. in Krakau der Priv.-Doz. Dr. Julian Pagaczewski; der klassischen Philologie an d. Univ. in Lemberg der Priv.-Doz. an d. Univ. in Krakau Gymn.-Prof. Dr. Johann Sajdak.

Zu Mitgliedern des niederösterreichischen Landesschulrates für die nächste sechsjährige Funktionsperiode der Domkapitular zu Sankt Stephan in Wien, fürsterzbischöfl. Konsistorialrat Dr. Eduard Kraus, der Senior und Pfarrer der evang. Kirchengemeinde A. B. in Wien, Oberkirchenrat Rudolf Marolly, der Hof- und Gerichtsadvokat in

Wien Dr. Markus Spitzer, der Dir. des Kaiser-Franz-Joseph-Landes-Gymn. und der Landes-O.-R.-Sch. in Baden Reg.-R. Ernst Zeiner, der em. Prof. der Staats-Gewerbeschule im I. Wiener Gem.-Bez. Reg.-R. Heinrich Schmid und der Bürgerschuldirektor i. R. in Wien Adolf Kunka; zum Mitgliede des Landesschulrates für die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode für Salzburg der Religionsprof. an d. L.-B.-A. und Doz. an der theol. Fak. in Salzburg Anton Rieser; für Vorarlberg der Pfarrer in Bürs Josef Andreas Thurnher.

Zu Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei den Landesschulräten: für die Bukowina der Landes-Reg.-R. Maximilian Krahl; für Mähren der Ministerial-Sekretär im Min. f. K. u. U. Dr. Josef Beran (zugl. zum Statthaltereirat).

Zu Direktoren: des St.-G.s in Leitmeritz der Dir. des St.-R.-G.s in Graslitz Franz Häusler; des St.-R.-G.s in Graslitz der Prof. an diesem G. Karl Horky; des St.-G.s in Reichenberg der Dir. des St.-G.s in Landskron Dr. Ludwig Adamek; des Erzherzog-Rainer-R.-G.s in Wien der Prof. am Maximilian-G. in Wien Schulrat Dr. Emil Sofer; des Leopold-Salvator-G.s in Wien der Prof. am St.-R.-G. im XVII. Wiener Gem.-Bez. Dr. Karl Wotke; des St.-G.s im XVIII. Wiener Gem.-Bez. der Prof. am Elisabeth-G. in Wien Dr. Anton Swoboda; des St.-G.s mit kroat. Uspr. in Zara der Dir. des St.-G.s in Cattaro Wilhelm Gross; des St.-R.-G.s in Ragusa der Prof. am St.-G. in Cattaro Bernhard Lazzari; des St.-G.s in Landskron der Prof. am St.-G. mit deutscher Usp. in Prag-Neustadt-Stephansgasse Ferdinand Stolle; des St.-G.s in Mies der Prof. an d. II. deutschen St.-R.-Sch. in Prag Johann Knobl; des St.-G.s in Eger der Prof. Karl Schmidt daselbst; des Kaiser-Franz-Joseph-G.s mit deutscher Uspr. in Mähr.-Ostrau der Prof. am St.-G. in Iglau Richard Schramm; des St.-G.s in Salzburg der Prof. an der St.-R.-Sch. daselbst Schulrat Dr. Johann Krögler; der St.-R.-Sch. im V. Wiener Gem.-Bez. der Prof. an d. St.-R.-Sch. im VII. Wiener Gem.-Bez. Vinzenz Freiherr v. Schimmelpenning van der Oye; der St.-R.-Sch. im XI. Wiener Gem.-Bez. der Prof. an d. St.-R.-Sch. im IV. Wiener Gem.-Bez. Josef Eysank v. Marienfels; der St.-R.-Sch. in Neutitschein der Prof. an der St.-R.-Sch. im XIII. Wiener Gem.-Bez. Emil Neugebauer; der L.-B.-A. in Salzburg der Prof. am St.-R.-G. in Linz Dr. Franz Hörburger.

Zu Bezirksschulinspektoren: für die böhm. Schulen des deutschen u. böhm. Schulbezirkes Deutschbrod der Turnlehrer an der I. böhm. St.-R.-Sch. in Pilsen und Bez.-Sch.-Insp. in Klattau Matthias Molík; im Herzogtume Salzburg der Prof. am St.-G. in Wels Edmund Wider; für den Schulbez. Podersam der Prof. am St.-R.-G. in Brüx Dr. Hans Bečwař; für die böhm. Schulen des Schulbez. Kladno der Prof. an d. St.-R.-Sch. in Kladno Ladislaus Schlücksbier; für den Schulbez. Wiener-Neustadt-Stadt der Prof. an der Landes-R.-Sch. in Wiener-Neustadt Anton Kreuz; für den Schulbez. Salzburg-Stadt der Prof. an der St.-R.-Sch. in Salzburg Schulrat Dr. Eduard Stummer.

Zum Hauptlehrer an d. L.-B.-A. Lemberg der Gymn.-Supplent Kasimir Jaworski.

Zum II. Vizepräsidenten der Zentralkommission für Denkmalspflege der Generalkonservator und Leiter des kunsthistor. Institutes dieser Zentralkommission Univ.-Prof. Dr. Max Dvořák.

Zum Adjunkten der Zentralanstalt f. Meteorologie u. Geodynamik in Wien der Assistent Dr. Josef Norbert Dörr.

Zu Assistenten der Zentralkomm. f. Denkmalpflege der Praktikant dieser Komm. Dr. Gustav Gugenbauer und Dr. Jaromir Pečirka.

Zum griech.-kath. Religionsprofessor an d. L.-B.-A. in Lemberg der griech.-kath. Rel.-Prof. in Stryj Julian Dzerowicz.

Zum Dir. der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Wien und mit der Leitung des Turnlehrerbildungskurses in Wien betraut der o. Univ.-Prof. in Wien Hofrat Dr. Adolf Bauer.

Zu Mitgliedern der wissenschaftl. Prüfungskommissionen für das Lehramt an Mittelschulen: die ord. Prof. an d. Univ. in Wien Dr. Wilhelm Schlenk (Chemie) und Dr. Heinrich Schenkl (klass. Philol.); im übrigen die Komm. in ihrer dermaligen Zusammensetzung auf die Dauer der Studienjahre 1917/18 bis 1919/20 bestätigt; in Graz der ord. Prof. Dr. Josef Mesk (klass. Philol.); an der böhm. Univ. in Prag die ord. Proff. Dr. Franz Slavík (Mineralogie) und Dr. Franz Krejči (Philosophie) und der titul. ao. Prof. Dr. Ottokar Kádner (Philologie); im übrigen wurden die Kommissionen bestätigt wie die in Wien.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für allg. Volks- und Bürgerschulen in Krems der R.-Sch.-Prof. i. R. Schulrat Franz Kaufmann.

Mit der Funktion eines Fachinspektors für den Zeichenunterricht an Mittelschulen (einschließlich der Mädchenlyzeen) wurde betraut der Prof. an der Franz-Joseph-R.-Sch. in Wien Schulrat Friedrich Widter; desgl. an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten in Niederösterreich der Prof. am Erzherzog-Rainer-R.-G. in Wien Josef Beyer; an den Mittelschulen (einschließlich der Mädchenlyzeen) sowie an den Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten in Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg, ferner an den gleichartigen Lehranstalten mit deutscher Uspr. in Tirol der Prof. an der St.-R.-Sch. im XIII. Wiener Gem.-Bez. Ernst Roller.

Bestätigt wurden:

die Beschlüsse der betreffenden Professorenkollegien auf Zulassung als Privatdozenten an den philosophischen Fakultäten der Universitäten in Wien: des Sekretärs des österr. archäol. Institutes Dr. Rudolf Egger für römische Altertumskunde, des Dr. Otto Storch für Zoologie; des Dr. Ernst Philippi für organische Chemie, des Dr. Ernst Späth für Chemie und des Dr. Josef Schiller für botanische Hydrobiologie; in Graz: des Gymn.-Prof. Dr. Johann Sölch für das Gesamtgebiet der Geographie und des Dr. Rudolf Schwinner für Geologie; an der phil. Fakultät der Univ. in Lemberg: des Dr. Hugo Steinhaus für Mathematik und des Gymnasiallehrers Dr. Theophil Emil Modelski für österr. Geschichte und allg. Geschichte des Mittelalters; in Krakau: des Gymn.-Prof. Dr. Josef Njejski für polnische Literaturgeschichte.

Die Mittelschulen, denen das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer des Schuljahres 1916/17, bezw. der folgenden oder auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehen wurde, sind auf S. 186, 187, 432, 444, 452, 534, 539 verzeichnet.

Frequenzausweise S.-S. 1917: der kathol.-theol. Fakultäten außer dem Verbande einer Universität S. 433; der Universitäten S. 434 ff.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]):

Michael Gaubatz, Schulrat, Realschulprofessor (M Ge) d. R. der VII. Rangklasse, Armen- und Waisenrat des XV. Bez., Gemeindevertreter der ev. Gem. A. K. Wien, 69 J. alt.

Josef Geier, Professor (D l g) der VII. Rangklasse am Staats-Realgymnasium im XVII. Wiener Gemeindebez., 61 J. alt.

Dr. Karl Ferdinand Edler v. Kummer, Hofrat i. R., Landesschulinspektor (L G D) i. R., Präsident der Prüfungskommission für Stenographie an M.-S. in Wien, Komtur des Franz-Josef-Ordens, Ritter der Eisernen Krone III. Klasse usw., 70 J. alt (der auch literarisch hochverdiente Schulmann betätigte sich in dankenswerter Weise als Mitarbeiter dieser Zeitschrift).

Dr. Alfred Melzer, Professor (H) der VIII. Rangklasse am Staats-Gymnasium in Wiener-Neustadt, 40 J. alt.

Josef Schindler, Professor (L G d T) der VII. Rangklasse am Staats-Gymnasium in Prachatitz, Besitzer der Kriegsmedaille, 69 J. alt.

Dr. Maximilian Schleser, Professor (M Nl) an der Kaiser-Karl-Realschule in Wien III. Bez., 36 J. alt.

Romuald Wurzer, Direktor (L G) des Staats-Gymnasiums in Radautz, Ritter des Franz-Josef-Ordens, 62 J. alt.

Dr. Theodor Zachl, Schulrat, Professor (L G) der VII. Rangklasse am Staats-Gymnasium zu Wiener-Neustadt, 55 J. alt.

Josef Zycha, Regierungsrat, Gymnasialdirektor (L G St) i. R., 75 J. alt (der treue Mitarbeiter unserer Zeitschrift war nicht nur ein tüchtiger und allseits geschätzter Pädagoge, sondern auch bis in die letzte Zeit für das Wiener Kirchenväter-Unternehmen unermüdlich wissenschaftlich tätig).

Sicherem Vernehmen nach sind weiter auf dem Felde der Ehre gefallen (VII. Liste):

Dr. Johann Andolšek, Präfekt und Religionslehrer am Gymnasium der Theresianischen Akademie in Wien, Feldkurat i. d. R., 33 J. alt (gefallen am 5. Juni 1917 bei Selo).

Johann Buchholzer, Professor an der niederösterreichischen Landes-Handelsschule in St. Pölten, Kadettaspirant (gefallen am 17. Juli 1916 zu Bezodnia).

Rudolf Feldberger, Supplent am Staats-Realgymnasium in Brüx, Kadettaspirant, Besitzer der Silbernen Tapferkeitsmedaille.

[1]) Um Vollständigkeit in diesen Angaben zu erzielen, werden die Direktionen und Lehrkörper um die gefällige Mitteilung von eingetretenen Trauerfällen ersucht. — Für die freundliche Mithilfe bei der Zusammenstellung der folgenden Listen sind wir wieder Herrn Gymn.-Professor Privatdozenten Dr. Alfred Kappelmacher zu Dank verpflichtet.

Die Schriftleitung.

Josef Hikl, Professor (M ge nl) an der niederösterreichischen Landes-Oberrealschule in Waidhofen a. d. Ybbs, Oberleutnant i. d. R., 34 J. alt (gefallen auf dem südlichen Kriegsschauplatze).

Johann Jaschke, Supplent am Staats-Realgymnasium in Brüx, Oberleutnant i. d. R., Besitzer des *Signum laudis*, des Militärverdienstkreuzes III Klasse mit der Kriegsdekoration und den Schwertern (gefallen bei St. Giovanni anfangs Juni 1917).

Johann Moder, Supplent am Staats-Gymnasium in Znaim, Leutnant i. d. R., Besitzer des Militär-Verdienstkreuzes mit der K.-D. und d. Schwertern, der Silbernen Tapferkeitsmedaille I. Klasse, der Bronzenen Tapferkeitsmedaille usw., 32 J. alt (gefallen am 11. Dezember 1917 bei Magnola).

Dr. Theodor Preißler, Professor (F E d) der VIII. Rangklasse an der Staats-Realschule im XVIII. Wiener Bez. Tit.-Korp. im 8 Landsturmbataillon, 44 J. alt (gefallen Ende November 1914 bei Tacsány in den Karpathen).

Eingesendet.

Zur Stipendienausschreibung der Bonitz-Stiftung.

Das auf S. 718 f. ausgeschriebene Bonitz-Stipendium im Betrage von 1200 K gelangt diesmal schon zum 25. Juli 1919 zur Vergebung.

Das Stipendium wird von der philosophisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften in Wien vergeben unter den auf S. 719, Z. 2 ff., angegebenen Bedingungen und auf Grund einer oder mehrerer handschriftlich oder gedruckt bis spätestens zum 15. Mai 1919 eingereichter philosophie-geschichtlicher oder philologischer Arbeiten zur griechischen oder zur neueren abendländischen Philosophie. Gedruckte Doktordissertationen aus diesen Gebieten können nur ausnahmsweise als ausreichend angesehen werden. Von gedruckten Arbeiten sind nur solche zulässig, die nach dem 25. Juli 1918 veröffentlicht worden sind.

Von der Schriftleitung am 10. März 1919 erledigt.

Zeitschriftenschau.

Beiblatt zur „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien".

Nr. 29.

I. Österreichische Mittelschule. Gemeinsame Zeitschrift der Vereine „Mittelschule" und „Die Realschule" in Wien sowie „Bukowiner Mittelschule" in Czernowitz. Schriftleiter: Prof. Dr. Rudolf Richter in Wien. XXX. Jahrgang. Wien, Hölder, 1916.

I. Heft. *Kriegsgedenkblätter* (S. 1—9). — Dr. *Valentin Pollak*: Die Kriegsliteratur im Deutschunterrichte. Der Aufsatz will nicht über diese Literatur unterrichten, sondern nur über einen Versuch berichten, die Kriegsliteratur in den Dienst der Schule zu stellen. Es wäre das, was den Schülern am meisten ein künstlerisch gefaßtes Bild des Krieges bieten kann, auszusuchen und daraus wären eigene „Kriegshefte" neben den Lesebüchern zu schaffen. Im Anschluß werden die Grundsätze bei der Auswahl sowie die Stoffverteilung und die Art der Benützung des näheren dargelegt (S. 10—22). — *Literarische Rundschau. a)* Sammelberichte. Dr. *Alfred Koppitz*: Zur deutschen Sprache, Kunst und Literatur (S. 23—26). — Dr. *Emil Sofer*: Jugendbücher (S. 27 und 28). — *K. Wolletz*: Zur Mathematik und Geometrie (S. 28—32). — *Rudolf Boeck*: Zum Unterricht im Zeichnen (S. 32 bis 34). — Einzelberichte (S. 34—42). — *J. Rüefli*: Zur Klarstellung. Der Verf. macht Gegenbemerkungen zur Besprechung seines „Kleinen Lehrbuches der Stereometrie" im Jahrgang XXIX, S. 320 (S. 43 und 44). — *Mitteilungen* (S. 45—50).

Brünn. St. Schüller.

II. Zeitschrift für das Realschulwesen, herausgegeben und bearbeitet von E. Czuber, Adolf Bechtel und Dr. I. Wallentin. XLII. Jahrgang, 1917.

I. Heft. *A. Bechtel* bespricht S. 1—14 ausführlich Jakob Wychgrams bekanntes Buch „Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft". — Dann wird S. 15—30 von Dr. *Josef Stadlmann* der Aufsatz „Der Weltkrieg und die Naturwissenschaften" beendet. — S. 31 steht eine kurze Nachricht über den deutschen Germanistenverband. — S. 32—51: Rezensionen. — S. 51—61: Journalschau. — S. 55—61: Programmenschau.

II. Heft. „Geographie und Geschichte im Zeichen des Krieges" (S. 65—73), von Dr. *G. A. Lukas* in Graz verfaßt. — Eine „Lösung von Aufgaben über ebene Kurven mit Hilfe räumlicher Betrachtungen" bietet S. 74—83 *O. Danzer*. — S. 84f. steht ein Nekrolog auf den Turnlehrer Prof. Dr. *K. Wodicka* und S. 85 eine kurze Nachricht über die historisch-pädagogische Handschriftensammlung in Berlin. — S. 87

bis 116: Rezensionen. — S. 117—121: Eingelaufene Bücher und Zeitschriften. — S. 121—125: Journalschau. — S. 126—128: Programmenschau.

III. Heft. Die im Juni 1916 im ungarischen Parlamente eingebrachten Gesetzentwürfe über die geplante Reform der Mittelschulen in Ungarn findet an dem bekannten Schulmann *Franz Kemény* S. 139 bis 144 einen scharfen Kritiker, wie schon das seinem Aufsatz vorgesetzte Motto „*Quod deus avertat*" beweist. Der Aufsatz dürfte auch für Österreich nicht ohne Bedeutung sein. — Dann veröffentlicht S. 145 bis 155 *Franz Redl* „Bemerkungen zur Konstruktion der Ellipse und der Hyperbel aus konjugierten Durchmessern". — S. 156—158: Schulnachrichten. — S. 159—179: Rezensionen. — S. 179—182: Journalschau. — S. 182—189: Programmenschau.

Wien. Dr. K. Wotke.

III. Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen. Zeitschrift der deutschen Mittelschullehrervereine von Teplitz-Prag, Brünn, Graz, Klagenfurt, Triest, Innsbruck, Linz und Marburg. Schriftleiter: Josef Rott, k. k. Professor i. R. in Saaz XV. Jahrgang, 1916. Aussig. Kommissionsverlag von Ad. Beckers Buchhandlung (Ed. Miksch).

VII. und VIII. Heft. *Franz Held*: Der Weltkrieg und unsere Jugenderziehung. Der Verf. knüpft an die Ausführungen Franz Dewalds bezüglich der Reform der Mittelschule in Heft 5/6, S. 107ff., an, doch will er die Unterstufe der Mittelschulen unter Beibehaltung des Lateinunterrichtes mit der Bürgerschule vereinigt wissen. Er bespricht den Betrieb des Turnunterrichtes, verlangt mehr Handfertigkeitsverständnis, erörtert die Lehrstoffverteilung sowie die Ziele des Unterrichtes und tritt für die Erlernung der zweiten Landessprache, die aber freigegeben werden müsse, ein. Zum Schlusse bekennt er sich als bedingten Anhänger der Koëdukation (S. 157—162). — *Viktor Kerbler*: Unsere Stellungnahme zum „Verein zur Umgestaltung der Mittelschule". Der Aufsatz legt die Forderungen der Reformer dar und kommt zu dem Ergebnis, daß sie weder übertrieben noch unvernünftig sind; sie sollten deshalb vom Staate einer wohlwollenden Prüfung unterzogen werden (S. 162—167). — Dr. *F. Urban*: Zur Frage der obligaten naturgeschichtlichen Schülerübungen. Der Verf. steht auf dem Standpunkte, daß die Schülerübungen die Grundlage des Klassenunterrichtes bilden müssen, und darum verlangt er, daß sie von allen Schülern besucht werden, was bei entsprechender Aufklärung durch den Lehrer leicht zu erreichen sei. Die Übungen sollten aber schon in der IV. Klasse im Anschluß an die Chemie beginnen und könnten für Schüler, die für Naturwissenschaften eine große Vorliebe haben, in der VII. Klasse fortgesetzt werden (S. 167—171). — Dr. *V. Hecler*: Zur Frage der physikalischen Schülerübungen. Nach den Ausführungen des Verf.s haben sich die von Dr. Urban für die Durchführung der naturgeschichtlichen Schülerübungen aufgestellten Grundsätze (s. o.) auch bei den physikalischen vollauf bewährt (S. 171 und 172). — Dr. *Alfred Kleinberg*: Die österreichischen Bücher des Inselverlages. Der Verf. bietet eine zusammenhängende Betrachtung der österreichischen Bücher des Leipziger „Inselverlages" (S. 173—178). — *Merksprüche* (S. 179). — *Vereinsnachrichten* (S. 179 bis 185). — *Kleine Mitteilungen* (S. 185—191). — *Aus Zeitschriften und Zeitungen* (S. 191—194). — *Bücherbesprechung* (S. 194—203). — *Eingegangene Bücher* (S. 203 und 204). — *Verzeichnis der auf dem Felde der Ehre gefallenen Standesgenossen* (S. 205). — *Eingesendet* (S. 206).

Brünn. St. Schüller.

IV. Magyar Paedagogia. A magyar paedagogiai társaság havi folyóirata. XXV. évfolyam. 1916. 1—10. szám. Budapest, Franklin-Társulat. 1916. Ungarische Pädagogik. Monatsschrift der ungarischen pädagogischen Gesellschaft. XXV. Jahrgang, 1916, Heft 1—10. Budapest, Franklinverein, 1916.

I. und II. Heft (Januar-Februar). Ideale und Wirklichkeiten von *Ernst Fináczy*. (Eine begeisterte Verteidigung des Idealismus gegen übertriebenen Realismus unter Berufung auf die kriegerische Gegenwart.) — Österreichs öffentliches Unterrichtswesen von *Arthur Benisch*. (Orientiert im ganzen gut und in anerkennendem Tone über unser Schulwesen von den Hochschulen bis zur Volksschule unter entsprechender Berücksichtigung der Fachlehranstalten; die Angabe, daß die Slowenen nur ein einziges slowenisches Privatgymnasium besäßen, ist irreführend, denn die zweisprachigen Mittelschulen Krains und das Gymnasium in Cilli kommen doch auch den Slowenen zugute.) — Hochschulerziehung und die Hochschullaufbahn von *Elemér M. Vadász*. (Behandelt verschiedene Übelstände in der Heranbildung des Nachwuchses von Hochschullehrern unter besonderer Berücksichtigung der Assistenten.) — Die Sprachlehrmethode Poehlmanns von *Josef Béla Nagy*. (Eine warme Empfehlung der bekannten Lehrmethode.) — Kleinere Aufsätze: Die Schule der Lebensklugheit von *Béla Nánay*. (Gegen übertriebene Betonung des Praktischen und Materiellen in der Schule.) — Die Schule als Großbetrieb von *Paul Török*. (Gegen moderne Auswüchse des Schulwesens, die aus der kapitalistischen Richtung der Zeit hervorgehen.) — Psychologie und wirtschaftliche Interessen von *Konstantin Lázár*. (Besprechung von Hugo Münsterbergs Buch „Psychologie und Wirtschaftsleben".) — Lehrbuchapprobierungsausschuß und Wettbewerb. — Literatur. — Rundschau. — Die ung. päd. Gesellschaft.

III. Heft (März). Über Kulturfragen von *Karl v. Szász*. — Kleinere Aufsätze: Die Umgestaltung unseres erdkundlichen Unterrichtes in der Mittelschule von *Aurel Littke*. (Verlangt vielfach Dinge, die bei uns bereits seit langem selbstverständlich sind.) — Literatur. — Rundschau. — Die ung. päd. Gesellschaft.

IV. Heft (April). Volksgesundheit und Schule von *Georg Lukács*. (Fordert Unterweisung über Gesundheitslehre und körperliche Ausbildung.) — Vierzig Jahre höhere Töchterschule von *Josef Krammer*. (Eine kritisch-historische Würdigung der ungarischen staatlichen höheren Töchterschule, die nach Stellung und Lehrplan unseren Lyzeen entspricht.) — Eduard v. Hartmanns pädagogische Anschauungen von *Edmund Szelényi*. — Kleinere Aufsätze: *Arthur Benisch*: Die Koëdukation in Kroatien. — *Franz Mátrai*: Unsere magyarischen Lesebücher in den von den Nationalitäten bewohnten Landesteilen (Nationalitäten, nach magyarischem Sprachgebrauche alle nicht magyarischen Volksstämme Ungarns; die Magyaren sind die Nation). — Literatur. — Rundschau. — Die ung. päd. Gesellschaft.

V. Heft (Mai). Die Dezentralisation des öffentlichen Unterrichtswesens von *Johann Waldapfel*. (Fordert die Unterteilung der ungarischen Schulaufsichtsbezirke und eine Art Unterinspektoren neben den heutigen Inspektoren [Oberdirektoren].) — Der Krieg und die Sprachen von *Franz Kemény*. — Die Mittelschulreform und die Realschule von *Aladár Péch*. (Bricht eine Lanze für die Realschule.) — Kleinere Aufsätze: Ein Blick auf das Schulwesen der Siebenbürger Sachsen von *Georg Kristóf*. (Sehr anerkennend.) — Die Auswahl der begabten Schüler von *Ernst Kállai*. — Die Wiederholung der Klasse in der Volksschule von *Alois Kovits*. — Literatur. — Rundschau. — Die ung. päd. Gesellschaft.

VI. und VII. Heft (Juni-Juli). Die Neuordnung des Geschichtsunterrichtes in Preußen von *Stefan Dékány*. — Genaue Ergebnisse

der Untersuchung der kindlichen Intelligenz von *Matthias Éltes*. (Gibt unter reichlicher Benützung der einschlägigen, meist deutschen Literatur eine Übersicht des derzeitigen Standes der Frage.) — Vom Subjektivismus der Kindesseele von Frau *Margarete Göröy*, geb. Beke. — Der Krieg und die Sprachen (Schluß) von *Franz Kemény*. — Kleinere Aufsätze: Von der höheren Mädchenschule: I. Bemerkungen von *Friedrich Arató*; II. Erwiderung von *Josef Krammer*. — Literatur. — Rundschau. — Die ung. päd. Gesellschaft. — Pädagogisches Repertorium (Zusammenstellung der einschlägigen Literatur in verschiedenen Sprachen).

VIII. Heft (Oktober). Weltanschauungsunterricht in der Mittelschule von *Alexander Vidor*. (Verlangt, daß in der Mittelschuljugend das Bewußtsein von dem rein logischen Charakter der Wissenschaft und der Voraussetzungslosigkeit aller Erforschung der Wahrheit geweckt werde.) — Unser Lateinunterricht im Gymnasium von *Stefan Székely*. — Erfahrungen bei der Reifeprüfung und Reformvorschläge von *Martin Schmidt*. (Schlägt vor, statt der heutigen Form der Reifeprüfung die Prüfung auf die letzten Monate im Schuljahre zu verteilen, so daß sie also in der Klasse selbst während des Unterrichtes vorgenommen würde.) — Kleinere Aufsätze: Die „Einheitsschule" in deutscher und in ungarischer Beleuchtung: I. *Franz Kemény*: Über Tews' Werk „Die Einheitsschule"; II. *J. Tews*: Bemerkungen. — Literatur. — Rundschau. — Die ung. päd. Gesellschaft.

IX. Heft (November). Unser Fachunterricht von *Ernst Fináczy*. (Verlangt, daß die Spezialisierung des Fachunterrichtes nicht zu einer Loslösung von der allgemeinen und nationalen Kulturaufgabe der Schule führen dürfe.) — Weltanschauungsunterricht in der Mittelschule von *Alexander Vidor* (Schluß). — Das humanistische Gymnasium und die Deutschen von *Johann Csengeri*. (Tritt an der Hand der einschlägigen neuesten deutschen Literatur für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums ein.) — Naturgeschichtliche Übungen von *Zoltán Szilády*. — Kleinere Aufsätze: Die Rolle der Intuition bei der Beurteilung der Schüler von *Johann Kovács*. — Der ungarische Sprachunterricht in Kroatien und Bosnien von *Arthur Benisch*. — Literatur. — Rundschau. — Die ung. päd. Gesellschaft.

X. Heft (Dezember). Moritz Kármán von *Ernst Fináczy*. — Zum Gedächtnisse Moritz Kármáns von *Edmund Weszely*. — Schlußwort bei der Kármánfeier von *Ernst Fináczy*. — Aus Moritz Kármáns Nachlaß. — Kleinere Aufsätze: Gedächtnisrede *Stefan Schnellers* für Moritz Kármán in der Lehrerbildungsanstalt zu Klausenburg. — Kármán im Ministerium von *Heinrich Kőrösi*. — Kármáns Arbeit für das Gymnasium von *Josef Geréb*. — Kármán über die Ausbildung der Handelsschullehrer. — Literatur. — Verschiedenes. — Die ung. päd. Gesellschaft. — Titelblatt und Inhaltsverzeichnis des Jahrganges.

Wien. B. Imendörffer.

V. Věstník českých professorů. Anzeiger böhmischer Professoren. XXIV. Jahrgang.

III. Heft (November). Zunächst werden S. 81 die Professoren vom Vereinsvorstande aufgefordert, für die V. Kriegsanleihe eine intensive Agitation zu entwickeln. — Dann steht S. 81—85 ein Bericht über die Tätigkeit des Vereines während des Krieges und S. 86—89 eine statistische Zusammenstellung der Schülerzahl an den nicht deutschen Mittelschulen Böhmens, aus der erhellt, daß die Anzahl der Schüler mit Ausnahme der beiden obersten Klassen nicht nennenswert abgenommen hat. — S. 90—98: Vereinsnachrichten. — S. 98—101: Personalnachrichten. — S. 101—110: Einzelnachrichten. — S. 110—111: Es werden zwei Bücher für Schülerbibliotheken empfohlen.

IV. Heft (Dezember). S. 113—115 sind dem verstorbenen Kaiser und der Thronbesteigung des gegenwärtigen gewidmet. — S. 116—119 folgt eine Statistik der Schülerzahl an den mährischen Gymnasien böhmischer Zunge, dann S. 119—124 eine im ganzen zustimmende Besprechung des Ministerialerlasses vom 27. Oktober 1916 betreffend die Überfüllung der Mittelschulen und schließlich S. 124—128 ein Verzeichnis der approbierten Lehramtskandidaten. — S. 128—131: Vereinsnachrichten. — S. 131—133: Personalnachrichten. — S. 133—144: Einzelnachrichten. (Interessant ist der S. 133f. befindliche Nachweis, daß es unter 3004 böhmischen Schülern Prags 153 Israeliten und unter den 1192 deutschen Schülern 546 Israeliten gegeben hat.) — II. Pädagogischer Teil. *A.* Organisation der Mittel- und Handelsschulen. S. 49—51 berichtet J. U. Dr. *L. Scheiner* über die böhmischen Handelskurse für Kriegsinvalide. — Beachtenswerte Bemerkungen gegen die jetzt übliche (?) Überschätzung der induktiven Methode in den realistischen Fächern an den Mittelschulen veröffentlicht S. 52—59 Dr. *St. Kamaryt.* — Besonders wertvoll durch die Ergänzungen aus der böhmischen Schul- und Literaturgeschichte ist die von Dr. *Josef Pešek* S. 55—63 abgedruckte Besprechung des XVI. Heftes der Beiträge zur österreichischen Schul- und Erziehungsgeschichte. — *B.* Mittelschuldidaktik. Inwiefern die Geschichte der Mathematik im Mittelschulunterricht verwertet werden könne, zeigt S. 63—73 Dr. *O. Vetter.* — S. 73—80: Rezensionen. — *C.* Hygiene und körperliche Erziehung. S. 81 f. nur Rezensionen. — *D.* Künstlerische Erziehung. Die Methode des figuralen Zeichnens an Mittelschulen behandelt S. 83—92 *Fr. Lepš* und erläutert seine Ausführungen durch mehrere Abbildungen. — Zahlreiche Vorschläge zur Reform und Reorganisation der Bibliotheken an den Mittelschulen macht S. 92—101 Dr. *Anton Procházka.*

V. Heft (Januar). Zunächst tritt S. 145—150 ein Anonymus sehr warm für die Supplenten ein, dann werden S. 150—156 die Kriegsteuerungszulagen und S. 157—159 der Erlaß des böhmischen Landesschulrates betreffs Säuberung der böhmischen Sprache erörtert. — S. 185f. wird hervorgehoben, daß Frauen nur als außerordentliche Hörerinnen an den technischen Hochschulen inskribiert werden können, wenn sie sich dem Lehramt an Handelsschulen widmen und Zeichenlehrerinnen an Mädchenlyzeen werden wollen. — S. 160f.: Vereinsnachrichten. — S. 162—164: Personalnachrichten. — S. 164—172: Einzelnachrichten. (Aufmerksam gemacht soll werden auf die S. 167 stehende Mitteilung über den Verein der kroatischen Mittelschulprofessoren.) — S. 173—175 werden einige Bücher für Schülerbibliotheken empfohlen. — S. 175: Sprechsaal.

VII. Heft (März)[1]. S. 209—211 wird die Tätigkeit des Mittelschullehrers im übertragenen Wirkungskreise besprochen. — S. 211—222 Jahresbericht und Vereinsnachrichten. — S. 222—224 Personalnachrichten. — S. 224—229 Einzelnachrichten. — S. 229f. werden zwei Bücher für Schülerbibliotheken empfohlen. — S. 231: Sprechsaal.

Wien. Dr. K. Wotke.

VI. Nasza Szkola. (Unsere Schule.) Wissenschaflich - pädagogische Zeitschrift der Vereine ukrainischer Lehrer an höheren Schulen „Uczytelska Hromada“ in Lemberg und des „Skoworodavereines“ in Czernowitz

1916 VII. (Jahrgang). VI Heft. Gymn.-Prof. *Wolodymyr Dykyj*: Einige Probleme aus dem Gebiete der Erziehung und Bildung an unseren Gym-

[1] Das VI. Heft ist dem Ref. bisher nicht zugegangen; die Inhaltsangabe wird in den folgenden Bericht aufgenommen werden.

nasien im gegenwärtigen Zeitpunkt (Einige Gedanken und Reformvorschläge; S. 1—12). — Gymn.-Prof. Dr. *Roman Cehelskyj*: Weiteres über die Grundlagen und die Tendenz der nationalen Erziehung (Die Forderung nach Nationalisierung des Schulunterrichtes; S. 13 bis 17). — Gymn.-Prof. Dr. *Anton Borys*: Die Angeberei und die menschliche Gesellschaft (S. 18—21). — Gymn.-Prof. *Nykyfor Sadowskyj*: Einiges über das Fadenpendel (S. 22/23). — Gymn.-Lehrer Dr. *Roman Hewycz*: Übersicht der Zeitschriften für das Jahr 1916. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik (S. 24—27). — Gymn.-Prof. *Georg Rudnyćkyj*: Neue Lehrbücher. — *A. Alyskiewycz* und *R. Hameczykewycz*: *Nimecka hramatyka*. Deutsche Schulgrammatik, I. Teil, Przemysl 1916, und *A. Alyskiewycz* und *R. Hameczykewycz*: *Nimecky wprawy dla perszoji i druhoji klasy serednych szkil*. Deutsche Übungsbücher für die I. und II. Klasse der Mittelschulen (Rezension) (S. 27—29). — Eingelaufene Bücher (S. 29). — Tätigkeitsbericht des Zentralausschusses des Vereines „Uczytelska Hromada" (S. 29—32). — Aufruf des Zentralausschusses desselben Vereines (S. 32).

1917 (VIII. Jahrgang). I. und II. Heft. Der Dank Sr. k. u. k. Apostolischen Majestät an den Verein „Uczytelska Hromada" für den anläßlich des Hinscheidens Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. übersandten Ausdruck der tiefsten Trauer (S. 1). — Gymn.-Prof. *Denys Korenec*: Kaiser Franz Josef I. (Schilderung des Aufschwunges der österreichisch-ungarischen Monarchie auf allen Gebieten unter der Regierung des Kaisers Franz Josef I.) (S. 1—5). — Gymn.-Prof. *Georg Rudnyćkyj*: Jugendbibliothek (Vorschlag zur Gründung einer entsprechenden Jugendbibliothek und Plan der Durchführung desselben) (S. 6 bis 12). — Gymn.-Prof. *Wolodymyr Dykyj*: Lektüre der Äneis Vergils (Auf Grund von Aug. v. Scheindlers „Methodik des Unterrichtes in der lateinischen Sprache". Wien 1913. Mit einem Stundenbild von Äneis VI, V. 155—235) (S. 13—29). — Gymn.-Lehrer Dr. *Roman Hewycz*: Zum 100. Jahrestage der vergleichenden Sprachforschung (Überblick über die Entwicklung dieser Wissenschaft und ihre Bedeutung für den Unterricht der einzelnen Sprachen am Gymnasium) (S. 30—34). — Gymn.-Lehrer Dr. *Nikolaus Czajkiwskyj*: Über die Gleichungen dritten Grades mit irrationalen Auflösungen (S. 35—39). — Bücherschau: (Mitteilungen und Anzeigen.) Ein Beitrag zur Erforschung der altkirchenslawischen Evangelientexte (Evangelium Bucovinense). Von Vatroslav Jagić. Wien 1916, angez. von Dr. *Jaroslav Hordynskyj*. — Taras Schewtschenko. Ein ukrainisches Dichterleben. Literarische Studie von Dr. *Alfred Jensen*. Wien 1916, angez. von Dr. *J. Hordynskyj*. — Dr. Adalbert Birnbaum. Vitruvius und die römische Architektur. Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Wien 1916, angez. von Dr. *Roman Hewycz*. — Albert Vandal. L'avenement de Bonaparte. Paris 1908, angez. v. *Georg Rudnyćkyj* (S. 40—45). — Tätigkeitsbericht des Vereines „Uczytelska Hromada" (S. 46—48).

Lemberg. Dr. Roman Hewycz.

VII. Nastavni Vjesnik. Band XXIV, Heft 8—10, April bis Juli 1916. Band XXV, Heft 1—6, September 1916 bis Februar 1917.

1. Vorträge und Abhandlungen: Dr. V. *Dvorniković*, Warum wird der Platonismus gewöhnlich falsch verstanden? (Heft 8/9). — Dr. *P. Skok*, Beiträge zur Erforschung der kroatischen Ortsnamen (1. Folge). — Dr. *V. Njegovan*, Kritische Betrachtungen einiger physikalischen Definitionen vom Standpunkte der Energie (Heft 10). — *N. Fink*, Mendel und die Vererbung (Heft 1/2). — Dr. *K. Bulat*, Bei-

träge zum Studium der Bedeutung der Wörter (Heft 1/2). — *F. Mihletić*, Die Nicht-Euklidische Geometrie (Heft 1/5). — Dr. *I. Kraljević*, Die Heilige Schrift und die Volkslieder (Heft 5/6). Der Verf. bringt aus den kroatischen Volksliedern eine schöne Anzahl von Beispielen und Zitaten, um darzutun, daß viele in unseren Volksliedern vorkommenden Motive aus der Heiligen Schrift genommen sind. — *S. Urlić*, Bartuo Benincasa, der Redakteur des „*Kraljski Dalmatin*" (*Il regio Dalmata*) (Heft 6). Dr. P. Karlić hatte in seiner Arbeit über den „*Kraljski Dalmatin*", das amtliche Organ der französischen Regierung in Dalmatien während der Jahre 1806 bis 1810, behauptet, daß man den Redakteur dieser Zeitung nicht kenne oder besser gesagt, daß man keine Belege dafür habe, daß Bartuo Benincasa der eigentliche Redakteur der betreffenden Zeitung gewesen sei. Auf Grund der im Archiv der dalmatinischen Statthalterei in Zara liegenden Aktenstücke widerlegt Prof. Urlić im ersten Teile seiner Abhandlung diese Ansicht und liefert an der Hand der erwähnten Aktenstücke den Beweis, daß eben Bartuo Benincasa der Redakteur des italienischen Teiles des genannten Amtsorganes war, da der kroatische Teil — die Zeitung war zweisprachig — eine bloße Übersetzung war. Im zweiten Teile seiner Abhandlung beweist der Verf., daß Bartuo Benincasa auch der Redakteur des „*Telegraf Offiziel*" war und diese Zeitung anfangs nicht mit kroatischem Texte erschienen ist. — Dr. *P. Karlić*, War Bartuo Benincasa Redakteur des „*Kraljski Dalmatin*"? In demselben Hefte versucht Dr. P. Karlić die Ausführungen des Prof. Urlić zu entkräften, und behauptet, daß Bartuo Benincasa nicht der Redakteur, sondern der Zensor der erwähnten Amtszeitung der französischen Regierung war.

II. Miszellen: *T. Jakić*, Netzzeichnungen für die geographischen Karten. — Dr. *M. Šenoa*, Beitrag zur Poleographie Kroatiens, Slawoniens und Dalmatiens. — Dr. *St. Plivelić*, Noch einige Bemerkungen zum Studium der deutschen Sprache an unseren Mittelschulen, von einem Nichtfachmann (Heft 8). — *J. v. Pasarić*, Die Geschichte der Schiffahrt an den nautischen Schulen (Heft 9). — *J. Turić*, Das Schulbuch und die Aufzeichnungen der Schüler an der Mittelschule. Der Verf. behauptet, daß die Schulbücher im allgemeinen ihrem Zwecke nicht entsprechen. Die heutigen Schulbücher sind gewöhnlich zu umfangreich, so daß der Lehrer vieles weglassen muß. Manche Schulbücher sind wiederum sehr knapp verfaßt, was ebenfalls für den Unterricht vom Nachteile ist, da der Lehrer das gedrängt dargestellte Material erweitern muß und die Schüler sich genötigt sehen, viele Aufzeichnungen zu machen. Auch in diesem Falle leidet die Aufmerksamkeit. Die knapp geschriebenen Schulbücher erleichtern übrigens die Arbeit der Schüler nicht und entwöhnen sie des Nachdenkens über die gewöhnlichsten Dinge. Damit diesen Übelständen vorgebeugt werde, müssen die Schulbücher auf psychologisch-didaktischer Grundlage abgefaßt sein, dann wird die Vielschreiberei von selbst aus der Schule verschwinden. — Dr. *K. Babić*, Das Leben im Meere. — *J. Božičević*, Die Dreiteilung eines Winkels mittels besonderer Kurven. — *N. Gerechtshammer*, Graphische Lösung des astronomischen Dreieckes (Heft 10). — Dr. *M. Stojković*, Zur kroatischen Orthographie (Heft 9/10). — *Ž. Jakić*, Zur Erhaltung und Erforschung unserer Denkmäler. — Dr. *S. Plivelić*, Ein neues Blitzableitersystem zur Sicherung der elektrischen Drahtleitungen gegen die Wirkung der atmosphärischen Sturmelektrizität (Heft 1). — *P. Nenin*, Graphische Rechnung mit komplexen Zahlen (Heft 2). — Dr. *M. Stojković*, Mavro Vetranić, ein zeitgenössischer satirischer Dichter (Heft 3/4). — Dr. *Prohaska*, Die Komödie von Alt-Agram (Heft 3). — Dr. *J. Tominšek*, Über die zusammengesetzten Wörter und den fremden Einfluß in der slowenischen Sprache (Heft 4). — Dr. *K. Balat*, Studien aus dem Gebiete der slowenischen Semantik. Tiernamen zur Bezeichnung von Naturerscheinungen (Heft 5).

III. Bücherbesprechung: Dr. G. Heymans, Die Gesetze und Elemente des wissenschaftlichen Denkens. 3., verbesserte Aufl., Leipzig 1915, angez. von Dr. Vl. Dvorniković. — Dr. A. Möller, Die bedeutendsten Kunstwerke. I. Teil: Altertum; II. Teil: Mittelalter und Neuzeit, 1915, angez. von A. Bradanović. — Abhandlungen über die Reform des mathematischen Unterrichtes in Ungarn. Leipzig und Berlin 1911, angez. von M. Lukšić (Heft 8). — Die Kultur der Gegenwart, angez. von Dr. Vl. Dvorniković. — R. Wustmann, Weimar und Deutschland, 1815—1915. XXX. Band der Goethe-Gesellschaft zu Weimar, 1916, angez. von W. Freiherrn v. Ljubibratić (Heft 10). — Übersicht der deutschen philosophischen und psychologischen Literatur im Jahre 1915, zusammengesetzt und besprochen von Dr. Vl. Dvorniković (Heft 1—3). — H. Münsterberg, Psychologie und Wirtschaftsleben. 2. Aufl., Leipzig, Barth, 1915, angez. von Dr. Vl. Dvorniković (Heft 4). — L. Potpeschnigg, Einführung in die Betrachtung von Werken der bildenden Kunst. Wien 1915, angez. von A. Bradanović (Heft 5). — Max Lobsien, Experimentelle praktische Schülerkunde mit einem Beitrag über das pathologische Kind von Dr. O. Mönkenmöller. Teubner, 1916, angez. von Dr. Vl. Dvorniković. — H. Münsterberg, Grundzüge der Psychotechnik. Leipzig, Barth, 1914. — Dr. L. W. Stern, Die Intelligenzprüfung an Kindern und Jugendlichen. Leipzig, Barth, 1916. — Wissenschaft und Hypothese, Sammlung von Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaften. Teubner, 1916, angez. von Dr. Vl. Dvorniković (Heft 6).

IV. Kleine Nachrichten: Am 5. Juli 1915 starb den Heldentod für Kaiser und Vaterland Prof. A. Dančević vom k. k. Obergymnasium zu Spalato. Zum Andenken an den Helden wurde in der Anstalt feierlich eine Ehrentafel enthüllt (Heft 8). — Warmer Nachruf für den verstorbenen Hofrat Dr. J. Huemer (Heft 8).

Zara. W. Freiherr v. Ljubibratić.

Von der Schriftleitung am 5. Juni 1917 erledigt.

Zeitschriftenschau.

Beiblatt zur „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien". Nr. 30.

I. Österreichische Mittelschule. Gemeinsame Zeitschrift der Vereine „Mittelschule" und „Die Realschule" in Wien sowie „Bukowiner Mittelschule" in Czernowitz. Schriftleiter: Prof. Dr. Rudolf Richter in Wien. XXXI. Jahrgang. Wien, Hölder, 1917.

I. Heft. *Kriegsgedenkblätter* (S. 1—19). Es haben bereits 145 Mittelschullehrer auf dem Felde der Ehre den Tod gefunden und 426 Allerhöchste Auszeichnungen erhalten. — Dr. *Robert Schloegl:* Gedenkworte für Kaiser Franz Josef (S. 21—32). — Dr. *Richard Meister:* Wie können wir den Schülern des Gymnasiums eine Vorstellung von der heutigen griechischen Sprache geben? Der Verf. will keineswegs dem Griechischunterrichte auf dem Gymnasium eine neue (wenn auch bloß als Nebenziel gedachte) Aufgabe zuführen, sondern nur Supplierungsstunden oder auch Gelegenheiten außerhalb der Unterrichtszeit der Lösung der Aufgabe dienstbar gemacht wissen. Er behandelt zunächst in aller Kürze die neugriechische Aussprache, die Diglossie zwischen Schrift- und Umgangssprache, die Herkunft der Fremdwörter sowie den Sprachbau des Neugriechischen und zeigt dann, wie in einem etwa vier Stunden umfassenden Lehrgange das angestrebte Ziel erreicht werden könnte (S. 33—48). — *Literarische Rundschau. a)* Sammelberichte. Dr. *Johann Oehler:* Zur klassischen Philologie (Methodik, Altertumskunde, Geschichte, Kulturgeschichte, Bürgerkunde, Hilfsbücher für den Unterricht, Schulschriftsteller und Erläuterungsschriften, Übersetzungen, Allgemeines) (S. 49—83). — Dr. *Richard Meister:* Zur Geschichte und Theorie der Pädagogik (S. 83—89). — Dr. *Richard Meister:* Zur Sprachpsychologie und Sprachdidaktik (S. 89—96). — Dr. *Rudolf Richter:* Zur französischen Sprache und Literatur (S. 96—100). — *K. Wolletz:* Bücher mathematischen und physikalischen Inhaltes (S. 100—103). — Dr. *Rudolf Richter:* Kriegsliteratur (S. 103—110). — *b)* Einzelberichte (S. 111—125). — *Mitteilungen.* Zur Klarstellung II. In diesem Artikel nimmt Prof. *Wolletz* gegen die Ausführungen J. Rüeflis in Heft I (1916) der „Öst. Mittelschule", S. 43 und 44, Stellung (S. 125—127).

Brünn. St. Schüller.

II. Mitteilungen aus dem höheren Schulwesen. Zeitschrift der deutschen Mittelschullehrervereine von Teplitz-Prag, Brünn, Graz, Klagenfurt, Triest, Innsbruck, Linz und Marburg. Schriftleiter: Josef Rott, k. k. Professor i. R. in Saaz. XVI. Jahrgang, 1917. Aussig. Kommissionsverlag von Ad. Beckers Buchhandlung (Ed. Miksch).

I. und II. Heft. —e—: Der Erziehungsbeirat. Da der „Deutsche Verein für Mittelschulumgestaltung" in Tetschen a. d. Elbe für die beratende Mitwirkung des Laienelementes in der Form von Erziehungsbeiräten (Reichserziehungsbeirat, Landeserziehungsbeiräte [völkisch getrennt in den einzelnen Kronländern] und Elternbeiräte [am Orte jeder Mittelschule]) eingetreten ist, untersucht der Verf. diesen Vorschlag als Fachmann und kommt zu dem Ergebnisse, daß ihm wohl eine gute Absicht zu Grunde liege, wie ideal aber auch die Einrichtung gedacht sein möge, so bedenklich könne sie praktisch werden (S. 1—4). — Dr. *Franz Bloch:* Über eine neue Organisation der Mittelschule. Um die Mittelschule den Anforderungen, die das Leben an sie stellt, anzupassen und die Berufswahl möglichst weit hinauszuschieben, schlägt der Verf. eine einzige Art von Mittelschulen (also Einheitsschule) vor, die aus zwei voneinander getrennten Abteilungen zu bestehen hätte: *a)* I.—VII. Klasse, die eigentliche Mittelschule umfassend (mit Latein, Französisch und 2. Landessprache); *b)* VII. und VIII. Klasse, Fachkurse, die einen besseren Übergang zur Hochschule schaffen würden und auch Gelegenheit böten, für einen praktischen Beruf so auszubilden, daß kein ergänzendes Fachstudium notwendig wäre, und zwar *α*) philologisch-historischer Fachkurs zur Vorbereitung für Theologen, Juristen, Historiker, Alt- und Neuphilologen; *β*) mathematisch-naturwissenschaftlicher Fachkurs zur Vorbereitung für Naturhistoriker, Mediziner, Techniker, Mathematiker, Chemiker, Physiker; *γ*) kaufmännisch-praktischer Fachkurs für angehende Kaufleute, Bank-, Post-, Steuer-, Bahnbeamte u. dgl. sowie auch zur Vorbereitung für Handelshochschulen und die Orientalische Akademie (S. 4—11). — Dr. *Heinrich Lohwag:* Mittelschulreform I. Der Verf. weist auf die große Gefahr hin, die in der von den Reformern verlangten Spezialisierung des Mittelschulstudiums gelegen wäre, und spricht sich dahin aus, daß zur Reformierung wohl nicht gerade Laien, auch nicht akademische Laien berufen seien, sondern eher die Hochschulprofessoren, die am besten beurteilen könnten, ob größere Spezialisierung für die Hochschule, deren Vorschule die Mittelschule sein und bleiben müsse, günstig sei (S. 12 und 13). — Dr. *R. Freymond:* Mehr Bewegungsfreiheit. Nach der Überzeugung des Verf.s würde es bei den in Aussicht stehenden Neuerungen nicht von Vorteil sein, weitere Unterrichtsgegenstände verbindlich zu machen, sondern man biete lieber den älteren Schülern in erster Linie den Wissensstoff, für den sie selbst Neigung empfinden; es wäre also die Teilung der Unterrichtsgegenstände in verbindliche und wahlfreie in Erwägung zu ziehen (S. 14—16). — *Karl Weps:* Ein Vorschlag zur Behandlung der zur militärischen Dienstleistung eingerückten Mittelschüler bei ihrer Rückkehr an die Anstalt. Im allgemeinen sollten Lehramtskandidaten, Theologen und alle, die in den Staatsdienst zu treten beabsichtigen, nach dem Kriege das Studium an dem Punkte fortsetzen, wo sie es unterbrachen, und der Zeitverlust sollte bei der Anstellung eingebracht werden; die übrigen wären in Kursen zu vereinigen mit entsprechendem Lehrplan und nur diejenigen, welche jetzt dauernd ins Hinterland kommen, sollten in den ihnen zukommenden Jahrgang aufgenommen werden, da sie bei gutem Willen unter der Führung der Lehrer das Versäumte im Verlaufe des Schuljahres wohl nachholen könnten (S. 17—20). — *Franz Dewald:* Ein Verband der akademisch gebildeten Lehrer an den höheren

Schulen Mitteleuropas. Der Verf. hält einen Zusammenschluß der Lehrer an den höheren Schulen in Österreich und Deutschland für höchst zeitgemäß und deutet in allgemeinen Umrissen den Arbeitsplan dieser zu gründenden Vereinigung unter Betonung der Punkte, die einer Klärung und gemeinsamen Beratung bedürfen, an (S. 20 bis 22). — Dr. *Viktor Herler:* Der logarithmische Rechenstab in der Schule. Der Verf. teilt mit, daß es ihm gelungen ist, das Modell eines für die Mittelschule geeigneten logar. Rechenstabes herzustellen, dessen niedriger Preis (1 K) die allgemeine Anschaffung ermöglichen würde; nur müßte die Auflage groß sein, um die Lieferung zu diesem Preise bewerkstelligen zu können (S. 23 und 24). — *Merksprüche* (S. 24). — *Vereinsnachrichten* (S. 24—36). — *Kleine Mitteilungen* (S. 36—44). — *Eingabe des Deutschen Germanisten-Verbandes an die deutschen Regierungen behufs Neuordnung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen* (S. 44—48). — *Bücherbesprechung* (S. 48 bis 55). — *Verzeichnis der auf dem Felde der Ehre gefallenen Standesgenossen* (S. 55). — *Eingesendet* und *Briefkasten* (S. 56).

III. und IV. Heft. Dr. *Wendelin Toischer:* Die gegenwärtigen Pläne zur Verbesserung der Mittelschule. Nach einer allgemeinen Darlegung der bezüglich der Mittelschulreformen in den Kriegsjahren aufgekommenen Forderungen bespricht der Verf. solche im einzelnen im Anschluß an Norrenbergs Buch „Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege". Er warnt vor der Einführung neuer Fächer sowie vor jeglicher Übertreibung von Einzelforderungen und hält eine Sichtung des Lehrstoffes, Beseitigung des Unfruchtbaren und Hemmenden für wünschenswert, wofern die Schule nicht ihres erziehlichen Einflusses verlustig gehen soll. Daß manches hinsichtlich des Inhaltes des Unterrichtes und der Unterrichtsweise einer Verbesserung bedürfe, stellt er nicht in Abrede, doch hält er es für notwendig, vorläufig die in blindem Eifer gestellten Forderungen abzuwehren und der künftigen Friedenszeit die Entscheidung zu überlassen, in welcher Richtung einschneidendere Umgestaltungen versucht werden könnten und sollten (S. 57—75). — *Josef Steinbichl:* Zur Reform des geographischen Unterrichtes. Der Verf. verlangt für die Geographie eine ihrer Wichtigkeit und ihrem allgemein bildenden und erziehlichen Werte entsprechende Berücksichtigung an der Mittelschule einerseits im Stundenausmaße und anderseits in der Person des Lehrers. Demgemäß müsse der geographische Unterricht mit zwei Wochenstunden bis zum Schlusse der Schulzeit festgesetzt und nur von geprüften Fachleuten erteilt werden. Da nun die Mittelschullehrer an der Hochschule herangezogen würden, müßte hier auf die Bedürfnisse der Mittelschule mehr Rücksicht genommen werden, an der die Länderkunde in den Vordergrund gestellt und Beachtung der politischen und der Wirtschafts-Geographie verlangt werde, während an der Hochschule die allgemeine Geographie überwiege (S. 70—83). — *Anton Stark:* Die haltlose Minderwertung realistischer Mehrarbeit. Der Artikel begründet die Forderung der Herabsetzung der wöchentlichen Lehrverpflichtung der Realisten von 20 auf 17 und der gleichen Entlohnung der realistischen Überstunden mit den philologischen; zum Schlusse wird auch die Entlastung der Zeichenlehrer und Gleichstellung der Turnlehrer mit den übrigen Lehrern verlangt (S. 83—91). — *F. W. Lips:* Zur Turnlehrerfrage. Der Verf. tritt mit Rücksicht auf die Bedeutung, die dem Turnunterrichte und der damit zusammenhängenden körperlichen Ausbildung der Jugend zukommt, zumal bereits eine ziemliche Zahl akademisch gebildeter Turnlehrer in Verwendung steht, gleichfalls für die Gleichstellung der Turnlehrer mit den anderen Lehrern an den Mittelschulen ein (S. 92—95). — Dr. *J. Pauscher:* Von den Mitteln, den deutschen Stil der Realschüler zu verbessern. Der Aufsatz zeigt zunächst, daß der Deutschlehrer an

der Realschule von der Mitarbeit der anderen Lehrgenossen in stilistischer Hinsicht nur wenig verlangen darf, und geht dann zur Behandlung der Mittel über, die ihm auf dem eigenen Gebiete erwachsen und zum Teil auch im Lehrplane vorgesehen sind: häufiges Auswendiglernen von Gedichten und Prosastücken und ihr Vortrag, die eifrige Pflege der Nacherzählung mit ihren verschiedenen Abarten, die Sprechübungen im engeren Sinne, die richtige Wahl der schriftlichen Themen (Einschränkung auf Reproduktionen) und geeignete Korrektur. Diese Mittel könnten aber nur dann einige Aussicht auf Erfolg haben, wenn der Lehrer die Schüler von der ersten bis zur höchsten Klasse führt und als Fachlehrer, nicht als Hilfslehrer oder Ersatzmann wirkt (S. 95—101). — Dr. *Heinrich Lohwag:* Mittelschulreform II. Der Verf. unterzieht die Anregungen, die in dem Buche von Leop. Lang, „Die Einheitsschule, ein Vorschlag zu einer den Forderungen der Gegenwart entsprechenden Umgestaltung des gesamten Schulwesens" (Prag 1916, Haase) für die Schaffung einer Einheitsschule vorgebracht werden, einer eingehenden Prüfung und findet, daß der durch die Einheitsschule an unserer Mittelschule geplante Mord nur dann gerechtfertigt wäre, wenn sich diese (im schroffen Gegensatze zu den Tatsachen) als gänzlich unbrauchbar erwiesen hätte (S. 101—106). — *Vereinsnachrichten* (S. 106—119). — *Kleine Mitteilungen* (S. 120—126). — *Eingabe des Deutschen Germanisten-Verbandes an die deutschen Regierungen behufs Neuordnung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen* [Schluß] (S. 126—130). — *Bücherbesprechung* (S. 130 bis 135). — *Eingesendet* und *Briefkasten* (S. 136).

V. und VI. Heft. *W. Toischer:* Aus welchen Gesellschaftskreisen stammen die Schüler unserer höheren Schulen? Der Aufsatz weist nach, daß der von den Reformern immer wieder erhobene Vorwurf, die höheren Schulen würden lediglich von Kindern reicher Eltern besucht, für Österreich nicht gilt, da hier sehr viele Mittellose studieren; über die Lebensstellung der Schülereltern lasse sich allerdings kein Urteil abgeben, da es an der notwendigen Grundlage fehle, deshalb wären übersichtliche Zusammenstellungen darüber sehr erwünscht (S. 137—140). — *Eugen Bolis:* Die Einheitsmittelschule. Wenngleich die Vielheit der Schularten vom Range einer Mittelschule historisch geworden und in den Lebens- und Berufsverhältnissen begründet sei, so unterliege sie nach den Ausführungen des Verf.s doch nicht unerheblichen Bedenken und der Gedanke an die Einheitsschule sei nicht rundweg abzuweisen. Gewisse Lehrgegenstände seien für alle über die Elementarschule hinausreichenden Schulgattungen unerläßlich und sie sollten an den verschiedenen Schulen nach einem im wesentlichen gleichen, gemeinsamen Lehrplane vorgeführt werden. Es mögen also die alten Gymnasien und Realschulen mit vereinheitlichten Lehrplänen beibehalten werden und die Realgymnasien hätten sich angemessen einzugliedern. Die alten Realgymnasien könnten vorbildlich sein, indem Griechisch und Französisch, wenn nicht an allen, so doch an recht vielen Gymnasien wahlfrei gemacht und die realgymnasiale Abteilung bis in die VIII. Klasse fortgeführt würde. Ein Oberrealgymnasium, wenn auch ohne Abteilung für Realisten, wäre ein im Bereiche der Möglichkeit liegendes Ideal. Als moderne Fremdsprache sollte auch das Tschechische Eingang finden (S. 141—145). — Dr. *Emil Lehmann:* Die Mittelschule im Völkerstaat. Der Verf. versteht unter Völkerstaat die eigentümliche Beschaffenheit unseres Reiches und bezeichnet als erste Aufgabe der Mittelschule im Völkerstaat, den Schwierigkeiten entgegenzuarbeiten, die sich aus dem Sprachengewirr ergeben. Jede Muttersprache solle zu ihrem Rechte kommen, aber für die deutsche Sprache, die notwendige Staatssprache, müsse an der Mittelschule mehr als die bloße Möglichkeit der Erlernung verlangt werden. Es genüge nicht, sie im üblichen Sinne

zu lehren, sondern sie müsse — auch an nicht deutschen Anstalten — zum Unterrichte selbst in einzelnen Fächern verwendet werden. Den nationalen Bedürfnissen sei statt durch eine äußerlich gleichartige und gleichmäßige Berücksichtigung aller verschiedenwertigen Volkssprachen durch einen eigenen Gegenstand, die Volkskunde, zu genügen. Hier sei es jedem Volke unbenommen, seine Jugend in gleicher Breite und Ausführlichkeit in das eigene Volkstum einzuführen, hier könnten aber auch die Fäden nach allen Richtungen fortgesponnen werden, damit die Jugend schon in der Schule die Mitvölker im Vaterlande von den Grundlagen und Grundzügen aus verstehen lerne. Die Richtung der Volkskunde müßte auch die anderen Fächer beherrschen und die wertvollen Gedanken, die von der Volkskunde ausgehen und zu ihr führen, müßten auch die Erziehung und Willensbildung der Jugend bestimmen. Den Bund zwischen Volkstum und Staatsgedanken zu knüpfen, sei die staatsbürgerliche Erziehungsaufgabe der Völkerstaatsschule und die Mittelschule erfülle sie, wenn sie die völkischen Grundgefühle vornehmlich durch Volkskunde und Vaterlandskunde zu einem gefestigten staatsbürgerlichen Volksbewußtsein abkläre. Zum Schlusse wird der Einfluß der Persönlichkeit des Lehrers auf die Erreichung des gesteckten Zieles dargelegt (S. 145—154). — Dr. *J. Pauscher:* Von den Mitteln, den deutschen Stil der Realschüler zu verbessern (Schluß). Der Verf. zeigt, daß die Mittel, die auf dem eigenen Gebiete erwachsen und zum Teil auch im Lehrplane zur Hebung der Stilfertigkeit vorgesehen sind, nicht ganz das leisten, was man sich von ihnen verspricht, und daß der anderseits empfohlene „Weg zum eigenen Stil", das „Erlebnis als Stoff der Aufsätze", große Gefahren in sich berge. Er sieht das wirksamste Mittel in der durch den Fachlehrer geleiteten Benützung der Schülerbibliothek, welche die bedeutendsten Werke des deutschen Schrifttums enthalten müßte (S. 154—161). — *A. Feichtlbauer:* Zur Organisation der Mittelschule. Der Verf. erklärt die von Dr. Franz Bloch in Heft 1/2 vorgeschlagene Umgestaltung der Mittelschule zur teilweisen Fachschule für bedenklich, weil sie lediglich den Nützlichkeitsstandpunkt im Auge habe, mit aller Entschiedenheit wendet er sich aber gegen die Abschaffung des Religionsunterrichtes in den Fachkursen (S. 161 bis 163). — Dr. *Eugen Lieben:* Der Griechischunterricht im Untergymnasium. Der Aufsatz legt dar, daß das Griechische als unentbehrlicher Bestandteil des humanistischen Gymnasiums, wofern es überhaupt zur Geltung kommen soll, keinerlei Schmälerung der ihm zugewiesenen Unterrichtszeit verträgt und daß die Beeinträchtigung des Griechischunterrichtes eine bedeutende Einbuße anderer wichtiger Lehrgegenstände zur Folge haben müßte (S. 163—170). — *Josef Kirschner:* Die Stellung des Freihandzeichnens im Mittelschulunterricht. Der Verf. erkennt in der Erziehung der Schüler zum bewußten Sehen den ganz besonderen Wert des Zeichnens, der hauptsächlich denjenigen Unterrichtsfächern, welche der Anschauung und Vorstellung bedürfen, zu gute kommt, und bezeichnet es demgemäß als nicht zu missenden Bestandteil des Mittelschulunterrichtes. Will aber der Zeichenunterricht seine Aufgabe erfüllen, so kann er dies nur an der Hand eines streng auf ein selbständiges, selbsterarbeitetes Können der Schüler gerichteten Vorganges. Mit Rücksicht auf die geringe dem Gegenstande zugemessene Zeit muß einer weisen Beschränkung auf das Notwendigste Rechnung getragen werden. Eine weitere Einschränkung der Unterrichtszeit ist, ohne jede Aussicht auf Erreichung des Lehrzieles von vornherein zu benehmen, unmöglich. Die großen Anforderungen, die der Unterricht an den Lehrer stellt, machen die Erleichterung seiner Lehrverpflichtung sehr wünschenswert (S. 171—176). — *Vereinsnachrichten* (S. 176—194). — *Kleine Mitteilungen* (S. 194 bis 197). — *Bücherbesprechung* (S. 198—203). — *Verzeichnis der*

auf dem Felde der Ehre gefallenen Standesgenossen (S. 203). — *Briefkasten* (S. 203 und 204).

Brünn. St. Schüller.

III. Mitteilungen des Landesverbandes der Mittelschulprofessoren (Országos középiskolai Tanáregyesületi közlöny). Geleitet von Ludwig Ady, Budapest, 50. Jahrgang.

Oktober 1916 (1. und 2. Heft): F. Kemény: Die deutsche Einheitsschule und die Reform der ungarischen Mittelschule. — Josef Huszti: Über Lehrerbildung. — Kleinere Aufsätze: Mädchenmittelschulen. — Die Reform der Bürgerschule. — Aus dem Leben ausländischer Mittelschulen.

November 1916 (3. und 4. Heft): —s: Freie Bahn für die Begabten. — Johann Thomai: Obligater Stenographieunterricht in den Mittelschulen. — K. F.: Das öffentliche Unterrichtswesen Rumäniens. (Lediglich betrachtend, ohne kritische Würdigung.) — Kleinere Aufsätze: —f—r: Von der Teuerung. (Fordert eine Aufbesserung der Bezüge, insbesondere die 100%ige Erhöhung der Prüfungstaxen und der Remunerationen für Jugendspiele usw.) — Dr. Anton Lábán: Die Mittelschulstudien eines Erzherzogs. (Erzherzog Albrecht, Sohn des Erzherzogs Friedrich.) — kf.: Zentralistische Pädagogik. (Wendet sich gegen einen Aufsatz in der deutsch-österreichischen Zeitschrift „Monatshefte für pädagogische Reform", herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Burger in Innsbruck, Verlag A. Pichlers Witwe & Sohn in Wien, „Die pädagogische Auswertung des österreichisch-ungarischen Staatsgedankens" und führt aus, daß es in Ungarn nur einen ungarischen [lies: magyarischen] Staatsgedanken gebe, keinen österreichisch-ungarischen.) — Der Krieg und die Schule. — Aus dem Leben der ausländischen Mittelschulen. — Dr. Peter Schiff: Vom Lehrkurse für Körperpflege. — k: Verschiedene Lehrkurse.

Dezember 1916 (5. und 6. Heft): Franz Josef I. — Josef Gaal: Schwebende Fragen. (Tritt für Verbesserung der materiellen Lage der Mittelschullehrer ein.) — Kleinere Aufsätze: Ludwig Scherer: Zureisende Schüler. (Beschäftigt sich mit der Frage der außerhalb des Schulortes wohnenden Schüler.) — kf.: *Pro domo.* (Tritt für die Entlastung der älteren Lehrer ein.) — Aus der Praxis der Schulbüchereien. (Stellt fest, daß die Schüler ernsteren Lesestoff wenig verlangen und empfiehlt, die Ausgabe leichterer Lektüre zugunsten der ernsteren systematisch einzuschränken.) — Über die militärische Vorbereitung der Mittelschuljugend. (Berichtet über einen ungarischen Ministerialerlaß, der diese Frage regelt.) — Einkaufstelle der Lehrer und Professoren in Großwardein. — Der Deutsche Gymnasialverein über die Mittelschulreform: Es werden drei Leitsätze aufgestellt: 1. Die Reform kann erst nach dem Kriege durchgeführt werden, 2. an ihr hat die gesamte Mittelschullehrerschaft persönlich und korporativ teilzunehmen, 3. im Mittelpunkte der Reform hat die Pflege der Muttersprache zu stehen. — Aus dem Leben der ausländischen Mittelschulen. (Bericht über die einschlägigen Verhältnisse in Serbien, Italien, Rumänien und Deutschland.) — Bücherschau: Eingelaufene Bücher und Zeitschriften; Zeitschriftenschau. — Verschiedenes; Chronik des Vereins.

Jänner 1917 (7. und 8. Heft): Eingabe des ungarischen Mittelschullehrervereines in Sachen der Gehaltsregulierung. — Die Frage des Unterrichtes und der Erziehung der Flüchtlinge von K. F. — Dr. Johann Kovács: Bernhard Shaw und die Internatserziehung. — Kleinere Mitteilungen: Dr. Zoltán Szilády: Unterschlagene Mittelschulen. (Wendet sich gegen Eucken, der verlangt, daß man auch den ungarländischen Deutschen eigene Mittelschulen gewähre; Verf.

meint, dies sei bereits geschehen und verweist auf die wenigen siebenbürgisch-sächsischen Mittelschulen, vergißt aber, daß mehr als zwei Millionen Deutscher in Ungarn keine solchen besitzen.) — M—s: Ansichtskarten in der Schule. — Bücherbesprechungen; Zeitschriftenschau; Chronik; Anhang: Kriegsteilnehmerschaft der ungarischen Mittelschullehrer.

Februar 1917 (9. und 10. Heft): J. Balogh von Vasad: Professoren, Lehrer im Parlamente. (Fordert stärkere Vertretung des Lehrstandes im ungarischen Parlamente.) — Franz Ries: Über die Verkürzung des Schuljahres. (Fordert, daß über die infolge der Kriegsverhältnisse unumgängliche Verkürzung des Schuljahres möglichst bald entschieden werde.) — J. Janicsek: In unserem eigenen Interesse! (Verlangt die Gründung von Einkaufsgenossenschaften der Lehrer.) — Kleinere Mitteilungen: Karl Majtényi: Ist das Gesetz noch Gesetz? (Fordert die genauere Durchführung des ungarischen Mittelschulgesetzes vom Jahre 1883 bezüglich der Anstellungs- und Vorrückungsverhältnisse.) — kj.: Von den polnischen Mittelschulen. — Robert Walton: Von den Stipendien. — L. I.: Stellvertretende Studiendirektoren. (Fordert die Anstellung solcher.) — Aus dem Leben ausländischer Mittelschulen. (Preußen; Englisch oder Italienisch?; die Bukarester deutsche Oberrealschule; Sitzung des Berliner Philologenvereines, Schulreformen in Berlin, im Zeichen der Begabung.) — Bücherschau; Zeitschriftenschau; Vereinsleben; Chronik.

März 1917 (11. und 12. Heft): Einladung zur Ausschußsitzung. — Franz Kemény: Die Frage der nationalen Mittelschule in der Schweiz. — Dr. Artur Benisch: Die Wirkung der Reform auf unsere Mädchenmittelschulen. — A. Balogh: Die Mittelschulreform und die Freigegenstände. — Kleinere Mitteilungen: Die Proletarisierung des gebildeten Mittelstandes. — Aus dem Leben ausländischer Mittelschulen. (Preußische Mittelschulen; der Unterricht der Nationalitätensprachen in Österreich; die belgischen Schulen und Frankreich; gegen die fremden Textausgaben; eigene Schulen für Politiker; neue Lehramtsprüfungsordnung in Preußen; Schüler des Realgymnasiums als Theologen; die lateinische Sprache bei der Vorprüfung aus deutschem Recht; im Interesse der Mittelschüler; Kriegsreifeprüfung in Deutschland; königlicher Dank für die Kriegsanleihezeichnung; ein österreichischer Gelehrter über den Unterricht des Magyarischen in österreichischen Mittelschulen: wendet sich gegen Prof. Höflers Aufsatz in diesen Blättern, 1916, Heft 8—10. — Streifzug auf den Fluren der Mittelschulen. (Übt an verschiedenen Einrichtungen der Mittelschulen Kritik.) — Bücherschau; Zeitschriftenschau; Vereinsleben; Chronik.

Juni 1917 (17. und 18. Heft): Einladung; Eingabe an den Unterrichtsminister (in Sachen der materiellen Besserstellung der Mittelschullehrer). — R. R.: Die Vorrückung der Mittelschullehrer. — Franz Kemény: Der Bruderzwist der deutschen Mittelschulen. (Behandelt den alten Streit zwischen humanistischer und realistischer Richtung bezüglich seines derzeitigen Standes.) — Beamtenbewegungen. — Kleinere Mitteilungen: Dr. Aladár Fürst: Prüfung oder Zusammenfassung? (Über einen ungarischen Ministerialerlaß, mit dem an Stelle der bisher üblichen Jahresprüfungen zusammenfassende Prüfungen in der Klasse eingeführt werden.) — D—i: Die neue Rangordnung. — Ref.: Die reformierten (in konfessionellem Sinne) Mittelschulen im Jahre 1915/16. — kf.: Die Wissenschaftlichkeit auf dem Gebiete der körperlichen Erziehung. — Aus dem Leben ausländischer Mittelschulen. (Deutsche Professoren in Japan während des Weltkrieges; die erste türkische Mädchenmittelschule; Teilnahme deutscher Mittelschüler an der VI. Kriegsanleihe; die theologische Laufbahn und die griechische Sprache; unentgeltliche Theatervorstellungen für die Wiener Mittelschüler.) — Streifzug auf den Fluren der Mittelschulen. (Entgegnung

von Dr. Joh. Fodor; Bemerkung der Schriftleitung.) — Bücherschau; Zeitschriftenschau; Vereinsleben; Chronik.

Juli 1917 (19. und 20. Heft): Andreas Barczán: Der Unterricht über den Weltkrieg in der Schule. — Dr. Alois Erdélyi: Zur Rangordnung. — Kleinere Mitteilungen: Emerich Botár: Die Erhöhung der Taxen der Privatistenprüfungen und anderer Taxen. — Beamtenbewegungen; Aus dem Leben ausländischer Mittelschulen. (Nachruf für Adolf Matthias; die englischen Mittelschulen; die deutsche Einheitskurzschrift; der Berliner Philologenverein; Fortbildungskurse für die Lehrer der Geschichte; der Verfall der Naturwissenschaften in England; die russischen Hochschullehrer; die Mittelschulen Berlins; die deutsche Sprache in den schwedischen Mittelschulen; Kriegsnachrichten der deutschen Mittelschulen; Mackensens Brief an das Mackensen-Realgymnasium in Bitterfeld.) — Streifzug auf den Fluren der Mittelschule. — Kriegsvorträge; Sommeraufenthalt von Schülern. — Bücherschau; Zeitschriftenschau; Vereinsleben; Chronik.

August 1917 (21. Heft): Enthält lediglich Vereinsnachrichten und das Inhaltsverzeichnis des Jahrganges.

Wien. B. Imendörffer.

IV. Nastavni Vjesnik. Band XXV, Heft 7—10, März bis Juni 1917.

I. Vorträge und Abhandlungen: Dr. V. *Njegovan*, Kritische Betrachtungen einiger physikalischer Definitionen von dem Standpunkte der Energetik. — Dr. *F. Bubanović*, Die Chemie als Naturwissenschaft (Heft 7). — *T. Jakić*, Über die Zeitrechnung (Heft 8/9). — Dr. *V. Kesterčanek*, Die Balladen und die Romanzen des Vraz (Heft 10).

II. Vermischte Mitteilungen: Dr. *S. Pliverić*, Wie sollten die Jahresberichte der Mittelschulen zusammengesetzt sein? Der Kostenaufwand für den Druck der Jahresberichte der Mittelschulen ist sehr groß, dagegen der innere Wert der Jahresberichte selbst oft minimal. Solche Publikationen haben mit ihrem stereotyp wiederkehrenden Inhalt für niemand ein eigentliches Interesse (?); am wenigsten für die Schüler selbst, denen die „Änderungen im Lehrkörper" und „Beurlaubungen" zu mancherlei unliebsamen Kombinationen Anlaß geben können. Anderes wie die Rubriken „Lehrplan", „Verzeichnis der Lehrbücher", „Zuwachs der Bibliotheken und Lehrmittelsammlungen", „Erlässe und Verordnungen" ist überflüssig oder ließe sich mit bedeutender Kostenersparnis in periodischen Broschüren zusammenfassen. Gerade derjenigen Rubrik, die das größte Interesse bietet, der „Chronik der Anstalt", wird die wenigste Aufmerksamkeit geschenkt. Dieser Teil des Jahresberichtes sollte den ganzen Gang der Anstaltstätigkeit wiedergeben. Durch Einschränkung der oben erwähnten Rubriken könnten Mittel für Bilderschmuck (Ansichten des Anstaltsgebäudes von außen und innen, Bildnisse verstorbener Lehrer und Schüler) und Mitteilung vorzüglicher Schülerarbeiten gewonnen werden. Die übrigen Rubriken könnten in der gegenwärtigen Fassung beibehalten werden. Auf solche Weise zusammengesetzt, könnten die Jahresberichte, nach der Ansicht des Verf.s, ihrem Zwecke entsprechen (Heft 7). — *I. K. Srljuga*, Noch ein Wort über das Lernen der fremden Sprachen an den Mittelschulen. Der Verf. kommt auf die in dieser Zeitschrift schon einigemale erörterte Frage über das Lernen fremder Sprachen an den Mittelschulen zurück und stellt auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen als Lehrer der französischen Sprache den Grundsatz auf, daß die einzig richtige Methode, eine fremde Sprache gründlich zu erlernen, diejenige ist, dem Studium der Grammatik die größte Auf-

merksamkeit zu schenken. — *L. Dvorniković*, Aus der Psychologie der Kriegsgeschichte (Heft 8). — Σ: Einrichtung der Schülerbibliotheken an den kroatischen Mittelschulen. Einleitend bemerkt der Verf., daß die Schülerlektüre an den kroatischen Mittelschulen nicht jene Würdigung und Beachtung gefunden hat, wie es an den deutschen Mittelschulen der Fall ist. Er will deshalb in diesem Aufsatze zeigen, was die österreichische Schulbehörde in dieser Hinsicht getan hat, und führt zu diesem Zwecke verschiedene diesen Gegenstand behandelnde Ministerialverordnungen an, u. a. auch eine diesbezügliche Stelle aus der Ministerialverordnung vom 3. Januar 1883, Z. 13456 ex 1882. Darauf macht der Verf. Mitteilungen aus der deutschen pädagogischen Literatur über diesen Gegenstand. Es ist also kein Wunder, bemerkt der Verf., wenn eine so vielseitige theoretische Behandlung dieser Frage eine überaus reiche Jugendliteratur zur Folge hatte. Hier führt der Verf. einige aus diesen für die Schüler bestimmten Sammlungen an. Den Deutschen stehen in dieser Hinsicht die übrigen Nationen, die Franzosen, die Engländer, die Italiener, die Russen, nicht nach. Nachdem sodann der Verf. den Zustand der Schülerbibliotheken an den kroatischen Mittelschulen kurz geschildert hat, fordert er die Gründung einer kroatischen Schülerbibliothek, wofür die Mittel u. a. durch Schülerbeiträge sichergestellt werden sollen, Revision der vorhandenen Bestände, Aufstellung von Vorschriften für den Gebrauch der Schülerbibliotheken durch die Schüler, Einsetzung eines literarischen Komitees aus den Kreisen der Mittelschullehrer, das nach pädagogischen Grundsätzen die Auswahl von zur Übersetzung geeigneter fremdsprachlicher Schülerliteratur ins Kroatische zu treffen und die Veröffentlichung Hand in Hand mit dem Buchhandel und den literarischen Vereinigungen zu fördern hätte (Heft 9). — *J. Milaković*, Die hypothetische Bedeutung der Partikel *što* (Heft 10).

III. Bücherbesprechung: *H. Fehr*, Compte rendu de la conférence internationale de l'enseignement mathématique, Paris 1914, angez. von M. Lukšić. — *B. Landsberg*, Streifzüge durch Wald und Flur, 5. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. A. Günthart und Dr. W. B. Schmidt, Leipzig-Berlin 1916, Teubner, angez. von Dr. A. Langhoffer (Heft 8). — Dr. *H. Deckelmann*, Die Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschen Unterrichte, Berlin 1914, Weidmann, angez. von F. Bauer (Heft 9). — Dr. *O. Schrader*, Die Indogermanen, 2. Auflage, Leipzig 1916, Meyer, angez. von J. Nikšić. — Dr. *W. Schönherr*, Direkte und indirekte Methode im neusprachlichen Unterrichte, Leipzig, Meyer, angez. von Dr. Skok. — *R. Wöhmer*, Spracherlernung und Sprachwissenschaft, Leipzig 1917, Teubner, angez. von Dr. Skok (Heft 10).

Zara. W. Freiherr v. Ljubibratić.

V. Nasza Szkola. (Unsere Schule.) Wissenschaftlich-pädagogische Zeitschrift der Vereine ukrainischer Lehrer an höheren Schulen „Uczytelska Hromada" in Lemberg und des „Skoworoda-Vereines" in Czernowitz. 1917. 8. Jahrgang, 3—4. Heft.

Direktor Dr. *Ostap Makaruszka*: Der Einfluß des Krieges auf die Erziehung. (Dieser Artikel ist der vom Verf. am 10. Februar 1917 in einer pädagogischen Versammlung des Vereines „Uczytelska Hromada" gehaltene Vortrag, dem eine zweistündige lebhafte Diskussion folgte und der auch im Sonderabdruck erschienen ist.) Der Verf. untersucht darin die Licht- und Schattenseiten des Krieges auf die Erziehung und macht auf Grund eigener Erfahrung mehrere

Bemerkungen (S. 1—14 Vortrag, S. 15—18 Diskussion). — Gymn.-Prof. Dr. *Michael Paczowskyj:* Unsere Rechtschreibung. Einige Vorschläge des Verf.s, von dem mehrere ukrainische Schulbücher herrühren, bezüglich der Vereinheitlichung der ukrainischen Rechtschreibung (S. 19—23). — Gymn.-Lehrer *Thaddäus Zaleskyj:* Einiges über die Schülerheime. Das Bild eines Schülerheimes und Nachweis der Notwendigkeit einer nationalen Erziehung in demselben (S. 24—29). — Gymn.-Prof. *Georg Rudnyckyj:* Der Unterricht in der fremden Literatur an ukrainischen Gymnasien. Der Verf. entwirft einen Plan des Unterrichts der fremden Literatur an den ukrainischen Gymnasien Galiziens und tritt besonders für die eingehende Behandlung der deutschen Literatur ein, die in den letzten Jahren vor dem Kriege aus den galizischen Mittelschulen beseitigt wurde (S. 30 bis 34). — Wissenschaftlich-pädagogische Chronik. Rundschau der im Jahre 1916 erschienenen periodischen Zeitschriften. 1. Indogermanische Forschungen. Von Dr. *Jaroslaus Hordynskyj;* 2. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. Von Dr. *Roman Ilewycz* (S. 35—40). — Bücherschau. Alexander Barwinskyj: Wyjimky z ukrajinskoji narodnoji literatury (Auswahl aus der ukrainischen Volksliteratur). I. Teil, 5., veränderte Auflage. Lemberg 1913, angez. von Dr. *Jaroslaus Hordynskyj.* — Wladimir Hnatjuk: Ukrajinska narodnia slowesnist (Ukrainische Volksdichtung). Wien 1917, angez. von *Wladimir Radzykewycz.* — Felix Auerbach: Die Physik im Kriege. Jena 1916; Dr. Eugen Alt: Der Krieg im Zeitalter der Naturwissenschaften und der Technik. Leipzig, Reclams Verlag; Dr. Wladimir Kuczer: Dejaki usluhy fizyky u suczasnij wijni (Einige Dienste der Physik im gegenwärtigen Kriege). Lemberg 1916. Dr. Josef Nusbaum-Hilarowicz: Der Krieg im Lichte der Biologie. Jena 1916; sämtliche angez. von Dr. *Nikolaus Czajkowskyj.* — Arthur Seelieb: Geschichte der deutschen Literatur für Ausländer. Lausanne 1916, angez. von *Georg Rudnyckyj.* — Fritz Friedrich: Stoffe und Probleme des Geschichtsunterrichts an höheren Schulen. Berlin und Leipzig 1915, angez. von Dr. *Roman Ilewycz.* — Felix Auerbach: Fernschrift und Fernspruch. Die Überwindung von Raum und Zeit durch die Elektrizität. Berlin 1916, angez. von Dr. *Nikolaus Czajkowskyj* (S. 41—47). — Tätigkeitsbericht des Zentralausschusses des Vereines „Uczytelska Hromada“ (S. 48).

Lemberg. Dr. Roman Ilewycz.

Jos. Feichtingers Erben, Linz 19 12979